UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

3090

Deutsche

Litteraturgeschichte.

eine truch under hant. die goltmassen wolge
brant. damit bedurer die chraft. v̄ die keiser

lichen herschaft. die dr kunich aller kunige hat.
dem daz golt wolze mazze stat. dr andr brahte
wir d'ch. daran erzaiget er d'ch. daz er got wære
v̄ ewart. der al die werlte bewart. dr drite
murren dar bot. damit urkunder er dn tot.
den er sit an dm cruce leit. ia was do ein gewon-
heit. daz man toten mit murren behielt. daz ire
dhem fule wielt. daz opfer war bezaichenlich.

[illegible] „Leben der Maria".
[illegible]
[illegible] Wernher [illegible]
[illegible]

Verlag von Velhagen & Klasing

eine truch in der hant. die goltmaſſen wolgebrant. damit beduter die chraft. vnd die keiſer-

73. Bild der Berliner Handſchrift.

lichen herſchaft. die der kunich aller kunige hat: dem daz golt wol ze mazze ſtat. der ander brahte wirovch daran erzaiget er ovch. daz er got wære vnd ewart. der al die werlte bewart. der dritte mirren darbot. damit urkundet er den tot.
den er ſit an dem cruce leit. ia waſ do ein gewonheit. daz man toten mit mirren behielt. daz ire dehein fûle wielt. daz opfer waſ bezæichenlich.

K784d

Deutsche Litteraturgeschichte

von

Robert Koenig.

Mit 46 zum Teil farbigen Beilagen und 269 Abbildungen im Text.

Zwanzigste durchgesehene und vermehrte Auflage.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1889.

15932
30/9/19.
C

Julius Klinkhardt, Leipzig.

(Zur ersten Auflage.)

Dem deutschen Hause

gehört das vorliegende Buch. Aus ihm ist es herausgeboren. In seinen Grundzügen entstand es vor achtundzwanzig Jahren, als der Verfasser einem Familienkreise, dem er als Hauslehrer angehörte, an den langen Winterabenden mundgerecht zu machen suchte, was er kurz zuvor von Lachmann und Gelzer in Berlin gelernt hatte. In vieljähriger pädagogischer Thätigkeit als Töchterschuldirektor, als Leiter einer Erzieherinnenanstalt, als Lehrer im Auslande lag es dem Verfasser sodann ob, an dem begonnenen Werke weiterzuarbeiten; aber erst unter der fruchtbaren Anregung und Mitarbeit des langjährig befreundeten Verlegers, in einem neuen Berufe, ist dasselbe im dritten Jahrzehnt zu dem gegenwärtigen Bestande und Umfange ausgereift. Seinem Ursprunge und seiner Bestimmung gemäß hat es weder einen streng-wissenschaftlichen Charakter, noch will es die deutsche Litteratur in ihrer Gesamtentwickelung berücksichtigen; doch hofft es durch treue Benutzung der Forschungen unserer hervorragenden Germanisten und Litterarhistoriker dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft gerecht geworden zu sein und ein anschauliches, wenn auch nicht erschöpfendes Bild des Entwickelungsganges unserer deutschen Dichtung im Rahmen unserer ganzen Kultur darzubieten. Dem deutschen Hause wünscht es vor allem zu erzählen, was die Altvorderen gesagt und gesungen haben, und im Bilde zu zeigen, wie sie Bücher geschrieben, gedruckt, geschmückt haben. Unserem Geschlechte möchte es Lust machen, sich in dieses gottgesegnete Vätererbe zu vertiefen, sich daran zu erquicken, daran weiterzubauen. Es möchte nicht nur ein Hausbuch sein, es möchte eines der „**Erbbücher**“ werden, die W. H. Riehl in dem Bücherschrank des deutschen Hauses neben der Hausbibel und der Familienchronik zu erblicken wünscht.

Leipzig, im Herbst 1878.

Dr. Robert Koenig.

Nachwort zur neunten Auflage.

Den Rezensenten ein Dankeswort zum Schluß. Den übelwollenden nicht minder als den wohlmeinenden. Den schulmeisternden Anonymis nicht minder als den offenen Freunden. An beiden hat es meiner Arbeit nicht gefehlt; von beiden habe ich gelernt. Von den letzteren selbstverständlich am meisten. Nicht durch ihr Lob, sondern durch ihren berechtigten Tadel. Auch wo ich ihrem Urteil nicht beistimmen konnte, waren mir ihre Ausstellungen willkommen. Von Gelehrten und Ungelehrten habe ich Zuschriften erhalten, die wertvoller waren als viele der gedruckten Meinungsäußerungen. Insonderheit schulde ich vielen Dank Herrn Professor Reinhold Bechstein in Rostock für seine Notizen, wie für die sorgsame Durchsicht und Korrektur der sämtlichen Erklärungstafeln des ersten Teils. Das Buch ist in dieser neuen Auflage aber nicht nur ein hie und da verbessertes; es ist — innerhalb des alten Rahmens — ein gründlich durch- und umgearbeitetes, in Text und Bild beträchtlich vermehrtes und erweitertes Buch. Dennoch ist es im Grunde dasselbe geblieben, als welches es sich vor zwei Jahren dem deutschen Hause zum erstenmale vorstellte. Möge ihm dessen Gunst bei seinem neunten Gange so treu bleiben, wie sie es vom ersten bis zum achten gewesen ist!

Leipzig, im Herbst 1880.

Zur zwanzigsten Auflage.

Innerhalb des seit der neunten Auflage festgestellten Rahmens ist die vorliegende zwanzigste Auflage etwas weiter in Bild und Text ausgebaut und im allgemeinen bis auf die neueste Zeit fortgeführt worden, wobei nach wie vor eine auch nur annähernde Vollständigkeit sowohl der Dichter wie der Dichtungen ausgeschlossen bleibt. Auch die Winke einer berechtigten Kritik haben gebührende Beachtung gefunden.

Leipzig, im Dezember 1888. Dr. Robert Koenig.

Inhaltsübersicht.

Vorgeschichte. S. 1—13.

(Mit 4 Abbildungen und einer Tafel.)

Unsere heidnischen Ahnen. — Unsere christlichen Ahnen.

Geschichte der althochdeutschen Dichtung. S. 14—33.

(Mit 6 Abbildungen und 4 Tafeln.)

Von der Gründung des Frankenreiches bis zu den Kreuzzügen. (600—1100.)

Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung. S. 31—201.

(Mit 26 Abbildungen und 9 Tafeln.)

Von den Kreuzzügen bis zur Reformation. (1100—1500.)

Die Vorbereitungszeit. (1100—1190.)
Die Blütezeit. (1190—1300.) Epischer Volksgesang. Kunstdichtung. Minnegesang.
Verfall der Dichtkunst des Mittelalters. (1300—1500.) Der Meistergesang. Volkslied. Drama.

Geschichte der neuhochdeutschen Dichtung. S. 202—840.

(Mit 233 Abbildungen und 32 Tafeln.)

I. Das Reformationszeitalter.
II. Das Zeitalter des 30jährigen Krieges und Ludwigs XIV.

III. Das achtzehnte Jahrhundert.

1. Vorboten einer neuen Blütezeit. — 2. Neue Bahnen. Klopstock. Wieland. Lessing. 3. Die Sturm- und Drangperiode. — 4. Goethe und Schiller.

IV. Das neunzehnte Jahrhundert.

1. Die romantische Schule. — 2. Die Sänger der Befreiungskriege. — 3. Der schwäbische Dichterkreis. — 4. Österreichische Dichter. 5. Das junge Deutschland. — 6. Die Revolutionspoesie und ihre Gegner. — 7. Zur neueren und neuesten Dichtung. Das moderne Drama. Lustspiel. Der moderne Roman. Historische Romane. Dorfgeschichten. Ethnographische und Seeromane. Der Zeitroman. Novellen. Humoristische Romane. Frauenromane. Christliche Romane. Moderne Epik und Lyrik. Dichterinnen. Dialektdichter. Patriotische Dichtung.

Alphabetisches Namen- und Sachregister . . . . . S. 841.

Vorgeschichte.

Unsere heidnischen Ahnen.

Zahlreiche Sagen ebensowohl wie die Sprache weisen darauf hin, daß die Stammsitze unseres Volkes in Asien zu suchen sind. Von Asien her soll Odhin, der allen germanischen Völkern gemeinsame Gott, mit großem Heer durch das östliche Europa nach Skandinavien gezogen sein und es in Besitz genommen haben. In dem altpersischen Heldengedicht des Firdusi, dem „Schahname“ (Königsbuch) atmet ein den alten Heldenliedern unseres Volkes verwandter Geist. (Vgl. S. 12.) Stammsitze.

In den „Heldensagen des Firdusi“ hat Adolf Friedrich von Schack das persische Epos so meisterhaft nachgebildet, daß wir es fast unser eigenes nennen können. „Firdusi“, sagt er in der Einleitung, „sollten wir als unseren Stammesgenossen willkommen heißen und das durch ihn neugeschaffene Epos von Iran als ein ehrwürdiges Denkmal unserer eigenen Urzeit begrüßen.“ Firdusi.

Viel wichtiger ist noch die Verwandtschaft der Sprachen. Wenn wir erfahren, daß unser Wort Vater indisch Pitar, persisch Pader, lateinisch Pater heißt, so erkennen wir leicht, daß wir mit Indern, Persern und Lateinern eines Urstammes sind. Diesen Urstamm hat die Wissenschaft den indogermanischen oder arischen Völker- und Sprachstamm genannt. Seine Heimat war vermutlich das asiatische Hochland, die Gegend des Kaukasus und des kaspischen Meeres. Von dort aus ist unser Weltteil bevölkert worden. Wann die Einwanderung geschehen, läßt sich nicht feststellen, doch wissen wir, daß schon Jahrhunderte vor Christus das Mittelland von Europa von den Kelten und Slawen, der Süden von den Griechen und Lateinern, der Norden von den Germanen eingenommen wurde. Als sie mit dem mächtigen Rom in Berührung kamen, hatten unsere Ahnen freilich die alten Wanderzüge vergessen und wähnten, sie seien Kinder des Landes, das sie bewohnten. Einwanderung.

Das erste deutsche Volk, mit dem hundert Jahre vor Christus die Römer auf ihren Eroberungszügen zusammentrafen, waren die Kimbern (Kempen, Kämpfer) und mit ihnen die Teutonen. Kimbern und Teutonen.

Von Gutonen und Teutonen war bereits zweihundert Jahre früher eine fabelhafte Kunde durch einen griechischen Handelsmann Pytheas, der sie als Bernsteinhändler an der Ostsee kennen gelernt hatte, nach Rom gekommen. Ums J. 200 v. Chr. gelangte das erste deutsche Wort nach Rom: der altgermanische Ausdruck für Beamter. Der römische Dichter Ennius gebraucht das aus Gallien herübergebrachte Wort ambactus (gotisch andbahts) Dienst-, Gefolgsmann, Beamter. Aus dem damit zusammengehörigen andbahti ist unser Amt (früher Ambet, Ambt) zusammengeschrumpft.

Germanen. Die Teutonen waren es nun, welche im Kimbernheere zum erstenmale gegen Roms Allgewalt anstürmten; wohl mußten sie endlich dem großen Gajus Marius in zwei blutigen Schlachten erliegen, aber andere deutsche Völkerschaften traten in ihre Fußtapfen, und schließlich erlag das italische Römerreich den Nachkommen jener Gutonen, einem Zweige des mächtigen Gotenvolkes. Lange zuvor hatten die Gallier die bald über den Rhein, bald über die Donau in ihre Länder einbrechenden Stämme mit dem gemeinsamen keltischen Namen **„Germanen“** (d. h. nach J. Grimm „ungestüme, tobende Krieger,“ nach anderen „gute Schreier,“ auch „Ostleute“ oder „Nachbarn“) benannt, und überlieferten denselben den Römern, als sie aufs neue auf gallischem Boden mit den Deutschen zusammenstießen.

Ariovist u. Arminius. In der blutigen Feldschlacht bei Vesontio (Besançon) erkämpfte Cäsar im Jahre 58 v. Chr. den Sieg über den Suevenfürsten Ariovist und die Herrschaft in Gallien, aber die Länder der Germanen vermochte er nicht zu unterwerfen; sieglos kehrte er über den vergeblich überbrückten Rheinstrom zurück. Schmählicher war die Niederlage der Römer, die ihnen der Cheruskerfürst **Arminius** im Jahre 9 n. Chr. im Teutoburger Walde beibrachte, als sie bereits ganz Germanien inne zu haben glaubten. Und ob der germanische Hader den Römern noch manchen Erfolg verschaffte, ob Arminius schmählich durch Meuchelmord fiel: die Deutschen hatten doch Roms Weltherrschaft ein Ziel gesetzt, und Arminius' Ruhm lebte in den Jahrbüchern seiner Feinde fort, wie in den Liedern seines Volkes.

Tacitus. Seitdem hatte Rom Achtung vor den Germanen; davon gab ums Jahr 100 n. Chr. das unparteiische Werk eines tiefblickenden Römers Kunde, das für uns die unschätzbare Quelle der Kenntnis unserer heidnischen Ahnen ist. Es war **Cornelius Tacitus**, Roms letzter großer Geschichtsschreiber, der in seiner Schrift „Germania“ die Gedanken seiner Landsleute auf unsere Vorfahren lenkte und in beredten Worten die Vorzüge des deutschen Charakters hervorhob, ohne die Schattenseiten desselben zu verschweigen.

Alte Lieder. Nach Tacitus' Zeugnisse wohnte dem Volke mit dem „blauen, trotzigen Auge, dem rotblonden Haar und dem gewaltigen Wuchs“ die Liedes- und Gesangeslust in hohem Grade inne; „in alten Liedern“, erzählt er, „singen sie von einem erdgeborenen Gotte Tuisto oder Tuisco (wohl der einarmige Schwertgott Ziu oder Tyr) und seinem Sohne Mannus, den Urahnen und Gründern ihres Geschlechts.“ — Auch „Hercules“ (wahrscheinlich Donar, der Gott des Blitzes), „meldet ihre Sage, habe unter den Germanen geweilt, und allen Heldennamen voran wird im Schlachtgesang der seine genannt, wenn es zum Kampfe geht. Übrigens haben sie noch eine andere Art von Kriegsgesang, dessen Vortrag **Barditus** — vom Schilde, der auf altnordisch Bardhi heißt, so genannt; nach Müllenhoff s. v. a. Bartgesang — sie zum Kampfe begeistert und dessen bloßer Klang schon als Wahrzeichen für den Ausgang der Schlacht gilt; ein Schrecken

dem Feind oder ihnen, je nachdem er durch die Schlachtreihen dröhnte. Es ist, als ob sie nicht Menschenstimmen, sondern die Geister des Krieges selbst in diesem Klange vernähmen." Auch Lieder zum Preise Arminis, ihres Befreiers vom Römerjoch, sangen sie, wie uns Tacitus in seinen „Annalen" erzählt, beim festlichen Mahl, um die Feuer des Lagers geschart, wie bei feierlichen Leichenbestattungen ihrer Fürsten und Heerführer. So heißt es in dem angelsächsischen Epos „Beowulf" auch von der frohen Versammlung, die sich jeden Tag in König Hrodgars Met-Halle vereinigte:

Da ward Sang und Klang im Saale vereinigt
hier vor Healfdenes Heeresführern.
Die Saite ward gerührt, gesagt manch Spruch,
da Hrodgars Sänger in der Halle die Freude
längs den Metbänken ermuntern sollte.

Namendichtung.

Aber nicht nur den Krieg und das fröhliche Gelage schmückten die Germanen solchergestalt mit Poesie, — ein dichterischer Zug ging durch ihr ganzes Leben. Das zeigt sich schon in ihren Eigennamen, die durchweg dichterische Begabung verraten und noch heute uns an die Urzeit mahnen. Von dem ureigenen Worte der Germanen, Gott, wurden Namen gebildet, wie Gotleip (Gottleib, Gottes Nachbleibender d. i. Sohn, woraus später durch Mißverständnis Gotlieb umgedeutet wurde), Gotfried, Gothart; von dem Namen der deutschen Götter, der Ansen — Ansgar (Oskar), Anshelm (Anselm). Von kriegerischem Sinne zeugen Gunther (Gund bedeutet Krieg, also: Kriegsherr), Gundolf (Kriegswolf), Gustav (von Gundastab = Kriegsstab), auch Frauennamen, wie Hildegard, Hildburg, Hildegund, Chriemhild, Brunhild, Swanhilde; denn Hilde, Hild, bedeuten Kampf; Gudrun (Guntrun) Kriegswissen. „Das Weib soll nicht wähnen, daß sie außerhalb der männlichen Gedankenwelt, außerhalb der kriegerischen Verhältnisse stehe", sagt Tacitus. Die Lieblinge des deutschen Kriegsgottes, Odhins Wolf, der dem Sieg voranzog, und sein Rabe, der im Schlachtenbanner flatternd den Feinden Niederlage kündete, finden sich in zahlreichen Namen: Wolfgang, Wolfleib, Wolfbrand — in Wolfram sind sie beide vereinigt. Von anderen Tieren begegnet uns am häufigsten die Schlange, der unheimliche, zugleich geheiligte und gefürchtete Lint (Lintwurm) in den Namen, so Siglint, Gerlint, Theodelint. Dagegen hat sich in Bertha (die Glänzende) der Name der deutschen Göttermutter erhalten, welche bei einigen Stämmen Hulda hieß.

Deutsche Frauen.

So inhaltsschwere Namen, wie sie unsere Ahnen den Frauen gaben, weisen schon auf die ehrenvolle Stellung hin, welche das weibliche Geschlecht durchweg bei ihnen einnahm. „Die Frauen", sagt Tacitus, „sind ihnen geradezu eine Art heiliger und prophetisch begabter Wesen; ihr Rat bleibt nicht unbeachtet, ihr Spruch wird nicht überhört." Sie üben die Heilkunst; sie sind mit der Weissagung betraut; sie verstehen es, die geheimnisvollen, den Priestern und Hausvätern anvertrauten Runen zu schneiden und zu lesen; in der Edda lehrt Sigurdrifa, eine Walküre, den Sigurd diese Schreibkunst, und zahlreich sind die mit Runa gebildeten Frauennamen: Aleruna, Childeruna, Fridurun und ähnliche.

Runen.

Das gotische Wort rûna, das noch heute in Alraun und raunen fortlebt, bedeutet Geheimnis. Geheimnisvoll war der **Runen** Ursprung; dem höchsten der Götter, Odhin, schreibt die Edda ihre Erfindung zu: — „sie ritzte der Hehrste der Herrscher." Geheimnisvoll war die ihnen beigelegte Kraft: durch sie erforschte man den Willen der Götter, mit ihnen übte man vielfältigen Zauberbrauch. Die Runenschrift war eine Buchstabenschrift im eigentlichen Sinne des Wortes. Zum Zwecke der Weissagung ritzten unsere Ahnen, die Germanen, in Reiser (Stäbe) eines fruchttragenden

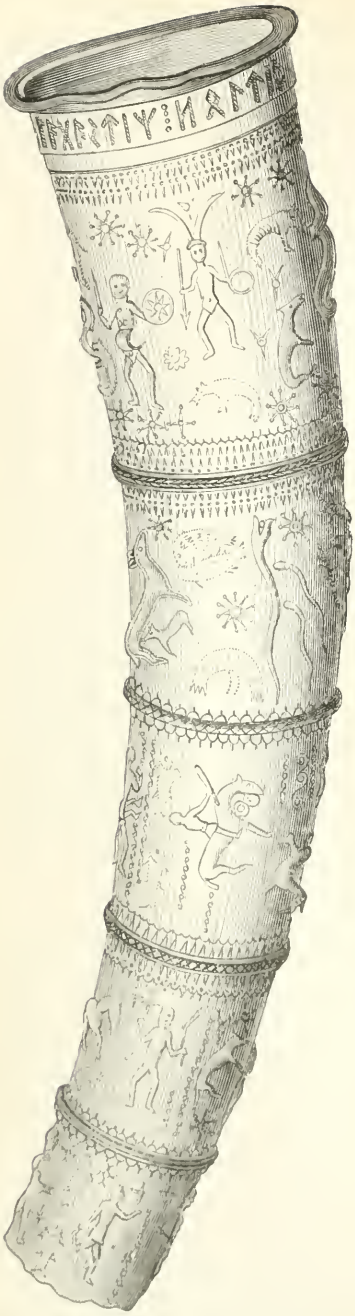


Abb. 1. Ein Runenhorn aus heidnischer Zeit IV. bis V. Jahrh. mit der Inschrift: „Dem hehrsten Waldgott bot Echlew dieses Horn dar." Im J. 1734 auf einem Felde nördlich von Gallehus bei Tondern im Herzogtum Schleswig gefunden (ca. 50 Zentimeter lang).

Baumes, gewöhnlich der Buche, gewisse Zeichen, eben die Runen, ein; diese buchenen Stäbe wurden dann geschüttelt und aufs Geratewohl über ein Tuch hingeworfen; endlich wurden drei derselben von dem Priester oder dem Hausvater unter Gebet feierlich aufgehoben und den eingeschriebenen Zeichen gemäß gedeutet. Derselbe Gebrauch herrschte wahrscheinlich auch im Norden. So heißt denn Runa der Buchstab sowohl als das Geheimnis, und daher stammen auch noch andere heute übliche Wörter: Buch (im Gotischen bôka), entwerfen (hinwerfen der Stäbe), lesen (auflesen der Stäbe), von jenen uralten Gebräuchen her. So hieß unser (dem lateinischen scribere entlehntes) Wort schreiben im Altsächsischen (angelsächsisch) wrîtan (englisch heute to write), althochdeutsch rîzan (reißen), was auf das Einritzen der Zeichen hinweist. Die Auslegung der Zeichen geschah, indem man aus der zufälligen Reihenfolge der aufgelesenen buchenen Stäbe ein Wort zu bilden suchte oder dem Namen eines jeden Buchstabs einen Bezug auf den fraglichen Gegenstand gab. So entstand der Glaube an den geheimnisvollen Zauber der Runen, die man deshalb auch an Griff und Klinge von Schwertern, auf Schmucksachen, Spangen, Ringen, Trinkhörnern, Werkzeugen u. s. w. zum Schutz und Segen ritzte. Zuweilen scheint die Inschrift eine bloße Widmung gewesen zu sein; wenigstens deutet der Runenkundige Stephens die Zeichen auf dem auf S. 5 nachgebildeten Schmuckstück, das zum Andenken an den ersten Zahn gegeben sei, dahin: „Dem kleinen Kinde." Das älteste Denkmal dieser Runeninschriften ist das goldene Horn von Gallehus (bei Tondern), das dem IV. oder V. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehört, aber noch ganz heidnischen Charakter hat. Die seltsamen Bilder sollen wohl Jagdszenen darstellen oder beziehen sich auf den Tempeldienst. Die Inschrift deutet Stephens: „Dem hehrsten Waldgott bot Echlew dieses Horn dar." Außerdem wurden die Runen im skandinavischen Norden bis ins XIII. Jahrhundert zu großen Steininschriften benutzt. Die ältesten auf uns gekommenen Runensteine sind aber nicht über 1000 Jahre alt; die meisten stammen aus der Zeit, wo das Christentum schon Wurzel geschlagen hatte, doch gibt es auch heidnische, auf welchen u. a. der Gott Thor angerufen wird. Diese Runendenkmäler sind zumeist in Schweden, Runeninschriften auf Waffen, Thongeräten u. a. neuerdings auch in Deutschland (Bayern bis nach Burgund und der Walachei) gefunden worden.

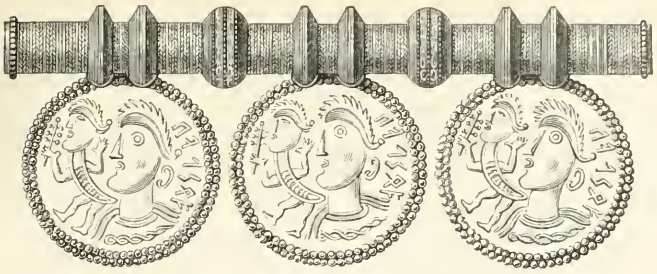


Abb. 2. Ein goldenes Runenschmuckstück aus heidnischer Zeit, mit der Inschrift: „Dem kleinen Kinde." Kinderklapper (einem Kinde zum Andenken an den ersten Zahn geschenkt). Gefunden zu Faxö, Seeland (Dänemark). Nach dem Exemplar im Museum zu Kopenhagen.

Für all die mannigfachen, nach Zeit und Mundart wechselnden Alphabete der Germanen gilt ein urgermanisches von 24 Zeichen als Grundlage, das mit geringen Abweichungen in gleicher Reihenfolge bei den Skandinaviern (hier zu 16 Zeichen vereinfacht), Angelsachsen und Germanen sich nachweisen läßt. Manche dieser Urbuchstaben ähneln noch ganz der lateinischen Schrift, aus der sie ursprünglich entnommen sind, so R und B, auch I (J), während andere uns ganz fremdartig anmuten, so z. B. Altnordisches Alphabet.

ᚨ ᚴ ᛏ ᚼ ᛘ ᛋ ᛏ

a g, k e h m s t

Im hohen Norden hat das Volk mit großer Zähigkeit an den ererbten Zeichen der Väter festgehalten und sie an allerlei weltlichen und geistlichen Sachen zur Bezeichnung des Zweckes, zu Namen- und Besitzangaben, bei den Kalendern und zu allerlei kürzeren Aufzeichnungen, zum Teil bis ins vorige Jahrhundert (so in Dalekarlien) gebraucht.

Besonders merkwürdig sind die s. g. Runenkalender, über deren Ursprung die abenteuerlichsten Meinungen in Skandinavien verbreitet waren und die man für uralten Ursprungs hielt. Es sind aber immerwährende julianische Kalender auf sechs- oder vierkantige Holzstäbe oder auf Holzblättchen eingeritzt, die ihren kirchlichen Charakter deutlich an der Stirne tragen. Ganz ähnlich sind unsere deutschen Bauernkalender, die in Steiermark noch alle Jahre — freilich auf Papier und mit deutschen Lettern gedruckt — verbreitet werden. Sie enthalten, wie die Runenkalender, außer der goldenen Zahl und den gewöhnlichen Kalenderzeichen Hieroglyphen zur Bezeichnung der prophezeiten Witterung und Sinnbilder der Heiligen und ihrer Feste. Runen- und Bauernkalender.

Die altnordischen Schriftdenkmäler sind auch die Hauptfundgrube für die deutsche Götterlehre, vor allem die von Simrock trefflich verdeutschte **Edda** (im Altnordischen = Urgroßmutter). Edda.

Der isländische Bischof Brynjulf Sveinsson entdeckte den s. g. älteren Teil der von ihm Edda benannten Liedersammlung in einem Pergamentbande zu Skalhold auf Island im J. 1643 und schenkte sie dem Könige Friedrich III von Dänemark. Sie enthält Götter- und Heldensagen und befindet sich noch handschriftlich in Kopenhagen. Über ihre Entstehungszeit schwanken die Ansichten zwischen dem X. bis XIII. Jahrhundert. Eine zweite Sammlung wird die „jüngere Edda" genannt.

Götterlieder in deutscher Sprache besitzen wir nicht; das einzige, was aus jener Urzeit uns überkommen, sind zwei in einer Pergamenthandschrift des zehnten Jahrhunderts in dem alten Bücherschatz des Domkapitels zu Merseburg, 1841 von Georg Waitz entdeckte, von Jakob Grimm zuerst herausgegebene altheidnische Heil- oder Segenssprüche, die s. g. Merseburger **Zauberspräche,** in welchen germanische Gottheiten handelnd auftreten, die sich als verwandt mit den altnordischen erweisen.

Heidnische Zauber sprüche.

Der erste dieser Heilsprüche erzählt uns von den der Schlacht waltenden Jungfrauen, im Norden Walküren genannt. Zu gunsten einer Partei greifen sie in die tobende Schlacht ein und teilen sich zu diesem Zweck in drei Haufen. Der erste derselben fesselt die Gefangenen, welche das befreundete Heer gemacht hat; der zweite „hemmt das Heer", entweder das der vordringenden Feinde oder das der weichenden Freunde. Der dritte löst die Fesseln der hinter der Schlachtordnung zu denkenden gefangenen Freunde unter dem Zuraunen der beiden zauberkräftigen letzten Verse. Wir fügen diesen Spruch, treu dem Original im Holzschnitt nachgebildet, hier bei.

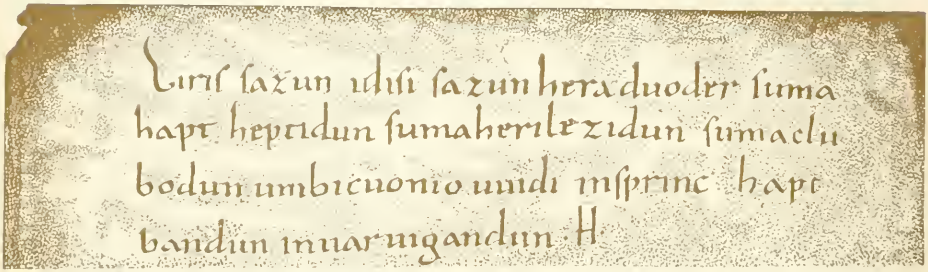


Abb. 3. Genaue Nachbildung eines der Merseburger Zaubersprüche aus der Pergamenthandschrift der Bibliothek des Domkapitels zu Merseburg.

Er lautet, in urkundlicher Wiedergabe, nur mit Verseinteilung und Interpunktion, und ins Hochdeutsche übertragen:

Eiriſ ſazun idiſi,
ſazun hera duoder:
ſuma hapt heptidun,
ſuma heri lezidun,
ſuma clubodun
umbi cuoniouuidi:
inſprinc haptbandun
inuar uigandun.

Einſt ſetzten ſich Idiſe (Weiber),
ſetzten ſich hierhin und dorthin,
einige banden Bande (hefteten Haft),
einige hemmten das Heer,
einige zerklaubten
ringsherum Feſſeln.
Entſpring den Haftbanden,
entfahre (entfliehe) den Feinden!

So tönt geheimnisvoll das Lied der heidnischen Urzeit zu uns herüber.

Unsere christlichen Ahnen.

Die Predigt von dem Gottes- und Menschensohn, der gekommen ist, die Fesseln der Menschheit zu sprengen und ihr den Sieg über alle Feinde zu erkämpfen, fand bei unseren kampfeslustigen und freiheitsliebenden Vorfahren einen

gut zubereiteten, empfänglichen Boden. In mannigfacher, tiefsinniger Weise deuteten ihre Glaubenslehren auf die des Christentums hin und wiesen über dieses vergängliche Leben hinaus auf ein höheres jenseitiges. Deutsche Mythologie und Christentum.

In Gottes weiter Schöpfung, in den undurchdringlichen, noch unangetasteten Urwäldern, auf hohen Bergen, an Quellen und Flüssen, beteten unsere Urväter ihre unsichtbaren Götter an und brachten ihnen Sühn- und Dankopfer dar. Nach der Edda, in welcher die Götterlehre der nordischen Germanen enthalten ist, beherrschte die ganze Welt Odhin (althochdeutsch Wuotan, niederdeutsch Wodan) des Himmels König, welcher den Lebenden Heil und Sieg, den Sterbenden ein Fortleben in seinen himmlischen Wohnungen gewährte, so daß der Tod ihnen eine Heimkehr zum Vaterhause war. Er ist der Vater aller Götter und Menschen und alles dessen, was von ihm und seiner Kraft geschaffen ist, darum heißt er auch Alfadur (Allvater). Sein Sohn, Thor oder Donar, der Gewittergott und dessen Halbbruder, Tyr oder Zin, der einarmige Gott des Schwertes; ferner die Göttin Frigga, Odhins Gemahlin, Ostara, die Göttin des strahlenden Morgens, und Hel (Hela), die grauenvolle Verwalterin der Unterwelt, dazu das große Heer der Riesen und Zwerge, der Walküren, Elfen und Nixen, sie alle wirkten und webten über der Menschen Geschicke, über Leid und Freude, über Krieg und Frieden. Auch glaubten unsere Vorfahren an eine Endzeit, in der die Welt durch Feuer untergehen würde, worauf dann ein neuer Himmel und eine neue Erde, in der kein Übel ist, von Alfadur geschaffen werden sollte.

In diesem Glauben standen unsere Vorfahren, als das Evangelium zu ihren Ohren drang, und schnell wurden sie davon innerlich ergriffen: „sie erfaßten das Christentum innerlichst mit dem Gemüte," wie Giesebrecht, der Geschichtsschreiber der deutschen Kaiserzeit, es mit tiefem Verständnis unseres Volkscharakters ausdrückt: „und wie sie in allem," fügt er hinzu, „den Inhalt des christlichen und kirchlichen Lebens, ihrer eigentümlichen Denk- und Sprachweise anzupassen suchten, um ihn sich so möglichst nahe zu bringen, so wurde auch das Evangelium in deutscher Sprache ihnen sofort Bedürfnis; erst in der Muttersprache drang das Wort Christi mit seiner vollen Schwere und seiner ganzen Liebesfülle an ihr Herz. Das erste deutsche Buch, von dem wir wissen, ist die noch teilweise erhaltene Bibelübersetzung des gotischen Bischofs Wulfila."

Unter allen den Völkerbündnissen, die seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christus entstanden und in denen die früheren Stammesnamen untergingen, ragten die **Goten**, die am schwarzen Meer bis zu den Ländern an der unteren Donau wohnten, als die edelsten und für Bildung empfänglichsten hervor. Sie besaßen frühzeitig geschriebene Gesetze, sie liebten und ehrten fremde Kunst und Wissenschaft und waren bemüht, sie sich anzueignen; sie waren milde gegen den besiegten Feind. Auch in dem Übertritt zum Christentum schritten sie den Alemannen, Franken und Sachsen voran: schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts fingen sie an, sich der Religion des Kreuzes zuzuwenden. Gestärkt und gefördert wurden sie darin durch die vierzigjährige Bekehrung eines hervorragenden Mannes ihres Stammes, des schon erwähnten Bischofs Wulfila. Goten.

Im Lande der Westgoten 311 n. Chr. geboren, der Sohn einer angesehenen christlichen Familie, wuchs der Knabe unter den kriegerischen Übungen seines Volkes zum kräftigen Jüngling und Mann heran. Schon sein echt deutscher Name **Wulfila** Bischof Wulfila.

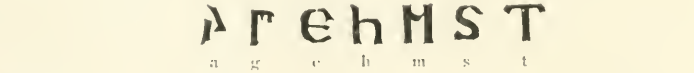
(Wölflein, nach Odhins streitbarem Tier, dem Wolfe), von den Griechen Ulfilas genannt, bezeugt seine deutsche Abstammung. Die Heldenlieder, die sein Volk nach dem Zeugnis ihres Historikers **Jordanis** (unrichtig: Jornandes genannt) besaß, regten seine Phantasie frühe an und bildeten seine Sprache. Dem Christenglauben wurde sein Herz von Jugend auf geweiht, und den priesterlichen Stand hat er aus innerster Überzeugung gewählt. In Konstantinopel, wo er sich eine gründliche Kenntnis des Griechischen erwarb, wurde er Lektor, als welchem es ihm oblag, beim Gottesdienste gewählte Abschnitte aus der heiligen Schrift vorzulesen. Dreißig Jahre alt wurde er (341) auf der Synode zu Antiochien, (welche das Absetzungsurteil über Athanasius bestätigte) durch den Einfluß der Arianer, denen er angehörte, zum Bischof der Goten geweiht und erreichte so die damals höchste Würde der Kirche, ohne die Zwischenstufen eines Diakonen und Presbyters durchlaufen zu haben. Sieben Jahre lang durchwanderte er predigend sein unwegsames Heimatland; immer weitere Ausdehnung gewannen die Christengemeinden, da erhob sich der Sturm der Verfolgung. Athanarich, der heidnisch gebliebene Fürst seines Volkes, wütete mit Feuer und Schwert gegen die Anhänger des neuen Glaubens. Vielen aber gelang es, um Wulfila geschart, über die Donau zu entkommen und auf römischem Boden ein Asyl zu finden. Kaiser Constantius, der dem kühnen Gotenbischof von jeher wohlgesinnt war, nahm ihn ehrenvoll auf und wies ihm und seinen Landsleuten südlich von dem durch Trajan erbauten Nikopolis am Fuße des Hämus in Mösien, der jetzigen Bulgarei, Wohnsitze an. Dort bildeten die zahlreichen Ansiedler einen eigenen Staat, der bis zu Wulfilas Tode (wahrscheinlich 381) unter seiner patriarchalischen Leitung stand und sich bis ins VI. Jahrhundert erhalten hat. In seiner Muttersprache predigte er ihnen dort das Wort des Lebens, und um es ihnen für immer zu erhalten, entschloß er sich, die Bibel ins Gotische zu übertragen. Es war kein leichtes Werk.

Gotische Sprache.

Wohl besaß die gotische Sprache, die Jakob Grimm den „altertümlichsten und formreichsten Dialekt der deutschen Sprache“ nennt, einen ungewöhnlichen Reichtum an Formen, eine große Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen, dazu übertraf sie die unsrige an Reinheit und Wohllaut der Vokale, aber dem eigenartigen gedankenreichen Inhalt des Schriftwortes mochte doch oft der gotische Wortschatz nicht genügen, und eine freie und dabei treue Übertragung der eigentümlich orientalischen Redeweise erforderte eine sprachschöpferische Thätigkeit, wie sie, außer Wulfila, freilich in noch höherem Maße, nur Luther entfaltet hat. Dazu kam die Schwierigkeit, welche die Schrift bereitete.

Gotische Schrift.

Die Goten hatten bereits vor Wulfila eine Buchstabenschrift, das von mir oben (S. 5) erwähnte Runenalphabet. Dasselbe eignete sich jedoch zum Gebrauch auf dem Pergament nicht, auch reichte es für alle im Bibelwerk vorkommenden Laute nicht aus. Daher sah sich der Bischof genötigt, manche Abänderungen und Ergänzungen zu treffen, wozu er dem griechischen Alphabet mehrere Zeichen entnahm. So schuf er auf Grundlage des Griechischen, Lateinischen und der Runen ein gotisches Alphabet von 26 Zeichen, das alsbald auch dem täglichen Leben diente. Als Probe folgen hier zur Vergleichung die den oben mitgeteilten Runen entsprechenden Buchstaben Wulfilas:



So entstand eine treffliche Übersetzung und zugleich die erste Bibel in germanischer Zunge, die erste germanische Prosa: „eines Denkmals von gleich hohem Alter und Wert,“ sagt Jakob Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache, „kann sich keine andere der fortlebenden europäischen Sprachen rühmen.“

VERKLEINERTE NACHBILDUNG EINER SEITE DES CODEX ARGENTEUS ZU UPSALA

(Bruchstück von Bischof Ulfilas gotischer Bibelübersetzung)

geschrieben im vierten Jahrhundert nach Christus

Bruchstück aus der Bergpredigt mit dem größeren Teil des Vaterunsers

Erklärungstafel.

(Ev. Matth. 6, 9—16.

veihnai namo thein. quimai thiudi-
geheiligt werde Name dein. Es komme König-
nassus theins. vairthai vilja
reich dein. Es werde Wille
theins. sve in himina jah ana
dein wie im Himmel auch auf
airthai. hlaif unsarana thana sin-
Erden. Brot unſer dieſes täg-
teinan gif uns himma daga. jah
liche gib uns an dieſem Tage. Und
aflet uns thatei skulans sijai-
erlaß uns was ſchuldig wir
ma. svasve jah veis afletam thaim
ſeien, ſowie auch wir erlaſſen den
skulam unsaraim. jah ni brig-
Schuldigen unſeren. Auch nicht brin-
gais uns in fraistubnjai. ak lau-
ge uns in Verſuchung, ſondern lö-
sei uns af thamma ubilin. unte
ſe uns von dem Übel; denn
theina ist thiudangardi. jah mahts
dein iſt Herrſchaft und Macht
jah vulthus in aivins. amen.
und Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

md (= 44) Unte jabai afletith mannam
Denn wenn ihr erlaßt den Menſchen
missadedins ize. afletith jah
Miſſethaten ihre, erläßt auch
izvis atta izvar sa ufar himinam.
euch Vater euer der über den Himmeln.
ith jabai ni afletith mannam mis-
Aber wenn nicht ihr erlaßt den Menſchen Miſ-
sadedins ize. ni than atta iz-
ſethaten ihre, nicht dann Vater eu-
var afletith missadedins izva-
er erläßt Miſſethaten eu-

me (= 45) ros. Aththan bithe fastaith, ni vair-
re. Aber wenn ihr faſtet, nicht wer-
thaith svasve thai liutans gaurai.
det wie die Heuchler betrübte.

Matth.	Joh.	Luk.	Mark.
md (= 44)	—	—	rkq (= 126)
me (= 45)	—	—	—

Das Vaterunser lautet in dieser altehrwürdigen Übertragung: Gotisches Vaterunser.

Atta unsar thu in himinam veihnai namo thein. Quimai thiudinassus theins.
Vater unser, du in(den) Himmeln, geweiht werde Name dein. (Es) komme Königreich dein.
vairthai. vilja theins. sve in himina jah ana airthai. Hlaif unsarana thana
(Es) werde (der) Wille dein, wie im Himmel, auch an (auf) Erden. Brot (Laib) unseres das
sinteinan gif uns himma daga. Jah aflet uns thatei skulans sijaima. svasve jah
tägliche gib uns (an) diesem Tag. Und erlasse uns, daß Schuldige wir seien, so wie auch
veis afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai. ak lausei
wir erlassen den Schuldigern unsern; auch nicht bringe uns in Versuchung, sondern löse
uns af thamma ubilin. Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in
uns ab (von) dem Übel. Denn dein ist Königreich und Macht und Ruhm in
aivins. amen.
Ewigkeit. Amen.

Nur Bruchstücke von Wulfilas großem Werke sind bis auf unsere Zeit gekommen. Das vollständigste davon wurde im XVI. Jahrhundert in der Abtei Werden an der Ruhr entdeckt; von dort gelangte dasselbe in die Sammlung des Kaisers Rudolf II nach Prag und nach der Eroberung dieser Stadt im J. 1648 durch den Grafen Königsmark nach Stockholm. Nach Holland verschleppt, erwarb es der schwedische Reichskanzler Graf de la Gardie zurück, ließ um die Blätter einen massiv silbernen Einband legen und schenkte sie 1669 an die Universität Upsala, wo sie heute noch sich befinden. Die Handschrift ist mit Silber- und teilweise mit Goldbuchstaben auf purpurgefärbtes Pergament eingezeichnet, woher ihr Name: Codex argenteus (silberne Handschrift). Von den ursprünglich 330 Blättern, welche die vier Evangelien enthielten, sind noch 177 Blätter erhalten. Andere wertvolle Überbleibsel der Übersetzung befinden sich in Wolfenbüttel, Mailand und Turin. Wulfilas Bibel-Übersetzung.

Das von mir mitgeteilte Blatt (Fol. 5) des merkwürdigen Codex ist der von A. Uppström in Upsala veranstalteten Ausgabe entnommen. Dasselbe enthält aus dem 6. Kapitel des Evangeliums Matthäi die Stelle vom zweiten Teil des 9. Verses bis zur ersten Hälfte des 16. Verses. Es ist dabei zu bemerken, daß der „silberne Codex" nicht in Kapitel und Verse eingeteilt ist, sondern in Abschnitte von verschiedener Länge, denen am Rande Buchstabenzahlen (md = 44, me = 45) zur Bezeichnung der Reihenfolge hinzugefügt sind. Jede erste Zeile eines solchen Abschnittes, auch wo sie nicht den Anfang bildet, ist bis zu ihrem Ausgang zur besseren Unterscheidung mit goldenen Lettern geschrieben. Auch der Anfang des Vaterunsers, der auf meinem Blatte fehlt, ist durch goldene Lettern hervorgehoben, obgleich keine Zahlzeichen dabei stehen; am Fuße jeder Seite ist eine Galerie mit vier Bogen, die auf korinthischen Säulen ruhen.

Indem Wulfila durch sein Übersetzungswerk den Goten das unverfälschte Wort Gottes überlieferte, machte er sich nicht nur um ihr kirchliches, sondern auch um ihr nationales Leben verdient; denn durch seine Bemühung blieb fortan ihre Kirchensprache gotisch, während sie bei den germanischen Stämmen des Westens lateinisch war und so alles tiefer gehenden Einflusses auf das Volksleben entbehrte. Wulfila richtete den ganzen Gottesdienst in seiner Sprache ein und predigte in derselben unermüdlich und unbeirrt, auch als der Sturm der Völkerwanderung von Asien her über die Welt brauste und dem Ostgotenreiche Ermanrichs ein Ende machte und dem auch Athanarich unterlag. Im J. 381 nach Konstantinopel von Kaiser Theodosius zu einer Kirchenversammlung entboten, starb er daselbst ganz plötzlich, nachdem er noch kurz zuvor seinen Freunden die Grundzüge seines Glaubens als Vermächtnis für sein Volk mitgeteilt hatte. Jahrhunderte lang wurde Wulfilas Bibelwerk von seinem Volke in Ehren gehalten und noch im neunten Jahrhundert von den Westgoten in Spanien verstanden.

Gotische Poesie.

Auch die einheimische Poesie blühte bei den Goten trotz aller Stürme fort; noch zur Zeit des Jordanis, der in lateinischer Sprache eine Geschichte der Goten schrieb, in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, ertönten die Gesänge des Heldenschmerzes, mit denen die Westgoten ihren bei Chalons gefallenen König von dem Schlachtfelde holten, ertönte das dumpfe Klagelied, das einst über Attilas Leichnam angestimmt war, denn die Goten waren an des großen Hunnenfürsten Hofe sehr bevorzugt und ihre Sprache sehr geehrt: Attila selbst ist ein gotisches Wort, das „Väterchen" bedeutet. Den Gesang ihrer Lieder begleiteten Goten und Vandalen mit ihrer Harfe, selbst Könige übten diese edle Kunst.

Als Gelimer, der König der den Goten nahestehenden Vandalen, nach seiner Besiegung durch Belisar in der Schlacht bei Trikameron im Dezember 533 im Gebirge Pappua an der äußersten Nordgrenze Numidiens von dem Söldnerführer Fara, welcher ein Heruler war, eingeschlossen gehalten wurde, erbat er drei Dinge von ihm: ein Brot, da er lange keines mehr erblickt; einen Schwamm, um seine kranken Augen zu waschen, und eine Harfe, um das Lied zu begleiten, welches er auf sein Unglück gedichtet.

Auch die Prosa wurde bei den Goten gesungen d. h. so melodisch vorgetragen, daß nur das fehlende Saitenspiel es von dem Gesang der Lieder unterschied: siggvan war das allgemeine Wort für Singen und Lesen, während Singen mit Harfenbegleitung liuthon hieß.

Völkerwanderung.

Die durch den Einbruch der Hunnen veranlaßte Völkerwanderung störte seit der Mitte des vierten Jahrhunderts die Germanen in ihren bisherigen Sitzen auf, sie wanderten gen Süden und Westen, manche ihrer edelsten Stämme gingen zu Grunde, andere verloren ihr eigenstes Wesen in der sie fortreißenden Herrschaft der Romanen; große germanische Staaten entstanden auf den Trümmern der römischen Weltherrschaft, und germanische Helden vollbrachten Thaten, die den Dichtern Stoff gaben zu gewaltigen Liedern. Aber lange dauerte es, bis man zu ruhiger Darstellung und künstlerischer Entwickelung des Erlebten und Gefeierten kam.

Als endlich die Stürme der Völkerwanderung ausgetobt und die Germanen das geistige Erbe des römischen Weltreiches angetreten hatten, als die große Scheidung in die germanischen und in die — vom germanischen Blut und Lebensgeist durchdrungenen — romanischen Völker vor sich gegangen war, da blieb die sagenhafte Erinnerung an jenes heroische Zeitalter der Deutschen doch ihnen allen ein gemeinsames Brudererbe. Bis ans Ende des Mittelalters Heldensage. und darüber hinaus erklang dieselbe **Heldensage** aller Orten, und immer neue Sängergeschlechter schöpften daraus Nahrung, wie einst Griechenlands Dichter aus dem Heldenkampf um Troja. Immer neue Lieder schuf die vielgestaltige Märe, die sich an die Gotenfürsten Ermanrich und Theodorich, an den Hunnen Attila und den Burgunderkönig Gunther anschlossen. Zu diesen geschichtlichen Stoffen im Sagengewande kamen andere, die aus der Heidenzeit herstammten, so der Mythus vom Frühlingsgotte Sigfrid und andere Gestalten des Mythus, die allmählich in der Entwickelung der Sage zu bloßen Helden wurden.

Aus jener ältesten Heldendichtung ist nur ein einziges Gedicht in allitterierenden Versen uns erhalten, das **Hildebrandslied**, das um 800 aufgeschrieben, unzweifelhaft einer viel früheren Zeit angehört und dem ostgotischen Sagenkreise entstammt, der mit poetischer Kühnheit Helden, welche Menschenalter auseinander lebten, wie Attila und Dietrich einerseits, wie Ermanrich und Attila anderseits, zusammenrückte. Hildebrandslied.

Von zweien Mönchen des Klosters Fulda in müßiger Stunde aus dem Gedächtnis auf das erste und letzte innere Blatt der hölzernen, mit Leder überzogenen Decke ihres lateinischen Gebetbuches geschrieben, ist es seit dem dreißigjährigen Kriege einer der wertvollsten Schätze der Landesbibliothek in Kassel. Von Simrock ist es in unsere heutige Sprache übertragen und in sein „Kleines Heldenbuch“ aufgenommen.

Der Sage nach waren Dietrich von Bern (Theodorich von Verona, der Stifter des Ostgotenreichs in Italien) und sein namhaftester Held, der kühne Waffenmeister Hildebrand (Hiltibrant = Kampfesbrand) vor Otacher (dem historisch bekannten Odoaker) um Schutz und Hilfe zum Hunnenkönig Etzel (Attila) geflohen. Nach dem gewaltigen Kampfe, in welchem das Geschlecht der Burgunden und zuletzt auch Kriemhild, Attilas Gemahlin, umkam, und nach Besiegung Otachers kehren sie heim in ihr Vaterland. Hildebrand, jetzt ein Greis geworden, hatte dort einst ein junges Weib und einen unerwachsenen Sohn zurückgelassen. Kaum erreicht er nun die heimische Erde, so tritt ihm ein Ritter an der Spitze seiner Gefolgsmannschaft gegenüber und verwehrt ihm den Einlaß. Eine Herausforderung zum Zweikampf ist die Folge. Beide stehen kampfbereit, aber ehe sie losschlagen, fragt der Alte nach dem Namen seines Gegners. Dieser gibt sich als Hadubrand (Hadubrand = Hadersbrand), Hildebrands Sohn, zu erkennen. Nun will der Vater den Kampf vermeiden und bietet dem jungen Ritter goldene Armringe — den beliebtesten Schmuck des deutschen Kriegers — die er einst von Attila empfangen, zum Geschenk. Im Ungestüm des jugendlichen Heldenmutes verweigert Hadubrand trotzig diese Gabe: „Mit dem Ger (der Lanze) soll man Gabe empfahn“, fährt er auf, „Spitze wider Spitze; du bist ein alter schlauer Hunne, der mich berücken will mit Worten, um mich dann desto gewisser mit dem Speer zu töten.“ Und er fügt hinzu, daß Seefahrer über den Wendelsee (das Grenzmeer, das Mittelmeer) ihm sichere Kunde von Hildebrands Tode gebracht hätten. In des greisen Helden Brust kämpfen die Liebe des Vaters und die Ehre des Ritters einen schweren Kampf. Von Schmerz übermannt ruft er:

„welaga nu, waltant got (quad hiltibrant)
wewurt skihit.
ih wallota sumaro
enti wintro sehstic ur lante,
dar man mih eo scerita
in folc sceotantero,
so man mir at burc enigeru
banun nigisasta:
Nu scal mi suasat chind
suertu hauwan,
breton mit sinu billiu
eddo ih imo ti banin werdan.
doh maht du nu aodlihho,
ibu dir din ellen taoc,
In sus heremo man
hrusti giwinnan,

Weh nun, waltender Gott! (rief H.)
Wehgeschick geschieht.
Ich wallete (der) Sommer
und Winter sechzig außer Landes,
wo man mich stets scharte
zum Volk der Schießenden,
da man mir doch vor irgend einer Burg
den Tod nicht bestimmte;
nun soll mich das eigene Kind
mit dem Schwerte hauen,
treffen mit seiner Waffe
oder ich ihm zum Mörder werden
Doch magst du nun leichtlich,
wenn dir deine Kraft taugt,
an so hehrem Manne
Rüstung gewinnen.

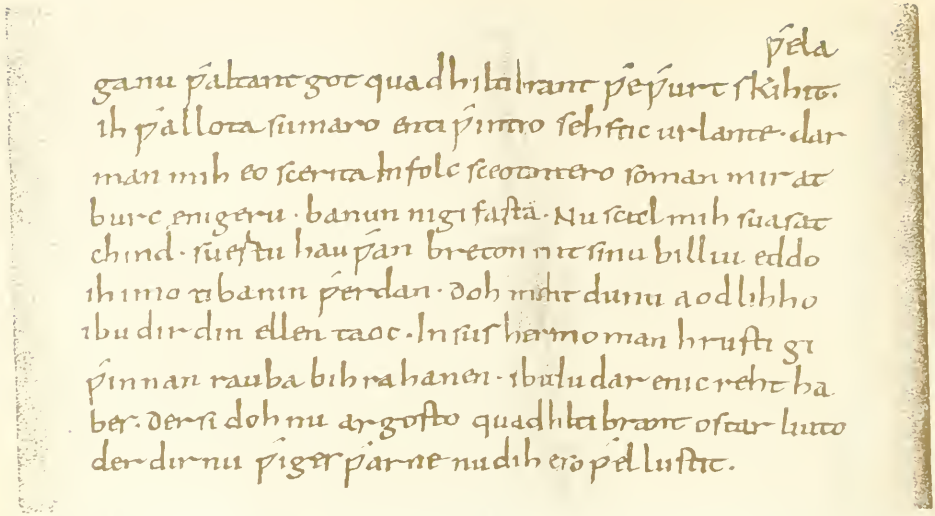


Abb. 4. Genaue Nachbildung der vor- und nachstehenden Stelle aus der Pergamenthandschrift des Hildebrandsliedes in Kassel.

rauba bihrahanen,
ibu du dar enic reht habes.
der si doh nu argosto (quad hiltibrant)
ostarliuto,
der dir nu wigef warne,
nu dih es so wel lustit.

Raub erbeuten,
wenn du dazu einiges Recht hast.
Doch der sei nun der ärgste (feigste) (rief H.)
der Ostleute (Ostgoten),
der dir nun den Kampf weigerte
nun dich dessen so wohl (sehr) lüstet."

Und nun sprengen sie auf einander los, lassen zuerst die Eschenlanzen schmettern mit scharfen Schauern, daß sie in den Schilden standen, und dann, vom Pferde gestiegen, hieben sie grimmig auf die hellen Schilde, bis die Lindenborde klein wurden von den Schwertschlägen — damit bricht das Lied ab. Aus anderen Darstellungen erfahren wir, daß der Vater den Sohn besiegt, aber nicht getötet und ihn zur Anerkennung gezwungen habe. In der Wiltinasage, einem nordischen Prosaroman aus dem XIV. Jahrhundert, verwundet der Vater den Sohn, dieser ergibt sich, hant aber tückisch nach des Vaters Hand, als er ihm das Schwert übergeben soll. Da sagt Hildebrand: „Diesen Hieb lehrte dich nicht dein Vater, sondern ein Weib." Nun erst nennt sich der Sohn, und der Vater umarmt ihn. In dem von Kaspar von der Roen um 1432 zum Teil abgeschriebenen Dresdener „Heldenbuch" ist der Stoff ähnlich behandelt, doch ist darin der Vater selbst kampfslustig. — Vielleicht aber schloß die älteste Dichtung mit dem Tode des Sohnes, wie es die Vergleichung mit verwandten Sagen, z. B. der persischen von Rustem und Sohrab (im VII. Gesange der Heldensage des Firduji, Schack Bd. II; auch von Rückert behandelt), wahrscheinlich macht.

Beowulf. Ein anderes, im Anfange des VIII. Jahrhunderts in Britannien aufgezeichnetes Epos „**Beowulf**", dessen Sage die Angeln auf ihrer Fahrt übers Meer im V. Jahrhundert mitbrachten, ist in angelsächsischer Mundart und in Stabreimen abgefaßt.

Es schildert die Heldenthaten Beowulfs, König der Geaten (Bewohner des schwedischen Götalandes), insbesondere seinen fürchterlichen Kampf mit dem Seeungeheuer

Grendel und dessen Mutter, sowie sein letztes Ringen mit einem Drachen, durch den er zu Fall und Tode kommt. Obgleich sprachlich zur englischen Litteraturgeschichte gehörig, verdient es doch in der unsrigen Erwähnung, weil der Stoff ein ursprünglich deutscher ist und es über unsere älteste Dichtung und Sitte manche wichtige Aufschlüsse gibt (vgl. S. 3). Leo hat es das „älteste deutsche Heldengedicht" genannt. Simrock, Grein u. a. haben es ins Deutsche übersetzt; ein guter Auszug findet sich bei Freybe (Altdeutsches Leben I, 127 ff.).

Sprachentwickelung.

Auch auf die Sprache unserer Vorfahren hatte die Völkerwanderung einen umgestaltenden Einfluß. Rein und durchaus germanisch hatte sie nur Deutschland, Skandinavien und England gelassen. Allein je mehr die Volksstämme sich von einander schieden, desto weiter gingen auch die Sprachstämme auseinander. Die für uns wesentlichste, durch die sogenannte Lautverschiebung hervorgerufene Sprachsonderung, die vorherrschend auch noch bis heute fortbesteht, zeigt uns zwei große Gruppen:

Dialekte und Mundarten.

1) Die niederdeutschen Dialekte (die breitere und weichere Sprache), zu denen das Altniederdeutsche und speziell das Altsächsische gehört, und aus denen sich sodann das s. g. Plattdeutsch entwickelt hat; ferner das im Laufe des Mittelalters abgesonderte Niederländische (Holländisch und Vlämisch); endlich das Friesische.

Von den übrigen ausgewanderten germanischen Völkern kann man dem niederdeutschen Sprachstamm noch zugesellen: das uns schon bekannte Gotische, das als die älteste der Mundarten, von denen wir genauere Kunde haben, für alle Stämme der Germanen den gleichen Wert hat, das Angelsächsische, aus dem unter Beimischung des Normannisch-Französischen das Englische entstand, und den altnordischen Dialekt, der sich in der norwegisch-isländischen und schwedisch-dänischen Sprache fortentwickelt hat. Dem Altnordischen gehört die Edda (S. 5) an.

2) Die ober- oder hochdeutschen Dialekte (die vollere und härtere Sprache), die im gebirgigen südlichen Deutschland und in der deutschen Schweiz zu Hause, reich an Brust- und Kehllauten sind, während die dem ebenen Norden angehörigen niederdeutschen Mundarten Zungen- und Lippenlaute vorherrschen lassen. Dazu gehörte das Alemannische oder Schwäbische, das im Elsaß (Alsatia = Alesaß, Alamannensitz), in Schwaben und in der Schweiz gesprochen wird; das Bayerische, Österreichische und das obere Fränkische.

Zwischen Nieder- und Oberdeutsch hat es von jeher vermischende Übergänge gegeben, die man in mitteldeutsche Mundarten zusammenfassen könnte. Dazu gehörte die Mundart der Hessen, der Thüringer und zum Teil der Franken und Schlesier.

Uns werden vornehmlich nur die hochdeutschen Schriftdenkmäler auf den folgenden Blättern beschäftigen, also die Erzeugnisse derjenigen Sprache, die anfangs nur von den Franken und den von ihnen beherrschten oberdeutschen Stämmen gesprochen wurde, die auch nach den Karolingern bis ans Ende des Mittelalters auf Deutschlands Süden und Mitte beschränkt war, während im Norden zuerst eine sächsische, dann eine ärmliche niederdeutsche Litteratur herrschte. Seit Luthers Reformation wurde die hochdeutsche Sprache als Schriftsprache gleichmäßig im Norden und Süden unseres Vaterlandes anerkannt. Diese, unsere eigenste Muttersprache, hat sich in drei Stufen entwickelt, an die ich auch die Perioden unserer Litteraturgeschichte anreihe. Es sind:

Sprachstufen.

1) Das Althochdeutsche (Ahd.), das von 600— etwa 1100 reicht,
2) Das Mittelhochdeutsche (Mhd.), das von 1100— etwa 1500 sich erstreckt,
3) Das Neuhochdeutsche (Nhd.), das wir noch heute sprechen.

Geschichte der althochdeutschen Dichtung.

(Von der Gründung des Frankenreichs bis zu den Kreuzzügen 600—1100.)

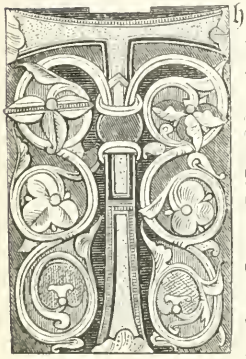
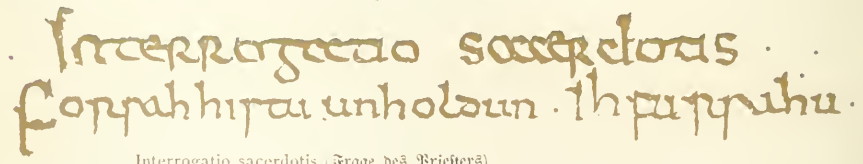


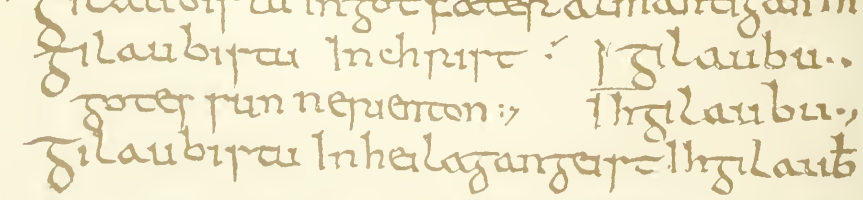
Abb. 5. Verziertes T aus einer Handschrift des XI. Jahrh.

Theodorich, der große deutsche Friedensfürst, war 526 gestorben, und kaum drei Jahrzehnte nach seinem Tode zerfiel das von ihm gegründete Ostgotenreich, das eine Zeitlang die anderen germanischen Reiche überragt hatte. Die kühn aufstrebenden Franken traten in den Vordergrund der deutschen Geschichte. Unter ihrem Könige Chlodwig (Chlodovech) und mit ihm waren sie Christen geworden, und obgleich sie in Wahrheit anfangs nicht mehr als den Namen derselben hatten, wuchs doch der erziehende Einfluß der Kirche, wenn auch nur allmählich, über das Volk. Ja, man kann sagen, die deutsche Litteratur beginnt mit der Gründung der Kirche in Deutschland. Erst seit dem VIII. Jahrhundert schreibt man, und die Kleriker sind lange Zeit die einzigen Träger der Litteratur.

Zeile 1. 2. 9—12.



Interrogatio sacerdotis (Frage des Priesters).
Forsahhistu unholdun Ih fursahhu. (Entsagst du dem Teufel? Ich entsage.)



gilaubistu In got fater almahtigan Ih	Glaubst du an Gott Vater allmächtigen? Ich
gilaubistu In christ: gilaubu,	Glaubst du an Christus? glaube
Gotes sun nerienton: Ih gilaubu,	Gottes Sohn den Heiland? Ich glaube.
gilaubistu In heilagan geist: Ih gilaubu.	Glaubst du an den heiligen Geist? Ich glaube.

Abb. 6. Aus dem Fränkischen Taufgelöbnis nach der Handschrift im Merseburger Dom.

Merowinger.

Unter den Merowingern begegnen wir manchen Zeugnissen davon in zahlreichen deutschen Schriftstücken, die sich auf die Ausbreitung des Evangeliums beziehen. Man schrieb zuerst Vokabulare (das berühmteste, nach alter Überlieferung von dem alemannischen Apostel Gallus herstammend, aber erst im VIII. Jahrhundert aufgeschrieben, wird noch heute in der Bibliothek zu St. Gallen aufbewahrt), Glossarien, unbeholfene Interlinearversionen, aus denen die Glaubensboten deutsch, die Deutschen lateinisch lernten. Dann schritt man zu regelrechten Übersetzungen vor, um den Klerus zu bilden. Dazu kamen Stücke des Katechismus, Taufgelöbnisse, Glaubensbekenntnisse, Beichtformeln und das Vaterunser. Einen anschaulichen Begriff dieser alten Schriftstücke gewährt meine einem fränkischen Taufgelöbnis entnommene Probe (S. 14). Es stammt dieses Taufgelübde eines bekehrten Heiden', das aus Teufelsabschwörung und dem Bekenntnis zu dem dreieinigen Gott, wie zu einigen anderen Hauptpunkten des christlichen Glaubens, nebst Exorcismus- und Taufformular besteht, aus dem Ende des VIII. Jahrhunderts und befindet sich im Original unter den Schätzen des Merseburger Domes.

Winfrid.

Der ganze übrige Gottesdienst wurde in lateinischer Sprache gehalten. Selbst der als „Apostel der Deutschen" oft gerühmte **Winfrid** oder **Bonifacius** predigte nur selten in deutscher Sprache und stellte alles, was er bekehrte, unter Roms Gehorsam und unter die dort beim Gottesdienst übliche fremdländische Sprache. Ja nur zu bald war es mißbräuchliche Sitte, daß die niedrigen Geistlichen nicht predigen durften, da dieses ein Vorrecht der Bischöfe war, die sich darauf beschränkten, eine lateinische Homilie vorzulesen.

Noch fremder und feindlicher als der Sprache stellten sich die Geistlichen der Poesie unserer Ahnen entgegen. Allerdings mit größerem Recht; denn dieselbe trug ganz und gar den Charakter des Heidentums und nährte den daraus erwachsenen Aberglauben. Die zahlreichen Zaubersprüche, in denen die alten Götter angerufen wurden, mußten selbstverständlich den Verkündigern des Einen lebendigen Gottes anstößig sein, und es ist den geistlichen Behörden nicht zu verdenken, daß sie dieselben strenge verboten und daß sie eben so wenig den unsittlichen Lärm der Tanzleiche, der bis in die Gotteshäuser drang, dulden wollten.

Deutsches Lied.

Aber das deutsche Lied (der Name „Lied" kommt schon im VI. Jahrhundert vor), ließ sich, trotz aller Verbote, nicht unterdrücken; es pflanzte sich von Mund zu Mund fort. Dichter gab es nicht, noch weniger eine Dichtkunst, selbst das Wort „dichten" ist ein fremdes (von dem lateinischen dictare) und bedeutet im Ahd., wo es „dihtôn" hieß, soviel als: etwas Ausgesonnenes niederschreiben oder zum Niederschreiben vorsagen, erst später erhielt es den Sinn des kunstvollen Erzählens. Es gab nur Sänger und Gesang, der durch das ganze Volk ertönte. Jedermann sang, und sobald einer anhub, stimmten alle Anwesenden ein. So wurden die Stoffe der Helden- und der Tiersage und der in beide verwebten geschichtlichen Erinnerungen bewahrt bis auf günstigere Zeiten, ja, merkwürdig genug verdanken wir es Schreibern des geistlichen Standes, daß einige jener Denkmäler, wie die oben erwähnten zwei Zaubersprüche und das Hildebrandslied, bis auf unsere Zeiten gekommen sind. Ja, ein Geistlicher war es, der schon im achten Jahrhundert den kirchliches und nationales Leben scheidenden Gegensatz dadurch auszugleichen suchte, daß er einen geistlichen Stoff in deutsche Sprache und volkstümliche Form kleidete.

Wessobrunner Gebet.

Dieser erste Versuch einer deutsch-christlichen Dichtung, die ganz den Ton der volkstümlichen Dichtung beibehielt, ist das **Wessobrunner Gebet.** Es verdankt seinen Namen dem bayrischen, am Fuße des Peißenberges gelegenen Benediktinerkloster Wessobrunn (Weißenbrunn), in dem es entdeckt wurde, und befindet sich jetzt in der Münchener Königlichen Bibliothek. Professor Sepp hat es auf seinem Gute Wessobrunn in gotischer Schrift in einen riesigen Granitblock ausmeißeln lassen.

Mitten unter lateinischen Stücken, von denen meine in Buchstaben und Linienzahl getreue Nachbildung am Schluß einige Zeilen enthält, versteckt, hat dieses altdeutsche Bruchstück auch eine lateinische Überschrift „De poeta", die darauf hinweist, daß der Schreiber von einem Dichter die Eingangsschilderung in alliterierenden Versen entlehnte, wie öde und trübe es in dem Nichts vor der Weltschöpfung und wie allein die Herrlichkeit Gottes und seiner Heerscharen da gewesen; nach Wilhelm Wackernagels Auffassung vielleicht der Anfang einer poetischen Bearbeitung der biblischen Geschichte, die dem „Heliand" stofflich vorausging. Daran ist das Gebet lose angehängt. Das Ganze lautet im Urtext, dem ich eine freie Übersetzung beifüge:

De poeta.	Aus einem Dichter.
Dat gafregin * ih mit firahim	Das erfragte ich unter (den) Menschen
firiuuizzo meista,	(als der) Wunder größtes,
Dat ero ni uuas	daß (die) Erde nicht war,
noh uf himil,	noch (der) Himmel oben,
noh paum noh pereg	noch (ein) Baum, noch (ein) Berg
ni uuas ni nohheinig,	nicht war, noch irgend etwas,
noh sunna ni scein,	noch (die) Sonne nicht schien,
noh mano ni liuhta,	noch (der) Mond nicht leuchtete,
noh der marco seo.	noch der herrliche See.
Do dar niuuiht ni uuas	Als da nichts (nicht) war,
enteo ni uuenteo,	Enden noch Wenden (Grenzen),
enti** do uuas der eino	war dennoch da der eine
almahtico cot,	allmächtige Gott,
manno miltisto;	der Mannen mildester;
enti dar uuarun auh manake	und da waren auch manche
mit inan cootlihhe geista,	mit ihm gute Geister,
enti cot heilac,	und Gott heilig,
Cot almahtico,	Gott allmächtig,
du himil enti erda gauuorahtos,	(der) du Himmel und Erde wirktest (schufest)
enti du mannun so manac coot forgapi,	und du (den) Menschen so manches Gut gabst,
forgip mir in dino ganada rehta galaupa	gib mir in deinen Gnaden rechten Glauben
enti cotan uuilleon, uuistom enti spahida	und guten Willen, Weisheit und Erkenntnis
enti craft tiuflun za uuidarstantanne enti	und Kraft, Teufeln zu widerstehen und Arges
arc za piuuisanne enti dinan uuilleon	zu meiden und deinen Willen zu wirken.
za gauurchanne.	

* Gafregin heißt in der Handschrift ᚼ fregin. ᚼ (vgl. S. 5) ist ein Zeichen, das im nordischen Runenalphabet unter dem Namen hagal den Laut h (ch) ausdrückt, hier aber (auch Z. 18. 19. 21) eine ganze Silbe ga bedeutet. ** Für enti steht im Original 7.

Die Form dieser ältesten deutschen Dichtungen war eine urdeutsche; die **Alliteration** oder der **Stabreim**, eine anmutige und kraftvolle Reimform, welcher

De poeta.

Dat ✱ frezin ih mit firahim
firi uuizzo meista. Dat ero ni
uuar. noh uf himil. noh paum
noh peregniuuœs. ni noh heinig
noh sunnœ ni stein. noh mœno
ni liuhtœ. noh der mœreo seo.
Do dœr niuuiht niuuœs enteo
ni uuenteo. ⁊ do uuas der eino
almahtico cot. man no miltisto.
⁊ dar uuarun auh manake mit
man. coot lihhe geista. ⁊ cot
heilac. Cot. almahtico du
himil ⁊ erda ✱ uuorcchtor.

Das Wessobrunner
Genaue Nachbildung der Pergament-Handschrift

⁊ du mannun somanac coot
for ✠ pi· for gipmir indino
ganadcc sehta zalaupa·
⁊ cotan uuil leon· uuistom
enti spahida· ⁊ craft· tiuflun
za uuidar stantanne· ⁊ arc
zapi uuisanne· ⁊ dinan uuil
leon za ✠ uurchanne·

Qui non uult peccata sua penitere
ille uenit iterum ubi· icc mamplius
illum non penitebunt· nec illos
se ultrcc erubescit:

Gebet.
in der Königlichen Bibliothek zu München.

sich die Skandinavier und die Angelsachsen noch bis tief ins Mittelalter hinein bedient haben.

Die Alliteration besteht in dem Gleichklang des Anlautes zweier oder dreier betonter Silben (Hebungen) der epischen Langzeile. Die alliterierenden Wörter heißen Liedstäbe, danach auch die Versform Stabreim. Diese Naturform lebt auch heute noch im Sprichwort (Sprichwort wahr Wort) und in einzelnen Redensarten, wie Haut und Haar, lieb und leid, Land und Leute ꝛc. fort, dient aber auch neueren Dichtern zu einer Art Tonmalerei; z. B. in Schillers Taucher: „Und hohler und hohler hört man's heulen.“ Einen umfassenderen Gebrauch hat Fouqué in „Sigurd der Schlangentöter“ von dem Stabreim gemacht, und in allerneuester Zeit hat Wilhelm Jordan ihn in seinem Epos „Nibelunge“ mit besonderem Geschick und Erfolg angewandt. Alliteration.

Mit **Karl dem Großen** (768—814), dem es gelang, alle Stämme des inneren Deutschlands unter ein Zepter zu beugen und zu vereinen, beginnt eine neue glanzvolle Periode unserer Litteratur. Karl der Große.

Wie es ihm am Herzen lag, sein ganzes Volk zu einem Glauben zu führen, wie er dem Christentum eine feste Stätte dadurch bereitete, daß er im Norden die heidnischen Sachsen unterwarf und im Süden dem Mohammedanismus durch siegreiche Bekämpfung der spanischen Araber Schranken setzte, so war er nicht minder auf eine vielseitige Bildung seines Volkes bedacht. Und wie in allen anderen Stücken, ging er den ihm Untergebenen mit seiner eigenen Arbeit voran. Die Schule, welche er an seinem Hofe gründete, hatte er eben so sehr für sich, wie für seine Kinder und Hofleute eingerichtet. Auch edle Frauen, seine Gemahlin, seine Töchter, seine Schwester und andere gehörten zu dieser Akademie, neben der es eine Knabenschule gab, die er selbst beaufsichtigte. Im reifen Mannesalter ging er mit großem Eifer daran, die Lücken seiner Jugendbildung auszufüllen. Vierzig Jahre alt begann er zu lernen, was damals weltliche Wissenschaft hieß: Grammatik, Rhetorik, Dialektik und Astronomie. Nicht verschmähte er es, die Bildung des Altertums auf deutschen Boden zu verpflanzen. Die tüchtigsten Gelehrten des Auslandes sammelte er um sich, und unermüdlich nahm er darauf Bedacht, die wertvollsten Bücher der Heiden und Christen, sorgfältig korrigiert, abschreiben zu lassen: ebenso sammelte er die schönsten Werke der antiken Kunst und ließ nach römischen Mustern unter seiner Aufsicht zahlreiche Bauwerke errichten. Und wie für die gelehrte Bildung, so sorgte er für die Volksbildung. Neben zahlreichen Kirchen erhoben sich Schulen für das niedere Volk, und ernstlich war er bemüht, den Kirchengesang zu verbessern, wie den Gesang des Volkes zu vervollkommnen.

Vor allem lag Karl dem Großen das heimatliche Element am Herzen. Um eines Hauptes Länge erhob er sich über seine Zeitgenossen, indem er klaren Blickes erkannte, welche Schätze in seiner herrlichen Muttersprache ruhten. Darum wandte er der deutschen Sprache und der deutschen Dichtung eine lebendige Teilnahme zu.

Er versuchte sich an der ersten deutschen Grammatik, er ließ die deutschen Heldenlieder sammeln und niederschreiben, er gebot den Geistlichen, deutsch zu predigen, deutsch zu unterrichten. So traten die Geistlichen in ein richtigeres Verhältnis zur Volksdichtung; ohne daß sie billigten, was darin unsittlich oder dem Glauben schädlich, — was auch der König nicht that — ging ihnen doch der Sinn für das Reine und Edle darin auf, sie widmeten ihm eine liebevolle Teilnahme und entnahmen daraus Vorbilder für die bald erstehende christliche Dichtung. Nach dem Zeugnisse Einharts, des Biographen Karls des Großen, war er es auch, der für sein Reich charakteristische

deutsche Monatsnamen festsetzte, die ich hier anführe, weil sie zugleich eine Probe der damaligen Sprache geben:

Deutsche Monatsnamen.

1. Wintarmanoth = Wintermonat, Januar. 2. Hornunc = Hornung, Februar. 3. Lenzinmanoth = Lenzmonat, März. 4. Ostarmanoth = Ostermonat, April. 5. Winnemanoth = Weidemonat, (oder Wunnimanoth = Wonnemonat), Mai. 6. Brachmanoth = Brachmonat, Juni. 7. Hewimanoth = Heumonat, Juli. 8. Aranmanoth = Erntemonat, August. 9. Widemanoth = Holzmonat, September. 10. Windumemanoth = Weinlesemonat, Oktober. 11. Herbistmanoth = Herbstmonat, November. 12. Heilagmanoth = Heiligmonat, Dezember.

Unter den zahlreichen Klosterschulen, die durch Karls des Großen Bemühungen erstanden, war die vorzüglichste die zu Fulda, welcher seit dem Jahre 804 **Hrabanus Maurus** als Lehrer vorgesetzt war.

Hrabanus Maurus.

Durch ihn, wie nach ihm durch seine Schüler, pflanzte sich das Bildungsziel Karls des Großen fort, und ihm ist es auch zu danken, daß, als nach des Königs Tode Ludwig der Fromme das mühsam Errungene zu zerstören suchte, das Studium der deutschen Sprache und Poesie sich doch erhielt. Und als Hrabanus 847 Erzbischof von Mainz, der oberste Bischof aller deutschen Lande ward, wandten die Geistlichen erst recht der deutschen Litteratur ihre Aufmerksamkeit zu; und endlich kam es dahin, daß in der Klosterschule der Reichenau, unter Walafrieds Leitung, fremde Brüder die deutsche Sprache an deutschen Gedichten erlernten.

Teilung des Reiches und Scheidung der Sprachen.

So überdauerte denn deutsches Leben und deutsche Art auch Ludwigs Mißachtung und Verfolgung derselben. Das karolingische Kaiserreich löste sich bald nach seinem Tode (840) auf — eine Sonderung des Ost- und Westfrankenreiches war die Folge des fürchterlichen Kampfes der königlichen Brüder, aber zugleich geschah eine Teilung der Nationalitäten und eine Scheidung der Sprachen, die für die Fortentwickelung der deutschen Sprache und Litteratur nur heilsam war.

Bisher hatten nämlich im Frankenreiche Völker zwiefacher Zungen sich vereinigt: im Westfrankenreiche (Neustrien), dem alten Gallien und heutigen Frankreich, hatte die aus der römischen Volkssprache hervorgegangene romanische Sprache, die übrigens manches Wort aus dem Althochdeutschen aufgenommen, vorgeherrscht, während im Ostfrankenreiche (Austrasien) das Germanische durchweg gesprochen wurde. Als im J. 842 Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle zu Straßburg einen Bundesvertrag schlossen und mit ihren Kriegern einen feierlichen Schwur darauf ablegten, zeigte es sich, daß hüben und drüben eine ganz verschiedene Sprache herrschte. Althochdeutsch lautete der Anfang des Eides, wie ihn Karl der Kahle leistete:

In godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir got geuuizci indi mahd furgibit, so hald ih thesan minan bruodher etc.

Zu Gottes Liebe und zu des christlichen Volkes und unser beider Wohlfahrt, von diesem Tage vorwärts, so weit als mir Gott Weisheit und Macht gibt, so (halte) helfe ich diesem meinem Bruder ꝛc.

Dagegen schwur Ludwig der Deutsche in romanischer (altfranzösischer) Sprache:

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, d'ist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre etc.

Vergleich zu Verdun.

Aus diesen Sprachproben ist deutlich ersichtlich, daß die **Teilung der Sprachen** bereits geschehen war und im darauf folgenden Jahre, am 6. August

Zu den Straßburger Eidschwüren.

Dieses wichtige Sprach- und Geschichtsdenkmal ist erhalten durch eine einzige, jetzt in Paris befindliche Handschrift der „Vier Bücher Geschichte" von Nithard, der das Original der Eide jedenfalls zur Hand gehabt hat, als er sie durch sorgfältige Niederschrift der Nachwelt aufbewahrte. Nithard, Sohn des gelehrten und hochgebildeten Angilbert, Freundes und Genossen des großen Karl, und der Bertha, der Tochter dieses Kaisers, also ein Enkel Karls des Großen, trat nach dem Tode seines Oheims Ludwigs des Frommen in den Bruderkriegen Lothars, Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen auf die Seite des letzteren und war ein steter Begleiter dieses seines Vetters auf dessen Zügen, also auch jedenfalls Ohren- und Augenzeuge des Schwurs. Er erhielt von seinem Vetter den Auftrag zur Abfassung seines Werkes „vier Bücher Geschichten", das er im Jahre 841 begann und nur bis 843 führte. Es behandelt die unglückliche Regierung Ludwigs des Frommen und den großen Bruderkrieg seiner Söhne.

Die Eide wurden nach Nithard geschworen am 14. Februar 842 zu Straßburg zwischen Ludwig und Karl gegen den abwesenden Lothar und erhielten ein Jahr darauf in dem Teilungsvertrage von Verdun ihren bedeutungsvollen Abschluß. Ludwig der Deutsche schwur romanisch, Karl als der Romane deutsch.

Erklärungstafel mit wörtlicher Überſetzung.

(Abkürzungen aufgelöſt.)

Cumque Karoluſ
Und als Karl
haec eadem verba romana lingua peroraſſet,
dieſe ſelben Worte in romaniſcher Zunge geredet hatte,
Lodhuuicuſ, quoniam maior natu erat, prior
Ludwig, weil er älter geboren war, zuerſt
haec deinde ſe ſeruaturum teſtatus eſt:
(daß) dieſe darauf er halten würde, ſchwur:

Pro deo amur et pro chriſtian poblo et noſtro commun
Aus Liebe zu Gott und fürs chriſtliche Volk und unſer gemeinſames
ſaluament, d'iſt di in auant, in quant deuſ
Heil von dieſem Tage an fernerhin, ſoweit Gott
ſavir et podir me dunat, ſi ſaluarai eo
Wiſſen und Vermögen mir giebt, ſo will ich halten (ſchützen)
ciſt meon fradre Karlo, et in adiudha
dieſen meinen Bruder Karl, ſowohl zur Hilfe (aide)
et in cadhuna coſa, ſi cum om per dreit ſon
als auch in jedweder (chacun) Sache, ſowie ein Mann mit Recht ſeinen
fradra ſaluar diſt, In o quid il mi altre-
Bruder halten ſoll, in allem was er mir eben-
ſi ſazet; Et ab Ludher nul plaid nunquam
ſo thun würde; und mit Lothar keinen Vertrag niemals
prindrai, qui meon uol ciſt meon fradre
machen werde, der meines Willens dieſem meinem Bruder
Karle in damno ſit. | Quod cum Lodhuuicuſ
Karl zum Schaden ſein würde. | Dieſes als Ludwig
expleſſet, Karoluſ teudiſca lingua ſic haec
vollendet hatte, Karl in deutſcher Sprache ſo dieſe
eadem uerba teſtatuſ eſt:
ſelben Worte ſchwur:

In godeſ minna ind in theſ chriſtianeſ folcheſ
Aus Liebe zu Gott und zu des chriſtlichen Volkes
ind unſer bedhero ge(h)altniſſi, ſon theſe-
und unſer beider Erhaltung, von die-
mo dage frammordeſ ſo fram ſo mir got
ſem Tage fortan ſo weit als mir Gott
geuuizci indi madh (l. mahd) furgibit, so haldih teſ- (l. thes-)
Wiſſen und Macht gibt, ſo halte ich die-
an minan bruodher, ſoſo man mit rehtu
ſen meinen Bruder ſowie man mit Recht
ſinan bruher (l. bruodher) ſcal, in thiu thaz er mig ſo ſo- (l. sa-)
ſeinen Bruder ſoll, in dem daß er mir eben-
ma duo; mdi mit Lu(d)heren in nohheiniu t-
ſo thue; und mit Lothar in kein D-
hing ne geganga, the minan uuillon imo
ing nicht gehe ich, das meines Willens ihm
ce ſcadhen wer(d)hen.
zu Schaden werde.

Cũq. karolus

haec cade uerba · romana linguaporasse ·
Lodhuiuc qui maior natuerat · prior
haec deinde seseruaturu testatus ẽ ·
Pro dõ amur & pxpian poblo & nrõ cõmun
saluament · dist di en auant · inquantds
sauir & podir medunat · sisaluaraieo
cist meon fradre karlo · & in ad iudha
& in cad huna cosa · sicũ om pdreit son
fradra saluar dist · Ino quid il mi altre
si faz & · Et ab ludher nul plaid nũquã
prindrai · qui meon uol cist / meon fradre
Karle in damno sit · Quod cũ lodhuiuc
explessæ · karolus teudisca lingua sic ec
eadẽ uerba testatus est ·
Ingodes minna indinthes xpanes folches
indunser bedhero gealnissi · fonthese
moda ge frammordesso framso mirgot
geuuizci indimadh furgibit sohaldihtes
an minan bruodher soso manmit rehtu
sinan bruher scal inthi uzha zermigsoso
maduo · indimit luheren innohein iut
hing nege ganga · theminan uuillon imo
ces cadhen uuerhen

Die Strassburger Eidschwüre

Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen vom Jahre 842.

In der Niederschrift Nidhards, Enkels Karls des Grossen, aus seinen vier Büchern fränkischer Geschichten.

Ältestes Denkmal der Scheidung germanischer und romanischer Nation und Sprache.

Genaue Nachbildung der einzig erhaltenen (Pariser) Handschrift.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

843 durch den Vergleich zu **Verdun**, welcher die **Teilung des Reiches** festsetzte, nur ihre rechtliche Begründung erhielt. So können Deutsche wie Franzosen den 6. August 843 mit Recht als den Geburtstag ihrer Nationalität betrachten.

Aus jener damaligen Sprache der Welschen ging die französische, die älteste der romanischen Mischsprachen hervor (die anderen, Italienisch, Portugiesisch und Spanisch, entstanden in ähnlicher Weise unter nicht geringerer Beimischung germanischer Elemente): aus der damals von unseren Vorfahren gesprochenen Sprache ist unsere heutige hochdeutsche Sprache hervorgegangen. Damals hieß sie diutiska, d. h. Volkssprache. So war sie, nachdem die alten Namen Germanen und Germanisch im Sturm der Völkerwanderung untergegangen, zuerst im Gegensatz zum Latein der Kirche und der Gelehrten, dann im Gegensatz zum Romanischen bezeichnet worden; denn diutisc kommt von diot (Volk) her, wie schon im Gotischen das Volksmäßige, dem Volk Eigentümliche, durch thiudisko (von thiuda) ausgedrückt wurde. Das durch die 843 vollzogene staatliche Trennung erwachende höhere Nationalbewußtsein ließ dann allmählich das Wort: diutisc (deutsch) auch auf das Volk selbst übertragen; freilich fing es erst nach der Mitte des XI. Jahrhunderts an allmählich in Gebrauch zu kommen.

Spärlich ist, was von Dichtungen aus jener fernen Zeit auf die unsere gekommen, und das Schönste darunter ist nicht einmal in althochdeutscher, sondern in altniederdeutscher oder altsächsischer Mundart verfaßt. Die Überlieferung knüpft es an Ludwig den Frommen, der allerdings der deutschen Poesie, sofern sie geistlichen Zwecken diente, nicht abgeneigt war, denn in seinem Auftrag soll der Sage nach der **„Heliand"** (Heiland), die Messiade des neunten Jahrhunderts, von einem sächsischen Bauern gedichtet worden sein.

Heliand.

Drittehalb Jahrhunderte hatten die Sachsen mit den Franken um die Herrschaft in Deutschland gerungen, am heftigsten, als Karl der Große es unternahm, sie nicht nur seinem Zepter, sondern auch dem des Heilandes mit der Schärfe des Schwertes zu unterwerfen. Die Legende hat das Ende dieses langjährigen Religionskrieges durch die wunderbare Bekehrung des Westfalenherzogs Widukind reich ausgeschmückt; eine historisch getreue und zugleich poetische Verklärung des Sieges Christi ist die s. g. altsächsische Evangelienharmonie, welche der erste Herausgeber richtiger „Heliand" betitelt hat. Denn darin tritt die Verschmelzung deutschen und christlichen Wesens außerordentlich schön zutage, und wenn auch Ludwig der Fromme unmittelbar wohl kaum an der Entstehung derselben beteiligt gewesen, so hat doch sein kirchlich milderes Regiment, wodurch er das inzwischen erwachsene neue Geschlecht der Sachsen mit der von den Vätern überkommenen Religion aussöhnte und die von Karl dem Großen verübten Härten wieder gut machte, mittelbar dazu beigetragen. Aus einer sächsischen Klosterschule — vielleicht aus der unter Ludwig dem Frommen erstehenden von Corvey an der Weser — ist sicherlich der Westfale hervorgegangen, der um 830 seinem Volke die Urkunde des reinen deutschen Christentums, den „Heliand", schenkte.

In allitterierenden Versen, die der Darstellung einen raschen, belebten Gang verleihen, in volkstümlichem Ton und echt epischer Haltung, welche die Person des Dichters nie hervortreten läßt, erzählt das Gedicht Christi Leben nach den vier Evangelien als das eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs, ohne jedoch je seiner göttlichen Würde als Himmelskönig etwas zu vergeben. Durchweg werden die deutschen Landesgebräuche und staatlichen Einrichtungen auf die jüdischen Verhältnisse übertragen, ähnlich

wie Lukas Cranach später die Personen der evangelischen Geschichte in die Gewandung und die ganze Lokalfarbe seiner Zeit und Heimat kleidete. Des Volkes Edelste wählt der Christ, der König der Welt, zu seinen Mannen, die ihm in Lehn- und Dienstreue ergeben folgen. In Nazareths Burg — denn wie deutsche Burgen erscheinen dem Dichter die jüdischen Städte — blüht das Gotteskind heran voll Weisheit und voll Gotteshuld, bis es auszieht, Gottes Reich zu gründen auf Erden. Großartig ist die Schilderung der Bergpredigt in der Form gehalten, in welcher die Reichsversammlungen unter freiem Himmel angesichts des ganzen Volkes an Dingtagen vor sich gingen. Das wird also erzählt (frei von Rapp übersetzt):

„Und näher traten dem trauten Christ, die er sich zum Geleit erwählt,
sie stunden weise um ihn her, von Wunsch nach seinem Wort erfüllt,
löblich bereit zu tragen, zu thun, wie ihnen sein Befehl entbot.
Dann setzte sich des Landes Hirt von Angesicht zu Angesicht
dem Volk, verkündet ihm sein Gebot, das sie leisten sollen zu Gottes Lob.
Und schweigend saß er, sah lang sie an, mit dem sanften Mut und holden Herzen.
Und als er den heiligen Mund erschloß, floß herrlich seine Rede hin
zu allen, die er dazu erwählt, des Volkes Mannen, die Gottgeliebten.
Und also spricht der Wahrheit Mund: „Selig sind auf dem Erdenkreis,
die arm sich fühlen in Demutssinn, sie haben das ewige Freudenreich;
und selig sind die Sanftgemuten, sie haben auf Erden mein sanftes Reich."

Nachdem die Erweckung des Lazarus zum Leben geschehen, verbinden sich Christi Feinde enger und entschiedener zu seinem Verderben.

Auf meinem der Münchener Handschrift treu nachgebildeten Blatte heißt es im Original (V. 4120 fg.; bei Sievers 4118 fg.):

Tho uuard thar so managumu manne mod
aftar kristе
gihuorben, hugiskesti, sidor sie if helagon
uuerk
selbon gisahun, huand eo er sulic ni uuard
uunder an uueroldi. Than uuas est thes
uuerodes so filu,
so modstarke man, ni uueldun the maht godes
antkennien kudlico, ac sie uuid if craft
mikil
unnun mid iro uuordun: Uuarum im unal-
dandes
lera so leda. sohtun liudi odra
an hierusalem, thar iudeono uuas
hereo endi handmahal endi hobidstedi,
grot gumskepi grimmaro thioda.
Sie kuddun im kristes uuerk, quadun that
sie quican sahin
hene er i mid iro ogun, the an erdu uuas,
foldu bifolhen fiunnar naht endi dagos
doc bidolben, antat he ina mid if dadiun
selbo,
mid if uuordun anuekide, that he mosti thete
uuerold lehan.

Dem Original sehr nahekommend hat Grein dies in allitterierender Form übersetzt:

Da ward der Männer manchem das Gemüt
zum Christ,
das Herz hin gewandt, als sie sein heilig
Wert
da selber sahen: denn so ward nie zuvor
ein Wunder in der Welt. Doch waren in dem
Wehrvolk auch
viele muntstarrige Männer, die die Macht Gottes
nicht erkennen wollten: wider seine Kraft die
große
kämpften sie mit Worten; ihnen war des Wal-
tenden
Lehre so leid! — Die suchten nun der Leute andere
in Jerusalem auf, wo der Judenleute
Hauptstadt war und des Heervolks Gerichtsstätte
und eine große Menge grimmer Männer.
Denen verkündeten sie da Christi Werk,
wie sie Den mit Augen lebend sahen, der schon
in der Erde lag,
in die Tiefe versenkt vier Tage und Nächte
tot begraben, bis ihn mit seiner That der
Christ
mit seinem Wort erweckte, daß er wieder diese
Welt erblickte.

Tho uuard thar so managumu manne mod aftar kriste gihuor
ben · hugi skefti · sidor sie is helagon uuerk · selbon gisahun
huand eo er sulic ni uuard uunder an uueroldi · Than uuas eft thes
uuerodes so filu · so mod starke man · ni uueldun the maht godes
antkennien kudlico · ac sie uuid is craft mikil uunnun · mid iro
uuordun · Uuarun im uualdandes lera so leda · sohtun luidi odra
an hierusalem thar iudeono uuas hereo endi handmahal · endi
hobid stedi · grot gumskepi · grimmaro thioda · Sie kuddun im
kristes uuerk · quadun that sie quican sahin thene erl mid iro
ogun · the anerdu uuas foldu bifolhen · fiuuuar naht endi dagos ·
dod bidolben antat he ina mid is dadiun selbo mid is iuuordun
auuekide · that he mosti these uuerold sehan · Tho uuas that
so uuider uuord uulankun mannun · iudeo liudiun · hetun iro
gumskepi tho uuerod samnoian · endi hu uarbos fahen megin
thioda gimang · an mahtigna krist · riedun an runun · Nis
that rad enig quadun sie that uui that githoloian · uuili thesaro
thioda te filu · gilobien aftar is lerun · than us liudio farad
an eorid folc · uuerdat us obar hobdun · rinkos fan rumu ·
than uui theses rikies sculun lose libbien · eftha uui sculun uses
libes tholon · helidos usaro hobdo · Tho sprak thar en gierod
man oboruuard uuero · the uuas thes uuerodes tho an theru
burg innan biscop thero liudio Kaiphas uuas he heten
habdun ina gicoranen te thiu · an theru ger talu iudeo liudi
that he thes godes huses gomien scoldi · uuardon thes uui he

Eine Seite der Münchener Pergamenthandschrift des *Heliand*. IX. Jahrh. (Faksimile.)

Tho uuaſ that ſo uuiderunord uulankun mannun,	Das war ſo widerwärtig den verwegenen Männern,
iudeo liudiun; hetun iro gumſkepi tho	den Judenleuten: aus den Gauen hießen ſie
uuerod ſamnoian endi huuarboſ ſahen,	ſammeln da das Volk und zur Verſammlung rufen
meginthioda gimang, an mahtigna kriſt	Männer in Menge. Wider den mächtigen Chriſt
riedun an runun: „Niſ that rad enig“ quadun ſie,	berieten ſie ſich und redeten alſo: „Nicht mehr ratſam iſt's,
„that uui that githoloian! uuili theſora thioda te filu	daß wir das dulden! Es wollen der Degen zu viele
gilobien aſtar iſ lerun. than uſ liudio ſarad	ſeinen Lehren glauben. Dann überfahren die Leute uns [wachſen
an eoridſolc, uuerdat uſ obarhobdun,	unter ihren Hauptleuten, und übers Haupt
rinkoſ ſan rumu. than uui theſeſ rikieſ ſculun	uns die Recken von Rom, daß wir beraubt des Reiches
loſe libbien eſtha uui ſculun uſeſ libeſ tholon,	Leben fortan oder gar den Leib verlieren,
helidoſ uſaro hobdo.“ Tho ſprak thar en gierod[1]) man,	wir Helden unſer Haupt.“ Da ſprach ein hochgeehrter Mann [allda
oborunard[2]) uuero; the waſ theſ uuerodeſ tho	zur Verſammlung der Männer; der war geſetzt
an theru burg innan biſkop thero liudio:	in der Burg der Juden zum Biſchof der Leute:
Kaiphaſ waſ he heten. habdun ina gicoranen te thiu	Kaiphas war er geheißen, ihn hatten erkoren dazu
an theru gertalu iudeo liudi,	in jenen Jahren die Judenleute,
that he theſ godeſ huſeſ gomien ſcoldi,	daß er das Haus Gottes hüten ſollte,
uuardon theſ uuihe[3]).	des Weihorts warten —

[1]) Lies giherod. — [2]) Der Lesart der Cottonianiſchen Handſchrift obar huarf uuero entſpricht Greins Überſetzung. — [3]) Lies wihes.

Durchweg lehnt ſich der Dichter an das Leben ſeines Volkes, das ja ſoeben erſt aus dem Heidentum ſich erhoben hatte, aber ſeine Anklänge an das Heidentum ſind doch ſtets chriſtlich verklärt. Der Tod heißt „Wurd“ (die Todesnorne der altdeutſchen Mythologie); das Gerichtsfeuer „Mudſpelli“ (Weltbrand); nach Chriſti Taufe ſetzt ſich ihm der heilige Geiſt in Taubengeſtalt auf die Schulter, wie dem Odhin der Rabe es gethan, als Sinnbild der Allwiſſenheit. So iſt auch der Schauplatz der einzelnen Begebenheiten ganz deutſch: Herodes hält ſein Feſtmahl in einer hölzernen Halle mit den Bänken an beiden Seiten und einem erhöhten Sitz für den Hausherrn in der Mitte. Derſelbe Ton geht durch das ganze Gedicht, das mit Chriſti Himmelfahrt ſchließt; überall echt germaniſch, iſt es überall doch auch echt chriſtlich und der offenbarten Wahrheit getreu.

Dieſes ehrwürdige Denkmal der älteſten deutſchen Dichtung, deſſen große Bedeutung ſchon Klopſtock aus den ihm bekannt gewordenen Bruchſtücken ahnte, iſt uns in zwei Handſchriften erhalten, deren eine ſich im Britiſchen Muſeum zu London, die andere in der Münchener Königlichen Bibliothek befindet. Ins Hochdeutſche iſt es von Grein, Kannegießer, Rapp und Simrock übertragen worden. Am beſten verſtehen lernt man es durch Vilmars treffliche Abhandlung: „Deutſche Altertümer im Heliand als Einkleidung der evangeliſchen Geſchichte.“

Poetiſch ebenbürtig dieſem altſächſiſchen Epos und nicht minder wichtig als ein Zeugnis der Verſchmelzung mythologiſcher Erinnerungen mit dem chriſtlichen Glauben iſt das wahrſcheinlich von König Ludwig dem Deutſchen (843—876) eigenhändig auf die Ränder eines Buches niedergeſchriebene althochdeutſche allitterierende Lehrgedicht vom jüngſten Tage, von dem erſten Muspilli.

Herausgeber Schmeller **Muspilli** genannt, das in dem bayrischen Kloster Emmeran — leider als ein Bruchstück — aufgefunden wurde und jetzt in der Königlichen Bibliothek zu München sich befindet.

Muspilli.

Muspilli ist die althochdeutsche Form für das altnordische Muspel, nach der Edda die der Nebelwelt (Nifl), aus deren Schoß alle Dinge sich erhoben, gegenüberliegende Flammenwelt: „die ist hell und heiß, so daß sie flammt und brennt, und ist allen unzugänglich, die da nicht heimisch sind und keine Wohnung da haben.“ Diese Flammenwelt verzehrt am jüngsten Tage die Erde und alles, was sie enthält. Darum bedeutet Muspel auch soviel als Weltbrand, und von diesem handelt das Gedicht, das die biblisch-christliche Schilderung des jüngsten Gerichtes mit mythologischen Anklängen vermischt. Im Himmel und in der Hölle harren die abgeschiedenen Seelen ungeduldig des jüngsten Gerichtes; endlich ertönt ein Hornstoß, der den Anbruch desselben verkündet, gerade wie in der Edda bei Beginn der Götterdämmerung Heimdall laut ins erhobene Horn bläst. Und nun beginnt der Kampf des Elias mit dem Antichrist, der dem Kampfe Thors (Donars) mit dem schwarzen Surtur entspricht:

Elîas strîtit pî dên êuuîgon lîp:	Elias streitet um das ewige Leben,
uuili dên rehtkernôn daz rîhhi kistarkan:	er will den das Recht Begehrenden das Reich bestärken:
pidiu scal imo helfan, der himiles kiuualtit.	um deswillen wird ihm helfen, der des Himmels waltet.
der antichristo stêt pî demo altfiante,	Der Antichrist steht bei dem Alt(Erb-)feinde,
stêt pî demo Satanâse, der inan varsenkan scal:	steht bei dem Satan, der ihn versenken soll;
pidiu scal er in deru uuicstetî uuunt pivallan,	daher soll er auf der Walstatt wund hinfallen
enti in demo sinde sigalôs uuerdan.	und auf der Kriegsfahrt sieglos werden.
doh uuânit des vilo gotmanno,	Doch wähnen viele Gottesmänner,
daz Elîas in demo uuîge aruuartit [uuerdi].	daß Elias in dem Streit verletzt wird.
sô daz Eliâses pluot in erda kitriufit,	Sobald als Elias' Blut auf die Erde träuft,
sô inprinnant die pergâ, poum ni kistentit	so entbrennen die Berge, Baum nicht besteht
einîc in erdu, ahâ atruknênt,	ein einziger in der Erde, die Wasser vertrocknen,
muo varsuuilhit sih, suilizôt lougjû der himil,	das Meer verdampft, es schwelt in Lohe der Himmel,
mâno vallit, prinnit mittilagart,	der Mond fällt, es brennt der Mittelgarten (die Welt),
stên ni kistentit, denne stûatago in lant	Stein nicht besteht. Dann der Tag des Büßens ins Land
verit mit diu vuiru virilho unîsôn.	fährt, mit dem Feuer die Menschen heimzusuchen.
dâr ni mac denne mâc andremo	Da kann nicht ein Verwandter dem andern
helfan vora demo muspille . . .	helfen vor dem Weltbrand . . .

Das große Gerichtfeuer erfaßt und verzehrt die Erde, die in der Edda „Midgard“ hieß, weil sie zwischen Jötunheim, der Riesenburg, und Asgard, dem Göttersitz, gelegen war. Thöricht ist es, um vergängliche Dinge auf Erden zu streiten, da vor dem heiligen Kreuze Christi alles zum jüngsten Gericht erscheinen muß . . .

Reimdichtung.

Mit diesem Gedichte scheidet auch für immer die altnationale Allitteration, und der (End-)Reim, wie die Einteilung in Strophen, tritt an ihre Stelle.

Das früheste größere Denkmal der Reimdichtung ist ein Leben Christi in althochdeutscher Sprache, von seinem ersten Herausgeber Graff „**Der Krist**", von den neueren, Johann Kelle, Oskar Erdmann und Paul Piper, im Anschluß an den Originaltitel liber evangeliorum, „**Otfrieds Evangelienbuch**" genannt. Sein Verfasser war **Otfried von Weißenburg**, der erste deutsche Dichter, den wir dem Namen nach kennen.

Otfried. Otfried, am nördlichen Rande des Elsasses geboren, schon in früher Jugend für den geistlichen Stand bestimmt, verlebte seine Knabenzeit in der Schule, die zur Benediktinerabtei Weißenburg im Speiergau, einem der reichsten und ältesten Klöster des Elsasses, gehörte, und kam von dort — etwa um 830 — in die Domschule von Konstanz, wo er seine Studien fortsetzte. Einen nachhaltigeren Einfluß auf seine innere Entwickelung übte aber sein zehnjähriger Aufenthalt in Fulda, wo er den Unterricht des gelehrten Hrabanus Maurus genoß und von ihm die Sprache der Heimat lieben und brauchen lernte; „von Hraban ist meine Wenigkeit ein wenig erzogen worden," bekannte er später dankbar in der Rückerinnerung an diesen bedeutsamsten Abschnitt seiner Studienjahre. Zurückgekehrt in seine Heimat, wurde er Mönch zu Weißenburg und sofort auch zum Meister der Klosterschule bestellt, wo er weiter lernend und zugleich lehrend, still und bescheiden thätig bis an sein Ende lebte, manche gelehrte Werke schrieb, die verloren gegangen sind, aber daneben ein deutsches Gedicht, das noch heute ihm ein dankbares Andenken sichert. — Auf Anregung einiger Brüder und einer „verehrungswürdigen Frau Judith" (vielleicht der Witwe Ludwigs des Frommen) dichtete er sein „Evangelienbuch", wie er es selbst nannte (liber evangeliorum), im Verlauf von mehreren Jahren, und widmete es in deutschen Versen dem Könige der Deutschen, Ludwig, im J. 868. Evangelienbuch. In fünf Büchern wird darin Christi Leben von seiner Geburt bis zur Himmelfahrt erzählt. In fünf Bücher teilt er es, weil der Mensch fünf Sinne habe: was er mit denselben fehle, solle durch Lesung dieser fünf Bücher wiederum gut gemacht und jeglicher Sinn dadurch geläutert und erleuchtet werden. Schlimmer als diese und ähnliche Geschmacklosigkeiten ist, daß er den Gang seiner Erzählung fortwährend durch breite lehrhafte Einschaltungen unterbricht und dadurch den epischen Charakter seiner Dichtung, den er doch selbst erstrebte, vernichtet. Trotzdem erweist er sich als einen echten Dichter in einzelnen Stellen, wo sein Gemüt den Verstand überflügelt und seiner warmen innigen Empfindung in lyrischen Klängen Ausdruck gibt. So wenn er die Mutterliebe schildert und sie mit der Liebe Gottes vergleicht, und besonders wenn er seine Liebe zur Heimat (heim, heimingi), sein in der Fremde empfundenes Heimweh beschreibt. Eine tiefgefühlte Vaterlandsliebe spricht sich auch in dem ersten Kapitel des ersten Buches aus, wo er, um die Wahl der deutschen Sprache für sein Gedicht zu rechtfertigen, das Lob seines Landes und Volkes singt. Darin sagt er von seinen Landsleuten u. a.:

Si sint so sáma kúani	Sie sind eben so kühn
sélb so thie Románi — —	eben so wie die Römer — —
zi uuáfane snélle	zu Waffen bereit,
so sint thie thégana alle.	so sind die Degen alle.
— — — — —	— — — — —

Wanta állaz thaz sies thénkent,	Denn alles was sie denken,
Siez al mi góte wirkent,	sie es alles mit Gott wirken;
ni dúent sies wiht in nóti	noch thun sie etwas in der Not
ána sín girati.	ohne seinen Rat.

Und doch rechtfertigt sich derselbe Mann in einem lateinisch geschriebenen Brief an den Bischof Liutbert von Mainz gegen den Vorwurf, daß er bäurisch-deutsch, anstatt

lateinisch geschrieben habe, mit der Versicherung: er habe die deutschen unnützen und unzüchtigen Lieder verdrängen wollen. Aus demselben Grunde verwarf er auch wohl die Alliteration und wählte die allen Geistlichen geläufige und auch den Laien aus dem lateinischen Gottesdienst bekannte Form der Strophe, die aus vier Zeilen bestand, von denen je zwei sich reimten. Zum Singen war ja sein Gedicht bestimmt, wie er es selbst ausspricht, und die Verteilung des Ganzen in einzelne kleinere Lieder konnte dem Gesange nur förderlich sein. Demungeachtet hat das Gedicht nie im Volke feste Wurzel geschlagen; denn es war eben so unvolkstümlich, wie es im großen und ganzen unpoetisch ist, da es den Gang der Erzählung fortgehend durch Einschaltungen, die das eben Erzählte bald moraliter (moralisch), bald spiritaliter (geistlich), bald mystice (mystisch) auslegen, unterbricht.

Diese althochdeutsche Messiade ist — außer in zerstreuten Fragmenten — in drei Handschriften auf unsere Zeit gekommen, welche in den Bibliotheken zu Wien, Heidelberg und München aufbewahrt werden. Das von mir mitgeteilte Blatt ist der Münchener Pergamenthandschrift entnommen, die früher dem Freisinger Dom gehörte und auf Wunsch des Bischofs Waldo von Freising von dem Schreiber Presbyter Sigihart wahrscheinlich zwischen 902—906 geschrieben wurde. Jede Seite des Foliobandes hat zwei Spalten, die aus je zwei gereimten Hälften desselben Verses bestehen und die man nebeneinander lesen muß. Je zwei solcher Langzeilen bilden eine Strophe, die immer durch einen großen roten Anfangsbuchstaben bezeichnet ist. Die Schrift ist durchweg sorgfältig und deutlich — einzelne der kleinen Buchstaben zeigen bereits den Übergang zur Kursivschrift. Das nebenstehende Blatt enthält ein ganzes Kapitel des Otfriedschen Werkes, das letzte (XXVIII) des ersten Buches und mit einigen lateinischen Übergangszeilen den Anfang des zweiten Buches. Zum bessern Verständnis wiederhole ich es hier genau nach dem Wortlaute des Originals mit Weglassung der Accente.

Spiritaliter (d. h. geistige Auslegung des vorhergehenden Abschnittes).

XXVIII.

MIT ALLEN UNSEN KREFTIN,
Er unsih unf cileide
Thaz uuir fon then bliden
Uuir unsih in then riuuon
Thaz fi unf thiu uuintuuorfa
Iz unsih mit giuuelti
Ioh in fiure after diu
Uuir mit ginadon finen
Thaz hirta fine vnf uuarten
Ioh vnsih ouh niruuannon
Uuir unsih muazin famanon
Mit uuerchon filu riche
In hoho guallichi
Bimiden thefo grunni
Ioh muazzin mit then druton
Then fpichari iamer fuazen
Thaz heilega kornhuf
Mit finen unsih fafto
Ioh uuir thar muazin untar in
Fon euuon unz in euuon

BITTEMUS NU TRUHTIN,
Fonne then guathen nigi fkeide
Mit leidu ni gifcheiden
Ni muazzin io bifcouuon
In themo vrteile helfa
Ni firuuahe unz in enti
Thar ni brinen io fo fpriu
Then uuenuon bimiden
Inti unsih io gihalten
Uzar then gotef kornon
Zen gotef trut theganon
Ze demo hohen himilriche
Theist auur thaz himilrichi
Thuruh theo euuigon uumni
Thef himilrichef nioton
Mit falidon niazen
Thaz ni faren furdir uz
Freuuen thero refto
Blide fora gote fin
Mit then heiligon felon

EXPLICIT LIBER EUANGELIORUM PRIMUS THEOTISCE CONSCRIPTUS. INCIPIT LIBER SECUNDUS.

(Zu Ende ist das erste Evangelienbuch auf deutsch abgefaßt. Es beginnt das zweite Buch.)

24 a

VIII N

Thx

Qu

Thx

lzu

J oh

ir

Aldhelm.

uchald.

SPIRITALITER

1 MITALLEN UNSEN KREFTIN
Er unsih uns eileide
Thaz uuir fonthen bliden
Quir unsih inthen riuuon
Thaz suns thiuuiunt uuorsa
Izunsih mitgiuuelti
Joh infiure aster diu
Uuir mit ginadon sinen
Thazhirta sine uns uuarten
Ioh unsih ouh nir uuannon
Uuir unsih muazin samanon
Mituuierchon filu riche
Inhoho guallichi
Bimiden theso grunni
Joh muazzin mit then druton.
Thenspichari iamer suazen.
Thazheilega kornhus
Mitsinen unsih sasto
Joh uuir thar muazin untarin
Fon euuon unzin euuon

BITTEMUS NU TRUHTIN
Fonne thenguathen nigi skeide
Mitleidu nigischeiden
Nimuazzin io biscouuon
Inthemo urteile helfa
Nifiruuahe unzinenti
Thar nihrinen io sospriu
Then uueuuon bimiden
Inti unsih io gihalten
Uzar then gotes kornon
Zen gotes trut theganon
Zidemo hohen himil riche
Theiscauur thazhimil richi
Thuruh theo euuigon uunni
Theshimil riches nioton.
Mitsaldon niazen
Thaz nisaren surdir uz
Freuuen thero resto
Blide foragote sin.
Mit then heligon selon

EXPLICIT LIBER EUANGELIORUM PRIMUS THEOTISCE CONSCRIPTUS. INCIPIT LIBER SECUNDUS

ERALLEN UUEROLT KREFTIN
Sorumo ouh so inahton
Er se ioh himil uuru
Ouh uuiht indiu gifuarit
Souuas iouuort uuonanti
Thazuuirnu schan offan

IOHENGILO GISCEFTIN
Manni mag gitrahton
Ioh herda ouh soheru
Thazsellu thriu ruarit
Erallen zitin uuerolti
Thazuuas thanne ungischaffen

Blatt aus der Pergamenthandschrift von Otfrieds „Evangelienbuch" (IX. Jahrh.) in der Königl. Bibliothek zu München. (Faksimile)

ER ALLEN UUEROLTKREFTIN
So rumo ouh so in ahton
Er se ioh himil uuru (l. uurti)
Ouh uuiht in diu gisuarit
So uuaf io unort uuonanti
Thaz uuir nu sehæn (l. sehen offan)

IOH ENGILO GISCEFTIN
Man ni mag girahton
Ioh herda (lerda) ouh so heru (l. herti)
Thaz sellu thriu ruarit
Er allen zitin uuerolti
Thaz uuaf thanne ungischaffen.

In neuhochdeutscher Übersetzung (von Kelle) lautet das mitgeteilte Stück folgendermaßen:

XXVIII. Mit aller Kraft, die in uns wohnt, Laßt uns nun flehen zu dem Herrn, Daß er zu unserm Jammer nicht Uns scheide aus der Guten Zahl;
Daß aus der Schar der Fröhlichen Wir nimmer scheiden uns zum Leid Und nimmer in Verzweiflungsqual Wir schauen uns in Ewigkeit.
Daß uns die Schwinge, die er führt, Einst gnädig sei bei dem Gerichte, Und nimmer sie mit Sturmgewalt Verwehe und vernichte uns,
Daß nimmer wir im Feuer dann Verbrennen so wie taube Spreu. Laßt bitten uns, daß wir entgehen Dem Unglück durch die Gnade sein,
Daß warten seine Hirten uns Und immer uns erhalten wohl Und niemals aus dem Gottes Korn Uns schwingen wegen unsrer Schuld.
Laßt bitten uns, daß wir dereinst mit guten Werken wohl geziert Gesellen uns zur heil'gen Zahl Dort oben in dem Himmelreich
Zu übergroßer Herrlichkeit; Das wieder ist das Himmelreich, Wenn wir befreit sind dieser Qual, Erfreuen ew'ger Wonne uns
Und dürfen mit den Heil'gen dann Genießen stets das Himmelreich Und nützen voller Seligkeit, des Speichers stete Süßigkeit,
Das Kornhaus, das hochheilig ist. O zögen nimmer wir daraus, O möchten wir des Aufenthalts Mit den Seinen lange uns erfreun:
Erfreuen uns, daß wir vor Gott mit ihnen endlich fröhlich sind, Mit allen Seelen, die gerecht, Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

I. Schon vor den Mächten dieser Welt, Eh' noch ein Engel war erzeugt, So weit entfernt auch, als kein Mensch In seinem Geiste denken kann;

Bevor der Himmel und das Meer, Bevor die feste Erde ward, Und irgend etwas eingeführt, Das eines dieser drei belebt,

Da lebte immer schon das Wort, Vor allen Zeiten dieser Welt; Was wir nun sehen vor uns klar, War damals ungeschaffen noch.

Neuerdings hat auch Georg Rapp Otfrieds Evangelienbuch — unter Weglassung der vielen langatmigen Zuthaten — trefflich in unsere heutige Sprache übertragen. Otfrieds Vorgang fand Nachahmer in der Geistlichkeit, die nun christliche Gesänge in der neuen Form (z. B. einen Leich auf den heiligen Petrus u. a.) dichteten, um die weltlichen völlig zu verdrängen und für die meist unverstandene Predigt einen Ersatz zu bieten. Bei den uns stammverwandten Angelsachsen hatte ein weiser Mann das schon lange vorher erprobt; denn als dem frommen Aldhelm († 709) die Leute noch vor der Predigt aus der Kirche liefen, stellte er sich vor sie hin und begann die evangelische Wahrheit singend vorzutragen, da blieben sie stehen und hörten ihm zu. Merkwürdigerweise blieben aber die Laien von der Teilnahme am Kirchengesang, mit Ausnahme des Kyrie Eleison, noch durch Jahrhunderte lang ausgeschlossen. Aldhelm.

Aber auch der weltlichen Dichtung wandten sich die Geistlichen bald freundlicher zu: ja, ein Geistlicher war es, der auf den Sieg Ludwigs III, des Königs der Westfranken, eines Enkels Karls des Kahlen, über die Normannen bei Saucourt (881) ein Lied dichtete. Der Dichter des **Ludwigsliedes** soll Hucbald geheißen und als Mönch in dem flandrischen Kloster St. Amand fur l'Elnon Hucbald.

bei Valenciennes, das in der Nähe des Schlachtfeldes lag, gelebt haben. Die verschollene Handschrift dieses Liedes fand Hoffmann von Fallersleben 1837 in der Bibliothek zu Valenciennes wieder auf.

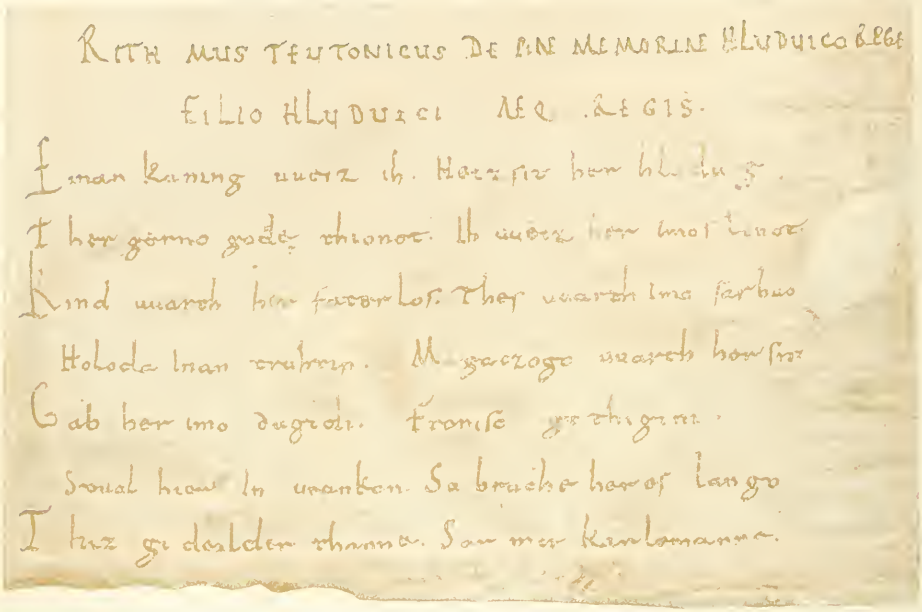


Abb. 7. Anfang des Ludwigsliedes. Althochdeutscher Leich auf den westfränkischen König Ludwig III zu Ehren seines Sieges bei Saucourt in der Normandie im J. 881 über die Normannen. Facsimile der Handschrift in der Bibliothek zu Valenciennes a. d. Ende des IX. Jahrh.

Die lateinische Überschrift lautet:

Rithmus teutonicus de piae memoriae Hluduico rege filio Hluduici aeque regis.
(Ein deutsches Lied über König Ludwig seligen Angedenkens, Ludwigs Sohn gleichfalls des Königs.)

Ludwigslied.

Das Lied selbst, einer der ältesten uns erhaltenen Leiche, hebt an:

Einan kuning uueiz ih.	Einen König weiß ich,
Heizsit her hluduig.	Heißt er Ludwig,
Ther gerno gode thionot.	Der gerne Gotte dienet.
Ih uueiz her imof lonot.	Ich weiß, er ihm's lohnet.
Kind uuarth her faterlos.	(Als) Kind ward er vaterlos.
Thef uuarth imo far buoz.	Des ward ihm bald Ersatz (Buße *:
Holoda inan truhtin.	(es) holte ihn der Herr,
Magaczogo uuarth her sin.	Erzieher ward er sein.
Gab her imo dugidi.	Gab er ihm Kraft,
Fronisc githigini.	Herrliche Degenschaft,
Stual hier in urankon.	den Thron hier in Franken.
So bruche her es lango.	So gebrauche er dessen lange.
Thaz gideilder thanne.	Das teilte er dann
Sar mit Karlemanne.	Bald mit Karlmann.

*) Diese Zeile übersetzte Herder in den „Stimmen der Völker in Liedern" ohne weiteres: „Des war ihm sehr bös."

Der Dichter erblickt also in dem Sieger einen Gottesstreiter. Des Königs Vater ist früh gestorben, nun ist Gott sein Erzieher geworden, hat ihm herrliche Degen und den Herrscherthron gegeben. Aber er soll geprüft werden, wie er die Mühseligkeiten ertragen werde, deshalb ließ Gott heidnische Männer, die Normannen, über die See kommen, die sein Land und Volk arg heimsuchten. Das geschah in der Abwesenheit des Königs, und die Not im Reich war sehr groß. Das erbarmt Gott, und er gebietet ihm, seinen Leuten zu helfen. Ludwig ist sofort gehorsam, er eilt zu seinen ihn angstvoll erwartenden „Gesellen", nimmt Schild und Speer und reitet gewaltiglich und kühn unter dem Sange „Kyrie eleison" wider die Feinde. Seinen tapferen Genossen immer voraus kämpft er mit angestammter Kühnheit. „Gelobt sei die Gotteskraft! Ludwig ward sieghaft; und allen Heiligen Dank: sein ward der Siegeskampf!" — „Erhalte ihn, Herr, bei seiner Herrlichkeit!" schließt dieses ganz biblisch gedachte und doch so echt deutsch volkstümlich durchgeführte Zeitlied.

Der letzte Karolinger.

Noch einmal schien der alte Glanz des Karolingerreiches in Deutschland aufleuchten zu wollen unter Karl dem Dicken (882—887), der alle deutsche Lande unter seiner Regierung vereinte und auch von dem Westfrankenreiche anerkannt wurde; aber es war nur das letzte Auflodern einer Flamme vor ihrem gänzlichen Verlöschen. Die von allen Himmelsgegenden in das Reich wüst hereinbrechenden fremden Völkerschaften, Sarazenen, Slawen, Normannen vermochte der körperlich und geistig schwache Erbe des großen Kaisernamens nicht zurückzudrängen; wohl gelang es Arnulf besser, aber ohne sein Werk vollendet zu haben, starb er, und als das Jahr 900 anbrach, sah es trauriger als je in unserem Vaterlande aus; ein Kind saß auf dem Thron, mit dessen Tode vor erreichtem Mannesalter das deutsche Karolingerhaus erlosch. Die Sachsen traten das Erbe der Franken an; mit Heinrich I (919—936) beginnt die eigentliche Geschichte des deutschen Reiches und des deutschen Volkes. Hatte aber der erste Heinrich unser Volk frei und selbständig gemacht — **Otto der Große** führte es zur Herrschaft. „Stolz gleich Libanons Zedern," sagt Thietmar von Merseburg, „erhob sich das Reich, allen Völkern weit und breit furchtbar."

Die Sachsen.

Deutsche.

Als Otto auszog, die Kaiserkrone zu gewinnen, wurden zum erstenmal offiziell — in Urkunden seiner Kanzlei — die unter ihm vereinigten Volksstämme **Deutsche** genannt, ein Vorgang, der, wie oben erwähnt, nur sehr langsam Nachahmung und allgemeine Annahme fand. Auch die Künste und Wissenschaften fanden in diesem großen Fürsten einen eifrigen Freund und Förderer. Die Erwerbung Italiens und der Kaiserkrone, wie verhängnisvoll sie für unsere weitere staatliche Entwickelung sein mochte, führte uns südländische Bildung zu; unter Otto I und seinen beiden Nachfolgern wurden die bildenden Künste nach Deutschland verpflanzt, am Hofe wurden die alten Klassiker studiert, und von dort verbreitete sich die Liebe zu den Wissenschaften durch das Reich, vornehmlich in den Klosterschulen, die einen neuen Aufschwung nahmen. Selbst in Nonnenklöstern, besonders zu Gandersheim und Quedlinburg, lasen die Mädchen neben den Heiligenlegenden Vergil und Terenz.

Hof- und Klosterdichtung.

Auch die Poesie fand ihre Pflege an dem Hofe der Ottonen wie in den Klöstern. Aber ob der Inhalt weltlich national, ob er geistlich war — die Sprache dieser Hof- und Klosterdichtung war lateinisch. Nur ein einziges Gedicht aus der Ottonenzeit ist wenigstens zur Hälfte deutsch, zur Hälfte lateinisch. Es ist ein **Leich** (Gesang) **auf Otto**

den Großen, in dem die zweite Versöhnung des Königs mit seinem Bruder Heinrich, die zu Weihnachten 941 in Frankfurt stattfand, besungen wurde. Sonst war alle Dichtung lateinisch, alle Sagen der Heimat, die Heldensage, die Tiersage, erschienen in dem ausländischen Gewande.

Unter diesen Gedichten ragen zwei als die bedeutendsten hervor: der Waltharius und der Ruodlieb.

Abb. 8. Verziertes J aus Notker des Deutschen Handschrift in der St. Galler Klosterbibliothek. XII. Jahrh.

In einem der ältesten und ruhmreichsten Klöster, das namentlich seit Karl dem Großen durch seine tüchtige Schule und gute Zucht, wie durch eine Anzahl bedeutender Männer einen weithin reichenden Ruf erworben hatte, in dem Kloster von St. Gallen entstand das erste dieser Gedichte. Es ist ein in lateinischen Hexametern verfaßtes Heldengedicht „Waltharius de Aquitania," das dem burgundisch-hunnischen Sagengebiete angehört, aber doch ein Stück echten altgermanischen Heldentums enthält. **Ekkehard**, ein Mönch jenes Klosters*, der im J. 973 starb, hat darin die Zeit wieder aufleben lassen, in welcher deutsche Fürsten und Volksstämme Attilas Joch, das sie lange getragen, in kühnem Freiheitsdrange abzuschütteln suchten, in welcher aber die Bruderkämpfe unter ihnen fortdauerten.

In seinem „Kleinen Heldenbuch" hat es Simrock zuerst unter dem Titel: „Walther und Hildegunde" verdeutscht; ganz uns zu eigen hat es Viktor Scheffel in seinem **„Waltarilied"** gemacht, das er in seinen Roman „Ekkehard" verwob, in welchem er die alten St. Gallischen Chroniken dichterisch neugeschaffen und jene fernabliegende Zeit in lebendiger Neugestaltung aus dem Klosterstaube heraufbeschworen hat.

Waltarilied.

Der König Etzel ruft eines Tages seine Hunnenscharen auf zur Heeresfahrt wider die Völker des Westens:

„Wohlauf zu Roß, zu Felde, nach Franken geht der Zug,
Wir machen zu Worms am Rheine uneingeladen Besuch!"

Dort herrschte der Frankenkönig Gibich. Er vermag dem wilden Schwarm nicht zu widerstehen und sendet den im Nibelungenliede später so hervorragenden Hagen von Tronje als Geisel mit unermeßlichen Schätzen, da sein Söhnlein Gunther noch allzujung war. In gleicher Weise unterwirft sich König Herrich in der Burgunder Land; die einzige Tochter, benamst jung Hildegunde, gibt er dem übermächtigen Eroberer hin als Geisel

„fahr wohl, schön Hildegund!"
So zog in die Verbannung die Perle von Burgund.

Ihren Bräutigam, Waltari, den Königssohn von Aquitanien (Westgotenreich) trifft ein gleiches Geschick, da sein Vater Alpher dem schlechten Beispiel folgt. Froh solcher Beute kehren die Sieger nach Ungarn heim, wo die Geiseln freundlich gehalten werden. Die

*) Ein Neffe und Schüler dieses Ekkehard war der hochgelehrte Notker der Deutsche, der lange Zeit als gefeierter Lehrer den Schulen des St. Galler Stiftes vorstand († 1022). Einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts, die u. a. seine lateinisch-deutsche Bearbeitung der „Gesänge Davids" enthält, ist das vorstehende verzierte J entnommen als Beispiel mönchischer Schreib- und Verzierkunst jener Zeit.

Königin Ospirin gewann Hildegunden lieb und setzte sie zuletzt als Schaffnerin dem Schatze der Hofburg vor, während Hagen und Waltari sich in Kriegszügen hervorthaten. Doch die Liebe zur Heimat ist mächtiger, als alles andere: alle drei sinnen auf Flucht. Hagen, der vernommen, daß Gibich gestorben und sein Sohn Gunther den Tribut fernerhin verweigere, nimmt zuerst Reißaus und flieht zu seinem Herren. Etzel — auf seiner Gemahlin schlauen Rat — sucht Waltari durch Heirat mit einer Hunnentochter zu fesseln. Aber jung Waltari weicht ihm klüglich aus: er will sich nicht binden durch ein Weib:

„Mir soll im Schlachtenwetter nicht Sorg um Kind und Weib
Die Blicke rückwärts wenden und lähmen meinen Leib —"

erwidert er, und Etzel glaubt nun seiner ganz sicher zu sein. Waltari aber benützt ein Festmahl, das der König zu Ehren eines Sieges, den seine Tapferkeit entschieden, veranstaltet, die Hunnenhelden trunken zu machen, und entflieht mit Hildegunden, mit der er sich vorher darüber verständigt hat. Mit dem großen Schatze der Franken eilen sie in aller Verborgenheit aus König Etzels Schloß.

Am vierzigsten Tage erreichen sie den Rhein bei Worms. Einem Schiffer, der sie übersetzt, geben sie die letzten Donaufische, die sie mitgebracht, als Fährlohn. Dieser bringt sie dem Leib- und Mundkoch König Gunthers, der sie bei der Tafel kostend ausruft: solche Fische kenne Frankenland nicht. Der Ferge wird herbeigerufen und erzählt von dem stattlichen Helden, der glänzenden Jungfrau und dem mit Schätzen beladenen Roß. Hagen erlauscht das Wort und ruft sogleich: „Aus Hunnenland heimreitet Waltari mein Gesell." Da befiehlt der König, ihnen nachzujagen, um ihnen den Schatz abzunehmen, ohne auf Hagens Fürsprache zu achten:

Da rückte aus dem Thor die Schar, die wohlbewehrte,
Waltari, edel Wild — Feind ist auf deiner Fährte!

In einer Schlucht des Wasichenwaldes (Vogesen) werden die Fliehenden ereilt. Waltari hält dräuend die Wacht am Felsenthor und besteht im Einzelkampf nacheinander elf tapfere Helden, darunter auch Hagens Neffen. Das entscheidet endlich Hagen, der dem Waltari einst Treue gelobt, Gunthers Bitten nachzugeben und in den Kampf mit einzutreten. Aber er schlägt vor, zum Schein abzuziehen und Waltari nicht eher anzugreifen, bis er mit dem Schatz und der Jungfrau seinen festen Platz verlassen habe. Am nächsten Morgen hebt Waltari seine Braut auf eines der erbeuteten Pferde, besteigt selbst ein anderes und läßt sein gutes Streitroß mit den Schätzen folgen. Aber kaum sind sie tausend Schritte geritten, da werden sie von zwei Männern — Gunther und Hagen — angerannt. Vergebens erinnert Waltari Hagen an den alten Freundschaftsbund — die zwei beginnen den Kampf wider einen Mann. Vom Morgen bis zum Abend dauert der ungleiche Kampf, der dem König den Schenkel, Hagen das rechte Auge und Waltari selbst

die tapfere Rechte, so furchtbar manchem Land,
so siegespreisgeschmückt —

kostete. Nun folgt die Versöhnung, die durch den kühlen Labetrunk gefeiert wird, den Hildegund herbeibringt, nachdem sie die Wunden mit zitternder Hand verbunden.

Waltari ritt nach Haus.
Dort ward mit hohen Ehren begrüßt der junge Held,
und bald ward auch Hildegunde dem Treuen anvermählt.
Nach seines Vaters Tod thät er der Herrschaft pflegen
und führte dreißig Jahre sein Volk mit Glück und Segen.

So schließt das Waltarilied mit einem eigentümlich deutschen Zuge, der — wie

Vilmar sagt — „das sichere Bewußtsein des Ziels, der endlichen Bestimmung unter all' den wilden Kämpfen und Fahrten in die Ferne und Fremde festhält."

Ruodlieb. Das zweite dieser lateinischen Gedichte, der **„Ruodlieb"**, — von Simrock im „Ametungenlied" verdeutscht — stammt aus dem bayrischen Kloster Tegernsee her, das schon im X. Jahrhundert eine Kulturstätte war; als Verfasser hat man den Mönch Fromund vermutet, der um das Jahr 1000 lebte.

Auch in dieser, leider nur bruchstückweise erhaltenen Dichtung, die den Reim zu den antiken Hexametern hinzufügt, klingt die Heldensage an, doch nur gelegentlich und mit fast unbekannten Namen. Auch sonst ist der Charakter ganz verschieden: ist Waltari eine wilde unbändige Natur, wie sie aus der Völkerwanderung hervorging, so tritt uns in Ruodlieb ein verfeinertes höfisches Wesen und ein lehrhafter Geist entgegen, die dem Heldenlied ganz fremd sind.

Ruodlieb hat sich als Dienstmann eines großen Königs Anspruch auf Lohn erworben. Er erhält zum Abschiede zwei Brote, von denen er eines bei seiner Mutter und das zweite erst an seinem Hochzeitstage anschneiden soll. Beide sind aber nur wie Brot gestaltet und gemalt, in Wahrheit sind es zusammengelegte silberne Schüsseln voll Gold und Schmuck. Dazu gibt ihm der König zwölf goldene Lehren, z. B. er solle keinem Rotkopf trauen, nie, um den Schmutz des Weges zu vermeiden, über die Saat reiten, bei keiner Kirche vorbeireiten, ohne darin zu beten u. s. w. Alle diese Lehren kommen nun im Laufe der Erzählung in Anwendung und werden durch die Erfahrungen des Ritters erprobt.

Roswit. Neben den Mönchsklöstern waren Frauenklöster die Kulturstätten in der Ottonenzeit; namentlich beteiligten sich die Nonnen in den mit den Benediktiner- und Chorherrnstiften verbundenen Frauenklöstern an dem Bücherabschreiben. In Gandersheim, einer Stiftung des sächsischen Königsgeschlechtes, lebte in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts die älteste deutsche Dichterin, die geistreiche Nonne **Roswit** (Hrotsuith), deren Leben und Dichten Rudolf Köpke („Die älteste deutsche Dichterin. Kulturgeschichtliches Bild aus dem X. Jahrhundert") mit geschichtlicher Treue gezeichnet hat. Leider hat auch sie in lateinischer Sprache ausschließlich ihre Werke abgefaßt.

Einem edlen Sachsengeschlechte entsprossen, kam sie früh nach Gandersheim, wo die Nichte Kaiser Ottos I, die Äbtissin Gerberga, ihre Nonnen im Verständnisse der lateinischen Dichter unterrichtete. Roswit machte unter ihrer Leitung rasche Fortschritte, lebte sich in die Werke Vergils, Ovids und Terenz' hinein und versuchte ihnen bald nachzueifern. In lateinischen Hexametern schrieb sie ein Gedicht zu Ehren Marias, dann Legenden, das Leben Otto des Großen in einem Epos und eine Geschichte ihres Klosters. Endlich wagte sie sich an Dramen in lateinischer rhythmischer Prosa und schrieb sechs Stücke. Mit Vorliebe stellt sie das weibliche Märtyrertum dar, die Kraft und die Heldenstärke, die selbst das schwache Weib durch den Glauben gewinnt. Die Klosterschwestern waren das erste Publikum Roswitens, die unzweifelhaft originelle dichterische Kraft besaß und sich weit über die schriftstellernden Männer ihrer Zeit erhob. „Was ihr hemmend entgegenstand, war der Mangel der volkstümlichen Sprache, die Unmöglichkeit, sie für ihren Zweck zu verwenden, und der Bildungsstand des Volkes überhaupt, das solche Erscheinungen noch nicht zu fassen vermochte." Späterhin wurden ihre Werke durch Abschriften außerhalb des Klosters verbreitet. Eine solche wurde, 500 Jahre nach ihrem Tode, aus dem Staube der Klosterbibliothek zu St. Emmeran in Regensburg von Konrad Celtis ans Licht gezogen und im J. 1501 herausgegeben. Mit staunender

Abb. 9. Roswit überreicht Otto d. Gr. und dem Erzbischof Wilhelm v. Mainz ihre Werke.

Dürerscher Holzschnitt aus der ersten gedruckten Ausgabe der Werke Roswitens, 1501 von Conrad Celtis nach der von ihm aufgefundenen Handschrift herausgegeben. Gedruckt Nürnberg 1501. Titel: „Opera Hrosvite illustris virginis et monialis Germane gente saxonica orte nuper a Conrado Celte inventa." (Werke der Hrosvita, einer berühmten sächsischen Nonne, kürzlich von Conr. Celtis aufgefunden.)

Bewunderung begrüßten die Gelehrten jener Zeit sie als „germanische Muse", und ihr Ruhm verbreitete sich nach Frankreich, Italien und England.

Tiersage. Unter den Erzeugnissen der lateinischen Dichtung dieser Zeit begegnen uns endlich auch einige, die der **Tiersage** angehören.

Nach Jakob Grimm ist die Tiersage unseren Vorfahren von alters her eigen gewesen. Die drei hervorragendsten Tiere waren der Bär, das stattlichste Wild der deutschen Forsten, der in seiner Rolle als Tierkönig später durch den Löwen verdrängt wurde, demnächst der Wolf, das wildeste aller in Europa heimischen Tiere, und der schlaue Fuchs. Allen gab man Namen nach Art der Menschennamen; der Bär hieß Brunno (Brann), der Wolf Isangrim (ursprünglich Eisenhelm, dann: eisengrimmig), der Fuchs Raginohard oder Reginhard (ratstark, weise, klug), woraus **Reinhard** (niederdeutsch **Reineke** d. h. Reinhartchen) entstand, der als renard das ursprüngliche französische Wort goupil verdrängte. Die alten Mären aus dem Tierleben wurden vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert (nach Müllenhoff schon im siebenten) von den Geistlichen der Mosel und der Maas in lateinischer Sprache dichterisch behandelt; als die früheste Bearbeitung eines Stückes der Tiersage galt bisher der „Isengrimus" (Anf. des XII. Jahrh.); neuerdings ist eine noch ältere: „Ecbasis captivi" entdeckt worden, die im J. 936 in Toul aufgezeichnet ist. Aber nicht nur die Sprache war eine fremde, auch sonst legten diese Klosterdichter ein Fremdes in den uralten Stoff hinein. Anstatt der unbefangenen epischen Erzählung, wie sie — in manchem Volksmärchen (z. B. „die zwei Brüder" in Grimms Sammlung) die harmlose Verbindung von Menschen und Tieren darstellend — noch bis in unsere Zeit nachtönt, mischten sie allerhand Lehrhaftes und Satirisches hinein, Anspielungen auf Verhältnisse einzelner Mönchsorden, auf das Kirchenregiment und den Papst selbst oder auf politische Zeitumstände. — Neuere Forscher (Müllenhoff) weisen diese Annahme J. Grimms indes zurück und leiten den Ursprung der Tiersage aus der Dichtung der Geistlichen allein ab, welcher orientalische Tiermärchen zu Grunde lagen, die durch griechische und römische Vermittlung nach Deutschland kamen.

Deutsche Volksdichtung. Während so am Hofe und in der gelehrten Welt der Klöster die deutsche Dichtung nur im ausländischen Gewande zulässig befunden und gepflegt wurde, lebte sie in den niederen Volksklassen fort. Bauern und Städter sangen in ihrer Muttersprache, was sie aus dem Schatze der Sagen von den Vätern überkommen hatten, oder auch was die Ereignisse des Tages ihnen besingenswert erscheinen ließen und was sich dann als Volkslieder auf spätere Geschlechter vererbte.

So die Abenteuer Graf Konrads, eines wackeren Helden Kaiser Ottos I, welcher, obwohl klein von Gestalt (weshalb er „Kurzebold" genannt ward), aber groß an Herzhaftigkeit und Körperstärke, einst einen mächtigen Löwen, ein anderes Mal einen riesigen Slawen erlegte; Erzbischof Hattos Verrat an Adelbert von Babenberg im J. 904, und ähnliche Geschichtslieder (sagelieț), deren Verfasser — Sänger und Spielleute — ungenannt und ungekannt blieben.

Deutsche Prosa. Lange übten die Geistlichen ausschließlich die Prosa in deutscher Sprache, so namentlich in dem bereits rühmlich erwähnten Kloster **Sankt Gallen.**

Dort lebte der vorhin (S. 28) erwähnte Mönch Notker Labeo, der u. a. die Psalmen verdeutschte und sich als Übersetzer so auszeichnete, daß die Zeitgenossen ihn mit dem Beinamen „der Deutsche" ehrten. Ein anderer Mönch, Williram zu Fulda (später Abt von Ebersberg in Bayern), schrieb eine Übersetzung und Erklärung des Hohen Liedes, die den Arbeiten von St. Gallen aber sehr untergeordnet war. Auch erstand in dieser Zeit neben der lateinischen, noch fortdauernden, die deutsche Predigt, die seitdem nie ganz verstummte.

Gegen das Jahr 1100 wandten sich die Geistlichen auch wieder der deutschen Dichtung zu. So wird im J. 1065 **Ezzo**, Scholastikus zu Bamberg, als Verfasser eines deutschen Liedes von den Wundern Christi genannt, eines Liedes von solcher Wirkung, daß viele, die es hörten, „eilten sich zu münchen" (Mönche zu werden). Danach begegnen wir einer Art poetischer Weltbeschreibung: **Merigarto** (meerumgebener Garten — Erde), so benannt von dem Entdecker und Herausgeber, Hoffmann von Fallersleben. Es ist nur ein Bruchstück, das vorzüglich von den Gewässern der Erde und von einigen wunderbaren Quellen handelt. Schließlich ist noch eine Dichterin zu nennen, **Frau Ava**, welche die evangelische Geschichte poetisch bearbeitete und wahrscheinlich mit der 1127 zu Göttweih in Österreich gestorbenen Klausnerin gleichen Namens identisch ist.

Aufleben der deutschen Dichtung.

Merigarto.

Frau Ava.

Eine Stelle aus ihrem Gedichte möge den Zustand unserer Sprache auf der Grenze vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen veranschaulichen. Die Feinde Jesu haben ihm die Ehebrecherin (Joh. 8, 7—11) zugeführt und ihn gefragt, was mit ihr geschehen solle:

Dô sprach er durch sîn guote,
swer die ê (Gesetz) habe behuotet,
der solte si steinen,
anders neheiner (keiner).
Dô si daz vernâmen,
unwirdlîchen (unwillig) si sâhen,
fliehen si begunden,
ze den turn (Turm) si ûz drungen:
dâ ne bestuont inne nehain lîp (niemand)
wanne (als) Christ unde daz wîp.
Dô screip (schrieb) der Gotes werde
mit den vingeren an der erde;
vil lange er nider nihte (neigte),
dar nâch er ûf blihte:
duo sprach er ze der gemeinen:
„Wâ sint, die dich wolten steinen?"
Dô sprach daz suntige wîp:
„Hie nist, hêrre, nehein lîp!"
Duo sprach daz êwige lieht:
„Ich verteile (verurteile) dîn ouch nicht!
Nû denche an die sêle,
unde ne sunde niht mère:
ze wâre (wahrlich) sagen ich iz dir —
dîne sunde sint vergeben dir!"

Ungeachtet dieser vereinzelten und meist sehr dürftigen Erzeugnisse schlummerte die deutsche Poesie während der letzten drittehalb Jahrhunderte dieses Zeitraums, in welchem unser Volk politisch sich mächtig erhob und die Gelehrsamkeit in voller Blüte stand. Doch die Zeit nahte heran, wo auch für die Dichtung ein Frühling in ungeahnter Herrlichkeit anbrechen sollte.

Abb. 10. Schreibender Evangelist (St. Johannes) nach einer Miniatur des XIII. Jh. im Germ. Mus. z. Nürnberg.

Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung.

(Von den Kreuzzügen bis zur Reformation, 1100–1500.)

Abb. 11. Verziertes D aus einem Psalterium des XIII. Jahrh. im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Der Aufruf der Päpste zu einem Kreuzzug wider die Ungläubigen im heiligen Lande zündete später unter den Deutschen als unter anderen Völkern des Abendlandes. Aber dann ergriff der Kreuzeseifer sie auch um so gewaltiger. Die ganze Idee dieser seltsamen Heerfahrten mußte ja unseren Vorfahren nach vielen Seiten zusagen; sie entsprach ihrer angestammten Wanderlust, sie entsprach ihrem kriegerischen und frommen Sinn. Wie es im „Heliand" einen poetischen Ausdruck gefunden, hatten die Deutschen sich Christus stets gern als einen Völkerfürsten vorgestellt, und jetzt rief er sie zum Kriege wider seine Feinde! Begeistert vernahmen sie seine Stimme und folgten ihr wie der eines Schlachtengottes, der gleich dem alten Heidengott vor den wandernden Scharen daherfuhr. Nicht umsonst waren die alten Heldenlieder von dem Drachentöter Sigfrid, dem Riesenvernichter Dietrich und anderen Recken in der Hütte des Landmannes, in der Werkstatt des Handwerkers Jahrhunderte lang forterklungen; jetzt bot Gott selbst sein Volk zu solchen Heldenthaten auf — wie entzückt gehorchten da die Mannen, denen der Kampf eine Lust war! Dazu kam die alte Sehnsucht nach Abenteuern wie nach den wunderbaren Goldschätzen des Morgenlandes. Fast zwei Jahrhunderte ging dieser Kriegsdrang durch die abendländische Welt, und wenn er bei uns am frühesten sich ernüchterte, so hatte er doch in allen Volksschichten ein neues Leben erweckt, das wie reines Gold aus den Schlacken der wilden und mit unlauteren Elementen mannigfach durchsetzten Bewegung hervorleuchtete und befruchtend auf die schlummernde Dichterkraft wirkte.

Kreuzzüge.

Das Morgenland.

Eine neue Welt hatte sich den erstaunten Blicken der Deutschen eröffnet in dem wunderbaren, märchenhaften Morgenlande, und phantastisch geschmückt drang die Kunde davon in die Heimat zurück. Der Gesichtskreis der ganzen Nation hatte sich unermeßlich erweitert, und wenn auch zunächst die Allmacht der römischen Kirche durch die Kreuzzüge vollendet wurde, so begann mit ihnen doch auch eine allgemeine, der Reformation vorarbeitende Bildung sich zu verbreiten, die später den Päpsten verderblich wurde. Eine erneute heilsame Berührung der lange getrennten Völker des Abendlandes hatte stattgefunden und ein brüderliches Band

sich um sie geschlungen, das freilich den gelegentlichen Bruderstreit nicht ausschloß: die Geistlichkeit war mitten in das Volksleben getreten mit Kreuzpredigt und Kreuzgesang und war mit den Laien hinausgezogen zur Kreuzesthat an die allen Christen gleich wichtigen und heiligen Stätten des Erlösungswerkes; dazu war der deutsche Adel, angeregt durch das französische und flandrische Ritterwesen, zu edleren Sitten und höherer Bildung gelangt — das rohe Handwerk der Waffen war im glänzenden Gepränge der Turniere zur ritterlichen Kunst, zum Gottes- und Frauendienst geworden. In den Städten war überdem die Wohlhabenheit und Selbständigkeit gewachsen, und der darin erblühende Handel und zunehmende Verkehr mit fremden Völkern war den Wissenschaften und Künsten förderlich. Malerei und Baukunst nahmen einen neuen Aufschwung. Nicht länger hatte am Hof und in den Klöstern das Lateinische die Alleinherrschaft, die deutsche Sprache und Dichtung kamen wieder zu Ehren. Den vornehmsten Anteil an dieser neuen Entwickelung des gesamten geistigen Lebens hatte das ruhmreiche Haus der **Hohenstaufen**, vornehmlich der alle anderen Herrscher seiner Familie hoch überragende Friedrich Rotbart, wenn auch erst nach seinem Tode die Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung, die erste klassische Epoche unserer Nationallitteratur, anbrach. Hohenstaufen.

Die Vorbereitungszeit (1100—1190).

Die Regierungszeit Konrads III und besonders Friedrich Rotbarts war die Rüstzeit auf den Glanz unserer mittelalterlichen Poesie und zugleich eine sprachliche Übergangszeit vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen. Wohl herrschten noch alle die hochdeutschen Mundarten der oberen und mittleren Lande im zwölften Jahrhundert nebeneinander, aber aus den unteren Landen drangen die niederdeutschen Mundarten ins hochdeutsche Gebiet hinein. Friedrich Rotbart.

Die Heimat der hierhergehörigen Dichter war der Mittel- und Niederrhein, ihr Dialekt aus hoch- und niederdeutschen Elementen gemischt; Grimm nannte denselben niederdeutsch, um damit das Niederdeutsch des mittleren Zeitraumes (1100 bis 1500) überhaupt zu bezeichnen. So ist es vorherrschend der Fall bei dem Dichter Heinrich von Veldeke, dessen vornehmste Dichtungen zwischen 1184 und 1188 entstanden. Und doch wird er mit Recht der „Vater der mittelhochdeutschen (höfischen) Poesie“ genannt. Er führte zuerst eine strenge Messung der Verse ein, was man rîme rihten (Reime einrichten) nannte, wenn er auch noch nicht die strenge, wohlklingende Reinheit der Reime besaß, wie die Dichter des XIII. und XIV. Jahrhunderts. So nennt ihn Rudolf von Ems: „von Veldich der wîse man, der rehter rîme alrêrst began.“ Und Gottfried von Straßburg singt von ihm im „Tristan“: Heinrich v. Veldeke.

Er impete daz êrste rîs	Er impfte das erste Reis
in tiutescher zungen,	in unsrer deutschen Zungen:
dâ von sît este ensprungen,	davon sind dann Äste entsprungen,
von den die bluomen kâmen,	von welchen Blumen kamen,
dâ sî die spaehe ûz nâmen	denen sie die Zier entnahmen
der meisterlîchen fünde —	zu jedem meisterlichen Funde —

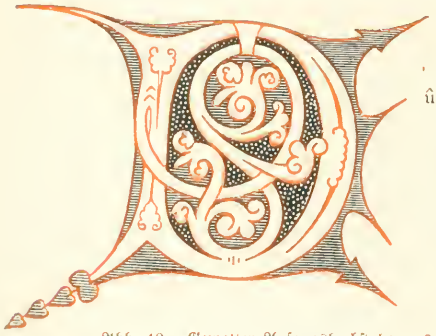
In dieser Zeit gewann auch der Name **Deutsch** (vgl. S. 19. 27) für Sprache und Volk einen festen Boden, denn nun erhielt das Volksbewußtsein gegenüber Deutsch.

den Franzosen und ihren Dichtungen eine sichere Ausprägung. Die Ausdrücke Diutsche man und diutsche lant werden im XII. und XIII. Jahrhundert allmählich üblich und geläufig. So kam der zweite Gesamtname unseres Volkes in denselben Landen, am Niederrhein, auf, wie der erste, und trat ebenso bedeutungsvoll in Gegensatz zu den Franzosen, wie einst der Germanenname im Gegensatz zu den Galliern gestanden war.

Geistliche sind es zumeist, von denen uns Gedichte aus dieser Vorbereitungszeit aufbewahrt sind, und geistliche Stoffe herrschen darin vor, doch auch Laien, die großen Hohenstaufenkönige auf dem Throne, Fürsten, Edelleute, Bürgerliche, stimmen ein in den neuerwachenden, deutschen Gesang, und immer weiter wird der darin emporsteigende Gesichtskreis, ja selbst aus dem Kloster vernehmen wir verstohlene Klänge eines Liebesliedes.

Ein solches findet sich am Schlusse eines merkwürdigen lateinischen Briefes eines „Weibes an den Geliebten“ (im Original in Lachmanns und Haupts „Minnesangs Frühling“; übersetzt in Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ I, 531 mitgetheilt) in einer in der Münchener Bibliothek aufbewahrten Briefsammlung des Mönches **Wernher** (Wernhêre) **von Tegernsee.** Es lautet im Original:

Wernher von Tegernsee.



û bist mîn, ih bin dîn.
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen;
verlorn ist daz sluzzelîn:
dû muost immer dar inne sîn.

Abb. 12. Gemalter Anfangsbuchstabe aus Wernhers „Marienleben“. Im Original ist das hier in schwarz wagerecht Schraffierte blau, das Geschrotene grün. Sonst genau wie in der Abb.)

Dem Dichter dieses reizenden Liedchens wird auch eine größere Dichtung zugeschrieben. Dieselbe gehört dem poetischen Kultus der Jungfrau Maria an, der mit der ritterlichen Verehrung der Frauen eng zusammenhing. Im Kloster Melk wurde schon frühzeitig ein schönes Marienlied niedergeschrieben, und von da verbreitete sich schnell über ganz Deutschland in zahlreichen Marienleben, Marienlegenden und Mariengrüßen die Verehrung der h. Jungfrau. Diese Dichtung ist bekannt unter dem Titel „Leben der Maria“ oder „driu liet von der maget,“ wie der Dichter selbst es im Texte nennt. Nach neuerer Forschung ist ein anderer **Wernher** (der **Pfaffe**), der im J. 1180 in **Augsburg** als Priester lebte, der Verfasser. Auch das oben mitgeteilte Liedchen ist dem Mönche von Tegernsee abgesprochen worden.

Leben der Maria.

Das durch eine schlichte, ja strenge und doch seelenvolle Sprache ausgezeichnete Gedicht, von dem sich leider nur ein paar Bruchstücke seiner ursprünglichen Fassung in verschiedenen Handschriften erhalten haben, erzählt im ersten Liede von den frommen Eltern der Maria, Joachim und Anna, denen nach zwanzigjähriger kinderloser Ehe, durch einen Engel vorher verkündet, eine Tochter geboren wird, von welcher der kommen soll, der aller Welt Vater sei. Als die „Himmelsrose,“ das reine „Magadîn“, geboren wird, die ihre Eltern „Maria“ nannten, fließt Honig und Milch aus der Erde,

und Heil regnet vom Himmel. Nach dem dritten Jahr wird sie den Jungfrauen übergeben, die im Tempel dienen, und erwächst dort in Tugend und reinem Gemüte. — Im zweiten Liede wird weiter von der erwachsenen Jungfrau erzählt. Sie leuchtet wie die Sonne aus allem ihrem Geschlechte. Ihr Antlitz ist so edel (tugendliche), ihre Augen so königlich, ihre Gebärde so rein, daß die Leute sie mit heiliger Scheu (mit vorhten) anschauen. Mit Arbeit in Leinwand und Seide und mit eifrigem Gebet bringt sie ihre Zeit zu. Alle Freier weist sie zurück. Endlich erwählt Gott für sie durch wunderbare Zeichen den Joseph, einen greisen leibesschwachen Mann zum Gemahl. Doch er will nur ihr Pfleger sein, er gibt sie in die Obhut von fünf Jungfrauen, dann zieht er nach Capernaum. Bald darauf empfängt Maria die im Evangelium berichtete Verkündigung. Mit ihrem Besuch bei Elisabeth schließt das zweite Lied. — Das dritte Lied erzählt Josephs Rückkehr, die Reise nach Bethlehem, die Geburt des Heilandes. Maria liegt da in einem großen Lichte, es ist der Glanz der ewigen Sonne; sie küßt das Kind, das an ihrer Brust liegt, das klein zu sehen ist und groß zu sagen; das den Tod vertreibt, dem die Erde bebt, das die Berge erschüttert, hier hat es „gehüttet" in der engen Höhle. Rind und Esel neigen die Knie, ihrem Schöpfer zu Ehren. Der Engel Schar kommt, dem neugeborenen Herrn zu dienen. Die Hirten und die drei Könige aus dem Morgenlande beten ihn an. Da heißt es:

III. 208. [der] eine truch (trug) in der hant die goltmassen wolgebrant:
damit beduter (bedeutet er) die chraft v̄ (vnd) die keiserlichen herschaft,
die der kunich (König) aller kunige hat, dem daz golt wol ze mazze (angemessen) stat.
der ander brahte wirovch (Weihrauch): daran erzaiget er ovch,
daz er got wære vnd ewart (Priester), der al die werlte (Welt) bewart.
der dritte mirren dar bot: damit urkundet er den tot,
den er sit (später) an dem cruce (Kreuz) leit; ia was do ein gewonheit,
daz man toten mit mirren behielt, daz ire dehein (kein) fûle (Fäulnis) wielt (waltete, Macht gewänne);
daz opfer was bezæichenlich (symbolisch bedeutsam) —

Es folgen die Beschneidung, die Darstellung im Tempel, der Aufbruch nach Ägypten, endlich die Rückkehr in die Heimat nach Herodes jähem Tode: der nachts entronnen war, fährt bei lichter Sonne wieder heim.

Wernhers Miniaturen.

Der Mönch von Tegernsee besaß große Geschicklichkeit im Miniatur- und Glasmalen, und man vermutet, daß die 84 Miniaturen zu dem „Marienleben" ursprünglich von seiner Hand herrühren. Eine solche, der Handschrift der königlichen Bibliothek zu Berlin entnommen, ist mit all ihrem Farbenreichtum bis in die geringsten Einzelheiten getreu in der Beilage (gegenüber dem Titelblatt) nachgebildet.

Neben den Marienlegenden tritt die Heiligenlegende im XII. Jahrhundert in den Vordergrund der deutschen Dichtung. So wurde das Leben des heiligen Anno, als Erzbischof von Köln 1075 verstorben, aus der Geschichte als Kanzler Heinrichs III und nachheriger Reichsverweser während Heinrichs IV Minderjährigkeit bekannt, in dem **Annolied** (Maere von Sente Annen) behandelt. Dieses bedeutende epische Gedicht, das Herder eine „wahrhaft Pindarische Hymne" nennt, wurde von einem Geistlichen in oder um Köln im Anfange dieser Periode gedichtet.

Annolied.

Das von Martin Opitz kurz vor seinem Tode 1639 in Danzig herausgegebene Gedicht, dessen einzige Handschrift leider verbrannt ist, schickt seinem eigentlichen Gegenstande eine gedrängte Schöpfungs- und Weltgeschichte voraus. Es beginnt in echt volkstümlicher Weise, an das Nibelungenlied erinnernd:

Wir hôrten ie dikke singen	Wir hörten vielfach singen
von alten dingen,	von alten Dingen,
wie snelle helide vuhten,	wie schnelle Helden fochten,
wie sie veste burge brâchen,	wie sie feste Burgen brachen,
wie sich lieben winiscefte schieden,	wie sich liebe Freundschaften schieden,
wie rîche künige al zegiengen.	wie reiche Könige all zergingen.

Der Dichter hält sich an die Bibel, knüpft an ihre Erzählungen aber alles, was er von Griechenland und Rom weiß, sodann den Ursprung und die weltgeschichtliche Bedeutung der berühmtesten Städte, und gelangt so auch an Köln, die altrömische Hauptstadt am Rhein, die Agrippa im Auftrage des Augustus gegründet habe. In Augustus' Zeiten nun geschah es, daß Gott vom Himmel niedersah. Da ward geboren ein König, dem die Himmel dienen, Jesus Christus. Sankt Peter, sein Bote, überwand zu Rom den Teufel, richtete dort des heiligen Kreuzes Zeichen auf und schrieb die Burg zu Christi Eigen. Von da sandte er heilige Männer, die Franken zu bekehren: deren erster Apostel ließ sich in Köln nieder. Seiner Lehre pflegten auch wohl, die nach ihm Bischöfe waren, 33 an der Zahl bis auf Sankt Anno, den wir zum Beispiel haben mögen. Als der dritte Kaiser Heinrich sich ihm befahl und er zu Köln mit Lob empfangen ward, da ging er mit des Volkes Menge, wie die Sonne, die zwischen Erd' und Himmel geht und beidenthalb scheinet. So ging der Bischof Anno vor Gott und Menschen: „ein Löwe saß er vor den Fürsten, ein Lamm ging er unter Dürftigen. Wo das arme Weib mit dem Kinde lag, derer niemand sich annahm, dahin ging er und bettete ihnen wohl. So mochte er mit Recht heißen „Vater aller Waisen." Er hatte viel Ehre von seinen Verdiensten um das Reich; damit sie ihm nicht schade, schliff ihn Gott, wie einen Goldstein, mit mancher Mühsal. Als Anno die vielen Wirrsale im Reich nicht zu lösen vermochte, da verdroß es ihn länger zu leben. Er fuhr gen Saalfeld in Thüringen, auf dem Wege that sich ihm der Himmel auf, und er sah die göttliche Wonne, die er keinem weltlichen Manne künden durfte. Wie er da auf seinem Wagen im Gebete lag, umfing ihn solche Mannkraft, daß man sechzehn Rosse vor den Wagen spannte. Damals deuchte ihn, daß er sähe, was irgend künftig wäre. Sehr nahm sich's zu Herzen der heilige Mann, und von da an begann er zu siechen. In der Nacht darauf kam er in einen königlichen Saal zu wundervollem Gestühl, wie es mit Recht im Himmel wäre. Auf allen Stühlen saßen heilige Bischöfe, nur einer stand ledig. Er durfte sich aber nicht setzen, bevor er einen Flecken auf seiner Brust nicht hinweggethan hatte. Als nun Anno vom Schlaf erstand, wußte er wohl, was er thun sollte: den Kölnern schenkte er seine Huld wieder, wie sehr sie auch seinen Haß verschuldet hatten. Bald darauf stieg er zu Gottes Gegenwart auf. An seinem Grabe noch wirkte er schöne Zeichen.

Unter den zahlreichen Heiligenlegenden begegnet uns dann noch ein Name, der freilich „auf der unheiligen Kehrseite steht", **Pilatus.** Das von ihm handelnde Gedicht aus dem Ende des XII. Jahrhunderts zeigt bereits eine bedeutende Entwickelung der Sprache und der Verskunst und ist wahrscheinlich von einem weltlichen Dichter verfaßt.

Pilatus. Zu Mainz — erzählt das Gedicht — saß ein deutscher König, Latus, der über die Maas, den Rhein und den Main herrschte und von Pila, der Tochter eines einsam im Walde wohnenden Müllers, einen unechten Sohn hatte, namens Pilatus, der seinen Bruder, den legitimen Reichserben, umbrachte und von seinem Vater als Geisel nach Rom geschickt wurde. Dort lud er abermals eine Blutschuld auf sich und wurde nun nach Pontus geschickt, um die dortigen wilden Völker zu bezwingen. Um seiner dort bewiesenen Tapferkeit willen erhielt er den Zunamen „Pontius" und wurde später auch noch zur Bezwingung der Juden gebraucht. — Bis dahin reicht die als Bruchstück in

Straßburg früher aufbewahrte und 1870 verbrannte Handschrift; die Legende aber erzählt weiter: Pilatus, nach Christi Tod wegen seines ungerechten Urteilsspruches von Gewissensqualen gefoltert, habe sein Leben freiwillig in der Tiber geendet. Aber sein Geist hatte keine Ruhe und erregte im Flusse solche Überschwemmungen, daß man die Leiche aus dem Wasser hervorsuchte und ihn über das Meer in die Rhone führte. Aber auch hier tobte der Geist des Heilandsmörders dermaßen, daß man genötigt war, den Leichnam in einen tiefen Alpensee auf dem nach ihm benannten Pilatusberge bei Luzern zu versenken, wo er nun noch immer haust, böse Wetter erregt und den See wild aufwühlt, wenn man etwas hineinwirft. — Die römischen Legionen, namentlich die zu Jerusalem stationierte, zählten viele Deutsche in ihrer Mitte; angeblich sollen Westfalen den Heiland gekreuzigt haben. Das mag vielleicht die Annahme, Pilatus sei aus Deutschland gekommen, veranlaßt haben.

Geschichtliche Dichtungen.

Wenn in die letzterwähnten Legenden sich schon viel Weltliches hineinmischte, so kam dasselbe vollends zur Herrschaft in einer Reihe von sagenhaften Dichtungen, deren Stoffe dem griechisch-römischen Altertum entnommen waren. Nicht im entferntesten beruhten dieselben auf irgend welchen Studien der alten Geschichte oder ihrer Poesien, sondern auf späteren sagenhaften Berichten; nicht werden darin die wirklichen Männer der Antike dargestellt, sondern deutsche Ritter in antiker Verkleidung und mit antiken Namen, ja, manche dieser poetischen Bearbeitungen sind nichts als Travestieen.

Das früheste dieser Werke ist unzweifelhaft das **Alexanderlied** vom Pfaffen Lamprecht aus Köln, der in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts lebte, nach einer romanischen Dichtung des Alberich von Bisenzun (Aubry de Besançon), aber mit selbständigem und selbstbewußtem Geiste, wie er unter Friedrich Rotbart in unserm Vaterlande erwacht war, verdeutscht.

Alexanderlied.

Alexander der Große war schon dem sinkenden Altertum zu einer Romanfigur geworden; in dem von ihm gegründeten Alexandria hatte sich sein Leben zu einer abenteuervollen Dichtung gestaltet, die einerseits zu den Orientalen drang, aber auch den christlichen Völkern des Mittelalters, das in der Völkerwanderung und in den Kreuzzügen Ähnlichkeit mit Alexanders Zeit hatte, sehr zusagen mußte. Alle fahrenden Helden, alle Kreuzritter, begrüßten den Welteroberer mit Begeisterung und strebten ihm wie einem Ideale nach. Das in Reimpaaren geschriebene Gedicht begleitet den Helden von seiner frühesten Jugend durch seine Eroberungszüge und wunderbaren Abenteuer bis zu seinem Tode. Großartig und gewaltig sind die Schlachten geschildert, ganz wie in der alten deutschen Heldendichtung. „Zum Kampf rüsteten sich da beidenthalben die Heere," heißt es von der letzten Schlacht gegen Darius, „und sie brüllten wie das Meer. — Von beiden Seiten flog das Geschoß also dicht wie der Schnee: den Recken ward da viel weh. Da erhob sich ein großer Schall, man blies die Heerhörner überall und die Trompeten zu dem Kampfe. — Sie schlugen und stachen, so daß die Speere brachen, dann griffen die Recken zu den scharfen Ecken (Schwertern) und fochten mit Zorn. — Der Sturm war grimmig und hart; mancher Helm da schartig ward und manche Brünne durchstochen ꝛc." — Nach seinen Siegen über Darius und Porus kommt Alexander in das Land der „Zauber und Wunder." Eines Tages gelangt er mit seinem Heer an einen herrlichen Wald; der süßeste unvergleichlichste Gesang tönt ihnen aus den dichtverschlungenen hohen Bäumen, die keinen Sonnenstrahl durchlassen, wonniglich entgegen. Im Schatten dieser Bäume wuchern Blumen und Gras und Würze mancher Art; klare, kühle Quellen rinnen aus dem Walddickicht hervor und laden ein, die in dem Dunkel verborgenen Wunder zu schauen. „Gar manche schöne Mägdelein wir allda fanden, die da zur Stunden spielten auf dem grünen Klee, mehr

denn hunderttausend. Die spielten und sprangen, und sangen so schön, daß — — ich und meine Helden vergaßen unser Herzeleid und alles Ungemach, das wir von Kindesbeinen an erduldet hatten. Wo kommen sie her die schönen Mägdelein? Wenn der Winter vorbei und der Sommer angeht und es zu grünen beginnt und die edlen Blumen im Walde hervorsprießen, hell rot und weiß in die Ferne leuchtend, und sie sich nun erschließen, so erblühen aus ihnen die Mägdelein ganz vollkommen, wie zwölfjährig anzusehen und anzuhören; die lachen und scherzen und singen mit den Vögeln um die Wette. Ihr Gewand — rot und weiß wie der Schnee — ist an sie gewachsen wie die Blätter der Blumen, aus denen sie geboren sind. Aber immer müssen sie im Schatten leben, denn welche die Sonne glühend bescheint, die welkt dahin und stirbt. Kinder des Sommers sind es, die gleich den Blumen der Mai in das Leben und der Herbst zum Tode ruft." — In dieser stillen Waldeinsamkeit schlagen nun Alexander und seine Recken ihre Gezelte auf und verleben mit den Mägdelein den Sommer in Wonne. Allein nur drei Monate und zwölf Tage währt ihr Glück. „Da die Zeit zu Ende ging, unsre Freude da zerging; die Blumen alle verdarben und die schönen Mägdlein starben; ihr Laub die Bäume ließen, und die Quellen ihr Fließen, die Vöglein ihr Singen — — da schied ich traurig von dannen mit allen meinen Mannen." — Nach manchem andern Abenteuer kommt er ans Ende der Welt: „wo der Welt Abgrund steht, um sich herum der Himmel dreht, wie um die Achse ein Rad." Die ganze Welt liegt zu seinen Füßen, da treibt ihn der Hochmut, auch von den Engelchören Zins zu fordern. Trotz des Abmahnens der älteren Räte eilt er — unersättlich wie die Hölle — seinem neuen Ziele zu, gelangt an die Mauer des Paradieses und begehrt Einlaß, da überreicht ihm ein alter Mann einen wunderbaren Stein aus dem soll er lernen, wie es um ihn stehe, und umkehren. So an der Paradiesespforte abgewiesen, eilt er nach Griechenland zurück, beruft alle Weisen der Erde, aber niemand vermag den Sinn des Steines zu deuten; endlich belehrt ihn ein Jude, der Stein sei ein Bild des Hochmutes, — das Paradies lasse sich nicht mit Gewalt gewinnen und nicht mit Gierigkeit; ins Paradies komme nur, wer sich selbst überwinde und seine Gierigkeit beherrschen lerne; so solle er an seinen Tod denken und in sich gehen. Alexander nimmt die Lehre zu Herzen, wird still und demütig, regiert zwölf Jahre lang mit Weisheit und Milde und stirbt dann. „Ihm bleibt Erde sieben Schuh lang, wie dem allerärmsten Mann," aber seine Sünden sind ihm vergeben.

In diese Klasse von Gedichten gehört auch die **Kaiserchronik** (der keiser und der kunige buoch), ein Werk von 18,578 Reimzeilen, das wahrscheinlich um 1147 von einem Regensburger Geistlichen verfaßt ist.

Kaiserchronik.

Die Kaiserchronik beginnt mit der Erbauung Roms und erzählt dann bunt und verworren von römischen Königen und Kaisern, die aber eigentlich deutsche Könige mit Römernamen sind, und knüpft daran die Geschichte der deutschen Kaiser bis auf Konrad III. In diese oft wunderliche Geschichtserzählung werden nun allerhand Heiligengeschichten, Legenden, Sagen, Märchen eingeflochten. Der Grundgedanke aber ist: das deutsche Reich des Mittelalters sei die Erfüllung aller früheren welthistorischen Verheißungen und „die volle Blume, zu der die tiefe, in die Vorzeit eingeschlagene Wurzel den Saft getrieben."

Das bedeutendste dieser Gedichte, das zugleich den Übergang der Poesie von den Geistlichen an die Ritter charakterisiert, ist die **Eneit** (Äneide) des Niederdeutschen Heinrich von Veldeke, nach einem französischen Vergil (Roman d'Énéas) gedichtet und nach 1184 vollendet, ein beliebtes Lesebuch der damaligen feinen Welt, namentlich der Damen. Eine mit zahlreichen Miniaturbildern, welche die in dem Gedicht erzählten Begebenheiten darstellen, ausge-

schmückte Handschrift befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin: die Illustrationen bestehen aus Federzeichnungen mit verschiedenfarbigen Tinten; die Gründe der Bilder sind mit Farben ausgefüllt und mit anders gefärbten Rändern umgeben. Ehe ich die „Eneit“ weiter bespreche, erzähle ich von ihrem Dichter, in dessen Leben sie einen hervorragenden Platz einnimmt.

Veldekes Leben.

Heinrich von Veldeke war aus ritterbürtigem Geschlecht und stammte aus der Gegend der Abtei St. Truyden in den Niederlanden. Sein Name schon deutete auf seine Heimat, denn Veldeke ist die niederdeutsche Verkleinerung von Feld. Aus seiner Jugendzeit wissen wir nichts von ihm, doch ist es anzunehmen, daß er sich früh mit nordfranzösischer Poesie beschäftigte, wozu er in seiner heimatlichen Grenzgegend gute Gelegenheit hatte. Am Hofe von Kleve finden wir ihn als fertigen Dichter und wandernden Sänger. Dort hatte er über Dreiviertel (über 10000 Verse) seiner „Eneit“ vollendet, als ihm die Handschrift verloren ging. Er hatte dieselbe der „guten und milden“ Gräfin von Kleve zu lesen gegeben; da wurde sie zu der Zeit, als diese sich mit dem Landgrafen von Thüringen vermählte, einer Hofdame gestohlen, der sie die Gräfin anvertraut hatte. Graf Heinrich von Schwarzburg, der im Gefolge des Landgrafen nach Kleve gekommen war, hatte sie entwendet und nach Thüringen gesandt. Wohl neun Jahre war der schwer gekränkte Meister seines Buches beraubt. Nirgends, wohin er gelangte, konnte er es finden, bis er einst nach Thüringen kam, zu des Landgrafen Ludwigs III Bruder, dem Pfalzgrafen Hermann zu Sachsen in Neuenburg an der Unstrut, dem berühmten Freunde und Förderer des Gesanges. Dieser gab ihm die Handschrift zurück, und hieß ihn das Gedicht vollenden. Denn die „Rede deuchte dem Pfalzgrafen gut und das Gedicht meisterlich. Auf des Fürsten Bitte that er, wozu ihm alle Lust schon vergangen war; ihm war er, seit er sein Kunde gewann, zu jedem Dienste bereit.“ Bei dem Pfalzgrafen Hermann blieb Veldeke längere Zeit, aber ehe er die „Eneit“ vollendete, wohnte er einem Feste bei, das Kaiser Friedrich I zu Pfingsten 1184 in Mainz veranstaltete. Der Rotbart hatte dort seine beiden Söhne, den jungen König Heinrich und den Herzog Friedrich von Schwaben, zu Rittern geweiht, ihnen „Schwert gegeben,“ sie nach uraltem germanischen Brauch wehrhaft gemacht. Das Fest hieß „Schwertleite,“ weil die Jünglinge in feierlichem Zuge zur Kirche geleitet wurden. Die Geschichtsschreiber wissen dieses großartige dreitägige Fest nicht glänzend genug zu schildern; in der ganzen römischen Welt sei es kundbar geworden: dort habe die Welt alle ihre vergängliche Pracht zur Schau gelegt an Überfluß der Speisen, Mannigfaltigkeit der Kleider, Schmuck der Pferde, Gepränge und Lustbarkeiten jeder Art. Die Stadt faßte nicht die Menge der Gäste. Unzählige bunte Gezelte waren, gleich einer zweiten Stadt, auf dem weiten Felde umher aufgeschlagen. Auch fremdländische Fürsten, Ritter und Sänger waren dazu herbeigekommen. Da empfingen die anwesenden heimischen Dichter gewaltige Eindrücke und tauschten mit den fremden Lieder und Sagen, Kunstformen und Kunstfertigkeit aus. Uhland meint, „die prachtvollen Beschreibungen solcher Schwertleiten in manchen Rittergedichten, im Tristan u. a., ja selbst Sigfrids Schwertnahme in den Nibelungen könnten als Nachglanz jenes großen Festes betrachtet werden.“ Jedenfalls hat dort Veldeke, der erste namhafte „Bearbeiter welscher Aventüren,“ eine dauernde Anregung empfangen, welcher er später in der „Eneit“ im Anschluß an das Hochzeitsfest des Äneas einen beredten Ausdruck gab. — Veldekes Minnelieder geben noch zwei Andeutungen, die für sein Leben interessant sind. In einem derselben sagnet er die ferne Geliebte, die ihm all über den Rhein, wo sein Leib ferne im Elend (in der Fremde sei) den Mut erheitere.“ Ein anderes läßt erraten, daß der Dichter ziemlich zu Jahren gekommen:

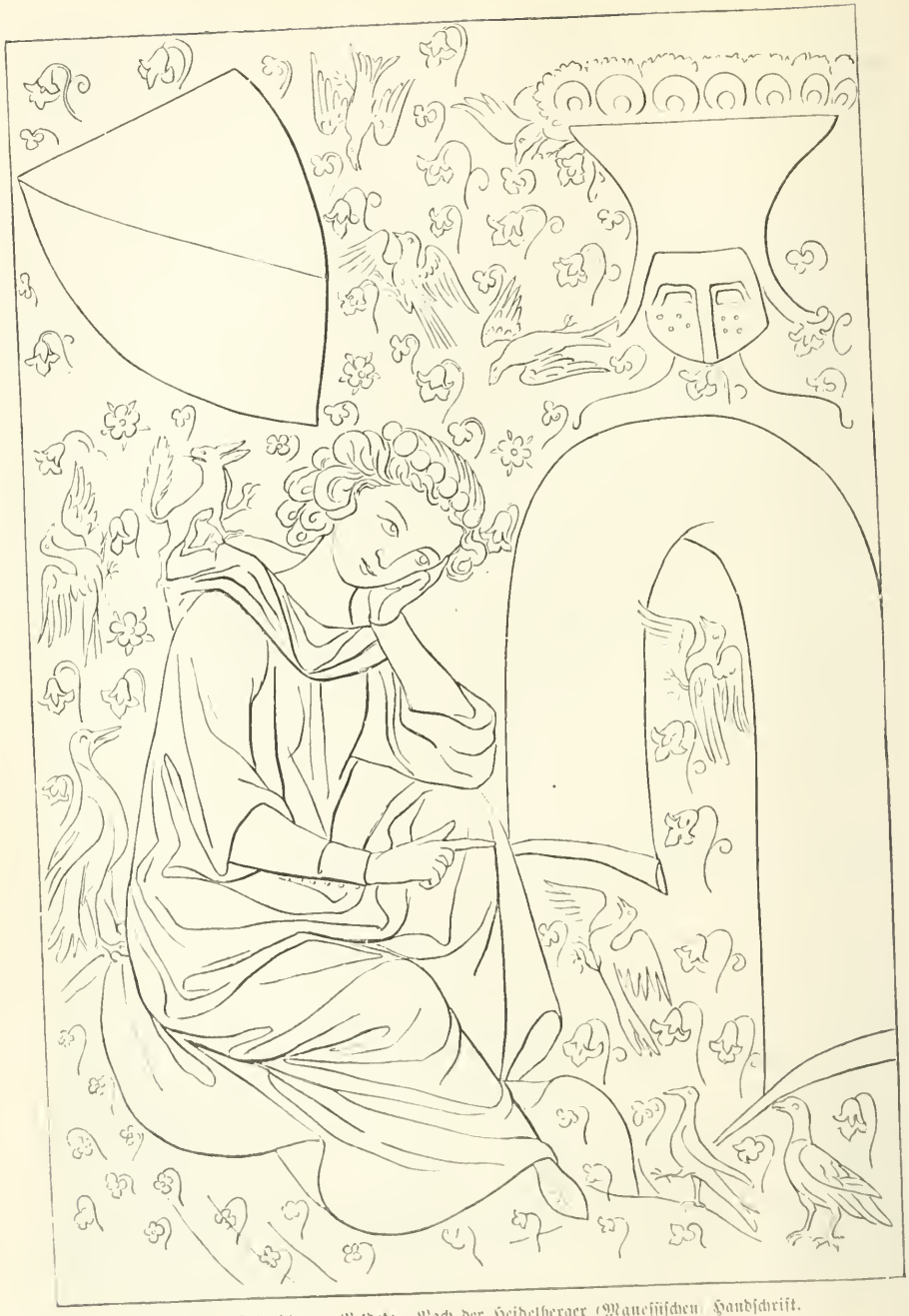


Abb. 13. Heinrich von Veldeke. Nach der Heidelberger (Manessischen) Handschrift.

Man seit al vür wâr
manic jâr,
diu wîp hazzen grâwez hâr.
daz ist mir swâr:
und ist ir misseprîs,
die lieber hât ir amîs
tump danne wîs.
Dest mê, noch dest min,
daz ich grâ bin:
Ich hasse an wîben kranken sin,
daz si niuwez zin
Nement vür altez golt.

Uhland übersetzt das in freier Weise:

„Die Weiber, sagt man, hassen graues Haar; das ist mir leid und bringt der wenig Ehre, die ihren Freund lieber thöricht denn weise hat. Nicht so sehr darum, daß ich selbst grau bin, aber ich hasse an Weibern den schwachen Sinn, daß sie neues Zinn lieber nehmen denn altes Gold."

Veldekes Bild.

Wie unser Bild Veldeke darstellt, so zeigt er sich in der Heidelberger Liederhandschrift, welche man lange fälschlich die Manessische genannt hat, weil man sie einem Züricher Ratsherren Manesse zuschrieb (vgl. S. 152).

Da sitzt er, ein Jüngling mit Goldperlen um das Haupt im tiefroten Kleide mit blaugefütterter Kapuze und kurzen weiten Ärmeln, sinnend den linken Ellbogen auf das linke Knie gestützt und die Wange in der Hand auf blumigem Rasenhügel. Eine ganz entfaltete Liederrolle, auf die sein rechter Zeigefinger hindeutet, schwebt von seinem Knie in großem Bogen zwischen den Blumen, die den ganzen Grund bedecken, und den umher hüpfenden und singenden Vögeln, wie ein hoher Thürbogen. Gerade darüber steht des ritterlichen Dichters Goldhelm, mit Nasenband, Augen- und Luftlöchern und den beiden Helmschnüren. Gegenüber schwebt der Wappenschild, dessen Felder schräg, von der Linken zur Rechten nieder, geteilt sind, oben golden, unten rot. Ein Storch steht hinter dem Sitzenden und auf seiner Schulter ein schwarzes Eichhörnchen.

Ein charakteristisches Bild für den Sänger der Minne, als welcher er auch in seiner **„Eneit"** viel mehr hervortritt, denn als epischer Sänger von Heldenthaten.

Veldekes Eneit.

Die Eneit enthält die Geschichte des Äneas von der Zerstörung Trojas bis zur Erbauung von Alba in Latium. Doch treten die Heldenthaten und großen Ereignisse hinter der Ausführung der Liebesepisoden zurück. So erzählt er die Zerstörung Trojas in wenigen Versen; rasch läßt er seinen Helden übers Meer nach Karthago zur Königin Dido gelangen, deren Liebe zu Äneas er in mehr als 2000 Versen feiert. Von den Göttern an seinen höheren Beruf gemahnt, entflieht Äneas und gelangt nach manchen abenteuerlichen Wanderungen in das Land des Königs Latinus in Italien, dem er Geschenke zusendet, um seine Gunst zu gewinnen. Aber Latinus ist dem trojanischen Fremdling schon gewogen, denn die Götter haben ihm geheißen, denselben wohl aufzunehmen, mit seiner Tochter Lavinia zu vermählen und ihm das Reich zu vererben. Aus diesem Göttergebot entsprießt Unheil für das Königshaus. Latinus hatte nämlich seine Tochter bereits dem italischen König Turnus versprochen, dem Lavinias Mutter besonders geneigt war. Als dieselbe vergebens versucht, ihren Mann von seinem Vorhaben abzubringen, sendet sie Boten zu Turnus, teilt ihm alles mit und fordert ihn auf, den Eindringling zu vertreiben. So kommt es zum Kriege: nach langem Hin- und Herwogen des Streitgewühls soll ein Zweikampf zwischen Turnus und Äneas den Ausschlag geben. Ehe dieser beginnt, richtet die Königin an Lavinia die Frage, ob sie Turnus nicht liebe. Aber Lavinia, die noch nichts von Minne weiß, fragt harmlos dagegen:

„wo mite sal ich in minnen?" (Womit soll ich ihn minnen?)

woraus sich dann ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter über die Minne entspinnt,

das ich in folgendem — etwas abgekürzt — mitteile. Die Mutter hat geantwortet: „Mit dem Herzen und den Sinnen"; da fragt die Tochter aufs neue:

Tochter: frowe, wie mohte ich minen mût
an einen man gekêren?
Mutter: diu Minne sal dichz lêren.
Tochter: dorch got, wer is diu Minne?
Mutter: si is von anneginne (Anbeginn)
gewaldich uber die werlt (Welt) al,
und immer mêre wesen sal
unz an den jungesten tach,
daz ir nieman ne mach
neheine wîs widerstân:
wande sie is sô getân,
daz mans ne hôret noch ensiht.
Tochter: frowe, der erkenne ich niht. —
— — — — — —
sô saget mir denne, waz minne is.
Mutter: Sô getân is diu minne,
daz ez rehte nieman
dem anderen gesagen kan,
dem sîn herze so stêt,
daz sie dar in niene gêt,
der sô steinlichen (wie ein Stein) lebet.
swer ir aber rehte entsebet (wahrnimmt),
unde zû ir kêret,
vile si in des lêret,
daz im ê was unkunt.
si machet in schiere wunt,
ez sî man oder wîb.
sie begrîfet im den lîb
und die sinne garwe (gänzlich)
und salewet (trübt) im die varwe
mit vil grôzer gewalt.
sie machet in vil dicke (oft) kalt
und dar nâch sô schiere heiz,
daz her sîn selbes rât ne weiz.
solîch sint ir wâfen,
sie benimt imz slâfen
und ezzen unde trinken.
si lêret in gedenken
vile misselîche (unglücklich). — — —
Tochter: frowe, is denn minne ungemach?
Mutter: nein si, niwan nâhen bî.
— — — — — —
Tochter: sô mûze mir si got verbieten.
Mutter: nein, jâ is si vile gût.
Tochter: waz meint denn, daz si wê tût?
Mutter: ir ungemach is sûze — —

(Ausgabe von Ettmüller.)

So geht das Zwiegespräch weiter fort. Die Tochter wird nicht überzeugt, so sehr ihre Mutter auch immer aufs neue in sie dringt. Erst als sie den trojanischen Helden erblickt, wird ihr das Geheimnis kund: „da schoß die Frau Venus mit einem scharfen Straht, der ward ihr ganz zur Qual. Denn in kurzer Stunde gewann sie eine Wunde in ihrem Herzen innen, so daß sie mußte minnen, ob sie wollte oder nicht wollte." Mit großer Entrüstung vernahm die Königin ihr Geständnis. Lavinia entdeckte ihre Liebe auch dem Äneas in einem Briefe, der nun um so freudiger in den Kampf ging und seinen Gegner niederwarf. Sie wird sein Weib, aber ihre Mutter härmt sich darüber zu Tode und stirbt im Wahnsinn.

Neben diesen Helden des Altertums waren auch deutsche Männer Gegenstand der Sagenbildung, vor allem **Karl der Große.** Schon die Kaiserchronik enthielt einen ausführlichen Abschnitt: von Kunich Karln, der allerhand sagenhafte Züge aus seinem Leben erzählte und mit den Worten schloß:

„Solden wir sine wundir alle sagen, des zîtes inist nû niht,
sô muosen wir die wîle haben, Karl hât ouch andere liet —"

woraus entnommen werden kann, daß sich damals bereits ein Sagenkreis um seine Person gebildet hatte, obgleich derselbe merkwürdigerweise nicht in seinem Heimatlande entstanden war.

Karolingische Sage.

„Karl, der sich der alten deutschen Heldenlieder so treulich angenommen," sagt Uhland, „sollte doch nicht in der ihm selbst angeborenen, sondern in einer fremden Sprache den vollen Dank der Poesie empfangen." In der altfranzösischen Poesie hat sich die karolingische Sage und zwar von Anfang an mit kirchlicher, legendenhafter

Färbung ursprünglich ausgebildet und ist von Gallien erst auf deutschen Boden verpflanzt worden. Schon unter Karl dem Dicken hatte sich die Sagenbildung des größeren Ahnherrn bemächtigt, und seitdem war eine von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsende Zahl von Liedern entstanden, die Karls des Großen Krieg gegen die Ungläubigen in Spanien feierten und daraus einen fabelhaften Kreuzzug gestalteten, der dann in der Zeit der Völkerzüge nach dem heiligen Grabe neue Nahrung empfing. Ja, man dichtete Karl sogar eine Wallfahrt nach Jerusalem an, stellte ihn als einen Knecht Gottes dar, der alle seine Thaten im bestimmten Auftrage Gottes vollbrachte, umgab ihn mit zwölf Helden, die als streitbare Apostel erschienen und denen auch der Verräter nicht fehlte. Zu Jerusalem sollten er und seine zwölf Paladine die Dornenkrone des Heilands empfangen haben — da fing dieselbe an zu blühen und so köstlichen Geruch zu verbreiten, daß sie alle meinten im Paradiese zu sein. 150 Jahre nach Karls Tode findet sich diese Sage von seinem Heerzuge nach Jerusalem schon in einer lateinischen Mönchschronik. Dann aber trat seine Person immer mehr hinter seinen Genossen zurück, oder vielmehr: sie bildet den geistigen Mittelpunkt des Ganzen, wie Uhland es in seinem schönen Gedichte „Kaiser Karls Meerfahrt" so charakteristisch dargestellt hat. Einer nach dem andern treten da die Zwölfe mit wenigen scharfen Zügen gezeichnet hervor; erst im Augenblick der höchsten Gefahr, wo die That allein helfen kann, erscheint zum Schluß Karl selbst:

Der König Karl am Steuer saß, — er lenkt das Schiff mit festem Maß,
der hat kein Wort gesprochen; — bis sich der Sturm gebrochen.

Unter den Zwölfen gelangte aber einer zu besonderem Ruhme, der historisch kaum genannte und gekannte **Roland**, und das von ihm handelnde Gedicht vertritt bei uns fast ausschließlich den ganzen karolingischen Sagenkreis, obgleich es auch sonst an einzelnen eigentümlichen Überlieferungen von Karl dem Großen nicht fehlt.

Roland. Das Andenken an den Roland hat sich am lebendigsten im Volksmunde erhalten; in den Pyrenäen heißen noch heute Berge, Felsen, Blumen nach ihm. Vor allem zeugt dafür dort, wo der grüne Rhein das Gebirge verläßt, das er in grauer Vorzeit zwischen Bingen und dem Siebengebirge durchbrochen haben soll, auf steilem Fels der alte Fensterbogen von Rolands angeblicher Burg, der 1839 einstürzte und auf Freiligraths Anregung wiederhergestellt wurde, das vielbesungene Rolandseck.

Rolandssage. Der Ursprung der Rolandssage schreibt sich von einem sehr unbedeutenden Ereignisse her. Einhart, Karls d. Gr. mehrerwähnter Biograph, erzählt nämlich, es sei i. J. 777 eine arabische Gesandtschaft von Caesaris Augusta (Saragossa) nach Paderborn zu Karl, der dort ein Maifest hielt, gekommen und habe ihn um Hilfe gegen den Emir Abderrahman gebeten. Karl sei dann im folgenden Jahre nach Spanien gezogen, habe Pampelona und Saragossa erobert, sei aber sofort danach durch einen neuen Aufstand der Sachsen nach Deutschland zurückgerufen worden; auf dem Rückzuge habe sein Heer durch den Überfall eines Bergvolkes, der Waskonier (Gascogner), in den Pyrenäen sehr gelitten, und dabei sei denn Roland (Hruodlandus) geblieben.

An diesen sehr schlichten, trockenen Bericht knüpfte die Sage an und gestaltete ein Epos daraus, das zu den schönsten der romanischen Poesie gehört. Karl tritt darin als der machtvolle Schutzherr der Christenheit auf, die christliche Kirche als eine wehrhafte, äußerlich streitbare. Mit den Mauren in Spanien sinkt die Heidenwelt vor dem Kreuz in den Staub, und in Rolands Tod (778) spiegelt sich der irdische Kampf und doch auch der ewige Sieg der Gemeine der Heiligen ab. So ist ein christliches Heldentum erstanden,

das an dem alttestamentlichen seine großen Vorbilder hatte. Von Geschlecht zu Geschlecht hatte sich im westlichen Frankreich (vom X—XIV. Jahrhundert auch Kerlingenreich genannt) die Sage fortgepflanzt und lebte in zahlreichen Liedern, als in den Erscheinungen des Kreuzrittertums neue christliche Streiter erstanden. Aufgezeichnet wurden diese Überlieferungen im Anfange des XII. Jahrhunderts in der angeblich von **Turpin** abgefaßten lateinischen Chronik, die Friedrich Schlegel in deutschen Romanzen frei reproduziert hat; noch dem XI. Jahrhundert entstammt die älteste Gestalt der französischen Chanson de Roland (1861 von W. Hertz in modernes Deutsch übertragen), durch welche dieser Hauptteil der karolingischen Sage auch nach Deutschland kam.

Um das Jahr 1130 übertrug ein Weltgeistlicher namens **Konrad** (Pfaffe Chunrat) auf Wunsch der Gemahlin des Herzogs Heinrich des Stolzen, in dessen Diensten er stand, das französische Gedicht zuerst ins Lateinische und goß es dann in deutsche Verse um: das **Rolandslied** (Ruolandes liet), das immer wieder aufs neue handschriftlich vervielfältigt wurde.

Rolandslied.

Sehr wertvoll ist die mit Miniaturen geschmückte Pfälzer oder Heidelberger Handschrift des Rolandsliedes, welche Wilhelm Grimm vollständig herausgegeben hat. Vermutlich noch im XII. Jahrhundert geschrieben, enthält sie 123 Blätter mit fortlaufendem, nach den Reimzeilen nicht abgesetzten Text, in welchem die Anfangsbuchstaben durch rote Farben ausgezeichnet sind. Der Miniaturen sind 39; nach Wilhelm Grimm „leuchtet ein Gefühl von den Verhältnissen der menschlichen Gestalt in ihnen durch.“ Nach treuen Durchzeichnungen im Holzschnitt ausgeführte Proben davon findet der Leser weiter unten. Die noch ältere Handschrift der ehemaligen Johanniterbibliothek zu Straßburg, im Jahre 1727 bruchstückweise von Schilter herausgegeben, ist leider im Jahre 1870 beim Brande der Bibliothek untergegangen. Auch sie war mit Bildern ausgestattet.

Wesentlich der Straßburger Handschrift ist Karl Bartsch in seiner Textausgabe des „Rolandsliedes,“ der ich meine Citate entnommen habe, gefolgt. Reichhaltige Wort- und Sacherklärungen und ein vollständiges Wortregister machen diese Ausgabe auch für den Nichtgelehrten sehr wertvoll und erleichtern das Verständnis des noch immer lesenswerten Gedichtes.

Konrad beginnt sein Lied mit einer Anrufung Gottes, die sich später bei verwandten Dichtungen oft wiederholt:

Scephâre aller thinge,	Schöpfer aller Dinge,
keiser aller kuninge,	Kaiser aller Könige.
wole thu oberister êwart,	wohl, du oberster Ewart (Priester und Richter)
lêre mih selbe thînin wort.	lehre mich selbst deine Worte.
thu sende mir ze munde	Sende mir zu Munde
thîn heilege urkunde,	deine heilige Urkunde,
thaz ih thie luge vermîde,	daß ich die Lüge vermeide,
thie wârheit scrîbe	die Wahrheit schreibe
von eineme tiurlîcheme man,	von einem teuerlichen Mann,
wie er thaz gotes riche gewan:	wie er das Reich Gottes gewann:
thaz ist Karl der keiser.	das ist Karl der Kaiser.

Auf die dreimalige Mahnung eines Engels zieht Kaiser Karl mit seinem Heer und seinen zwölf Fürsten nach Spanien gegen die heidnischen Sarazenen (Wasconier): dort erfechten sie Sieg auf Sieg und erstürmen Stadt auf Stadt, bis sie vor Saragunz (Saragossa) gelangen, wo König Marsilie herrscht. Auch dieser erkennt, daß er sich nicht werde halten können; um aber dem drohenden Verderben zu entgehen, beschließt er, den mächtigen Frankenfürsten durch scheinbare Unterwerfung zu besänftigen, um nach Karls Abzuge sich

wieder frei zu machen und die zurückbleibenden Christen mit Leichtigkeit zu vernichten. Eine Gesandtschaft unter Leitung des klugen Greises Blanscandiz geht mit Geiseln in Karls Lager. Ein buntbewegtes Treiben empfängt sie: es ertönen laut der jungen Ritter Waffenübungen, dazwischen klingt fröhlicher Gesang und Saitenspiel. Inmitten dieser verschiedenen Szenen sitzt in majestätischer Hoheit und Würde der Kaiser, — „seine Augen leuchteten wie der Morgenstern, den Feinden schrecklich, den Armen freundlich, dem Verbrecher gnädig und Gott ergeben." Er berät die Sache mit seinen zwölf Fürsten; der kühne Roland, Herr Olivier, Erzbischof Turpin und Herr Naimes von Bayerland durchschauen den trügerischen Plan des Feindes und erklären sich entschieden gegen einen solchen Frieden; aber der schlimme Genelun, Karls Schwager, der längst des Krieges überdrüssig ist, wirft seinem Stiefsohn Roland Blutdurst vor und rät zur Annahme. Karl läßt sich überreden, willigt in die Anknüpfung von Unterhandlungen und sendet Genelun als Herold mit 700 Mann nach Saragossa. Marsilie ist außer sich, als er aus des Heroldes Munde Karls Bedingungen vernimmt: „sich taufen zu lassen, Karls Mann zu werden und die Hälfte von Spanien als Lehen anzunehmen" und will sich dafür an Genelun rächen. Da wird dieser, wie er unterwegs schon mit Blanscandiz es verabredet, an den Seinen zum Verräter. Er gibt dem König Marsilie selbst den Rat, in der Verstellung fortzufahren, um desto sicherer nachher seine Rache an der zurückbleibenden Nachhut auszuüben und das aufgezwungene Joch abzuwerfen. Scheinbar unbefangen kehrt Genelun zurück, meldet, daß Marsilie sich allem unterworfen, und schlägt vor, Roland als den Würdigsten mit der anderen Hälfte Spaniens zu belehnen. Das geschieht; Roland übernimmt bereitwillig die Führung der Nachhut, bei ihm bleiben die Fürsten mit 20 000 Knechten, und Karl mit seinen Scharen zieht heimwärts. Bald danach wird Roland von einem ungeheueren feindlichen Heer angegriffen, aber er wehrt sich gewaltiglich und bringt den Heiden große Verluste bei, doch auch seine Schar schmilzt beträchtlich zusammen. Die Nacht bricht über den Kämpfen herein und trennt die Kämpfer; himmlischer Tau kühlt und stärkt die christlichen Helden. Am nächsten Morgen entbrennt der Streit aufs neue; lange ist Roland siegreich, aber immer neue Heere Marsilies und Hilfstruppen rücken heran, und die Bedrängnis der Christen steigt von Stunde zu Stunde; Roland sieht den Untergang der Seinen voraus — da ergreift er sein elfenbeinernes Wunderhorn Olivant (altfranzösisch Olifant von elephas, Elefant, Elfenbein), dessen Ton den Lärm der Schlacht

Darstellungen aus der Heidelberger Handschrift des Rolandsliedes nach der Ausgabe von Wilh. Grimm.

Abb. 11. König Marsilie in Beratung mit den Seinigen, hinter ihm der Schwertträger und ein Alter mit geflochtenem Bart.

Abb. 15. Roland zu Pferde zwischen den fallenden Heiden, deren Helme sämtlich durchhauen sind.

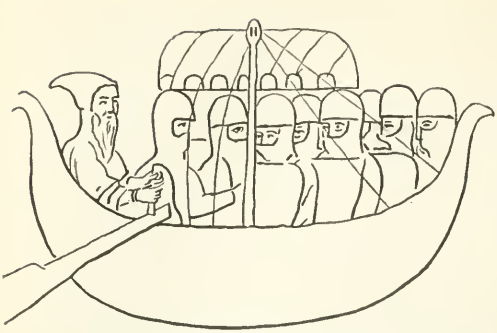


Abb. 16. Marsilies Oberherr langt mit 42 Vasallen zu Wasser an.

Abb. 17. Der gefesselte Genelun vor Kaiser Karl.

übertönt und bis zu Karl dringt, der sich noch in den Thälern der französischen Pyrenäen befand. Aber ehe der Kaiser, der trotz Geneluns Einsprache sofort zu Hilfe eilt, den Kampfplatz erreicht, sind die Karlinge alle gefallen, und Roland selbst ist auf den Tod verwundet. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte begräbt er seine Gefährten; sein Horn zerschlägt er auf dem Kopf eines Heiden, der ihn für tot hält und es ihm rauben will; sein Schwert Durandarte (altfranzösisch durendal von durare, hart werden), will er am Felsen zerschmettern, aber es bleibt ihm treu, „blank und unversehrt." Da legt er es neben sich zu Boden. Dann zieht er den rechten Handschuh aus, hält ihn gegen den Himmel, um ihn Gott zu weihen; ein Engel nimmt ihn aus seiner Hand. Zu Gott betend gibt er seinen Geist auf.

Thô Ruolant vone there werelt versciet,
vone himele wart ein michel lieht.
sâ nâh there wîle
kom ein michel ertpîbe,
thoner unt himelzeichen
in then zwein rîchen
ze Karlingen unt ze Yspaniâ.
thie winte huoben sih thâ:
sie zevalten thie urmâren stalboume.
thaz liut ernerete sih kûme.
sie sâhen vile thikke
thie vorhtlîchen himmelblikke
ther lichte sunne ther relase.
then heithenen gebrast:
thiu sceph in versunken,
in theme wazer sie ertrunken.
ther vile liehte tah
wart vinster sam thiu naht.
thie turne zevielen,
thiu scône palas zegiengen.
thie sternen offeneten sih.
thaz weter wart mislih:
sie wolten alle wânen,
thaz thie wîle wâre,
thaz thin werelt verenden scolte
unt got sîn gerihte haben wolte.

Da Roland nun gestorben war,
erschien ein großes Licht am Himmel;
alsbald nach einer Weile
kam ein starkes Erdbeben:
Donner und Himmelszeichen
in den zwei Reichen,
zu Karlingen und zu Spanien.
Die Winde erhoben sich da —
sie stürzten die mächtigen Waldbäume,
die Menschen retteten sich kaum,
sie sahen gar häufig
die furchtbaren Himmelsblitze.
Die lichte Sonne erlosch,
den Heiden gebrach (Hilfe),
die Schiffe ihnen versanken,
im Wasser sie ertranken.
Der gar lichte Tag
ward finster wie die Nacht.
Die Türme stürzten um,
die schönen Paläste zerbrachen,
die Sterne öffneten sich (zeigten sich offen),
das Wetter war furchterregend:
sie wollten alle wähnen,
daß die Stunde da wäre,
wo die Welt enden sollte
und Gott sein Gericht halten wollte.

Nach Rolands Tode langt Karl mit seinem Heer im Thal von Runzeval an; er rauft den Bart und schlägt die Brust, als er die gefallenen Helden alle erblickt. Ein Engel befiehlt ihm, Rache zu nehmen. Er sorgt für ehrenvolle Bestattung der Toten. Seine Trauer ist so groß, daß er Blut weint, auf einem Stein sitzend, der noch heute naß ist. Dann macht er sich auf zum Strafgericht an den verräterischen Heiden. Marsilie sendet ihm ein zahlloses Kriegsvolk entgegen, aber ein Licht kommt vom Himmel, und der Sieg entscheidet sich für die Christen. Die Sabire wird von dem Blut der getöteten Heiden gefärbt. Karl zieht vor Sarraguz, wo Marsilie inzwischen vor Kummer gestorben ist; seine Gemahlin Brechmunda öffnet dem Sieger die Thore und empfängt die Taufe. Nach Aachen zurückgekehrt, hält der Kaiser ein fürchterliches Gericht über Genelun, der von wilden Rossen in Stücke zerrissen wird.

sô wart thiu untriuwe gescendet.	So ward der Untreue mit Schmach gelohnt.
thâ mite sî thaz liet verendet.	Damit sei das Lied beendet.

In dem Rolandslied tritt uns das Bild religiöser Begeisterung, aus der die Kreuzzüge hervorgingen, aufs lebendigste entgegen; daher erhielt sich seine Volksbeliebtheit auch lange, und es wurde über das ganze christliche Europa bis in den skandinavischen Norden hinauf verbreitet.

Stricker.

Eine berühmte deutsche Umdichtung, der **Karlmeinet** des **Strickers**, eines österreichischen Dichters, entstand im XIII. Jahrhundert mit manchen Zusätzen, so vornehmlich der ganz sagenhaften Jugendgeschichte Karls des Großen; auf andere, dem karolingischen Sagenkreise näher oder ferner angehörende Gedichte komme ich später (S. 136) zurück.

Spielmannspoesie.

Von Geistlichen und edlen Laien gepflegt, war die deutsche Dichtung neu aufgelebt; aber auch im niederen Volk, unter dem sie nie ganz erloschen, lebte sie in neuen Formen fort. Sänger, die zum größten Teil ihm angehörten, zum Teil wohl auch dem armen Adel und der Geistlichkeit, zogen als s. g. **Fahrende** oder **Spielleute** durch die Lande; sie ließen sich namentlich bei Festen der Fürsten und Herren vernehmen und trugen da Helden- und Liebeslieder vor, oft solche, die sie selbst gedichtet. Namenlos tritt meist ihre Poesie auf, die frisch und lebendig, aber auch häufig nicht frei von einer gewissen Roheit der Sitte und der Kunst war. Aber weit herumgekommen in der Welt waren diese Leute, den Kreuzheeren folgten sie und brachten orientalische Sagen und romanhafte Abenteuer mit heim aus dem wunderreichen Morgenlande. Das bedeutendste Gedicht, das uns aus dieser Spielmannspoesie überliefert worden, ist das Lied vom **König Rother**, ein Werk von unverkennbar poetischem Wert.

König Rother.

Der Verfasser, vom Niederrhein gebürtig, hatte wahrscheinlich den Kreuzzug von 1147 mitgemacht, hatte Italien und Konstantinopel gesehen und in seinem Gedicht einen alten deutschen Stoff, der später in der altnordischen, in Island niedergeschriebenen Wiltinasage teilweise wieder erscheint, in ein modernes Gewand gekleidet. In Bayern erfuhr das Gedicht dann eine Umarbeitung, wie Heinrich Rückert in der Einleitung zu seiner Ausgabe des „König Rother" überzeugend nachgewiesen hat.

König Rother (in der Wiltinasage Osantrix von Schweden), der zu Bari in Apulien herrscht, hört von der schönen Tochter des Kaisers Konstantin in Konstantinopel (in der Wiltinasage Oda, Tochter des Hunnenkönigs Milias an der Nordsee) und schickt zwölf edle Grafen aus, um ihre Hand zu werben. Aber der Kaiser ist ergrimmt darüber und befiehlt, sie in einen finstern Kerker zu werfen. Das geht Herrn Rother sehr zu Herzen, und er beschließt, nun selbst „in recken wis" d. h. als fahrender

Held über See zu fahren; um aber sein Ziel sicher zu erreichen, will er sich Dietrich nennen und vorgeben, er sei von König Rother verjagt und komme als Flüchtling Schutz zu suchen. Mit sich nimmt er König Asprian und seine Riesenbrüder: „Eckart, der Treue pflegt, Abendrot den schnellen, und Widolt, der die Stange trägt“ und der ein so schrecklicher Wüterich war, daß seine Freunde ihn binden mußten, weil er sonst alles erschlagen hätte, und den man nur unmittelbar vor dem Kampfe loslassen durfte. In Konstantinopel angelangt, werden sie vom Kaiser gut aufgenommen, obwohl die Riesen jedermann Schrecken einjagen; denn Asprian ist so stark, daß er zum Spaße einen gezähmten Löwen an die Wand wirft und ihn in Stücke zerschmettert. Anderseits thut Rother solche Werke der Milde, daß alle Armen im Lande ihm hold werden und Konstantins Mannen ihren kargen Herrn verlassen und in sein Gefolge treten. Dietrichs Ruhm dringt auch in die Kemenate der Königstochter und erregt ihr lebhaftes Verlangen, den vielgepriesenen Helden zu sehen. Auf ihren Wunsch ladet der König ihn zu einem großen ritterlichen Fest, bei dem Dietrich mit seinen Mannen alle anderen Gäste an Pracht überstrahlt. Vor Gaffern, die ihn fortwährend umringen, bekommt ihn die junge Königin gar nicht zu sehen, da läßt sie ihn in ihre Kemenate einladen; er kommt, zieht ihr selbst einen goldenen Schuh an, wobei er ihren Fuß in seinem Schoß hält — ein alter symbolischer Verlobungsgebrauch, wodurch sie in seine Gewalt und in seinen Schutz tritt. Zugleich gibt er sich als Rother zu erkennen:

„nu lâzich alle mine dinc
an godes genâde unde din.
jâ stênt dine vôze
in Rôtheris schôze.“

„Nun stelle ich alle meine Sachen
auf Gottes Gnade und deine;
wahrlich, es stehn deine Füße
in Rothers Schoße.“

Die Königin verspricht ihm übers Meer zu folgen. Die Gefangenen werden durch ihre Klugheit befreit und darauf in ihrem Gemache verpflegt. Mit ihnen hilft er dem Konstantin, einen mächtigen Gegner, König Ymelot von Babylon, der mit 72 heidnischen Fürsten gegen ihn gezogen, besiegen und entführt dann seine Braut nach seiner Heimat, während Ymelot die entstandene Verwirrung zur Flucht benutzt. Konstantin läßt sie mit List durch Kaufleute in Rothers Abwesenheit wieder entführen. Mit einer großen Flotte und starken Heeresmacht eilt nun Rother nach Konstantinopel, legt sein Volk in einen Hinterhalt zwischen Wald und Gebirg und geht als Pilger an den Hof und in den Saal Konstantins, wo eben seine junge Frau an den Sohn Ymelots, der inzwischen und zwar diesmal siegreich zurückgekehrt, vermählt werden soll. Heimlich steckt Rother ihr einen Ring zu, wird aber entdeckt und vor die Stadt geführt, um hingerichtet zu werden. Durch einen Ritter, Graf Arnold, dem Rother früher große Dienste erwiesen, wird er indes befreit, und seine herbeieilenden Mannen zersprengen die Heiden vollends. So gewinnt er sein Weib wieder, versöhnt sich mit ihrem Vater und steuert dann nach Hause, wo die junge Königin Pipin, den nachherigen Vater Karls d. Gr., gebiert. Nun regiert er in Glück und Herrlichkeit noch viele Jahre, bis Pipin ihm die Regierungslast abnimmt. Da gedenkt er seiner Seele und entsagt mit seiner Königin, deren Namen wir bis zum Schlusse nicht erfahren, der Welt — hi hât daz bûch ende.

Herzog Ernst.

Mit König Rother in manchen Zügen verwandt und unverkennbar unter dem Einfluß der Kreuzzüge entstanden ist die bis auf den heutigen Tag nicht ganz im Volk verklungene Sage von **Herzog Ernst**, die zuerst vor 1180 von einem Fahrenden, dann auf der Scheide vom XII. zum XIII. Jahrhundert und im letzten Viertel des XIII. Jahrhunderts, weiterhin auch im XIV. und XV. Jahrhundert poetisch bearbeitet wurde.

Der Held dieser romanhaft ausgeschmückten Sage ist aus drei historischen Persönlichkeiten zusammengewachsen, die drei auseinanderliegenden Zeiten angehören und

unter drei verschiedenen Herrschergeschlechtern: den Karolingern, den sächsischen Ottonen und den Saliern, lebten. Es gibt nämlich in unserer Geschichte zwei aufrührerische Fürsten Namens Ernst: der erste ein Bayer zu Ludwig des Frommen Zeiten, der andere bekanntere, Kaiser Konrad des Saliers Stiefsohn, Giselas Sohn; beiden stand in inniger Freundschaft und Waffenverbrüderung gegen ihren Oberherrn ein Graf Wernher (abgekürzt Wetzel) zur Seite. Mit der Geschichte des zweiten Ernst nun hat die Sage die des Ludolf von Schwaben, eines Stiefsohnes der Königin Adelheid, der sich gegen seinen Vater Otto I empörte und seinen Oheim Heinrich von Bayern befeindete, vereinigt; in der sagenhaften Erzählung von Herzog Ernst ist dieser ein Herzog von Bayern, Adelheid seine Mutter, Otto sein Stiefvater und ein Pfalzgraf Heinrich sein Feind und Verfolger, und — zuwider dem blutigen Untergange des historischen Ernst von Schwaben — folgt auf seine langjährigen Irrfahrten die Versöhnung mit dem großen Kaiser aus dem Sachsenhause. Ohne Zweifel sind es aber die Wunder seiner abenteuervollen Kreuzfahrt, die der Erzählung eine so große Verbreitung und eine Fortdauer bis auf unsere Tage durch das gleichnamige Volksbuch verschafft haben.

Inhalt des Herzog Ernst.

Adelheid, die Witwe eines Herzogs von Bayern, wird vom Kaiser Otto zur Ehe begehrt; sie ruft ihren Sohn Ernst, der auf Reisen im Auslande ist, herbei um seinen Rat zu hören, und da er sich dafür ausspricht, reicht sie dem Kaiser die Hand Anfangs steht Ernst bei seinem Stiefvater in hoher Gunst und wird von ihm sogar zum Nachfolger im Reich bestimmt, aber bald wird dieses freundliche Einvernehmen durch die Verleumdungen des Pfalzgrafen Heinrich, Ernsts Schwestersohn, gestört. Der Kaiser läßt sich einreden, daß Ernst ihm nach Leben und Ehre trachte, entsetzt ihn der Reichsvogtei und läßt sein Herzogtum Bayern von Heinrich mit Raub und Brand, überziehen. Mit zweitausend Schilden eilt der also Angegriffene herbei, entsetzt seine Stadt Nürnberg, die der Pfalzgraf belagert, und schlägt noch in einem Treffen bei Würzburg mit dem an seiner Seite kämpfende Freunde, Grafen Wetzel, den Gegner in die Flucht. Als er aber erfahren, daß eben dieser Pfalzgraf ihn auch bei Otto verleumdet, kennt sein Zorn keine Grenzen mehr; wutentbrannt sprengt er selbdritte mit Graf Wetzel. und einem andern Mann nach Speier, wo der Kaiser Hof hält. Hastig tritt er in das Gemach seines Stiefvaters, der in geheimer Beratung mit dem Pfalzgrafen begriffen ist, springt auf den letzteren zu und schlägt ihm das Haupt ab, dann geht er unerschrocken hinunter und reitet mit seinen Gefährten von dannen. Für diese gewaltsame That wird Ernst in die Reichsacht gethan und sein Land aufs neue mit Krieg überzogen. Fünf Jahre blutigen Ringens geben dem Herzog die Überzeugung, daß er den Widerstand aufgeben müsse; er entschließt sich zu weichen und mit seinem Freunde Wetzel eine Fahrt nach dem heiligen Grabe anzutreten. Ein stattliches Gefolge von Rittern und Knechten — wohl tausend an der Zahl — schließt sich ihm an. Durch Ungarn und die Bulgarei ziehen sie nach Konstantinopel, wo sie sich auf 22 Kielen einschiffen. Von da an beginnen die Abenteuer, die bald an Homers Odyssee, bald an Sindbad den Meerfahrer erinnern. Am fünften Tag ihrer Meeresfahrt versenkt ein Sturm zwölf Kiele, die anderen werden zerstreut. Ernst und Wetzel treiben zwei Monate lang umher, bis sie endlich am Lande Kypria Anker werfen können. Dort erblicken sie eine einsame, prächtig erbaute und ausgeschmückte Burg voll langer, weiter Säle, mit königlichen Stühlen und reich mit Speise bedeckten Tafeln. Sie greifen zu, da keine Spur von Bewohnern sich zeigt, trinken von dem köstlichen Wein, ergehen sich in den schönen Gärten, baden in den goldenen Badekufen, in die das Wasser aus silbernen Röhren springt, da erhebt sich plötzlich rings um die Burg ein wüstes Geschrei, als wenn ein ungeheures Heer von Kranichen heranflöge; und in der That, da reitet herbei ein mächtiges Volk mit Kranichhälsen und spitzen, ellenlangen Schnäbeln, in weiße Seide gekleidet, eine Königstochter aus Indien in ihrer Mitte, die wie eine betaute Rose unter Thränen daherschreitet. Der Schnabelkönig bietet ihrem roten Mündlein seinen langen Schnabel dar, und das rauhe Geschrei der Kraniche ist seine zarte Liebesrede. Zornig

über diese Unbill fallen die Kreuzfahrer über das „Schnabelvieh“ her, schlagen ihnen ihre langen Hälse ab, und es entbrennt ein hitziger Kampf, in dem Ernst 500 seiner Leute verliert und dennoch die Befreiung der Königstochter nicht erlangen kann, denn das Kranichvolk sticht sie mit seinen Schnäbeln tot. Ernst fährt nun weiter, kommt nach zwölf Tagen ins Lebermeer (geronnenes Meer); an den Magnetberg, der alle Schiffe an sich zieht, rennt auch das seinige an, alles Eisenwerk wird ihm entzogen, es zerfällt, alle Mannen bis auf sieben kommen um und werden von Greifen weggetragen. Da kommt Ernst auf den Gedanken, sich und seine Genossen in Seehundsfelle einzunähen und von den Greifen auch forttragen zu lassen. Im Greifennest angelangt, schneiden sich die Helden aus ihren Häuten heraus und leben in der Waldwüste, von hohen Gebirgen umschlossen, bis sie endlich durch die Felswände ein Wasser gleiten sehen. Sie bauen ein Floß und fahren durch den Karfunkelberg, in dessen Mitte sie einen köstlichen Edelstein erblicken, den Ernst losbricht, um die Krone des deutschen Kaisers damit zu schmücken. Endlich kommen sie heraus und in ein reiches Land zu den Arimaspen, Leuten mit Einem Auge, deren König Ernst lieb gewinnt und ihn bei sich behält. Für ihn kämpfen die Schiffbrüchigen gegen das Volk der Plattfüße, die über Moor und Sumpf laufen, so daß weder Mann noch Roß ihnen folgen kann, besiegen sie, wie auch noch ein anderes Volk, das ganz nackt geht und so lange Ohren hat, daß sie sich damit bekleiden können. Auch ein Riesengeschlecht, dem Ernst nur bis an die Kniee reicht, schlägt er zu Boden. Nach sechsjährigem Aufenthalt bei den Arimaspen schifft sich unser Held auf einem Mohrenschiff, das mit Kaufmannswaren zum heiligen Grabe segeln will, ein und gelangt in das Land Ybian, wo er, mit dessen christlichem König verbunden, den heidnischen König von Babylon niederwirft. Endlich gelangt der wunderbare Held nach Jerusalem, wo er den Templern das heilige Grab verteidigen hilft. Sein Ruhm dringt nun auch in die Heimat, seine Mutter weiß den Kaiser zu seinen Gunsten zu stimmen und ruft ihn zurück. Am Christabend, da alle Welt sich der Geburt des Heilandes freut und der Friede vom Himmel kommt, langen sie vor Bamberg an, wo der Kaiser über Weihnachten einen Hof hält. Otto verzeiht ihm, giebt ihm sein Land, Wetzeln seine Herrschaft wieder. Dem Reiche schenkt Ernst den herrlichen Edelstein, den er aus dem Karfunkelberge mitgebracht, und der, sagt das Gedicht, noch heute in des Reiches Krone leuchtet und der „Waise“ genannt wird. Zu Roßfeld liegt Ernst mit seiner Gemahlin, Frau Irmgart, begraben, „zu deren Gnade große Wallfahrt ist.“

Tierepos.

Schließlich besitzen wir aus dieser Vorbereitungszeit des zwölften Jahrhunderts auch das erste deutsche **Tierepos**. Wie wir oben (S. 32) sahen, war die Tiersage bisher nur in der lateinischen Klosterdichtung des X. und XI. Jahrh. aufgetreten. Zum deutschen Epos wurde sie etwa ein Menschenalter später gestaltet, nachdem Karl d. Gr. im Rolandslied (S. 46ff.) für unsere Dichtung zurückgewonnen war. Es geschah das um 1170 durch **Heinrich den Glichesâre** („Gleisner“), einen fahrenden Dichter des Elsasses, der eine französische Dichtung (le Roman du Renart) unter dem Titel „isengrîmes nôt“ in deutsche Verse übertrug.

Heinrich der Gleisner.

Leider besitzen wir von der Urgestalt nur einige Bruchstücke, die 1839 in dem hessischen Städtchen Melsungen aufgefunden wurden, wo ein Rentmeister im J. 1515 die schöne Pergamenthandschrift zerschnitten hatte, um zu haltbaren Umschlägen für seine Rechnungen zu gelangen. Den größten Teil des Gedichtes kennen wir nur aus einer späteren Überarbeitung, welche die Altertümlichkeiten in Sprache und Reim beseitigt und das Gedicht nach dem Fuchs „Reinhart“ betitelt hat. Auch in diesem Tierepos finden sich einige satirische Anspielungen, vornehmlich gegen den geistlichen

Stand, und aus der Poesie gingen diese Spöttereien dann in die Bildwerke des Mittelalters über. Im Münster zu Straßburg befanden sich der Kanzel gegenüber zwei Reliefbilder, welche das Begräbnis des scheintoten Fuchses darstellten, die dann aber später, um Ärgernis zu verhüten, weggehauen wurden. Das eine stellt den Zug mit der Leiche dar: voran der Bär, Weihkessel und Weihwedel in den Händen; ihm folgten der Wolf mit dem Kreuz, der Hase mit der Kerze; hinter diesem die Bahre mit dem Fuchs getragen von Eber und Bock, unter ihnen am Boden kauernd der Affe. Das andere zeigte das Totenamt: am Altar mit Kelch und Brevier steht, in letzterem lesend, der Hirsch, hinter ihm der Esel, welchem der Kater ein gleichfalls aufgeschlagenes Buch vorhält.

Der Inhalt jenes alten, in zwölf Abenteuer geteilten Gedichts ist folgender:

In den ersten vier Abenteuern tritt Reinhart ganz in den Vordergrund; Streich auf Streich unternimmt er, aber alle mißlingen ihm. Schantecler der Hahn verhöhnt ihn; statt der Meise erschnappt er nur ihren Mist; von dem Käse, den Diezelin der Rabe hat fallen lassen, verjagen ihn Hunde; Diepreht der Kater stößt ihn gar in eine Falle, aus der er nur mit Not und halb tot geschlagen entkommt. Da sucht und erlangt er die Genossenschaft des Wolfes Isengrin: Stärke und List verbinden sich zu Übeltaten. Aber Isengrin zieht dabei den Kürzeren; von seinem Genossen in den Weinkeller eines Klosterhofes gelockt, berauscht er sich, stimmt ein Lied an, wird ertappt und entkommt nur mit großer Not nach vielen Schlägen. Nun trennen die beiden sich — Reinhart baut sich ein festes Haus im Walde: Übelloch (im französischen Gedicht Malpertuis); eines Tages gerät der hungrige Isengrin vor die Thür desselben und riecht die Aale, welche Reinhart sich gebraten. Um auch so gut zu leben, schließt er Frieden mit dem Schlauen — ja er will, da dieser sich für einen Cistercienser ausgibt, gleichfalls in den Orden treten. Nachdem ein Guß siedenden Wassers ihm eine Tonsur gebrüht, läßt er sich zum Fischen an einen zugefrorenen Teich führen und hält durch ein Loch im Eise den Schwanz hinein; so findet ihn ein Jäger und haut ihm den Schwanz ab. Reinhart hat schon längst zuvor das Weite gesucht. So häuft Reinhart auch weiterhin Schmach und Schande auf den armen Isengrin, der endlich beschließt, die Sache vor den König zu bringen. Brevel der Löwe (französisch Noble), gewöhnlich nur der „Künec“ genannt, war krank im Haupt — eine Ameise war ihm ins Ohr gekrochen — und meinte, er sei es deshalb, weil er so lange nicht zu Gericht gesessen. Nun naht seinem Throne Isengrin und bringt durch seinen Fürsprecher, Bruno den Bären, seine Klage gegen den abwesenden Reinhart vor; Randold der Hirsch urteilt: Reinhart solle gefangen und gehangen werden. Die anwesenden Tiere stimmen sämtlich bei; aber eine weise Olbente (ein Kamel) setzt es durch, daß der Angeklagte dreimal vorgeladen wird. Da wird auf einer Bahre eine von Reinhart totgebissene Henne herbeigetragen, der ihre Angehörigen wehklagend und Rache fordernd folgen. Brnno geht als Bote des Königs nach Reinharts Waldburg und lädt den Missethäter vor das Gericht, Reinhart erklärt sich bereit zu folgen, lädt aber den Bären vorerst zu einem Honigschmause ein. Er führt ihn zu einem gespaltenen Baumstamm — darin sei köstlicher Honig, redet er ihm ein. Kaum aber hat Brnno seinen Kopf im Spalt, da zieht der Fuchs den Keil heraus, und der Bär ist gefangen. Die Bauern werden durch einen Kärrner alarmiert, eilen mit Knütteln herbei — nur mit Verlust der Kopfhaut und der Ohren und dazu noch von Reinhart verhöhnt, vermag er zu fliehen und an des Königs Hof zurückzugelangen. — Noch einmal aber wird das Todesurteil aufgeschoben und Kater Diepreht nach Übelloch entsandt. Auch ihn berückt Reinhart, indem er ihn in das Haus eines Geistlichen, wo viele Mäuse seien, und dort in eine Fuchsfalle führt. Glücklicherweise haut der herbeieilende Geistliche die Schnur entzwei, und Diepreht entkommt, den Rest derselben noch um den Hals, wieder nach Hause. Zum drittenmal durch Krimel den Dachs entboten, erscheint der Fuchs am Hofe. Er tritt als wandernder Arzt auf und geht — trotz des ihn von allen Seiten empfangenden Wutgeschreies — ruhig auf den König zu, bestellt ihm einen Gruß von Meister Bendin

Reinhart.

von Salerno, von dem er soeben nach langer beschwerlicher Reise heimkehre, und überreicht in dessen Auftrag ein Heilmittel für das Leiden Brevels. Das ganze Auftreten des klugen Schwindlers verfehlt seines Eindruckes auf den kranken Herrscher nicht, und als Reinhart weiter meldet, es sei aber zur völligen Genesung noch nötig das Fell eines alten Wolfes, die Haut eines Bären und ein Hut von einer Katze, müssen Isengrin, Bruno und Diepreht die verlangten Stücke hergeben. Aber auch andere Tiere müssen des Fuchses Rache fühlen: Frau Pinte wird geschlachtet und dem Eber ein Stück vom Schenkel ausgeschnitten, um dem Kranken ein gesottenes Huhn mit Eberspeck zu beschaffen. Alle noch Unbeschädigten stieben auseinander; nur Krimel der Elefant und die Olbente bleiben. Nun bereitet der Wunderdoktor dem König ein heißes Bad und legt ihn in die Tierhäute — der Schweiß treibt die Ameise heraus auf den Katzenhut: Reinhart bemerkt, ergreift und entläßt sie, nachdem sie ihm die Herrschaft über tausend Burgen in ihrem Walde verheißen. Der König naht seiner Genesung, trinkt die Brühe von der gesottenen Frau Pinte, die dann Reinhart selbst sich wohlschmecken läßt. Dann aber wendet sich der heimtückische Gesell sogar gegen seine Freunde und endlich auch gegen den König. Zuerst veranlaßt er Brevel, den Elefanten mit dem Königreich Böhmen und die Olbente mit der Abtei Erstein zu belehnen: was ist die Folge? Der Elefant wird mit Schlägen aus dem Lande verjagt, die Olbente von den Nonnen in den Rhein gestürzt. Zuletzt reicht er dem König einen Gifttrank und verläßt unter dem Vorwand, Kräuter zu sammeln, den Hof, begleitet von dem Dachse, dem einzigen Tier, das er verschont. Sie begeben sich nach Reinharts Burg, und bald darauf verscheidet der König. Der Rote aber treibt sein Wesen unbelästigt nach wie vor — „Reinhart war boshaft und rot, das zeigte er da, er vergiftete seinen Herrn," schließt mit lehrhaftem Tone das sonst mit Ausnahme weniger satirischer Anspielungen rein episch gehaltene Gedicht und fährt fort: „Das soll niemand sehr bedauern: was meinte er an Reinhart zu haben? Es geschieht noch, weiß Gott, daß mancher Betrüger bei Hof angesehener ist als ein Mann, der sich nie auf Falschheit eingelassen. Welcher Herr dem nachgibt, thäten sie dem den Tod an, das wäre eine gute Kunde. Böse Lügner drängen sich leider stets vor: die Treuen müssen vor der Thüre bleiben."

„Mit Heinrich des Gleisners Werke," sagt Wilhelm Wackernagel, „machte die Tiersage ein fast verjährtes Besitzrecht wieder geltend." Es ist die erste, zugleich aber ist es auch die einzige mittelhochdeutsche Epopöe aus dem Sagenkreise der Tierwelt; nur noch ein späteres niederländisches Gedicht „Van den vos Reinaerde" (aus der berühmteren plattdeutschen Umarbeitung „Reineke Vos" zu Ausgange des Mittelalters bekannt) kann sich als gleichartig ihm zur Seite stellen, unsere hochdeutsche Litteratur kennt außerdem und seitdem nur noch die Tierfabel. In neuester Zeit hat Goethe in seinem „Reineke Fuchs" das alte Epos wieder neu aufleben lassen.

Reineke Vos.

Die Blütezeit (1190—1300).

Mit den ersten beiden Hohenstaufenfürsten ist die Erinnerung an zwei Kreuzzüge eng verknüpft. Konrad III hielt 1148 seinen Einzug in Jerusalem, Friedrich Rotbart, der als Jüngling seinen Oheim zur Kreuzesfahrt begleitet hatte, zog noch einmal im hohen Mannesalter hinaus, als er vernahm, daß Saladin den Halbmond über der heiligen Stadt errichtet habe; der Sieg zog seinen erlesenen Streitern voraus, sein Kreuzzug gestaltete sich zur ruhmreichsten Waffenthat des ganzen Mittelalters — aber der Held mußte in dem fernen Lande sein Leben lassen. 1190 fand er in der reißenden Strömung des Seleph den Tod; im Herzen seines Volkes und in dessen poetisch dankbarer Erinnerung begann er damit freilich erst recht zu leben, und seine heldenhafte Fürstengestalt leuchtet hell herüber bis in unsere Tage. Friedrich Rotbarts Tod.

Seitdem erlosch die Begeisterung für die Kreuzzüge, zumal in Deutschland; und nur widerwillig zog Friedrich II nach dem gelobten Lande. Der Einfluß des Auslandes, insbesondere Frankreichs auf deutsche Sitte und Bildung, wie auf unsere Dichtung währte aber trotzdem fort. In vornehmen Häusern hielt man französische Hofmeister zur Erziehung der Kinder; Kleidertrachten, Speisen, Spiele, Tänze kamen aus Frankreich; die französischen Namen dafür, wie für Kunstausdrücke des Rittertums, wurden ins Deutsche gemengt; statt der heimatlichen Worte sage und maere hieß es âventiure, und die Gedichtstoffe entlehnte man nicht minder von jenseits des Rheins. Auch die bildende Kunst, die im XIII. Jahrhundert einen neuen Aufschwung nahm, stand unter französischem Einfluß: aus dem nordöstlichen Frankreich entnahm man die Kunst des gotischen Stiles, die sich dort in zahlreichen großen und glanzvollen Monumenten entfaltet hatte; das Vorbild des Kölner Doms (1248 gegründet) ist die Kathedrale von Amiens. Aber in allen diesen Stücken überflügelte der Deutsche den Franzosen gar bald und führte auf selbständigen Wegen das Entlehnte einer eigenartigen Vollendung zu. So wurde die Hohenstaufenzeit die Blütezeit der bildenden ebensowohl wie der dichtenden Kunst.

Abb. 18. Schreibender Klosterbruder in seiner Zelle, umgeben von den Geräten zum Schreiben und Illuminieren. Nach einer mittelalterlichen Handschrift.

Kunstblüte.

Im Schatten der himmelanstrebenden Gotteshäuser entstanden in den emporwachsenden Städten zahlreiche Kunstbauten für bürgerliche Zwecke: würdige Rathäuser und Gildenhallen, Brunnen, Thore, stattlich behäbige Wohnhäuser. Auch die Bildhauerkunst fing an, in deutschem Sinn und Geist sich zu entwickeln: die Skulpturen an der Liebfrauenkirche zu Trier, die Statuen neben dem Westportal der Elisabethkirche zu Marburg u. a. stammen aus dem XIII. Jahrhundert. Außer der Wand- und Glasmalerei wurde auch die Kunst, „die in Paris man nennt illuminieren," wie Dante sagt, in zahlreichen Handschriftenbildern oder Miniaturen geübt. Die geschickten Hände kunstfertiger Mönche wußten wertvolle Handschriften kostbar zu binden in Decken von geschnitztem Elfenbein oder von getriebenem Golde, oft mit Edelsteinen und Kameen verziert. [Der hier abgebildete Buchdeckel eines Lektionars (biblisches Vorlesebuch in der römischen Kirche) besteht aus vergoldetem Kupfer. In der Mitte thront Maria mit dem Jesuskind in vertiefter Nische; an den vier Ecken sind die Evangelistensymbole zu sehen. Auf dem mit Bergkristall und edlen Steinen geschmückten Rande sind oben und unten kreisförmige Medaillons angebracht, die in emaillierten Rändern phantastisches Getier enthalten.] Das Kunstgewerbe entfaltete sich in Waffen- und Goldschmiedearbeit, Holzschnitzerei und Weberei. Aber vor allem erblühte die deutsche Dichtung unter dem Einfluß der das nationale Selbstbewußtsein fördernden Thaten und dem Anteil des mächtigen deutschen Kaisergeschlechtes.

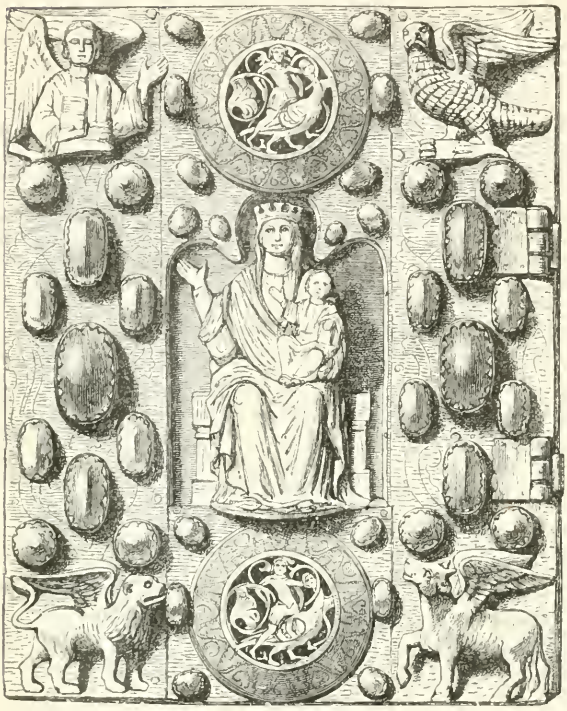


Abb. 19. Metallbuchdeckel eines Lektionars. XIII. Jahrh. Nikolaikirche zu Höxter.

In zwei großen Gegensätzen tritt uns die Dichtung dieses Zeitraumes entgegen: in den deutlich geschiedenen Kreisen des Volksgesanges und der Kunstdichtung.

Volksgesang.

Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes ist der Stoff des **Volksgesanges**, wie er von Mund zu Mund sich durch die „varnden liute" (Fahrende) und Spielleute fortpflanzte seit den ältesten Zeiten und durch die ganze mittelhochdeutsche Zeit ertönte. Denn gesungen ward auf Volksversammlungen und Volksfesten, vor König und Bürgersmann, was der reiche Schatz alter Lieder und Sagen darbot. Wer es gedichtet, weiß niemand, und niemand fragt danach; auch niemals mischt sich die Persönlichkeit des Dichters noch sein Urteil in das Lied — „alte Märchen" werden schlicht und einfach erzählt von den Ahnen und Helden des Volkes und ihren Thaten.

Kunstdichtung.

In der **Kunstdichtung** tritt der einzelne Dichter in seiner ganzen Individualität uns entgegen; Jakob Grimm nennt sie eine „Arbeit des Lebens". Ihr sind fremde

Stoffe gewöhnlich die liebsten, die sie sorgsam behandeln und durch belebte malerische Schilderungen ausschmücken kann. In der Vorbereitungszeit befand sie sich fast ausschließlich in den Händen der Geistlichen, doch galt der adlige Heinrich von Veldeke als ihr Begründer; im XIII. Jahrhundert wird sie vornehmlich vom Adel geübt; wohl treten neben den adligen „Herren" auch bürgerliche „Meister" auf, doch sie treiben ihre Kunst ganz in „höfischer" Weise. Darum heißt auch die Kunstdichtung „hövesch" oder „hovelich" im Gegensatz zum Volksgesang, der „dörperlich" hieß. Aber ob adlig, ob bürgerlich, diese höfischen Dichter führten doch die Lebensweise der Fahrenden, traten bald in den ständigen Dienst eines Fürsten oder zogen von Hof zu Hof, die vornehme Welt zu unterhalten, ja verschmähten es nicht, sich unter die Spielleute zu mischen; Walther von der Vogelweide geigte zum Tanze. Der aus dem Nibelungenliede bekannte Volker wird dort ein Spielmann genannt, der vortrefflich fiedeln konnte. Die Spielleute niederen Standes kamen viel in der Welt umher; von Hof zu Hof, ja von Land zu Land zogen sie, und waren nicht nur Vermittler der Poesie für alt und jung, sondern oft auch Sprachmeister und Jugendlehrer. Das Dichten aber für die Hofkreise mußten sie den „begehrenden Edlen" überlassen und sich auf das Singen und Sagen fremder Dichtungen beschränken. Dem Adel und den Fürsten gingen die Hohenstaufen mit ihrem Beispiel voran; von zweien dieses sanglustigen Geschlechts sind uns Lieder aufbewahrt, von Kaiser Heinrich VI, dem Sohne des großen Rotbart, und von König Konrads IV Sohn, Konradin, dem letzten Sprößling des Hohenstaufenhauses, der sein junges Leben in Neapel unter dem Beil lassen mußte. Von Konradin sind in der Heidelberger Handschrift zwei Lieder unter dem Namen „König Konrad der Junge" erhalten. Und als einst in Turin Graf Raimund III von Toulouse an der Spitze einer Schar von Troubadours vor Friedrich Rotbart erschien, um ihn in Liedern zu begrüßen, erwiderte der Kaiser den dichterischen Gruß in provenzalischen Versen. Viele andere Fürsten folgten: wir haben Lieder von König Wenzel von Böhmen, von den Herzögen Heinrich IV von Breslau und Johann I von Brabant, von Markgraf Otto von Brandenburg u. a. Aber wer auch nicht selbst des Gesanges kundig war, der übte doch die hohe Fürstentugend der „milte" (Freigebigkeit) gegen die Dichter, wie Kaiser Friedrich II und vor allen der Landgraf Hermann von Thüringen, dessen Hofhaltung auf der Wartburg bei Eisenach weit und breit berühmt war. Überall aber gehörten Gesang und Saitenspiel, wie die Kunst der dichterischen Rede, der fürstlichen und edlen Jugend, und wenn es auch keine Schulen der Dichtung gab, so lernten doch die jüngeren von den älteren Dichtern durch deren Beispiel und Beratung.

Für die höfische Dichtung gab es bald nur eine Sprache, die aus der schwäbischen Mundart erwachsen, schnell die gesamte Litteratur der Höfe beherrschte, während eine schärfere Ausprägung der Mundarten sich nur in der geistlichen Prosa und in der Volksdichtung erhielt. Diese Hofsprache, das eigentliche **Mittelhochdeutsch**, ist die aus der gotischen und althochdeutschen herausgebildete oberdeutsche Sprache, die an Fülle und Wohlklang der Endungen schon viel eingebüßt hat, aber doch noch voller klingt, als das aus ihr unter niederdeutschen Einflüssen hervorgegangene Neuhochdeutsch: wie man deutlich erkennt, wenn man z. B. mhd. guoten, liehter vergleicht mit dem ahd. kuatônô, liohtêrâ und dem nhd. Guten, Lichter ꝛc. Leider wurde die Reinheit der Sprache durch die Einmischung zahlreicher französischer Wörter und ganzer Redeweisen und die französische Umbildung deutscher Wörter getrübt — so wurde aus dem ahd. Wort balcho, balke (Balken) Balkon; aus ahd. spehon (spähen) Spion (espion) ꝛc.; und aus der Dichtung ging davon nur zu viel in die Sprache des Volkes über. Natürlich legte die höfische Poesie auch großes Gewicht auf die Entwickelung der von Heinrich von Veldeke angebahnten höheren Verskunst, die im Laufe des XIII. Jahrhunderts allmählich in Überkünstelung ausartete.

Mittelhochdeutsch.

Vom epischen Volksgesange.

Epischer Volksgesang.

Die Volksdichtung hat einen vorwiegend epischen Charakter: ihr großer Stoff ist die **deutsche Heldensage**, die allen Stämmen unseres Volkes gemeinsame sagenhafte Erinnerung an die Stürme der Völkerwanderung, an die Großthaten der Ahnen. In deutschen wie in lateinischen Gedichten sind wir derselben bereits in der althochdeutschen Zeit begegnet, und auf ihnen wieder hat die mittelhochdeutsche Zeit thätig fortgebaut und zahlreiche, uns vollständig erhaltene Gedichte geschaffen, die teils eine ganze Welt voll Helden und Heldenthaten, teils einzelne Helden und ihre Thaten darstellen. Hinter allen diesen Dichtungen steht die in den germanischen Göttermythus zurückreichende Sage selbst, aus der sämtliche Gedichte geflossen sind. Diesen geheimnisvollen Untergrund, wie die geschichtlichen Bezüge werden wir bei der Erörterung der einzelnen Erzeugnisse hervorheben. Der besseren Übersichtlichkeit halber scheiden wir aber zunächst die gesamte deutsche Heldensage nach Volksstämmen in die nachfolgenden sechs Sagenkreise.

Sagenkreise.

Der erste Sagenkreis ist der fränkische oder niederrheinische: Sigfrid (in der nordischen Sage Sigurd) ist sein Held und Xanten am Niederrhein dessen Hofstadt und Wohnsitz.

Der zweite ist der burgundische Sagenkreis: sein Held ist König Gunther, der historische Gunditar († 437), der das Reich der Burgunder in Gallien stiftete, aber mit seinem Volke durch ein wahrscheinlich im Dienste des Aëtius stehendes hunnisches Söldnerheer vernichtet wurde. Dieses in Wirklichkeit auf dem linken Rheinufer geschehene Ereignis wird von der Sage an Attilas Hof nach Ungarn verlegt. Ihm zur Seite stehen die Könige Giselher und Gernot, der erstere auch aus dem burgundischen Gesetzbuche bekannt, und ihr Gefolge, dessen bedeutendste Mannen der uns schon aus dem Waltariliede bekannte Hagen von Tronje und der Spielmann Volker sind. Dazu kommen die der Sage angehörenden Frauen: Ute, Gunthers Mutter, Kriemhild, ihre Tochter, und Gunthers Gemahlin Brunhild. Die Hofstadt der Burgunderkönige ist Worms am Rhein.

Der dritte ist der ostgotische Sagenkreis. Der große Held desselben ist Dietrich, Dietmars Sohn, dessen historischer Name in der Völkergeschichte vorleuchtet als Theodorich, Theodemirs Sohn, der Gründer des ostgotischen Reiches in Italien (geb. 453, gest. 526), nach seinem Wohnsitz Verona, zu deutsch Bern, auch Dietrich von Bern genannt. Er und sein Ahn Ermenrich († 376), der erste mächtige Ostgotenkönig, von dem er aber der Sage nach vertrieben, zu Attila flüchtete, stammten aus dem Königsgeschlecht der Amaler und heißen deshalb, wie auch ihr Gotenvolk Amelungen. Dietrichs uns bereits bekannter Waffenmeister ist der alte Hildebrand aus dem Geschlechte der Wölsungen. Eine Reihe gewaltiger Recken stehen dem Amelungenfürsten zur Seite.

Der vierte ist der hunnische Sagenkreis, dessen leuchtender Mittelpunkt Attila oder Etzel († 453), der gewaltige Hunnenkönig und Welteroberer, ist. Der von ihm in der Geschichte durch ein Menschenalter getrennte Dietrich von Bern ist sein Schützling und gilt für eine Stütze des Hunnenreiches, für das er ficht, wie in der Geschichte sein Vater und seine Oheime. Neben Attila gehört der Geschichte an sein Bruder Bleda oder Blödel, auch Frau Helche, Etzels erste Gemahlin, die Tochter Oserichs. Dagegen ist sein Dienstmann Rüdiger, der Markgraf von Österreich, eine ganz sagenhafte Er-

scheinung (welcher als eine der anziehendsten Figuren des Nibelungenliedes mit vollem Rechte der Milde, der Edle, der Getreue genannt wird). Etzels Hofstadt ist die Etzelnburg in Ungarn, worunter man sich das heutige Ofen denkt.

Die in diesen vier Sagenkreisen auftretenden historischen Personen waren „hell oder blutig glänzend, die Sterne ihrer Volksstämme, und so stehen auch in der Sage ihre Namen, als die rechten Königsnamen, bezeichnend und vertretend je an der Spitze des angehörigen Stammes." Sie nehmen auch in dem Liede von der Nibelungen Not, das diese vier Sagenkreise in sich vereinigt, eine hervorragende Stelle ein. Außerdem hat jeder einzelne Sagenkreis noch sein besonderes Lied, oder auch mehrere Lieder.

Der fünfte Sagenkreis ist der mit dem ostgotischen sich mannigfach berührende lombardische, dem das Lied der Vorbereitungszeit von König Rother (S. 49) angehört. Außer Rother werden hier genannt König Otnit, ferner Hugdietrich und sein Sohn Wolfdietrich. Ihr Heimwesen ist zu Garten, d. h. am italienischen Teil des Gardasees; doch führen uns die Sagen auch nach dem südlichen Tirol und ins Morgenland. Im ganzen erinnert dieser Sagenkreis an die Zeit, wo die byzantinischen Kaiser noch ihren Machtplatz in Konstantinopel behaupteten, die Ostgoten aber, von Osten herabkommend, in die Stelle der weströmischen Kaiser eintraten.

Der sechste Sagenkreis, in welchem wenig Geschichtliches hervortritt, ist der nordisch-sächsische, dessen Schauplatz das Meer und die altsächsischen Nordseeinseln von Friesland (Hegelingen) sind. Die Helden dieses Kreises sind Hettel, König zu Hegelingen, und die ihm verwandten und lehnpflichtigen Recken: Wate von Stormen, Horant und Frute von Dänemark, Morung von Nisland und Irolt von Ortland. Die Tochter Hettels und seiner Gemahlin, Hilde von Irland, ist Gudrun, nach der unser zweites großes Epos, das Gudrunlied, nächst dem Nibelungenliede „die edelste Perle unserer epischen Poesie", benannt ist.

Die nordischen Lieder von Sigfrid.

In den nordischen Liedern der alten Edda heißt der Held des fränkischen Sagenkreises **Sigurd**. Er entstammte dem göttlichen, Odhin verwandten Geschlecht der Wölsungen und war einer der mächtigsten Heerkönige. Ein jugendlicher siegmächtiger Gott erscheint er in der Mythologie unseres Volkes, und noch heute werden von ihm und seinem Geschlecht auf den Färöern im fernen Nordmeer Lieder zum Tanze gesungen. Von ihm erzählt die Wölsungen-Sage (Volsunga Saga), die — wahrscheinlich am Anfang des XIII. Jahrhunderts geschrieben — in Prosa zu einem Ganzen zusammenfaßt, was in den Liedern der älteren Edda zerstreut liegt, folgende Züge, die zum Verständnis der deutschen Gestaltung der Sage, wie sie im Nibelungenliede erhalten ist, unerläßlich sind.

Sigurd. Sigurd, Sigmunds Sohn, wird von dem weisen und kunstreichen Schmiede Reigin erzogen und erwächst zum starken heldenmütigen Jüngling. Reigin, einst von seinem Bruder Fafnir um den Anteil an dem väterlichen Erbe betrogen, reizt ihn auf zum Tode des Räubers und schmiedet ihm dazu das gute Schwert Gram, das so scharf ist, daß es, in den Strom gehalten, eine dagegen treibende Wollenflocke zerschneidet, und Odhin verschafft ihm den gewaltigen Hengst Grane. So ausgerüstet zieht er mit

Reigin gegen Fafnir, der auf der Gnitaheide liegt und in Gestalt eines Lindwurms den größten Goldschatz, der Nibelungen Hort, mit dem Ögishelm hütet. Die drei Götter Odhin, Loki und Hönir, hatten einst denselben aus der Tiefe des Wassers (Niflheim, was die Urwelt des Wassers ebensowohl wie das Totenreich bedeutet, und wonach seine Bewohner, wie später die Besitzer des Hortes „niflungar“ — Nibelungen — genannt wurden) heraufgeführt, aber an Reigins und Fafnirs Vater als Bußgeld abtreten müssen. So waren die Götter dem Fluche des Goldes entgangen, aber allen, die es weiterhin sich aneigneten, brachte es Verderben. Der erste Besitzer war von seinen Söhnen erschlagen, und jetzt sollte es dem zweiten, Fafnir, ans Leben gehen. Auf der Gnitaheide — der sagenberühmten Stätte, die man noch gegen das Ende des XII. Jahrhunderts kennen wollte und die nach der Angabe eines isländischen Reisebeschreibers aus jener Zeit zwischen Stadtbergen und Mainz lag — angelangt, gräbt Sigurd dem bösen Feind eine Grube, und als der Lindwurm giftsprühend über dieselbe kriecht, stößt er ihm von unten das Schwert ins Herz. Fafnir schüttelt sich, schlägt um sich mit Haupt und Schweif und weissagt sterbend, das Gold werde Sigurds Verderben sein. Durch das Herzblut des Drachen, von dem er trinkt, lernt der junge Held die Sprache der Vögel verstehen und hört ihren Rat, den heimtückischen Reigin zu töten, um sein eigenes Leben zu erretten. Sigurd schlägt dem Schmiede das Haupt ab, füllt zwei Kisten mit dem Golde, womit er sein gutes Roß Grane beladet und davonreitet. Unterwegs erblickt er auf einem Berge ein großes Licht, als lohte Feuer zum Himmel auf. Als er näher kommt, erkennt er mitten in der Waberlohe eine Schildburg (Brustwehr von Schilden) und darauf ein Banner. Er dringt durch die Flamme hinein und findet einen Geharnischten fest schlafend daliegen. Er nimmt ihm den Helm ab, da sieht er, daß es ein Weib, und schneidet ihm mit seinem scharfen Schwert den Panzer auf. Sie erwacht und erzählt ihm, sie sei die Walküre Brynhild (im Volksmärchen Dornröschen), von Odhin durch einen ihr in den Kopf gestoßenen Dorn in den Schlaf versenkt, weil sie wider des Gottes Willen in der Schlacht einen Helden dem Tode geweiht habe. Nimmer, habe er ihr verkündet, solle sie fortan kämpfen, sondern einem Manne vermählt werden. Sie habe dagegen das Gelübde gethan, keinem sich zu vermählen, der Furcht kenne. Dem Sigurd reicht sie nun das Horn voll Met zum Gedächtnistrank, lehrt ihn Runen und andere Weisheit, und beide schwören einander Liebe und Treue. — Von da kommt Sigurd mit dem Horte zu Gibich, einem Könige am Rhein, dessen Söhne ein Freundschaftsbündnis mit ihm schließen. Seine Tochter Gudrun (die Kriemhild des Nibelungenliedes) hat einen unheilkündenden Traum; auf den Rat ihrer zauberkundigen Mutter Grimhild, die den Helden gern festhalten will, reicht sie Sigurd eines Abends das Horn mit einem Vergessenheitstrank. Von Stund an vergißt er die fernweilende Brynhild und nimmt Gudrun zum Weibe. Gudruns Bruder Gunnar will dagegen um Brynhild werben, und Sigurd begleitet ihn auf der Freiersfahrt. Brynhilds Burg ist von einem Flammenkreis umgeben, und keinem andern will sie ihre Hand reichen als dem, der keck durchs Feuer reitet. Gunnar spornt sein Roß, aber es scheut vor den Flammen zurück. Da tauscht er mit Sigurd die Gestalt, und mit geschwungenem Schwerte sprengt der Held durch den Feuerwall. Die Erde bebt, das Feuer wallt brausend zum Himmel, dann erlischt es. In Gunnars Gestalt steht der Held, auf sein Schwert gestützt, vor Brynhilden. Zweifelmütig schwankt sie auf ihrem Sitze, doch er mahnt sie, daß sie dem zu folgen gelobt, der durch das Feuer zu ihr gelangen werde. Drei Nächte bleibt er und teilt ihr Lager, aber sein Schwert liegt zwischen ihnen. Am Morgen wechseln sie die Ringe. Da wird Gunnars Hochzeit mit Brynhilden gefeiert, und jetzt erst erwacht in Sigurd die durch den Zaubertrank geschwundene Erinnerung an die Eide, die er ihr einst geschworen; doch hält er sich schweigend, und sie alle kehren heim ins Frankenland.

Eines Tages gehen Gudrun und Brynhild zum Rheine, ihre Haare zu waschen. Brynhild tritt höher hinauf am Strome, damit das aus Gudruns Haar rinnende Wasser nicht an ihr Haupt komme, weil ihr Mann doch der bessere sei. Das veranlaßt einen

bittern Streit über den Wert ihrer Männer, und im Zorn sagt Gudrun, daß Sigurd für Gunnar durch das Feuer geritten und den Ring mit ihr gewechselt habe. Gudrun zeigt das Kleinod, Brynhild aber wird todesblaß und geht schweigend heim. Sieben Tage liegt sie wie im Schlaf, doch sie schläft nicht, sie sinnt auf Unheil. Sie verlangt Sigurds Tod von ihrem Gemahl, der es mit seinen Brüdern und Mannen berät. Guttorm, der jüngste der Brüder, soll die rächende That ausführen. Er geht in Sigurds Kammer, aber als der Wölsung ihn mit den leuchtenden Augen ansieht, weicht er zurück; auch ein zweites Mal entflieht er; als er das dritte Mal kommt, ist Sigurd entschlummert, und da erschlägt ihn der feige Mörder an Gudruns Seite, die von seinem Blut überströmt wird. Jammernd schlägt sie die Hände zusammen, daß die Rosse im Stall sich regen und das Geflügel im Hofe kreischt. Da lacht Brynhild hell auf, als Gudruns Wehklage bis zu ihr dringt.

Gudrun sitzt über Sigurds Leiche; keine Thräne kommt aus ihren Augen, aber ihr Herz droht zu springen vor Jammer. Brynhild durchbohrt sich mit dem Schwert und wird mit Sigurds Leiche verbrannt. Nicht lange danach muß Gudrun den mächtigen König Atli (Attila) von Hunaland, Brynhilds Bruder, heiraten. Da lüstet es diesen nach dem Hort Sigurds, den Gudruns Brüder behielten, und er lädt sie verräterisch zum Gastmahl ein. Vergeblich sucht Gudrun die Brüder durch Runen, die sie den Boten mitgibt, zu warnen. Sie kommen an, reiten in Atlis Burg, und als ihnen der Hort abgefordert wird, greifen sie zu den Waffen. Gudrun selbst waffnet sich und ficht an der Seite der Brüder. Alles Volk der Brüder fällt, auch sie selbst müssen zuletzt unter Qualen das Leben lassen. Atli veranstaltet eine Leichenfeier und will sich dann mit Gudrun versöhnen; aber sie tötet ihre und Atlis beide Söhne, setzt die Schädel der Knaben dem König als Becher vor, läßt ihn daraus Met, mit dem Blut der Kinder gemischt, trinken und gibt ihm die Herzen derselben zu essen. In der Nacht ersticht sie ihn im Schlafe, zündet den Saal an, wo Atlis Hofmänner liegen, und springt ins Meer, um ihrem Leben ein Ende zu machen; aber starke Wogen heben sie empor und tragen sie zur Burg des Königs Jonakur, der sie zum Weibe nimmt.

So weit nur interessieren uns Gudruns Schicksale, da ihre weiteren Erlebnisse keinen Zusammenhang mit dem deutschen Epos zeigen.

In dieser altnordischen Sage, der ältesten uns erhaltenen Gestalt des Sigfridmythus, prägt sich noch ganz der ursprüngliche heidnische Charakter desselben aus; in noch älteren, verloren gegangenen Liedern mögen die Spuren des Übermenschlichen, die wir an Sigurd kennen lernten, noch weiter ausgeführt gewesen und derselbe ganz als der Frühlings- und Sonnengott erschienen sein, der auf glänzender, aber kurzer Heldenfahrt alle schlummernden Kräfte von den Ungeheuern und finstern Mächten der alten Nacht befreit und sich dann mit der schönen Erdenjungfrau auf kurze Zeit vermählt, um sie bald für immer zu verlassen, wie das Jahr zuerst sich dem frisch aufknospenden Lenz verbindet und dann dem heißerglühenden Sommer seine Liebe zuwendet, der nur zu bald den Herbststürmen und Winterschrecken zum Opfer fällt. Sigfrid-mythus.

In die fernsten Zeiten unseres Volkslebens hinauf, in die Zeit der Drachen der Riesen und der Zwerge, reicht auch ein uraltes deutsches Sigfridlied, das in seiner frühesten Fassung verloren ist und nur in Drucken aus dem XVI. Jahrhundert sich erhalten hat; es ist zugleich das einzige, das den Sagenkreis von Sigfrid ohne Berührung mit den anderen vertritt: das Lied vom **hürnin Sigfrid.** Seiner Sprache nach stammt es aus der Zeit um 1400, dem Versbau nach aus dem XIII. Jahrhundert, dem Stoff nach aus der altheidnischen Zeit.

Simrock hat es in neuhochdeutscher Bearbeitung in das „Kleine Heldenbuch“ aufgenommen, Tieck es in seiner Ballade „Sigfrids Jugend“ (vergl. Uhlands „Sigfrids Schwert“) verwertet. In den „Deutschen Volksbüchern“ nimmt die „wunderschöne Historie vom gehörnten Sigfrid“ seit dem XVII. Jahrhundert eine Hauptstelle ein und ist noch in unseren Tage der einzige volksmäßige Überrest der großen Heldensage, die nur Fouqué in „Sigurd dem Schlangentödter“ kunstmäßig behandelt hat.

Vom hürnin Sigfrid.

Das Lied vom hürnin Sigfrid erzählt unseres Nationalhelden Jugendabenteuer, von denen Hagen im Nibelungenliede bei dem ersten Auftreten Sigfrids einen Teil berichtet. Sigmund, König im Niederland, hat einen Sohn mit Namen Sigfrid.

Der knab was so muotwillig, darzuo stark und auch gross,
das sein vatter und muotter der ding gar seer verdross:
er wolt nie keynem menschen seyn tag sein unterthon,
îm stund seyn sinn und muote, das er nur zug darvon.

Die Räte des Königs sind der Meinung, man solle ihn nur ziehen lassen, so möge er ein kühner Held werden. Das geschieht, Sigfrid zieht von dannen und kommt zu einem Schmiede, dem er seine Dienste anbietet. Aber er zerschlägt das Eisen und den Amboß in den Grund; will man ihn darum strafen, so schlägt er den Meister und den Knecht. Da sinnt der Meister, wie er den Lehrling los werden könne. Nun liegt im Walde bei einer Linde ein gewaltiger Drache; dorthin schickt der Schmied den jungen Sigfrid nach Kohlen, in der Hoffnung, das Ungetüm werde ihn verschlingen. Aber jung Sigfrid erschlägt den Lindwurm, reißt Bäume aus und trägt sie im Thal zusammen, wo viele Drachen, Lindwürmer, Kröten und Nattern liegen, auf die er die Bäume wirft, und sie anzündet. Das Horn (die Hornhaut) der Würmer schmilzt in dem Feuer und fließt wie ein Bächlein dahin. Sigfrid taucht den Finger ein, und als dieser erkaltet, ist er wie Horn; da bestreicht er sich den ganzen Leib,

das er ward aller hürnen, dann zwischen den schultern nit,
und an derselben statte er seynen tode lidt,
als ir in andern dichten hernach werdt hören wol.

Hierauf zieht er an den Hof des Königs Gibich zu Worms und will ihm die Tochter abdienen; das währte wohl acht Jahre. Als nun die schöne Kriemhild eines Tages am Fenster sitzt, kommt ein Drache und fliegt mit ihr davon. Die Burg ward erleuchtet, als wär' sie hell entbrannt. Traurig sehen Vater und Mutter dem in den Wolken mit seiner Beute verschwindenden Ungetüm nach. Der Drache trägt die Jungfrau in die Berge auf einen hohen Fels, der eine Viertelmeile weit Schatten wirft. Dort hält er sie ganz einsam bis in das vierte Jahr. Er hat sie sehr lieb und läßt es ihr an nichts mangeln, oft legt er sein Haupt in ihren Schoß, aber von seinem Atem erzittert der Fels. Am Ostertag wird er ein Mann, denn er ist durch den Fluch eines Weibes aus einem schönen Jüngling in einen Drachen verwandelt; nach fünf Jahren und einem Tage soll er wieder Mensch werden, dann will er Kriemhilde als sein Weib heimführen. Darum schlägt er ihre flehentlichen Bitten ab, sie nur einmal ihre Eltern sehen zu lassen. — Umsonst hat inzwischen König Gibich in allen Landen nach seiner schönen Tochter forschen lassen. Da reitet Sigfrid, nun zum Mann erwachsen, eines Morgens mit Habicht und Hunden in den Tann. Seiner Bracken einer führt ihn auf des Drachen seltsame Spur; ihm folgt der wunderlühne Mann rastlos, ohne zu essen und zu trinken, bis er am vierten Tage vor den Drachenstein kommt. Er weiß es aber nicht, und sinnt noch, wie er aus dem finstern Wald wieder hinausgelangen soll, da gewahrt er einen auf kohlschwarzem Pferde mit funkelnder Krone auf dem Haupte daherreitenden Zwerg, der ihm sagt, daß da oben die entführte Königstochter wohne, und ihm nach langer Weigerung,

durch Sigfrids Gewaltthätigkeit gezwungen, Auskunft gibt, wie er hinaufgelangen könne. Ein Riese, Kuperan geheißen, erzählt der Zwerg, dessen Name Engel ist, hüte den Zugang zum Drachenfels, den müsse er erst besiegen. Diesen Riesen sucht Sigfrid nun in seiner Behausung auf, es entbrennt ein wilder Kampf. Kuperan trägt eine ungeheure lange stählerne Stange (wie stets die Riesen in allen Riesensagen), die an ihren vier Ecken scharf wie ein Messer ist und wie eine Glocke auf Turmes Dach erklingt; er hat einen Panzer an von lauterem Golde, getränkt in Drachenblut, und auf dem Haupt einen Helm von hartem Stahl, der wie der Sonne Strahl auf den Meeresfluten widerglänzt. Gewaltiglich schlägt der Riese auf das „kleine Bübchen" ein, wie er Sigfrid nennt, dieser springt behende fünf Klaftern vorwärts und wieder zurück und trägt endlich den Sieg davon. Der Riese schwört ihm nun Treue und verheißt, das schöne Mägdelein ihm herbeizuschaffen, aber treulos wie alle Riesen fällt er ihn bald darauf hinterrücks an, wirft ihn zu Boden, doch Engel rettet ihn mit der unsichtbar machenden Nebelkappe. Sigfrid rafft sich auf, wirft die Kappe weg und seinen Feind aufs neue zu Boden; nun schreiten sie weiter, der Stein wird aufgeschlossen, endlich erblickt der Held die weinende Jungfrau und findet das Schwert, mit dem allein der Drache besiegt werden kann, aber während er es betrachtet, überfällt der Riese ihn aufs neue heimtückisch. Ein Ringen folgt, davon der Stein erzittert — da muß der Ungetreue verlieren seinen Leib. Sigfrid — voll ungebändigter, wilder, blutgieriger Kampflust, wie sie nur die Urzeit kannte,

— griff in die Wunden dem ungefügen Mann
und riß sie auseinander, daß ihm die Kraft entrann;

dann packte er den Riesen trotz seiner Bitten

— bei dem Arme und warf ihn von dem Stein:
er sprang zu tausend Stücken; das freute das Mägdelein.

Kaum aber haben die zwei Herzlieben eine kurze Zwiesprach gepflogen, da hören sie einen lauten Schall, als „fiele das Gebirge rings über sie zuthal." Der Drache kommt daher gefahren, weit vor ihm her schießt das Feuer, das von ihm ausgeht, grimmig stößt er gegen den erbebenden Stein. Die Jungfrau verbirgt sich in der Höhle, Sigfrid springt mit dem gefundenen Schwert zum Streit —

mit großen grimmen Schlägen der Held des Wurms begehrt;
der Wurm mit scharfen Krallen den Schild ihm niederreißt —

Der Stein wird über dem Feuer, das der Wurm auf Sigfrid schießt, glühend heiß, wie Eisen in der Esse, und schwankt vor dem ungestümen Kampfe. Engels Brüder, Niblungs Söhne, verlassen aus Furcht, daß der Berg einstürzen möchte, ihre Höhle, in der sie den Hort ihres Vaters hüten, und tragen den Schatz hinaus, wo ihn dann Sigfrid nachher findet und von dannen führt. Nach einer kurzen Pause beginnt der wilde Kampf von neuem, der Drache speit Flammen, rot und blau, und umflicht seinen Gegner mit dem Schweife, um ihn von dem Felsen herabzuwerfen. Aber Sigfrid springt aus der Schlinge, eh' er sie zusammenzog, und dringt mit erneuter Wucht auf das Ungeheuer ein. Des Wurmes Hornhaut wird erweicht von den Schwertschlägen und dem Feuer. Da haut ihn Sigfrid mitten entzwei; das eine Teil fällt vom Stein zu Stücken, das andere stößt Sigfrid hintennach. So gewinnt er das edle Mägdelein und führt es als seine Braut von hinnen zusamt dem Nibelungenhort. Engel geleitet das Paar; unterwegs fragt ihn Sigfrid nach seinem zukünftigen Schicksal, da weissagt ihm der Zwerg einen frühen Tod. — Zum Schluß wird auf ein verloren gegangenes Lied von Sigfrids Hochzeit hingewiesen; und damit geht es über in die Sagen, die der erste Teil des Nibelungenliedes enthält.

Aus den Göttern der Urzeit werden Recken, aus den Heiden Christen; die mythologischen Anschauungen weichen ethischen Ideen, dennoch schimmern die fernen

Zeiten und dunklen Erinnerungen des Volkes an die ältesten Naturzustände und die abergläubische Religion noch durch in dem Liede, zu dessen Besprechung wir nunmehr übergehen. Altgermanisches Heidentum und Heldentum, wie christliches Rittertum offenbaren sich in dem großen Epos unseres Mittelalters, dem

Nibelungenlied (der Nibelunge liet)

das mit der berühmten, von Lachmann übrigens für eine spätere Zudichtung erklärten Eingangsstrophe anhebt:

Uns ist in alten maeren — wunders vil geseit
von heleden lobebaeren, — von grôzer arebeit:
von fröuden hôchgeziten, — von weinen und von klagen,
von küener recken striten — muget ir nu wunder hoeren sagen.

Die hiernach benannte **Nibelungenstrophe** besteht aus vier Langzeilen, die sich paarweise und stumpf reimen; jede derselben zerfällt durch einen Einschnitt in zwei Teile, davon hat der vordere in allen vier Zeilen je drei Hebungen oder Hauptbetonungen mit klingendem Schluß, der hintere dagegen nur in den drei ersten Zeilen ihrer drei, in der vierten aber vier Hebungen.

Das Nibelungenlied besteht aus neununddreißig „Aventiuren" (Begebenheiten, Mären), deren reichen Inhalt wir uns jetzt erzählend vergegenwärtigen wollen. Die Citate sind teils der Übersetzung von Simrock (S.), teils der von L. Freytag (F.), teils der von Bacmeister (B.) entnommen.

Kriemhild. I. Kriemhildens Traum. In Burgunden zu Worms am Rhein erwuchs eine edle Jungfrau, **Kriemhild**, die schönste in allen Landen unter der Obhut der früh verwitweten Mutter, Königin Ute, und dreier königlicher Brüder, Gunther, Gernot und jung Giselher. Kühne Recken sind die Dienstmannen des Königshauses: Hagen von Tronje und sein Neffe Ortwin, der Truchseß: Volker von Alzei, der Spielmann, und viele andere. In diesen hohen Ehren träumt Kriemhilden, wie einst ein wilder Falke, den sie sorgsam aufgezogen und gepflegt, von zwei Aaren ihr erwürgt wird. Tief ergriffen von dem Traumgesicht erzählt sie es beim Erwachen sogleich ihrer Mutter, die es dahin deutet:

„Der Falke, den du großziehst, ein Mann ist's wert und gut;
Bald wirst du ihn verlieren, nimmt ihn nicht Gott in Seine Hut." (F.)

Doch die Königstochter erwidert:

„Was sagt ihr von einem Manne, vielliebe Mutter mein?
ohne Recken Minne will ich immer sein.
so schön will ich auch bleiben bis an meinen Tod,
daß ich von Mannes Minne nie komm' in Leid und Not."

Da mahnete die Mutter: „Verrede das nicht so!
Willst du je auf Erden von Herzen werden froh,
das kommt von Mannes Minne; du wirst ein schönes Weib,
So Gott dir noch verleihet eines wackern Ritters Leib." (B.)

Allein die trübe Ahnung, daß „Liebe mit Leide am Ende lohnen kann," weicht nicht aus dem Herzen der zarten Jungfrau und lagert sich wie ein Schatten über ihr kurzes Liebesleben, bis sie sich endlich grausig erfüllt in dunklem, blutigem Verderben.

Sigfrid. II.—IV. Sigfrids Auftreten. Die Kunde von der schönen burgundischen Königstochter dringt trotz der stillen Abgeschiedenheit, in der sie lebt, weit und breit in die Lande. Mancher Held wirbt vergeblich um sie. Da vernimmt es auch **Sigfrid**, Sigmunds und

Sigelindens Sohn, der inzwischen im Niederwald auf der Königsburg Santen am Rhein zu einem kühnen Degen herangewachsen war und schon in früher Jugend Wunderbares vollbracht hatte. Nachdem er mit 400 Altersgenossen zum Ritter geschlagen, zieht er, der „schönste und frischeste, der freudigste und herrlichste der Heldenjünglinge seiner Zeit — köstlich ausgerüstet — aus der Heimat mit seinen Mannen, zu werben um die schönste, anmutigste und züchtigste Jungfrau, die in allen Landen zu finden war," ohne der Warnung der besorgten Eltern vor der burgundischen Recken Übermut zu achten. Nach sechstägiger Fahrt erreichen die kühnen Helden ihr Ziel und reiten in niegesehenem Schmuck der Rüstungen und der Rosse zu Worms auf den Hof vor die Königsburg am Rheinufer. In Worms.

Den König nahm es wunder, von wannen solche Schar
von herrlichen Recken käme, in Kleidern licht und klar — (B.)

aber niemand kann ihm sagen, wer sie sind und von wannen sie kommen. Da wird nach Hagen von Tronje gesandt, dem alle Reiche und alle fremden Lande kund sind. Er kommt, mustert vom Fenster aus die Fremden, aber auch er hat sie nie gesehen. Fürsten oder Fürstenboten möchten sie sein, meint er; bald aber fügt er hinzu:

„Dafür will ich stehn,
wiewohl ich nie im Leben Sigfrid habe gesehn,
es sei nun, wie es wolle, ich glaub' es einmal doch,
der ist es, welcher dort steht, so herrlich und so hoch." (B.)

Und nun erzählt er, was er von Sigfrids Abenteuern weiß, von seinem Kampf mit dem Drachen und seinem Bade im Drachenblute, wodurch seine Haut unverwundbar geworden; er erzählt, wie Sigfrid das Geschlecht der Nibelungen besiegte und den unermeßlichen Schatz an edlem Gestein und rotem Gold den Mächten der Finsternis abgewann, wie er dem Zwerg Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe (d. i. Mantel) entriß und so vollends Herr des Hortes wurde. Darum rät er, den jugendlichen Helden freundlich zu empfangen, um nicht zu verdienen des schnellen Recken Haß. — Nun empfangen König Gunther und seine Recken den Gast aus Niederland mit allen Ehren; als aber Sigfrid auf die Frage, was ihn herbeigeführt, antwortet, er wolle mit dem König um Land und Leute kämpfen, entsteht eine große Aufregung in dem ganzen Hofkreise. Doch im Gedanken an die Jungfrau läßt sich Sigfrid begütigen und wird nun köstlich bewirtet. Fröhliche Kampfspiele werden zu seinen Ehren auf dem Hof der Königsburg veranstaltet; der Held von Santen thut es dabei allen anderen zuvor. Aber Kriemhilden, die verstohlen aus dem Fenster ihrer Kemenate auf ihn blickt und in seinem Anschauen alle andere Kurzweil vergißt, bekommt er nicht zu sehen. Ein volles Jahr weilt er am Hofe zu Worms, ohne die minniglichste Maid zu Gesicht zu bekommen; denn die Sitte der Zeit erforderte es, daß edle Frauen sich abgesondert in den inneren Gemächern des Hauses hielten. Sigfrid aber harrt in Geduld aus, zieht sogar für König Gunther mit tausend burgundischen Mannen und seinen eigenen Recken in den Streit wider die Könige Lüdeger von Sachsenland und Lüdegast von Dänemark, ersieht einen glänzenden Sieg über sie und nimmt beide gefangen. Boten reiten dem Helden voraus an den Rhein, um die fröhliche Mär zu verkünden, einen derselben ließ man insgeheim zu Kriemhilden gehen, die mit Sehnsucht auf Kunde aus dem Sachsenlande wartete. Auf ihre gespannte Frage erwidert er: Im Sachsenkrieg.

„Zu Streit und Zweikampf keiner ritt so glanzesvoll,
vieledle Fürstin (da ich euch's künden soll),
als der edle fremde Held aus Niederland:
da wirkte Wunderthaten Sigfrids des kühnen Hand." (F.)

Als die Königstochter das vernimmt, da erblüht rosenrot ihr schönes Antlitz; zehn Mark Goldes und reiche Gewande heißt sie dem willkommenen Boten für die frohe Mär geben. Seitdem wartet sie ungeduldig auf den heimkehrenden Helden, aus dem engen Fenster ihrer Kemenate hinausblickend auf den Heerweg. Endlich erscheint die sieggekrönte Schar, dazu die königlichen Gefangenen, vor allen aber leuchtend der Held aus Niederland, dem ihr Herz gehört. Aber noch immer darf sie ihn nicht begrüßen.

V. Sigfrids und Kriemhildens erste Begegnung. Endlich wird von Gunther dem Helden am frohen Pfingsttage ein großes Fest veranstaltet, zu dem von nah und fern die Höchsten und die Besten des Landes erscheinen. Da darf denn auch die Königstochter an der Seite ihrer Mutter Ute zum erstenmal, von hundert schwerttragenden Kämmerlingen und hundert reichgeschmückten Edelfrauen geleitet, öffentlich erscheinen —

da kam die Minnigliche; so tritt das Morgenrot
hervor aus trüben Wolken —
wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
der Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
so glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut. (S.)

grüßung. Auf Gunthers Gebot grüßt sie den Helden, der bisher fern gestanden und gesonnen:

„— Wie dacht' ich je daran,
daß ich dich minnen sollte? das ist ein eitler Wahn.
Soll ich dich aber meiden, so wär' ich lieber tot." (S.)

Nun tritt er heran und neigt sich minniglich vor der Jungfrau; da zwang sie zu einander sehnender Minne Not: mit liebenden Blicken sehen der Held und die Jungfrau einander verstohlen an. — Schweigend gingen sie mit einander zum Münster; erst als die Messe vorüber war und sie hinaustraten, redete sie ihn an und sagte ihm Dank für den Dienst, den er ihren Brüdern geleistet. „Um Eure Huld zu erwerben, Frau Kriemhild," entgegnet er, „ist das geschehen." Das Fest nimmt seinen Anfang und zwölf Tage lang „sah man bei dem Degen die wonnevolle Magd." Die fremden Gäste ziehen von dannen, auch Sigfrid rüstet sich zum Aufbruch, aber durch des jungen Giselhers Zureden läßt er sich leicht bestimmen, da zu bleiben;

auch wär' ihm wohl nimmer irgend in der Welt
so wohl als hier geworden; daher es nun geschah,
daß er alle Tage die schöne Kriemhilde sah. (S.)

runhild. VI. VII. Gunthers Werbung um Brunhild. Nun wohnte fern über See, auf Island, eine wunderbar schöne Königin von ungewöhnlicher Kraft. Wer ihre Minne begehrte, mußte der Kampfjungfrau **Brunhild** in drei Wettspielen obsiegen: im Speerschießen, Steinwurf und Sprung; wer in einem unterlag, verlor das Haupt. Auf dieses schöne Weib stellte König Gunther den Sinn, um ihre Minne wollte er sein Leben wagen und gelobte seine Schwester dem kühnen Sigfrid, wenn er ihm bei der Werbung helfe. Mit Hagen und seinem Bruder Dankwart besteigen die beiden das zur Abfahrt gerüstete Schiff, während weinende Frauenaugen ihnen aus den Fenstern nachschauen. Sigfrid, dem die Wasserstraßen wohl bekannt, ergreift eine Ruderstange und stößt ab — Gunther nimmt selber ein Ruder — „da huben sich vom Lande die schnellen Ritter lobesam." Mit gutem Winde fahren sie den Rhein hinab in die See

ſenſtein. und gelangen, nach zwölftägiger Fahrt, zur Burg Isenstein, dem Herrschersitze Brunhildens. In düsterer Pracht ragen sechsundachtzig Türme an dem Seegestade empor, die drei weite Pfalzen (Paläste) und einen schönen Saal, alles aus grünem Marmor erbaut, umschließen. Nur Sigfrid kennt die seltsame Burg und ihre stolze Herrin, die mit ihren Jungfrauen am Fenster steht. Als die Helden das Land betreten, hält er dem

Könige Gunther das Pferd, um für dessen Dienstmann gehalten zu werden. Alle vier reiten nun in die Burg, Sigfrid und Gunther auf schneeweißen Rossen und mit gleichfarbigen Gewanden, Hagen und Dankwart rabenschwarz gekleidet. Brunhild, von ihren Mannen begleitet, kennt ebenfalls den Helden Sigfrid wohl; sie grüßt ihn vor dem Könige, wie einen alten Bekannten:

„Seid willkommen, Sigfrid, hier in meinem Land!
Was meint ihr mit der Reise? Das hätt' ich gern erkannt."

„Zu viele Gnade," sprach er, „für mich Frau Königin,
daß ihr vor dem mich grüßet, des Unterthan ich bin;
erst soll der edle Recke von euch begrüßet sein,
der vor euch steht, der König im Land Burgund am Rhein.
Gunther ist er geheißen und ist ein König hehr;
gewänn' er deine Minne, er begehrte nimmer mehr." (B.)

Kampfspiele.

Sie eröffnet ihm die Bedingungen, und alsbald heben die Kampfspiele an. Gunther, außer stande, es mit der übernatürlichen Kraft Brunhildens aufzunehmen, wird von Sigfrid vertreten. Sigfrid, in seine unsichtbar machende Tarnhaut gehüllt, übernimmt das Werk, Gunther die Gebärde. Nachdem die Heldin ihre goldene Brünne (den Harnisch) und ihr seidenes Waffenhemd angelegt, bringen vier Kämmerer ihr einen scharfschneidigen Ger, „stark und ungefüge, über dem Schafte glänzt furchtbar schneidiger Stahl," dazu einen ungeheueren Marmelstein —

rund, groß und ungefüge, so mächtig, es trugen kaum
zwölfe der kühnen Helden ihn ihrer Herrin in den Raum. (B.)

Kaltblütig stülpt sie die Ärmel auf an den weißen Armen, faßt mit starker Hand den Schild, zuckt hoch den riesigen Ger und schießt mit gewaltigem Wurfe auf König Gunthers Schild, daß die Schneide hindurchbricht, die Funken herausprühen und beide Männer von dem Wurfe straucheln. Aber sofort steht Sigfrid wieder fest da und schleudert mit mächtiger Hand den umgekehrten Speer zurück auf Brunhilden, die davon zusammenbricht. Aber rasch steht sie wieder auf den Füßen, ruft ihrem Gegner einen spöttischen Dank zu, erfaßt zornigen Mutes den Stein, hebt ihn hoch auf, schwingt ihn überkräftig, schleudert ihn zwölf Klafter weit und springt über ihn noch hinaus in klingendem Waffenkleid. Aber der kühne Sigfrid wirft noch ferner den schnell erfaßten Stein, dann packt er Gunther und springt mit ihm weiter, als ihre Gegnerin es vermocht hatte. Vor Zorn rot faßt sich die Besiegte doch sofort und spricht zu ihrem Jugesinde:

„All meine Magen und Mannen [Vettern und Vasallen] tretet schnell heran,
dem König Gunther seid ihr von heute unterthan." (B.)

Zum Rhein aber will sie ihm erst folgen, wenn sie zuvor Boten an ihre Freunde und Lehnsleute entsendet.

Bei den Nibelungen.

VIII. IX. Sigfrids Fahrten. Das erregt die Besorgnis der Burgunden, und um jeder Gefahr zu begegnen, schifft Sigfrid heimlich von dannen nach seinem Nibelungenreiche, wo sein großer Schatz sich noch befindet, dort erzwingt er von dem riesenhaften Burghüter den Eingang, kämpft mit dem Zwerg Alberich, der ihn nicht erkennt und ihm pflichtgetreu entgegentritt, und besiegt ihn, dann wählt er tausend der besten Recken von den Nibelungen, die ihm dienstbar sind, und kehrt mit ihnen nach dem Isenstein zurück, wo Gunther sie für seine Mannen ausgibt. Brunhild ordnet nun die Regierung ihres Landes und fährt dann mit großem Gefolge an Gunthers Seite nach Worms, wohin Sigfrid schon als Siegesbote vorausgeeilt ist.

Zwei Hochzeiten.

X. Kriemhildens und Brunhildens Hochzeit. So ist das langersehnte Ziel erreicht; gleichzeitig werden Brunhild mit Gunther und Kriemhild mit

Sigfrid vermählt. Im Angesicht der Helden küßt der Held aus Niederland die edle Königstochter, und alle setzen sich nieder zum Hochzeitsmahl. Doch über das freudige Fest lagern sich sofort drohende Wolken. Wilder grimmiger Neid erfüllt Brunhildens Brust, als sie Sigfrid an Kriemhildens Seite sich gegenüber erblickt, und heiße Thränen rinnen über ihre lichten Wangen. Besorgt fragt Gunther, der „Wirt des Landes," nach der Ursache ihrer Betrübnis.

„Wohl muß ich weinen," sprach die schöne Maid,
„um Kriemhild deine Schwester trage ich Herzeleid;
ich seh' sie ja zur Seite dem Eigenholden [Lehensmann] dein,
wohl muß ich immer weinen, soll sie also verstoßen sein." (B.)

Aber Gunther beruhigt sie:

„Schweiget stille davon,
ein andermalen sag' ich euch diese Märe schon,
warum ich meine Schwester Sigfrid zum Weibe gegeben,
wohl mag sie mit dem Recken in steter Freude leben." (B.)

Nächtlicher Kampf.

Damit ist Brunhildens einmal erwachte Eifersucht, deren verborgene, im mythischen Hintergrund schlummernde Veranlassung uns aus der ältesten Edda-Gestaltung der Sage (S. 59 ff.) bekannt ist, keineswegs beruhigt. Am Abend des Hochzeitstages weigert sie sich, sein Weib zu werden, bis sie genau erfahren, was Gunther beim Mahle in Betreff Kriemhildens und Sigfrids nur angedeutet; und als er beharrlich keine Antwort gibt, kehrt noch einmal ihr unbändiger Kriegersinn zurück: sie ringt mit ihrem Neuvermählten und überwindet ihn mit leichter Mühe, ja sie bindet ihm mit ihrem Gürtel Füße und Hände zusammen und läßt ihn so die Nacht über an einem Nagel hoch an der Wand hängen; erst gegen Morgen erlöst sie ihn auf seine flehentlichen Bitten aus seiner schmählichen Lage. Als er nach dem Kirchgange mit Sigfrid allein ist, vertraut er ihm seine Not, und dieser verspricht ihm, die Braut zu bändigen. In seine Tarnkappe gehüllt, kommt er die nächste Nacht in Gunthers Kammer, ringt gewaltig mit der ungestümen Jungfrau und bändigt sie endlich. Darauf geht er fort, nimmt aber einen goldenen Ring, den er ihr heimlich vom Finger gezogen, und ihren Gürtel mit hinweg. Beides schenkte er später Kriemhilden in einer verhängnisvollen Stunde, sich und ihr und ihrem Geschlechte zum Verderben.

10 Friedensjahre.

XI. Sigfrids Heimkehr. Nach vierzehntägiger Dauer sind die Hochzeitsfeste beendet, und Sigfrid zieht fröhlich mit seinem Weib heim nach Niederlanden, wo ihm sein Vater Sigmund alsbald die Herrschaft über Land und Leute abtritt. Die Geburt eines Knaben erhöht des Königspaares eheliches Glück; er wird nach seinem Oheim Gunther genannt, wie ein von Brunhild geborener Sohn den Namen Sigfrid empfängt. So vergehen zehn Jahre des Friedens an den beiden Fürstenhöfen, doch das Unheil schlummert nur, und die Stunde naht, wo es aus der Tiefe hervorbricht.

XII. XIII. Sigfrids Fahrt zum Hofgelage. Brunhildens Herz ist ruhelos geblieben in all den langen Jahren, sie kann nicht vergessen, was einst sie für ihr eigen gehalten, und sie sucht ihre Eifersucht zu verbergen unter dem immer erneuten Vorwande, daß Sigfrid seine Lehnspflicht versäume und nie zum Dienst sich stelle. Gunther sucht sie zu besänftigen und ihr diese Gedanken auszureden, aber nie hat er den Mut, sie über Sigfrids Stellung aufzuklären, ja, er lächelt nur zu ihrer stolzen Rede:

„Wär' eines Königs Dienstmann noch so hoch und hehr,
des Herren Dienste darf er verweigern nimmermehr." (B.)

Aber immer erfolgreicher weiß sie seine schwachen Seiten zu benützen, ja, sie heuchelt Sehnsucht nach Kriemhilden und beredet ihn endlich, den Freund und die Schwester zu

einem großen Feste auf die nächste Sonnenwende nach Worms zu laden. Gunther entsendet Boten an Sigfrid, die ihn und Kriemhilden auf der Nibelungenfeste in der Mark zu Norwegen finden und ihre Botschaft entbieten. Die Einladung wird angenommen — das Söhnlein wird in Santen gelassen, es sollte seine Eltern nimmer wieder sehen! — aber der alte Sigmund reitet mit seinen Kindern. So ziehen sie mit großem Gefolge nach Worms zum Hofgelage. Gunthers Einladung.

Aufs herrlichste werden die Gäste in Worms empfangen — herzlich ist die Begrüßung der beiden Könige, und auch ihre Gemahlinnen grüßen sich minniglich. Zuweilen sah man Brunhilden nach Kriemhild blicken — Hofgelage in Worms.

schön war sie genug,
den Glanz noch vor dem Golde ihre hehre Farbe trug. (S.)

Zu allen Thoren der altehrwürdigen Königsstadt strömten Tausende von Rittern, Gunthers Mannen, hinein zum festlichen Spiel, Posaunen-, Trompeten- und Flötenschall durchtönte die Gassen, und dazwischen lud der Glocken Klang zum Dome. Auf die Frühmesse folgen zehn Tage lang die Kampfspiele, „man hört die Schilde hallen vor des Palastes Thor von Stechen und von Stoßen, man scherzt mit den Frauen bei fröhlichem Gelag — es endete nicht die Freude bis an den elften Tag" — da fährt in die fröhlichen Festklänge der schrille Ton der neuerwachten Leidenschaft und des daraus geborenen Zankes, aus dem bald noch Schlimmeres, Blutigeres geboren werden soll: ein grauser Mord, der zum Himmel schreit um Vergeltung, und dessen Kunde noch heute uns erschüttert.

XIV. Der Königinnen Zank. Am elften Tage, vor Vesperzeit, als das Ritterspiel auf dem Hofe eben beginnt, sitzen die beiden Königinnen, Kriemhild und Brunhild zusammen, wie einst vor zehn Jahren, und gedenken an jene Zeit und an das was sie ihnen gebracht, an die zwei Recken, die sie damals zu Ehemännern gewonnen. In dieser Erinnerung geht Kriemhildens Mund über von dem, was ihr Herz erfüllt, und ohne sich Arges dabei zu denken, rühmt sie gegen ihre Schwägerin: „Ich hab' einen Mann, dem alle Reiche zu Handen stehen (unterthan sein) sollten." Darüber erhebt sich der verderbliche Frauenzank: Frauenzank.

„Wie könnte das geschehen?" sprach Königin Brunhild da,
„wenn anders niemand lebte, als du und er, dann ja,
dann möcht' er wohl gebieten als König im Land am Rhein!
So lange Gunther lebet, kann solches nimmer sein." (B.)

Kriemhild achtet nicht auf den finstern Groll, der hinter diesen Worten sich birgt, und fährt ganz unbefangen fort, auf den hinweisend, der all' ihr Denken und Sinnen erfüllt:

„Siehst du, wie er steht,
wie der Held herrlich vor allen Recken geht,
gleichwie der Mond, der lichte, vor den Sternen thut?
Darob trag' ich immer, wie sich's gebühret, stolzen Mut." (F.)

Das reizt natürlich Brunhilden noch um so mehr — sie eifern in kränkenden Worten um den Vorrang ihrer Männer, jede will den herrlichsten haben — da fährt endlich Brunhild in hellem Zorn auf:

„Da Gunther meine Minne so ritterlich gewann,
da sagte Sigfrid selber, er wäre des Königs Mann,
und so ist er mein Dienstmann, ich hört' es ihn gestehn." (B.)

Kriemhild sucht milde den Streit beizulegen, macht geltend, daß ihre Brüder sie doch unmöglich einem Eigenmanne vermählt haben würden, bittet ihre Schwägerin, aus Liebe zu ihr solche Reden zu lassen.

„Ich mag sie nicht lassen," sprach des Königes Weib,
„warum sollt' ich verzichten auf manchen Heldenleib,
der mit dem Degen Siegfrid uns eigen und unterthan?" (B.)

Doch nun flammt auch Kriemhild im Zorn auf und ruft:

„Du mußt darauf verzichten, daß Sigfrid dir sich stellt
jemals zu einem Dienste; er ist ein bessrer Held
als mein Bruder Gunther, der Degen edel und hehr;
solche Worte will ich vernehmen nimmermehr." (B.)

Gereizt antwortet des Königs Gunther Weib:

— — — „Du willst dich überheben,
Wohlan, ich will doch schauen, ob man dich künftighin
so hoch in Ehren halte, als man mich selber thut." (S.)

Die Königin von Niederland droht dagegen:

„Weil du deinen Dienstmann Herrn Sigfrid hast genannt,
so sollen es noch heute der Könige Mannen sehn,
ob vor des Königs Weibe ich darf zur Kirche gehn." (B.)

Kirchgang. So trennen sich die Frauen in heftiger Erregung, und als es zur Vesper läutet, gehen sie nicht, wie bisher immer, zusammen, sondern jede abgesondert mit ihrem Gefolge edler Frauen zum Münster. Vor demselben angelangt heißt Brunhild ihre Schwägerin stehen und herrscht sie an:

„Nicht soll die Eigenholdin vor Königsweibe gehn!"

Da verliert die Beleidigte alle Besinnung und braust auf:

„Könntest du doch schweigen, das wär' dir wahrlich gut!
Du selber hast geschändet deinen stolzen Leib,
wie kann deinesgleichen je werden Königes Weib?"

„Wen hast du da geschändet?" rief da Gunthers Weib.
„Das hab' ich dich!" sprach Kriemhild; „deinen stolzen Leib
hat Sigfrid erworben, mein viellieber Mann,
nicht war's mein Bruder wahrlich, der dich zum Weib gewann." (B.)

Da bricht Brunhild in Thränen aus; ihre Kraft ist gebrochen, kaum gewahrt sie es, daß Kriemhild mit ihrem Ingesinde vor ihr in das Münster ging — fast bewußtlos folgt sie der Siegerin.

Wie man da Gott auch diente, was man immer sang,
es währte Frau Brunhilden die Weile viel zu lang,
denn ihr war allzutrübe der Sinn und auch der Mut;
das mußte bald entgelten mancher Degen kühn und gut. (S.)

Brunhildens Zorn. Beim Ausgange aus dem Gotteshause wartet Brunhild ungeduldig auf ihre Gegnerin, das „zungenrasche Weib," und verlangt hastig einen Beweis ihrer Behauptung. Da zeigt ihr die so Herausgeforderte den Ring, und als Brunhild denselben für gestohlen erklärt, auch den mit Gold und Edelsteinen durchwirkten Gürtel. Nun ist der Unglücklichen Trotz gebrochen, dafür aber in ihrem Herzen das ungestüme Verlangen erwacht, sich zu rächen, blutig zu rächen an dem Urheber solcher Schmach: Sigfrids Tod allein kann ihre Schande tilgen. In den Palast zurückgekehrt eilt die Königin, Gunthern alles mitzuteilen, dieser ruft Sigfrid herbei, der die Sache arglos als einen vorübergehenden Frauenstreit ansieht; „sie haben sich vergessen," meint er, „und daß mein Weib das deinige, Gunther, betrübt hat, das ist mir ohne Maßen leid; wir wollen von dem, was geschehen ist, schweigen; unsere Frauen sollen schweigen

wie wir.“ Weiter gedrängt schwört sodann der König aus Niederland im Kreise der Burgunden, daß er nie eine Beleidigung über Brunhild ausgesprochen noch sie gewinnt habe. So meint denn Gunther den Streit leicht beilegen zu können, aber er täuscht sich; die Mächte des Unheils sind entfesselt, nichts vermag ihren Lauf mehr aufzuhalten.

Es schied die hohen Frauen das kränkende Wort.
Da trauerte nun Brunhild also schwer hinfort,
daß es Gunthers Recken innig jammern that.
Da kam von Tronje Hagen und ging mit ihr geheim zu Rat. (F.)

Hagens Plan.

Er fragt sie nach dem Grund ihrer Thränen und erfährt noch umständlicher, wie schwer sie gekränkt sei. Da gelobt er, ihr Weinen an Sigfrid zu rächen: ein Mann hat seine Herrin beleidigt und geschmäht — der Mann muß sterben. Gunther und seine königlichen Brüder werden in den Mordrat gezogen — der schwache Gunther, in dem die Dankbarkeit gegen Sigfrid noch nicht ganz erloschen ist, wünscht den Helden gerettet zu sehen, allein Hagens schlaue Rede übermannt ihn. Giselher erklärt sich entschieden wider den Anschlag, aber er wird überstimmt, und da man „die grimmige Stärke des wunderkühnen Mannes“ fürchtet, wird ein feiger Schurkenplan ausgesonnen: es soll ein falsches Kriegsgerücht ausgesprengt, das Heer aufgeboten, Sigfrid zur Teilnahme daran eingeladen und auf dem Kriegszug erschlagen werden.

Falsches Kriegsgerücht.

XV. Hagens Verrat. Falsche Boten reiten zu Worms ein, wie Hagen es vorgeschlagen und veranlaßt hat. Sie überbringen eine erneute Herausforderung der Könige Lüdegast und Lüdeger, die man auf Treue und Glauben freigelassen, zum Kriege. Sobald Sigfrid davon Kunde erhalten, erbietet er sich auf der Stelle, den Kampf für die Burgunden zu bestehen, und eilt sich zu rüsten. Die Heerfahrt ist im vollen Gange: Hagen nimmt von Kriemhild Abschied. Sie bezeigt Reue über ihre übereilte That gegen Brunhilden, und ahnungslos, daß ihres Gemahls bitterster Feind vor ihr steht, fleht sie ihn an, über Sigfrids Leben in der Schlacht zu wachen, ja sie vertraut ihm ein Geheimnis:

„In deine Gnade leg' ich's, vielliebster Hagen, dir,
daß du deine Treue allezeit bewahrest mir;
wo man ihn treffen könne, meinen teueren Mann,
auf deine Treue und Gnade sei es dir kundgethan:

als aus des Drachen Wunden strömte das heiße Blut,
da badete sich darinnen der edle Ritter gut,
da fiel ihm zwischen die Schultern ein breites Lindenblatt,
und da kann man ihn treffen, davon mein Herze Sorge hat.“ (B.)

Unglückskreuz.

Auf Hagens heimtückischen Rat näht die Unglückliche zur Bezeichnung dieser Stelle auf ihres Mannes Gewand ein kleines Kreuz. „Sie wähnte den Helden zu retten — es war auf seinen Tod geschehen.“ Als Hagen das Kreuz erblickt, hält er den Kriegszug für überflüssig — kaum ist Sigfrid ausgezogen, so kommen auf Hagens Veranstaltung andere Lügenboten mit der Friedenskunde, und man läßt den Niederländer zurückrufen. Ungern kehrt Sigfrid um — statt der Heerfahrt soll nun im Wasgenwald ein Birschen (Jagd) auf Schweine, Bären und Wisende (wilde Auerochsen) gehalten werden, zu dem auch Sigfrid eingeladen wird.

Abschied.

XVI. Sigfrids Ermordung. Sigfrid geht, sich von seinem treuen Weibe zu verabschieden. Weinend ohne Maß sucht sie ihn zurückzuhalten; bange Ahnungen und beängstigende Träume quälen sie, wie einst in ihrer jungfräulichen Zeit, als ihr von dem Falken und den Aaren träumte: jetzt hat ihr geträumt, wie zwei wilde Schweine

Sigfrid über die Heide gejagt und die Blumen von Blute rot geworden, wie dann zwei Berge über ihm zusammengestürzt und sie ihn nimmer wieder gesehen — „Daß du von mir scheiden willst," klagt sie, „das thut mir inniglich weh." Er tröstet sie, herzt sie, beruhigt sie, dann scheidet er, um sie niemals wiederzusehen.

Jagd.

Unter lautem Lärm und tosendem Hall der Jagdhörner und Jagdrufe geht es in den tiefen Tann; Sigfrid allen voran — kein Tier entrinnt ihm, Berg und Wald macht er leer, er erlegt das meiste Wild. Schon wird zum Imbiß geblasen, als der kühne Held noch einen Bären aufjagt. Er springt vom Rosse, läuft dem Tiere nach, fängt und bindet es auf seinen Sattel. So reitet er zur Feuerstätte, um welche die Jagdgenossen lagern; herrlich ist sein Birschgewand, gewaltig der Bogen, den nur er zu spannen vermag, von rotem Golde sein Horn, scharf und schneidig sein Schwert Balmung. Als er abgestiegen, löst er die Bande des Bären, der unter dem Geheul der Hunde durch die Küche rennt, Kessel und Brände zusammenwirft, — „so laut war das Getöse, daß rings der Bergwald erscholl" — endlich ereilt Sigfrid den wilden Gesellen und schlägt ihn tot. Und nun setzen sich die Jagdgenossen auf dem Anger zum Mahl; Speise ist die Fülle da, aber es fehlt an Wein. Hagen, der dafür zu sorgen hatte, gibt vor, er habe gemeint, das Jagen solle heute im Spessart sein, dorthin habe er den Wein gesandt. Doch er kennt ganz in der Nähe einen kühlen Quell, der unter einer breiten Linde hervorsprudelt; zu diesem beredet er mit Sigfrid und Gunther einen Wettlauf. (Noch heute zeigt man den Lindbrunnen im Odenwald [zwischen Hiltersklingen und Hüttental], bei dem Sigfrid erschlagen, und er heißt noch Lindelbrunnen, wie schon im J. 773 Lintbrunno.) Trotz des langen ermüdenden Jagens erbietet sich der Held von Niederland, bei dem Laufe noch sein Birschgewand, dazu Schwert, Ger und Schild zu tragen.

Der Lindbrunnen.

Auszogen die Burgunden die beiden ihr Gewand,
Herr Gunther und Herr Hagen in weißem Hemde stand;
wie zwei wilde Panther liefen sie durchs Feld,
doch sah man an dem Brunnen zuerst Sigfrid den Held. (B.)

Ruhig legt er nun Schwert, Bogen und Köcher ab, lehnt den Ger an der Linde Ast und stellt den Schild neben den Brunnen; aber wie sehr ihn auch dürstet, aus höflicher Rücksicht vor seinem Wirte will er nicht trinken, ehe Gunther getrunken. Nach ihm neigt er sich zur Quelle, da „entgalt er seiner Tugend"; denn im selben Augenblick brachte Hagen Schwert und Bogen abseits, dann faßt er den Ger, der an der Linde stand, Sigfrids eigene Waffe, und schießt ihn dem Helden durch das Kreuzeszeichen, daß sein Herzblut aus einer tiefen Wunde an des Mörders Gewand spritzte. „Missethat wie diese begeht wohl nimmer ein Mann." Angst und feig flieht Hagen, wie er noch vor keinem Manne gelaufen. Tobend springt Sigfrid von dem Brunnen empor: „lang ragte des Geres Stange ihm aus dem Rücken vor;" er greift nach Schwert und Bogen — aber findet beides nicht, da rafft er den Schild auf und schlägt todeswund auf Hagen los, der von dem furchtbaren Schlage strauchelt und zu Boden stürzt. Aber danach weicht dem Helden Kraft und Farbe, er kann nicht mehr sich aufrecht halten —

Hagens Mord.

da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann,
das Blut aus seiner Wunde stromweis niederrann. (B.)

Mit der letzten Kraft sprach er dann zu seinem Mörder und dessen Genossen

„Weh, ihr bösen Zagen,
was helfen meine Dienste, da ihr mich habt erschlagen?
Ich war euch stets gewogen und sterbe nun daran:
ihr habt an euren Freunden leider übel gethan." (B.)

Alle Ritter eilen nun herbei zu der Mordstätte, die meisten klagen schmerzbewegt um den herrlichen Mann, nur der grimme Hagen ist ohne Leid und ohne Reue — höhnend ruft er den Genossen zu:

„Ich weiß nicht, was ihr klagt,
für uns nun hat ein Ende, was je uns mißbehagt:
von nun an wenig Helden wohl trotzen unsrer Kraft.
Wohl mir, daß diesen Recken ich so schnell hinweggeschafft." (F.)

Entrüstet erwidert Sigfrid mit sterbender Stimme:

„Leicht möget ihr euch rühmen!
Hätt' eure Mördersitte ich früher an euch erkannt,
ich hätte wohl vor euch noch bewahret meinen Leib;
mich jammert nichts so bitter als Frau Kriemhild, mein Weib.
Das müsse Gott erbarmen, daß sie mir einen Sohn
geboren, dem man einstens nachsagt zu Schmach und Hohn,
es haben seine Magen [nächsten Verwandten] Meuchelmord geübt —" (B.)

Dem treugeliebten Weibe gehören seine letzten Gedanken und Worte; um ihretwillen wendet er sich nochmals an seine Mörder, besonders an Gunther:

„Wollt ihr, edler König, je auf dieser Welt
an jemand Gutes üben, so laßt befohlen sein
auf Treue und auf Gnaden euch die liebe Traute mein;
laßt sie des genießen, daß sie eure Schwester sei,
bei aller Fürsten Tugend, steht ihr mit Treue bei!" (S.)

Sigfrids Tod.

Weitumher sind die Waldblumen naß von dem strömenden Blute des Ermordeten, der noch immer mit dem Tode ringt; aber bald ist es vorüber — Sigfrid stirbt, der kühne und fröhliche Held! — Da heben die Herren die Leiche auf seinen goldroten Schild und führen sie in der Nacht über den Rhein. Die meisten wollen es vor Kriemhild verhehlen, wer die That gethan, aber Hagen mag davon nichts wissen; offen spricht er es aus:

„Mich soll es nicht kümmern, wird es ihr auch bekannt,
die so betrüben konnte Brunhildens hohen Mut;
ich werde wenig fragen, wie sie nun weinet und thut." (S.)

XVII. Kriemhildens Klage. In der Nacht zu Worms angelangt, läßt der entsetzliche Hagen den Leichnam vor Kriemhildens Kammerthür legen. Der nächste Morgen bricht heran; es wird zur Frühmesse geläutet, die Königin weckt ihre Frauen und Mädchen, um mit ihnen zum Münster zu gehen. Ein Kämmerer bringt auf ihr Geheiß Licht, da erblickt er den Toten in seinem Blute, ohne ihn zu erkennen. „Herrin, wollet stille stehn," sagte er, „es liegt da vor dem Gaden (Gemach) ein Rittersmann erschlagen." Sofort weiß sie, wer es ist —

Kriemhildens Jammer.

„da sank sie zu der Erde, sie redete nicht ein Wort,
die schöne Freudelose lag an dem Boden dort,
der edlen Fürstin Jammer war ohne Maßen groß,
von ihrem Rufe hallte die Kammer und das Schloß." (B.)

Das Blut bricht ihr aus dem Munde vor Herzensjammer. Sie hebt Sigfrids schönes blutiges Haupt mit ihrer weißen Hand und ruft außer sich:

„O weh mir dieses Leides! nun ist dir doch dein Schild
mit Schwertern nicht verhauen: dich fällte Meuchelmord.
Wüßt' ich, wer's vollbrachte, ich wollt' es rächen immerfort!" (S.)

Sigfrids Mannen und sein Vater werden herbeigerufen — Palast und Saal, Burg und Stadt erschallen von Wehklagen. Zur Rache scharen sich die Mannen des hohen Königs Sigmund — mit Mühe hält Kriemhild sie von einer übereilten That zurück: „Gott mag ihnen vergelten, was sie an uns gethan," ruft sie aus. Nun wird ein mächtig großer Sarg von Silber und Gold mit stählernen Spangen geschmiedet und Sigfrids Leichnam hineingelegt. Als er so im Münster auf der Bahre liegt, tritt Kriemhild heran —

sie küssete den Toten, den edlen Ritter gut,
ihre lichten Augen weinten vor Leid und Jammer Blut." (B.)

Bahrrecht. Dann wartet sie des alten Bahrrechts — sie heißt den König und Hagen herantreten, wenn sie sich unschuldig zeigen wollen; als Hagen herantritt, blutet die Wunde des Toten, und so wird der Mörder offenbart. Am vierten Morgen wird Sigfrid zu Grabe getragen — Kriemhilden trägt man sinnlos von dannen.

XVIII. Sigmunds Heimfahrt. Freudlos kehrt der alte Vater Sigmund heim, um für den Enkel des Reiches zu pflegen, aber ungeachtet seiner Bitten bleibt Kriemhild in Worms. Sie läßt sich am Münster eine Wohnung bauen und besucht täglich das Grab ihres Liebsten; kein Trost verfängt an ihrem wunden Herzen.

XIX. Der Nibelungenhort. Vierthalb Jahr sprach sie kein Wort mit ihrem Bruder Gunther, und ihren Feind Hagen sah sie mit Augen nie. Durch Giselhers Bitte wird sie endlich bewogen, sich mit Gunther zu versöhnen, dann läßt sie, auf der Brüder Dringen, den unermeßlichen Schatz an rotem Gold und edlem Gestein, den Nibelungenhort. **Nibelungenhort**, den einst Sigfrid ihr zur Morgengabe geschenkt, aus dem Nibelungenlande herbeiführen. Zwölf Wagen fahren vier Tage und vier Nächte an den prächtigen Kleinodien, um sie aus des Berges Schacht auf das Schiff zu bringen; und kaum ist in Kammern und Türmen zu Worms Platz, ihn zu bergen. Nun spendet Kriemhild mit vollen Händen den Armen und den Reichen; über der Freude am Geben vergißt sie ihr großes Leid. Da tritt ihr aufs neue Hagen in den Weg, er fürchtet den großen Anhang, den sie damit gewinnt, und trotz Gunthers Einspruch nimmt er ihr die Schlüssel ab, und als sie darüber klagt, nimmt er den Schatz ihr ganz fort und versenkt ihn in den Rhein, wo er der Sage nach zwischen Worms und Lorsch noch heute ruht. Kriemhildens „Jammer und Not endeten jetzt nimmer bis an ihren Tod."

Nibelungen. Seitdem sich die Burgunden solchergestalt des Nibelungenhortes bemächtigt haben, führen sie selbst den Namen **Nibelungen**, und an sie heftet sich nun der geheimnisvolle Fluch des Goldes, von dem oben (S. 60) bei Erwähnung des ersten Kampfes um den Hort die Rede war. Nach dem alten Mythus gehört das Gold den Unterirdischen, den Söhnen des Totenreiches Niflheim (Nebelheim), den finsteren Nibelungen — das Gold hat den Krieg in die Welt gebracht: als die Menschen sich des Goldes angemaßt, warf, nach der Edda, Odhin von seinem Göttersitze den Speer unter sie, und so entstand der erste Krieg; — wer sich dem Golde hingibt, verfällt dadurch den Geistern der Unterwelt, wird selbst ein **Nibelung**, dem Tode geweiht, und des Schatzes geht er überdies verlustig; so wird er hier in den Rhein versenkt, wo ihn die Unterirdischen in Empfang nehmen.

XX. Etzels Werbung. Dreizehn Jahre hat Kriemhild als Witwe um Sig- Helches Tod. frid getrauert. Da stirbt im fernen Ungarlande Frau Helche, des gewaltigen Hunnenkönigs **Etzel** sagenberühmte Gemahlin, uns bereits bekannt aus dem Walthariliede (S. 28f.). Es wird ihm geraten, um die edle Kriemhild zu werben, und nach einigem Schwanken beauftragt er **Rüdiger**, den Markgrafen von Bechlaren, mit großem Gefolge nach Worms zu ziehen, der sofort aufbricht.

Am zwölften Tage langen die Hunnen in Burgund an — niemand kennt sie in Worms außer Hagen, der einst mit Walther von Wasichenstein an Etzels Hof

gelebt und mit Rüdiger ein Freundschaftsbündnis geschlossen hat — herzlich begrüßen die beiden einander; auch der König empfängt die Boten aufs freundlichste, und Rüdiger bringt alsbald seine Werbung bei ihm vor. Gunther und seine Brüder sind nicht abgeneigt, auf dieselbe einzugehen, nur Hagen ist entschieden dawider; aber er wird überstimmt, so sehr er auch abmahnt und den Burgundenkönigen seine finsteren Ahnungen vorhält. Die Brüder wollen die Gelegenheit benutzen, Kriemhild zu versöhnen, sie meinen, Hagen gönne ihr keine Freude, und so lassen sie ihr die Werbung vortragen. Der Markgraf Gere übernimmt den Auftrag. Etzels Werbung.

Da sprach die Jammerreiche: „Euch verbiete Gott
und allen meinen Freunden, daß sie irgend Spott
an mir Armen üben. Was wär' ich dem aufs neu,
der glücklich je besessen eines guten Weibes Treu?“ (F).

Doch läßt sie sich überreden, Etzels Boten, Rüdiger, zu empfangen; ja sie geht ihm entgegen und grüßt ihn mit gütiger Rede, aber auf seine Werbung erwidert sie:

„Markgraf Rüdiger,
Wär' einer, welcher wüßte mein Leid so scharf und schwer,
er bäte mich nicht, noch einmal zu minnen einen Mann,
ich hab' einen verloren, wie ihn noch keine gewann.“ (B.)

Mit beredten Worten schildert er ihr den Trost freundlich treuer Liebe und die Ehre, eines Herrschers, wie Etzel, Gemahlin zu sein; da erbittet sie Bedenkzeit bis zum nächsten Tage. Schlaflos vergeht ihr die Nacht. Am Morgen findet Rüdiger sich ein, um die entscheidende Antwort zu holen, aber all sein Bitten und Zureden ist vergeblich, bis er ihr heimlich zuspricht und gelobt, „er wolle wieder gut machen, was man ihr je gethan,“ und fortfährt:

„Laßt euer Weinen sein:
hättet ihr bei den Hunnen niemand als mich allein,
meine lieben Freunde und die mir unterthan,
es sollte schwer entgelten, hätt' euch jemand Leid gethan.“

Darüber schien getröstet die Frau in ihrem Mut.
Sie sprach: „Wohlan, so schwört, was mir jemand thut,
ihr wollt der erste werden, der rächen will mein Leid.“ (S.)

Und Rüdiger leistet den Eid, ohne zu ahnen, welche Gedanken blutiger Rache dabei in Kriemhildens Herz lauern, ohne zu ahnen, welch Herzeleid er durch diesen Eid über sich und sein ganzes Haus heraufbeschworen hat. — Nun reicht sie ihm vor allen Helden die Hand als Zeichen der Zusage, und bald zieht sie mit den Boten, im Geleit ihrer Jungfrauen und des Markgrafen Eckewart, der mit seinen Mannen ihr bis an sein Lebensende dienen will, dem Hunnenlande im fernen Osten zu. Rüdigers Schwur.

XXI. Kriemhildens Fahrt nach Hunnenland. — Die Brüder Gernot und Giselher geben Kriemhilden das Geleit bis an die Donaustadt Veringen, wo sie sich schmerzvoll von ihnen trennt. Ihr weiterer Weg geht über Passau, wo der Bischof Pilgerin, ihrer Mutter Bruder, sie mit großen Ehren aufnimmt, dann mit seinem Geleit weiter über Bechlaren, wo sie von Frau Gotelind in deren gastlichem Hause liebreich empfangen wird. Nach kurzer Rast bricht sie auf, von Ort zu Ort wird ihr Gefolge zahlreicher, es geht nun über Medelike (das heutige Mölk) nach Mutaren (Mautern) an der Donau, wo der Bischof von seiner Nichte scheidet. Bald danach gelangt der Zug an den Treisem (Traisen), einen Nebenfluß der Donau, an dessen Mündung Etzel eine reiche Veste, die Treismauer, hatte, einst Helchens Wohnsitz, wo sie drei Tage verweilen. Hier schlossen sich die unzählbaren Scharen Kriemhildens Reise.

fremder Völker, die unter Etzels Herrschaft standen, ihrem Gefolge an: da waren Russen und Griechen, Polen und Walachen, die auf windschnellen Rossen den Zug gleich wilden Vögeln umschwärmten.

Etzel.

XXII. Etzels Empfang. Bei Tulne (Tuln) im Osterlande kam König **Etzel** selbst ihr entgegengeritten mit einem glänzenden Gefolge von vierundzwanzig Königen und Fürsten, die seine Vasallen waren, unter ihnen, alle überragend, eine Heldengestalt, umgeben von kühnen Recken, deren Angesichter trotzig aus ihren Wolfshelmen hervorschauten. Es war **Dietrich von Bern**, der große Gotenfürst. Nach der Begrüßung der hohen Brautleute werden ritterliche Spiele veranstaltet, dann zieht der Hunnenkönig mit Kriemhild nach Wien zur Hochzeitsfeier. Siebzehn Tage währen die Festlichkeiten, bei denen eine maßlose Pracht entfaltet wird und unermeßliche Geschenke verteilt werden. Aber inmitten aller dieser nie geahnten Herrlichkeit, inmitten des berauschenden Völkerjubels, der zu ihren Ehren ertönte, saß die neuvermählte Königin trauernd —

Da gedachte sie, wie einstmals sie an dem Rheine saß
bei ihrem edlen Manne, ihre Augen wurden naß;
schnell barg sie ihre Thränen, daß keiner es möchte sehn — (B.)

Am achtzehnten Morgen ritten Etzel und Kriemhild aus Wien heraus; zu Misenburg (Wieselburg) schifften sie sich auf der Donau ein; von Schiffen, die man zusammengeschlossen, von Zelten, die man darüber gespannt, ist der Strom bedeckt, als wär' es Land und Feld. So kommen sie gen Etzelnburg, wo sie unter großem Glanze ihren Einzug halten.

Gewaltiger als vor Zeiten Königin Helche gebot,
herrschte jetzt Frau Kriemhild wohl bis an ihren Tod. (B).

Ortlieb.

XXIII. Kriemhildens Rachegedanken. Sieben Jahre vergehn — Kriemhild hat einen Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Ortlieb empfing, aber sie fühlt sich fremd in dem fremden Land; sechs weitere Jahre verstreichen, aber noch immer hat sie kein Heimatgefühl. Nur ein Doppeltes erfüllt sie ganz und gar, das Leid um den Mann ihrer ersten und einzigen Liebe und das Verlangen, seine Ermordung, die sie in 26 Jahren nimmer vergessen, zu rächen. In vertrauter Stunde klagt sie einst ihrem Gemahle, daß man sie im Lande für verwaiset halte, weil ihre Verwandten sie noch niemals besucht hätten; sofort erbietet er sich, ihre Brüder und Freunde zu einem Feste einzuladen. Werbel und Swemmel, des Königs Spielleute, werden als Boten nach Worms gesandt, um die Burgunden auf nächste Sonnenwende zum Hofgelage einzuladen. Kriemhild schärft ihnen ein, ja nicht zu sagen, daß sie sie je betrübt gesehen, und dafür zu sorgen, daß Hagen nicht zurückbleibe, der allein der Wege kundig sei.

Etzels Boten in Worms.

XXIV. Etzels Gastgebot. Als Etzels Boten nach zwölf Tagen in Worms anlangen, beraten die Burgunden sieben Tage lang über die Einladung, nehmen sie aber schließlich, ungeachtet Hagens dringender Abmahnung, an. Zürnend gibt Hagen nach und rät nur noch, wenigstens wohlgerüstet die Fahrt zu unternehmen. Sämtliche Mannen im Burgunderlande werden deshalb aufgeboten und ziehen von allen Seiten wohlgemut herbei, darunter Dankwart, Hagens Bruder, und Volker von Alzei, der „edle Fiedelmann," dabei ein tapferer Held, dem viele gute Recken unterthan. Etzels Boten kehren heim und berichten den guten Erfolg ihrer Botschaft, worüber Kriemhild voller Freude ist.

Utes Warnung.

XXV. Der Burgunden Fahrt zu Etzel. Als die Burgunden zur Reise fertig aufbrechen wollen, erreicht sie noch einmal die ahnungsvolle Stimme der Warnung. Die altersgraue Königin Mutter Ute hat einen bangen Traum; ihr träumt, daß alles Geflügel im Lande tot sei. Aber ihre düster weissagende Stimme wird überhört. Mit tausenddundsechzig ihrer Mannen, dazu tausend Nibelungen und mit neuntausend Knechten

erheben sich die Könige; den Main hinauf durch Ostfranken ziehen sie zur Donau mit fröhlichem Sinn — Hagen von Tronje allen voran, „er war Trost und Helfer dem Nibelungenheer.“ An den Strom gelangt gewahren sie, daß die Donau ausgetreten, aber keine Fähre ist zu erblicken, um die große Schar hinüberzubringen. Hagen unternimmt es, einen Fährmann ausfindig zu machen; am Ufer geht er auf und ab — Wasserweiber.

da hört' er Wasser plätschern, zu lachen er begann;
es waren Wasserweiber, die schwammen in der Flut
wie Vögel hin und wieder — (B.)

Da er weiß, daß sie der Zukunft kundig sind, nimmt er ihnen das am Ufer liegende Gewand. Um es wieder zu erhalten, sagt die eine:

„Es fuhren niemals Helden noch in ein fremdes Reich
zu solchen hohen Ehren, in Wahrheit, das sag' ich euch.“ (S.)

Voller Freude gibt Hagen die Gewänder zurück, aber kaum haben die Schwanjungfrauen sie umgeschlagen, da taucht die zweite von ihnen auf und ruft:

„Ich will dich warnen, Hagen, Aldrianes Kind,
um der Kleider willen hat meine Muhm' gelogen;
kommst du zu den Hunnen, so bist du schmählich betrogen — —
keiner von euch Degen wird die Heimat wiedersehn,
als des Königs Kapellan — —“ (S.)

Da Hagen sich aber nicht warnen lassen will, helfen sie ihm und sagen ihm, wie er über das Wasser kommen könne. Jenseits des Stromes wohnt der Ferge des bayerischen Markgrafen Else; laut ruft Hagen hinüber nach ihm und nennt sich Almerich, einen Mann des Markgrafen; hoch am Schwerte bietet er eine Goldspange als Fährgeld. Der Ferge kommt herübergerudert, als er sich aber betrogen sieht, schlägt er auf den Helden mit seinem Ruder los. Hagen greift zum Schwerte, schlägt dem Fergen das Haupt ab und wirft es zu Boden. Dann bringt er das von Blut rauchende Schiff zu seinen Herren und fährt selbst, den ganzen Tag arbeitend, die großen Scharen über — die Rosse werden schwimmend übergetrieben. Als Hagen zum letztenmal übersetzt, packt er den Kaplan, der solange zurückgeblieben, und wirft ihn in die flutende Donau. Vergebens zürnen und verbieten seine Herren den Gewaltakt. Ja, als der „gottesarme“ Priester dem Schiffe nachzuschwimmen versuchte, stieß er ihn aufs neue ins Wasser zurück, — dennoch war Gottes Hand stärker, als die des grimmen Hagen; sie half ihm, wohlgeborgen an das andere Ufer zurückzugelangen. Und als er da nun stand und sein durchnäßtes Gewand schüttelte, da erkannte Hagen, daß das wilde Meerweib ihm gewisse Todesmäre prophezeit habe. Und in zornigem Mut schlägt er das Fahrzeug, das sie alle herübergetragen, in Stücke, und wirft es in die Flut — kein Zager soll entrinnen in seines Herzens Not vor dem allgemeinen Verderben, das ihrer aller im Hunnenlande wartet. Des Kaplans Rettung.

XXVI. Kampf mit Gelfrat. Aber ob wohl mancher der Helden bleich vor Schrecken ward, jetzt ist kein Entrinnen mehr möglich — keine Brücke, keine Fähre führt mehr zurück in die Heimat. So ziehen sie fürder durch Bayerland, Tag und Nacht. Volker, dem hier Straßen und Steige wohlbekannt, zieht mit dem roten Heerzeichen voran, während Hagen mit seinem Bruder Dankwart die Nachhut übernimmt. Diese wird bald danach von den Bayerfürsten Gelfrat und Else, die ihres Fergen Tod ahnden wollen, mit großer Macht angefallen. Im Scheine des Mondes kommt es zu blutigem Streit. Viele Leichen bedecken die Walstatt, doch siegen die Burgunden, ehe der Tag angebrochen; und Gunther, der inzwischen weiter geritten, ist erstaunt und dankbar zugleich, als er die blutigen Waffen sieht und hört, wie trefflich sie Hagen alle geschützt hat. Weitermarsch.

XXVII. Zu Bechlaren. Über Passau gelangen sie an die Marken des edlen **Rüdiger von Bechlaren**, dessen volle Freundlichkeit sich in seinem gastlichen Hause zeigt, wo er die Burgunden nun beherbergt. Hier ist alles heiter, wonniglich, heimatlich; aufgethan ist die Burg, offen stehen die Fenster an den Mauern, von ihm selbst werden die Gäste in den schönen, geräumigen Bau geführt, wo die Donau untenhin fließt und sie fröhlich gegen der Luft sitzen. Wie das Haus, so die Bewohner; er der liebenswürdigste Wirt, neben ihm seine traute Hausfrau Gotelind und Dietlinde, ihre schöne Tochter, deren Kuß die Helden begrüßt. Am reichbesetzten Tische, bei gutem Wein geht allen das Herz auf. Wie sehr sie sich wehren, müssen sie doch bleiben bis zum vierten Morgen, und zum Abschied werden sie, nach alter deutscher Sitte, auf das reichlichste beschenkt. Jeder empfängt eine herrliche Gabe, Waffenkleid, Schwert, Schild, Goldringe; die herrlichste der Jüngling Giselher, dem Rüdiger seine Tochter verlobt. Rüdiger geleitet dann mit 500 Mannen die Gäste an Etzels Hof, wo für ihn und sie auf die glücklichsten Tage die fürchterlichsten, herzzerreißendsten Kämpfe folgen sollten.

Giselhers Verlobung.

XXVIII. Ankunft im Hunnenlande. Im Hunnenlande werden die Nibelungen zuerst von **Dietrich von Bern** begrüßt, der mit seinen schnellen Degen vom Amelungenlande ihnen entgegenreitet. Achtungsvoll ist die gegenseitige Begrüßung auf beiden Seiten; seinem Gruß fügt Dietrich aber gleich die warnende Frage bei:

Dietrich v. Bern.

„Ist's euch denn nicht bekannt?
Kriemhild beweint noch immer den Held vom Nibelungenland." (B.)

Aber Hagen erwidert trotzig:

„Die kann mir lange weinen, —
der liegt seit manchem Jahre von meiner Hand erschlagen;
am Hunnenkönig soll sie nun ihre Freude haben,
Sigfrid kommt nicht wieder, der ist schon lang begraben." (B.)

Dietrich beharrt auf seiner Warnung, erzählt, daß er Kriemhilden jeden Morgen weinen und zum reichen Gott im Himmel um Sigfrid Wehklagen erheben höre, und schließt:

„Trost der Nibelungen, Gunther, hüte dich!"

„Da ist nun nichts zu ändern, was man uns da sagt,"
sprach Volker der Fiedler, der Recke unverzagt;
„wir reiten nach dem Hofe und wollen einmal sehen,
was mit uns schnellen Degen bei den Hunnen soll geschehen." (B.)

Einzug der Burgunden.

Zu dem Hofe des Hunnenkönigs ging nun der kühnen Helden Fahrt, und als die burgundischen Wappenschilde und glänzend hellen Panzer sich nähern, ruft Kriemhild, die mit ihrem Gemahl am Fenster steht, um sie einziehen zu sehen, jubelnd aus:

„Nun wohl mir dieser Freude! — wer nehmen will mein Gold
und meines Leids gedenken, dem will ich immer bleiben hold." (B.)

Die Hunnen aber fragen nur nach Hagen von Tronje, der Sigfrid von Niederland erschlagen, den stärksten aller Recken, Frau Kriemhildens ersten Mann. Auf ihm verweilen aller Blicke, als er einreitet:

der Held war wohl gewachsen, das ist sicher wahr,
breit von Brust und Schultern, gemischet war sein Haar
mit einer greisen Farbe, die Beine waren lang,
grauenvoll sein Antlitz, herrlich stolz sein Gang. (B.)

Auch dem greisen Etzel fällt die Reckengestalt auf, und als auf seine Frage nach ihrem Namen und Geschlecht ein Burgunde, der mit Kriemhild ins Land gekommen,

antwortet: „Er ist von Tronje geboren, Aldrian war sein Vater," erinnert sich der Hunnenkönig alter Zeiten, da Aldrian noch an seinem Hofe lebte, und Hagen und Walther, der später mit Hildegund entfloh, mit ihm der fröhlichen Jugend genossen. Wohl ahnte er noch nicht, wie es anders im Alter kommen sollte.

Hagen und Kriemhild.

Unterdes empfing Kriemhild ihre Verwandten und grüßte sie „mit falschem Sinn", nur ihren Bruder Giselher küßte sie und reichte ihm die Hand; als Hagen das sah, band er seinen Helm fester, als wollte er ausdrücken, daß er zum Kampf bereit sei.

„Nach einem solchen Gruße," sprach der Recke gut,
„mögen kühne Degen wohl sein auf ihrer Hut;
da grüßt man ja besonders den König und den Mann,
wir haben nicht viel Gutes mit dieser Fahrt gethan." (B.)

Wohl hat Kriemhild diese Worte gehört, schnell entgegnet sie:

„Euch grüße, wer da gern schauet euer Gesicht,
um euer selber willen begrüße ich euch nicht." (B.)

Dann fragt sie nach ihrem Eigentum, dem Nibelungenhort, ob er ihn mitgebracht, wie sich's gebührt.

„Ich bring' euch den Teufel," sprach da Hagen,
„ich hab' an meinem Schilde genug zu tragen
und an meiner Brünne; mein Helm der ist so licht,
das Schwert in meinen Händen; darum bring' ich ihn euch nicht." (S.)

Als sie darauf den Befehl ergehen ließ, daß die Burgunden keine Waffen in den Saal mitnehmen sollten, verweigerte es Hagen mit aller Bestimmtheit; nun erkannte sie, daß jemand die Burgunden vor ihr gewarnt haben müßte:

„Wüßt' ich, wer's gewesen, den hielte der Tod umgarnt." (S.)

Da gab sich Dietrich von Bern sofort als den zu erkennen, der die edlen hohen Herren und den kühnen Hagen gewarnt habe:

„Nur zu, du Braut des Teufels, du thust mir kein Leid drum an," (S.)

fügte er zornig hinzu. Kriemhild verstummte vor Scham und Furcht; grimmige Blicke auf ihre Feinde werfend, eilte sie von dannen.

Volkers und Hagens Bund.

XXIX. XXX. Hagen und Volker. Hagen, bald danach von Dietrich verlassen, suchte nun einen Kampfgenossen für den unvermeidlich drohenden Streit; in Volker, dem kunstreichen Fiedelspieler, fand er den rechten Mann dafür. Die beiden kühnsten Helden des Nibelungenheeres verbanden sich als Heergesellen. Vor einem der großen Hofgebäude setzen sie sich auf eine Steinbank, gleich wilden Tieren angestarrt von den Hunnen im Burghofe. Auch Kriemhild erblickt von ihrem Fenster aus ihren Todfeind; das preßt ihr bittere Thränen aus, und sie beschwört Etzels Mannen, sie an Hagen zu rächen. Sechzig von ihnen wappnen sich, um ihn zu erschlagen, und da diese Zahl ihr zu klein dünkt, rüsten sich vierhundert. An ihrer Spitze steigt nun Etzels Weib, die Königskrone auf dem Haupt, die Stiege herab auf den Hofraum, um ihn zum Geständnis seines Mordes zu veranlassen.

Als die beiden die Schar herankommen sehen, erneuern sie ihren Schutz- und Trutzbund; Volker beteuert:

„Ich helf' euch, ja wahrhaftig,
und käme der König selber hier gegen uns heran
mit allen seinen Recken, so lang ich leben muß,
weich' ich von eurer Seite aus Furcht um keinen Fuß," (B.)

worauf Hagen ausruft:

„Nun lohn' euch Gott im Himmel, Volker edel und hehr;
kommt es jetzt zum Streite, was brauch' ich dann noch mehr?
Wenn ihr mir helfen wollet, wie ich vernommen han,
sollen diese Recken einmal zu uns heran!" (B.)

„Dieser treue Freundesbund zwischen Volker und Hagen," bemerkt Vilmar, „der sich nun durch den ganzen folgenden Todeskampf hinzieht, gießt in unsere Herzen einen Tropfen milder Versöhnung aus mit dem schrecklichen Manne, der uns sonst fast zu ungeheuer erscheinen würde."

Sigfrids Schwert.

Als die Königin den Hofraum betritt, erinnert Volker daran, daß es sich wohl gezieme, vor ihr aufzustehen, aber Hagen weist die Zumutung in höhnischem Trotze zurück — man solle nicht meinen, er fürchte sich. Dazu fügt er einen noch grausameren Hohn. Über seine Beine legt er, als Kriemhild naht, sein blankes, leuchtendes Schwert, aus dessen Knopfe ein Jaspis scheint, grüner als das Gras. Sofort erkennt die unglückliche Frau „das Waffen": Sigfrids sagenberühmtes Schwert Balmung, welches er einst für die Teilung des Hortes empfangen und sogleich gegen den Geber erhoben hatte; Hagen hat es „übel gewonnen", und es soll nur zu bald sein Verderben werden. Das mahnt Kriemhild an ihr langjähriges Leid — der einst die Lebenswunde ihr geschlagen, reißt sie grausam wieder auf. Auch Volker zieht einen Fiedelbogen, stark und lang, einem scharfen breiten Schwerte gleich an sich — so sitzen sie furchtlos, unbekümmert um die vierhundert Hunnen, die mit Kriemhild herbeikommen. Da trat den Recken vor die Füße die edle Fürstin und bot feindseligen Gruß:

„Nun sagt mir, Herr Hagen, wer hat nach euch gesandt,
daß ihr zu reiten waget daher in dieses Land,
und wußtet doch wahrhaftig, was ihr gethan an mir?
Wärt ihr klugen Sinnes, gelassen hättet es ihr."

„Nach mir," sprach da Hagen, hat niemand gesandt;
drei gute Degen hat man geladen in das Land;
die heißen meine Herren, so bin ich ihr Mann,
und wenn sie reisten, blieb ich noch selten hinten dran." (B.)

Hagens Trotz.

Da wirft sie ihm Sigfrids Tod vor, um den sie zu weinen habe bis an ihr Ende; er aber entgegnet trotzig:

„Was braucht es weiter? der Worte sind genug:
Ja, ich bin es, Hagen, der Sigfriden schlug,
Den Held von Niederlanden, wie sehr er das entgalt,
daß die Königin Kriemhild die schöne Brunhild schalt!
Nun räch' es, wer da wolle, es sei Weib oder Mann!" (B.)

So hat er selbst sein Geschick herausgefordert, und Kriemhild wendet sich an ihre Begleiter, ob einer nicht den hingeworfenen Handschuh aufnehmen wolle, aber keiner hat den Mut dazu — die große Schar fürchtet sich vor den zwei gewaltigen Helden, deren grimmige Blicke ihnen Grausen und Entsetzen einflößen. Da niemand sich getraut, sie anzugreifen, erheben sich die beiden nach einer Weile und gehen nach dem Königssaale, wo ihre Herren weilen, um ihnen zur Seite zu stehen in dem unvermeidlichen Kampfe auf Tod und Leben!

König Etzel, der von allen diesen Vorgängen nichts weiß, hat unterdessen die burgundischen Helden empfangen und auf das beste bewirtet. In weiten goldenen Schalen wird Met, Moraß (Maulbeersaft) und herrlicher Wein den Gästen vom Rhein tredenzt, und der

greise Hunnenfürst heißt sie in freudigen Worten willkommen. Zur Nachtruhe werden sie in einen weiten Saal geführt, wo kostbare Betten für sie bereit sind. Hagen und Volker halten vor dem Hause die Wache. Beide, in lichtes Stahlgewand gehüllt, den Schild in der Hand, stehen sie da in dem tiefen Dunkel der Nacht — riesige Gestalten — stumm und regungslos vor dem Saale. Da lehnt Volker von Alzei den Schild an die Wand, greift nach seiner Geige und setzt sich damit auf den Stein an der Thüre. Erst klingen seine Saiten ermutigend und stark, daß das ganze Haus erbraust, dann süßer und sanfter, bis er alle die sorgenden Männer in den Schlaf gespielt. Dann nahm der tapfere Degen wieder den Schild in die Hand und „hütete vor Kriemhilden die heimatlose Schar." Nachtwache.

Mitten in der Nacht glänzen Helme aus der Finsternis: es sind bewaffnete Hunnenmänner, von Kriemhild abgesandt; doch als sie die Thüre so gut bewacht sehen, kehren sie wieder um, von Volker ob ihrer feigen Mordlust bitter gescholten. So wird es Morgen, und die beiden treuen Hüter wecken die Schläfer im weiten Saale. Als die Helden sich in festliches Gewand kleiden wollen, ruft Hagen ihnen zu:

„Ihr Helden, heute braucht ihr ein anderes Kleid; — —
Drum traget statt der Rosen die Schwerter in der Hand,
statt goldverbrämter Mützen die Helme licht und gut, — —
statt seidener Hemden sollt ihr die lichten Brünnen tragen,
und statt der weiten Mäntel die Schilde gut und breit." (B.)

XXXI. Im Münster. So gewappnet gehen die Fürsten in das Münster, Gott ihre Sorge und Not zu klagen und sich andächtigen Herzens zum Tode zu rüsten. Als Etzel, über ihre Rüstung erstaunt, sie fragt, ob ihnen jemand etwas zuleid gethan, antwortet Hagen, es sei Sitte seiner Herren, bei allen Hoflagern drei volle Tage gewaffnet zu gehen. In hohem Übermute verschweigen sie ihren Argwohn wider Kriemhild. In der Messe.

Nach der Messe wird ein Buhurt (Ritterspiel) gehalten, dem Kriemhild und Etzel vom Fenster aus zuschauen. Dietrich und Rüdiger halten ihre Recken ab, daran teilzunehmen, weil sie die Burgunden unmutig sehen. Und bald droht die Flamme des Streites hell aufzulodern; einem Hunnen, der bräutlich geputzt, ein „Traut der Frauen," daherreitet, sticht Volker den Speer durch den Leib. Die Verwandten des Gefallenen rufen nach Waffen, Etzel verhindert den Ausbruch der Feindseligkeiten, indem er einem das Schwert aus der Hand reißt und die anderen hinwegschlägt. Buhurt.

Ehe man zu Tische ging, machte Kriemhild noch einen Versuch, Dietrichs Hilfe zur Rache an Hagen zu gewinnen:

„Fürst von Berne, ich suche Rat bei dir,
gib mir Hilf und Gnade, angstvoll steht's mit mir —"

ruft sie ihm zu und stimmt dann ihr altes Klagelied über Hagen an, aber vergebens; in strengen Worten verweist der edle Gotenkönig ihr den beabsichtigten Verrat an ihren Blutsfreunden und versichert: „Sigfrid wird nicht gerochen von Dietrichens Hand."

Williger findet die Königin den Bruder ihres Gemahls, Blödelin (Bleda), dem sie die Mark des erschlagenen Nuodung und dessen hinterlassene schöne Witwe als Blutlohn verheißt. Während Kriemhild zu der Mittagstafel im Herrenhause geht, wo ihr Gemahl und ihre Verwandten bereits versammelt sind, bricht Blödelin mit tausend Gewappneten zur Herberge auf, in der Dankwart mit den Knechten speist. Beim festlichen Königsmahl geht es friedlich zu; Etzel hat seinen fünfjährigen Sohn Ortlieb hereinbringen lassen und stellt ihn voll Vaterstolz seinen Oheimen vor, ja, er bittet sie, ihn mit nach Burgund zu nehmen und in Ehren aufzuziehen; aber Hagen, übelgelaunt und unversöhnt mit des Kindes Mutter, bricht ungestüm in die Worte aus: Blödelin.

„Wohl möchten meine Herren
dem Kind dereinst vertrauen, wächst es heran zum Mann;
doch sieht der junge König so gar erbärmlich aus,
ich werd' ihm wohl gar selten zu Dienste sein zu Haus." (B.)

Betrübt und schweren Herzens hört Etzel, erschrocken vernehmen die Gäste diese herausfordernde Rede, aber ehe sie noch Worte zur Erwiderung finden, entlädt sich das lange drohende Wetter über die festliche Tischrunde.

XXXII. Blödelins Tod. Inzwischen hat nämlich Blödelin die Herberge Dankwarts überfallen, ist aber von dem burgundischen Helden erschlagen worden:

Damit schlug er Blödeln einen schwinden Schwertesschlag,
daß ihm das Haupt zur Stelle vor den Füßen lag.
„Das sei die Morgengabe," sprach Dankwart der Degen,
„Zu Nuodungens Witwe, der du mit Minne wolltest pflegen." (S.)

Ein grimmer Kampf zwischen Blödels Mannen und den Burgundendienern folgte diesem Schlage. Wer von den Knechten des Schwertes entbehrte, griff nach Bänken und Stühlen und schlug auch so manchen Hunnen wund. Aber neue Hunnenscharen ersetzten die Gefallenen und ließen nicht vom Streite, bis all die Knechte tot lagen. Zuletzt stand Dankwart ganz allein unter den Feinden.

Dankwart.

Dicht fielen jetzt die Schwerter auf des Einen Leib,
das mußte bald beweinen gar manches Mannes Weib;
höher rückte den Schild er, das Schildband weiter herab,
was es da blutnasse Panzerringe gab! (B.)

Es gelang ihm, sich mit Verlust seines Schildes zum Herrenhause durchzuhauen. Wild stößt er die Schenken und Truchsesse, die ihm den Eingang verwehren wollen, zurück, und dringt durch die Thür in den festlichen Kreis.

XXXIII. Kampf der Burgunden mit den Hunnen. Mit blutströmendem Gewand, das schneidige Waffen hochgeschwungen ruft er hinein:

„Ihr sitzet allzulange, Bruder Hagen, in Ruh,
Euch und Gott vom Himmel klag' ich unsre Not,
Ritter und Gesinde sind in der Herberge tot." (S.)

Und als er auf Hagens Frage, wer das gethan, Blödel nennt, heißt ihn der Bruder der Thüre hüten, daß kein Hunne entrinnen möge. Als Dankwart sich dazu bereit erklärt, springt der entsetzliche Hagen empor und ruft die grausigen Worte:

Minnetrank.

„Nun trinken wir die Minne: für Etzels Wein der Dank!
Dem jungen Hunnenkönig bring' ich zuerst den guten Trank!" (F.)

[Minne trinken, bedeutet: zum Gedächtnis jemandes trinken, zu Ehren der Götter, lieber Toter ꝛc. Das geschah am Ende von feierlichen Gelagen, auch auf des Wirtes Minne und ihm zum Dank; hier zu Ehren Sigfrids im Blut der Erschlagenen.]

Ortliebs Tod.

Dem blutigen Trinkspruch folgte die blutigere That; des unschuldigen Kindes Haupt, von Hagens Schwert abgeschlagen, springt Kriemhilden in den Schoß. Ortliebs Wärter und der Spielmann Werbel, der die Burgunden ins Hunnenland geladen, sind die nächsten Opfer seiner Wut. Und nun, den Schild auf den Rücken geworfen, tobt er mit Schwerthieben durch den Saal; todestrunken kennt er keinen Rückhalt mehr. Sein Kampfgenosse Volker folgt ihm.

Der schnelle Degen Volker auf von dem Tische sprang.
Wie laut sein Fiedelbogen ihm in der Hand erklang!
Da fiedelte böse Weisen der Könige Fiedelmann,
hei, was er viele Feinde im Hunnenland gewann! (B.)

Nachdem Gunther vergeblich versucht, den Streit zu schlichten, schloß er sich dem Rachewerke an, von seinen Brüdern und Freunden unterstützt. Volker sperrte innen die Thür, während Dankwart draußen die Stiege hütete —

Da rief laut über die Menge Herr Volker kühn und schnell:
„der Saal ist wohlverschlossen, Herr Hagen, mein Gesell!
es ist so gut verrammelt des Königs Etzel Thür
von zweier Helden Händen, die gehen tausend Riegel für!“ (B.)

In dem wilden Kampfestoben wendet sich die Königin an Dietrich mit der Bitte, ihr aus dem Saale herauszuhelfen, und er versucht es. Mit einer Stimme, die wie der Klang des Büffelhorns in der Schlacht ertönt, ruft er machtvoll über den Saal: „Haltet ein!“ Da ließen ab vom Streite die Helden von dem Rhein. Nun verlangte der Gotenkönig, daß man ihn und die Seinen mit Frieden aus dem Hause lasse. Gunther gewährt es. Da nimmt der Berner die Königin unter den Arm, an der anderen Seite führt er Etzel, mit ihm gehen sechshundert Recken. Auch Rüdiger mit fünfhundert Mannen wird freier Abzug zugestanden. Kaum sind sie hinaus, so geht im Saale das Morden von neuem los. Was von Hunnen im Saale ist, wird niedergehauen. Dann werden die Toten — wohl 2000 an der Zahl — die Stiege hinabgeworfen. Blutarbeit.

XXXIV. XXXV. Irings Fall. Von der Blutarbeit ermüdet traten Volker und Hagen vor den Saal und höhnten Etzel laut in wildem Übermut; sie bezichtigten ihn und die Seinen der Feigheit. Hagen höhnt Kriemhild, daß sie zum zweitenmal sich vermählt habe. Da ruft die geschmähte Königin in grimmer Wut:

„Wer mir den von Tronje, wer mir Hagen schlägt
und hier vor meine Augen sein Haupt herniederträgt,
dem füll' ich roten Goldes Etzels Schild zum Rand
und gebe ihm zum Lohne manche Burg und manches Land.“ B.

Ihrer Aufforderung folgt Markgraf Iring von Dänemark, er vermißt sich, Hagen zu bestehen. Mit dem Schild gedeckt schwingt er den Ger und wirft ihn nach Hagen, der das Gleiche thut. Die Gere zersplittern; da greifen sie zu den Schwertern. Aber vergebens hatte Iring den kühnen Gang gemacht; er kann den starken Hagen nicht bezwingen, und so springt er auf Volker los, dann auf Gunther, auf Gernot, endlich auf Giselher, dieser schlägt den Dänen nieder, daß ihm die Sinne schwinden. Aber noch einmal rafft er sich auf, rennt aufs neue Hagen an und schlägt ihm mit seinem guten Schwert Waske eine tiefe Wunde. Da erhebt der Getroffene übermächtig sein Schwert und treibt den Dänen mit gewaltigen Hieben die Stiege hinab. Kriemhild selbst nimmt ihm, dankend, den Schild aus der Hand. Iring löst seines Helmes Band und kühlt sich die Brünne im Abendwinde, dann waffnet er sich aufs neue und stürzt auf Hagen los, dessen Wunde ihn erst recht auf Männertod gereizt hat. Feuerrote Glut sprüht aus den Schwertern der Kämpfenden; Iring wird von des Gegners Schwert verwundet, da schießt ihm Hagen noch einen Ger in das Haupt — es ist des Dänen Tod! Seine Gefährten, Hawart von Dänemark und Landgraf Irnfried von Thüringen, führen, ihn zu rächen, ihre Mannen herbei, aber auch sie werden alle von den Burgunden erschlagen, Führer wie Mannen. Iring.

XXXVI. Des Saales Brand. Der Abend ist hereingebrochen, und stille ist es geworden ringsum. Blut strömt allenthalben hinaus bis in die Rinnen von den vielen Toten. Die Burgunden ruhen von der blutigen Arbeit — es war den edlen Gästen ein freudenloser Tag — sie legen die Schilde ab und binden die Helme los. Nur Hagen und Volker bleiben zum Schutz ihrer Herren gewaffnet. Aber neue Hunnenscharen eilen herbei, und bis zur Nacht währt der harte Streit. Da versuchen die todesmüden Burgundenkönige Sühne zu erlangen. Etzel will davon nichts hören, noch weniger Kriemhild. Nun wendet sich ihr Lieblingsbruder, Giselher, in rührenden Worten an sie:

Sühneversuch.

„Vielliebe Schwester mein,
wie konnt' ich solches glauben, als du mich über Rhein
nach diesem Lande ludest, in solche große Not?
Wie hab' ich an den Hunnen verdienet hier den Tod?

„Stets war ich dir getreue, nie that ein Leid ich dir,
in gutem Glauben ritt ich nach Etzels Hofe hier,
du wärest mir gewogen, vielliebe Schwester mein;
thu an uns in Gnaden, es mag nicht anders sein!" (B.)

Kriemhild ist ergriffen von seiner Rede, aber sie begehrt, daß Hagen ihr ausgeliefert werde; dann wolle sie den anderen das Leben lassen:

„Denn ihr seid meine Brüder und Einer Mutter Kind;
dann red' ich für die Sühne mit diesen Helden, die hier sind." (B.)

Die Könige wollen von solcher Sühne nichts wissen; sie verschmähen solche Untreue:

„Da sei Gott für!" rief Gernot der Recke kühn und gut;
„ob unser tausend wären und alle von deinem Blut,
wir wollten alle sterben, eh' wir den einen Mann
zu einem Geisel gäben; das wird nimmer gethan." (B.)

Auch Giselher stimmt diesem Entschlusse bei; mit Hagen wolle er lieber sterben — „einem Freunde wahrlich brach ich die Treue nie."

Kriemhildens Wut wächst, da so der letzte Versuch, den Mörder ihres Gemahls in ihre Gewalt zu bekommen, gescheitert ist; sie läßt die Helden in den Saal treiben und diesen an vier Enden anzünden. Von starkem Winde angefacht steht bald das ganze Haus in Flammen, die schrecklich auf zum Himmel lodern und die Eingeschlossenen fürchterlich quälen. Ein gräßlicher Durst mehrt die Pein der Unglücklichen, da rät ihnen Hagen in todestrunkener Verzweiflung, im Blute der Erschlagenen den wütenden Durst zu löschen:

Bluttrank.

„Das ist bei solcher Hitze besser noch als Wein.
In diesen bösen Zeiten kann es ja nicht anders sein!" (F.)

Und das Gräßliche geschieht: „sie tranken aus den Wunden das warme fließende Blut." Dichter fallen die Feuerbrände in den Saal: auf Hagens Rat stellen sich die Helden an die Steinwände — sie decken sich mit den Schilden gegen die Macht des wilden Elementes — so vergeht die fürchterliche Nacht. Ein kühler Wind geht dem anbrechenden Morgen voran; das Feuer hat sein Werk gethan, und in den rauchenden Trümmern stehen noch sechshundert kühne Helden, welche die schwere Drangsal und des Feuers Not überlebt haben!

Mit neuem Kampfe bietet ihnen Kriemhild den Morgengruß. In Schilden läßt sie rotes Gold herbeischleppen, den Streitern zum Solde. Aber die Burgunden

sind unüberwindlich, und der Saal ist nicht einzunehmen, obwohl die doppelte Zahl von Hunnen dagegen anstürmt.

XXXVII. Rüdigers Tod. Den wütenden Kämpfen hat ein Mann tieferregt, aber unthätig beigewohnt; der edle Rüdiger von Bechlaren. Thränen fließen über Rüdigers Mannesantlitz, als er den Jammer auf den beiden Seiten sieht, zwischen die sein Herz geteilt ist. Da wird er durch das freche Wort eines Hunnen, der ihn der Feigheit und der Undankbarkeit gegen Etzel bezichtigt, aus seinem dumpfen Brüten emporgerissen, mit einem Faustschlag streckt er den Unverschämten nieder — nun aber mahnt ihn Kriemhild des Eides, den er ihr einst vor dreizehn Jahren geschworen, Etzel erinnert ihn an die ihm schuldige Mannentreue. Beide flehen ihn fußfällig um Hilfe an. Seine Seele wird hin und hergerissen zwischen dem, was er seinem Königshause und dem, was er seinen burgundischen Freunden schuldig ist, zwischen Mannentreue und Freundestreue, zwischen Verrat und Treulosigkeit! Jammernd ruft er aus: Rüdiger.

„Weh mir Gottverlaßnem, daß ich erlebt den Tag!
Meine Ehre stürzt heut hin auf einen Schlag
und meine Würd' und Treue, die Gott mir offenbart!
O wehe Gott im Himmel, daß selbst der Tod mir's nicht erspart!"

„Beschreit' ich diese oder die andere Bahn,
böslich hab' ich immer und übel gethan:
meid' ich aber beides, flucht mir alle Welt.
Berate Gott mich gnädig, der ins Leben mich gestellt!" (F.)

So kämpft sein treues Herz in bitterster Not, und es bricht, ehe es den Todesstoß erhält von Freundeshand. Er bittet Etzel, Land und Burg, die er ihm verliehen, zurückzunehmen, ihn seines Eides zu entbinden: zu Fuß wolle er lieber ins Elend gehen, als die Burgunden verraten, die er hergeleitet, die er in seinem Hause bewirtet, denen er seine Tochter gegeben. Etzel will es nicht thun, ja er bietet ihm einen Königssitz, wenn er gegen die Burgunden kämpfen wolle. Da sieht er, daß er nicht länger widerstehen darf — er muß leisten, was er gelobt, steht auch Leib und Seele auf der Wage. So befiehlt er Weib und Kind seinem Könige und heißt seine Mannen sich rüsten. Als Giselher den Schwäher mit seiner Schar herankommen sieht, jubelt er über die vermeinte Freundeshilfe. Rüdiger aber setzt seinen guten Schild vor die Füße und sagt den Burgunden die Freundschaft auf:

„Ihr kühnen Nibelungen, nun wehrt euch allzumal!
Leid müßt ihr von mir haben, statt euch zu freuen mein,
wir sind Freunde gewesen, der Treue will ich ledig sein." (B.)

Umsonst mahnen Gunther und Gernot ihn alter Lieb' und Treue —

„Das wollte Gott," sprach Rüdiger, „vieledler Gernot,
daß ihr am Rheine wäret, und ich wäre tot,
so rettet' ich die Ehre, da ich euch soll bestehen." (S.)

Die Freunde verstehen den Schmerz des königstreuen Mannes, und nehmen starken Herzens Abschied von ihm — auch Giselher nimmt Abschied von seiner jungen Liebe, die durch den bevorstehenden Kampf gelöst werden muß. Schon heben sie die Schilde, da bittet Hagen den Markgrafen noch um einen Dienst. Der Schild, den ihm Frau Gotelind geschenkt, ist ihm in der Hand von den Hunnen zerhauen; er bittet Rüdiger um den seinigen. Und der Edle reicht ihm den Schild. Manches Auge wird von heißen Thränen rot, und wie grimmig Hagen ist, ihn erbarmt doch die Gabe. Er und sein Geselle Volker geloben, Rüdiger nicht im Streite anzutasten. Nun geht es zum

Kampfe: hinan springt Rüdiger mit den Seinen; sie werden in den Saal gelassen, schrecklich klingen drinnen die Schwerter. Des Markgrafen Schwert fällt Mann auf Mann von den Burgunden, da eilt Gernot herbei, mit ihm zu kämpfen.

Scharf waren ihre Schwerter, da half kein Schirmen mehr,
da schlug den Helden Gernot der Degen Rüdiger
durch felsenharten Stahlhelm, daß niederschoß das Blut,
das vergalt ihm schnelle der Ritter kühn und gut.

Die Gabe Rüdigerens schwang er in Händen hoch;
wie wund er war zum Tode, er schlug den Helden doch
durch seinen Schild den guten bis auf den Helm hinan,
davon mußte sterben der schönen Gotelinde Mann. (B.)

Rüdigers Tod.

Tot sinken beide nieder, einer von des andern Hand. Die Burgunden üben grimmige Rache — der Rechtarhelden lebte bald keiner mehr im Haus.

Als der Kampfeslärm im Saal verstummt, meint Kriemhild, der Markgraf habe sie verraten und wolle Sühne stiften — da trägt man die toten Helden hinaus zu ihrem und Etzels Entsetzen. Ungebärdige Wehklage erhebt sich von Weib und Mann, daß Paläste und Türme davon widerhallen; wie eines Löwen Stimme ertönt Etzels Jammerruf.

XXXVIII. Der Amelungen Streit und Ende. Ein Berner aus Dietrichs Bann vernimmt das laute Wehe und meldet es seinem Herrn; der König oder Kriemhild, meint er, müsse erschlagen sein. Dietrich entsendet einen Boten, um die Mär zu erfragen; als dieser die Kunde von Rüdigers und seiner Mannen Tod bringt, fährt der Gotenkönig entsetzt zurück und schickt seinen treuen alten Waffenmeister Hildebrand, um von den Burgunden selbst die näheren Umstände zu erfragen. Voll Zorn und Rachedurst rüsten sich nun, ohne Dietrichs Wissen und wider sein Gebot, alle Recken aus dem Gotenstamme und begleiten Meister Hildebrand. Von Hagen hören sie die Bestätigung der traurigen Mär; die starken Helden brechen in Thränen aus.

Nun begehren sie den Leichnam des edlen Markgrafen, um ihm seine Treue durch feierliche Totenklage und ehrenvolle Bestattung noch nach dem Tode zu vergelten. Trotzig verweigern es die Burgunden — sie möchten ihn nur aus dem Hause sich holen, erwidert höhnisch Volker. Mit herausfordernden Reden reizen sich die beiden Parteien. Endlich

Die Amelungen.

greifen die Amelungen zu den Schwertern, ein wütender Kampf entbrennt, Volker erschlägt Dietrichs Neffen, er selbst, der fröhliche Spielmann, wird von Hildebrand niedergehauen, Wolfhart, Hildebrands Neffe, und Giselher „thaten sich den grimmigen Tod einander an.“ Nur Gunther und Hagen bleiben von den Burgunden am Leben. Hagen, um seines Freundes Volker Tod zu rächen,

schlug auf Hildebranden, daß man wohl vernahm
des Schwertes Walmung Sausen, das einst Sigfriden nahm
der überkühne Hagen, als er den Helden schlug. (B.)

Hildebrand.

Hildebrand wehrt sich mit aller Macht gegen den übergewaltigen Feind, endlich entflieht er mit einer schweren Wunde, um als einzig Überlebender seinem Herrn den Tod seiner Mannen zu berichten. Mit Schrecken vernimmt der Gotenfürst, daß nur Hildebrand übrig geblieben.

XXXIX. Der Nibelungen Ende. Das Haus erschallt von Dietrichs Klage; aber schnell ermannt er sich wieder zu dem alten Heldenmut, ergreift selbst sein Waffengewand, Meister Hildebrand hilft ihn wappnen. So geht er den beiden überlebenden Burgunden entgegen. Einsam und ernst stehen diese außen vor dem Hause, gelehnet an den Saal: Dietrich hält ihnen vor, was sie ihm Leides gethan, und verlangt eine angemessene Sühne. Gunther und Hagen sollen sich ihm zu Geiseln ergeben, so wolle er sie behüten und vor aller Unbill im Hunnenlande schützen, ja sie in Ehren nach Burgund heimgeleiten. Aber stolz erwidert Hagen:

„Nicht wolle Gott vom Himmel,
daß sich an dich ergeben zwei Degen auserwählt,
die beide noch so wehrhaft gewaffnet vor dir stehn
und noch so frei und ledig vor ihren Feinden gehn!“ (B.)

Dietrich und Hagen springen gegen einander zum Kampf. Trotz seiner Todesermüdung macht Gunthers Mann dem Amelungen noch genug zu schaffen, endlich bringt Dietrich ihm eine tiefe Wunde bei, dann läßt er den Schild fallen und umschlingt mit seinen starken Armen den grimmen Helden, führt ihn gebunden vor die Königin, und gibt ihn in ihre Hand. Sie läßt ihren Todfeind in einen Kerker führen, während Dietrich zu Gunther zurückkehrt und ihn ebenfalls nach heißem Kampfe gebunden zu Kriemhilden bringt. Auf seine Bitte verspricht sie, der beiden Helden Leben zu schonen und läßt Gunther in einen besondern Kerker, getrennt von seinem Mann, einschließen. Dietrich im Kampf.

Die Königin wandte nun ihre Schritte zu Hagens Kerker und versprach ihm das Leben, wenn er ihr den Nibelungenhort zurückgeben wolle. Aber auch in seinen Fesseln ist sein Trotz noch ungebrochen; aufbegehrend erwidert er:

„Die Rede ist verlor'n,
vieledle Königin Kriemhild, ich habe das geschwor'n,
niemand den Hort zu zeigen; so lange noch am Leben
von meinen Herrn einer, wird keinem er gegeben.“ (B.)

Da thut die entartete Frau das Entsetzliche, sie läßt dem Bruder das Haupt abschlagen, und mit eigener Hand trägt sie es an den Haaren vor den Helden von Tronje.

Als er nun in Wehmut das Haupt des Herren sah,
wider Kriemhilden sprach der Recke da:
„Wie du gewollt, so ist's nun vollbracht und geschehn;
ganz so ist's ergangen, wie ich es längst vorausgesehn. (F.)

„Nun ist von Burgunden der edle König tot,
Giselher der junge und auch Gernot;
den Hort weiß nun niemand als Gott und ich allein,
der soll dir, Teufelsweib, auch stets verhohlen sein.“ (B.)

Wie er zürnend sie genannt, die einst so minnigliche tugendreiche Jungfrau, so erweist sie sich. Das Sigfridsschwert, das ihr Mann getragen, als sie zuletzt ihn sah, zieht sie aus der Scheide, sie hebt es hoch empor und schlägt dem Mörder Sigfrids das Haupt herunter. Das kann der alte Hildebrand nicht ertragen — seinem Herrn hat sie ihr Wort gebrochen, den kühnen Recken hat sie erschlagen, das fordert Rache! Wild springt er auf, nichts hilft ihr lautes Aufschreien, er haut sie in Stücke. Kriemhildens Tod.

Herrlichkeit und Ehre das tag nun alles tot,
die Leute waren alle in Jammer und in Not;
mit Leide war geendet die hohe Festeszeit,
wie stets aufs allerletzte die Freude bringet Leid. (B.)

Dieser wehmütige Ton, mit dem das Nibelungenlied ausklingt, ist fortgeführt in einem Kunstgedicht, das **„die Klage“** genannt wird, das aber dem großen Epos durchaus untergeordnet ist. Es ist in kurzen Reimzeilen abgefaßt und steht in allen vollständigen Handschriften des Nibelungenliedes gewissermaßen als ein Anhang.

Etzel, Dietrich und Hildebrand suchen ihre Toten unter der Menge der Leichen heraus, beklagen und bestatten sie. Dabei werden ihre Schicksale nochmals erzählt und ihre Tugenden gerühmt. Selten wird diese ermüdende Litanei durch belebtere Züge unter- Die Klage.

brochen: Dietrich preist in ergreifenden Worten Kriemhildens Schönheit, als er ihre Leiche erblickt; Etzel gebärdet sich fast wahnsinnig vor Schmerz und endet im Blödsinn, als ihn Dietrich verläßt. Der alte Hildebrand ermahnt beide, ihren Schmerz zu mäßigen. Rüdigers Knappen kehren mit seinem Rosse, das sich immer nach seinem Herrn umsieht, nach Bechlaren zurück, wo den Frauen schon das Unglück durch schwere Träume verkündet ist. Gotelinde stirbt vor Schmerz — Dietrich, der bald nach ihrem Tode in Bechlaren anlangt, sorgt für Giselhers junge Braut Dietlinde. Der Spielmann Swemmel reist zu Kriemhildens Mutter, der alten Königsmutter Ute, um ihr die Trauermär zu überbringen, unterwegs kehrt er bei dem Oheim der burgundischen Könige, dem Bischof Pilgerin in Passau ein, der alle diese Begebenheiten aufzeichnen läßt. Der greisen Ute, die den Untergang ihres ganzen Stammes überleben sollte, bricht das Herz vor Leid; zu Lorsch in der von ihr gestifteten Abtei wird sie begraben. In Burgund klagt sich Brunhild als Urheberin des ganzen Unheils an; ihr und Gunthers Sohn wird als König gekrönt.

Deutsche Treue.

Der bemerkenswerteste Zug der „Klage" ist der, daß Kriemhilden von Gott vergeben wird, weil sie alle Blutschuld nur aus Treue auf sich geladen habe. Es heißt: „Dem getriuwen tuot untriuwe wê!" Damit wird ihr Thun begründet und gerechtfertigt. Ja, der fromme Oheim Kriemhildens spricht es geradezu aus: „Hätten es nur die entgolten, die ihr Sigfriden totschlugen, so wäre sie des unbescholten." Auch das Nibelungenlied rühmt an mehreren Stellen die Treue, mit der Kriemhild den Tod Sigfrids bis zum Tage der Rache beklagt. Die Treue, der Grundtrieb des germanischen Lebens, ist die Seele des deutschen Volksepos. Die einzige Untreue, die in dem Nibelungenlied vorkommt, ist die Mutter des allgemeinen Verderbens. Aber doch liegt dem Nibelungenliede eine solche Rechtfertigung fern, wie sie in seiner kunstmäßigen Fortsetzung sich lehrhaft äußert; eben weil es die Treue so hoch hält, zeigt es durch die That, wie der Schatten des Verrates, der auf allen Hauptcharakteren mehr oder weniger lagert (selbst Sigfrid erscheint bei der Erwerbung des Nibelungenhortes und der Bezwingung Brunhildens in durchaus zweifelhaftem Licht) den Untergang des großen Geschlechtes mitverschuldet. Um so lichter heben sich Gestalten, wie Giselher und Rüdiger, von den düstern Bildern ab, und verherrlichen, wie die Helden der Amelungensage, die Macht und Herrlichkeit der Treue in fleckenloser Weise.

Entstehung des Nibelungenliedes.

Das Nibelungenlied macht durchaus den Eindruck eines einheitlichen Werkes; dennoch sind die Ansichten der Forscher lange darüber auseinander gegangen, ob es aus lauter einzelnen Volksliedern, wie Lachmann will, allmählich entstanden und schließlich von einem Ordner zusammengefügt, oder ob es ursprünglich das Werk eines Dichters (des Kürenbergers?) sei, an welcher Ansicht Wilhelm Grimm stets festgehalten hat und der Holtzmann, Zarncke und Bartsch beistimmen. Die Wahrheit liegt, wie meiner Überzeugung nach Uhland in seinen „Schriften zur Geschichte der deutschen Dichtung und Sage" mit echt dichterischem Takte unwiderleglich dargethan, in der Mitte. Wohl haben der uns erhaltenen Abfassung des Gedichtes, die um 1200 vorhanden war, einzelne mehr oder weniger schon unter sich verbundene Lieder zu Grunde gelegen, aber nicht sind dieselben von einem Ordner nur zusammengestellt und notdürftig verbunden, sondern im Geiste der Zeit wiedergegeben. Es gibt also nicht einen Dichter der Sage, wohl aber einen Dichter des Liedes, wie es als ein Ganzes vor uns liegt; aber sein Name ist uns ebensowenig bekannt, wie die Heimat des Liedes.

Erklärungstafel zur ältesten (Laßbergschen) Nibelungenhandschrift.

(Textrevision von Zarncke und wörtliche Übersetzung.)

(Aus der XXIV. âventiure: Wie die boten ze Rîne quâmen unt wie se danne schieden.)

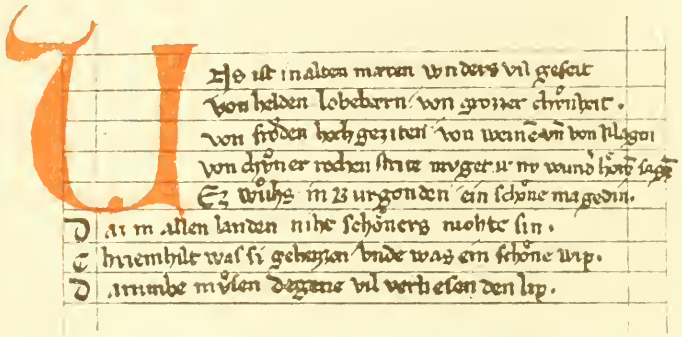
— wir müezen an die vart: Ez waldet guoter sinne, der sich alle zîte bewart.
— wir müssen auf die Fahrt. Es waltet (besitzt) guter Sinne, der sich allzeit bewahrt (vorsieht).

Nu lât iuch unbilden, sprach dô Hagene, niht mîne rede darumbe: swie halt iu
Nun laßt euch ungemäß dünken, sprach da Hagen, nicht meine Rede darum: wie auch immer euch
geschiht, ich rât iu an den triuwen, welt ir iuch wol bewarn, sô sult ir zuo den Hiunen
geschieht, ich rat' euch aufrichtig, wollt ihr euch wohl bewahren, so sollt ihr zu den Hunnen
vil gewerlîche varn. Sît ir niht welt erwinden, sô besendet iwer man, die
viel (wohl) gerüstet fahren. Da ihr nicht wollt ablassen, so entbietet eure Vasallen, die
besten die ir vinden oder inder müget hân: sô wel ich ûz in allen tûsent ritter guot, sone
besten, die ihr finden oder irgendwo möget haben; so wähl' ich aus ihnen allen tausend Ritter gut, so
kan uns niht gewerren der argen Kriemhilde muot. Des wil ich gerne volgen, sprach
kann uns nicht schaden der argen Kriemhilde Mut. Dem (darin) will ich gerne folgen, sprach
der künec zehant. dô hiez er boten rîten wîten in sîn lant: dô brâhte man der
der König auf der Stelle. Da hieß er Boten reiten weithin in sein Land: da brachte man der
helde drîu tûsent unde mêr. si wânden niht erwerben alsô gremelîchiu sêr. Si riten
Helden dreitausend und mehr; sie glaubten nicht zu erwerben ganz so grimmiges Weh. Sie ritten
willecliche in Gunthers lant; man hiez in gebn allen ros unt ouch gewant, die mit in
bereitwillig in Gunthers Land; man hieß ihnen geben allen Rosse und auch Gewande, die mit ihnen
varn wolden zuo den Hiunen dan: der künec in guotem willen der vil manegen
fahren wollten zu den Hunnen von dannen: der König in gutem Willen derer gar manchen
gewan. Dô hiez von Tronege Hagene Dancwart den bruoder sîn ir beider recken sehzec
gewann. Da hieß von Tronege Hagen Dankwart den Bruder sein ihrer beider Recken sechzig
bringen an den Rîn. die kômen ritterlîche: harnasch unt gewant, des brâhten vil die
bringen an den Rhein; die kamen ritterlich: Harnisch und Gewand, davon brachten viel die
degene in daz Gunthers lant. Dô kom der herre Volkêr, ein küene spilman, hin ze hove
Degen in das Land Gunthers. Da kam der Herr Volker, ein kühner Spielmann, hin zu Hofe
nâch êren mit drîzec sîner man: die hêten sölch gewæte, ez möht ein künec
in ehrenvoller Weise mit dreißig seiner Mannen: die hatten solche Kleidung, sie möchte ein König
tragen. daz er zen Hiunen wolde, daz hiez er dem künege sagen. Wer der Volkêr wære,
tragen; daß er zu den Hunnen wollte, das hieß er dem Könige sagen. Wer dieser Volker wäre,
daz wil ich iuch wizzen lân. er was ein edel herre: im was ouch undertân vil der guoten
das will ich euch wissen lassen. er war ein edler Herr; ihm war auch unterthan viel der guten
recken in Burgonden lant: durch daz er videln kunde, was er der spilman genant. Tûsent
Recken in Burgunden Land: weil er fiedeln konnte, war er der Spielmann genannt. Tausend
welte Hagene: die hête er wol bekant, unt waz in starken stürmen hete gefrümt
wählte Hagen: die hatte er wol bekannt (gekannt), und was in starken Stürmen hatte vollbracht
ir hant, unt swaz sie ie begiengen, des hêt er vil gesehn: in kunde ouch ander nie-
ihre Hand, und was sie je begingen, davon hatte er viel gesehen: ihnen konnte auch anders nie-
men niwan frümekeite jehn. Die boten von den Hiunen vil sêre dâ verdrôz, wande
mand nichts als Tapferkeit nachsagen. Die Boten von den Hunnen gar sehr da verdroß, denn
ir vorht zir herren diu was harte grôz: si gerten tägeliche urloubes von dan.
ihre Furcht vor ihren Herren die war sehr groß: sie strebten täglich nach Urlaub von dannen.
des engunde (in) niht Hagene: daz was durch liste getân. Er sprach zuo sîme herren:
Das gönnte (ihnen) nicht Hagen; das war aus Klugheit gethan. Er sprach zu seinem Herren:
wir suln daz wol bewarn, daz wir si iht lâzen rîten, ê daz wir selbe varn dar
Wir sollen das wohl verhindern, daß wir sie etwa lassen reiten, bevor wir selber fahren dorthin
nâch in tagen sibenen, wider in ir lant: treit uns iemen argen muot, daz wirt
hinterher in Tagen sieben, wieder in ihr Land: trägt uns jemand argen Mut (Sinn), das wird
uns deste baz bekant. Sone kan ouch sich vrou Kriemhilt bereiten niht dar zuo,
uns desto besser bekannt. So (anderseits) kann auch sich Frau Kriemhild bereiten nicht dazu,
das uns durch ir rate iemen schaden tuo: hât aber si den willen, ez mag ir
daß uns durch ihre Rathschläge jemand Schaden thue: hat aber sie den Willen, es mag ihr
leide ergân, wande wir füeren hinnen manegen ûz erwelten man. Sâtel unde
zum Unheil ausfallen, denn wir führen dorthin manchen auserwählten Mann. Sättel und
schilde unt ander ir gewant, daz si fueren solden in Ezelen lant, daz was nu
Schilde und anders (dazu) ihr Gewand, das sie führen sollten in Etzels Land, das war nun
gar bereitet vil manegem küenem man: die Ezelen videlaere hiez man dô ze hove
wohl bereitet gar manchem kühnen Mann: die Etzels Fiedler hieß man da zu Hofe
gân. Dô si die fürsten sâhen, dô sprach Gêrnôt: der künec wil nu lei(sten) — — — —
gehn. Da sie die Fürsten sahen, da sprach Gernot: Der König will nun lei(sten) — — — —

wir mvren an die vart. ez walder gvete sinne. d' sich alle zite bewarte. Nv
lat vch vnbilden. spch do Hagene nihte. mine rede darvmbe. swie halte vv
gelchibe. ich rate vv an den recken. weite ir vch wol bewarn. so svlte ir zv
den Hvnen. vil gewærliche varn. Swie ir nihte weite erwinden. so belen
der vv man. die besten die ir vinden. od' md' mvgen han. so wel ich vr in al
lan. vlsete rate gvt. swie chan vns nihte gewerren. d' argen Chriemh mvt
Del wil ich gerne volgen. sprach d' kvnic rchalte. do hiez er boten riten. wi
den in sin lant. do brahte man d' helde. drv tvsint vñ mer. si wanden nihte
erwerben alle gremelichiv ser. Si riten wllechliche. in Gvnthers lant.
man hiez in gebn allen. volle vñ ovch gewalt. die mit in varn wolden.
zv den Hvnen dan. d' kvnic in gvtem willen. d' vil manigen gewan. Do
hiez von Troneege Hagene. Dancwart den brvd' sin. ir bead rechen sehrach.
bringen an den Rin. die chomen rtliche. harnasch vñ gewant. des brah
ten vil die degene. in das Gvnthers lant. Do chom d' herre Volker. ein
kvne spilman. hinze hove nach eren. mit drizech siner man. die heten
solch gewete. ez mohte ein kvnic tragen. daz er zen Hvnin wolde. daz hiez
er den chvnge sagen. Wer d' volker wære. daz wil ich wizzen lan. er
was ein edel herre. im was ovch vndan. vil d' gvten rechen. in Bvrgon
den lant. dvrch daz er videln kunde. was er d' spilman genant. Vlsete
wate Hagene. die here er wol bechant. vñ waz in starchen ivrmen. here
gewæte ir hatte. vñ swaz si ie begangen. des hete er vil gesehn. in chvnde
ovch ands niemen. niwan frvnchene zehn. Do ie boten von den Hv
nen. vil sere da vbr roz. wandern wolte ir herren. dvr was harte groz.
si gerten tegliche. vrlovbes von dan. des engunde nihte Hagene. daz was
dvrch liste getan. Er spch zv sine hern. wir svln daz wol bewarn. daz
wir si ihte laten riten. e daz wir selbe varn. daz nach vntragen sibenen. wid'
in ir lant. ezzen vns iemen argen mvt. daz wirt vns deste baz bechant.
Sone chan ovch sich vñ Chriemh. bereiten nihte daz zv. daz vns dvrch ir
ere. iemen schaden tv. hat ab si den willen. ez mag vr leide ergan. wande
wir svren nimmen. manigen vz erwelten man. Saxal vñ schilde. vñ
md' ir gewant. daz si svren solden. in Grelen lant. daz was nv gar be
reitet. vil manigem chvnen man. die Grelen videlære. hiez man do ze
hove gan. Do si die forsten sahen. do spch d' ernst. d' chvnic wil nv lat

Eine Seite der *Hohenems-Lassbergschen* Handschrift
(seit 1855 auf der fürstlichen Hofbibliothek zu Donaueschingen), der ältesten aller
erhaltenen Nibelungenhandschriften. Stammend aus dem Anfang des XIII. Jahrh.

Nibelungenlied.
Handschrift aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh.



Der Anfang des Nibelungenliedes in der *Hohenems-Münchener Handschrift,*
seit 1810 aufbewahrt in der K. Bibliothek zu München.

Erklärung und wörtliche Übersetzung.

Uns ist in alten mæren vonders vil geseit,
Uns iſt in alten Mären Wunders viel geſagt,
von helden lobebærn, von grozzer chuonheit,
von Helden lobenswerten, von großer Kühnheit,
von frœuden hochgeziten, von weinen unn von klagen
von Freuden Feſtlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
von chuoner recken strite muget ir nu wunder hœren sagen
von kühner Recken Streite möget ihr nun Wunder hören ſagen.

Ez wuohs in Burgonden ein schœne magedin
Es wuchs in Burgonden eine ſchöne Jungfrau
daz in allen landen niht schœners mohte sin.
daß in allen Landen nicht Schöneres mochte ſein.
Chriemhilt was si geheyzen unde was ein schœne wip
Chriemhild war ſie geheißen und war ein ſchönes Weib
darumbe muosen degene vil verliesen den lip.
darum (um derentwillen) müſſen Degen viel verlieren den Leib.

Von dem Nibelungenliede besitzen wir zehn vollständige **Handschriften**, außerdem achtzehn, die es nur bruchstückweise enthalten. Die drei bedeutendsten sind Pergamenthandschriften aus dem XIII. Jahrhundert; zwei davon sind auf dem Schlosse Hohenems bei Bregenz in Vorarlberg entdeckt: die erste (A) von Bodmer, die jetzt in München aufbewahrt und deshalb **Hohenems-Münchener** Handschrift genannt wird, ist flüchtig geschrieben und enthält das Lied mit vielen Kürzungen; die zweite (C), die sich früher mit der ersten in Hohenems befand, kam 1816 in den Besitz des Freiherrn zu Laßberg und wurde deshalb **Hohenems-Laßbergsche** Handschrift genannt und ist 1855 in die fürstlich-Fürstenbergsche Hofbibliothek zu Donaueschingen aufgenommen: „schön, sorgsam und korrekt geschrieben," wie Zarncke bezeugt, ist sie die älteste aller erhaltenen Handschriften. Die dritte (B) ist die **Sankt Gallener** Handschrift, die um die Mitte des XVI. Jahrhunderts dem Geschichtsschreiber Ägidius Tschudi († 1572) gehörte, 1773 von dem Abt von St. Gallen Beda entdeckt wurde und seitdem in der dortigen Stiftsbibliothek aufbewahrt wird. — Aus dem XIV. Jahrhundert und aus Tirol stammt u. a. die **Berliner** Handschrift (J), die bis 1797 im Besitze eines Grafen Mohr sich befand, von Beda Weber auf dem Schlosse Montani im Vintschgau entdeckt, von ihm an einen Buchhändler und später nach England verkauft wurde, von dort aber um hohen Preis nach Berlin gelangte. Diese Handschrift in klein Folio trägt noch ihr altes Kleid, einen starken Holzdeckel mit Lederbezug, und ist in zwei Spalten mit blau und rotgemalten Anfangsbuchstaben zierlich geschrieben.

Handschriften des Nibelungenliedes.

Die Handschriften und Bearbeitungen unseres großen Epos bezeugen, daß bis zum XVI. Jahrhundert das Lied im Volke bekannt und beliebt war. Kaiser Maximilian scheint beabsichtigt zu haben, es abdrucken zu lassen. Danach erlosch alle Teilnahme für das Gedicht, und mit dem XVII. Jahrhundert geriet es in vollständige Vergessenheit. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lenkte der Züricher Professor Bodmer wieder die Aufmerksamkeit darauf, indem er 1757 den zweiten Teil des Nibelungenliedes nebst der „Klage" unter dem Titel „Chriemhilden Rache, und die Klage; zwey Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte" herausgab, zehn Jahre später auch eine poesielose Übersetzung in Hexametern: „Die Rache der Schwester" veröffentlichte. Das ganze Gedicht ließ sodann der Schweizer Myller, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, zum Teil aus A, zum Teil aus C, der von Bodmer benützten Handschrift (als ersten Teil des ersten Bandes einer „Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII., XIII. und XIV. Jahrh."), abdrucken. Friedrich d. Gr. gestattete die Dedikation: am 19. Oktober 1782 übersandte Myller das Dedikationsexemplar an den König mit einem französisch abgefaßten Begleitschreiben; an den Rand des ihm vorgelegten Auszuges schrieb der alte Fritz: „gut", woraus dann der Kabinetssekretär Eichel eine sehr gnädige Antwort, natürlich auch in französischer Sprache, komponierte. Erst viel später — als der Schlußteil des ersten Bandes, der den Parzival enthielt, ihm überreicht war — scheint der König aber wirklich Notiz von dem Buche genommen zu haben; wenigstens richtete er erst am 22. Februar 1784 an Myller den folgenden, auf der Züricher Bibliothek unter Glas und Rahmen bis heute bewahrten Brief:

Bearbeitungen und Übersetzungen.

„Hochgelahrter, lieber getreuer. Ihr urtheilt viel zu vortheilhafft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der Teutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach, sind solche nicht einen Schuß Pulver werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Bücher-Sammlung wenigstens würde Ich dergleichen elendes Zeug nicht dulten; sondern herausschmeissen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal, in der dortigen großen Bibliothec, abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht

Euer sonst gnädiger König Frch."

Potsdam, d. 22. Februar 1784.

Goethe ließ das ihm von Myller zugesandte Exemplar ungelesen liegen, während Johann Heinrich Voß es als Rektor des Eutiner Gymnasiums mit seinen Schülern las und sie dafür begeisterte. Auch Johannes v. Müller machte wiederholt nachdrücklich darauf aufmerksam. Der Druck der Fremdherrschaft hob sodann in mächtiger Weise das Interesse an dem alten Epos. 1806 wandte sich bereits selbst Goethe, als „durch patriotische Thätigkeit die Teilnahme an diesem wichtigen Altertum allgemeiner geworden war", dem Gedichte zu und trug 1807 und 1809 einem ausgewählten Kreise von Damen eine improvisierte Übersetzung vor. Eine neue Anregung dafür empfing unser großer Dichter durch die 1827 erschienene, jetzt bereits in 40. Auflage vorliegende Übersetzung Simrocks, und er charakterisierte dieselbe trefflich durch das bekannte Wort: „Sie erregt eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Original." Seitdem ist unser großes Epos wiederholt ins Neuhochdeutsche übertragen worden, von J. v. Hinsberg, Zenne (in Prosa), Follen, G. Pfizer, K. Bartsch, ganz vorzüglich von L. Freytag mit Weglassung der von Lachmann für unecht erklärten 725 Strophen, u. a.; der vielleicht am meisten dazu berufene, früh verstorbene Adolf Bacmeister hat leider nur eine stark verkürzte Bearbeitung für die Jugend herausgegeben, die allerdings „einen leichten Überblick über das Ganze und ein leichtes, wirksames Erfassen seines tragischen Inhaltes möglich macht" und allen zu empfehlen ist, die vor dem vollständigen Gedicht zurückschrecken. Sehr beachtenswert ist auch die von Emil Engelmann neuerdings herausgegebene Bearbeitung.

Übersetzungen.

Das Nibelungenlied ist ein deutsches Hausbuch geworden und wird in allen höheren Schulen gelesen und erklärt. In immer neuen Ausgaben kommt es heraus und wird von historischer, mythologischer und ästhetischer Seite fortschreitend wissenschaftlich beleuchtet. Die dramatische Dichtung (Hebbel, Geibel, Wilbrandt) und die Oper (Rich. Wagner) haben seine Stoffe sich angeeignet und auf die Bühne gebracht. Die Säle des Königsbaues zu München sind von der Meisterhand Schnorrs von Carolsfeld mit seinen Gestalten geschmückt, die durch Holzschnittnachbildungen zu Simrocks und Pfizers Übersetzung zum Allgemeingut geworden sind. So haben wir das durch Jahrhunderte vergrabene Erbe unserer Väter wieder errungen, und es wird täglich mehr unser Eigentum. Auch in fremde Sprachen, ins Französische, Italienische, Englische, Ungarische, wie ins Niederdeutsche ist es übersetzt worden.

Die Dietrichssage.

Dietrichssage.

Nächst Sigfrid war **Dietrich von Bern** ein Lieblingsheld der deutschen Sage, und zahlreiche Lieder stellen ihn in den Mittelpunkt ihrer Mären. Auch in der Dietrichsage werden, wie im Nibelungenliede, geschichtlich getrennte Begebenheiten mit dichterischer Kühnheit zusammengeschmolzen — ihr Kern ist Dietrichs Vertreibung aus Italien, seine Flucht zu Attila und seine Rückkehr. Geheimnisvoll verweben sich in diese dem Norden fremde Sage mythologische Erinnerungen an den alten heidnischen Donnergott. Wie Thor (Donar) in der Edda, besteht Dietrich zahlreiche Kämpfe mit Riesen. Beide haben rotes Haar und ihr Atem ist eine verzehrende Zornflamme, die des Gegners Rüstung glühend macht. Und wie in Thors Haupte die Hälfte von Hrungnirs Steinkeil haftet, so wird Dietrich mit einem Pfeil in der Stirne verwundet, und ein Stück bleibt stecken, davon heißt er der Unsterbliche.

Nur einige der alten Volkslieder dieses Sagenkreises, die Simrock zum Teil in seinem **„Amelungenlied"**, zum Teil im „Kleinen Heldenbuch" neu und selbständig bearbeitet und vereinigt hat, seien hier eingehend erwähnt; zuerst das

Erklärungstafel zu der Probe der Berliner Nibelungenhandschrift.

(Text und wörtliche Übersetzung der ersten Spalte.)

Der kvnc folget vbil. hagen ſinen (l. ſinem) man,
Der König folgte übel (mit Unrecht) Hagen ſeinem Mann;
die ſtarchen vntriwe. begvnd er (l. begvnden) tragen an.
die ſtarke Untreue begannen (zu) ſtiften an,
e: daz iemen erfvnde. die recken vzzercoren.
eh daß jemand innewarb, die Recken auserkoren.
von zweir frawen bagen. wart manc ritter verloren (ſteht am Rande links).
Von zweier Frauen Zanken ward mancher Ritter verloren (zu Grunde gerichtet).

Wie Sivrit verraten wart. [XV. aventiure.]

AN dem vierden morgen. zwen vnde drizzic man.
An dem vierten Morgen zwei und dreißig Mann
Sah man zihof riten. daz wart do cvnt gethan
ſah man zu Hofe reiten; das ward da kund gethan
Gvnther dem richen. im wær wider feit
Gunther dem reichen, ihm wäre Fehde angeſagt.
von lug da wuohſ den frawen. div vil grozzen herzeleit (ſteht am Rande).
Von Lüge da (er)wuchs den Frauen das ſehr große Herzeleid.

Vrlop ſi do wurben. daz ſi fvr folten gan.
Urlaub ſie da warben (erbaten), daß ſie vor (den König) ſollten gehen,
vnde iahen daz ſi waren. die Livdgeref man.
und ſagten, daß ſie wären die Lüdegers Lehnsleute,
den da het betwngen. div Sifridef hant.
den da hatte bezwungen die Sigfrids Hand
vnde in ze gifel braht. in daz Gvntheres lant.
und (ihn) als Geiſel brachte in (das) Gunthers Land.

Die boten er do grvozte. vnde hiez ſi ſitzen gan.
Die Boten er da grüßte und hieß ſie ſitzen gehen.
jr einer fprah dar vnder. herre lat vns ſtan.
Ihrer einer ſprach darunter: Herr, laßt uns ſtehen,
vnz wir gifagen mær. div her entboten ſint.
bis wir geſagt haben (die) Mären, die hierher entboten ſind;
ja habt ir zefinde. daz wiſſt manger mvoter kint.
traun habt ihr zu(u) Feinde, das wiſſet, mancher Mutter Kind.

Iv wider ſaget Livdgaſt. vnde och Livdger.
Euch widerſaget Lüdegaſt und auch Lüdeger,
den ir da wilvnt tatent. div grozlichen fer.
denen ihr da weiland thatet den ſehr großen Schmerz:
die went (wellent) nv her riten. mit her in ditz lant.
die wollen nun her reiten mit Heer in dieſes Land.
der kvnc bigvnd zvrnen. do er div mær bevant.
Der König begann (zu) zürnen, da er die Mären erfuhr.

Man hiez die mainræten zeherbergen varen.
Man hieß die Verräter zur Herberge fahren.
wie moht ſich her Sifrit. do da vor bewaren.
Wie mochte ſich Herr Sigfrid da davor bewahren,
er oder anderſ iemen. daz ſi da trvogen an.
er oder anders jemand, das ſie da ſtifteten an?
daz wart ſit in ſelben. zegrozzem leid getan.
Das ward nachher ihnen ſelbſt zu großem Leid gethan.

Der kvnc mit ſinen frivnden. do trvrende (runende) gie.
Der König mit ſeinen Freunden da rannend ging;
hagen von troni (Tronege). in nit gervowen lie.
Hagen von Tronje ihn nicht ruhen ließ.
noch heten ez gefcheiden. genvog dez kvngef man.
Noch hätten es gütlich beigelegt genug (viele) des Königs Lehnsleute,
do wolt et hagen nie dez ratef ab geſtan.
da wollte eben Hagen durchaus nicht von dem Anſchlag abſtehen.

Der kvne volget vbil. hagen sinen man.
die starchen vntiwe. begvnd er ttagen an.
er daz remen er vnd. die recken vzzer coren.
Vlaē. von zwein frawē hagen. wart mane ritter

Wie Sivrit vertaten wart.

Hl dem vierdē morgē. zwēvn drizzic mā.
Hah man zihof ritē. do wart do vnt getā
Vntther dem richen. ún wer wider sert.
Hyzleit. von lug da wúhs den frawē. dī vil grozzen
Vrlop si do wurbē. daz si fvr solten gan.
vñ sahen daz si warē. die Ludgeres man.
den da her betwngē. dīw Sifrides hant.
vñ ín zegisel braht. ín daz Vntheres lant.
Die boten er do grvzte. vñ hiez si sitzen gan.
Ir ein sprah dar vnder. herre lat vns stan.
vnz wir gisagen mær. dīv her enbotē sint.
Ja habt ir zefind. de wisst mang mvter kint.
Iv wid saget Ludgalt. vñ och Ludger.
den ir da wivnt tatent. dīv grozlichen ser.
die went uv her riten. mit her ín ditz lant.
der kvne bigvnd zvrnē. do er dī mær bevant.
Man hiez die manrætē. zeherberg varen.
vne moht sich her Sifrit. do da vor bewaren.
Er od anderl remen. de si da trvgen an.
do wart sit ín selben. zegrozzem leid getan.
Der kvne mit sinē sivndē. do trvrend gio.
hagē von trom. ín mit gerúwen lie.
Noch heten ez gescheidē. genvg dez kvnges mā.
do wolt er hagen. vie dez rates ab gestan.

Ir vñ iwer re
vñ lat mich z
daz ich iv gert
vō mir sol ivt
So wol mich
als ob er erint
ín valsch neig
do spch der hi
Do schicten si
Sifrit vñ den l
do hiez er sich
die Sifrides red
Do sprah der st
Ir sult hie blib
Hit vil got g
Ir sult bi dē kv
Dw hzeichē si
do waren
die nuhd
gan moht.
Ir helm vñ och
sich reitte vō d
da gio vō trom
er bat ín gebē
So wol mich spch
d mīnē liebē fr
All mīn hre Sif
dez wil ich spch

Faksimile aus der Berliner Nibelungenhandschrift (J) XIV Jahrh

(„Wie Sigfrid verraten ward
Stammt aus Tirol, 1797 von Beda Weber auf Schloss Montani im Vintschgau entdeckt
jetzt in der K. Bibliothek zu Berlin

„**Eckenlied**“ (Eggen liet) oder Lied von „**Ecken Ausfahrt,**“ das Freiherr von Laßberg in einer Pergamenthandschrift des XIII. Jahrhunderts aufgefunden hat. Es ist in einer dreizehnzeiligen Strophe, dem s. g. Berner Ton, abgefaßt und bis ins XVII. Jahrhundert im Volksgesange erhalten geblieben. Nach dem alten Straßburger Druck von 1559 hat es Oskar Schade 1854 neu herausgegeben.

Eckenlied. Im Lande der Obinge zu Köln am Rhein wohnten drei Königinnen, um deren Huld drei Riesenbrüder, Fasold, Ebenrot und Ecke, warben. Eines Tages unterhalten sie sich von den Heldenthaten kühner Recken, als deren gewaltigster „von Bern Herr Dietrich“ gepriesen wird. Das verdrießt den jüngsten der Helden, **Ecke**, und er gelobt, denselben, gütig oder mit Gewalt, lebendig oder tot, herbeizuschleppen. Sofort rüstet er sich zur Ausfahrt, zumal ihm der Königinnen eine, Frau Sebург, zum Lohn ihrer „Minne Sold“ zusagt. Sie schenkt ihm eine herrliche Brünne, dazu Helm, Schild und ein berühmtes Schwert, „Sachs“ geheißen, wappnet ihn selbst und bietet ihm ein stattliches Roß an. Aber den ungefügen Ecke trägt kein Roß, er kann besser zu Fuß fortkommen und eine Woche Tag und Nacht gehen, ohne Hunger oder Müdigkeit zu spüren. Zu Fuße eilt er von dannen —

Er fuhr dahin in Sprüngen, recht wie ein Springinsfeld —
nicht Feld wohl war es damals, es war ein tiefer Wald;
seine Helmzierden klangen wie ein helles Glöcklein schallt —

Vögel und Wild fliehen vor dem Dahinstürmenden, an Dörfern und Städten saust er vorbei, bis er sein Ziel, Bern, erreicht hat. Dort vernimmt er, daß Dietrich ins Gebirg geritten, und so rennt er weiter an der Etsch hinauf in einem Tage bis Trient. Am nächsten Tage findet er im Walde den Ritter Helfrich, der von dem Berner mehrere klaffende Wunden erhalten, die ein „wilder Donnerschlag“ geschlagen zu haben scheint — drei seiner Genossen liegen tot an seiner Seite. Endlich erreicht der fechtlustige Ecke den Gewaltigen und fordert ihn zum Kampfe heraus. Dietrich weigert sich anfangs, mit dem Riesen, der über die Bäume ragt, zu kämpfen; vor allem will er nicht von seinem Pferde steigen. Ecke sucht ihn auf alle mögliche Weise zu reizen, endlich droht er, überall des Berners Zagheit zu verkünden, wenn er sich länger weigere. Da willigt Dietrich ein — spät abends, als die Sonne dem Sinken nahe, beginnt der grimmige Kampf. Bis in die Nacht hinein hauen sie auf einander los beim Glanz des Feuers, das sie sich aus den Helmen schlagen. Endlich als der Morgen schon angebrochen, unterliegt Ecke, will sich aber nicht ergeben, ja er zeigt seinem Gegner selbst die Fuge, wo seine Brünne zu durchbohren ist. Dietrich durchsticht den Riesen, hebt dann eine trübe Klage über den Tod des jugendlichen Helden an, nimmt dessen Brünne und Schwert und gräbt ein achtzehn Schuh langes Grab. Da legt er den Toten hinein, bedeckt ihn mit grünem Laube, wünscht ihm: „Gnad dir Gott, lieber Ecke,“ und reitet hinweg, Eckes Haupt am Sattelbogen, das er den drei Königinnen überbringt.

Ein zweites Gedicht, „**König Laurin**“ (Kunech Luarin) oder der kleine Rosengarten, bringt den großen Gotenfürsten in Verbindung mit Zwergen. Aus älterer Zeit stammend wurde es im XIII. Jahrhundert von einem höfisch gebildeten Dichter umgedichtet und seitdem wiederholt bearbeitet.

König Laurin. Im Tyroler Gebirg hat der Zwergkönig Laurin einen mit vier goldenen Pforten und mit einem seidenen Faden statt der Mauer zum Schutz umgebenen Garten; wer sich erkühnte, diesen Faden zu zerreißen oder gar die Rosen anzutasten, dem schlug er Hand und Fuß ab. Dort hält er eine schöne Jungfrau, Similde, die Tochter Herzog Biterolfs von Steiermark, die er einst von der Burg zu Steier unsichtbar entführt, in strenger Haft. Da

macht sich Simildens Bruder, Dietleib, der gezwungen dem Zwergkönige diente, eines Tages auf, um bei Dietrich von Bern Rat und Hilfe zu suchen. Sogleich bricht der Held auf, um das Abenteuer zu bestehen, nur begleitet von Wittich, Wielands Sohn; der alte Hildebrand, Dietleib und Wolfhart folgen ihm nach. Sieben Meilen des Waldes sind sie geritten, da verrät ihnen der Duft der Rosen die Nähe des berühmten Gartens. Der Berner hat seine Lust daran, Wittich aber zertrümmert die goldenen Pforten und zertritt die glänzenden Blumen. Kaum ist die That vollbracht, da reitet Laurin herbei, gewaffnet mit Speer und Schwert, — weithin leuchtet von Gold und Edelstein seine Rüstung und sein Reitzeug. Sein wunderbarer Gürtel gibt ihm die Stärke von zwölf Männern; auf dem Haupt hat er eine leuchtende Goldkrone. Zornig fährt Laurin auf die Eindringlinge los und fordert zur Buße von jedem die rechte Hand und den linken Fuß. Wittich nimmt zuerst den Streit auf, wird aber von seinem zwerghaften Gegner aus dem Sattel geworfen und gebunden. Nun geht auch Dietrich dem Kleinen zu Leibe und versucht, auf Hildebrands Rat, ihn mit Schwertschlägen zu betäuben. Aber Laurin macht sich unsichtbar und bringt Dietrich große Wunden bei; ja er wirft ihn in den Klee. Zornflammen gehen aus des Berners Munde, aber er bezwingt den Zwerg erst, als er ihm — auf Hildebrands Rat — den Gürtel abgerissen. Nun hat Laurin seine Stärke verloren und fleht um Gnade. Dietrich versagt sie, da ruft der Besiegte in Todesangst Dietleib als Verwandten zur Hilfe, der sie nicht verweigern mag. Nach langem heftigem Ringen der beiden Helden vermitteln die anderen Recken eine Aussöhnung, danach gehen sie alle, auf Laurins Einladung, in dessen hohlen Berg. Tageshelles Licht strahlt ihnen aus dem edlen Gestein des Berges entgegen — Saitenklang begrüßt sie. Sie werden köstlich bewirtet und von dem Zwergvolke mit Gesang und Tanz belustigt. Aber hinter alledem lauert der Verrat. Durch zauberhafte Einwirkung wird ein Nebel auf die Helden geworfen, daß keiner den andern sieht; dazu senkt sie ein betäubender Zaubertrank, der ihnen als Wein vorgesetzt wird, in festen Schlaf. So ist es leicht, sie zu binden und in einen tiefen Kerker zu werfen. Dietleib wird besonders eingesperrt, nachdem er sich geweigert, allein befreit zu werden; aber seiner Schwester gelingt es, ihn sicher herauszuführen. Er wirft nun den Genossen ihre Waffen zu; Dietrich verbrennt seine Bande mit der Glut seines Feueratems, zerschlägt die Eisenringe mit den Fäusten und löst auch die Fesseln der Genossen. Unterdessen hat Laurin, den ein Zauberring schützt, durch einen Hornstoß ein ganzes Heer von Zwergen um sich versammelt, das aber nach langwierigem Kampfe völlig besiegt wird. Dietleib führt seine Schwester in die Heimat; Laurin wird gefangen nach Bern geführt, wo er als Gaukler sein Brot verdienen muß. — Aus dieser Sage vom Zwergkönig Laurin entnahm Fouqué eine Reihe der besten Züge für seinen Ritterroman „Der Zauberring."

In den zwei vorstehend skizzierten Gedichten werden **Dietrichs Jugendabenteuer** erzählt, von denen übrigens noch einige andere Lieder („Sigenot, Dietrichs Drachenkämpfe, Dietrichs Ahnen") handeln. Von seinem Oheim Ermenrich — wie die Sage will — bekriegt, von den treulosen Helden, Heime und Wittich, verlassen, während der junge Alphart („Alpharts Tod") für ihn sein Leben läßt, flieht er zu Etzel („Dietrichs Flucht") und besiegt mit dessen Hilfe in der Schlacht bei Raben (der historischen Schlacht bei Ravenna zwischen Theodorich und Odoaker, 493) seinen Oheim, was in der **„Rabenschlacht"** (Strît vor Rabene), einem Liede in sechszeiligen Strophen, geschildert wird.

Rabenschlacht.

Zum Kampf wider Dietrichs Oheim sammelte sich zu Etzelnburg ein großes Heer. Von dem Anblicke der mächtigen Scharen entflammt, baten auch Etzels zwei Söhne, Scharf und Ort, mit Dietrich reiten zu dürfen. Frau Helche ist sehr dagegen, ihr hat geträumt, ein Drache sei durch ihrer Kammer Dach geflogen, habe ihre

Söhne weggeschleppt und sie auf der Heide zerrissen. Endlich aber willigt sie ein, auch Etzel thut es, zumal Dietrich verspricht, über ihr Leben zu wachen und sie nicht über Bern hinausreiten zu lassen. Nun brachen die Kriegsscharen auf und zogen durch Österreich gen Bern, wo Etzels Söhne mit Dietrichs jungem Bruder Diether unter des alten Helden Ilsan Obhut zurückgelassen wurden. Als aber das Heer fort ist, um Ermenrichs Kriegsmacht bei Raben aufzusuchen, bestürmen die Jünglinge Ilsan mit der Bitte, sie nur ein wenig aus der Stadt reiten zu lassen; endlich gibt er nach, und ohne auf ihn zu warten, eilen sie hinaus. Vor den Thoren lagert ein starker Herbstnebel; die drei Reiter geraten auf einen falschen Weg und müssen auf der Heide übernachten. Ilsan, der ihnen inzwischen nachgeritten, findet sie nirgends mehr und stößt vergeblich seine Jammerrufe in den alles verhüllenden Nebel. Ganz unglücklich kehrt er in die Stadt zurück. Am Morgen, als die drei Waghälse ihre Rosse satteln, gewahren sie in dem hellerglänzenden Sonnenschein, dem endlich der Nebel gewichen, den Recken Wittich, der von Dietrich abgefallen und zu Ermenrich übergegangen war. Recken Mutes, obwohl ohne Harnisch, gehen sie auf den Verräter los, ohne sich von seinen Warnungen abhalten zu lassen. Scharf reitet zuerst auf ihn zu und bringt ihm einige Wunden bei; da zuckt Wittich mit Grimm das Schwert Miming, — mit gespaltenem Haupte stürzt Etzels Sohn vom Rosse. Nun will Ort seinen Bruder rächen, aber auch er wird niedergehauen, obgleich Diether ihm beisteht. Dieser setzt den Kampf nun allein fort und weiß sich lange durch seine Behendigkeit und Gewandtheit gegen den stärkeren Gegner zu behaupten: endlich bricht er zusammen, durch das Achselbein bis auf den Gürtel gehauen.

Diesen Tod viel sehr zu beweinen begann
mit seinem ganzen Herzen der ungetreue Mann —
„Könnte ich dir noch helfen aus aller deiner Not,
Gott möge mich verdammen, ich wollte gerne liegen tot!
Nun muß ich sicherlich räumen alle Lande vor Dieterich!“

Wittich wollte nun fortreiten, aber die Kraft versagte ihm, und er mußte sich auf der Heide niederlegen. Inzwischen tobt die Schlacht bei Raben elf Tage lang — Ermenrich wird von seinem Neffen schließlich besiegt und entflieht. Als Dietrich noch in voller Siegesfreude auf der Walstatt weilt, kommt Ilsan mit der Botschaft, daß er die drei jungen Helden verloren. Außer sich vor Wut, schlägt ihm der Berner, wie er gedroht, das Haupt ab. Als die drei Erschlagenen dann gefunden werden, fällt Dietrich klagend auf sie nieder, küßt sie, rauft sich die Haare vor Schmerz aus, weint Blut und wünscht sich den Tod. Als er dann nochmals die Wunden genauer betrachtet, erkennt er, daß sie mit Wittichs Schwerte Miming geschlagen sind. Da macht ihn Rüdiger darauf aufmerksam, daß der Verräter eben über die Heide reitet. Wütend springt Dietrich auf und spornt so hastig nach, daß keiner der Seinigen ihm folgen kann; Feuer sprüht von den Hufschlägen. Dennoch gelingt es ihm nicht, den Flüchtling einzuholen, obgleich sein Roß Falke vom Blute trieft und er selbst vor Zorn glüht, daß sein Harnisch weich wird. Endlich ist er ihm ganz nahe, kaum eines Roßlaufes Weite liegt zwischen beiden — Wittich ist bis an den Meeresstrand getrieben — da eilt die Meerminne (Meerweib) Waghild, Wittichs Ahnmutter, zu seiner Hilfe herbei und nimmt ihn samt seinem treuen Rosse Scheming zu sich in den Grund des Meeres. — Dietrich jagt nun zurück, erstürmt die Stadt Raben, dann sendet er den uns aus dem Nibelungenliede bekannten Markgrafen Rüdiger nach Etzelnburg zurück; als er ankommt, laufen die herrenlosen Rosse der Königssöhne mit blutigen Sätteln auf den Hof. Die Königin verwünscht bei diesem Anblick den Berner, aber als Rüdiger erzählt, wie er seinen eigenen Sohn und seinen einzigen Bruder ebenfalls verloren, verzeiht sie ihm und legt selbst bei Etzeln für ihn Fürsprache ein. Als der Berner anlangt und sein

Leben zur Sühne anbietet, bricht die Königin in Thränen aus, und Etzel nimmt ihn wieder zu Gnaden an.

Wie wir gesehen haben, geht die Sage sehr frei mit den Helden der Völkerwanderung um. Nach der großen Rabenschlacht läßt sie Dietrich von Bern noch zwölf Jahre an Etzels Hofe verweilen und erst nach dem Untergange der Nibelungen, nach dreißigjähriger Abwesenheit in sein Reich zurückkehren. Endlich, als sie sich ganz in der Schilderung seiner Abenteuer erschöpft hatte, verfiel sie darauf, die bisher strenge auseinandergehaltenen Helden Dietrich und Sigfrid im Kampfe miteinander zusammenzuführen. Das geschah in dem Volksepos von „Biterolf und Dietleib“ und in dem jüngeren vom „**Rosengarten zu Worms**“ (auch zur Unterscheidung von Laurin, der „große Rosengarten“ genannt), das W. Grimm „einen der letzten Triebe der erlöschenden poetischen Kraft“ nennt, und das in verschiedenen Bearbeitungen uns erhalten ist. In neuhochdeutscher Übertragung hat es Simrock in das „Kleine Heldenbuch“ aufgenommen.

Der Rosengarten zu Worms.

Zu Worms am Rhein saß König Gibich mit drei Söhnen und einer Tochter Kriemhild. Um diese bewarb sich Sigfrid, ein Held aus Niederland, dessen Stärke so groß war, daß er Leuen fing und sie mit den Schwänzen über die Mauer hing. Nun hatte die „kaiserliche Magd“ viel Wunders von Dietrich gehört und hegte keinen lebhafteren Wunsch, als den, die beiden Degen zusammenzubringen, um zu sehen, welcher das Beste thun würde. Die wunderschöne Maid besaß aber einen schönen Rosengarten (noch heute findet sich der Name in Worms), eine Meile lang und eine halbe breit, von einem feinen Seidenfaden umspannt und von zwölf Helden gehütet, unter denen sich auch Sigfrid befand. Um ihren Wunsch nun zu erfüllen, ließ sie dem Berner entbieten: er solle mit zwölf Helden gen Worms fahren, um mit den Hütern ihres Gartens sich zu messen; siegten sie, so wolle sie jedem einen Kranz von Rosen, ein Halsen und ein Küssen geben. Auf Hildebrands Antrieb beschloß der Vogt von Bern die Herausforderung anzunehmen. Die Zwölfzahl der Helden voll zu machen, wird aus dem Kloster Isenburg der streitbare Mönch Ilsan, Meister Hildebrands Bruder, herbeigeholt. Man pocht heftig an die Klosterpforte, — Ilsan, der in einem zwanzigjährigen Mönchsleben die Kampflust noch nicht eingebüßt, läßt sich Schwert und Harnisch bringen, um die Ruhestörer zurückzuweisen. Dann entsendet er einen Mönch:

„Geschwinde geht mir schauen, was vor der Pforte sei.“
„Herr, es ist ein Alter, und führt der Wölfe drei
und eine güldene Schlange auf des Helmes Band.“
„Waffen über Waffen! Das ist mein Bruder Hildebrand!“

„Bei ihm hält ein Junger auf einem schnellen Pferd,
mich dünkt an seiner Haltung, er sei ein Degen wert,
der führt auf dem Schilde einen Leun, der schreckte mich.“
„Er mag es wohl vollbringen: es ist mein Herre Dieterich!“

Nun tritt Ilsan vor die Pforte, wo ihn sein Bruder begrüßt:

„Benedicite, Bruder,“ sprach Meister Hildebrand.
„Nun geleite dich der Teufel,“ sprach der Mönch zuhand,
„daß du das Jahr lang reitest und kommst nicht unter Dach!“

Als aber Hildebrand ihm erzählt, daß der Berner ihn mit nach Worms nehmen wolle, da sträubt er sich wohl anfangs ein Weilchen, dann aber erwacht die alte Aben-

teuerlust in dem Graubart — rasch wirft er seine Kutte in das Gras, und es zeigt sich nun sein altes Sturmgewand.

Da schaute der von Berne Mönch Ilsans Schwert:
„Eines guten Pred'gerstabes seid ihr dabei gewährt.
Wem ihr den Bann entschlaget mit eurem Pred'gerstab,
ich geb' euch meine Treue, es folgt ihm bis ins Grab."

Mit des Abtes Erlaubnis steigt Ilsan zu Rosse, von den Flüchen der Bruderschaft begleitet, weil er sie immer bei den Ohren und Bärten umhergezogen habe, wenn sie nicht thun wollten, was er ihnen gebot. — So fahren nun die Helden weiter gen Worms. Am Rhein finden sie den riesigen Fergen Ruprecht, der für die Überfahrt Fuß und Hand verlangt. Ilsan ruft ihm herüber, er sei mit elf geistlichen Brüdern da, ob sie der Ferge überfahren wolle. Der will's, als er aber den Mönch in Waffen findet, wird er ganz zornig:

„Dienet ihr so gewaffnet unserem Herregott
in Harnisch und in Ringen, das ist der größte Spott!
Ihr habt mich betrogen bei dieser Überfahrt:
Warum hast du gelogen, du alter Ziegenbart?"

Als er nach diesen Worten mit dem Ruder auf Ilsan losfuhr, gab der Mönch ihm einen so ungefügen Stoß, daß er im Schiff sich streckte so lang er war und groß. Nun führte er die Recken aus Amelungenland hinüber. Bald liegen sie vor Worms zu Feld, und im Rosengarten beginnen die Kämpfe. Unter diesen ist am launigsten und lebendigsten Ilsans Kampf mit Volker von Alzei erzählt. Sein Auftreten in Worms hat sogleich aller Aufmerksamkeit erregt, die Frauen lachen, wie er über dem Harnisch die Kutte trägt, dazu läßt er seiner Lanne ganz den Zügel schießen — er wälzt sich vor Lust und Übermut in den Rosen, braucht seine Fäuste gegen jeden, der ihm in den Weg kommt, spottet über Kriemhild und Gibich — endlich wird Volker der Fiedelmann herbeigerufen, um dem frechen Mönche den Bart zu zerzausen. „Wie die wilden Teufel, so griffen die zwei sich an."

Volker dem Bruder einen Streich über zog,
daß der gute Pred'gerstab seiner Hand entflog.
„Du zahlst mir den Geigenstreichen, den du mir hast gethan:
ich verschrote dir die Saiten," sprach der Mönch Ilsan.

Herr Volker sprach: „Ein Fiedler will ich noch immer sein,
ich weiß wohl zu streichen mit dem Fidelbogen mein.
Was ich damit erreiche, muß auseinander gehn."
Anliefen sich aufs neue die Degen ausersehn.

Hin und her treiben sich die beiden mit blutigen Schlägen auf der Heide — endlich versetzt der Mönch dem kühnen Fiedelspieler einen so fürchterlichen Hieb, daß die Königstochter dazwischen springt und die beiden Kämpfer trennt. Aber obgleich sie den übermütigen Mönch ausschilt, kann sie ihm den Rosenkranz und den Kuß doch nicht weigern.

Einer nach dem andern sind sie überwunden, die Recken von Worms — endlich springt der zwölfte, Sigfrid von Niederland, auf den Plan und fordert mit trotzigen Worten seinen Gegner heraus. Dietrich von Bern will es lange nicht aufnehmen mit dem Drachentöter, dessen Haut hörnen ist. Der alte Hildebrand stachelt ihn aber an, zuerst mit Worten, endlich sogar mit einem derben Faustschlag. Dafür haut Dietrich ihm viele Schläge über mit dem flachen Schwert, wird dabei aber so heiß, daß er bald auch zum Streite mit Sigfrid rennt.

Da mehrten sie sich beide des heißen Kampfes Not,
daß ihre lichten Helme von Feuer wurden rot,
es sprang zu beiden Seiten aus ihres Helmes Wand:
wie der Schmied an der Esse, so schürten sie den Brand.

Das Ende ist Dietrichs Sieg; die Flamme fährt ihm vom Mund, daß Sigfrid vor Hitze trieft und endlich durch Harnisch und Horn geschlagen Kriemhilden in den Schoß fällt, die rasch einen Schleier über ihn wirft. Auch Dietrich empfängt Rosenkranz und Kuß.

Alle zwölf vom Rhein sind nun besiegt, aber der Mönch Ilsan hat jedem seiner 52 Brüder einen Kranz gelobt. So fordert er denn 52 Recken heraus, sie mußten auf den Plan, die bestand allein der kühne Mönch Ilsan. Ebensoviel Kränze muß ihm nun Kriemhild geben, aber auch ebensoviele Küsse — da rieb er ihr mit seinem rauhen Barte das zarte Antlitz wund, daß ihr rosenfarbenes Blut in die Rosen floß. König Gibich muß sein Land von Dietrich zu Lehen nehmen, da verflucht er den Garten, der die Rosen trug, und die Thorheit Kriemhildens. In fröhlichem Mute reiten die Sieger heimwärts nach Bern — Ilsan aber kehrt, zum Entsetzen der Brüder, die seinen Tod erhofft, zurück in das Kloster. Er drückt ihnen die 52 Rosenkränze in die Platten, daß ihnen das Blut über Stirn und Ohren rinnt, dann zwingt er sie, seine Sünden für ihn abzubüßen, und als sich einige des weigern, knüpft er ihre greisen Bärte zusammen und hängt sie reihenweise an eine Stange, bis sie ihm den Willen thun. — „Hiemit so hat ein Ende das Rosengartenlied."

Wie das Leben und die Thaten des großen Ostgotenkönigs, so kleidet die Sage auch **Dietrichs Tod** (historisch plötzlich eingetreten im J. 526) in ein mythisches Gewand verschiedenartiger Gestaltung: bald verschwindet er, und niemand weiß, wohin er gekommen, bald wird er von Geistern entführt.

Dietrichs Tod.

Wie Etzel, wie Karl der Große und Friedrich Rotbart — das ist das Gemeinsame dieser verschiedenen Sagen — wird Dietrich in unbekannte, geheimnisvolle Ferne entrückt, von wo er einst wiederkommen soll. In der wilden Jagd aber sieht ihn der Volksaberglaube noch oft durch die Lüfte sausen, wie Gottfried Kinkel es in seiner Ballade „Dietrichs Ende" ergreifend schildert. Der alte Dietrich von Bern hat sich auf das glänzend schwarze Roß geschwungen, das mit ihm dahinstürmt wie ein Wüstenhauch —

Doch jäher und jäher nun wird der Ritt,
Vorbei jagt Felsen und Baum.
Wie könnten die Diener, die Rüden mit?
Nichts fruchtet der straffe Zaum:
Es stürmet, das ist nicht Galopp noch Trab,
Ist Windsbrautsausen; nicht kann er herab,
Der alte Dietrich von Berne.

Ihm schließt sich das Aug' und es starret das Blut;
Doch als er, betäubt noch, erwacht,
Da schaut er, und höher wächst ihm der Mut,
Den Vater, den Elfen der Nacht.
Der fasset die Hand ihm; wie fühlt er sich stark,
Wie schwillt in den Knochen ihm jugendlich Mark,
Dem alten Dietrich von Berne!

So sprach der Vater: „Mein stolzer Sohn,
Du hast dich in Ehren bewährt,
Wohl mußt' ich selber dich holen schon,
Schon rittst du ein Geisterpferd:
Drum auf, dich grüß' ich, Schwarzelfe der Nacht,
Nun jagst du mit mir in der wilden Jagd,
Mein starker Dietrich von Berne!"

Gedichte des lombardischen Sagenkreises.

Schon in der Vorbereitungszeit lernten wir ein diesem Sagenkreise zugehöriges Epos, König Rother (S. 49), kennen; es erübrigt, einen Blick auf drei andere zu werfen: König Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich.

Die Sage von **Ortnit** (künec Ortnîdes mervart unde tôt) um 1226 in Verse gebracht, ist ein Volksgesang im s. g. Hildebrandston, von dem noch weiterhin die Rede sein wird, doch mit Nibelungenstrophen untermischt. Simrock hat das Lied in seinem „Kleinen Heldenbuch" erneuert.

Ortnit, der junge König in Lamparten (Lombardei) auf der Burg zu Garten (Garda) konnte lange keine kronwürdige Braut finden. Endlich hört er von der Tochter des Heidenkönigs Nachaol zu Muntabur in Syrien, der alle Werber bisher enthauptet hat. Ehe er die gefahrvolle Fahrt antritt, reitet er in die Wildnis am Gartensee, wo er in dem Zwergkönige Elberich seinen Vater entdeckt. Aus dem Berge holt dieser nun für Ortnit eine leuchtende Rüstung samt dem herrlichen Schwert Rose und verspricht ihm, stets in seiner Nähe zu bleiben, solange er einen wunderkräftigen Ring habe, den ihm die Mutter gegeben. Nun geht es auf das Meer und vor die Königsburg Muntabur auf des Gebirges Höhe. Elberich, überall unsichtbar gegenwärtig, hat den Sohn und sein Heer so weit sicher geführt. Mit seiner Hilfe gelingt es Ortnit auch, die Tochter des Heidenkönigs zu gewinnen. Elberich führt sie heimlich zur Burg hinaus, wo Ortnit sie vor sich zu Rosse hebt und mit ihr davonreitet. Die Scharen Nachaols verfolgen ihn, er treibt sie aber alle zu Paaren und erreicht ungefährdet sein Schiff. Auf dem Meere wird Ortnits Braut getauft und Sidrat geheißen. Nach der Heimkehr wird ihre Vermählung zu Garten gefeiert. Bei dem Feste erscheint Elberich, die Goldkrone auf dem Haupt, mit einem Edelstein, der wie die Sonne leuchtet, und singt, selber unsichtbar, bezaubernde Weisen zu den Klängen seiner Harfe. — Ortnit und Sidrat leben nun lange glücklich, da schickt ihr Vater den wilden Jäger Belle mit zwei jungen Drachen ins Gebirge oberhalb Trient, um Ortnit zu verderben. Groß geworden, verwüsten sie das Land bis vor die Burg von Garten. Ortnit fällt im Kampf mit den Lindwürmern. Ortnit.

Die Sagen von **Hug-** und **Wolfdietrich** sind durch gemeinsame Bearbeitungen auch äußerlich verbunden, wie sie innerlich ein Ganzes bilden. Sie stammen aus dem XIII. Jahrhundert, sind aber wiederholt umgestaltet und von Simrock, ins Neuhochdeutsche übertragen, in das „Kleine Heldenbuch" aufgenommen worden.

Hugdietrich, der Sohn des Anzius, ist König zu Konstantinopel und wird nach seines Vaters Tode vom Herzog Berchtung erzogen. Zwölf Jahre alt berät er sich mit seinem Erzieher über die Wahl einer Frau. Nach sorgsamer Erforschung empfiehlt ihm derselbe die schöne Hildeburg, die Tochter des Königs Walgund zu Salneck (Saloniki), berichtet aber zugleich, sie sei in einem hohen Turm eingeschlossen und solle niemals heiraten. Um sie mit List zu gewinnen, verkleidet sich Hugdietrich in Jungfrauentracht, geht mit langwallendem gelben Haar zur Kirche, lernt sticken und bricht endlich mit großem Geleit nach Salneck auf, wo er sich für Hildegund, die vertriebene Schwester des Griechenkönigs ausgibt und von König Walgund freundlich aufgenommen wird. Hildegund erwirbt rasch die Gunst des Königspaares, sie wirkt kunstvolle Arbeiten mit Gold und Seide und lehrt es auch die Mägde der Königin. Für den König fertigt sie eine Haube (Mütze) aus feingesponnenem Gold — zum Lohn erbittet Hugdietrich.

sie, Hildeburg kennen zu lernen. Die Jungfrau kommt vom Turm herab, sitzt der fremden Prinzessin gegenüber, der sie zierlich das Brot vorschneidet und den Becher reicht. Zuletzt erbittet die Königstochter sie sich zur Gespielin. So gelangt Hugdietrich mit ihr in den Turm, wo sie zusammen eingeschlossen werden. Zwölf Wochen spielt er seine Rolle, lehrt schön Hildeburg Gold spinnen und sticken, dann vermag er sich nicht länger zurückzuhalten und gibt sich zu erkennen. Sie erwidert seine Liebe, und rasch vergeht ihnen ein Jahr. Da langt Berchtung an, um Hildegund, nach der Verabredung unter dem Vorwande, daß der Bruder sie wieder zu Gnaden annehmen wolle, heimzuholen. Ungern entläßt der König die angebliche Gespielin seiner Tochter, und voller Trauer bleibt Hildeburg zurück, die bald darauf einem Sohne das Leben gibt, der ein rotes Kreuzlein zwischen den Schultern mit auf die Welt bringt, an dem sie ihn später wiedererkennt; denn nur zu rasch soll er ihr entrissen werden. Eines Tages kommt Hildeburgens Mutter zum Besuche, da läßt die erschrockene Wärterin das Kindlein, in seidene Tücher gebunden, in das Gebüsch des Burggrabens nieder; als die Mutter aber abends ihre Tochter verläßt, ist es nirgends zu finden. Ein Wolf, der oftmals dort Hühner und Fasanen fing, hatte es in den Wald getragen, seinen Jungen zur Speise. Doch da diese noch klein und blind waren, ließen sie das Kind unverletzt. Am nächsten Morgen geht König Walgund auf die Jagd: die Wölfe werden bis in ihre Höhle verfolgt und dort erlegt, — da findet man das Kindlein jämmerlich weinend. Der König schlägt sein Gewand um das hilflose Wesen, bringt es seiner Gemahlin und läßt es **Wolfdietrich** taufen, weil es bei den Wölfen gefunden worden. Bald bekommt es auch Hildeburg zu sehen, die ihrer Mutter nun alles gesteht. Diese vergibt ihr, der Vater auch; es wird nach Hugdietrich geschickt, er kommt, küßt sein Kind, und spricht zu ihm, indem er den mit lichtem Golde um und um beschlagenen Mantel fallen läßt:

„Wolfdietrich, mein liebes Kindelein,
Konstenopel soll dein eigen vor andern Erben sein."

Nach großen Festlichkeiten führt er sein Weib heim nach Konstantinopel, wo sie noch zwei Söhne bekommen. Frühzeitig stirbt Hugdietrich.

Wolfdietrich.

Wolfdietrich, dem sein Vater auf dem Sterbelager Konstantinopel aufs neue zugeteilt, wurde von seinen jüngeren Brüdern aus seinem Erbe herausgetrieben, aber sein alter Freund, Berchtung von Meran, schwur mit seinen sechzehn Söhnen, ihm das Erbe wieder gewinnen zu helfen. Es kommt zu mehrtägigem wilden Kampfe, in dem sechs Söhne Berchtungs fallen und Wolfdietrich vollständig geschlagen wird. Von da an ist sein Leben ein Gewebe von Irrfahrten, Abenteuern, Zauberspuk, aber durch all diesen Wirrwarr geht ein leuchtender Faden hindurch: die unermüdliche Treue, mit welcher er seine durch Zauber von ihm getrennten Dienstmannen — Berchtung und seine zehn Söhne — wieder sucht. Diese sind von seinen Brüdern je zwei zusammengeschmiedet und müssen auf der Burgmauer Wachedienst leisten; sehnsüchtig schauen sie Tag für Tag nach ihrem Herrn aus, aber Jahre vergehen, ehe er kommt und sie befreit. — Auf seinen abenteuerlichen Wanderungen kommt er auch nach Garten, wo er seines Freundes Ortnit Tod rächt, sich mit seiner Witwe Sidrat vermählt und die Kaiserkrone empfängt. Nun steht ihm ein großes Heer zu Gebot, das er gen Konstantinopel führt, um seine Dienstmannen zu befreien, die er auf allen Irrzügen niemals vergessen. In der Nacht geht er selbzwölfte als Pilger verkleidet an den Schloßgraben, wo er die Dienstmannen ihr zehnjähriges Leid klagen hört. Herbrand, einer von Berchtungs Söhnen, erzählt, was ihm geträumt: ein Adler sei herbeigeflogen, die Könige zu verderben und habe die Gefangenen befreit. Da naht ihm der Pilger Wolfdietrich und bittet für sich und die anderen um Brot und Wein, „um der liebsten Seelle willen, die jenen den Tod hingenommen." Nun erzählt Herbrand von seines Vaters Tod: „Zu Pfingsten hielt der König zu Konstantinopel einen Hof, reich Gewand trugen alle

Fürsten, nur sie, die Herzogskinder, trugen graue Kleider und rinderne Schuhe. Da rief ihr Vater: O weh, Wolfdietrich, lebtest du noch, du ließest uns nicht in solcher Armut! Darnach sprach er nichts mehr, er starb vor Herzeleid." Auf diesen Bericht gibt Wolfdietrich sich zu erkennen; gerührten Herzens stimmt er ein in die Klage um seinen Meister. Da knieten die Wächter nieder auf der Mauer und flehten zu Gott, wenn es wirklich ihr Herr sei, ihre Bande zu lösen zum Zeichen, daß sie ihm Treue gehalten die langen Jahre hindurch. Da zerspringen ihre Ringe; über die Mauer eilen sie in den Burggraben und begrüßen jubelnd ihren Herrn. Sie öffnen ihm die Thore, und er zieht ein in sein rechtmäßiges Erbe; seine Brüder unterliegen in einer großen Feldschlacht. Wolfdietrich führt sie gefangen nach Garten und begnadigt sie auf Fürbitte der Kaiserin. Berchtungs Söhne werden reich belohnt „mit Gaben allesamt." — Nach langen Friedensjahren überläßt Wolfdietrich seinem Sohne die Herrschaft und geht in das Kloster Tuskol am Ende der Christenheit, um für seine Sünden Buße zu thun. Aber in einer Nacht möchte er sie vollbringen. Da richten ihm die Mönche im Gotteshause eine Totenbahre und lassen ihn allein im weiten Raum.

Da kamen nachts die Geister, die er im Leben schlug;
mit denen mußt' er streiten, da hatt' er Leides genug.

Die alten Feinde kamen herbei in breiter Schar,
ein jeder wollt' es rächen, der ihm erlegen war.
Er kam vor ihnen allen die Nacht in große Not,
denn die da mit ihm fochten, die scheuten nicht mehr den Tod.

So trieb es Wolfdietrich eine winterlange Nacht,
mit ungezählten Toten focht er in heißer Schlacht,
vor Müde wie vor Hitze ward dem Helden weh,
das Haar auf dem Haupte ward ihm so weiß wie der Schnee.

Morgens tragen ihn die Brüder für tot aus dem Münster; aber er kommt wieder zum Leben und weilt noch sechszehn Jahre im Kloster —

und diente treu dem Herrn, sagt uns das Buch fürwahr.
Da trugen Engelhände zu Gott ihn sicherlich.

Der Sagenkreis der Nordsee.

An das Meer mit seiner Unendlichkeit und Schönheit, mit seinem bunt belebten Treiben, mit seinen Gestaden und Eilanden, in Wogenbraus und Sturmesdrang führt uns der Sagenkreis der Nordsee, dessen Schauplatz die ganze Küste der Nordsee umfaßt und uns bald nach Ditmarschen und Friesland, bald nach Irland, Seeland und der Normandie versetzt. Ein einziges Werk vertritt diesen Kreis, unser zweites großes Nationalepos, das

Lied von Gudrun,

das dem Ausgange des XII. Jahrhunderts angehört, im Anfange des XIII. Jahrhunderts von einem österreichischen Dichter (wahrscheinlich einem wandernden Volkssänger, den die deutsche Wanderlust aus seiner Bergheimat bis ans Meer trieb) teilweise umgearbeitet wurde, das uns aber nur in einer einzigen Handschrift aus dem XVI. Jahrhundert erhalten ist, die wir Kaiser Maximilian I, „dem letzten Ritter", (1493—1519) verdanken.

Ambraser Handschrift.

Maximilians für die Schönheit und Herrlichkeit vergangener Zeiten warm empfänglicher Sinn drängte ihn, die Dichtungen des deutschen Mittelalters seinem Volke durch eine große umfassende Sammlung von Abschriften zu erhalten. Diese in einem Pergamentbande vereinigte Sammlung ist unter dem Namen der „Ambraser Handschrift“ bekannt, weil sie früher auf dem kaiserlichen Schlosse Ambras in Tirol aufbewahrt wurde, von wo sie seitdem nach Wien gebracht worden ist. Unter den Gedichten, welche jene Sammlung enthält, befindet sich auch das Gudrunlied.

Die **Gudrunsage** ist, wie die deutsche Heldensage, ein auf uralten Überlieferungen beruhendes Gemeingut unserer die Nordsee umwohnenden Vorfahren. Nur schwach sind die mythischen Anklänge an Sagen des skandinavischen Nordens in der uns erhaltenen Fassung des Epos. — In der nordischen Gestaltung erzählt uns die jüngere Edda (vgl. S. 5), die Sage also:

Sage von Hilde.

Hedin (Hettel), König Hiarrandis (Horants) Sohn, entführte eines Tages Hilde, die Tochter des Königs Högni (Hagen), in dessen Abwesenheit. Zurückgekehrt von der Versammlung der Könige, entbot Högni sofort seine Mannen, schiffte sich mit ihnen ein und setzte dem Räuber nordwärts längs der Küste nach bis zu der Insel Haeg (einer der Orkneys). Da gewahrte er Hedin mit seinem Volke. Als Hilde ihren Vater erblickte, ging sie ihm entgegen und bot ihm in Hedins Namen Frieden und zur Sühne ein kostbares Halsband an. Högni wies das Anerbieten mit harten Worten zurück; Hilde mußte unverrichteter Sache umkehren und ihrem Geliebten mitteilen, daß ihr Vater von keiner Sühne hören wolle. So stiegen denn die beiden Könige ans Land und ordneten ihre Heere. Noch einmal, ehe der Kampf anhob, rief da Hedin seinen Schwäher Högni an und bot ihm Frieden und viel Goldes zur Buße. Es war vergeblich. Högni sprach: „Zu spät bietest du Frieden! Schon habe ich Dainsleif, mein Schwert, das Zwerge schmiedeten, gezogen; einmal entblößt, muß es Menschen töten; niemals fehlt es beim Hiebe und schlägt Wunden, die unheilbar sind.“ Und Hedin antwortete: „Wohl rühmst du dich des Schwertes, aber nicht des Sieges! Das Schwert nenne ich gut, das seinem Herrn getreu ist.“ Da begannen sie den Kampf, den Hiadningawig (Kampf der Hiadninge-Hegelinge), und schlugen sich einen ganzen Tag lang; mit einbrechender Nacht kehrten sie zu den Schiffen zurück. Doch während die Könige schliefen, ging Hilde auf die Walstatt und erweckte durch Zaubermacht die Gefallenen, so daß sie mit erneuter Kraft weiterkämpfen konnten, als die Könige am Morgen auf dem Schlachtfeld wieder erschienen. So dauerte der Streit fort Tag für Tag, und alle Männer, die da fielen, und alle Waffen, die auf der Walstatt lagen, wurden zu Stein. Aber wenn es tagte, standen stets alle Toten wieder auf und kämpften mit den wieder tauglich gewordenen Waffen. „So,“ heißt es in den Liedern, „werden die Hiadninge fortfahren bis zu Ragnarökr, der Götterdämmerung.“

Hilde und Gudrun.

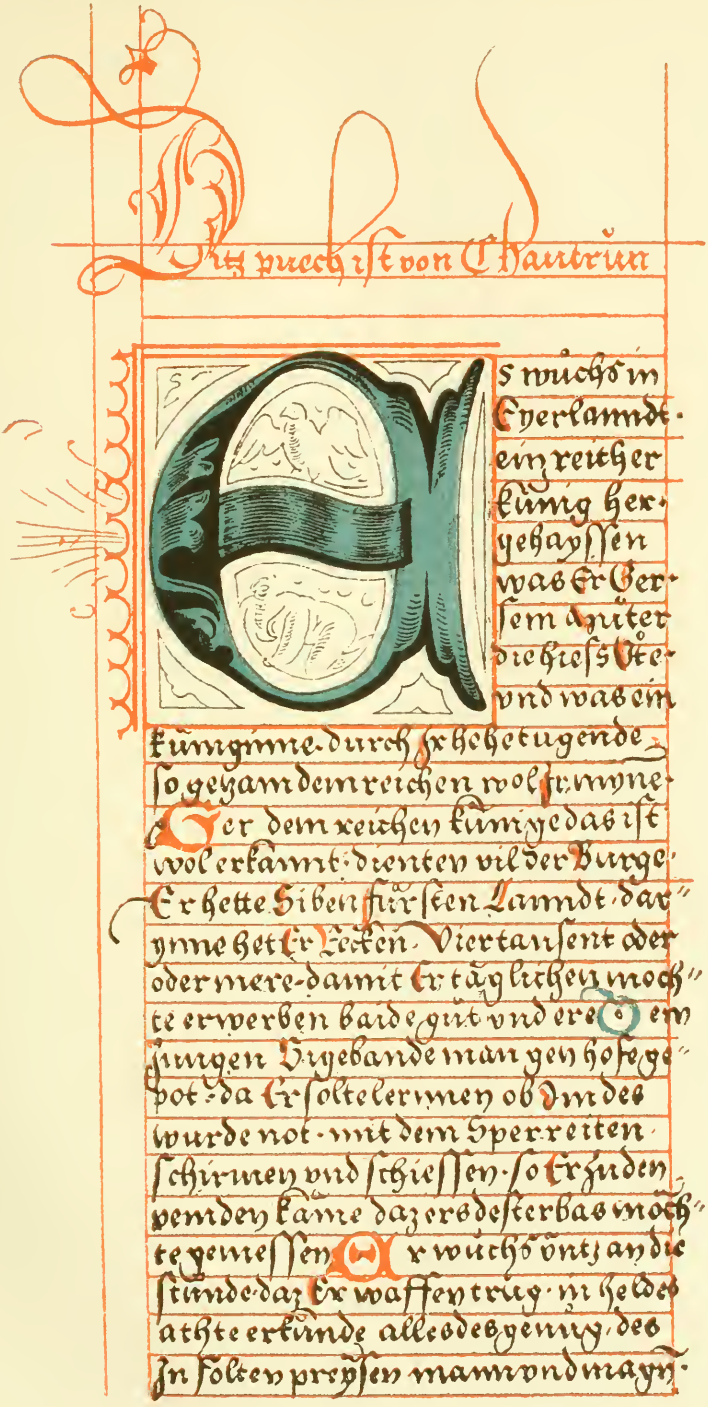
Wie wir in unserem Gudrunliede sehen werden, ist Hilde das Urbild Gudruns — beide werden entführt, verfolgt, veranlassen eine heiße Schlacht — ja, bei der Mutter Gudruns wiederholt sich nicht nur das Schicksal Hildens, sondern auch ihr Name. Aber verblaßt ist die in der alten mythologischen Fassung uns entgegentretende Vorstellung des Kampfes zwischen Frühling und Winter, zwischen Licht und Nacht, der, in dem ewig sich erneuernden Streit der nachts erweckten Toten vorgebildet, sich alljährlich in der Natur wiederholt und erst mit dem Weltuntergange am jüngsten Tage ein Ende findet.

Auch in anderen Sagen stammverwandter Völker, der Angelsachsen, der Dänen 2c. finden sich die Spuren der Gudrunsage: überall ist der blutige Kampf um die geraubte Tochter der Mittelpunkt des Ganzen, und Anklänge an einzelne Momente tönen nach bis in die neueste Zeit in unseren Märchen (Aschenbrödel. Nymphe des Brunnens.

100

Erklärungstafel zur Gudrunhandschrift.

Ambraser Handschrift. (Mit Auflösung der Abkürzungen.)	Textrevision von Karl Bartsch.	Übertragen ins Neuhochdeutsche von K. Simrock.
Ditz puech ist von Chautrun — — — — — — — —		(Dies Buch ist von Gudrun.)
1. Es wuochs in Eyerlanndt.	Es wuohs in Îrlande	Es wuchs in Irlanden
ein reicher kunig her.	ein rîcher künic hêr;	ein reicher König hehr,
— — — — — — — —	geheizen was er Sigebant,	er war geheißen Sigeband,
gehayſſen was Er Ger.	sîn vater der hiez Gêr.	sein Vater der hieß Ger;
ſein Muoter die hieſs Vote.	sîn muoter diu hiez Uote	seine Mutter die hieß Ute,
vnd was ein küniginne	und was ein küniginne.	der Preis der Königinnen;
durch Ir hehe tugende	durch ir hôhe tugende	ob ihrer hohen Tugend
so gezam dem reichen wol Ir mynne.	sô gezam dem rîchen wol ir minne.	geziemte wohl dem Reichen ihre Minne.
2. Ger dem reichen künige	Gêre dem rîchen künige,	Gere dem reichen Könige,
das ist wol erkannt.	daz ist wol erkannt,	das ist wohl bekannt,
dienten vil der Burge.	dienden vil der bürge;	dienten viel der Burgen
Er hette Siben Fürſten Lanndt.	er het siben fürsten lant.	in sieben Fürsten Land:
darynne het Er Recken.	dar inne het er recken	darinnen hatt' er Recken
Viertauſent oder [oder] mere	vier tûsent oder mêre,	viertausend oder mehre,
damit Er täglichen	dâ mite er tegelîchen	damit er alle Tage
mochte erwerben baide guot vnd ere.	mohte erwerben beide guot und êre.	mocht' erwerben beides Gut und Ehre.
3. Dem Jungen Sigebande	Dem jungen Sigebande	Sigband den jungen
man gen hofe gepot.	man gên hove gebôt,	man an den Hof entbot,
da Er solte lernnen	dâ er solde lernen,	wo er lernen sollte,
ob Im des wurde not.	ob im des wurde nôt,	das würd' ihm künftig Not,
mit dem Sper reiten.	mit dem sper rîten,	mit dem Speere reiten,
ſchirmen vnd ſchieſſen.	schirmen unde schiezen,	schirmen und schießen:
ſo Er zu den veinden käme	so er zuo den vînden kæme	käm' er zu den Feinden,
daz ers deſter bas möchte genieſſen.	daz er's diu baz möhte geniezen.	so würd' ihm Frommen einst daraus entsprießen.
4. Er wuochs vntz an die ſtunde.	Er wuohs unz an die stunde,	Er war nun so erwachsen,
daz Er waffen trug	daz er wâfen truoc,	daß er die Waffen trug
in heldes achte er kunde	in heldes ahte er kunde	recht in Heldenweise;
alles des genuog.	alles des genuoc,	da übt' er auch genug,
des In ſolten preyſen	des in solden prîsen	was ihm Ehre mochte
mann vnd magen.	man unde mâge.	vor Mann und Freund erwerben.



Ditz puech ist von Chautrun

Es wuchs in
Eyerlanndt·
ein reither
künig her·
gehayssen
was Er Ger·
sem Güter
die hiess Öte·
vnd was ein
küniginne· durch Jr hehe tugende
so gezam dem reichen wol Jr myne·
Ger dem reichen künige das ist
wol erkannt· dienten vil der Burge·
Er hette Siben fürsten Lanndt· dar"
ynne het Er Recken· Viertausent oder
oder mere· damit Er täglichen moch"
te erwerben baide gut vnd ere Dem
jungen Sigebande man gen hofe ge"
pot· da Er solte lernen ob Im des
wurde not· mit dem Sper reiten·
schirmen vnd schiessen· so Er zu den
peinden käme daz ers desterbas möch"
te gemessen Er wuchs öntz an die
stunde daz Er waffen trug· in heldes
athte erkunde alles des genug· des
In solten preysen mann vnd magn·

Anfang des Liedes von *Gudrun*.
Faksimile der auf Kaiser Maximilians I. Veranlassung um 1517 gemachten Abschrift, früher in Schloss Ambras (Tirol), seit 1806 im Belvedere zu Wien aufbewahrt.

Altweibertage); aber alle Gestalten und Gestaltungen der Sage überstrahlt die Heldin unseres Gedichtes und ihr Sieg über langes bitteres Leid durch die Ausdauer und Treue des echten weiblichen Herzens. So bildet das Gudrunlied einen wohlthuenden Gegensatz zum Nibelungenliede, das seinen ernst düstern Grundton: „Aus Freude Leid" auch über den heitersten, sonnigsten Szenen erklingen läßt und die Entartung der edelsten Frauentugend in eine dämonische Leidenschaft in seiner Heldin zeichnet. Und doch ist Gudruns Geschichte kein bloßes Liebesabenteuer. Um sie kämpfen zwei mächtige Geschlechter den Kampf der Vertilgung. Aber durch blutigen Streit werden sie zum Frieden und zur Aussöhnung geführt, wozu Gudruns Edelmut in jeder Weise beiträgt, während im Nibelungenlied ein großes edles Geschlecht zu Grunde geht durch den Rachedrang eines Weibes.

Treten wir nun dem Epos näher, das in zwei kleineren Gedichten Vorstufen hat, so daß das Ganze drei Generationen umfaßt. Die Citate sind teils der Übersetzung von Simrock (S.), teils der von Bacmeister (B.) entnommen.

I. Hagen von Irland. (Abenteuer I—IV.) Dem Eingang des Nibelungenliedes nachgebildet hebt die erste „âventiure" an: Gudrunlied.

Es wuohs in Irlande eîn rîcher künic hêr;
geheizen was er Sigebant, sîn vater der hiez Gêr:
sîn muoter diu hiez Uote und was ein küniginne.
durch ir hôhe tugende sô gezam dem rîchen wol ir minne.

Es wuchs in Irlanden ein reicher König hehr,
er war geheißen Sigebant, sein Vater der hieß Ger;
Seine Mutter die hieß Ute, der Preis der Königinnen;
ob ihrer hohen Tugend geziemte wohl dem Herrscher ihre Minne. (S.)

(Die hier zur Anwendung gebrachte Strophe unterscheidet sich von der Nibelungenstrophe durch den klingenden (weiblichen) Reim der dritten und vierten Langzeile und dadurch, daß die zweite Hälfte der letzten Zeile meist fünf Hebungen hat.)

Dem Königspaar wird ein Sohn geboren, namens Hagen, an dem Vater und Mutter ihre lichte Augenweide sahen. Als er sieben Jahre alt, wird ein großes Fest veranstaltet, zu dem von weit und breit die Helden herbeiziehen. Ritterspiele und Lustbarkeiten aller Art finden statt: laut lachen die Gäste über das Spiel eines Fahrenden. Darüber wurde des jungen Hagen vergessen, der allein im Garten sich belustigte. Plötzlich schattet es wie eine Wolke, der Wald bricht zusammen vor eines Greifen Kraft, der herbeigeflogen kam, der Riesenvogel schließt das schreiende Kind in seine Klauen, trägt es hoch in die Lüfte und fliegt mit ihm weithin zu seinen Jungen. Einer derselben packt das Kind und fliegt mit ihm von Baum zu Baum, aber seine Kraft verläßt ihn, — das Kind entfällt ihm und birgt sich im Gesträuch. Unfern davon wohnten in einer Höhle drei Königstöchter, die der Greif früher geraubt hatte, und denen es auch gelungen war, aus seinem Bereich zu flüchten. Sie gewahrten den hilflos daliegenden Knaben, nahmen ihn zu sich und stillten seinen Hunger mit Wurzeln und Kräutern. So wuchs er unter ihrer Obhut und Pflege zum Jüngling heran. Da scheitert eines Tages ein Schiff an den Felsklippen, und ein gewappneter Ritter wird als Leiche ans Gestade getrieben. Dadurch kommt Hagen zu Rüstung und Waffen, die er rasch gebrauchen lernt. Mit diesen vermag er sich zu wehren, als die Greife ihn bald darauf überfallen; er erlegt sie einen nach dem andern, alte und junge. Nun war Hagen Herr des Gestades und des Landes, das er hin und her jagend durchstreifte. Speise genug schaffte er täglich herbei; eines Tages erlegte er ein Gabilun, ein wunderbares Tier, dem er die Haut abzog und dessen Blut er trank, wodurch er übermenschliche Kraft gewann. Endlich taucht ein Schiff am Horizonte auf, Hagen ruft laut durch Sturm und Wellengetös Hagen.

dasselbe an. Die Schiffer steuern dem Lande zu, — die Jungfrauen, in wildes Moos gekleidet, erscheinen ihnen als wilde Meerweiber. Der Schiffherr steigt aus und fragt die Jungfrauen und Hagen nach ihrer Herkunft. Es stellt sich heraus, daß Hagens Vater mit dem Schiffherrn Krieg geführt, und dieser will den Jüngling als Geisel behalten. Da packt Hagen dreißig Schiffsleute, schleudert sie ins Meer und zwingt die anderen, nach Irland zu fahren. So gelangte er in seine Heimat, Ute erkennt ihn an einem goldenen Kreuz auf der Brust; mit Freudenthränen empfangen ihn Vater und Mutter. Sigebant überläßt ihm die Krone, und die schönste der drei Jungfrauen,
Hilde. Hilde von Indien, wird seine Gemahlin. Seine Tapferkeit erwirbt ihm den Beinamen „vâlant (Teufel) aller künege“, und als seine Tochter, auch Hilde genannt, herangewachsen ist, macht er seinem Namen Ehre und läßt die Boten aller Werber um ihre Hand aufhängen — „er gönnte sie keinem, der über ihm nicht wäre.“

II. Hildens Entführung. (Abenteuer V—VIII.) Der Ruf von Hildens Schönheit ist auch ins Land der Hegelinge (Harlingerland?) an die deutsche Nordseeküste
Hettel. gedrungen, und König Hettel begehrt sie zur Frau. Fünf ihm verwandte und lehnspflichtige Helden, Wate von Stürmen oder Sturmland (Stormarn in Holstein), Horant und Frute von Dänemark, Morung von Risland und Irolt von Ortland rüsten sich auf das gefährliche Unternehmen, ihrem Herrn die Braut zu gewinnen. Aus Cypressenholz wird für sie ein Schiff erbaut, die Maste und die Wände bis zum Bug mit Silber beschlagen, die Ruder mit lichtem Golde bewunden, die Segel von Seide, die Anker aus Silber geschmiedet. Siebenhundert streitbare Männer werden im Schiffsraum verborgen: die Helden wollen sich für Kaufleute ausgeben, die vom König Hettel vertrieben seien. Dazu hatte Frute einen Kram von kostbaren Waren aller Art mitgenommen. In Irland angelangt, überbringen sie Hagen reiche Geschenke und erbitten seinen Schutz und das Marktrecht. Sie werden willig aufgenommen, Frute schlägt seinen Kram auf und macht gute Geschäfte. Auf Hildens Wunsch läßt ihr Vater die Fremden an den Hof kommen. Ihre Gebärde, ihr prächtiger Anzug erregen Verwunderung. Gewaltig breit und lang ist Wates greiser Bart, seine Locken sind mit Gold umwunden. Die Hegelinge werden auch in die Frauengemächer geführt, und die Frauen befragen den alten Wate scherzend, was ihm besser bedünke, zur Seite schöner Frauen zu sitzen oder im harten Kampf sich herumzuhauen? Der Streit, antwortet er, zieme sich besser für ihn. Bald darauf hat er Gelegenheit, dem König zu zeigen, was er im
Horants Gesang. Kampfe leisten kann, obwohl er sich stellt, als wisse er wenig davon. Horant von Dänemark ist ein sangeskundiger Mann. Der König und sein ganzer Hof sind über seine süßen Weisen entzückt, er sang

so herrlich, jedem mußte der Ton zu Herzen dringen,
der seine Stimme hörte; es schwieg vor ihm der kleinen Vögel Singen.

Drei Lieder nacheinander sang er, ein Wunderklang,
der Hörer keinem deuchte des Meisters Spiel zu lang;
wenn Horant sang, vergaß man, wie schnell die Stunden eilen,
ein Augenblick schien ihnen die Zeit, da einer reitet tausend Meilen.

Es ließ das Wild des Waldes die frische Weide stehn,
der Wurm vergaß es, weiter im grünen Gras zu gehn,
der Fisch, gewohnt in Stromes Gewässer hinzuschießen,
sie ließen ihre Pfade. Der konnte wahrlich seiner Kunst genießen. (B.)

Die Königstochter kann den Sänger nicht genug hören, sie bescheidet ihn heimlich in ihre Kammer, er singt ihr die schönste seiner Weisen, ein Lied der Meerfrauen, und meldet ihr dann die Werbung seines Herrn. Hilde zeigt sich willig, dieselbe anzunehmen, wenn

Horant ihr abends und morgens singen wolle. Der Bote erwidert, am Hofe seines Herrn seien fortwährend zwölf Sänger, deren Lieder noch weit besser klängen, als seine eigenen, am schönsten aber sänge König Hettel selbst. Sie verabreden darauf, daß an einem der nächsten Tage Hilde auf das Schiff eingeladen werden solle, um es zu besehen. Am vierten Tage danach verabschieden sich die Gäste von König Hagen unter dem Vorwande, daß ihr Herr nach ihnen gesandt und Sühne geboten habe. Sie bitten Hagen, mit seiner Tochter ihrem Schiffe noch einen Besuch zu schenken. Am nächsten Morgen kommt Hagen mit Frau und Tochter an den Strand. Während Hagen dort verweilte, um die Buden zu beschauen, ging seine Tochter mit ihren Jungfrauen auf das Schiff; kaum hatte sie es betreten, da werden die Anker gelichtet, die Segel entfaltet, und die im unteren Raume versteckten Gewappneten springen auf das Verdeck. Hagen voller Wut wirft vergebens seinen Speer nach ihnen, und als er zu Schiff sie verfolgen will, findet sich's, daß alle Kiele durchlöchert sind. Unterdes segeln die Hegelinge mit ihrer schönen Beute freudig heimwärts — in Waleis, der westlichen Grenze von Hettels Reich, landen sie — Hettel empfängt sie am Gestad. Unter lichten Blumen in seidenen Gezelten sitzen die Helden um Hagens Tochter. Aber als der Abend niedersinkt, sehen sie Segel auf dem Meere herannahen — es ist Hildens Vater, König Hagen, der andere Schiffe ausgerüstet, und den Räubern nachgefahren ist. Eine blutige Schlacht wird am Waliser Strand geschlagen. Heller Feuerglanz sprühte aus harten Helmen den holden Frauen zur Ehre; wie Schneegestöber flogen die Speere: Hettel wird von Hagen verwundet, Hagen von Wate. Auf Hildens Fürsprache scheidet Hettel die beiden, und der wilde Hagen versöhnt sich mit der Tochter und dem Eidam, ja geleitet sie in Hettels Königsburg, wo das Paar festlich vermählt wird.

III. 1. Gudruns Entführung. (Abenteuer IX—XIX.) Hettel und Hilde haben Gudrun.
zwei Kinder, einen Sohn Ortwin, eine Tochter Gudrun, die bald ihre Mutter noch an Schönheit übertrifft. Mächtige Fürsten werben um die Hand der Hegelingentochter. Der König Sigfrid von Morland (Land des Moors; nach anderen Mohrenland) sucht durch ritterliche Tapferkeit ihr zu gefallen, aber Hettel versagt ihm ihre Hand, und er zieht mit Raub und Brand drohend fort. Darauf sendet Hartmut, der Sohn des Königs von Normannenland, sechzig Boten nach ihr, die mit einer abschlägigen Antwort zurückkehren. Das aber steigert nur Hartmuts Verlangen nach der schönen Jungfrau, und er beschließt verkleidet und unerkannt an Hettels Hof zu gehen. Inzwischen ist ein dritter Freiersmann im Hegelingenland erschienen: Herwig von Seeland (friesische Seelande); auch er wird von Hettel verschmäht und abgewiesen. Kaum hatte er zornig das Land verlassen, da kam Hartmut, wie er sich's vorgenommen, wirklich unerkannt an Hettels Hof. Der Königstochter ließ er heimlich sagen, wer er sei; sie aber, die mit dem schönen Jüngling Mitleid fühlte, riet ihm, ihres Vaters Zorn zu fliehen und wegzueilen — es würde um sein Leben geschehen sein, wenn Hettel ihn erkennen sollte. Hartmut folgte dem Rate und zog heim, aber nur um sich zum Kriege zu rüsten; denn nun er die schöne Gudrun selbst gesehen, wollte er sie um jeden Preis erwerben. Inzwischen hatte Herwig seine Mannen gesammelt und war mit dreitausend vor Hettels Burg erschienen.

Es schlug aus manchem Helme den flammenheißen Wind
Der Seelandskönig Herwig. Es sah des Wirtes Kind,
die schöne Gudrun, nimmer so herrliche Augenweide,
es deuchte sie so wacker der Held, das war ihr beides, lieb und leide (B).

Herwig und Hettel geraten im kühnen Ritternut an einander; „da flammte Verlobung.
helle Glut aus ihrem Schildgespänge, da gab es rote Wunden" — endlich tritt Gudrun selbst dazwischen, es wird Frieden gestiftet und die Königstochter dem Helden verlobt —

nach Ablauf eines Jahres soll er sie heimführen. — Als Sigfrid von Morland davon Kunde erhält, unternimmt er eine Heerfahrt gegen Herwig. Der Seelandskönig gerät in große Not und sendet Gudrun die schlimme Kunde, auf ihre Bitte zieht Hettel dem künftigen Eidam zu Hilfe.

ormannen-
egszug.

Während so das Hegelingenland seiner streitbaren Männer ganz bar ist, rüsten Ludwig und Hartmut von der Normandie, welche durch Späher davon Kunde erhalten, ein gewaltiges Heer und segeln in das ferne Land; bald sehen sie hell die Burg von Hilde ragen. Durch Boten ließ nun Hartmut nochmals der edlen Königstochter seine Minne antragen mit der Drohung, sie mit Gewalt fortzuführen, wenn sie ihm nicht freiwillig folge. Und als Gudrun es für unmöglich erklärt, dem Normannenfürsten anzugehören, weil sie Herwig verlobt sei, brechen Ludwig und Hartmut mit ihrem Heldenheer in die Burg und führen Gudrun mit ihrem Ingesinde, 62 Jungfrauen, unter ihnen Hildeburg, hinweg. Weinend schaut ihnen die hilflose Mutter, Königin Hilde, nach; dann aber entsendet sie Boten mit der Unglücksmäre an Hettel und Herwig. Diese bieten Sigfrid einen ehrenvollen Frieden, und mit ihm vereint machen sie sich zur Verfolgung der Räuber auf. Auf dem Wülpensand (Wulpinwerd), einer Insel an der Scheldemündung, rasteten die Normannen mit ihrer Beute, als die Rächer, die Hegelinge, herangesegelt kamen. Hier wurde nun die in des Pfaffen Lamprecht Alexanderliede (S. 39) schon in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts und in anderen alten Liedern durch ganz Deutschland besungene fürchterliche Schlacht geschlagen, die vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Nacht ununterbrochen währte —

man sah die Meeresflut
von all den Heldenleichen gefärbt in heißeni Blut,
rot sah man allenthalben am Strande hin die Wogen. (B.)

Tiefer und tiefer sinkt der Abend, und mit ihm sinken immer mehr Hegelinge.

Hettel und Ludwig trugen hoch in der Hand
ihre scharfen Waffen; jedweder fand
nun erst an andern Kunde, wie stark und kühn er wäre;
Ludwig schlug da Hettel; das war viel Herzen eine leide Märe.

Als Wate der grimme vernahm des Königs Tod,
da hub er an zu limmen (toben) wie ein Eber; Abendrot
sah man von Helmen scheinen bei seinen schnellen Schlägen:
so thaten auch die Seinen; in großem Zorne sah man all die Degen. (S.)

ieg der
Normannen.

Auch Ortwin und Horant wollen den gefallenen Fürsten rächen, aber in der Dunkelheit schlagen sie ihre eigenen Mannen zu Boden. So kommt der Kampf zum Stehen, und unter dem Schutze der Nacht gelingt es den Normannen, ihre Schiffe zu erreichen und mit ihrer Beute zu entfliehen. Als der Tag heraufdämmerte, waren sie weit im Meer, und die Hegelinge mußten sich überzeugen, daß es unmöglich sei, sie einzuholen. Still und schweigend kehrt Wate heim in die verlassene Burg, in die er sonst so oft mit lautem Freudenschall gezogen, und überbringt der entsetzten Hilde die Trauerbotschaft:

„Was soll ich verschweigen euch die Not?
Nicht will ich euch betrügen, sie liegen alle tot!“ (B.)

Die Rache muß verschoben werden, fügt er hinzu —

„— bis sie alle, welche jetzt Kinder vor uns stehn,
zum Schwerte reif gewachsen; wohl mancher edle Waise
gedenkt dann seines Hauses und wird ein Helfer auf der neuen Reise.“

Und Hilde sprach: „Gott laß es uns erleben:
Mir armen Frauen währet die Zeit zu lang dahin.“ (S.)

III. 2. Gudruns Gefangenschaft. (Abenteuer XX—XXVII.) Die Schiffe der Räuber nahen dem Gestade des Normannenlandes. Freudig begrüßt König Ludwig die auftauchenden Türme seiner Hofburg, und freundlich macht er die weinende Gudrun darauf aufmerksam: es solle das alles ihr gehören, wenn sie sich mit Hartmut vermähle. Aber das stillt nicht ihren Kummer. Im Normannenland.

Es sprach die Hildentochter: „Ihr plagt mich ohne Not,
eh' ich Herrn Hartmut nehme, viel lieber wär' ich tot;
nicht solchen Hauses ist er, daß ich ihn möchte minnen,
den Leib will ich verlieren viel lieber als mir solchen Freund gewinnen." (B.)

Über diese Worte gerät der wilde Normannenhäuptling außer sich vor Wut, er packt die Jungfrau bei den Haaren und wirft sie in die schäumenden Wogen. Hartmut springt der Sinkenden nach, ergreift ihre blonden Zöpfe und zieht sie daran zur Höhe, dann legt er sie mit zärtlicher Sorge in eine Barke. So fahren sie zu Lande. — Boten benachrichtigen die Königin Gerlind und ihre Tochter Ortrun von der Ankunft der Helden und der Maid von Hegelingen; Mutter und Tochter eilen mit ihrem Jugesind den Kommenden entgegen. Gudrun erwidert den Kuß Ortruns, weist aber Hartmuts Mutter, die sie auch küssen will, mit strengen Worten zurück. Weiß sie doch, daß von der alten Königin alles bisherige Unheil stammt! Und sie ahnt, daß ihr noch Schlimmeres bevorstehe. Sie täuscht sich nicht, denn als Gudrun an Herwig festhält und sich beharrlich von dem abwendet, dessen Vater den ihrigen erschlagen, verspricht Gerlind dem erfolglosen Liebhaber, der Jungfrau Hoffart zu brechen, während er auf neue Heerfahrten ausziehe. Der junge König willigt ein, empfiehlt aber vor seiner Abfahrt noch der Mutter, „die arme Heimatlose doch ja in aller Güte zu lehren." Gerlind versucht es auch zuerst in Güte, da aber Gudrun fest bleibt, ruft sie ihr wild zu: „Und willst du nicht die Freude, so werde dir das Leid!" Gerlind.

Die grausame Frau macht das Wort zur vollen Wahrheit. Alle ihre Gefährtinnen, die hochgeborenen Jungfrauen, werden von Gudrun getrennt und müssen Garn winden und spinnen — sie selbst, die Königstochter, muß schmachvolle Magddienste thun, den Ofen heizen, mit ihren Haaren den Staub abkehren und die Zimmer reinigen. Ihr Lager ist eine harte Bank; ihre Nahrung Roggenbrot und Wasser, ja sie wird von Gerlind geschlagen. Vergeblich ist Hartmuts bald freundlich überredende, bald hart drohende Zusprache gegen Gudrun, vergeblich Ortruns schwesterlich liebevolle Bemühung bei der liebgewonnenen Fremden. Hartmut, der zuerst der Mutter wegen ihrer grausamen Behandlung Gudruns gezürnt und ihr wiederholt den Weg der Güte empfohlen hat, verliert nun auch die Geduld und überläßt die Unglückliche gänzlich ihrer Quälerin, die zornig ausruft: Gudrun mißhandelt.

„So will ich, daß die Dirne mir diene fort und fort;
meint sie so fest zu bleiben in ihrem Widerstreben,
so muß sie eben fröhnen, und keine Ruhe soll es für sie geben." (B.)

Fortan muß Gudrun der Königin Gewande an den Strand tragen und sie bei Wind und Wetter, in Schnee und Kälte dort waschen. Die edle Fürstentochter Hildeburg erlangt es durch ihr Bitten, daß sie an der schweren Arbeit teilnehmen darf. Sechseinhalb Jahre müssen sie so für Gerlind und den ganzen Hofhalt waschen. Aber fest und unerschüttert bleibt Gudruns treues Herz.

Dreizehn Jahre sind seit Gudruns Entführung verflossen, aus Knaben sind Männer geworden im Hegelingenlande, da beginnt Frau Hilde ein Heer zu rüsten wider die Normannen. Eine starke Flotte wird auf ihren Befehl gebaut, Freunde und Mannen werden zum Rachezuge aufgeboten, auch König Herwig eingeladen, daran teil zu nehmen. Alle kommen sie herbei: Horant, Frute, Wate, Herwig, auch Ortwin, Gudruns Bruder. Hildes Heerfahrt.

Man sah von allen Enden einreiten in das Land
die Helden all, zu denen die Königin gesandt;
es mahnte sie die Ehre zum Dienste der Frau Hilden,
wohl sechzigtausend zogen herein zur Königsburg mit Speer und Schilden. (B.)

Unter Horants, des Helden von Dänenland, Führung segeln sie ab und erreichen nach stürmischer Fahrt die Küste der Normandie. Unbemerkt landen sie bei einem Berge, vor dem ein Wald sich ausdehnt.

Die Anker schossen nieder tief zu des Meeres Grunde,
sie lagen in der Wildnis, in Sicherheit vor jedes Spähers Kunde. (B.)

Rosse und Waffen werden ans Land geschafft. Ortwin und Herwig erbieten sich, als Kundschafter voranszugehen und nach Gudrun zu forschen.

Vogelbotschaft. Eines Tages sieben die beiden Königstöchter am Meeresstrande und waschen, wie gewöhnlich, da sehen sie einen schönen Vogel daherschwimmen. Es ist ein göttlicher Bote, der ihnen mit menschlicher Stimme eine gute Botschaft bringt.

Da sprach der schöne Vogel zu Gudrun: „Sei bereit,
dir naht ein hohes Glücke, du heimatlose Maid;
und willst du mich befragen nach deiner Freunde Lande,
ich bring' von ihnen Kunde, Gott schickt mich dir zum Trost zu diesem Strande. (B.)

Und nun gibt er auf alle ihre sehnsüchtigen Fragen Antwort, erzählt von ihrer Mutter Hilde und dem Kriegsheer, das sie gerüstet und ausgesendet, von Ortwin und Herwig und von allen anderen Hegelingen, die zu ihrer Befreiung herbeigekommen sind. Danach verschwindet der wunderbare Vogel und läßt die Frauen in nachdenklicher, doch hoffnungsvoller Stimmung zurück. Über den durch die Botschaft veranlaßten Gesprächen wuschen sie aber träger als sonst und mußten harte Schelte darum von Gerlinden bei ihrer Rückkehr erleiden. Am nächsten Morgen, als sie wieder zur Arbeit herausmüssen, ist Schnee gefallen. Umsonst bitten sie die hartherzige Königin, ihnen Schuhe zu geben; barfuß müssen sie durch den Schnee zum Strande waten.

Da mochten sie wohl schicken vor sich auf die Flut
viel sehnliche Blicke, von wo die Boten gut
ihnen nahen sollten, die sie aufzufinden
Hilde die reiche gesendet nach dem edeln Ingesinde. (S.)

Nahe Rettung. Da gewahren sie zwei Männer in einer Barke heranfahren. Ihrer Schmach sich schämend entfliehen sie. Aber die beiden Männer, Herwig und Ortwin, springen aus der Barke und rufen sie zurück. Vor Frost beben die schönen Wäscherinnen in ihren nassen Hemden — ihre Haare fliegen im kalten Märzwinde — dennoch weisen sie die wärmenden Mäntel, die die Männer ihnen bieten, zurück. Ortwin fragt nun nach dem Fürsten des Landes, der sie so elend dienen lasse; Gudrun gibt die gewünschte Auskunft. Herwig mischt sich nicht in das Gespräch

Der stolze Herwig blickte Gudrunen oftmals an,
sie schien so schön, so herrlich dem königlichen Mann,
daß mancher tiefe Seufzer den Busen ihm erregte;
der Held verglich sie einer, die er im treuen Angedenken hegte. (B.)

Da fragt Ortwin weiter nach den Frauen und insbesondere nach Gudrun, die einst vor Jahren in das Land gekommen. Die sei im Jammer gestorben, antwortet die Gefragte. Thränen brechen aus der Männer Augen, — als aber Herwig den Verlobungsring zur Begründung seines Schmerzes zeigt, da sagt die Königstochter lächelnd:

„Wohl kenn' ich dieses Ringlein, vor Zeiten war es mein;
nun schaut einmal diesen, den mein Geliebter sandte,
als ich verlass'ne Waise noch Freude sah in meines Vaters Lande." (B.)

Da schließt Herwig die herrliche Königsmaid in die Arme und will sie sogleich mit sich hinwegführen, aber Gudruns Bruder erklärt sich entschieden dagegen; er wolle sie nicht dem Feinde wegstehlen. So scheiden sie denn, aber Herwig verspricht der Geliebten:

„Eh morgen scheint die Sonne, steh' ich vor diesen Thoren,
vertraue meinem Worte, mit sechzigtausend Helden auserkoren." (B.)

Damit stoßen die Helden in die See, und — so lang sie können, folgen der Mädchen Augen ihnen durch die Wogen.

Jubel Gudruns.

So betrübt auch Gudrun über das Scheiden war, sie jauchzte doch mutig auf in dem Gedanken an die bald nahende Befreiung. Freudig und zürnend zugleich warf sie die Leinwand in die Flut: dazu sei sie zu hehr, erklärt sie der ängstlich warnenden Genossin, daß sie für Gerlinde je mehr wasche, zwei Könige haben sie geküßt und sie in ihrem Arm gehalten. Spät abends langen sie vor der Königsburg an, wo die wilde Gerlinde sie mit harten Worten begrüßt und Gudrun nach den Gewanden fragt. Als die „Wölfin" hört, daß die Königstochter sie ins Meer geworfen, befiehlt sie Dornruten zu binden und die Frevlerin damit zu züchtigen. Um dieser Schmach zu entgehen,

Da sprach die Schlangewandte: „Eins, Frau, sei euch gesagt,
wenn ihr mich heut'ges Tages mit dieser Rute schlagt,
und je mit einer Krone mich Menschenaugen schauen
zur Seite eines Königs, dann lohn' ich euch, ihr dürfet auf mich trauen.

„Erlaßt mir diese Strafe, ihr thut es sicher gern;
den ich bis jetzt verworfen, jetzt wähl' ich ihn zum Herrn;
als Königin will ich wohnen in den normannischen Auen,
komm' ich zur Macht, dann thu' ich etwas, nicht sollt ihr euren Augen trauen." (B.)

Sofort meldet es die Königin ihrem Sohne, der freudig herbeieilt; aber als er Gudrun umarmen will, wehrt sie es ab —

— „Nicht doch, Hartmut lasset das noch sein!
sähen es die Leute, Unehre brächt's euch ein;
ich bin ein' arme Wäscherin: wie sollt' es der gebühren,
wollt' ein reicher König sie umarmen oder nur berühren?" (S.)

Da läßt er Gudrun und ihre Jungfrauen herrlich kleiden und bewirten, und als die Hegelingentöchter nun alle beisammen sitzen und die Frauen weinen, da — seit vierzehn Jahren zum erstenmal — lacht hell das Hildenkind. Als das der alten Königin berichtet wird, ahnt ihr Unheil und sie warnt ihren Sohn, aber er schlägt es in den Wind und meint, dem armen Kinde sei das Lachen wohl zu gönnen. Die Jungfrauen gehen zur Ruhe, zum erstenmal wieder auf bequemem Lager, und wie jubeln sie, als Gudrun ihnen erzählt, daß die Hilfe und Rettung nahe sei, und als sie „Burgen und Huben" derjenigen ihrer Dienerinnen verheißt, die ihr den Morgen zuerst verkünden würde, der den Tag der Freiheit und Rache heraufführen solle.

Inzwischen waren Herwig und Ortwin zu ihren Genossen zurückgekehrt und hatten den Erfolg ihrer Fahrt berichtet. Als sie erzählten, in welchem Zustande sie Gudrun und Hildeburg gefunden, da huben die Helden an zu weinen, aber Wate schalt sie drob und riet ihnen, lieber jetzt ohne Zögern aufzubrechen, um die „weißen Kleider rot zu waschen, die ihre weißen Hände gewaschen an dem Meer". Er ruft:

„Die Lüfte sind so heiter, es scheint so reich und voll
der Mond vom Himmel nieder, mir ist im Herzen wohl;
nun brechet auf vom Strande, ihr lieben Herrn! Als Gäste
stehn wir noch, eh' es taget, zusammen morgen vor Herrn Ludwigs Feste." (B.)

Aufbruch zum Kampf.

Bei hellem Mondschein segeln sie fort, und als der Morgenstern aufgeht, sieht eine von Gudruns Jungfrauen, die am Fenster steht, das Gefild leuchten von Waffen und das Meer voll Segel; raschen Schrittes eilt sie zu Gudruns Lagerstatt und weckt die Schlummernde. Gleichzeitig hört man von den Zinnen des Königs Wächter rufen:

„Wohl auf, ihr stolzen Recken, wohl auf, Herr, zu den Waffen:
Ihr kühnen Normannen, allzulang, mich dünkt, habt ihr geschlafen!" (S.

III. 3. Gudruns Befreiung. (Abenteuer XXVIII—XXXII.)

Dem Streite ging's entgegen; der Held von Stürmeland
begann ein Horn zu blasen, weit über den Ufersand
erklang es allgewaltig, wohl über dreißig Meilen,
zu Königin Hildens Banner sah man die stolzen Hegelinge eilen. (B.)

Und zum zweiten und dritten Male blies der alte Wate, daß die Eckſteine fast aus ihren Fugen sprangen, dann hieß er den Degen Horant der Königin Hilde Banner hochauf schwingen.

Es graute sie vor Wate, man hörte keinen Laut,
da tönte Rossewiehern; des Königs Herwig Braut
stand oben in der Zinne, in stolzer Reihe zogen
die kühnen Normannhelden und König Hartmut aus des Thores Bogen. (B.)

Vor der Burg.

Der Kampf beginnt vor der Burg; bald strömt zur Erde das Blut in roten Bächen nieder. Mannhaft sinken die Helden; der alte König Ludwig wird von Herwig erschlagen. Die böse Gerlind will dafür Gudrun töten lassen, aber Hartmut eilt dazwischen und scheucht den Mörder edelmütig zurück. Bald darauf gerät er in Kampf mit Wate und ist dem Falle nahe, da läßt Gudrun, durch Ortruns Bitten erweicht, bei dem Alten durch Herwig Fürbitte einlegen. Er weist es schroff zurück. Und als Herwig, Gudrun zu Liebe, kühn zwischen die Kämpfer springt, schlägt ihm Wate einen so meisterhaften Schlag, daß er zu Boden stürzt; seine Helden helfen ihm von dannen und reißen auch Hartmut weg aus Wates Gewalt. So ist Hartmut in die Gefangenschaft seiner Feinde geraten und mit ihm achtzig seiner Ritter; die anderen kamen alle um.

Einnahme der Burg.

In ergrimmtem Sturme nahm nun Herr Wate die Burg, alles vor sich her niederhauend und selbst die Kinder in der Wiege nicht verschonend. Die Königin Gerlind, die sich zu Gudrun flüchtet, wird ihm durch eine Dienerin verraten; da packt er sie wild und ruft ihr zu in grimmem Zorne:

„Frau Königin Gerlinde,
jetzt laßt ihr nimmer waschen von meiner Landesfürstin holdem Kinde!" (B.)

Und damit schlug er ihr das Haupt ab. Dasselbe that er auch der jungen Herzogin Hergart von Gudruns Gefolge, die Hartmuts Schenken um hohe Minne genommen und viel Hoffart getrieben. Ortrun aber und das andere Hofgesinde ließ er, auf Gudruns Fürbitte, leben.

So war der Streit geschlichtet, still war es überall,
da kam der König Herwig herein in Ludwigs Saal
mit seinen Schlachtgenossen von Blute rot gegangen,
ihn sah Gudrun und eilte entgegen ihm zu liebendem Empfangen. (B.)

Es werden darauf die Toten aus den Kammern und Sälen der Burg herausgeschafft, von den Wänden das rote Schlachtenblut gewaschen, damit Gudrun darin

wohnen könne, während die Helden hinausziehen, „das Erbe Hartmuts zu beschauen.“ Nun wird das Land ringsum verheert, die Burgen gebrochen. Nach solcher Vergeltung schiffen die Hegelingen sich wieder ein mit Gudrun und großer Beute; unter den Gefangenen Hartmut, der wackre Königssohn.

Heimkehr der Hegelinge.

Im Jubel fuhr nun das Hegelingenheer der Heimat zu; leicht schwebten ihre Schiffe bei günstigem Winde über das Wasser, und bald lag das von allen ersehnte Gestade vor ihren Augen. Königin Hilde, durch Wates Boten vorher benachrichtigt, empfing die Heimkehrenden am Strande, aber unter der Schar der Frauen erkannte sie Gudrun nicht, bis einer der Helden sie ihr zuführte und sie einander küßten — wie schnell da Leid und Trauer ihnen schwanden! Auf Gudruns Bitte gewährte sie auch Ortrun ihre Huld, die der Tochter in dem jahrelangen Elend eine treue Freundin gewesen war. Auch Hartmut und die Seinen wurden auf ihr Wort, nicht zu entfliehen, von den Fesseln befreit. Große Festlichkeiten wurden gerüstet zur Hochzeit Herwigs und der lieblichen Gudrun. Zur Aussöhnung des Hasses zwischen den feindlichen Stämmen wurde sodann Ortrun von Normannenland dem tapferen Ortwin vermählt, und Gudrun, die dazu selbst die Anregung gegeben, veranlaßte auch noch einen andern Bund, den Hartmuts mit ihrer langjährigen Leidensgenossin Hildeburg.

Gudruns Hochzeit.

Vier bräutliche Paare werden vereint, — Leid und Trauer wandeln sich in Freude, der Völker Streit und Hader in Frieden und brüderliches Bündnis zu Schutz und Trutz.

Das Gudrunlied, das v. d. Hagen „die wunderbare Nebensonne der Nibelungen“ nannte, wurde gerade 300 Jahre nach Maximilians Tode wieder ans Licht gezogen, aufmerksam untersucht und gelesen. Seitdem ist es wiederholt herausgegeben und in unser heutiges Deutsch übertragen, letzteres namentlich von Simrock, Ludw. Freytag, Wilhelm von Plönnies, Bacmeister, G. L. Klee ꝛc. im Versmaß des Originals; von San Marte (Schulz) und von Emil Engelmann in einer den Originalcharakter etwas verwischenden, aber seine Schönheit der Neuzeit wirksam erschließenden, freien Umdichtung. In seiner „Iduna“ hat Heinrich Keck die Sage durch eine treffliche Wiedererzählung in Prosa dem modernen Verständnis näher gebracht. Als Schauspiel ist es von Viktor v. Strauß, Julius Grosse u. a. bearbeitet worden. Im ganzen ist es unverdientermaßen viel weniger bekannt als das Nibelungenlied, dem es, wie Jakob Grimm urteilt „an innerem Gehalt nahe steht“ und das „es in der Anlage des Ganzen und regelmäßig fortschreitender Entwickelung übertrifft.“

Übersetzungen der Gudrun.

Neuerdings hat Gotthold Klee die deutschen Heldensagen, aus den besten alten Quellen geschöpft, in geschmackvoller Prosa wiedererzählt: eine verdienstvolle Arbeit, die in hohem Grade geeignet ist, den reichen Schatz des alten epischen Volksgesanges unserer Jugend zu eröffnen.

Von der Kunstdichtung.

Hofepik.

Die **Kunstdichtung** blühte an den Höfen; man kann sie geradezu eine Hofepik nennen. Mit vornehmer Geringschätzung blickten die höfischen Dichter auf die heimatliche Sage herab und schöpften aus französischen Quellen. Anhäufung von seltsamen und fremdartigen Abenteuern herrscht in ihren Werken vor: „fremdiu maere und fremde namen hât diu aventiure“ sagt Wirnt von Gravenberg im „Wigalois.“ Dazu wird der Fluß der Ereignisse durch breite Schilderungen und weitschweifige Reflexionen gehemmt, die dem Volksgesange immer fremd geblieben waren. Mit moralischen Betrachtungen, ja mit Gebet heben die Kunstepen gewöhnlich an. Auch treten die Verfasser mit ihrem Namen und ihren subjektiven Erörterungen in den Vordergrund.

Jeder der bedeutenden Kunstdichter hat seinen eigenen Stil, der als Muster für alle übrigen dient. Allen voran schreiten drei Dichter, welche den Höhepunkt des höfischen Epos bezeichnen: Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Hartmann von Aue. Vor diesen dreien könnte man etwa noch Heinrich von Veldeke hierher rechnen, dessen Verdienste um die deutsche Verskunst bereits (S. 35 f.) erwähnt sind. Ihnen ordneten sich die zahlreichen anderen fast sämtlich unter, teils als Nachahmer, teils als Fortsetzer ihrer unvollendet gebliebenen Werke.

Wolfram von Eschenbach.

Wolframs Leben.

Im bayerischen Kreis Mittelfranken, dem ehemaligen bayerischen Nordgau, vier Stunden von Ansbach, liegt ein kleines hochummauertes Städtchen, **Eschenbach**, der Stammsitz des altadeligen Rittergeschlechtes, dem der „Beier" Herr **Wolfram** angehörte. Wann er geboren, wo er geboren, ist unbekannt, aber sicher ist, daß seine Geburt in die Zeit des großen Kaisers Rotbart fiel, wie sein Tod in die Friedrichs II von Hohenstaufen. Der gedankenreichste und tiefsinnigste Dichter des Mittelalters war arm an irdischem Gut; ein nachgeborener Sohn, besaß er nur eine vermutlich sehr bescheidene Burg, Wildenberg, wohl in der Nähe des heutigen Dorfes Wehlenberg, das ehemals Wildenbergen hieß, und war auf ein wanderndes Leben angewiesen.

Daheim in meinem eigenen Haus — die braucht man nicht vor mir zu hehlen,
freut auch sich selten eine Maus — ich finde keine offen —
die Maus muß ihre Speise stehlen;

scherzt er selber im „Parzival" über seine bedrängte Lage. Die ihm von Gott verliehene Kunst war sein Reichtum, der Gesang die Quelle seines Unterhaltes. Als Dichter war er froh willkommen geheißen auf den Schlössern der Herren und Fürsten; doch trat er überall als Ritter auf, er spricht von seiner „ritterlichen Sicherheit", und die Lust an Abenteuern mochte ihn ebensosehr in die Welt hinaus treiben, als die Not des Lebens:

„Wer Schildes Amt üben will,
der muß durchstreichen Lande viel —"

sagt er selbst, und die Heidelberger Liederhandschrift stellt ihn dar, wie er im Ringpanzer, darüber den Wappenrock, das Schwert umgegürtet, das Haupt im geschlossenen Helm, den Schild in der Linken, das Banner in der Rechten, vor seinem gesattelten und gezäumten Rosse dasteht. Sein Wappen aber war nicht das in jener Zeichnung auf dem Schilde dargestellte, sondern wie es ein altes Wappenbuch enthält; dieses zeigt es im gelben Felde und auf dem Helme einen roten Topf mit Gießschnabel am Bauche und bogenförmiger Handhabe, aus dem oberen Topfe sprießen fünf tulpenartige weiße Blumen.

Von Wolframs Lebensschicksalen ist wenig bekannt; aber wir wissen mit Bestimmtheit, daß er lange an dem Hofe des kriegerischen und doch so kunstliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen (1195—1215) weilte. Auf der Wartburg bei Eisenach hielt dieser freigebige Fürst, dessen Name auch in den Reihen der Minnesänger uns begegnet, einen friedlichen und prächtigen Hof und sammelte um sich einen Kreis edler deutscher Sänger, wie es sechshundert Jahre später ein Fürst desselben Landes in dem benachbarten Weimar that. In lebhaften Farben schildert Walther v. d. Vogelweide das geräuschvolle Treiben an diesem Hofe:

Wer in den Ohren siech ist oder krank im Haupt,
der meide ja Thüringens Hof, wenn er mir glaubt:
käm' er dahin, er würde ganz bethöret;

Wolfram von Eschenbach.

Miniatur aus der Heidelberger (Manessischen) Handschrift.

(Verkleinert.)

Ich drang so lange zu, daß ich nicht mehr vermag,
ein Zug fährt ein, ein andrer aus, so Nacht als Tag.
Ein Wunder ist's, daß da noch jemand höret.

Der Landgraf hat so milden Mut,
daß er mit stolzen Helden seine Habe verthut;
manch wackern Kämpen gäben ab die Zecher.
Sein hoher Sinn ist mir wohl kund:
und gält' ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
leer stünde dort nie eines Ritters Becher.

Schärfer spricht sich Wolfram, der hier mit Walther zusammenkam, über den Mißbrauch aus, der mit der Gastfreiheit dieses Hauses vielfach getrieben wurde. Er wünscht dem Landgrafen einen strengen Seneschall, der Ordnung schaffte —

da wahre Milde dir gebot
deinen Hof so bunt zu mischen,
daß zu den Werten, Höfischen
auch viel Verächtliche dringen
darum muß Herr Walther singen:
„Gut und Böse, guten Tag."

Wolframs männliche Würde und sittlicher Ernst, der sich hier, wie in allen seinen Dichtungen ausspricht, verschafften ihm an dem buntbelebten Hofe zu Thüringen eine hervorragende Stelle, wie auch der sagenhafte Nachklang an das dortige dichterische Zusammenleben, „Der Sängerkrieg auf der Wartburg", den wir später noch eingehender kennen lernen werden, eine solche ihm einräumt. In das Jahr 1207 legen die thüringischen Chroniken diesen Dichterkampf; um jene Zeit weilte also Wolfram schon auf der Wartburg; dort sang er seine „Tagelieder", dort dichtete er seinen „Parzival", der gegen 1215 vollendet sein mochte; dort empfing er die Anregung zu seinem „Willehalm."

Nach Landgraf Hermanns Tode, dessen Nachfolger Ludwig kein Freund der ritterlichen Dichtung war, verließ Wolfram Thüringen und kehrte in seine Heimat zurück. Dort starb er und ward im Frauenmünster zu Eschenbach begraben.

Aus mehrfachen Andeutungen seiner Gedichte können wir annehmen, daß Wolfram verheiratet war; gern rühmt er das Glück des ehelichen Lebens, er gedenkt einer geliebten Tochter, spricht von dem Gehenlernen der Kinder. Sein großes Gedicht widmet er in zarter Weise einer Frau, deren Namen unbekannt geblieben ist. In vielen Stellen seiner Dichtungen gibt sich eine hohe Frauenverehrung kund.

Wolfram besaß keine gelehrte Bildung, wie sie manche Dichter jener Zeit auf Klosterschulen erhielten; er war im Waffenhandwerk aufgewachsen und konnte weder lesen noch schreiben:

„Swaz an den buochen stêt geschrîben,
des bin ich künstelôs beliben —"

gesteht er selbst im „Willehalm." Um so überraschender ist die Macht seines Gedächtnisses, das sicher festhielt, was er einmal vernommen hatte. Er besaß eine umfassende und gründliche Kunde heimischer und fremder Sagen, war des Französischen Meister, hatte naturgeschichtliche, astronomische, theologische Kenntnisse. Dazu beherrschte er die ihm nur mündlich überlieferte französische Quelle seiner Dichtungen und lebte mit ganzer Seele in den Stoffen derselben, die er in ihrer sittlichen Bedeutung auffaßte und christlich vertiefte. So erwarb er, trotz manchen Widerspruchs und Spottes, die Anerkennung und Bewunderung seiner Zeitgenossen, aber sein Ruhm überlebte sein Jahrhundert und ist aufs neue erstanden in unseren Tagen. Das Denkmal, das König Max II von Bayern ihm in Eschenbach 1861 in Gestalt eines Brunnens mit seiner Bildsäule gesetzt, ist ein Ausdruck der neu erwachten Liebe unseres Volkes zu seinen Dichtungen.

Wolframs epische Dichtungen.

Indem ich Wolframs wenig zahlreiche lyrische Poesien für jetzt bei Seite lasse, gehe ich sogleich über zu seinen epischen Dichtungen.

Es sind dies: 1) Parzival. 2) Titurel (in drei Einzelliedern behandelt). 3) Willehalm.

Zum Verständnis des ältesten und bedeutendsten von Wolframs Gedichten, des **„Parzival"**, zu dem die Titurellieder eigentlich noch wie ein Teil zum Ganzen gehören, ist es nötig, die beiden Sagenkreise, welche demselben zu Grunde liegen und darin verschmolzen sind, zunächst kennen zu lernen. Es sind die Sagen von König Artus' Tafelrunde, in denen das weltliche Rittertum, und die vom heiligen Gral, in denen das geistliche Rittertum gefeiert wird. Teils bei den Briten, teils in Nordspanien und Südfrankreich entstanden, wurden diese Sagen in Frankreich künstlerisch ausgestaltet und kamen von dort zu uns.

König Artus und die Tafelrunde.

König Artus.

Artus oder Arthur, der letzte Held des von den Römern zuerst besiegten und auf kleinen Besitz zurückgedrängten, einst allein in Britannien herrschenden Keltenstammes, hatte sich durch seine Tapferkeit von einem kleinen Häuptling der Siluren oder Dammonier zum König aller Briten aufgeschwungen und als solcher mehrere namhafte Siege über die germanischen Eindringlinge des sechsten Jahrhunderts davongetragen, hatte die Freiheit, Sprache und Sitte des Vaterlandes geschützt und das Kreuz gegen die Heiden verteidigt. Bis an seinen Heldentod im J. 542 war es ihm gelungen, die Unabhängigkeit seines Volkes gegen die Sachsen zu behaupten; erst gegen 590 fand der Untergang der keltischen Macht in dem Verzweiflungskampfe um die Feste Caltranz statt, den ein britischer Barde, Aneurin, in seinem Epos „Gododin" ergreifend geschildert hat. Damals auf den Rand und die Gebirgshörner des Inselandes hinausgetrieben, sind die Kelten nie wieder emporgekommen, wenngleich sich ihre Sprache in Wallis, in der Bretagne, in Irland und in den Hochlanden von Schottland sogar bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Mit der Sprache ist auch die keltische Sage dort heimisch geblieben, vor allem aber zeugen noch heute zahlreiche Erinnerungen von der hervorragenden Stellung, die König Artus darin eingenommen. (In Deutschland erinnern die Artushöfe in Danzig, Thorn u. a. Städten an ihn.) Um ihn „sammelte sich", wie Vilmar es schön deutet, „das erlöschende Nationalbewußtsein des von Römern und Germanen aus der Reihe der herrschenden Völker Europas verdrängten Keltenvolkes", und „er hat zur Vergeltung der politischen Vernichtung seines Volkes mit seinen Heldensagen nahe an ein Jahrtausend lang die ganze romanische und germanische Welt erfüllt und poetisch beherrscht." Lange wähnte ihn sein Volk ungestorben, wie das unserige seinen Kaiser Friedrich und hoffte seine glorreiche Rückkehr und damit seine eigene nationale Auferstehung; allmählich erblaßte aber die Heldengestalt, und es ward in den französischen Umbildungen und deutschen Bearbeitungen daraus ein mittelalterlicher Lehnskönig von großer Milde und dem Minnedienste hold, dessen Edle und Tischgenossen täglich auszogen und abenteuerliche Heldenthaten verrichteten im Dienste der Frauen. Der Kern der so gestalteten Sage ist der folgende:

Artussage.

König **Artus**, Uters Sohn, hält Hof in Kaerllion ar Wsk, seiner Residenz am Usk in Wales mit Gwenhwyvar (Ginevra), der Tochter eines Herzogs von Cornwallis, seiner schönen Gemahlin. Um sich hat er einen glänzenden Hofstaat von vielen tausend Rittern versammelt, die nicht zu Morgen essen, bevor sich ein Abenteuer gezeigt, das sie dann auf wunderbare Irrfahrten zu Heldenthaten hinausführt. Zugleich sind aber diese unerschrockenen Kämpen auch Vorbilder edler Ritterfitte und feiner Hofzucht. Auf den Rat des Zauberers Merlin hat König Artus die Tafelrunde gegründet, einen engeren Kreis von zwölf auserwählten Rittern, der so nach der runden Tafel genannt ist, um die sie mit

dem König und der Königin sitzen. Alle sind hier gleichberechtigt, die runde Tafel gestattet keinen Vorrang und keinen Ehrensitz. Dieser Tafelrunde anzugehören war die höchste Ehre eines Ritters. Hier fehlte es nie an Kurzweil — nirgends gab es wertere Aventiure als bei König Artus. Allein oder in Gemeinschaft zogen sie aus auf Abenteuer, deren Beschreibung den Inhalt zahlreicher Rittergedichte bildet, zur Beschützung fahrender Fräulein, zur Bekämpfung fremder Ritter oder schreckhafter Riesen, zur Eroberung verzauberter Paläste u. s. w. Die hervorragendsten Helden sind Gawan, Artus' Neffe, Parzival (keltisch Peredur), Lohengrin, Tristan, Iwein, Erec, Wigalois u. a. An die älteste deutsche Heldensage erinnert der wilde Segremors, den man binden mußte, um ihn vom Fechten zurückzuhalten. Die oft scharfe Hofzucht wird durch den Seneschall Keie vertreten.

Die Sage vom heiligen Gral.

Wie Uhland es tief poetisch ausdrückt, sind die Dichtungen von der Tafelrunde „der Kreis grüner, nur an der Spitze leicht gerötheter Blätter, in denen die purpurne Blume selbst, die Sage vom Gral, ruht."

Ein köstlicher Jaspis, der edle Stein, durch dessen Kraft der Phönix aus der Asche sich verjüngt, war bei dem Sturze Luzifers aus dessen Krone gefallen, aber Engel hielten ihn lange schwebend in der Luft. Als Christus nun auf die Erde kommen sollte, kam auch jener wundervoll glänzende Stein dorthin, und es wurde daraus eine Schale verfertigt, die in den Besitz des Joseph von Arimathia gelangte. Aus dieser Schale reichte der Heiland in der Nacht, da er verraten wurde, seinen Jüngern das Brot des Lebens; in derselben fing Joseph das Blut des Gekreuzigten auf, das aus seiner Seite floß, da der Kriegsknecht Longinus sie mit der Lanze öffnete. Darum besaß diese Schale fortan Kräfte des ewigen Lebens. Wer sie anschaut, nur einen Tag anschaut, der kann in derselben Woche noch nicht sterben, wer sie unaufhörlich anblickt, dem wird nicht bleich die Farbe noch grau das Haar, und schaute er sie Jahrhunderte lang an. So berichtet die Sage, daß Joseph von Arimathia, von den Juden ins Gefängnis geworfen, in demselben 42 Jahre lang durch die Wunderkraft dieser Schale, die Christus ihm gebracht, ohne andere Speise am Leben erhalten worden sei. Diese Schale ist nun der **heilige Gral** (von dem altfranzösischen Wort greal, das Schüssel, Gefäß bedeutet) zugleich ein Sinnbild der durch Christi Tod der Menschheit erworbenen Seligkeit. Dieser Gral ist so schwer, daß das ganze sündige Menschengeschlecht ihn nicht heben noch fortbewegen kann, und doch so leicht, daß die Hand einer zarten Frau es zu thun vermag; denn nur Herzensreinheit hat diese Macht. Als nun Joseph bei der Zerstörung von Jerusalem durch Titus aus seinem Kerker befreit wurde, erhielt er von einem Engel den Befehl, für den Gral einen Behälter zu machen, den zu öffnen ihm alle Tage erlaubt sein solle. Er that es und durchzog mit dem ihm anvertrauten Heiligtum die Lande, das Evangelium verkündend; so kam er eines Tages zu einem König Ebron, welcher zwölf Söhne hatte. Diese fragte Joseph, was sie einmal werden wollten; da entschieden sich elf für weltliches Leben und ehelichen Stand, der zwölfte aber erklärte, keusch bleiben und dem Gral sein Leben widmen zu wollen. Entzückt umarmte Joseph den frommen Jüngling und bestellte ihn zu seinem Nachfolger, wenn er selbst einst heimgerufen werde, mit dem Befehl, dafür zu sorgen, daß die Hut des Grales, zu dessen Aufbewahrung eine prächtige Burg erbaut wurde, immer in reinen Händen bleibe. Von da an ist es die höchste Ehre und Würde der Menschheit, das Heiligtum des Grales zu hüten. Gralsage.

Nach einer anderen Sage war lange Zeit nach Christi Tod niemand würdig erfunden worden, dieses Heiligtum zu hüten, und Engel mußten es schwebend in der Luft halten. Da wurde zu diesem Dienste **Titurel**, ein französischer Königssohn, nach Salvaterre in Biscaya geführt, wo er auf dem unnahbaren Berge Montsalvage (Montsalvatsch = wohlbewahrter Titurel.

Berg, Berg des Heiles; nach anderer Auslegung der wilde Berg) eine Burg baute für die Gralhüter und einen Tempel für das Heiligtum selbst. Titurel ward Gralkönig, weil er als der demütigste und treueste, der reinste und keuscheste Mann erfunden wurde, und sein Nachfolger darf nur werden, wer ihm gleicht. Unter ihm stehen die Gralritter, die nicht nach Stand und Geschlecht, sondern nur nach dem Maß ihrer Tugenden zu diesem geistlichen Ritterorden zugelassen werden, der sich fort und fort in starker Männlichkeit und Tapferkeit, in Treue gegen Gott und die Frauen, in Selbstverleugnung und Herzenseinfalt bewähren muß. Die Gralritter heißen templeise d. h. Tempelhüter oder Templer. (Dieser Zug der Sage erinnert an den historischen Templerorden, der im südlichen Frankreich und nordöstlichen Spanien große Besitzungen hatte. Das erste Tempelhaus wurde 1136 in den Pyrenäen durch Graf Roger III von Foix gestiftet.) Ernährt und erhalten werden sie durch den Gral, in den an jedem Karfreitag eine leuchtend weiße Taube die Hostie (das neue Manna und Brot des Lebens) vom Himmel niederbringt, wodurch seine Lebenskräfte immer wieder erneuert werden. Durch dieses heilige Rittertum findet nun die oft erwogene Frage, „wie der Welt Lob und der Seele Heil zu gewinnen sei," „wie Reichtum, weltliche Ehre und Gottes Huld in Einen Schrein kommen mögen", ihre Lösung. Ein ritterliches Leben in der Weihe des Christenglaubens ist das der Hüter des Grals.

Titurels Burg.

Hoch und herrlich ragen Titurels Tempel und Burg empor. Der Gipfel des Berges Monsalvatsch, auf dem dieselben sich erheben, besteht aus einem großen Onyx und ist so glatt und glänzend wie der Mond. Der Tempel, dessen Grundriß Titurel nach langem Sinnen eines Tages von unsichtbarer Hand auf dem Felsen aufgezeichnet findet, eine Rotunde, ist von 72 achteckigen Chören oder Kapellen kranzartig umgeben. Auf je zwei Kapellen steht ein Turm von sechs Stockwerken, auf der Spitze eines jeden dieser 36 Türme leuchtet hell ein Rubin, auf ihm ein hohes lichtes Kreuz von Kristall, auf dem Kreuz ein Adler von Gold mit ausgespannten Flügeln. Inmitten dieser Türme erhebt sich ein doppelt so hoher Turm, auf dessen Spitze ein Karfunkel tags erglänzt und nachts durch den tiefen Wald den Templeisen zur Heimkehr leuchtet. Der ganze Bau ruhte auf ehernen Säulen, von denen schlanke Bogen zu schwindelnder Höhe sich emporschwangen und oben ein prächtiges Gewölbe von himmelblauem Saphir umspannten, das mit hellen Karfunkeln wie mit Sternen übersäet war und in dessen Mitte eine smaragdene Scheibe mit dem Lamm und der Kreuzesfahne sich befand. Auch die goldfarbene Sonne und der silberweiße Mond waren dort aus edlen Steinen gebildet, die bewegten sich Tag und Nacht, und goldene Cymbeln verkündeten mit süßem Ton die sieben Gebetsstunden des Tages, den König und die Ritter allezeit zu mahnen, „nach Gottes Thron zu trachten und alle Dinge zu verschmähen, welche der Himmelskrone verlustig machen, der Krone, welche die Armen gleich den Königen erhebt." Alle Altarsteine waren ebenfalls aus blauem Saphir, darüber lagen grüne Samtdecken ausgebreitet. Das Estrich bestand aus wasserhellem Kristall, worunter man aus Onyx Fische und allerlei Meerwunder erblickte. Die Fenster aus lichten Beryllen und Kristallen kunstvoll geschliffen, trugen zu dem strahlenden Glanz des Innern bei, doch war derselbe gemildert durch die aus farbigen Edelsteinen gefertigten eingesetzten Bilder, durch welche das Licht farbig hineinfiel. In der Mitte des Tempels unter dem großen Turm war der ganze Bau im kleinen nachgeahmt, ein kunstvolles Sakramentshäuschen, in dem der heilige Gral selbst aufbewahrt wurde. Ringsum in den Kapellen hingen Ampeln mit Balsamöl von farbigem Kristall, goldig und rosenfarbig Tag und Nacht erglühend. Am Westende war ein reiches Orgelwerk; ein großer goldener Baum mit Ästen und Zweigen und Laub voll der schönsten Singvögel, in die von Bälgen Wind geleitet wurde, so daß ein jeder nach seiner Art sang, je nachdem der kundige Meister das Werk spielte.

Dieser, in Wolframs „**Titurel**" beschriebene Bau erinnert vielfach an den Bau des Neuen Jerusalem in der Offenbarung Johannis, wenn auch deutlich umgebildet:

Kaiser Karl IV. ließ nach dieser Beschreibung die schöne Kreuzeskapelle auf der Burg Karlstein bei Prag bauen, die noch heute zum Teil existiert.

Um diesen von einer weiten Burg umschlossenen Tempel breitete sich ein dichter, sechzig Tagerasten weiter Wald von Ebenholzbäumen, Cypressen und Cedern aus, durch welchen niemand hindurchdringen konnte, der nicht gerufen war. Anderseits aber wurde das Geheimnis des Grals niemandem erschlossen, wenn er nicht fragte; wer, wenn berufen, stumm und gleichgültig davor stehen blieb, der war für immer ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Gralhüter. — So ist der Gral ein tiefsinniges Symbol des in Christus zu erlangenden Heiles, dessen nur der teilhaftig wird, der danach fragt, und der dem an ihn ergangenen Rufe nicht Gleichgültigkeit und Stumpfsinn entgegensetzt. Die Hostie, durch die der Gral seine nährende und verjüngende Kraft gewinnt, ist ein Sinnbild des Brotes des Lebens, das vom Himmel gekommen, nicht hungern noch dürsten, das nimmermehr sterben läßt.

Die Gralsage mit der Artussage zu einem Kunstepos verbunden tritt uns in Wolframs größter Dichtung entgegen in seinem

Parzival.

Dieses tiefsinnige, oft dunkele und schwer verständliche, aber künstlerisch vollendete Gedicht ist ein Seelengemälde, das uns die innere Entwickelung des Menschen in epischer Form vorführt, wie es sechs Jahrhunderte später Goethes „Faust“ im Drama und neuerdings Richard Wagners „Parsifal“ in der Oper erstrebt hat.

Parzival ist der Gott suchende, von Gott sich entfernende, ihn ganz verlierende und endlich nach schweren Kämpfen ihn wieder findende Mensch. Diesem nach den höchsten geistigen Gütern ringenden Helden des Gedichtes steht der nach weltlicher irdischer Lust trachtende **Gawan** gegenüber, der im weltlichen Sinn ein Ideal des Rittertums genannt werden kann. Parzival verschmäht das Rittertum nicht, aber er strebt über das irdisch beschränkte hinaus, sein Ziel ist das lange ihm unbewußt vorschwebende, endlich in der Gralburg erreichte: „ein ritterliches Leben in der Weihe des Christenglaubens,“ oder wie es der Dichter nennt: „zeitliches Heil im Abglanze des ewigen.“ Parzival.

Vorgeschichte. Parzivals Vater Gahmuret, der jüngste Sohn des Königs von Anjou, fährt wohlgerüstet aus auf Ritterschaft, um sich in der Fremde zu erkämpfen, was ihm in der Heimat versagt ist. Nachdem er dem Kalifen von Bagdad lange in manchem Kriege gedient, befreit er in Zazamank die Mohrenkönigin Belakane und gewinnt ihre Hand und Krone. Aber die Sehnsucht nach neuen Heldenthaten und das Verlangen nach Christenlanden und Christenmenschen ließen ihm keine Ruhe. Heimlich entfernte er sich aus dem Land unter Hinterlassung eines Schreibens an seine Gemahlin, in welchem er ihr die Gründe seiner Abreise darlegte und zugleich mitteilte, welchem Volke und Geschlechte er angehöre. Bald nach seiner Entfernung wird Belakane von einem Knaben entbunden, der weiß und schwarz wie eine Elster ist und Feirefiz genannt wird — — Gahmured erreicht unterdes, von günstigen Winden gefördert, Spanien und landet in Sevilla. Da vernimmt er, daß König Kailet, sein Vetter, zu einem Turnier gezogen, welches die Königin Herzeloide von Waleis nach Kanvoleis ausgeschrieben, wobei sie als Siegespreis ihre Hand und ihr Land verheißen hat. Gahmuret, als

sein Blick die Frauen überglitt — lichtstrahlend, da durchzuckt' es ihn
und ihm die Königin erschien — bis in die Füße.

Aus allen Tjosten geht er siegreich hervor, die Hand der Königin wird ihm zugesprochen, aber es bereitet ihm nur Qual, denn er will Belakanen nicht untreu werden; dazu gelangen Boten von seiner Jugendgeliebten, Ampflise, Königin von Frankreich,

an, die ihm melden, daß ihr Gemahl gestorben, ihre Hand frei sei und ihr Herz noch immer ihm gehöre.

„So nimm hin meine Krone
der Minne zu Lohne",

schreibt sie ihm. Um seine Not zu vollenden, gelangt in diesem Augenblicke noch die Nachricht von dem Tode seines Bruders Galoes an ihn. Sein väterliches Reich Anjou erwartet ihn als König. Von den widerstrebendsten Gefühlen wird er hin und her getrieben, es zieht ihn zu der schönen Herzeloide, die ritterliche Treue treibt ihn zu Ampflisen, sein Gewissen mahnt ihn an Belakane — in schlaflosem Jammer vergeht ihm die Nacht. Aber Herzeloide will nicht von ihm lassen — am folgenden Morgen
Herzeloide. beruft sie ein Schiedsgericht, das den Ausspruch thut, er müsse Herzeloiden zur Gemahlin nehmen und ihr Reich mit Anjou vereinigen. Zornig ziehen Ampflisens Boten heim. Gahmuret feiert nun seine Vermählung mit Herzeloiden und tritt seine Herrschaft über ihr und über sein eigenes Land an. Anderthalb Jahre vergehen, manches Turnier wird gehalten, manches Fest gefeiert, da erfährt Gahmuret von der Kriegsbedrängnis seines ehemaligen Gebieters in Bagdad und zögert nicht, zu seiner Hilfe aufzubrechen. Durch Verrat verliert er, fern von seiner Gemahlin, sein Leben. Angstvolle Träume bereiten Herzeloide auf die Schreckenskunde vor. Laut ruft sie und jammert im Schlafe; ihre Dienerinnen springen herbei und wecken sie. Da kommt ein Knappe auf den Hof geritten — aus fernem Morgenlande bringt er den blutigen Speer, der Gahmuret den Todesstoß gegeben. Im Jammer genas sie vierzehn Tage darauf eines Sohnes. Es ist der Held unseres Gedichtes — **Parzival.**

Beidiu siufzen unde lachen	Aus ihrem Munde hörte man
kunde ir munt vil wol gemachen.	bald Seufzen und bald Lachen,
Sie fröwete sich ir suns geburt;	sie freut' sich ihres Sohns Geburt:
ir schimph ertranc in riuwen furt.	ihr Scherz ertrank in Thränenfluten. (B.)

Im Walde von Soltane. Parzivals Jugend. Die Witwe entsagt ihrer Krone und zieht aus ihrem Lande; mitten im wüsten Walde von Soltane läßt sie reuten und pflügen — dort will sie ihr Schmerzenskind vor aller Kunde der Ritterschaft behüten, die dem Vater so verderblich gewesen. Bei Leib und Leben gebietet sie dem Ingesind, das sie mitgenommen, „daß von Rittern schwieg' ihr Mund." So wuchs der Knabe gleich einem Einsiedler auf —

durch der Mutterliebe Sorgen
um königliche Zucht betrogen.

Nur ein Spiel wird ihm in diesem Waldesraum gestattet: er schneidet sich Bogen und Bolzen, womit er Vögel schießt. Aber doch ist sein Gemüt so weich, daß er in Thränen ausbricht und sich die Haare rauft, wenn er ein Vöglein traf, das zuvor so schön gesungen. Wenn er sich morgens am frischen Quell wäscht und über ihm der Vögel Sang ertönt, da „dehnet ihm der süße Laut die junge Brust." Weinend läuft er zu seiner Mutter, doch kann er ihr nicht sagen, was ihm geschehen — „So geht's Kindern noch in unsern Tagen."

Die Königin forscht dem weiter nach, und so erblickt sie ihn eines Tages, wie er auf den Gesang der Vögel lauscht. Da wird sie inne, wie von dem Gesang ihres Kindes Brust erschwillt. Sie ahnt die Regung, die zu kühnen Thaten treibt. Da sendet sie ihre Knechte aus, die Vögel zu würgen und zu fangen, doch Parzival erbittet ihnen Frieden. Sie sieht ihr Unrecht ein:

„Wie kann' ich das Gebot
des höchsten Gottes auch verkehren!
Sollen Vöglein trauern meinethalb?"

Da will der Knabe wissen, was Gott ist, und sie erwidert;

„Das will ich treulich dir verkünden:
Er ist noch lichter als der Tag,
der ein Antlitz angenommen,
gleichwie Menschen Angesicht.
Mein Sohn, merk eine Lehre:
Ihn flehe an in jeder Not,
seine Treu' half stets der Welt.
Doch einer heißt der Hölle Wirt;
ist schwarz und meidet Untreu nicht.
Von dem laß die Gedanken fern
und auch von Zweifels Wanken." (B.)

So lehrt sie ihn das Lichte von dem Finstern unterscheiden, und er hört aufmerksam zu, dann springt er wieder lustig durch den Wald, lernt das Gabilot (Wurfspieß) schwingen und erlegt manchen Hirsch, den er auf der Mutter Tafel liefert. Als er eines Tages so dem Weidwerk nachgeht, vernimmt er Schall von Hufschlägen, und gleich danach sprengen vier Ritter, „hellblitzend in der Sonne Glanz" herbei. Da meint er zu erkennen, was die Mutter ihn gelehrt; er wähnt, jeder müsse ein Gott sein, fällt auf die Kniee vor ihnen nieder und ruft: „Hilf Gott, denn du kannst Hilfe reichen."

Einer weist ihn hart zurück, ein anderer aber belehrt ihn über seinen Irrtum und bedeutet ihm, daß sie Ritter seien und daß König Artus die Ritterschaft verleihe: Artus' Ritter.

Kommt ihr einst in dessen Haus,
so bringt er euch zu Ritters Ehre,
daß ihr euch seiner nimmer schämt.
Ihr scheinet ritterlicher Art."

Staunend befühlt er ihre Ringpanzer und Waffen und erkundigt sich nach ihrem Gebrauch; einer von ihnen gibt freundliche Antwort. Alle finden, als sie den Knaben näher beschauen,

daß Mannesantlitz nie geriet
so schön wie seins seit Adamszeit.

Endlich reiten sie davon, indem sie ihn Gott befehlen, der ihm wohl Schönheit, aber keinen Verstand gegeben. Aber seine Gedanken eilen ihnen nach; ganz außer sich läuft er zu seiner Mutter und ruft:

„Mutter, ich sah vier Männer licht,
lichter ist Gott selber nicht:
die sagten mir von Ritterschaft,
Artusens königliche Kraft
soll nach ritterlichen Ehren
mich Schildespflichten lehren."

Entsetzt hört sie ihm zu, als er nun auch ein Pferd von ihr erbittet, um zu König Artus zu reiten, und sie sinnt auf eine List, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Als sie seinem Drängen endlich nachgeben muß, schneidet sie ihm Kleider zu, wie sie die Narren tragen, aus grobem Sacktuch und Kalbsfell, in der Hoffnung, daß er — von den Spöttern geneckt und gerauft — bald genug zu ihr umkehren werde. Mit mancherlei Lehren läßt sie ihn endlich ziehen. So beginnt Parzival in schmählicher Tracht seine Fahrt. Schmerzbewegt schaut ihm die Mutter lange nach, und als sie ihn nicht mehr erblickt, da fällt sie zur Erde und stirbt vor Jammer.

Parzivals Ausfahrt. Träumerisch und ahnungslos reitet der Jüngling in die Welt hinaus, voll Wanderlust und Thatendrang und doch der Heimat und der Mutter treu im Herzen, deren Lehren er oft nur gar zu wörtlich anwendet. Gleich in den ersten Tagen trifft er mit Signune, einer Verwandten, zusammen, die ihn über seine Herkunft und seine Erbansprüche belehrt. So kommt er in die Gegend von Nantes, wo König Artus Hof hält; ein Fischer weist ihm den Weg nach der Stadt. Vor den Thoren begegnet ihm ein Ritter „mit blanker Haut und rotem Haar." Rot ist sein Roß, von rotem Samt die Satteldecken, rot seine Rüstung, sein Schild im Feuer rot entflammt, sein Schwert sogar, sein Schild glutrot, rot Schaft und Speer — es ist der kühne Ither, der rote Ritter genannt. In der Hand trägt der Rote einen goldenen Becher, den er keck von Artus' Tafelrunde weggerafft, so daß der Wein der In die Welt. Ither.

Königin in den Schoß floß. Keiner der „Tafelrunder" hat es gewehrt. — Hier harrt er nun, ob sie es wagen, den Goldbecher des Königs zurückzuholen. Das am Hofe zu melden bittet er den jungen Knappen, der sofort kühn in die Stadt reitet, wo er durch seinen Aufzug allgemeines Aufsehen erregt. Vor König Artus geführt, meldet er Ithers Botschaft, und bittet, zum Ritter gemacht zu werden. Artus sagt es ihm zu, ja er will ihn köstlich dazu ausstatten. Parzival aber verlangt nur die Rüstung des roten Ritters, die er sich selbst erkämpfen will. Man lacht den jungen Thoren aus, aber er läßt nicht nach mit Bitten, endlich gestattet es Artus, und Parzival reitet wieder hinaus. Die Königin Ginevra eilt mit ihrem Gefolge ans Fenster, um dem seltsamen Kampfe zuzuschauen; eine ihrer Edeldamen, die schöne Kunneware, die noch niemals lachen wollte, bis sie den gesehen, dem der höchste Preis beschieden, wird durch Parzivals Erscheinung zum hellen Auflachen bewogen, wofür sie von Keie, des Königs mürrischem Seneschall, vor versammeltem Hofe in roher Weise geschlagen wird. Inzwischen ist der jugendliche Held dem roten Ritter gegenüber getreten, hat keck dessen Rock und Rüstung gefordert, und als Ither ihn mit dem Schaft blutig geschlagen, den Wurfspieß nach des Gegners Haupte geschleudert. Lautlos fällt Ither zum Tode getroffen vom Rosse, sein Blut rötet die Blumen. Auf dem Roß des Besiegten und in seiner Rüstung, die er über die Narrenkleider angelegt, reitet Parzival, der hinfort selbst der „rote Ritter" heißt, von dannen, um zunächst sich in ritterlicher Zucht von einem Meister derselben unterweisen zu lassen.

Keie.

Parzivals Ritterschule. Schwer gewappnet reitet Parzival über Stock und Stein den Tag entlang, so weit ihn das treffliche Roß nur trägt. Gegen Abend taucht vor ihm ein hochgegiebeltes und reichgetürmtes Schloß auf: es ist die Burg des greisen Fürsten Gurnemanz, eines „Hauptmanns der wahren Zucht," der im Schatten einer breiten Linde vor seinem Hause sitzt. Zutraulich redet ihn Parzival an:

Gurnemanz.

„Meine Mutter hieß mich nehmen Rat
von dem, der graue Locken hat,
drum laßt mich euch gehorsam sein,
wie mir befahl die Mutter mein."

Der Alte antwortet freundlich zustimmend, wirft von der Hand einen Sperber empor, der sich mit goldener Schelle klingend, als Bote in die Burg schwingt. Alsbald kommen schön und reich gekleidete Jungherren, die den Gast ins Haus führen und ihn entwappnen. Vierzehn Tage weilt er nun in dem gastfreien, edlen Hause und macht eine treffliche Ritterschule durch: nicht nur fechten, Lanzen werfen und Rosse tummeln lernt er, sondern auch feine Sitten und guten Geschmack. Der vielerfahrene Hausherr gibt ihm gute Lehren für alle Verhältnisse des Lebens, rät ihm, nicht stets die Mutter im Munde zu führen und lästiges Fragen zu meiden. Bei allen Hausgenossen ist der schöne Jüngling bald beliebt, besonders aber hat ihn Gurnemanz ins Herz geschlossen, und gerne möchte er, der alle drei Söhne im Kampfe verloren, ihn als Gemahl seiner Tochter Liaze bei sich behalten. Aber ob er ihr wohl ritterlich huldigt, die Minne ist ihm noch fremd, und es zieht ihn hinaus in die Weite. Betrübt entläßt ihn der alte Burgherr, dem zu Mute ist, als verlöre er den vierten Sohn. Parzival, der Thorenkleider und des Thorenwesens ledig, scheidet von dannen, auch voll Leides, und läßt sich von dem Rosse tragen, wohin dasselbe will.

Kondwiramur. So gelangt er nach der Stadt Pelrapeire im Königreich Brobarz, die durch eine langwierige Belagerung in die größte Hungersnot geraten war. Er bietet der Herrscherin, Kondwiramur, deren Minne ein fremder Fürst mit Gewalt erwerben will, seine Dienste an:

Kondwiramur.

„Euer Gruß nur sei mein Sold,
ich bin euch dienstbereit und hold."

So wird er eingelassen, und die Königstochter, die wie die junge Rose im Morgentau blüht, klagt ihm mit Thränen ihre Not. Der junge Held nimmt sich ihrer an, besiegt im Zweikampf die Führer der feindlichen Heere, befreit dadurch die belagerte Stadt und gewinnt Kondwiramurs Hand. Sie wird seine Gemahlin. Doch bald verläßt er sie und sein neuerworbenes Land; die Sehnsucht nach der Heimat und der Drang nach Abenteuern lassen ihm keine Ruhe, er bricht auf, um seine Mutter aufzusuchen, von deren Tode er noch nichts weiß.

In der Gralburg. Wieder läßt er seinem Rosse die Zügel und reitet wild über Blöcke, Sumpf und Moor ziellos in die Welt hinaus, am ersten Tage schon so weit, daß „ein Vogel es mit Müh' erflogen hätte." So gelangt er abends an einen See, wo Fischer geankert haben. Einen von ihnen, der herrliches Gewand trägt, als dienten ihm alle Lande, aber traurig in seinem Kahn sitzt, fragt der irrende Ritter nach einer Herberge. „Auf dreißig Meilen," antwortet der seltsame Fischer, „ist kein Haus zu finden, als das eine dort um den Fels. Gelangt ihr dahin, so bin ich selber Euer Wirt." Parzival reitet den Weg über die Felsen und gelangt zu einer stattlichen festen Burg mit vielen Türmen, der Gralburg. Doch kennt er ihren Namen nicht, noch weniger ihre Bedeutung. Auf seine Mitteilung, daß ihn der Fischer sende, senkt sich die Zugbrücke, und er reitet hinein. Auf dem Schloßhofe ist es öde und still, das Gras schießt zwischen den Steinen empor, Turnier und Festesklang scheint hier etwas Fremdes zu sein. Als der Gast aber, von zahlreichen Junkern bedient, vom Pferde gestiegen und in die Burg hineingetreten ist, erblickt er die blendendste Pracht und eine niegesehene Herrlichkeit. In einem weiten festlichen Saale, von hundert mit Kerzen besteckten Kronleuchtern glänzend erleuchtet, sitzen auf hundert Ruhebetten vierhundert Ritter. Aloeholz brennt auf drei marmornen Feuerstätten; vor der mittleren ruht auf einem Spannbett in kostbares Pelzwerk gehüllt, der Wirt des Hauses, auf dem Haupte eine Zobelmütze, deren Knopf ein lichter Rubin ist. Der sieche Mann, in welchem Parzival sogleich den traurigen Fischer wiedererkennt, ist König **Anfortas**, Parzivals Oheim, der den Gast neben sich sitzen heißt. Und nun öffnet sich eine stählerne Thür, und ein Knappe tritt herein, der eine Lanze trägt, an deren Schafte Blut herabrinnt. Lautes Weinen und Schluchzen ertönt rings im Saal; als die Lanze ringsum getragen ist, verläßt der Knappe den Saal, und eine lange Reihe schöner Jungfrauen, in dunkeln Scharlach und Samt gekleidet, Blumenkränze im lockigen Haar, treten hinein. Es sind Fürstinnen und Edeldamen. Sie tragen kostbares Gerät, goldene Leuchter mit brennenden Kerzen, zwei elfenbeinerne Fußgestelle, auf die sie vor dem König eine Tafel von durchsichtigem Granatstein niedersetzen, zweischneidige Messer mit silberner Klinge, die sie auf den Tisch legen. Zuletzt kommt die Schönste der Schönen,

In der Gralburg.

Anfortas

von ihrem Antlitz ging aus ein Licht,
wie bei des neuen Tags Beginn
die Sonne durch die Wolken bricht —

eine Jungfrau mit goldener Krone, Repanse de Schoie. Auf grünen Seidenkissen trug sie ein Gefäß von wunderbar funkelndem Schein, „des irdischen Segens vollsten Strahl," die unschätzbare Himmelsgabe, den **Gral**. Sie setzte ihn vor den König hin und zog sich dann in den Kreis ihrer Gefährtinnen zurück. Ein königliches Mahl beginnt, auf kleinen Wagen wird goldenes Tischgeschirr herbeigeführt. Hundert Knappen dienen vor dem Gral, nehmen Brot in weißen Tüchern und verteilen es auf die Tische; jeder versieht eine Tafel — wonach sie die Hand ausstrecken, sei es Speise, sei es Getränk, das spendet der Gral in Schüssel und Napf. Aber das wunderbare königliche Mahl ist kein Freudenmahl; tiefe Trauer ruht auf der ganzen Versammlung. Wohl bemerkt Parzival das Seltsame aller dieser Vorgänge, aber — eingedenk der Warnung seines Meisters Gurnemanz vor unnützen Fragen — schweigt er und fragt nicht,

Der Gral.

auch dann nicht, als am Schlusse des Mahles ihm der König ein kostbares Schwert schenkt, das er selbst in gesunden Tagen geführt, und dabei seiner schweren Verwundung erwähnt. Als nun die Jungfrauen wieder mit dem Gral in feierlichem Zuge hinausgehen, sieht Parzival durch die geöffnete Thür auf einem Ruhebett einen schönen schneeweißen Greis, ohne zu ahnen, daß es sein eigener Urgroßvater, der alte Gralkönig Titurel ist, und ohne danach zu fragen. Von Edelknappen wird er in sein Schlafgemach geführt, wo eine kostbare Ruhestätte ihn aufnimmt. Aber schwere Träume scheuchen den Schlummer von seinem Lager, und als er endlich einschläft und spät am Morgen erwacht, findet er niemand zu seinem Dienste bereit. Vor dem Bette liegt seine Rüstung, dazu zwei Schwerter. Er kleidet sich an, wappnet sich, durchschreitet eine Reihe Gemächer — alle sind menschenleer, überall herrscht Todesstille, ebenso stille ist es auf dem Burghofe, dessen Gras zerstampft ist. An der Treppe findet er sein Roß angebunden, Schild und Speer lehnen dabei. Er reitet wie im Traum über die Zugbrücke; kaum ist er hinüber, so wird sie hinter ihm aufgezogen, und ein Knappe ruft ihm nach:

„Ihr sollt der Sonne Haß erfahren — | und den Wirt befragen?
konntet ihr das Maul nicht aufthun | Da habt ihr hohen Preis verschmäht!" (B.)

Nachdenklich, aber doch ahnungslos, welch ein Glück er durch sein Schweigen verscherzt hat, reitet er weiter, da hört er eine klagende Frauenstimme und findet, während er dem Tone folgt, eine Jungfrau, die den Leichnam ihres erschlagenen Geliebten wehklagend im Arm hält; es ist seine eigene, auch von ihm unerkannte Pflegeschwester Sigune, die ihm nun erklärt, wo er gewesen, und ihn heftig schmäht, als sie vernimmt, daß er die zu seinem Heil unerläßliche Frage unterlassen hat; ja sie flucht ihm, daß er das Leid über Anfortas gelassen, und will nichts mehr von ihm hören.

Sigune.

An Artus' Hofe. In tiefem Sinnen setzt Parzival seinen Weg fort, planloser und träumerischer denn je. Eines Morgens, als er durch den Wald reitet, ist tiefer Schnee gefallen, er bemerkt es kaum — da jagt vor ihm ein Falke eine Schar wilder Gänse auf. Eine wird im Fluge getroffen, aus ihrer Wunde fallen „drei Blutstropfen rot" auf den Schnee. Als das Blut den Schnee rötet, und der Schnee das Blut mit Weiße mischt, wird Parzival an die Farbe seiner Geliebten gemahnt, und tiefe Sehnsucht nach Kondwiramur überkommt ihn; brütend über den drei „Blutszähren" ruft er:

„Kondwiramur, dir fürwahr | da ich fand was dir so gleicht!
nur gleichen diese Farben. | Gottes Hand sei hoch gepriesen —
Mich läßt Gott an Glück nicht darben, | Kondwiramur, hier liegt dein Bild!"

Tief in Gedanken versunken steht er da; er denkt ihrer Thränen —

ihm schwebte vor ihr Angesicht, | zwei Zähren an den Wangen,
wie er's jene Nacht sah prangen: | die dritt' an ihrem Kinne.

Da „zwingt ihn der starken Minne Macht" — „die nahm ihm die Besinnung hin;" er mochte schmerzlich ahnen, daß Jahre vergehen würden, ehe er die geliebte Frau wiedersehen sollte; an derselben Stelle, wo er jetzt stand und auf die drei Blutstropfen starrte, war später das Zelt aufgeschlagen, in welchem er sie wiedersah, zugleich mit den zwei Zwillingssöhnen, die sie ihm in der Zeit der Trennung geboren; und „so tritt", wie Vilmar bemerkt, „dasselbe Bild in Traumes Weise, als Erinnerung und als Vorbedeutung dreimal in sein Leben hinein, mit den Perlen der Thränen, mit den roten Tropfen im Schnee und mit den drei wiedergefundenen Lieben." — Unfern dem Orte, wo Parzival mit aufgerichtetem Speer wie schlafend, zu Rosse hält, hat sich König Artus mit der Tafelrunde gelagert: sie sind ausgezogen, um den roten Ritter zu suchen und in ihre Genossenschaft aufzunehmen. Da wird den Helden gemeldet, daß im Walde ein

Ritter kampfbereit halte. Zwei von ihnen reiten hinaus; Parzival rennt sie nieder, versinkt danach aber sofort wieder in sein träumerisches Brüten. Noch ein dritter, **Gawan**, „der höchste Preis der Tafelrunde," ruft ihn vergeblich an; aber er kennt die Gawan. Macht der Minne und merkt, was Parzival so unwiderstehlich fesselt, da nimmt er ein Tuch und bedeckt die Blutstropfen. Nun kommt Parzival zu sich, und er reitet mit Gawan zu König Artus' Lager, wo er mit großen Ehren in die Tafelrunde aufgenommen wird und mit Gawan treue Freundschaft schließt. Als nun der ganze Hof beim festlichen Mahl versammelt sitzt, wobei ein rundes Tuch die in Nantes zurückgelassene Rundtafel vertritt, da reitet plötzlich auf einem hohen, fahlen Maultier ein mißgestaltetes Wesen in den Kreis. Es ist Kundrie, die Botin des Grals, die nun Kundrie. vor König Artus hält und mit schriller Stimme ruft:

— „die Tafelrunde ist entehrt,
ein Falscher ihr angehört,"

dann reitet sie vor Parzival und fährt ihn an:

„Verdammt sei eurer Schönheit Schein
und eurer Glieder Manneskraft.
Läg' auch in meiner Hand Versöhnung,
euch sollte sie wohl teuer sein.
Schrecklich dünk' ich euch und unhold,
und bin doch lieblicher als ihr.
Herr Parzival, nun sagt mir doch,
wie hat sich das begeben,
daß ihr den traur'gen Fischer saht
so ohne Freude, ohne Trost,
und habt ihn nicht vom Leid erlöst?
Er zeigt' euch seines Jammers Last,
ihr harter, undankbarer Gast!
Euch sollte seine Not erbarmen!
Daß euer Mund noch ledig würde
der verruchten Zunge drin,
wie euer Herz ist Mitleids bar!
Ihr seid zur Hölle schon bestimmt
im Himmel von des Höchsten Hand;
so seid ihr's auch auf Erden,
erkennen euch die Edeln recht.
Vom Heil verbannt, vom Glück verflucht,
Verächter alles edlen Ruhms,
der Mannesehre seid ihr bar,
ihr seid so krank an wahrem Wert,
kein Arzt kann euch mehr helfen!" (B.)

Die Freude, die noch eben in dem königlichen Kreise geherrscht, weicht der Bestürzung und Trauer; Kundrie, selbst weinend und händeringend, reitet hinweg. Alle blicken traurig auf Parzival, der ausgestoßen und der Welt zum Spott geworden, die Tafelrunde verläßt und mit Gott und den Menschen zerfallen, trübselig hinwegreitet, um aufs neue den Gral zu suchen.

In Trevrezents Klause. Während Gawan als weltlicher Ritter Abenteuer auf Abenteuer besteht und eine Reihe glänzender Heldenthaten ausführt, die eingehend geschildert werden, irrt Parzival — von dem Dichter lange ganz aus dem Auge verloren — in der Welt umher, zu Roß und zu Schiffe, zu Land und zu Meer. Es ist die Zeit des Zweifels, der ihn ruhelos umhertreibt. Mit Gott und Menschen hadernd, ist er sich selbst zuwider, innerlich zerfallen, ohne Frieden und ohne Freude. Nie betritt er ein Gotteshaus; nur wo es Streit und Kampf gibt, wird er gesehen, und tapfer erweist sich sein Schwert im Zweikampf, wie in der Schlacht. Fünf Jahre sind so vergangen, da reitet er eines winterlichen Tages, als ein dünner Schnee die Fluren bedeckt, in einem großen Walde. Da begegnet ihm ein kleiner Pilgerzug: barfuß, in grauen, rauhen Kutten ziehen daher ein greiser Ritter mit weißem Bart, schönen und lichten Antlitzes, mit ihm sein Weib und seine zwei Töchter, die „man mit Lust wohl möchte schauen;" nebenher laufen zierliche Frauenhündlein; Ritter und Knappen folgen unbewaffnet und demütigen Ganges hintennach. Parzival, dessen prächtige Rüstung gegen das Büßergewand des grauen Ritters sehr absticht, lenkt sein Roß aus dem Pfade. Da vertritt ihm der ehrwürdige Waller den Weg und beklagt ihn, daß er die heiligen Tage nicht ehre. Da erwidert Parzival: Irrfahrten Parzivals.

„Herr, mir fehlt jede Wissenschaft
von des Jahres Lauf und Ziel,
und wie der Wochen Zahl vergeht,
und wie die Tage sind benannt:
ich diente einem, der heißt Gott,
eh' Schimpf und Schande seine Gunst,
die vielgepriesne, mir verhängte.
Wankte doch nie von ihm mein Sinn,
von dem man Hilfe mir verheißen:
die hat sich schwach an mir erwiesen!" (B.)

Da hält der Greis dem Zweifler vor, daß heute der Tag sei, „des alle Welt sich billig freut und doch in Leid befangen ist," der Tag, an dem Gottes Treue sich so hilfreich erwiesen, daß er für unsere Schuld am Kreuze gestorben, und rät ihm, falls er nicht ein Heide sei, den Karfreitag zu ehren, und zu dem Zwecke die nahe Wohnung des heiligen Einsiedlers aufzusuchen, zu dem er selbst, wie jeden Karfreitag, eine Gottesfahrt gethan. Den Töchtern thut es weh, daß der Ritter im eisernen Harnisch den Weg durch Eis und Schnee machen soll, sie bitten ihren Vater, ihn zu seinen Zelten einzuladen; allein Parzival lehnt es ab und lenkt sein Roß dem bezeichneten Ziele zu. Sein Herz ist tief bewegt, seit langer Zeit denkt er wieder an seinen allmächtigen Schöpfer; — er überläßt dem Roß die Zügel:

„Ist heute Gottes Hilfetag,
so helf er, wenn er helfen mag."

Trevrezent. Das Roß trägt ihn der Höhle zu, wo der Einsiedler Trevrezent ihn gastlich aufnimmt. In dem frommen Manne lernt er seinen Oheim kennen und erfährt von ihm die Wunder des Grals, auch den Tod seiner Mutter. Fünfzehn Tage verweilt er in dieser Stille und Abgeschiedenheit, beichtet dem Oheim und empfängt dessen eingehende Belehrung über Gottes Güte und Erbarmen, und über die geforderten Eigenschaften eines echten Gralritters: Hochmut und Zweifel können niemals den Gral gewinnen; er selbst habe der Würde eines solchen entsagt, weil er sich so hoher Ehre unwert erkannt; sein Bruder Anfortas, der König im Gral, sei im Streit unterlegen, weil der Ruf weltlicher Liebe „zur Demut nicht völlig gut sei," — er sei mit einem vergifteten Speer neben dem, den Parzival in der Gralburg durch den Saal habe tragen sehen, verwundet worden und schleppe nun ein sieches Leben kümmerlich hin, das er doch nicht enden könne und dürfe, vielmehr schöpfe er täglich erneute Kraft aus dem Anschauen des Grals, bis eines Tages ein Ritter erscheinen werde, der nach dem Leiden des Königs und nach den Wundern des Grals fragen und sich dadurch als den bezeichnen werde, dem Anfortas die Herrschaft übergeben könne. Das sei aber niemand anders als Parzival. — — Kräuter und Wurzeln, aus dem Schnee gegraben, sind des Einsiedlers und seines Gastes karge Speise, dürre Blätter ihr Lager, und doch ist Parzival noch nie so köstlich bewirtet worden. An der Seele genesen und mit wiedergewonnenem Glauben und neuerstarktem Vertrauen auf Gott, von Sünden freigesprochen, verläßt er die Höhle seines Oheims und zieht seines Weges fröhlich weiter.

Parzival wird Gralkönig. Fünf Jahre lang ist Parzival nach dem Gral umhergestreift, während Gawan in Heldenthaten weltlicher Ritterschaft sich auszeichnet und Abenteuer der Minne besteht. An dem Schauplatz dieses irdischen Glanzes, dem „Wunderschloß" (château merveil) zieht er gleichgültig vorbei zum Staunen der dort versammelten Helden. Später erst tritt er Gawan im Kampf gegenüber und besiegt ihn, danach besteht er einen Kampf mit dem Führer einer Heidenschar, in dem er seinen Halbbruder Feirefiz erkennt, — die Tafelrunde des Königs Artus öffnet sich aufs neue für den einst von ihr Ausgeschlossenen; und als er nun dort seinen Sitz wieder eingenommen, kommt Kundrie, dieselbe Gralsbotin, die ihm einst den Fluch verkündigt, angeritten in schwarzem Samtmantel mit goldenen Turteltauben, dem Wappen des Grals. Diesmal fällt sie zu Parzivals Füßen und fleht weinend um seine Huld. Dann wirft sie den Schleier zurück, gibt sich zu erkennen und spricht mit feierlich erhobener Stimme zu Parzival:

Parzivals Erhöhung.

„Nun sei in Demut herzlich froh,
wohl dir, dir ward ein hohes Teil,
du Krone alles Menschenheils!
Des Grales Inschrift ist gelesen:
Du sollst der Herr des Grales sein.“ (B.)

Mit Freudentränen vernimmt Parzival diese Botschaft und macht sich sofort mit Kundrie auf den Weg nach Monsalvatsch. Eine Schar von Templern, die ihnen im Wald begegnet, springt von den Rossen und empfängt mit abgebundenen Helmen den neuen König, der nun seinen Einzug in die Gralburg hält. Dort erlöst er durch die Frage nach den Leiden seines Oheims und durch ein gläubiges Gebet vor dem Gral den alten Anfortas, der nun in blühender Schönheit vom Siechbett sich erhebt. — Nachdem Parzival von seinem Königtum im Gral Besitz genommen, findet er auch seine Gemahlin Kondwiramur mit seinen beiden, ihm inzwischen geborenen Söhnen wieder, an derselben Stelle, wo einst Blut und Schnee ihm den Sinn entrückt. Nun läßt er den jüngeren seiner Söhne, Kardeiß, zum König über seine weltlichen Erbreiche krönen; der ältere, Lohengrin, soll einst des Vaters Nachfolger im Gralkönigtum werden. Es verkündet aber eine Inschrift am Gral allen seinen Rittern die Pflicht, niemals eine Frage nach ihrer Herkunft zu gestatten, wenn sie vom Gral ausgesendet werden. Lohengrin selbst, zum Gemahl einer Herzogin von Brabant bestimmt und in einem vom Schwan gezogenen Nachen nach Antwerpen geschickt, muß seinem jungen Weibe diese Frage verbieten; als dieselbe dennoch nach seiner Herkunft fragt, scheidet er von ihr für immer; das Schiff mit dem Schwan holt ihn wieder nach dem Gral zurück.

Die zum Schluß dieses großen Epos nur kurz berührte Geschichte des Sohnes Parzivals, **Lohengrin**, die in jüngster Zeit durch Richard Wagners Oper weiten Kreisen aufs neue geläufig geworden ist, führte um 1290 ein bayrischer Dichter in einem ziemlich umfangreichen Gedichte aus. Die Schwanensage ist darin mit der vom Gral und mit sagenhaften Erzählungen aus dem Leben König Heinrich des Voglers verbunden. Es galt lange für ein Werk Wolframs, dessen es aber durchaus unwürdig ist. Lohengrin.

Ein ähnliches Schicksal hatte ein späteres Werk Wolframs, gewöhnlich **Titurel** (richtiger Schionatulander) betitelt. Titurel.

Es gehört ebenfalls der Gralsage an und bildet eine Art Vorgeschichte des Parzival. In den zwei uns davon erhaltenen Liedern wird die keimende Liebe Schionatulanders und Sigunens, der Urenkelin des Gralkönigs Titurel, wie ein Teil ihrer späteren Abenteuer in kunstreicher Strophenbildung und mit lyrischem Schwunge erzählt. Fünfzig Jahre nach Wolframs Tode unternahm ein ihm gänzlich untergeordneter Dichter, der bayrische Ritter Albrecht von Scharfenberg, die Fortsetzung und Vollendung dieser Bruchstücke, wobei er es für gut hielt, seines großen Vorgängers Namen geradezu sich anzumaßen. In ungeheurer Ausdehnung und meist ziemlich abgeschmackter Weise behandelt er darin den Gralmythus, in den er eine Menge wüster Abenteuer hineinmischt. Dieser „Jüngere Titurel“, der übrigens bei aller Manierertheit und Geschmacklosigkeit doch auch echt poetische Stellen — wie die Bilder vom Tempel des Grals — enthält, wurde im Mittelalter, ja bis in unser Jahrhundert für ein echtes Werk Wolframs gehalten.

Das letzte epische, auch unvollendet gebliebene Werk Wolframs, **Willehalm von Oranse**, ist nach einem welschen Original entworfen, welches Landgraf Hermann von Thüringen Wolfram verschaffte. Es gehört der karlingischen Sage an, aber es spielt nicht unter Karl dem Großen, sondern unter seinem Sohn Ludwig dem Frommen, dessen Vasall Willehalm, Graf von Oranse (Südfrankreich) eines Heidenkönigs Tochter entführt hat, die Vater, Gemahl und Kinder verläßt, um Christin zu werden. Die daraus sich entwickelnden Kämpfe, welche zu Gunsten der Christen enden, bilden den Inhalt des Gedichtes, das ebenfalls später von anderer Hand fortgesetzt worden ist. Willehalm

Die beiden Hauptwerke Wolframs, Parzival und Titurel, hat Simrock in der ihm eigenen, wort- und sinngetreuen Weise übersetzt. Den Kern des 25000 Verse umfassenden „Parzival“ hat Gotthold Böttticher (B. in den vorstehenden Citaten) in

sehr geschickter Weise herausgeschält und in unser heutiges Deutsch vortrefflich übertragen, während er das dazwischen Liegende, Nebensächliche in Prosa kurz erzählt. San Marte (Schulz) und Emil Engelmann haben das große Epos in freier Umdichtung bearbeitet.

Von

Gottfried von Straßburg

weiß man noch weniger als von Wolfram von Eschenbach. „**Von Straßburg Meister Gotfrit**" nennen ihn seine Schüler und Nachfolger — er selbst hat sich in seinen Dichtungen nirgends als Autor genannt — und es ist wohl unzweifelhaft, daß er bürgerlichen Standes und daß die alte berühmte Bischofsstadt am Rhein seine Heimat gewesen. Sein Leben, dessen Anfang und Ende uns unbekannt, fällt in das Ende des zwölften und den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts; Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide waren seine Zeitgenossen, die er in seinem Epos ebenso richtig charakterisierte, wie den vor ihm lebenden Heinrich von Veldeke. Unabhängig von der Gunst der Großen, aber mit ihrem Leben genau bekannt und für ritterliches höfisches Wesen begeistert, vielseitig gebildet, ja gelehrt und fremder Sprachen kundig, dabei ein Meister seiner Muttersprache, ging er um 1210 an das Hauptwerk seines Lebens, über dem ihn der Tod hinwegraffte und das er unvollendet hinterlassen mußte. In kräftigem Mannesalter ist er jedenfalls vor 1220 aus dieser Welt geschieden: als einen bartlosen Jüngling mit lockigem Haar stellt ihn die Zeichnung der Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift dar, die mehrere seiner Minnelieder enthält. Gottfried ist der „Dichter der Liebe, wie sie die ritterlichen Romane füllt, und als solcher der vollendetste und seelenvollste;" aber der Ernst der Gesinnung ist ihm durchaus fremd, und mit leichtem Sinn weiß er das sittliche Unrecht nicht nur zu beschönigen, sondern auch verführerisch schön darzustellen. Er feiert die Liebe in glühenden Farben, aber in ihrer Auflehnung wider das eheliche Gebot. In bewußtem Gegensatz zu der Lebensanschauung Wolframs, den er als den „Finder fremder wilder Märe" verspottet, predigt er den heitern, um Gott und Menschen unbekümmerten Lebensgenuß und das in einem zauberischen Redefluß, in einem geistvollen Spiel der Worte, Gedanken und Gefühle, das den Leser fesselt und hinreißt, wie kein Werk eines seiner Zeitgenossen. Die feine Welt las ihn darum auch mit Vorliebe, zahlreich sind die Handschriften seines Epos, von denen sich sechs vollständige, auf Pergament geschrieben — drei darunter mit Miniaturen geschmückt — bis auf unsere Zeit erhalten haben, und fast in allen Jahrhunderten hat das Gedicht von **Tristan** und **Isolt** seine Leser, Bewunderer und Nachahmer gehabt.

Gottfrieds Leben.

Die Sage von **Tristan** ist eine keltische, ihre Heimat Britannien und Irland; über Frankreich hat sie den Weg nach Deutschland und in Gottfried ihren meisterhaften Bearbeiter gefunden, der ausschließlich einem nordfranzösischen Werke in seiner Dichtung folgte. Das von ihm unvollendet zurückgelassene Werk hat mehrmals spätere Dichter zu Fortsetzung und Schluß gereizt, so bereits im J. 1240 Ulrich von Türheim, um 1300 Heinrich von Freiberg, in neuerer Zeit Hermann Kurz, Simrock und Wilhelm Hertz; die letzteren übersetzten das Gedicht Gottfrieds und dichteten nach der alten, auch in einem altenglischen Gedichte und in einer nordischen Prosadichtung enthaltenen Sage einen Schluß hinzu. Der neueste Herausgeber des Originaltextes ist Reinhold Bechstein. In freierer Weise hat Immermann die Tristansage episch bearbeitet; auf die Bühne hat sie Richard Wagner in seiner Operndichtung gebracht.

Sage von Tristan.

Ein Fürst im Parmenierlande, Rivalin, unternimmt nach glücklich beendetem Kriege wider seinen Lehnsherrn Morgan eine Fahrt zu Marke, dem berühmten König von Kurnewal und England, von dem er mit großen Ehren empfangen wird. Bald danach wird ein herrliches Maienfest veranstaltet; da thut sich Rivalin im „wonnigen Turnei" durch seine Behendigkeit und Ritterlichkeit hervor, so daß alle Frauen ihn bewundern. Vor allen anderen aber ruhten die Augen der Schwester Markes, der schönen Blanscheflur, auf ihm mit Wohlgefallen — „sie hatt' ihn sich ins Herz geschlossen", und bald „lag auch sie ihm im Herzen." Da heißt es:

Inhalt des Tristan.

Der gedánchafte Riwalîn
der tete wol an im selben schîn,
dáz der minnénde muot
reht alse der frîe vogel tuot,
der durch die frîheit, die er hât,
ûf daz gelîmde zwî gestât;
als er des lîmes danne entsebet,
und er sich ûf ze flühte hebet,
sô klebet er mit den füezen an.
sus reget er vedern und wil dan:
dâ mite gerüeret er daz zwî
an déheiner stat, swie kùm ez sî,
ezn binde in unde mache in haft;
sô sleht er danne ûz aller kraft

Der gedankenvolle Riwalin,
ein Beispiel ist an ihm verliehn,
daß der minnende Mut
wie der freie Vogel thut,
der frei auf manchem Zweig sich wiegt
und jetzt auf den geleimten fliegt;
wenn er nun verspürt den Leim,
so flög' er gerne wieder heim:
da klebt er mit den Füßen schon.
Er regt die Schwingen, will davon
und rührt an keinem Ort das Reis,
wär's noch so linde, noch so leis,
der ihm nicht neue Lähmung schafft.
So schlägt er dann aus aller Kraft

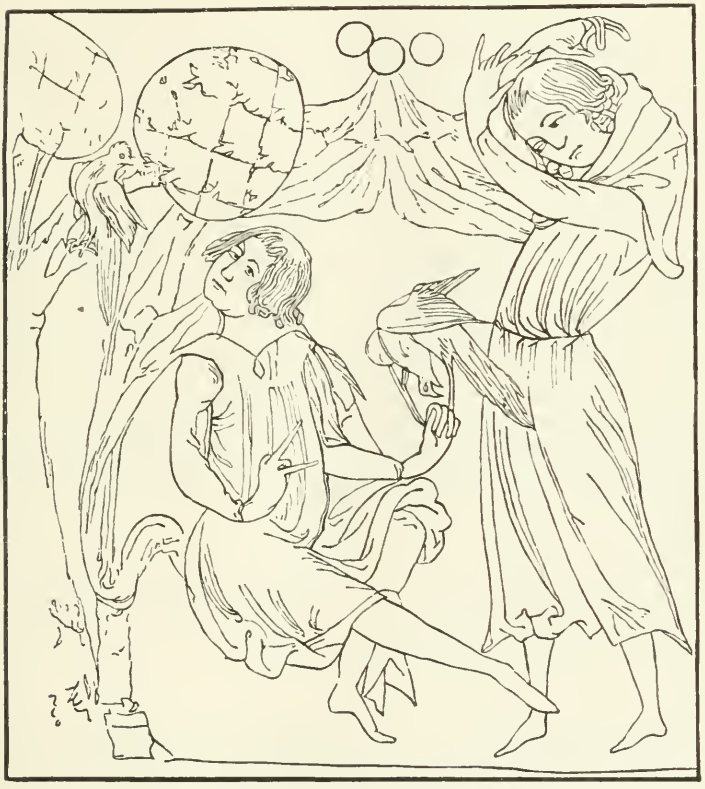


Abb. 20. Riwalin in Liebesbanden. Miniatur aus der Münchener Handschrift des Tristan von Gottfried von Straßburg.

dar unde dar und aber dar,
unz er ze jüngéste gar
sich selben vehtende übersiget
und gelîmet an dem zwîge liget.
— — — — — — — — —
als ergieng ez Riwalîne — —
(Ausgabe von Bechstein.)

her und hin und hin und her,
bis er mit seiner Gegenwehr
sich selbst zuletzt besiegt und fängt
und festgeleimt am Zweige hängt.
— — — — — — — — —
So war es Riwalin ergangen — —
(Simrock.)

An dieser Stelle enthält die Münchener Handschrift des Tristan die von mir auf S. 125 wiedergegebene Miniatur, die den Liebesjammer Riwalins im Anschluß an das Doppelgleichnis vom gefangenen Vogel symbolisch darstellt. Links der Vogel oben zwischen zwei ausgespannten, in Ringe eingefaßten Netzen wird sich im nächsten Augenblick fangen; der zeltartige Gegenstand in der Mitte ist ebenfalls ein Netz, die drei Kugeln bedeuten Beeren zum Anlocken der Vögel. Der Vogel rechts dagegen ist auf einer Leimrute gefangen. Neben der knieenden Figur zur Linken oberhalb des Vogels steht im Original auf rotem Grunde der Name „Riwalin", der darauf hinweisen soll, daß der Vogel ein Bild Riwalins ist. Der Mann zur Linken, der auf den Vergleich mit den Vögeln hindeutet, ist wohl der Vogelfänger, also hier der Dichter selbst. Er schaut nach links auf den Vogel, der zur Zeit noch frei ist, deutet aber an, daß er alsbald gefangen sein werde, wie der Vogel, den er auf der Stange in der Hand hält; mit dem zweiten Finger deutet er auf den Mann rechts, der die Hände über den Kopf zusammenschlägt, den in Liebesjammer gefangenen Riwalin, dem es ebenso gehe wie dem Vogel.

Riwalins Sohn.

Bald danach wird Riwalin in einem Feldzuge wider Markes Feinde auf den Tod verwundet zum größten Schmerz Blanscheflurs, die ihn aufsucht und pflegt. Nach seiner Genesung nimmt er sie mit heim in sein Land, ehelicht sie, muß dann aber aufs neue in den Krieg, in welchem er den Tod findet. Blanscheflur geneset eines Söhnleins, das ihr das Leben kostet. Riwalins Marschall, Rual, nimmt sich des früh verwaisten Knaben an, läßt ihn auf den Namen „Tristan" taufen, und erzieht ihn wie seinen eigenen Sohn. Nach mancherlei Schicksalen gelangt nun Tristan in seinem vierzehnten Lebensjahre an den Hof seines Oheims Marke, ohne die Verwandtschaft mit ihm zu ahnen, wächst dort zum Jüngling heran; wird zum Ritter geschlagen, erweist sich durch glänzende Thaten als mannhafter Held und wird von seinem Oheim nach Irland gesandt, um für den schon alternden Mann die Hand der schönen blonden Königstochter Isolde zu erwerben. Tristan hatte dieselbe schon früher kennen gelernt, und sie war seinem Herzen nicht gleichgültig geblieben, wie auch er ihre Liebe gewonnen hatte. Damals aber war er unerkannt als Harfenspieler aufgetreten, und sie hatte nicht gewußt, daß er ihren Oheim im Zweikampf erschlagen. Jetzt, da sie erfährt, wer er ist, wandelt sich ihre Liebe in Haß, zumal er als Werber für einen anderen auftritt. Widerwillig beugt sie sich dem durch Tristans Tapferkeit und Gewandtheit herbeigeführten Beschluß der Landesherren, Markes Werbung anzunehmen. Die Rüstungen zur Heimfahrt gehen vor sich; während derselben bereitet Isoldens Mutter einen Minnetrank,

Der Minnetrank.

der mit so feinem Sinne
war ersonnen und erdacht
und mit solcher Kraft vollbracht,
wer davon trank den Durst zu stillen
mit einem andern, wider Willen
mußt er ihn minnen und meinen,
und jener ihn, nur ihn den Einen.
Ihnen war Ein Tod, Ein Leben,
Eine Lust, Ein Leid gegeben.

Das Glasgefäß, das ihn enthielt, übergab sie ihrer Nichte Braugäne, die Isolde in das ferne Land begleiten sollte, mit dem Auftrage, den zauberhaften Trank Isolden und ihrem Gemahl Marke am Hochzeitabende statt des üblichen Weines einzuschenken; dann würden die beiden ihr Lebtag in Liebe an einander hängen. Sie sollte aber auf der Hut sein, daß niemand anders davon genieße. Aber nicht Marke und Isolde leeren mit einander den Liebestrank, sondern **Tristan** und **Isolde**, die auf der langen Seefahrt allmählich einander näher gekommen waren. Eines Tages empfangen sie ihn aus der Hand einer der Hofdamen, die ahnungslos das Gefäß herbeibringt, als Tristan nach einem Trunke verlangt. Tristan reicht den Becher Isolden, und als sie getrunken, stillt auch er seinen Durst. Braugäne tritt zu spät hinzu, — zum Tode erschrocken ergreift sie das Glas, wirft es in die See, aber es ist vergebens: Isolde hat ihren Haß vergessen, Tristan seinen Auftrag; in glühender Leidenschaft lieben sie

einander und können fortan nie mehr von einander lassen. Sorglos genießen sie die rasch dahinschwindenden Tage der Fahrt in nimmersatter sündlicher Lust; — erst als am Horizont die Küste von Kurnewal dämmert, werden sie ihrer Schuld inne, an der sich Brangäne mitbeteiligt hat. Aber der fortwuchernde Fluch der Schuld und die durch den Minnetrank entfachte Glut läßt sie nicht zur Einkehr und Umkehr kommen, vielmehr geloben sich die drei, verbündet zu bleiben zu List und Trug, treu bis in den Tod. Isolde vermählt sich dem König Marke, der von dem Hochzeitstage an von dem listigen, in allen Künsten der verbrecherischen Leidenschaft geübten Paare fort und fort betrogen wird. Marke, oft gewarnt und selbst mißtrauisch, wird doch immer wieder hinters Licht geführt, ja, er glaubt lange an ihre Unschuld, von der er sich durch allerhand Proben aufs festeste überzeugt zu haben meint. Endlich merkt er indes doch ihre Untreue, aber ehe er an Tristan Rache nehmen kann, ist derselbe bereits entflohen; Isolden läßt er, auf den Rat seiner Freunde, ungestraft. Tristan geht in die Normandie, aber überall verzehrt ihn die Sehnsucht; auch in Kämpfen und Fehden, die er aufsucht, findet er keine Ruhe. Da lernt er eine andere Isolde kennen, **Isolde Weißhand**, die Tochter eines Fürsten von Arundel, deren Name ihn beständig an seine ferne Geliebte erinnert. Er fühlt sich zu ihr hingezogen, aber in einsamen Stunden klagt er sich der Untreue an, und dennoch flieht er sie nicht. In seinem Herzen kämpft die alte Neigung mit der neuen, und er ist nahe daran, der alten untreu zu werden, ja, er sucht sich zu überreden, daß die blonde Isolde in Irland ihn nicht mehr liebe, während er um ihretwillen alle Frauen meide und jeder Lebensfreude entbehren müsse. —

Fortsetzung des Tristan.

Hiermit bricht Gottfrieds Gedicht ab. Die Fortsetzer stimmen darin überein, daß Tristan Isolde Weißhand heiratet, ohne sie zu lieben, so daß die beiden Gatten ohne gegenseitiges Verständnis, ohne Annäherung, tief unglücklich, neben einander gehen. Am einfachsten, kürzesten und sittlich befriedigendsten führt Simrock den Schluß herbei: Isoldens und Tristans Tod durch der verschmähten Gattin Rache. Tristan, lebensgefährlich erkrankt, hat seine Geliebte anflehen lassen, zu ihm zu kommen und ihn zu heilen, wie einst in ihren jungen Tagen; seinem Boten hat er befohlen, ein weißes Segel aufzuziehen, wenn sie mit ihm komme, aber ein schwarzes, wenn er allein komme. Isolde folgt dem Ruf ihres Geliebten, — das weiße Segel hebt sich am Horizont auf den Wellen, aber als der Kranke seine Gattin fragt, was sie sähe, ob das Segel weiß sei, erwidert sie, von Grimm und Haß gegen die Nebenbuhlerin erfüllt: „Schwarz ist es! Wie eine Kohle schwarz!“ Da bricht Tristan das Herz vor Weh, er kehrt sich herum und stirbt. Sein Tod ist auch Isoldens Tod — über seiner Bahre stürzt sie entseelt zu Boden. König Marke kommt nun auch herbei, und als er vernimmt, was die Unglücklichen ins Verderben getrieben,

welch ein Gift die zwei verzehret, von jedem Tag ihr Leben lang,
die das unsel'ge Glas geleeret, wie viel sie da gelitten
wie sie der Minne Kraft bezwang und mit dem Schein gestritten —

da bricht er in Wehklagen aus, daß er alles nicht früher gewußt, daß sie ihm nicht alles gestanden, — er hätte sie so gerne glücklich gemacht! In zwei Särgen läßt er das Liebespaar beerdigen,

— doch eine Rose, einen Reben
sah man sich aus den Gräbern heben
und innig sich verschlingen.

Hartmann von Aue.

Hartmann von Ouwe (der Ouwaere) war um 1170 in Schwaben geboren in ererbter Dienstpflicht gegen die Herren von Ouwe (Aue), deren Schloß — nach Ludwig Schmids scharfsinniger Vermutung — wahrscheinlich auf einem Berge über

Hartmanns Leben.

dem heutigen Pfarrdorfe Obernau (Obern-Owe) nahe Rotenburg am Neckar lag. Als Knabe besuchte er eine Klosterschule, wo er lesen, schreiben und lateinisch lernte, so daß er sich selbst „gelêret" nennen durfte, während andere ihn den „wîsen Hartman" nannten. Als „tumber knecht" soll er unter dem greisen Rotbart 1189 ins gelobte Land gezogen sein, wofür es aber an probehaltigen Nachweisen fehlt. Als Ritter kehrte er nach langen Reisen im Vollbesitz der höfischen Bildung heim. Schmid vermutet, er sei mit einem reichen flandrischen Herren in dessen Heimat gezogen, wo seit der Mitte des XII. Jahrhunderts das Rittertum in höchster Blüte stand, habe dort französische Sprache und französische Dichter (namentlich den berühmten und fruchtbaren Chrêtien de Troyes) kennen gelernt, habe dazu in der ritterlichen Kunst tüchtige Lehrmeister und Vorbilder gefunden und etwa dort auch die Ritterwürde erlangt. 1197/98 nahm er noch an dem vierten Kreuzzuge teil und starb — wie man annehmen darf — zwischen 1210—1220 (vgl. Ludw. Schmid, des Minnesängers Hartmann v. Aue Stand, Heimat und Geschlecht. 1874).

Hartmann galt seinen Zeitgenossen als der „echteste Meister adliger Hofdichtung". Besonders wird an ihm gerühmt „diu mâze", die Tugend der Mäßigung; in gelehrten Anspielungen, wie im Gebrauch französischer Worte hält er Maß; seine Darstellungsart hat etwas sehr Klares und Durchsichtiges, seine Verse fließen anmutig und rein dahin; Gottfried von Straßburg rühmt von ihm:

Wie hell und klar von Anbeginn
sind seine Wörtlein voll Kristall
und bleiben es auch immer all!

Mit Sitten treten sie heran
und schmiegen nahe sich uns an
und werden lieb dem reinen Mut —

Er ist deshalb auch am leichtesten verständlich und zur Lektüre in erster Linie jedem zu empfehlen, der die mittelhochdeutschen Gedichte im Original kennen zu lernen wünscht.

Hartmanns epische Dichtungen.

Außer seinen Minneliedern, auf die ich im nächsten Abschnitt zurückkomme, hat Hartmann vier epische Gedichte hinterlassen, von denen zwei, „Erec" und „Iwein" dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde angehören, der durch Hartmanns gefällige Bearbeitungen in Deutschland bekannt und beliebt wurde und bald einen unverkennbaren Einfluß auf den Geist des deutschen Rittertums ausübte.

1) **Erec** ist eine Jugendarbeit Hartmanns, was sich in einer ermüdenden Ausführlichkeit in der Schilderung von Nebendingen zeigt — zur Beschreibung eines Pferdes braucht er einmal 500 Verse — wie auch in der noch mangelhaften Handhabung der Sprache. Dennoch tritt auch hier schon der ernste Grundzug aller seiner Poesien hervor: „der Streit und die Versöhnung sittlicher Gegensätze," und das Gedicht ist reich an schönen, anziehenden Stellen. Es ist uns in einer Handschrift der K. K. Ambraser Sammlung in Wien aus dem XVI. Jahrhundert erhalten geblieben, von Moritz Haupt, später von F. Bech herausgegeben, von S. O. Fistes übersetzt.

Erec.

Erec, ein vielgerühmter Ritter der Tafelrunde, gewinnt auf abenteuerliche Weise die schöne Enite, die Tochter eines armen Grafen, zur Gemahlin und nimmt sie mit heim in seines Vaters Land, dessen Regierung er antritt. Das eheliche Glück, das er nun genießt, läßt ihn aber seiner früheren Heldenhaftigkeit vergessen und in ein unritterliches Wesen verfallen. „Vordem," wird uns erzählt, „war er biderbe und gut und hatte ritterlichen Sinn, jetzt aber war sein einziges Geschäft, Frau Eniten zu minnen, und das that er denn auch so sehr, daß er ihretwegen alle Ehre aufgab und sich völlig verlag." Endlich wird er durch Enite selbst aus seiner trämmerischen Verweichlichung aufgeschreckt und erfährt, wie sehr seine Lebensart den Hof und jedermann verdrieße. Er fühlt sich getroffen, aber da er durch das freie Wort seiner Gemahlin gegen dieselbe mißtrauisch geworden, nötigt er sie, mit ihm auf Abenteuer in die Welt zu ziehen und zu geloben, auf der ganzen Fahrt kein Wort zu sprechen,

sondern ihm schweigend — wie ein Schildknecht — voranzureiten und nichts von dem zu sagen, was sie um sich her sehe und höre. Es beginnt nun eine neue Reihe von Abenteuern, die eben so viele Proben der Liebe und des Gehorsams Enitens sind: sie bricht wiederholt sein Gebot, um ihn vor Gefahren zu warnen, und wird jedesmal hart dafür von ihm behandelt, ohne jedoch in ihrer Liebe zu wanken noch ihm untreu zu werden. Durch List werden sie inmitten dieser Abenteuer an König Artus' Hof gelockt; aber Erec läßt sich nicht länger als eine Nacht halten, dann zieht er mit Eniten weiter. Neue Heldenthaten folgen; eines Tages aber brechen Erecs alte Wunden infolge eines gewaltigen Kampfes wieder auf, und er stürzt ohnmächtig zu Boden. Enite hält ihn für tot und will sich in das Schwert ihres Mannes stürzen, da erscheint der Graf Oringles von Limors, der sie daran verhindert und zugleich sie zum Weibe begehrt. Sie widersetzt sich seinem Antrage, da führt er sie und den für tot gehaltenen Erec auf seine Burg, wo alle Vorbereitungen zu einem feierlichen Leichenbegängnis getroffen werden. Vorher aber will der Graf Eniten zwingen, sich mit ihm zu vermählen; sie erklärt, nicht von der Bahre ihres Gemahls weichen zu wollen — da schleppt Oringles sie mit Gewalt an die gerüstete Hochzeitstafel, ja schlägt sie sogar, als sie noch immer standhaft seinen Bewerbungen widersteht. Ihr Jammergeschrei erweckt plötzlich den Scheintoten aus seiner Betäubung — er springt von der Bahre auf und fährt in seinem Leichentuche wie ein Geist mitten unter die Tischgenossen, ergreift das erste beste Schwert und sticht damit den Grafen und seine nächsten Nachbarn nieder — die andern ergreifen die Flucht. Noch in der dunkeln Nacht verläßt Erec mit seinem treuen Gemahl die Burg, unterwegs erzählt sie ihm alles, was sie erlebt, während er erstarrt dagelegen. Jetzt da er ihre Treue hinlänglich erprobt, bittet er sie wegen seiner sonderbaren Härte um Vergebung. Beide haben sich voll bewährt, er in harten Kämpfen, sie in unermüdlicher Geduld und Liebe, so feiern beide eine neue, um so reinere und festere Vereinigung, die bis ans Ende ihres Lebens ihnen das höchste Glück gewährt.

2) **Iwein** oder „der Ritter mit dem Löwen" ist das bedeutendste und vollendetste, wohl auch das späteste aller Gedichte Hartmanns. Frei und selbständig behandelt er darin seinen aus dem „Chevalier au lion" von Chrestien von Troyes entnommenen Stoff, dessen fremdartiges Äußere bei ihm ganz verschwindet hinter dem uns tief anmutenden deutschen Gewand, in das er ihn gekleidet. Darum war es auch sein am meisten gelesenes Werk, von dem noch zahlreiche Handschriften aufbewahrt sind. Der Grundgedanke des Iwein ist, wie im Erec, der Streit von Minne und Heldentum, der nach langer Dauer mit einer Versöhnung und festeren Vereinigung beider endet. Nur ist das Verhältnis von Mann und Weib im Iwein umgekehrt und mehr gewöhnlicher Art. „Im Erec," sagt Fedor Bech, der neueste Herausgeber des „Iwein," „leidet die Ritterlichkeit unter dem Übermaß der Minne; im Iwein die Minne unter dem Übermaß der Ritterlichkeit." — Die erste Ausgabe des „Iwein" durch Benecke und Lachmann war eine bahnbrechende Leistung der jungen germanistischen Wissenschaft. Ins Neuhochdeutsche haben ihn Graf Wolf Baudissin und Friedrich Koch übersetzt.

Iwein.

Am Abend eines großen, von König Artus veranstalteten Festes erzählt ein Ritter, wie er vor Jahren bei einem Zauberbrunnen im Walde von Brezilian von einem gewaltigen Kämpen aus dem Sattel geworfen sei und sein Roß außerdem eingebüßt habe. Iwein, der diese Erzählung voller Spannung mit angehört hat, erhebt sich, als sie beendet, mit dem Entschluß, das Abenteuer selbst zu wagen und seinen Freund zu rächen. Um König Artus, der geschworen, mit seiner ganzen Macht den Zauberbrunnen aufzusuchen, zuvorzukommen, stiehlt er sich alsbald heimlich von dannen und erreicht glücklich sein Ziel. Es gelingt ihm, den Herrn des Brunnens, der zum Rachekampf herbeigeeilt ist, in die Flucht zu schlagen, dann verfolgt er seinen auf den Tod verwundeten Feind bis auf die Zugbrücke seiner Burg, dort aber sieht er sich, nachdem er den Burgherrn erschlagen hat, durch ein hinter ihm niederschlagendes Fallgitter, das ihm überdem das Pferd unterm Leibe zerschneidet, plötzlich zwischen zwei Thoren eingeschlossen und

gefangen. In dieser Not naht dem Helden eine Dienerin der Königin, die mitleidige Lunete, und entzieht ihn der Verfolgung der rachedürstenden Burgbewohner durch einen unsichtbar machenden Zauberring. Von einem Ruhebett, wohin sie ihn geführt, erblickt er die um den Tod ihres Gemahls wehklagende Königin Laudine, und alsbald überwindet ihn Frau Minne, daß er die schöne Wittwe lieben muß. Die kluge Dienerin erkennt und begünstigt seine Neigung und sucht ihn zum Herrn des Landes zu machen. Sie weiß die Königin zu überzeugen, daß sie sich nach einem neuen Gemahle umsehen müsse, um den Zauberbrunnen wider König Artus zu schützen, auch wisse sie von einem Helden, der noch viel tapferer sei, als ihr erschlagener Herr, und in heftiger Liebe gegen sie erglühe. Laudine will anfangs nichts davon hören, aber bald giebt sie nach und befiehlt, Iwein schnell herbeizuholen. Sobald sie ihn erblickt, liebt auch sie ihn und wird seine Gemahlin. Gutmütig verteidigt der Dichter diesen Wankelmut. „Sie that", meint er, „wie die Weiber immer thun, sie widersprechen aus Eigensinn dem, was ihnen doch gut dünkt. Daß sie oft das thun, was sie vorher verredet haben, das macht ihnen gar mancher zum Vorwurf, doch dünkt mich das eine gute Sitte zu sein — es kommt von ihrer Güte — wer ihnen daher Unstetigkeit vorwirft, dem stimme ich nicht bei. Ich will ihnen nichts als Gutes zugestehen. Möge ihnen alles Gute geschehen!"

Bald danach kommt König Artus mit seiner Schar zu dem Brunnen — Iwein sprengt als jetziger Schutzherr, zum Kampfe herbei und wirft nach einem kurzen Gefechte den von Artus ausgesandten Ritter aus dem Sattel. Dann nimmt er das Roß des Besiegten, geht vor den König und gibt sich als Ritter Iwein zu erkennen. Darauf bewirtet er den ganzen Hof sieben Tage lang. Beim Scheiden rät Gawein, einer der Ritter der Tafelrunde, dem Neuvermählten, an Erecs Erfahrung ein Beispiel zu nehmen, und sich nicht, wie jener, um seines Weibes willen zu verliegen. Auf diese Mahnung hin verläßt Iwein seine Gemahlin und verspricht ihr, binnen Jahresfrist zurückzukehren. Am Hofe des Königs Artus vergeht ihm aber unter Turnieren und ritterlichen Thaten die Zeit so schnell, daß er sein Versprechen nicht pünktlich einhält — da erscheint Lunete plötzlich vor König Artus und verkündet im Namen ihrer Herrin, daß Iwein als ein Treuloser ihre Huld verloren habe. Über diese Nachricht verliert er den Verstand, irrt im Walde umher und lebt dort vom rohen Fleisch des selbsterlegten Wildes. Nachdem er von einigen Frauen, die ihn da liegen finden, durch Bestreichung mit einer wunderthätigen Salbe geheilt worden, muß er noch Jahre lang umherstreifen, ehe er zum Frieden kommt. Ein Löwe, dem er im Kampfe mit einem Lindwurm beigestanden, ist auf seinen Irrfahrten sein unzertrennlicher Gefährte, der ihm das Wild aufspürt, an seiner Seite mit ihm speist und ihm in jeder Weise behilflich ist.

Der Löwe wacht' und lief
um ihn und um sein Roß.
Wie ein kluger Freund und Genoß
hütet' er und bewacht'
mit treuer Sorg' ihn jede Nacht.

Durch einen Zufall gelangt Iwein wieder in seines Weibes Land, wo er Lunete, durch den Haß des Truchsesses Laudines zum Feuertode verurteilt, in einer Kapelle eingeschlossen findet. Er kämpft mit Hilfe seines treuen Löwen siegreich für die unschuldige Lunete gegen deren drei Ankläger und zieht dann, ohne sich Laudinen zu erkennen zu geben, seines Weges fort. Auf seinen weiteren Fahrten besiegt er noch zwei gewaltige Riesen, erlöst dreihundert Jungfrauen aus ihrer Gefangenschaft und kämpft an Artus' Hof zwei Tage lang unerkannt mit Gawein für eine Jungfrau, die von ihrer Schwester des Erbes beraubt ist. Endlich geben sich die beiden Helden einander zu erkennen und fallen sich vor freudigem Staunen in die Arme. Der Streit der Schwestern wird darauf geschlichtet, und an Artus' Hofe herrscht große Freude. Sobald Iwein von seinen Wunden geheilt ist, treibt ihn die Sehnsucht nach dem Lande

seiner Gemahlin, deren Gunst er durch Lunetes Vermittelung wiedergewinnt. Eine aufrichtige Versöhnung der beiden Gatten findet statt, und so ist auch hier die Liebe wieder versöhnt mit dem Heldentum.

3) **Gregorius vom Stein**, oder „der guote sündaere", eine der verbreitesten Legenden, die noch bis ins XVI. Jahrhundert in den Kirchen vorgelesen wurde, war von Hartmann bald nach dem Erec gedichtet, wobei er wol auch ein französisches Original vor sich hatte. Es ist eine christliche Ödipussage, deren Grundgedanke dahin zielt, daß wahre Buße auch die schwersten Sünden tilgt. Wie in den beiden Rittergedichten, treten auch in dieser Legende sittliche Gegensätze einander gegenüber und kommen zum Austrag, wie es schon in dem von Hartmann selbst herrührenden Titel „Der gute Sünder" ausgedrückt ist. Eine Übersetzung gab O. Fistes heraus.

Gregorius vom Stein.

Ein Fürst in Aquitanien hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, bei deren Geburt die Mutter das Leben lassen mußte. Als die Kinder zehn Jahre alt geworden, stirbt auch ihr Vater — die Geschwister wachsen in zärtlicher Liebe zu einander auf — durch die List des Satans wird ihr Verhältnis aber bald ein sündliches. Von bitterer Reue erfaßt, wendet sich der Jüngling an einen alten Freund seines Vaters und entdeckt ihm seine Verirrung. Auf seinen Rat wandert er außer Landes, aber bald bricht ihm das Herz vor Sehnsucht nach der zurückgebliebenen Schwester, die inzwischen im Hause des väterlichen Freundes heimlich von einem Knaben entbunden wird. Dieser Knabe ist der „gute Sünder," von dem das Gedicht eigentlich handelt. Um die Ehre der unglücklichen Mutter zu retten, soll das Kind ausgesetzt werden; es wird in eine Kiste gelegt, eingehüllt in seidene Gewänder, dazu eine Summe Goldes zu seiner künftigen Erziehung, endlich eine Tafel, auf der vermerkt ist, daß es von hoher Geburt, sowie daß seine Mutter seine Base, sein Vater sein Oheim sei. Die Kiste wird sodann in eine ledige Barke gelegt und dem Meere und den Winden preisgegeben. Die Mutter lebt seitdem ein zurückgezogenes Büßerleben und schlägt alle Bewerbungen um ihre Hand aus.

Unterdes ist die Barke von den Meereswogen an ein fernes Gestade getrieben worden, in dessen Nähe ein Kloster liegt. Fischer sehen das herrenlose Fahrzeug, ziehen es ans Land und bringen das Kindlein dem Abt, der es einem von ihnen zur Erziehung übergibt. In der Taufe empfängt der Knabe den Namen **Gregorius**. Als er sechs Jahre alt ist, nimmt der Abt ihn zu sich ins Kloster und läßt ihn aufs sorgfältigste unterrichten. So wächst er zum Jüngling heran, da wird er einst spottweise von einem Kameraden ein armer Findling genannt. Der Abt, den er darüber auszuforschen sich beeilt, eröffnet ihm zögernd das ganze Geheimnis seiner Geburt, worüber Gregorius so unglücklich ist, daß er trotz der Warnungen seines frommen Pflegers sich dem geistlichen Stande, für den er bestimmt war, entzieht und beschließt, als Ritter in die weite Welt zu gehen und das Land seiner Geburt aufzusuchen. So verläßt er das Kloster und schifft sich, ritterlich gekleidet und ausgerüstet, aufs ungewisse ein. Die Winde treiben ihn an seiner Mutter Land, dessen Hauptstadt um ihrer Beharrlichkeit willen von einem Fürsten gerade damals belagert wurde. Er gelangt in die Stadt, entsetzt sie und vertreibt den feindlichen Heerführer mit seinen Kriegern. Zum Dank dafür heiratet die Befreite ihren Retter, ohne daß beide ahnen, wie nahe verwandt sie sind. Plötzlich offenbart sich das fürchterliche Geheimnis durch die Tafel, die Gregorius bei sich führt, beide werden von einem namenlosen Weh überfallen und wenden sich zur Buße. Er selbst erwählt das härteste Büßerleben auf einsamem Fels im wilden Meer, an eine eiserne Fessel geschlossen. Auf dem Stein, unter freiem Himmel, sitzt Gregorius in härenem Gewande nun siebzehn Jahre lang. Da stirbt ein Papst in Rom, und den um die neue Wahl Streitenden wird durch Gottes Stimme offenbart, daß in Aquitanien ein Mann auf wildem Fels im Meer sitze, der allein des päpstlichen Stuhles würdig sei. Man sendet Boten dorthin — Gregorius weigert sich anfangs, dem überraschenden Rufe Folge zu leisten, willigt aber endlich ein, als Papst nach Rom zu ziehen. Unter

Jubel und Glockengeläut wird er dort empfangen, — die Kunde von seinen wunderbaren Krankenheilungen, die durch alle Lande dringt, veranlaßt seine Mutter nach Rom zu pilgern, um dort Freisprechung von ihren Sünden zu erbitten. Mutter und Sohn erkennen sich wieder, und leben fortan, von Gott begnadigt, in heiliger Lauterkeit bei einander.

4) Der **arme Heinrich**, Hartmanns tiefsinnigste Dichtung, beruht auf einer alten deutschen Volkssage und knüpft insbesondere an die Familiengeschichte seiner Lehnsherren, der schwäbischen Herren von Aue an. Uhland nennt dieses kürzeste von Hartmanns Epen „eines der gediegensten und anmutigsten Gedichte des deutschen Mittelalters." Eine Ausgabe nach der Straßburger Handschrift mit Erklärungen veranstalteten 1815 die Brüder Grimm: dieser sind seitdem viele andere gefolgt. Ebenso häufig ist es übersetzt worden, am vollendetsten von Karl Simrock, in freier künstlerischer Überarbeitung von Adelbert v. Chamisso. Eine freie prosaische Nacherzählung mit sieben charaktervollen Zeichnungen von Joseph Ritter von Führich ist 1878 herausgekommen. Der fromme Grundgedanke dieser Erzählung ergibt sich am besten aus ihrem Inhalt.

Der arme Heinrich.

Im Schwabenlande lebte einst ein Ritter, reich an weltlicher Tugend und an Erdengütern, aber innerlich arm, da er wähnte, er könne Ehre und Gut ohne Gott haben: Herr **Heinrich von Aue.** Da fügte es Gott, daß ihn plötzlich die Miselsucht (Aussatz) ergriff — „da ward er jedermann zur Last, und alles floh vor seinem Blick." Und die schwere Krankheit, an der einst Hiob gelitten, traf ihn um so schmerzlicher, als er nicht Hiobs Geduld besaß, sondern sich ungestüm dagegen aufbäumte. Da vernimmt er von berühmten Ärzten in Montpellier und Salerno, und sofort bricht er auf, bei ihnen Heilung zu suchen. Alle halten ihn für unheilbar, endlich erklärt ein Meister in Salerno, daß er gerettet werden könne, wenn eine reine Jungfrau freiwillig ihr Herzblut für ihn dahingebe. Nach diesem Bescheid kehrt er verzweifelnd an seiner Genesung und allen Trostes bar zurück in seine Heimat, verschenkt seine Güter teils an Verwandte und Arme, teils an Gotteshäuser und behält sich nur einen Meierhof vor, auf welchem ein Bauer als Meier wirtschaftet, dem er früher viel Gutes erwiesen und der ihn nun gern in seine Familie aufnimmt. Dorthin zieht er, um fern von der Welt seine Siechtage zu verleben. Der Meier und seine Frau pflegen ihn aufs sorgsamste; vor allem aber nimmt sich seiner liebevoll an ihr achtjähriges Töchterchen, ein schönes Mädchen, die fast nie von seiner Seite wich, so daß er sie wohl im Scherz sein „klein Gemahl" nannte und sie oft durch kleine Geschenke zu erfreuen suchte —

in ihren Augen war er rein;
mochten auch seine Gaben
daran mit Anteil haben,
so wirkt' es doch zu allermeist,
den Gott ihr gab, der süße Geist.

Drei Jahre schweren Siechtums hatte er dort zugebracht, da fragt ihn eines Tages der Meier, wie es denn käme, daß ihm keiner der großen Ärzte von Salerno habe helfen können, und nun erzählt der arme Heinrich, was ihm von den weisesten Ärzten geraten sei und wie er danach aller Hoffnung auf Genesung entsagt habe. Auch die Tochter hatte diese Mitteilung des Kranken angehört und war darüber so tief bekümmert, daß sie die Nacht vor Weinen nicht schlafen konnte und durch ihre Thränen die Eltern aufweckte. Die Eltern suchen sie zu beruhigen, aber es bleibt ihr weh die ganze Nacht und den folgenden Tag, da kommt ihr, als die zweite Nacht hereinbricht, der Entschluß, ihr Herzblut für den geliebten Herrn hinzugeben. Der Gedanke stimmt sie wohlgemut und freudenreich: sie bleibt den Bitten und Drohungen ihrer Eltern gegenüber gleich fest und unerschütterlich, ja es gelingt ihr endlich, in beredten Worten deren Einwilligung zu ihrem kühnen Entschlusse zu erringen. Ihr zeitliches Heil, da ein gütiger Herr ihnen erhalten bleibe, des Mädchens ewiges Heil, da sie früh aus diesem vergänglichen und hinfälligen Leben zum ewigen

Heile gelange, sind es, worauf sie die Tochter hinweist — niemand als der heilige Geist, meint sie, könne ihr solche Gedanken und Worte einflößen. Auch Heinrich nimmt nach einigem Zögern ihr Anerbieten an, und bricht mit ihr nach Salerno auf. Als er dem Arzte das junge Mädchen vorstellt, erstaunt dieser über ihren Mut, der allen seinen Vorstellungen von dem ihr bevorstehenden qualvollen Tode unerschüttlich widersteht. So soll denn die Opferhandlung vor sich gehen — festgebunden liegt die Jungfrau auf dem Tisch des Arztes, der sein Messer wetzt, um zum Herzen hin zu schneiden, da tritt in dem Gemüte Heinrichs, der das Wetzen gehört und durch eine Thürritze sein Opfer erblickt, der Umschlag ein. Er bereut es, ihr Anerbieten aus bloßer Selbstsucht angenommen zu haben, er erkennt, wie thöricht es sei, sich eigenmächtig von einem Leiden befreien zu wollen, das Gott über ihn als einen Sünder verhängt hat, nun kann er das Mädchen nicht sterben lassen. Er dringt in das Gemach, teilt dem Arzt mit, daß er sich ganz in Gottes Willen ergeben und die Jungfrau am Leben lassen wolle. Auch ihr Sträuben stimmt ihn nicht um; obgleich sie jammernd sich beklagt, daß ihr nun die reiche Himmelskrone verloren gehe, die sie gehofft habe zu erlangen, nötigt er sie, ihm in die Heimat zu folgen. Der Herzenskündiger aber hat die treue Hingebung und Opferfreudigkeit des Mädchens, eben so wie die völlige Sinnesänderung des armen Heinrich hinlänglich erprobt, und der heilige Christ zeigt jetzt, wie lieb ihm diese Gesinnung sei, indem er beide belohnt.

Do erzeigte der heilige Krist, wie liep ime triuwe ist,
und schiet (erlöste) sî dô beide von allem ir leide
und machete in dô zestunt reine unde wol gesunt.

Dadurch zeichnet sich, wie Uhland betont, Hartmanns Gedicht vor anderen Darstellungen dieser Opfersage besonders aus, daß nicht das blutige Opfer äußerlich vollbracht und durch ein eben so gewaltsames Wunder die Tote wieder ins Leben gerufen wird, sondern daß die freiwillige Hingebung geistig vollendet wird und dann die Genesung nur leise wie ein Tau vom Himmel sinkt.

In seiner Heimat wird der Genesene von den Angehörigen und Freunden mit großem Jubel empfangen. Von nun an widmet er sein neugeschenktes Leben ganz dem Dienste Gottes, gelangt durch dessen Gnade auch wieder zu Gut und Ehren und schenkt dem treuen Meier das Gehöfte, auf dem er so lange als Siecher gelebt. Zuletzt ladet er alle seine Verwandten und Mannen ein und gewinnt von ihnen die Einwilligung zu seiner Vermählung mit der treuen Jungfrau, der er sein Leben verdankt.

Jünger und Nachfolger der drei Meister.

Schon das Mittelalter hob die drei Meister der höfischen Epik: Wolfram, Gottfried und Hartmann als die bedeutendsten Dichter jener Zeit hervor, obgleich es sie in ihrer Eigentümlichkeit wohl zu unterscheiden wußte und ihnen durchaus nicht gleiche Gunst erwies. Am beliebtesten waren unzweifelhaft Gottfried und Hartmann, und an sie hielt sich auch die große Mehrzahl der Dichtergenossen; doch auch Wolframs dunkele gedankentiefe Sprache fand ihre Bewunderer und Nachahmer, wie den Verfasser des „Jüngeren Titurel“ und des „Lohengrin“ (vgl. S. 123 f.) und noch andere, die in gespreiztester Weise seinen Stil bis zur Karikatur verzerrten. Auf den Inhalt kam es ihnen dabei

gar nicht an; es fertigte z. B. ein solcher Dichterling ein gereimtes Verzeichnis seiner Bibliothek in Wolframscher Manier. Hartmanns und Gottfrieds Stil glich die Mängel Wolframs aus und förderte die Sprachgewandtheit, die Anmut und Leichtigkeit der ihnen nacheifernden Dichterschule, freilich auch eine sehr freie Auffassung der Moral, da Gottfrieds Einfluß in diesem Punkte sowohl Wolfram als Hartmann nicht zur Geltung kommen ließ. Doch sind unter den zahlreichen Nachfolgern und Jüngern der Meister nur wenige, welche Erwähnung verdienen.

In Hartmann von Aues Fußstapfen traten zwei Bearbeiter der Artussage, die wir zunächst ins Auge fassen.

1) **Wirnt von Gravenberg**, ein Franke aus adeligem Geschlecht, dem die Burg gehörte, deren Namen bis auf den heutigen Tag dem darunter liegenden Städtchen Gräfenberg, zwischen Nürnberg und Baireuth, geblieben ist, dichtete um 1212 ein Rittergedicht von 11708 Reimzeilen: „**Wigalois**, der Ritter mit dem Rade," dessen Abenteuer viel phantastischer sind, als die des Iwein. Ein welscher Knappe hatte sie ihm einst erzählt, und aus der Erinnerung ging er daran, „sie wieder zu leimen mit ganz neuen Reimen."

Wigalois.

Gawein, einer von König Artus' Rittern, hat sich mit der schönen Florie von Syrien vermählt und über dem Glück der Minne allen Heldenruhm und Thatendrang vergessen. Aber plötzlich ergreift ihn die Sehnsucht nach seinem Heldenkönig, und er erbittet von seiner Gemahlin Urlaub. Als er zu ihr zurückreiten will, kann er den Weg nicht mehr finden, da er einen Gürtel von zauberhaften Kräften, den er einst von dem Oheim Floriens geschenkt erhalten, nicht mitgenommen. So muß er endlich, nach langem schmerzvollem Umherirren, wieder an Artus' Hof ziehen, wo er fern von seiner Gemahlin zwanzig Jahre lebt. Inzwischen ist ein Sohn, den dieselbe bald nach seiner Abreise geboren, zum Manne emporgewachsen, der, als er von seines Vaters Heldenthaten hört, ihn kennen zu lernen wünscht. So geht er an König Artus' Hof, wo er sich **Gwi von Galois** (Wigalois) nennt und der Obhut des besten Ritters, seines eigenen Vaters, übergeben wird, ohne daß beide wissen, in welchem Verhältnis sie zu einander stehen. Kaum hat Wigalois den Ritterschlag empfangen, als eine Jungfrau am Hofe erscheint, die alle edelen Ritter aufruft, die schöne Larie von Korntin, eine Königstochter, deren Vater von dem grausamen Ritter Roaz von Gloys erschlagen sei, zu retten. Sofort macht er sich auf, um diesem Rufe Folge zu leisten; unterwegs besteht er die wunderlichsten, unerhörtesten Abenteuer mit Riesen, Zwergen, Drachen, Geistern u. s. w. Eines Tages gerät er in große Not. Er muß nämlich ein Thor passieren, vor dem ein mit Schwertern und Kolben bewaffnetes Rad sich mit unglaublicher Geschwindigkeit herumschwingt. Indem er nun davor steht und nicht hindurch kann, rückt hinter ihm ein undurchdringlicher Nebel wie eine Eisenmauer heran und schließt ihn vollends ein. Keine menschliche Kraft vermag ihn zu retten. Nur Gott kann es thun. Beim fahlen Mondschein schläft er ein, und unterdes kommt, „von der süßen Maide Kind," d. h. von Christus gesendet, ein starker Wind, der den Nebel zerstreut und das Rad zum Stillstande bringt. Darüber wacht er auf und kann nun bequem durch das Thor gehen. Endlich trifft er auf Roaz, den er zu Boden schlägt, worauf er die schöne Larie befreit und König von Korntin wird. Gawein kommt nun auch herbei, und zu großer gegenseitiger Freude erkennen sich Vater und Sohn.

Das von Graf Wolf Baudissin ins Neuhochdeutsche übersetzte Gedicht ist überreich an langen eingeflochtenen Reflexionen und unglaublich breiten Beschreibungen, die der Dichter zum Überfluß noch zu rechtfertigen sucht. So sagt er, nachdem er Floriens Kleid in über 100 Zeilen beschrieben:

„Wer nun das beneiden wollte,
daß sie trug so schönes Kleid,
das wäre eine große Thorheit,
denn es bringt ja niemandem Schaden,
was ich auf sie mag laden
von Seide und von Borten
und vom Schmuck mit Worten."

Dennoch fand dieses Gedicht bei den Zeitgenossen großen Beifall und blieb auch ein Lieblingsbuch der späteren Jahrhunderte, und an den Namen Wirnts knüpfte sich eine bedeutungsvolle Legende „**Der Welt Lohn**," von Konrad von Würzburg, deren Inhalt ich hier (in Uhlands Worten) gleich anschließen will.

Der Welt Lohn.

Wirnt von Gravenberg war ein Ausbund deutscher Ritterschaft, schön und tugendreich, und in allem vollkommen, womit man dieser Welt Preis erwirbt. Er trug ausgewählte Kleider; Birschen und Beizen verstand er wohl, Schachtafel und Saitenspiel war seine Kurzweil. Einem Ritterspiele wär' er über tausend Meilen nachgeritten, um den Sold der Minne zu erstreiten. Einst saß er allein in der Kammer und hatt' ein Buch in der Hand, darin er Aventüre von der Minne geschrieben fand. Damit hatt' er den Tag bis zur Vesperzeit vertrieben. Da war ein wunderschönes Weib herzugeschlichen, von deren lichter Farbe das Gemach erleuchtet ward. Sie trug kostbare Kleider und eine reiche Krone. Erschrocken sprang Wirnt auf und hieß sie willkommen. Die Frau dankt' ihm: er solle nicht so sehr vor ihr erschrecken, sie sei es ja, der er lange her gedient, für die er oft Leib und Seele gewagt; nun sei sie hergekommen, um ihm den Lohn zu zeigen, der ihm für seinen Dienst werden solle. Wirnt wundert sich, daß er der Dienstmann einer Frau sein solle, die er doch nie gesehen; doch wolle er mit Freuden der Ihrige sein, nur möge sie ihm ihren Namen sagen. Da sprach sie: unter ihrer Krone stehen Kaiser und Königssöhne; Herzöge, Grafen und Freie biegen ihr das Knie; „die **Welt**" sei sie geheißen, und ihren Lohn solle er jetzt sehen. Da wandte sie ihm den Rücken zu, der überall mit Schlangen, Nattern und Kröten behangen, mit giftigen Blattern bedeckt und von Maden bis auf das Gebein zerfressen war; ihr seiden Kleid war in ein schlechtes Aschentuch verwandelt. So schied sie von dannen. Der Ritter aber verwünschte solchen Dienst, schied von Weib und Kind, nahm das Kreuz an sein Gewand und hub sich über das wilde Meer, um in Gottes Heere gegen die Heidenschaft zu streiten.

2) **Ulrich von Zazikhofen**, ein Bayer, empfing von Gni von Morville, einer der Geiseln, die für König Richard Löwenherz im J. 1194 gestellt und an Kaiser Heinrichs Hof gesandt wurden, ein welsches Buch, „**Lanzelot vom See**," das er auf die Bitte lieber Freunde ins Deutsche umdichtete. Es ist ein noch schwächeres Machwerk als „Wigalois", eine kunstlose Anhäufung phantastischer, zum Teil sehr sittenloser Abenteuer.

Lanzelot.

Lanzelot, Artus' Neffe, wird als Kind von einer Meerminne, der Zauberin Viviane, geraubt, über einen See entführt und von ihr erzogen. Fünfzehn Jahre alt, entsendet ihn die Fee auf einem Roß, das er noch nicht reiten kann, in die Welt und sagt ihm, er werde seinen Namen erfahren, wenn er den besten Ritter, Iwert von Dodone, überwunden habe. Nach endlosen Kriegs- und Liebesabenteuern erreicht er dieses Ziel, vermählt sich mit Iwerts Tochter, Iblis, und lebt mit ihr sehr glücklich, bis sie beide an einem Tage sterben.

Da diese Gedichte auch gelegentlich den Tod des Königs Artus in einem Kampfe mit seinem empörerischen Neffen Morderoth erzählt, bildet es gewissermaßen den Schlußstein der Artussage, deren weitere Bearbeitungen immer geistloser werden und keine Erwähnung verdienen. In der vornehmen Welt schwärmte man jedoch fort und fort auch für die dürftigsten Ausläufer der Artuspoesie; noch im XVI. Jahrhundert gaben süddeutsche Ritter gern ihren Kindern Namen, wie Parzival, Wigalois ꝛc., in unseren Tagen zeugt davon allein der Name „Arthur", wie in der Bretagne noch heute eine Gruppe aufgetürmter Granitfelsen „Arthurs Schloß" heißt.

Nachklänge der Artussage.

Aus der Karolingischen Sage (vgl. S. 44 ff.) wählte ein Jünger Gottfrieds, **Konrad Fleck**, ein schwäbischer Ritter, von dem wir sonst nichts wissen, sich nach einer altfranzösischen Quelle einen Stoff, den er im XIII. Jahrh. u. d. T. „**Flore und Blanscheflur**“ (Blume und Weißblume) bearbeitete. Es ist dies eine zarte, anmutige und reine Liebesgeschichte, nächst der von Tristan und Isolde die bekannteste bei den Völkern des Mittelalters, und zwar die sagenhafte Jugendgeschichte der Großeltern Karls des Großen.

Flore und Blanscheflur.

Blanscheflur (blanche fleur = Lilie), die Tochter einer von den Sarazenen geraubten Gräfin, die in der Gefangenschaft bei dem König Venix in Spanien lebt, wird an demselben Tage und in derselben Stunde geboren, in der auch die Heidenkönigin einem Sohne, **Flore**, (fleur), das Leben gibt. Die beiden Kinder werden von einer Amme gesäugt und mit einander erzogen. Im zartesten Alter lernen sie die Minne kennen, und ihre Liebe nimmt mit den Jahren zu. Als der König davon Kunde erhält, beschließt er die beiden zu trennen: seinen Sohn schickt er nach Mantua, Blanscheflur verkauft er an Handelsleute aus dem Orient, die sie nach Babylon bringen. Als Flore von seiner Reise zurückkehrt, gerät er außer sich, da sein Vater ihm erzählt, daß Blanscheflur gestorben sei; aber seine Mutter verrät ihm die Wahrheit und ermutigt ihn auszuziehen, um die Geliebte aufzusuchen. Zu seinem Schutz gibt sie ihm einen Zauberring mit, der seinen Träger vor dem Tode bewahrt. Nach langem Umherirren gelangt er nach Babylon, wo er seine Geliebte in der Gewalt des Sultans findet, der sie zu heiraten beschlossen hat. Es gelingt Flore aber, einen Turmwächter zu bestechen, der ihn in einem Korbe, ganz unter Blumen versteckt, in Blanscheflurs Gemach tragen läßt. Doch nur kurz ist die Freude ihres Wiedersehens — sie werden entdeckt und zum Flammentode verurteilt. Da keines von beiden durch den Zauberring sich allein retten will, werfen sie ihn weg und wollen gemeinsam sterben. Durch diese Liebe gerührt, schenkt der Sultan ihnen beiden das Leben und läßt sie nach der Heimat ziehen. Dort finden sie Venix gestorben und können nun den langersehnten Ehebund schließen, nachdem Flore zuvor Christ geworden. Ihre Tochter war Bertha Pipins Gemahlin, Karls des Großen Mutter. — Sie leben bis ins hundertste Jahr, sterben beide an einem Tage und werden in einem gemeinsamen Grabe zur Ruhe bestattet.

Rudolf von Ems.

Einen weiten und mannigfachen Kreis von Stoffen beherrschte und behandelte **Rudolf von Ems.** Er führt seinen Namen von der Burg Hohenems im österreichischen Vorarlberg, derselben Burg, in der zwei der wichtigsten Handschriften des Nibelungenliedes aufbewahrt und der Nachwelt erhalten wurden. Er war Dienstmann des Grafen von Montfort und einer der gelehrtesten und fruchtbarsten Dichter seiner Zeit. Der größte Lobredner Gottfrieds und der gelehrigste Schüler seiner Darstellungsweise, hat er doch nur Gedichte von höchster Sittenreinheit und innerem Frieden uns hinterlassen. Am nennenswertesten sind darunter zwei, mit denen er in Hartmanns Fußstapfen trat, die Legende „Barlaam und Josaphat“ und die poetische Erzählung „Der gute Gerhard.“ Außerdem hat er die Alexandersage und den trojanischen Krieg, ferner die romanhafte Geschichte Wilhelm des Eroberers (Wilhelm von Orleans) behandelt. Sein letztes Werk ist die „Weltchronik,“ in der er die Geschichte des Alten Testamentes, aber auch die der heidnischen Völker erzählte. Als er sie bis auf Salomos Tod fortgeführt, ereilte ihn selbst der Tod in Italien zwischen 1250 und 1254, vermutlich auf einem Kriegszuge im Gefolge des Kaisers Konrad IV. Die auch poetisch nicht unbedeutende „Weltchronik“ war zugleich ein wichtiges Vermächtnis für den Laienstand, der bis auf Luthers Zeiten daraus fast allein Kenntnis des Alten Testamentes gewinnen konnte.

Barlaam und Josaphat.

Barlaam und Josaphat. Josaphat ist der Sohn eines heidnischen Königs von Indien, vor dessen Palast Barlaam ein gottgesandter Weiser von der Insel Sennaar als Juwelier erscheint, aber seinen köstlichsten Edelstein nur dem Königssohne selbst zeigen will. Dieses Juwel ist das Christentum, das Josaphat durch den Weisen kennen lernt und zu dem er sich, allen Verboten und Drohungen des Vaters entgegen, bekehrt.

Der Sohn verbreitet nun in seinem Reiche den Glauben an den Heiland mit großem Segen und herrlichem Erfolge: zuletzt gesteht auch der Vater, von harten Unglücksschlägen heimgesucht, die Göttlichkeit des Christentums zu, zieht sich in die Einsamkeit zurück und überläßt seinem Sohne das ganze Reich. Nachdem Josaphat die Vergänglichkeit alles irdischen Glücks erfahren, legt auch er die Krone nieder, sucht seinen greisen Lehrer auf und beschließt sein Leben unter Fasten und Beten in beschaulicher Einsamkeit. — Die Belehrung über einzelne tiefernste Wahrheiten ist in dieser Legende vielfach in Gleichnisse gekleidet, von denen eines, das von dem Mann in der Grube, wie die ganze Erzählung dem fernen Indien entstammt und das ganze Mittelalter hindurch sehr beliebt war, oft einzeln aufgeschrieben und im Kloster Lorch auch gemalt worden ist. In neuerer Zeit hat es Rückert in seiner bekannten Parabel vom „Mann im Syrerland" bearbeitet.

Der gute Gerhard. Kaiser Otto I, der Münsterbauer, ein weiser und gerechter Fürst, aber zu stolz auf seine gottgefälligen Handlungen, „rückt Gott seine Gaben vor." Da wird ihm durch einen Engel verkündet, daß er seinen Lohn schon dahin habe — Der gute Gerhard

Gott suchet Herzensreine — für die ist ihm alleine
die hat am Himmel teil, — die ew'ge Krone feil.

Ohne Demut und Lauterkeit des Gemütes — wird er belehrt — bleiben alle Opfer wertlos; er hätte es machen sollen, wie ein schlichter Kaufmann, des Name im Buche des Lebens in goldener Schrift erglänzte — der „**gute Gerhard**" in Köln. Dorthin reist nun der Kaiser, um diesen Mann kennen zu lernen, aber es kostet ihm große Mühe, denselben zu bewegen, seine Geschichte zu erzählen. Endlich beginnt er, in anspruchsloser Weise folgendes mitzuteilen. Es war eine Zeit, da hatte er nur nach Reichtum und besonders danach getrachtet, daß man seinen Sohn den „reichen" Gerhard nennen möge; da hatte er aber einst auf einer Handelsreise nach dem Morgenlande eine Schar gefangener englischer Ritter und eine norwegische Königstochter in der Sklaverei angetroffen, und das hatte ihn so gerührt, daß er seinen ganzen Handelsgewinn hingab, um sie loszukaufen. Die Königstochter Irene, die einem im Seesturm mit seinem Schiff verschwundenen englischen Könige verlobt war, beherbergte er sodann Jahre lang in seinem Hause zu Köln, aber der Bräutigam kam nicht sie abzuholen, und zuletzt mußte man glauben, daß er im Sturm sein Leben verloren habe. Inzwischen hatte Gerhards Sohn eine ernste und tiefe Neigung zu der schönen Jungfrau gefaßt, und diese hatte sich entschlossen, ihm ihre Hand zu reichen. Schon ist alles zur Hochzeit gerüstet, da läßt sich ein Pilger im Bettleraufzuge melden, es ist der totgeglaubte König von England. Der junge Gerhard verzichtet auf Minneglück und hohe Ehren; sein Vater rüstet sogar dem Königspaar die Reise nach England und geht ihm voran, um seine Ankunft zu melden. Kaum gelandet, wird er von einigen Edelleuten, die er einst aus der Sklaverei errettet, wiedererkannt, und da innere Streitigkeiten das Land verwüsten, wollen sie ihn zum Könige ausrufen. Aber er weist das ganz entschieden zurück, ja schlägt jeden Lohn, jede Anerkennung aus, und nimmt nur „um des roten Mundes Irenes" willen, die ihn darum bittet, ein Kleinod an und kehrt als einfacher Kaufmann und Bürger nach Köln zurück. — Der Kaiser fühlt Scham und Reue, als der gute Gerhard seine prunklose Geschichte beendet, es war

der Demut duft'ge Blume — von allem falschen Ruhme
in ihm nun aufgeblüht, — geheilt Sinn und Gemüt.

Das Gedicht ist von Simrock ins Neudeutsche übersetzt.

Der letzte aller höfischen Epiker war **Konrad von Würzburg**, nach seiner Vaterstadt so genannt, bürgerlichen Standes und als Fahrender von Bürgerlichen und Adeligen mild unterstützt. Auf seinen Wanderzügen kam er über Straßburg nach Basel, wo es Konrad von Würzburg.

ihm gelang, sich festzusetzen und ein eigenes Hauswesen zu gründen. Hier dichtete er seine bedeutendsten Werke, und hier starb er am 31. August 1287 zugleich mit seiner Frau Bertha und zwei Töchtern, Gerina und Agnes, an einer Seuche. Sein Grab ist noch heute in der alten, an den Münsterchor angebauten Marien-Magdalenenkapelle zu sehen. Konrad war ein gelehrter, sprachenkundiger Mann, dazu ein Meister der Form, der eine staunenswerte Gewandtheit im Versbau entwickelte, wie er anderseits über einen unerschöpflichen Reichtum an dichterischen Gedanken und Bildern verfügte. Wenn es ihm aber auch gelang, Hartmanns Maß mit Gottfrieds Redeglanz, Gründlichkeit mit freischaffender Phantasie zu vereinen, so artet er doch oft in ein redseliges Wesen aus, und der Mangel poetischen Gehaltes wird kaum durch die Häufung von Gleichnissen und Bildern verdeckt.

Unter Konrads Werken hebe ich zunächst seine Erzählungen im höfischen Geiste hervor. Die bedeutendste darunter, „**Engelhart und Engeltrut**," ist eine Verherrlichung der Freundestreue.

Engelhart und Engeltrut.

Engelhart, der Sohn eines Edelmanns in Burgund, im Begriff auf Reisen zu gehen, erhält von seinem Vater beim Abschied drei Äpfel. Wenn er jemand auf der Reise treffe, der mit ihm Bekanntschaft anknüpfen will, solle er demselben einen der Äpfel geben. Wenn jener den ganzen Apfel anfesse, ohne ihm etwas davon zu reichen, so solle er ihn meiden — reiche er ihm aber ein Stück davon, solle er seine Freundschaft annehmen. Der Sohn verspricht den Rat zu befolgen, reitet davon, und ihm begegnen nach einander zwei junge Leute, mit denen er die angeratene Probe versucht, die aber beide die Äpfel allein anfessen. Danach stößt er auf einen dritten, an Gestalt ihm völlig ähnlich, der nimmt den Apfel, schält ihn und gibt ihm die Hälfte zurück. Engelhard begrüßt ihn als Freund und wählt ihn zum Gefährten. Er heißt Dietrich von Brabant und wünscht ebenfalls im fremden Lande sein Glück zu versuchen. Sie gelangen miteinander nach Dänemark und werden am dortigen Hofe willkommen geheißen. Der König hält sie, ihrer Ähnlichkeit halber, für Brüder; sie versichern aber, nur ihre Gesinnungen seien brüderlich, und sie hätten sich verbunden, ihm ihre Dienste anzubieten, um „von seiner Tugend zu lernen." Bald haben sie sich am Hofe beliebt gemacht, und die treueste Freundschaft verbindet sie miteinander. Der König hat eine Tochter, **Engeltrut**, die sehr schön ist; ihren Augen und bald auch ihrem Herzen gefallen die zwei Freunde:

denn was den Augen sanfte thut,
das dünket auch dem Herzen gut,
und ist ihm wohl damite.

Da die beiden Freunde so ähnlich sind, gefallen sie ihr gleicherweise, zuletzt aber gibt der Name Engelhart den Ausschlag, weil er am meisten zu dem ihrigen stimmt. Da kommt eines Tages aus Brabant ein Bote an Dietrich, der ihm den Tod seines Vaters meldet und ihn zur Rückkehr auffordert, um sein Land in Besitz zu nehmen. So sehr ihn der Verlust des Vaters betrübt, so schmerzlich ist ihm der Abschied von seinem Freunde, und er bietet alles auf, um diesen zu bewegen, mit ihm zu ziehen. Aber Engelhart hält es für undankbar, so schnell des Königs Dienst wieder aufzugeben, und Dietrich muß allein von hinnen ziehen. Bald darauf stirbt die Königin von Dänemark. Engeltrut ist darüber auf das tiefste betrübt und niedergeschlagen. Um sie aufzuheitern, gibt der Vater ihr Engelhart zum Kämmerer. Als derselbe eines Tages ihr bei der Tafel aufwartet, läßt er beim Vorschneiden plötzlich das Messer zu Boden fallen mit einer Verwirrung, die sofort sein Herz verrät. Das Verhältnis, das sich nun zwischen ihnen entspinnt, wird aber von dem eifersüchtigen Neffen des Königs beobachtet und durch ihn dem König verraten. Ein Zweikampf soll entscheiden, ob Engelhart schuldig oder unschuldig. Engelhart, der sich seiner Schuld bewußt ist, fürchtet einen unglücklichen Ausgang und beschließt, seinen Freund Dietrich für

sich kämpfen zu lassen. Er reist zu diesem nach Brabant, und sie verabreden, ihre Rollen zu vertauschen. Engelhart, der für Dietrich gehalten wird, bleibt in Brabant zurück; Dietrich kommt auf den bestimmten Tag in Dänemark an und besiegt seinen Gegner im Zweikampf. Zur Belohnung verspricht ihm der König die Hand seiner Tochter. Die Hochzeit findet statt, aber Dietrich legt ein Schwert zwischen sich und Engeltrut. Am folgenden Tage kehrt Dietrich nach Brabant zurück, und Engelhart begibt sich eilends nach Dänemark. Dort erhält er nach dem Tode des Königs die Krone und lebt mit seiner Gemahlin im größten Glücke.

Nicht lange darauf wird Herzog Dietrich von der Miselsucht (Aussatz) befallen. Er läßt sich ein Gartenhaus am Wasser bauen, wo er allein wohnt. Hier erscheint ihm in einer Nacht ein Engel, der ihm rät, zu Engelhart zu reiten und ihn zu bewegen, seine beiden Kinder zu töten und den Kranken mit ihrem Blute zu bestreichen, dann werde er genesen. Nachdem er lange diesem Auswege widerstrebt, entschließt er sich nach Dänemark zu gehen, wo er von Engelhart auf das liebevollste aufgenommen wird. Dennoch kann er sich nicht entschließen, dem Freunde seinen Traum zu erzählen, endlich thut er es doch, da ihn derselbe immer aufs neue dringend fragt, ob er denn gar kein Heilmittel für seine Krankheit kenne. Engelhart, im Kampfe der Freundschaft mit der Liebe zu seinen Kindern, bittet Gott seinen Entschluß zu leiten und hält sich endlich verpflichtet, dem Freunde, der sein Leben für ihn gewagt hat, seine Kinder zum Opfer zu bringen. Mit schwerem Herzen vollbringt er die schreckliche That, und das Blut seiner Kinder heilt sofort den kranken Freund. Voll Freude über Dietrichs Genesung und doch voll Betrübnis über das dazu angewandte Mittel, eilt Engelhart in die Kammer seiner Kinder zurück, da gewahrt er seine Lieblinge spielend auf dem Bett, jedes mit einem roten Faden um den Hals. Ein Wunder hat dem Vater die Kinder erhalten. Dietrich kehrt nach Brabant zurück, und beide Freunde leben von nun an sehr glücklich. Das Gedicht schließt mit folgender Moral:

Daß ein Herze wolgemut
daran ein selig Bilde gut
zu läuterlicher Treue nehme
und sich der falschen Untreu schäme,
wenn er hört in seinen Tagen
von so fremden Wundern sagen,
als den viel trauten Gesellen zwein
um ihre hohe Treu erschien.

Unter Konrads kleineren Erzählungen ist die anmutigste die Sage von **Otte mit dem Bart**, die Karl Simrock sehr ansprechend ins Neudeutsche übersetzt hat.

Otte mit dem Bart.

Unter **Kaiser Otte** ist Otto der Große gemeint, obwohl das Gedicht zu seinem Bilde mehrere Züge, wie den schönen roten Bart, bei dem er mit Vorliebe schwur, und die heftige Gemütsart, seinem Sohne Otto II, dem Roten genannt, entnommen hat. Einstmals feierte er um Ostern zu Bamberg ein großes Fest. Da ließ sich der junge Sohn des Herzogs von Schwaben verleiten, ein feines Brot, das auf dem gedeckten Tische lag, anzubrechen. Sofort ergriff ihn der kaiserliche Truchseß und züchtigte ihn mit seinem Stabe auf das heftigste. Empört hierüber stellte des Knaben Erzieher, Ritter Heinrich von Kempten, den Truchseß zur Rede, und da derselbe ihm trotzig antwortete, spaltete er ihm das Haupt. Als der Kaiser von diesem Morde unterrichtet wurde, schwur er bei seinem Barte dem Thäter blutige Rache. Als Heinrich das vernimmt, faßt er den Kaiser bei dem Bart und droht ihn zu ermorden, wenn er den Eid nicht zurücknehme. Otto thut es und schenkt ihm das Leben, verbannt ihn aber für immer aus seinem Angesichte. Heinrich kehrte heim nach Schwaben auf sein Lehen. Nach zehn Jahren unternimmt der Kaiser eine Heeresfahrt über die Alpen und muß lange vergeblich vor einer starken Feste liegen, die er nicht erobern kann. Neue Streitkräfte werden aus der Heimat herbeigerufen: auch Heinrich wird trotz seines Sträubens von seinem

Lehensherrn, dem Abt von Kempten, gezwungen nach Welschland zu ziehen, wo er es aber sorgfältig vermeidet, vor das Angesicht des Kaisers zu kommen. Da gewahrt er eines Tages, während er im Bade liegt, daß einige Bürger der belagerten Stadt den wehrlosen Kaiser aus einem Hinterhalte überfallen wollen. Rasch springt er aus dem Bade, greift nach Schwert und Schild, stürzt auf die Feinde, haut sie nieder und kehrt, als ob nichts geschehen wäre, zu seinem Bade zurück. Der Kaiser, der ihn nicht erkannt, erkundigt sich, wer sein Retter gewesen, und als er es erfahren, läßt er ihn vor sich kommen, empfängt ihn zuerst scheinbar zornig, umarmt ihn dann lachend, indem er spricht:

„Ich danke dir mein Leben,
du edler Held erwählt,
doch war dir längst vergeben,
es sei dir nicht verhehlt.
Vom jähen Zorn, dem blinden,
seit du mich hast geheilt,
kein Urteil wieder finden
sah man mich übereilt."
(Simrocks Übersetzung.)

Auf das reichlichste belohnte er sodann seinen edlen Lebensretter und ließ den Vielgetreuen nie wieder von seiner Seite.

Der trojanische Krieg.

Gegen das Ende seines Lebens schrieb Konrad von Würzburg sein größtes und umfangreichstes Werk, über dem ihn der Tod überraschte und das von anderer unbekannter Hand zu Ende geführt wurde, **„Der trojanische Krieg,"** der nicht weniger als gegen 50000 Verse lang ist. Konrad vergleicht sein Gedicht mit dem „unendlichen Meere, in welches zahlreiche Wasser sich ergießen, worin wohl ein Felsen versänke und er selbst kaum Grund fände." In diese ermüdend lange Dichtung, die vor Paris' Geburt mit Hekubas Traum und Achilles' Erziehung beginnt, sind die Argonautenfahrt, Iphigenien-Opferung u. a. hineinverwebt. In dem Kriege selbst treten Ungarn, Russen, Dänen, Portugiesen und als die tapfersten von allen die Deutschen als Hilfsvölker des Menelaus auf, während die Heiden und Mohammedaner für Troja streiten. — Ebenso unvollendet ist die dem Französischen nachgedichtete Erzählung **„Partonopier und Meliur,"** in welcher übrigens ein ursprünglich deutscher Stoff zur poetischen Verwertung kam.

Heiliger Sylvester.

Außer diesen weltlich ritterlichen Erzählungen hat Konrad von Würzburg eine Reihe geistlicher Legenden gedichtet. In dem **„heiligen Sylvester"** erzählt er die Bekehrung des Kaisers Konstantin und seiner Mutter Helena zum Christentum. Es geschieht dieselbe dadurch, daß Sylvester, Papst zu Rom, einen wilden Stier, den das Haupt der Juden durch Aussprechung des Namens Jehovah tötet, durch die Kraft Christi wieder lebendig macht. Eine andere Legende, die sehr verbreitet war und häufig bearbeitet wurde, ist die vom **„heiligen Alexius,"** die nach mittelalterlichen Begriffen ein hohes Muster selbstvernichtender Enthaltsamkeit darstellt.

Heiliger Alexius.

Alexius, eines vornehmen Römers Sohn, der zur Zeit des Kaisers Theodosius lebte, vermählte sich mit einer edlen Jungfrau Adriatika. Am Abend des Hochzeitstages, der mit großem Pomp gefeiert wurde, sah Alexius in das brennende Licht, das zwischen ihm und seiner Braut stand. Dasselbe schien ihn an die Nichtigkeit aller vergänglichen Dinge zu mahnen, und er sprach zu seiner jungen Gemahlin: „Sieh, Adriatika, wie das Licht vor uns hell brennt, das doch schnell dahin sein wird — so ist es um die Welt bestellt: jung und alt wird zuletzt zu Staube. Der Mensch ist ein Schatten, der bald dahin fährt, und eine Blume, die schnell verwelkt. Das thut der Tod: heute schön und klar, morgen mißgefärbt und der Erde gleich. So vergeht alle Herrlichkeit der Welt. Darum wollen wir uns vor der Welt erretten, unsere Seele pflegen und der vergänglichen Freude, der wir jetzt entgegengehen, entsagen." Als er so gesprochen, zog er den goldenen Ring von seiner Hand und gab ihn seiner Gemahlin zurück, die Gott ergeben antwortete: „Gott wolle deiner in Gnaden pflegen, er wolle dich behüten

auf Straßen und auf Wegen, ich bleibe treu dir immerdar.“ So scheiden sie von einander, Alexius zieht von dannen, die Braut sinkt ohnmächtig nieder. Nach Pisa richtet er zuerst seine Schritte, dort vertauscht er sein reiches Gewand mit einem Bettlerkleide und kasteit sich, bis sein lichtes Antlitz erbleicht, sein lockiges Haar dünn und seine Gestalt unkenntlich wird. Die Boten, die sein Vater nach ihm ausgesendet, sehen ihn in Pisa unter der Bettlerschar, erkennen ihn aber nicht. Einige Zeit darauf zieht Alexius weiter nach Jerusalem, wo er zwölf Jahre verweilt, während seine Eltern und seine Braut mit heißen Thränen um ihn klagen. Endlich kehrt er in sein Vaterland zurück und kommt nach Lukka, da wird dem Kirchenhüter durch eine Himmelsstimme verkündet: vor dem Thore des Heiligtums liege ein Bettler im Gebet, den solle er in die Kirche führen; Gott bedürfe seiner für das Himmelreich. Als das geschehen, läuten alle Glocken der Kirche von selbst, und die Stadt strömt zusammen, um zu erfahren, was das zu bedeuten habe. Als sie es vernommen, loben sie Gott die ganze Nacht, aber Alexius will diesen Ehrenbezeugungen entfliehen, deshalb besteigt er ein Schiff, um nach Afrika zu fahren. Doch nie gelangt er dahin, denn Stürme verschlagen sein Fahrzeug nach Rom. Als ein Bettler betritt er das Haus seines Vaters unerkannt, der ihm unter der Treppe des Palastes ein Lager bereiten ließ. Die Diener verspotten und verhöhnen ihn, er aber erträgt alles geduldig. Vater und Mutter gehen täglich an ihm vorüber, die Geliebte redet ihn an und fragt ihn, ob er Alexius nicht auf seinen Pilgerfahrten begegnet sei, und als er es bejaht, fragte die Getreue weiter, ob er auch ihrer gedacht. „Ja“, antwortete er, „er gedachte des Ringleins, das er dir beim Abschied gegeben, und deiner Traurigkeit; auch war sein Herz voll Kummer um Vater, Mutter und um dich, doch er hat auf alles Verzicht geleistet um des ewigen Lebens willen.“ So unterhielten sie sich täglich miteinander und fanden einen schmerzlich-freudigen Trost in diesem Austausch. Endlich fühlte Alexius, daß sein Leben zu Ende gehe; auf ein Pergament schrieb er nieder, was er erlebt und erfahren, schloß das Blatt fest in seine Hand, und bald darauf verschied er. In dem Augenblicke seines Todes begannen alle Glocken in allen Kirchen Roms von selbst zu läuten, und bald ward es bekannt, zu wessen Ehre dieses geschehen. Alexius' Vater trat an die Leiche heran, deren Antlitz verklärt strahlte. Er gewahrte den Brief in des Toten Hand, vermochte ihn aber nicht herauszulösen. Ebensowenig gelingt es den beiden Kaisern Arkadius und Honorius, selbst der Papst vermag es nicht. Da tritt Adriatika heran, und sofort öffnet sich ihr die erstarrte Hand. In lautes Weinen und Klagen brechen sie alle aus, als sie erfahren, wer der Bettler gewesen sei; der Papst aber läßt den Leichnam in die Kirche tragen, wo zahlreiche Wunder an dem Sarge geschehen.

Außer dem kleineren Gedichte Konrads, „**Der Welt Lohn**,“ das ich früher (S. 135) schon nannte, sei zum Schlusse noch eines Lobgedichtes auf die Jungfrau Maria Erwähnung gethan. Es ist betitelt „**Die goldene Schmiede**“ und gehörte zu den beliebtesten Gedichten jener Zeit, wurde häufig abgeschrieben und vielfach nachgeahmt.

Die goldene Schmiede.

Konrad tritt darin auf als ein Schmied, der aus Gold und edlem Gestein den köstlichen Schmuck der „Himmelskaiserin“ bereiten will. Das Gedicht hebt an: „Wenn ich in der Tiefe der Schmiede meines Herzens ein Gedicht aus Gold schmelzen und lichten Sinn aus Karfunkel in das Gold fassen könnte, so wollt' ich ein durchsichtig leuchtendes, glänzendes Lob deiner Würde, hohe Himmelskaiserin, so wie ich wünschte, schmieden. Aber wenn auch meine Rede auf zu Berge flöge wie ein edler Aar, über dein Lob hinaus vermöchten die Schwingen meiner Worte mich nicht zu tragen: eher wird Marmor und Edelstein von einem Halm, der Diamant von weichem Blei durchbohrt, ehe ich zu der Höhe des Lobes gelange, welches dir gebührt; wenn man ausrechnet das Gestirn und der Sonnen Staub, und allen Sand und alles Laub vollkömmlich hat gezählet, dann erst wird dein Preis recht gesungen!“ In glänzender Darstellung und fließender Sprache häuft der Dichter darauf — 2000 Verse lang — alles zusammen, was an Bildern und

Gleichnissen in der heiligen Schrift und im Munde des Volkes zum Lobe Mariens sich nur deuten und finden ließ: eine für alle dem Marienkultus Fernstehenden, trotz mancher dichterischen Schönheiten, doch sehr ermüdende Lektüre.

Einen seltsamen Gegensatz zu diesen bald poetisch überschwenglichen, bald krankhaft asketischen Dichtungen bietet einerseits die schalk- und schwankhafte, andererseits die lehrhafte Richtung dar, die sich in dieser Zeit Bahn zu brechen beginnt.

Der Stricker.

Beide Richtungen sind am wirksamsten vertreten durch den **Stricker** (Strichaere), einen Dichter, von dem wir nichts weiter wissen, als daß Österreich seine Heimat gewesen und daß er in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts gelebt und gedichtet hat. Von seiner Bearbeitung des alten Rolandsliedes war bereits in einem früheren Abschnitte (S. 49) die Rede. Mehr zu Hause war er auf dem Gebiete der Komik, das bewies er in seiner Erzählung von dem „**Pfaffen Amis**," dessen Schelmenstreiche und Schwänke, obgleich fremden Ursprunges, doch Vorläufer derer des berühmten urdeutschen Till Eulenspiegel sind.

Pfaffe Amis.

Der **Pfaffe Amis** erregt durch seine allzureiche Pfründe den Neid seines Bischofs, der ihm drohte, dieselbe einzuziehen, wenn er nicht in einer Prüfung bestehe, die er mit ihm anstellen wolle. Amis weiß aber auf alle verfänglichen Fragen witzig zu antworten. So entgegnet er auf die Frage: wieviel Tage seit Adam her verflossen seien? — „Sieben, wenn die um sind, kommen dieselben sieben wieder." Auf die Frage: wo die Mitte der Welt sei? antwortet er: „Die Kirche, die ich von Euch habe, liegt gerade in der Mitte; lasset es Eure Knechte mit Seilen messen, und wenn ein Halm breit fehlt, so sollt Ihr die Kirche mir wieder abnehmen." — Wieweit der Himmel von uns sei? — „Soweit ein Mann rufen kann; steigt hinauf, Herr Bischof, und wenn Ihr da oben mich nicht von hier unten rufen hört, will ich verloren haben." Da der Bischof sich so geschlagen sieht, stellt er Amis ärgerlich die Aufgabe, er solle einem Esel das Lesen beibringen. „Zwanzig Jahre," entgegnete der Priester, „braucht ein Mensch, um etwas Rechtes zu lernen, ein Esel kann's nicht unter 30 Jahren." Die Frist wird ihm eingeräumt, und er kauft sich ein Langohr. Diesem legt er ein altes Buch vor und streut Hafer zwischen die Blätter. Der Esel sucht nach der Speise und schlägt ein Blatt nach dem anderen um. Als dann der Bischof erscheint, um sich nach den Fortschritten des grauen Schülers zu erkundigen, sagt ihm Amis, daß derselbe schon das A gelernt habe, auch die Blätter des Buches umschlagen könne. Das führt der Schüler denn auch vor dem hohen Inspicienten aus, da ihm Amis ein Buch ohne Hafer vorgelegt, worüber entrüstet er die Blätter hastig umdreht und dazu sein Eselslied ertönen läßt. Bald danach stirbt der Bischof, und Amis, der trotz der guten Pfründe doch in Not geraten, zieht auf Gelderwerb aus in die weite Welt. Bald hat er völlig aufgehört, sich zu grämen und zu schämen, und auch mit heiligen Dingen treibt er seinen Spott und Spuk. Die nun mitgeteilten Schelmstücke sind charakteristisch für die Zeit, indem sie zeigen, wie tief bereits das Ansehen der Geistlichkeit gesunken war, daß solche Dinge von einem ihr angehörigen Priester erzählt und mit Wohlgefallen angehört werden konnten. So begibt sich Amis nach Lothringen, wo er auf Befehl des Herzogs die Kranken heilt, indem er erklärt, den Siechsten unter ihnen töten und mit seinem Blute die anderen heilen zu wollen. Es erklären sich nun alle gesund, und der Betrug wird erst entdeckt, als der Betrüger mit seinem Gewinn längst über alle Berge ist. — Ein anderes Mal sucht er eine reiche und alberne Frau auf dem Lande auf, deren Mann eben nicht zu Hause ist. Er gibt sich für einen sehr frommen Mann aus und bittet sie, die Nacht im Hause bleiben zu dürfen, um zu beten, und sie willigt gern ein. Durch sein scheinheiliges Wesen weiß er sie dann

so zu bethören, daß sie ihm hundert Ellen feiner Leinwand schenkt, und damit beladen zieht er von dannen. Aber kaum hat der Schelm den Rücken gewandt, so kehrt der Hausherr heim, und als er erfahren, wie sich seine Frau hat anführen lassen, steigt er zu Pferde und jagt ihm nach. Als Amis ihn von ferne sieht, steckt er eine glühende Kohle in die Leinwand, und als der Reiter näher gekommen, bittet er ihn demütig, es ihn nicht entgelten zu lassen, was seine Frau um Gottes willen gethan — sie habe ihm ja das Geschenk aufgedrungen. Damit reicht er ihm die Leinwand, und der Reiter reitet vergnügt zurück. Doch nicht lange so entdeckt er den Brand, das Gewissen schlägt ihm, daß er eine Gottesgabe genommen — er hält die Flammen für eine Strafe Gottes — er jagt dem Pfaffen nach, holt ihn zurück und überhäuft ihn mit Ehren und Geschenken. Die schlimmste Geschichte aber, die doch auch den Zeitgenossen anstößig erschien und eine Umarbeitung des Gedichtes veranlaßte, war folgende. Eines Tages führt sich Amis bei einem reichen Propst als Laie ein und weiß sich so beliebt und geehrt zu machen, daß ihm die Verwaltung des Klostervermögens anvertraut wird. Nach einiger Zeit teilt er dem Probst mit, ein Engel habe ihm befohlen, Messe zu lesen. Der Propst versucht es mit ihm, und der angebliche Laie liest die Messe vortrefflich. Auf das Gerücht davon kommen von allen Seiten Geistliche, um den vom heiligen Geist erfüllten Mann zu sehen und zu prüfen. Nachdem er vier Wochen Opfergaben empfangen, macht Amis die Klosterleute insgesamt betrunken und geht mit den Opfergaben und mit dem Gut des Klosters davon. — Endlich nach noch viel anderen Streichen begibt sich Amis mit seinem Gut in ein neues Kloster, wird daselbst Abt und erwirbt die ewige Seligkeit.

An dieses Gedicht reihten sich verschiedene kleinere Erzählungen, in welchen das schwankhafte Element vorwaltet, die aber durch eine angehängte moralische Nutzanwendung bereits einen Übergang bilden zu den lehrhaften „**Beispielen**“ (bîspel), in denen das dürftige epische Element, das sich darin noch findet, bloß noch der Lehre als Unterlage dient.

Bîspel.

Diese „**Beispiele**“ (nebenhergehende Reden, Gleichnisreden, da spel soviel als Erzählung, Rede bedeutet) sind das was wir heutzutage „Fabel“ nennen; und auch darin zeichnete sich der **Stricker** selbst dichtend und andere zur Nachahmung anregend aus. Außer Fabeln hat der Stricker mehrere rein lehrhafte Gedichte geschrieben, so die „**Klage**“, in welcher er über den Verfall der Sitten klagt, über die Zwietracht zwischen Pfaffen und Laien, über die Mißachtung der Frauen, über die Lasterhaftigkeit der Höfe ꝛc. In einem anderen Gedichte vergleicht er die Herren von Österreich mit einem „Fraß“; wie ein solcher sich an Speisen, so hätten sich jene an Singen und Sagen, an Fiedlern und Spielleuten übernommen, hätten ihre Gaben an solche verschwendet, woher jetzt Fasten, Kargheit und Verfall der Kunst eingetreten sei.

Neben dem „Pfaffen Amis“ ist noch ein anderes Gedicht scherzhaften Charakters zu nennen, die Erzählung von „**Salomon und Morolf.**“

Salomon und Morolf.

Aus alter Überlieferung stammt die Aufstellung des Gegensatzes volksmäßiger Weisheit oder des naturwüchsigen Mutterwitzes gegen die gewissermaßen gelehrte und philosophische Weisheit des Königs Salomo her. **Morolf** (oder Markolf, wie er in späteren Zeiten heißt), ein kluger Narr, vertritt die erstere, indem er in einem Gespräch mit dem König jeden weisen Spruch desselben in einen Witz verkehrt. Aus der Rolle, die Morolf in diesem scherzhaften Gesprächsspiel spielt, bildete sich im XII. Jahrhundert eine Erzählung, die den zweimaligen listigen Raub der Gemahlin Salomos und die zweimalige listige Wiedergewinnung derselben durch Morolf schildert; das Gesprächsspiel selbst, das schon im XIII. Jahrhundert in deutschen Versen existierte, ist nur in

einer rohen und gemeinen Überarbeitung aus viel späterer Zeit und in dem prosaischen Volksbuche von „**Salomon und Markolf**“ auf unsere Zeiten gekommen. Um das Gesprächsspiel zu charakterisieren, teile ich einige Züge daraus mit. Eines Tages stellt Markolf die Behauptung auf, daß Natur über Gewohnheit gehe, und macht sich anheischig, seinen Satz zu beweisen oder den Tod zu erleiden. Salomo nimmt es an, und Markolf beweist seine Behauptung dadurch, daß er die Lieblingskatze des Königs, welche abgerichtet war, bei der Abendtafel die Kerze zwischen den Vorderpfoten zu halten, durch Mäuse, welche er vor ihr über den Tisch laufen läßt, verleitet, das Licht fallen zu lassen und nach den Mäusen zu jagen. Eine Probe des Gespräches selbst ist die folgende:

Salomo: Von dem Geschlechte Juda bin ich geboren
und über Israel als König erkoren.
Markolf: In der Blinden Lande, des sei gewiß,
ein Einäugiger der König ist.
Salomo: Gott hat mir Weisheit gegeben
vor allen Menschen, die da leben.
Markolf: Wer böse Nachbarn um sich hat,
der lobe selbst sich, ist mein Rat.
Salomo: Wer da hat, dem wird gegeben,
so lange als er hat sein Leben.
Markolf: Wer wenig hat, den soll man pflücken
und dem Habenden es zuschicken.
Salomo: Wein bringet Unkenschheit,
wer trunken ist, der stiftet Leid.
Markolf: Den Armen machet reich der Wein,
drum sollt' er allzeit trunken sein.

Hieran schließe ich noch eine Erzählung volkstümlicher Art, welche für die Sittengeschichte des XIII. Jahrhunderts, insbesondere für das Bauernleben jener Zeit charakteristisch ist. Sie ist betitelt „**Meier Helmbrecht**“ von **Wernher dem Gartenäre** (Gärtner). Über den Dichter und seine Lebensverhältnisse ist nichts Sicheres bekannt. Nach einigen war er der Pater Guardian, der um das Jahr 1250 im oberbayerischen Kloster Ranshofen lebte, welches unweit des Dorfes Wanghausen, des Schauplatzes der Erzählung liegt; nach anderen ein fahrender Sänger, der seine Dichtung vorlas, wie aus einer Stelle des Gedichtes hervorzugehen scheint.

Meier Helmbrecht.

Meier Helmbrecht ist ein Bauernsohn, der, von seinen Eltern verzogen, der Arbeit überdrüssig geworden, nach einem Ritterhof trachtet, um das müßige Leben der höfischen Leute führen zu können. Deshalb tritt er als Knappe in den Dienst eines Raubritters und treibt sich raubend und plündernd in der Welt umher. Völlig verbildet und dem Stande seiner Eltern entfremdet, kehrt er nach Jahren zu den Seinen zurück, die ihn zuerst freudig begrüßen, dann sich aber über den verdorbenen Sohn entsetzen. Als der Vater eines Tages den Freunden seines Sohnes den Schergen in Aussicht stellt, erklärt der Sohn, er wolle des Alten Gut in Zukunft vor seinen Gesellen nicht mehr schützen. Dann überredet er seine Schwester, mit ihm heimlich das Dorf zu verlassen und einem seiner Spießgesellen sich zu vermählen. Die Hochzeit wird unter den Raubgenossen glänzend gefeiert. Während sie aber noch bei dem Hochzeitsmahl sitzen, erscheint der Richter mit vier Schergen und hebt die ganze Gesellschaft auf. Neun von ihnen werden gehängt, Helmbrecht wird geblendet und, an Hand und Fuß verstümmelt, freigelassen. In so elendem Zustande erscheint er wieder vor seines Vaters Thür, dieser aber will ihn nicht mehr als seinen Sohn anerkennen und treibt ihn mit herben Worten von seines Hauses Schwelle, nur die Mutter gibt ihm ein Stück Brot mit auf den Weg: die von ihm beraubten Bauern rufen ihm Ver-

wünschungen nach. Einige Tage später trifft er mehrere von ihnen im Walde; sobald sie ihn erblicken, fallen sie über ihn her und hängen ihn an den nächsten Baum. So nimmt Helmbrecht ein Ende, wie es der Vater ihm einst vorhergesagt.

Lehrhafte Dichtung.

Auch die **lehrhafte** Dichtung dieser Zeit in ihrer nüchternen Auffassung religiöser Wahrheiten, wie praktischer Lebensweisheit bietet, wie oben angedeutet, einen auffälligen Kontrast zu der Legendendichtung.

Schon im zwölften Jahrhundert tritt dieselbe hervor in zwei Gedichten rein geistlichen Inhalts, aber aus Laienmund: das Lied „von dem gemeinen Lebene“ und das „von des todes gehügede“ (von der Erinnerung an den Tod), die einen Österreicher, **Heinrich von Melk**, zum Verfasser haben, der sich selbst einen Laien und „Gottes armen Knecht“ nennt. Mit großer Schärfe straft der Dichter die damals schon unter der Geistlichkeit eingerissenen Laster.

„Möchte jemand,“ ruft er, „mit herrlicher Speise das Himmelreich gewinnen und mit wohlgestrählten Bärten und mit hochgeschorenem Haar, so wären sie alle heilig fürwahr!“ Doch auch die weltlichen Stände erfahren seine Rüge in einer Sprache, die in ihrer großartigen Einfachheit oft an die Propheten des alten Testaments erinnert. Selbst die Frauen werden nicht geschont: „Sie sind gefall- und putzsüchtig; sie machen ihr Gewand also lang, daß der Falten Nachschwang den Staub erregt, wo sie hingehen, als ob hierdurch das Reich desto besser stehe.“

In dem zweiten Gedichte mahnt er voll tiefen Ernstes an den Tod und an die Lehren, die sich aus seiner Unvermeidlichkeit für uns ergeben.

Das dreizehnte Jahrhundert ist viel reicher an didaktischer Poesie, die bald einen epischen Charakter hat, bald in lyrischer Form auftritt. Dazu gehören „Der **Winsbeck**“ und „Die **Winsbeckin**“, zwei Gedichte von unbekannten Verfassern, die uns in der Heidelberger Liederhandschrift aufbewahrt sind.

Der Winsbecke, vermutlich von einem bayerischen Dichter aus dem Geschlechte derer von Windesbach um 1210 verfaßt, enthält Lehren eines Vaters an seinen Sohn zu einem tugendhaften, frommen und thätigen Leben.

Winsbecke.

„Vor allem liebe Gott,“ ruft er ihm zu, „denn Er allein hilft dir aus der Not. Wer sich der Welt hingiebt, muß an Leib und Seele verderben, des Menschen Leben schwindet hin, wie das Kerzenlicht, und so reich an Gut einer auch war, es folget ihm doch nicht mehr nach in das Grab, als was er braucht, um seine Blöße zu decken.“ Und an einer anderen Stelle: „Willst du deinen Leib zieren, so minne und ehre die Frauen; sie sind ein wonniglicher Stamm, aus dem wir alle geboren sind. — Sie sind die beste Arznei gegen alle Wunden des Lebens; vor ihnen vergeht Kummer und Not wie der Tau.“ Und wieder: „Scheue kein Ungemach und keine Anstrengung; nur dieser wird Ehre zu teil, denn selten ist eine Maus der schlafenden Katze in den Mund gelaufen ꝛc. ꝛc.“

Winsbeckin.

Die Winsbeckin ist eine spätere Nachahmung, in welcher eine Mutter, „ein weibliches Weib,“ wie der Dichter sagt, ihrer Tochter Lehren der Weisheit giebt. Eine lange Unterweisung über das Wesen der Minne spielt darin eine Hauptrolle, und zuletzt teilt die Mutter die Minneregel mit, die darin besteht, daß „man Neid meide, den Verständigen zu gefallen suche und in Züchten wohlgemut sei.“

Ein Gedicht verwandten Inhalts ist der „**Welsche Gast**“ von **Thomasin von Zirclære**, einem friaulischen Edelmann, um 1216 verfaßt: ein Lehrgedicht in zehn Büchern, das durch seine zahlreichen Illustrationen ebenso bemerkenswert, wie für die Sittengeschichte wichtig ist. Poetisch wertlos und in ungeschicktem Deutsch abgefaßt, ist es doch

bedeutsam als ein Denkmal der über Deutschland hinausreichenden Herrschaft deutscher Rede und Dichtung.

Der welsche Gast.

Der Dichter, der sich als einen Gast in Deutschland bezeichnet, leitet alle Tugenden von der Beharrlichkeit (staete), alle Laster und Sünden von der Veränderlichkeit (unstaetekeit) ab. Seine Lehren beleuchtet er durch allerlei hineinverwebte Mären, Erzählungen und Fabeln. Neben manchem Zuge kühner Freimütigkeit gegenüber dem Adel und der Geistlichkeit ist er doch nicht frei von Fanatismus; so freut er sich mit grausamem Spotte, wie der Herzog von Österreich die Ketzer so schön sieden und braten lasse. Wie fremd ihm das Wesen echter Poesie, davon zeugt, daß der Maßstab der gemeinen Wahrheit und des pädagogischen Nutzens ihm das entscheidende Merkmal für den Wert eines Gedichtes ist. Darum erklärt er sich auch gegen die höfische Poesie: „die Abenteuer im Parzival und Erec, wie sie in Lüge gekleidet sind, mögen wohl des Kindes Gemüt erfreuen" — meint er. „So mag auch der ungelehrte Mann, der tiefen Sinn nicht fassen kann, die Abenteuer lesen und sich an ihnen wohl sein lassen, — wer aber mehr verstehen kann, der soll seine Zeit nicht an den Erzählungen von Abenteuern verlieren, sondern der Lehre guter Zucht und der Wahrheit folgen."

Ein dem Werke Thomasins in mancher Beziehung verwandtes, wenn auch weniger systematisch durchgeführtes Werk ist der **„Renner"** des **Hugo von Trimberg**, eines sehr gelehrten Schulmeisters am Kollegiatstift zu Theuerstadt, einer Vorstadt von Bamberg, der in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts lebte und fast fünfzig Jahre seines Amtes waltete.

Der Renner.

Die in so langjähriger Thätigkeit gesammelte Weisheit und Erfahrung legte er in dem ungeheuerlich gedehnten moralischen Gedichte nieder, das nicht weniger als 25 000 Verse umfaßt, in das aber durch manche hübsche Fabel und Erzählung etwas Abwechslung und Leben kommt. Den seltsamen Namen gab er seinem Werke, um die Planlosigkeit desselben gleich von vornherein zu charakterisieren; wie ein wildes Roß solle es rennen durch die Lande:

Renner ist diz buoch genannt,
wan ez sol rennen durch diu lant.

Dieses Rennen treibt er denn auch in solchem Maße, daß, wie er es selbst naiv zugesteht, das Roß mit seinem Reiter geradezu durchgeht. Und zwar gilt das innerlich wie äußerlich: von dem schönen Gedanken, daß christliche Weisheit die höchste sei, ausgehend, versteht er sie doch nur zu empfehlen, indem er die glaubenslose Thorheit und Verderbtheit schildert und ohne Erbarmen gegen die höheren Stände und ihre Laster eifert. Mit alledem hatte er aber den rechten Ton für seine Zeit getroffen, die er getreu wiederspiegelt, und sein Buch war beliebt wie wenige und blieb es bis ins XVI. Jahrhundert, wo es zu Frankfurt (1549) gedruckt erschien.

Freidanks Bescheidenheit.

Das bedeutendste Lehrgedicht der mittelhochdeutschen Zeit und eine reiche Fundgrube der Volksweisheit ist aber unbedingt die **„Bescheidenheit"** des **Freidank** (vrîdanc).

Wer der Verfasser gewesen, ist mit voller Sicherheit noch nicht festgestellt; nach Wilhelm Grimm und Wackernagel war Freidank (d. i. der Freidenker) kein Geringerer als Walther von der Vogelweide, der „Reigenführer der Minnesänger", der unter dem Schutze jenes Namens seine Weltanschauung ausgesprochen hat. Nach andern Forschern war es ein bürgerlicher Mann, Bernhard Freidank, vielleicht ein Fahrender, der mit dem Kreuzheer Friedrichs II nach dem heiligen Lande kam und seine Dichtung zum Teil dort verfaßte. Wer es aber auch gewesen sei, das um 1229 entstandene Werk ist ein Kleinod unserer Litteratur.

Freidanks Gedicht nennt sich „Bescheidenheit“:

Ich bin genant bescheidenheit,
diu aller tugenden krone treit (trägt) —

worunter die damalige Sprache die richtige, maßvolle Beurteilung der Dinge, überhaupt dasjenige versteht, was klug und ehrenhaft zugleich darin Bescheid gibt. Der Dichter, dessen Persönlichkeit anspruchslos zurücktritt, bietet uns einen „Weltspiegel, in welchem die verschiedenen Stände von dem Papst und Kaiser herab zu den Knechten, die öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, der christliche Glaube, die gute Sitte, Tugend und Laster in mannigfaltiger Abwechslung dargestellt werden.“ Kurz und klar hat Rudolf von Ems den Freidank und sein im Mittelalter vielgelesenes und allbeliebtes Werk charakterisiert. Er sagt im „Alexander“:

Die Thorheit strafen und den Spott,
die Welt erkennen, lieben Gott,
des Leibes und der Seele Heil,
weltlicher Ehre einen Teil,
hat in des Lebens kurzen Tagen
kunstvoll gelehret zu erjagen
der sinnereiche Freidank,
dem ohne Falsch und ohne Wank
gehorsam jedes Wort erklang,
was er in deutscher Zunge sang.

So kam es denn, daß nicht nur die beiden nachfolgenden Jahrhunderte Freidanks Sprüche lasen, sondern daß 1508 Sebastian Brant eine neue Ausgabe der „Bescheidenheit“ veranstaltete, die noch 1583 in achter Auflage erschien. Neudeutsch bearbeitet haben sie Simrock und Baemeister; nach dem letzteren teile ich ein paar für das Werk charakteristische Sprüche mit:

Wer da für diese kurze Zeit
die Freude giebt der Ewigkeit,
der hat sich selber sehr betrogen
und zimmert auf den Regenbogen.

Sich selbst kann niemand überwinden,
der sich die Welt nicht läßt entschwinden.

Ob du Knecht oder Freier bist —
wer von Geburt nicht edel ist,
der soll mit edlem Leben
sich selbst den Adel geben.

Am stärksten tritt des Dichters Freimut gegenüber Rom und dem Papst zutage, oft in einer ganz reformatorischen Weise:

Sankt Peter war ein rechter Degen,
den hieß Gott seine Schafe pflegen,
sie scheren aber hieß er nicht,
wie's heutzutage dort geschicht.

Die Sünde niemand mag vergeben
als Gott; zu diesem sollst du streben.
Der Ablaß dünkt nur Thoren gut,
den da ein Schelm dem andern thut.

Dabei geht ein einfach frommer Sinn durch das ganze Buch, der zum Schluß in einem kurzen Gebet einen beredten Ausdruck findet.

Der Minnesang.

Unter den Hohenstaufischen Kaisern begann auch bei uns die **lyrische Dichtung** sich zu entfalten, die in Frankreich bereits am Schluß des XI. Jahrhunderts in voller Blüte stand.

In den Thälern der Provence
ist der Minnesang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
holder inniger Genossen —

singt Uhland, aber er weist auch in seiner trefflichen Charakteristik des deutschen „**Minnesanges**“ nach, daß derselbe keineswegs eine bloße Nachahmung des provenzalischen oder französischen war, wenn er auch daher unzweifelhaft manche Anregung empfing.

Wohl sang man hüben und drüben zu Ehren der Frauen, wohl war das Leben des Herzens und die Liebe der beiden Völkern gemeinsame Grundton und so vorherrschend, daß die Lyrik fast nur durch die Minnedichtung vertreten wurde, aber dennoch entfaltete sie sich eigenartig auf deutschem Boden aus heimischer Wurzel, und bei mancher allgemeinen Ähnlichkeit sind die Troubadours und die Minnesänger doch grundverschieden. Den Troubadours ist die tiefe Achtung vor den Frauen, das zarte Verhältnis zwischen Mann und Weib, wodurch sich von jeher unser Volk ausgezeichnet, fast durchaus fremd. Während bei den Welschen der Leichtsinn, die Untreue der Frauen, die Eifersucht in den Vordergrund der Poesie treten, herrscht bei den Deutschen das stille Sehnen des Herzens, die Treue, die edle Weiblichkeit vor. Es liegt das schon in dem Wort „**Minne**“ tiefsinnig ausgedrückt, denn dieses bedeutet das Denken an die Geliebte und charakterisiert das Reine und Geistige der deutschen Liebe, die vor allem in der Seele ruht. Reinmar von Zweter sagt von ihr:

Minne.

Minne ist das beste Wort, eine Vergoldung des Unedlen, ein Schatz über aller Tugend, ein Schloß des Geistes, das gute Werke hütet und verschließt. Sie ist ein Lehrer reiner Sitte, ein Hausgenosse der Keuschheit und Treue, das Edelste, was in der Welt ist, dem nur das Weib sich vergleichen läßt. Den Thoren scheuet sie, dem Weisen gesellt sie sich, Ehre, Treue und Scham stärkt die Minne —

und Walther von der Vogelweide besingt sie in folgendem Spruch:

Die Minne ist weder Mann noch Weib,
sie hat nicht Seele, hat nicht Leib.
Wie auch ihr Name sei bekannt,
ihr Wesen keiner noch erfand.
Nicht läßt sie sich vergleichen,
und doch kannst nie erreichen
du Gottes Gnade ohne sie.
In falsche Herzen kam sie nie
sie ist nur edlen eigen. (Adalb. Schroeter.)

Allerdings ist das Wort „Minne“ wie so manches ihm ebenbürtige vor dem Mißbrauch nicht bewahrt geblieben, ja es ist später oft für unreine Liebe gebraucht worden, namentlich in der Zeit des Verfalles des Minnesanges; aber als derselbe zuerst um 1170 an den Höfen der deutschen Fürsten und Edeln zu ertönen anfing und bald in tausend Herzen einen hellen Wiederklang fand, da hatte die Minne jene ernste Bedeutung, da war sie „ein Hort aller Tugend“, da gab sie „Lieb' und Freude“ reinster Art.

Frauendienst.

So war auch der **Frauendienst**, der zu gutem Teil aus dem Minnesang bestand, vorwiegend idealer Natur. Es war Forderung der Zeit an jeden Ritter, einer Frau zu dienen, sich um eine Schöne zu bewerben, von Minne zu singen, und nicht selten steigerte sich diese Verehrung bis zur thörichten Schwärmerei, zuweilen auch bis zur sittlichen Verirrung. Neben tiefem Gefühl äußert sich darin oft eine krankhafte, seufzerreiche Empfindsamkeit, neben echter Herzensgut eine erkünstelte, manierierte Affektation und Wortspielerei. Überhaupt darf nicht geleugnet werden, daß die Sprache des Minnesanges oft ungelenk und

breit wurde und bei allem warmen Gefühl und großer Naivetät und Innigkeit sich in einem engen Gedankenkreise bewegte. Bei den wenigen Grundtönen dieses Gesanges konnte es natürlich an ermüdenden Wiederholungen nicht fehlen, und nachdem er ein volles Jahrhundert rastlos erklungen, entartete und verfiel er, wie die Welt des Rittertums, aus der er geboren war. Nur die edelsten und ernstesten unter den Minnesängern, deren Name zugleich die Blütezeit der höfischen Lyrik bezeichnet, wie Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide, hatten neben dem Frauendienst auch dem **Gottesdienst** (Gottes Minne), den tieferen Gedanken des Glaubens, in ihren Dichtungen gehuldigt, so daß sie auch das, was sie auf den Kreuzzügen sangen, im Dienste Gottes sangen, und nicht wieder im Dienste der Frauen, wie so manche andere. Endlich übten viele, die als fahrende Sänger von Hof zu Hof zogen, aus freier Neigung oder um die „Milde" der Fürsten bittend, auch darauf pochend, den **Herrendienst;** aber nur wenige vermochten sich darin von Schmeichelei einerseits, von selbstsüchtiger Unzufriedenheit und aufbegehrerischem Wesen anderseits freizuhalten. Alles in allem genommen aber war der deutsche Minnesang doch „der gemütreiche Erstlingstrieb" der Lyrik, wie Scheffel ihn nennt, der in seiner „Frau Aventiure" einen Strauß von Liedern uns dargeboten hat, die in verjüngter Form wie Nachklänge jenes Dichterfrühlings unseres Volkes uns anmuten.

Gottesdienst.

Herrendienst.

Das Leben der Natur pulsiert durch alle Erzeugnisse des Minnesanges, vor allem der Frühling, dem im Mittelalter ja in froher Lust so viel gehuldigt ward. „Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit" kann es von den Minnesängern allzumal heißen. Mit unaussprechlichem Jubel wurden die ersten Zeichen des wiederkehrenden Frühlings begrüßt, und die Maientänze fanden in den Tanzliedern einen lebhaften Wiederklang.

Lenz und Liebe.

„Zu der blühenden Linde, dem liebsten und gefeiertsten Baum unserer Sänger, zieht die fröhliche Schar, die sich mit Rosenkränzen geschmückt hat. Eine Jungfrau in ihrem besten Feiertagskleide trägt den Maien vor, von dessen Spitze ein langer Schleier weht. Aus rotem Munde, gleich einer Blüte, singt die Trägerin vor, alle anderen singen nach. Als sie bei der Linde ankommen, da hebt sich mit lautem Schalle der Maientanz. Die Jungfrau und ihre Gespielen singen den Reigen. Wer es hört, der eilt herbei. Jeder trachtet, mit der an den Tanz zu treten, die ihm in die Augen leuchtet:

Wo nun Lieb' bei Liebe geht,
da gibt Maie süßen Rat.

So werden die Zustände des liebenden Herzens fortwährend mit dem Leben der Natur in Beziehung gesetzt." Aus der Blumenwelt sind die Bilder zum Preise der Geliebten entnommen: „Sie ist meine blühende Rose gewachsen sonder Dorn" — „dein Mund ist röter denn eine lichte Rose in Taues Blüte" heißt es. Aber ein Wehklagen beginnt mit dem einbrechenden Winter:

Winter, was hat dir gethan
die minnigliche Blüte
und der kleinen Vöglein süßes Singen?

Anderseits spielt das Ritterleben mit seinem Glanz und seinen Festen hinein in die Minnedichtung. Mancherlei Herzenskämpfe ergeben sich aus der

Ritterleben.

scharfen Abgrenzung der Stände im Mittelalter nach den Rechten der Geburt nach den Rangstufen des Heerschildes, nach den Lehensverhältnissen.

Da klagen denn die Sänger, daß sie die Geliebte so selten sehen, da senden sie ihr Lieder, die der Sehnsucht einen Ausdruck geben, als Boten (Botenlieder), da suchen sie ein heimliches Stelldichein mit ihr, da werben sie um die Geliebte unermüdlich mit Dienst und Gesang, mit Schild und Speereskrachen durch Jahre, ja durch Jahrzehnte; da ziehen sie auf ihr Geheiß mit dem Zeichen des Kreuzes auf der Brust zur Befreiung des heiligen Grabes (Kreuzlieder). Am beliebtesten waren die Taglieder, in denen geschildert wird, wie zwei Geliebte bei Tagesanbruch leidvoll von einander scheiden. Auf einem Bilde der Heidelberger Liederhandschrift, auf die ich sogleich näher eingehen werde, wird ein Ritter, in einem Zieheimer sitzend, von der Geliebten den Turm hinaufgewunden. Wenn dann der Tag durch die Wolken bricht, läßt der Wächter seinen „Warnsang" ertönen, und die Geliebten müssen scheiden.

Frauen- und Marienpreis.

Das Lob der Frauen, die von den goldglänzenden Haaren bis zum weißen Grübchen im Kinn und bis zu den schmalen Füßchen, welche so gewölbt sein sollen, daß ein Vöglein sich darunter bergen kann, aber auch in ihren weiblichen Tugenden gefeiert werden, erhält eine religiöse Weihe und gipfelt gewissermaßen in dem Preise der Jungfrau Maria, welcher zahlreiche Lieder gewidmet sind.

Sonst tritt das Christliche oft ganz zurück: „Frau Sälde", „Frau Zucht", „Frau Minne" werden angerufen, wenn auch nicht als Göttinnen, so doch „in lebendiger Erinnerung an das Walten geheimer Mächte, welche das Gemüt der Menschen regieren." In der Zeit des verfallenden Minnesanges wagen sich sogar in geistliche Handlungen unchristliche Gestalten; so kam der Ritter Ulrich von Lichtenstein als „Frau Venus" verkleidet in die Messe, und niemand nahm daran Anstoß.

Formen.

Von größerer Mannigfaltigkeit waren die **Formen** des Minnesanges, bei welchem Wort und Weise, d. h. Text und Melodie (auch Versmaß) immer zusammen gingen. Da aber die Weisen uns bis auf geringe Reste verloren gegangen sind, vermögen wir nicht mehr die volle Wirkung der Dichtungen auf die Hörer zu bemessen.

Alle Lieder wurden gesungen, zuweilen auch getanzt, wie die „Reihen"; dazu kam die Begleitung eines Saiteninstrumentes, gewöhnlich der Fiedel oder Geige. Wort und Weise zusammen machten den „Ton" eines Liedes aus, und einen solchen neu zu erfinden war das Trachten eines jeden Dichters; Walther von der Vogelweide allein erfand hundert verschiedene Töne; wer den Ton eines andern gebrauchte, hieß ein „Tönedieb." Das mußte natürlich zur Überkünstelung führen.

Lieder.

Die vorherrschende Form war das **Lied** (daz liet), worunter man ein aus drei Teilen bestehendes „Gesätze", eine dreiteilige Strophe verstand. Eine Reihe solcher Strophen, die wir jetzt ein Lied nennen, hieß diu liet (die Lieder).

Jede Strophe hob mit zwei gleichen Teilen an, dem Aufgesang, von den Meistersängern „Stollen" genannt, d. h. die beiden aufrechtstehenden Balken eines Bauwerkes, auf denen ein dritter ruht, der beiden eine feste Verbindung gibt: — sie tönte aus und löste sich in einem dritten, meist längeren Teil, dem Abgesang. Der Inhalt des Liedes war von dieser Dreiteilung ganz unabhängig. So ruhte die lyrische Strophe gewissermaßen auf zwei Pfeilern, die durch eine gemeinsame Überdachung zu einem Ganzen verbunden wurden. Anschaulich wird diese Form durch folgendes Lied Walthers von der Vogelweide:

(Erster Stollen.)
Wer gab dir, Minne, die Gewalt,
daß du so gar gewaltig bist?

(Zweiter Stollen.)
Du zwingest beides, jung und alt;
dawider frommt nicht Kunst noch List.

(Abgesang.)
Doch lob' ich Gott, da doch dein Band
mich fesseln soll, daß ich das rechte Ziel erkannt,
dem man mit Ehren Dienste weiht!
Da will ich immer werben: Gnade, Herrin Minne!
Laß mich dir leben meine Zeit.

Sprüche.

Ein Lied, das nur aus einer selbstständigen Strophe bestand, hieß ein Spruch. Der Inhalt der Sprüche war meist religiöser oder politischer Art; dem Frauendienste bequemten sie sich nicht an. Sie wurden gesagt, nicht gesungen.

Leiche.

Eine merkwürdige Form der damaligen lyrischen Poesie sind die **Leiche**, Gedichte größeren Umfanges, die aus mehreren zweiteiligen, aber meist durch den Satzbau nicht getrennten Strophen bestanden und sich in mannigfaltigeren Reimverschlingungen, als das Lied bewegten. Sie werden schon in den alten Heldenliedern erwähnt, erhielten aber erst später ihre kunstvolle Ausbildung. Sie hatten einen ganz musikalischen Charakter, wie denn auch das Wort „Leich" so viel als „Spiel, gespielte Melodie" bedeutet, und ihre Form entstammte dem alten lateinischen Kirchengesange. Deshalb hatten sie meist einen ernsten und häufig einen religiösen Inhalt, doch gab es auch „Tanzleiche", die oft mit einer Liebesklage anheben, worauf sich der Betrübte in den Wirbel des Tanzes wirft, um sein Leid zu vergessen.

Was ich singe, das freut mich im Herzen nicht,
ich tanze, ich springe, eh daß mir Lieb von ihr geschicht.

Lieder.

Die vorherrschende Form war aber immer das Lied, das übrigens — wie vorhin angeführt — in zahlreichen Einzelarten auftrat. Außerdem gab es Klagelieder und Freudelieder, Schimpf- und Loblieder u. s. w.

Vortrag und Verbreitung.

Von Mund zu Mund getragen verbreiteten sich die Lieder durch das deutsche Land, oft darüber hinaus bis nach Italien. Darum wurde der Name der Geliebten auch stets mit zartem Takte verschwiegen, da des Liedes Inhalt niemals unter zweien blieb. Schriftlich aufgezeichnet wurden die Lieder von den Dichtern nur selten: der Edle und der reisige Dienstmann vermochten meist nicht zu schreiben, eben so wenig wie sie lesen konnten, so daß sie manchmal ein Brieflein der höher gebildeten Geliebten wochenlang ungelesen bei sich tragen, mußten, wenn sie nicht gerade ihren vertrauten Kaplan in der Nähe hatten. Dadurch ist es zu erklären, daß so viele Lieder und Leiche, von manchen Dichtern sämtliche, verloren gegangen sind.

Der Leselust vornehmer Frauen, welche die Lieder ihrer Dichter, auf lange breite Pergamentstreifen geschrieben, sorglich zu Gedichtbüchlein zusammenhefteten, verdanken wir zu allermeist und allererst die Erhaltung zahlreicher Lieder; dazu kamen die Aufzeichnungen fahrender Spielleute, die das Bedürfnis fühlen mochten, ihrem Gedächtnis so zu Hilfe zu kommen. Zur größeren Bequemlichkeit befestigten sie die Pergamentstreifen an einem Stabe, um den sie dieselben rollten.

Die umfangreichste und bedeutendste Sammlung dieser Art ist die berühmte

Heidelberger Liederhandschrift,

von Bodmer irrtümlich die „Manessische Sammlung" genannt nach Rüdiger Manesse, einem Ritter und Ratsherrn zu Zürich, der in Gemeinschaft mit seinem ältesten Sohne gleichen Namens es sich allerdings angelegen sein ließ, zu Anfang des XIV. Jahrhunderts den zur Neige gehenden Minnesang durch eine Sammlung von Liederbüchern der Vergessenheit zu entreißen. Einer der letzten Sänger, Johann Hadlaub, berichtet davon in einem Liede, das er zu Manessens Ehren gedichtet; da heißt es:

„Wo fände man beisammen so manig Lied? Man fände der nicht in dem Königreiche, so viel in Zürich zu Buche steht; drum singet man oft da Meistersang. Der Manesse rang danach so lange, daß er das Liederbuch nun hat. Gegen seinen Hof möchten sich neigen die Sänger, sein Lob hier anstimmen und anderswo, denn Sang hat Baum und Wurzel da. — — —"

Aber daß die Manessen mit Hilfe ihrer Liederbücher die große Heidelberger Handschrift hätten anfertigen lassen, ist durchaus unerwiesen und schon darum unrichtig, weil dieselbe mehr als einen Dichter enthält, der jünger ist als die Züricher Liederfreunde.

Heidelberger Handschrift.

Siebentausend Strophen von einhundert und vierzig Sängern enthält diese mit 137 Miniaturbildern geschmückte Handschrift. Voran stehen die Kaiser, Könige, Fürsten und Grafen, dann die alten Meister und ihre ritterlichen Jünger, unter ihnen auch ein Jude, Süßkind von Trimberg, der von Ritterburg zu Ritterburg, von Hof zu Hof zog, bis ihm charakteristischer Weise die Kunst als eine „brotlose" verleidet ward.

Prächtig ist dieses merkwürdige Liederbuch ausgestattet; es ist ein stattlicher, in rotes Leder gebundener Foliant, auf dessen Deckel das Wappen der Könige von Frankreich in reichem Golde prangt, mit 429 Blättern von starkem Pergament, auf die in schöner gerader, deutlicher Schrift die Lieder verzeichnet stehen. Die Anfangsbuchstaben der Strophen sind in bunten Farben gemalt; den meisten Sängern ist ihr Bildnis vorangestellt, das immer eine ganze Seite einnimmt und noch jetzt in Gold und frischen Farben prangt. Jeder Sänger erscheint in einer für ihn charakteristischen Stellung oder Handlung, dazu ihr Helm und Schild in wappenkundiger, freilich nicht immer zuverlässiger Zeichnung, allen voran Kaiser Heinrich VI († 1197) im Purpurmantel mit Zepter und Krone, und Konradin, der letzte Hohenstaufe, der jugendlich zu Roß ansprengt, mit zwei bellenden Hunden, die Hand nach dem Falken aufgehoben, der in der Verfolgung eines kleinen Vogels sich emporschwingt.

Ende des XVI. Jahrhunderts befand sich diese reiche Sammlung im Besitze des Freiherrn von Hohensax, der sie auf seiner Burg Forsteck im Rheinthale bei Feldkirch sorgfältig aufbewahrte. 1607 wurde sie für die kurfürstliche Bibliothek in Heidelberg angekauft; von da kam sie im dreißigjährigen Kriege auf noch unaufgeklärte Weise nach Paris, wo sie über zwei Jahrhunderte lang eines der kostbarsten Schaustücke im Handschriftensaal der großen Nationalbibliothek ausmachte. Im Jahre 1888 ist sie — dank den deutschen Kaisern Wilhelm I und Friedrich III — an ihre rechtmäßige Besitzerin, die Ruperto-Carola von Heidelberg in feierlicher Weise zurückgegeben worden und heißt seitdem von Rechtswegen die Heidelberger Liederhandschrift.

Nach den deutschen Siegen im Jahre 1815 war die Heidelberger Liederhandschrift bereits als unser Eigentum von der Pariser Bibliothek ausgeliefert, ja in Gneisenaus Händen, der sie dem Vaterlande wiederbringen sollte; aber es gelang den Franzosen, sie auf dem Wege der Unterhandlung doch zurückzuerhalten als „älteres, verjährtes Eigentum." Erst dem Unternehmungsgeiste eines deutschen Buchhändlers, Karl Trübner aus Straßburg, ist ihre Wiedererwerbung gelungen. Durch seine Vermittlung ist sie unter dem ersten Kaiser des neuen deutschen Reiches, Wilhelm I, für 300000 Mark vom Reiche der französischen Regierung abgekauft, und auf seines Nachfolgers, Friedrichs III, Befehl am 10. April 1888 der Bibliotheca Palatina in Heidelberg, welche sich bisher mit einer Kopie hatte begnügen müssen, wieder zugeführt worden.

Weingartner Handschrift.

Diesem großen Liederbuch hat eine ältere kleinere, nur 25 Minnesänger umfassende, aber auch illustrierte Sammlung zum Muster gedient, die im XVI. Jahrhundert dem Schultheißen Marx zu Konstanz gehörte, der sie 1613 der Benedictinerabtei Weingarten zum Geschenk machte, wonach sie die **Weingartner Handschrift** heißt.

Im Jahre 1810 kam diese mit anderen Handschriften nach Stuttgart in die Privatbibliothek des Königs von Württemberg, wo sie noch jetzt aufbewahrt wird. Sie ist zu Anfang des XIV. Jahrhunderts auf Pergament von mehreren Händen geschrieben und zählt 312 Seiten in Oktav zu je 28 Zeilen. Die Reimzeilen sind nicht abgesetzt, sondern nur, aber nicht immer genau, durch Punkte getrennt. Die Anfänge der Strophen sind durch abwechselnd rote und blaue Anfangsbuchstaben bezeichnet. (Vgl. S. 165.)

Kürenberg.

„Der Nachtigallen der ist viel," sagt Gottfried von Straßburg im „Tristan" schon 1210 von den Minnesängern, und gewiß enthalten die uns überlieferten Liederhandschriften nur eine kleine Zahl von ihnen. Zu den ältesten gehört **Der von Kürenberg,** welcher aus einem ritterlichen Geschlechte Kürenberg an der Donau in der Nähe von Linz herstammte, gegen die Mitte des XII. Jahrhunderts lebte und in ganz volkstümlicher Weise dichtete.

Unter seinen Liedern ist die Klage einer Frau das ansprechendste:

Ich zôch mir einen valken mère danne ein jâr;
dô ich in gezamete (gezähmt) als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huôb (hob) sich ûf vil hôhe unt floug in anderiu lant.
Sît (seitdem) sach ich den valken schône vliegen:
er fuorte an sînem fuoze (Fuß) sîdîne riemen,
und was im sîn gevidere alrôt guldîn: (ganz rot von Gold)
Gott sende si zesamene, die gelieb wellen gerne sîn!

Dietmar v. Aist.

Gleichen Alters ist **Dietmar von Aist,** vermutlich ein Dienstmann des 1171 bereits verstorbenen Dietmar von Aist (in Oberösterreich).

Das Gemälde der Heidelberger Liederhandschrift zeigt uns eine Frau, die ein Hündchen auf dem Arme trägt, vor ihr den Dichter als Kaufmann verkleidet, neben ihm einen beladenen Esel; vielleicht war die Frau dieselbe, von der er gesungen:

Ez stuont ein frouwe alleine
und warte uber heide
und warte ir liebes:
sô gesach si valken fliegen.
„Sô wol dir, valke, daz du bist!
du fliugest, swar dir lieb ist;
du erkiusest in dem walde
einen boum, der dir gevalle.

Es stund eine Frau alleine
und spähte über die Heide
und wartete ihres Lieben;
da sah sie Falken fliegen:
„O wohl dir, Falke, daß du bist!
Du fliegst, wohin dir lieb ist,
du erkiesest in dem Walde
einen Baum, der dir gefalle.

alsô hân ouch ich getân:
ich erkôs mir selbe einen man;
den erwelten mîniu ougen.
daz nîdent schône frouwen.
owê, wan lânt si mir mîn liep?
joh engerte ich ir dekeiner trûtes niet."

Also hab' auch ich gethan,
ich erkor mir selbst einen Mann,
ihn wählten meine Augen:
das neiden schöne Frauen!
O weh, warum lassen sie mir nicht mein Lieb?
ich begehrt' ja nach einem ihrer Trauten nie."

Johansdorf. Dem zwölften Jahrhundert gehörte auch der Ritter **Albrecht von Johansdorf** an, jener Dienstmann des Bischofs von Passau, von dem Gustav Freytag sagt, daß „seine Klage über sieben Jahrhunderte hinweg vertraulich in unser Herz tönt."

„Als sie an meinem Kleide das Kreuz sah," singt er, „sprach die Gute, da ich ging: Wie willst du jetzt zwei Pflichten erfüllen, fahren übers Meer und doch hier sein: — — — Oft fühlte ich Weh, doch nie so großes Leid."

Spervogel. Sprüche voll kernhafter Lebensweisheit und geistliche Lieder dichtete in dieser ältesten Zeit **Spervogel**, den die Heidelberger Handschrift mit einem Speer in der Hand darstellt, an welchem Vögel angespießt sind.

Von ihm stammt eines der ältesten Weihnachtslieder, das anhebt:

Er ist gewaltic unde starc
der ze wîhen naht geborn wart.

daz ist der heilige Krist.
jâ lobt in allez daz dir ist — —

Ein anderer Spruch von ihm lautet:

Wurze des waldes
und erize des goldes
und elliu apgrunde
diu sint dir, hêrre, kunde;
Diu stânt in dîner hende.
allez himeleschez her
dazn moht dich niht volloben an ein ende.

Die Kräuter des Waldes
und Erze des Goldes
und alle Abgründe,
die sind dir, Herre, kund;
die stehn in deiner Hand,
alles himmlische Heer
kann nimmermehr mit deinem Lobe enden.

Veldeke. Mit dem uns schon als epischen Dichter (S. 40 ff.) bekannten **Heinrich von Veldeke** trat um 1180 der Minnesang in seine Blüte.

„Wie wohl sang er von Minnen!" rühmt Gottfried von Straßburg von ihm. Mit Vorliebe singt er von Mai und Minne und schildert gern das reiche, aber kurze Freudenleben der Vögel, wenn „die Linden lauben und die Buchen grünen."

Friedr. v. Hausen. Sein Zeitgenosse war **Friedrich von Hausen**, ein Pfälzer, der seinem Kaiser Friedrich Rotbart auf den Kreuzzug in das Morgenland folgte, nachdem er mehrmals in Italien gewesen war. Romanische, insonderheit provençalische Lieder waren die Muster seiner Poesie.

Voll Wehmut scheidet er von seinem geliebten Mägdlein und singt im Andenken an sie:

Mein Herze und mein Leib, die wollen scheiden,
die mit einander waren so lange Zeit:
der Leib will gerne fechten wider die Heiden,
doch hat mein Herz sich erwählt ein Weib
vor allem in der Welt; das quälet mich,
das sie nicht folgen wollen einander beide.
Mir haben die Augen viel gethan zu Leide,
Gott allein kann diesen Streit entscheiden.

Und so zieht er von dannen und sendet über das Meer an sein fernes Lieb noch manchen heißen Gruß; so stellt ihn die Heidelberger Handschrift dar, wie er kühn und keck auf dem dahingleitenden Schiffe steht und ein Blatt an die Geliebte in die Wogen wirft, daß sie es tragen in ihre Heimat, wo auch sein Herz noch weilte. So singt er auch manches Kreuzlied; in einem derselben tadelt er solche, die das Kreuz genommen haben und doch zu Hause geblieben sind:

Die wähnen dem Tode entronnen zu sein,
welche Gott um seine Fahrt betrügen;
aber einst wird ihnen die Pforte versperrt,
die Er aufthut Seinen Knechten.

Friedrich von Hausen kehrte nicht heim. Wegen seiner Tapferkeit und seines Edelmuts im ganzen Kreuzheer geliebt und geehrt, fiel er wenige Tage vor seinem großen Kaiser in dem Treffen bei Philomelium in Kleinasien am Montag nach Himmelfahrt im J. 1190. Über seinen Tod entstand unter den Kreuzfahrern eine solche Trauer, daß sie alle vom Kampfe abließen und statt des Siegesgeschreis laute Wehklagen erhoben.

Unter den Minnesängern der folgenden Zeit sind zwei Namensvettern hervorzuheben: 1) **Reinmar von Hagenau,** gewöhnlich **Reinmar der Alte** genannt.

Reinmar d. Alte.

Er lebte längere Zeit am Hofe des Herzogs Leopold VI von Österreich, mit dem er an dem Kreuzzuge von 1190 teilgenommen haben soll und auf dessen Tod er ein schönes Klagelied verfaßte. Er hat viele innige seelenvolle Lieder gedichtet:

Wo Reinmar singt, da währt kein Jammer lang —

läßt ihn Scheffel sagen. Er übertraf seine Vorgänger durch Feinheit der Empfindung, wie durch glücklichen Ausdruck und Fruchtbarkeit und hat den Minnesang in hochdeutscher Sprache zuerst zur vollen Ausbildung gebracht. Darum nannte ihn Gottfried die „leitefrouwe" (Anführerin) des Nachtigallenheeres, und zahlreich sind seine Nachahmer. Sein Stil ist einfach, seine Formen ernst und streng, seine Lieder fast schmucklos, aber innig und herzlich: „Sie ist mein osterlicher Tag und hab' sie in meinem Herzen lieb, das weiß er wohl, dem ich nicht lügen mag," singt er von der Geliebten. Insbesondere hat er die Botenlieder (vgl. S. 150) zuerst mit großem Glück bearbeitet und es verstanden, durch den darin herrschenden Gesprächston die Eintönigkeit des Minnegedankens angenehm zu beleben. Auch manches Kreuzlied hat er gesungen, in dem er den Streit seiner frommen Gedanken mit den Liebesgedanken hervorhebt:

Des Tages, da ich das Kreuze nahm,
da behütete ich meine Gedanken,
wie dem Zeichen ziemte, das ich trug,
und als ein rechter Pilgrim;
da glaubte ich sie bei Gott so stäte,
daß nimmer mein Fuß aus seinem Dienste träte.
Nun wollen sie aber ihren eigenen Willen haben
und so ungebunden fahren, wie früher.
Diese Sorge ist nicht bloß mein,
sie thut auch andern Leuten weh.

2) Der spätere **Reinmar von Zweter,** ein Rheinländer von Geburt, aber in Österreich aufgewachsen, der in seinen Sprüchen (Lieder hat er nicht hinterlassen) das politische und sittliche Leben seiner Zeit darstellt. Warm preist er den Segen der Ehe:

Reinmar v. Zweter.

Ein Leib, zwei Seelen, ein Mund, ein Mut,
die Treue rein und in der festesten Hut!

Wo Liebe mit Liebe so mag sein,
da gilt das Silber nichts, noch Gold und Edelstein.

Nach längerem Aufenthalte am Prager Hofe lebte er wieder am Rhein und soll zu Eßfelden in Franken begraben sein.

Als Reinmar von Hagenau starb, reichten die Zeitgenossen den dichterischen Ehrenkranz einem Sänger, dessen Name seitdem durch alle Jahrhunderte bis auf unsere Tage als der herrlichste geleuchtet hat, dem edlen

Walther von der Vogelweide.

Gottfried von Straßburg erklärt ihn in seinem „Tristan" für den Würdigsten, Anführer und Bannerträger der Sängerschar zu sein; und je besser wir durch den Forscherfleiß unserer Gelehrten und die Übersetzungskunst unserer Dichter ihn verstehen lernen, je näher tritt er auch uns, und je mehr stimmen wir dem zeitgenössischen Urteile bei.

Walthers Leben.

Im Tiroler Lande, oberhalb der Brennerstation Waidbruck, unweit Bozen, liegen eng bei einander zwei Höfe, die noch heute die Vogelweide (ahd. fogilweida, ein Ort, wo Vögel entweder gehegt wurden oder sich zu versammeln pflegten) heißen. Dort stand — nach Prof. Zingerles scharfsinniger, von anderen Forschern aber ganz zurückgewiesener Vermutung — die Wiege Walthers, der, um 1170 geboren, dem niederen Adel angehörte; dort wuchs der Knabe auf in stiller, nur vom Vogelsang belebter Waldeinsamkeit, dort mochte die Lust zum Gesange zuerst in seinem kindlichen Herzen erwachen. Die Dürftigkeit seines Elternhauses trieb ihn wohl schon früh aus dem heimatlichen Thal hinaus in die Welt. Etwa zwanzig Jahre alt mochte er sein, als er nach Österreich kam, um dort „singen und sagen zu lernen," denn sein ganzer Reichtum war sein „Lied", und daraus mußte er ein Gewerbe machen, um leben zu können. So gelangte er an den glänzenden Hof Friedrichs I zu Wien, das damals als die erste Stadt des deutschen Reiches galt; dort erhielt er eine ritterliche Erziehung und in Reinmar dem Alten einen Meister, wie er ihn nicht vortrefflicher sich hätte wünschen können. Rasch entwickelte sich seine Dichtergabe. Frühlings- und Liebeslieder, Wechselgespräche und Reihen, Walthers schönste und frischeste Dichtungen entstanden in diesen glücklichen Wiener Jahren und fanden rasch in der Nähe und in der Ferne Anerkennung.

Über sein eigenes Leben und Lieben geben seine Minnelieder wenig Aufschluß; allenfalls kann man daraus abnehmen, daß sein Herz von der Liebe zu einem niedrig geborenen Mädchen erfüllt war, dem er seine ersten Lieder widmete. Auch ein Name wird genannt:

Meines Herzens tiefe Wunde,
die muß immer offen stehen,
sie werde denn heil von Hildegunde.

Aber ob sie so oder anders geheißen, ob sie hoch oder niedrig geboren, die Liebe zu ihr machte ihn glücklich und trieb ihn immer aufs neue zum Preis der Geliebten und der Frauen insgemein; so in einem Mailied: „Sô die bluomen ûz dem grase dringent" —

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen
und der Sonne ihre Grüße bringen
in dem Maienmonat in der Morgenfrüh —
wenn die Vöglein ihre Lieder singen
und die Weisen immer süßer klingen —
welche Lust, die dieser gleich erblüh'?

Abb. 21. Der Vogelweidhof bei Bozen. Vermutliche Heimstätte Walthers von der Vogelweide.

Das ist wohl halb ein Himmelreich!
Fragt ihr nun, was dem komme gleich,
so sag' ich, was ich einstmals sah,
wie schöner sich's vor mir enthüllte
und heute, stünd' es wieder da,
mit gleicher Lust mein Herz erfüllte.

Wenn ein edles Weib in lichtem Kleide,
zierem Haar und köstlichem Geschmeide
schön und herrlich kommt zu Fest daher,
hin und wieder in dem Hofgeleite
wendet sie das stolze Haupt zur Seite
gleich der Sonne vor den Sternen hehr —

Bringt dann der Lenz all seine Wunder,
was ist so wonniges darunter
als ihr vielschöner süßer Leib?
Wir lassen alle Blumen stehen —
und schauen an das holde Weib,
die Mailust muß vor ihr vergehen! (Adalbert Schroeter.)

Berühmt ist das folgende Lied:

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen,
so Wonnigliches gab es niemals anzuschauen
in Lüften noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien und der Rosen Blumen, wo die leuchten
im Maientaue durch das Gras, und kleiner Vögel Sang
sind gegen diese Wonne ohne Farb und Klang,
so man sieht schöne Frauen. Das kann den trüben Mut erquicken
und löschet alles Trauern in derselben Stund,
wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer roter Mund,
ihr glänzend Auge Pfeile schießt in Mannes Herzensgrund. (Simrock.)

Bis in ein sehr vorgerücktes Alter hat Walther der Minne gehuldigt und zu ihrem Preise gesungen; wohl vierzig Jahre und darüber hab' er von Minne gesungen, versichert er selbst einmal. Daraus erklärt es sich, daß viele seiner Minnelieder, wie Uhland bemerkt, „an einer gewissen Trockenheit leiden und daß das Selbstbewußtsein, die Überlegung in manchen vorherrschen." Endlich wurde ihm der Kreis des Minnesanges zu enge, er fühlte das Bedürfnis einer umfassenderen Weltanschauung, und durch die Stürme, die gegen das Ende des XII. Jahrhunderts über das Reich hereinbrachen, gedrängt, richtete er das Lied auf die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes und der Kirche. Zuletzt sagte er sich feierlich von der Minne los; sein Minnesang möge nun anderen dienen und ihre Huld werde dafür sein Teil. Er segnet sich, daß er auf der Welt so manche froh gemacht, Mann und Weib. Und von der vergänglichen Minne, die nichts weiter ist als „vom Fische der Grat", wendet er sich jetzt zu der steten, ewigen Minne.

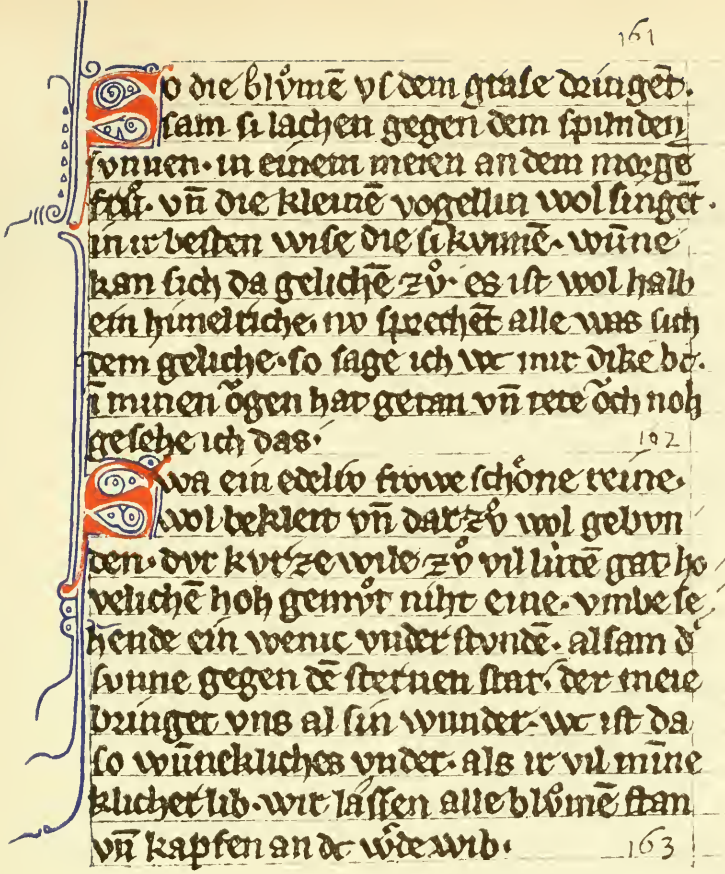
Im J. 1198 starb Walthers fürstlicher Gönner in Palästina, und in demselben Jahre trat auch ein verhängnisvoller Wendepunkt unserer Geschichte ein: der Beginn der langwierigen bösen Kämpfe der Gegenkönige. Da ergriff der Dichter den Wanderstab und ging von Wien nach Mainz, wo die Krönung Philipps von Schwaben so eben vor sich gehen sollte. Denn für ihn, des Rotbarts jüngsten schönen, liebenswürdigen Sohn hatte Walther sich sofort entschieden. Der verderbliche Wahlstreit brachte einen Wendepunkt in Walthers Poesie — gleich im Beginn desselben entstand wohl jenes für den Dichter so charakteristische Lied: „Ich sâz ûf eime steine —"

Ich saß auf einem Steine
mit überschlagnem Beine
und aufgestütztem Kinn
und dachte her und hin
in sorgenvollem Sinn,
wie nun das Leben dieser Welt
es sei am würdigsten bestellt.
Da konnt' ich nicht ersinnen
und nimmer Rat gewinnen,
wie man drei Ding' erwürbe,
daß eines nicht verdürbe.
Zwei ihrer sind: reich Gut und Ehr,
die oft einander schaden schwer,
das dritte Gottes Segen
weit jenen überlegen.
Die wollt' ich gern in einen Schrein.
Ja, das kann nimmer leider sein,
daß reicher Hab' und Ehr' der Welt
sich unsres Herrgotts Huld gesellt.
Daß je sie in ein Herze kommen,
ist ihnen Weg und Steg genommen.
Untreue lauert im Hinterhalt,
und auf der Straße fährt Gewalt,
und Fried und Recht sind todeswund.
Eh' diese beiden nicht gesund,
wird auch den andern drei'n
kein frei Geleite sein. — — —
Es rauschte in den Wellen,
ich sah die Fische schnellen,
sah, was nur auf der Welt,
Gras, Rohr, Wald, Laub und Feld;
sah, was da läuft und kreuchet,
sah, was da schwimmt und fleuget.
Ich sah's und will euch sagen:
da kann sich nichts vertragen,
und das Gewürme und das Wild,
die kämpfen heiß in dem Gefild,
und selbst die Vögel streiten.
Thät' kein Gesetz sie leiten,
sie würden sich vernichten
in schrecklichen Gerichten.
Doch wählen sie Fürsten, schaffen Rechte,
sie setzen Herren ein und Knechte.
O weh, du armes deutsches Land,
wohin ist deiner Ordnung Band?
Daß nun einen König haben die Mücken,
und deine Ehre so geht zu Stücken?
O kehre um, kehr um alsbald!

(Adalbert Schroeter.)

Dann fordert er König Philipp auf, die hochmütige Macht der kleinen Fürsten niederzudrücken, die „armen Könige", die mit um seine Krone warben, zurückzudrängen und selbst „den Waisen", den kostbarsten Edelstein in der deutschen Kaiserkrone, den der

Abb. 22. Herr Walther von der Vogelweide. Nach der Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.



161 160

So die blůmē vſ dem grase dringēt.
ſam ſi lachen gegen dem ſpilnden
ſvnnen. in einem meien an dem morgē
frů. vñ die kleinē vogellin wol ſingēt.
in ir beſten wiſe die ſi kvnnē. wūne
kan ſich da gelichē zů. es iſt wol halb
ein himelriche. nv ſprechēt alle was ſich
dem geliche. ſo ſage ich wc mir dike bc.
ī minen ōgen hat getan vñ tete ōch noh
geſehe ich das. 162

Swa ein edeliv frowe ſchōne reine.
wol bekleit vñ darzů wol gebvn
den. dvr kvrze wile zů vil liutē gat ho
velichē hoh gemůt niht eine. vmbe ſe
hende ein wenic vnder ſtvndē. alſam d
ſvnne gegen dē ſternen ſtat. der meie
bringet vns al ſin wunder. wc iſt da
ſo wūnekliches vnder. als ir vil mīne
klicher lib. wir laſſen alle blůmē ſtan
vñ kapfen an dc wde wib. 163

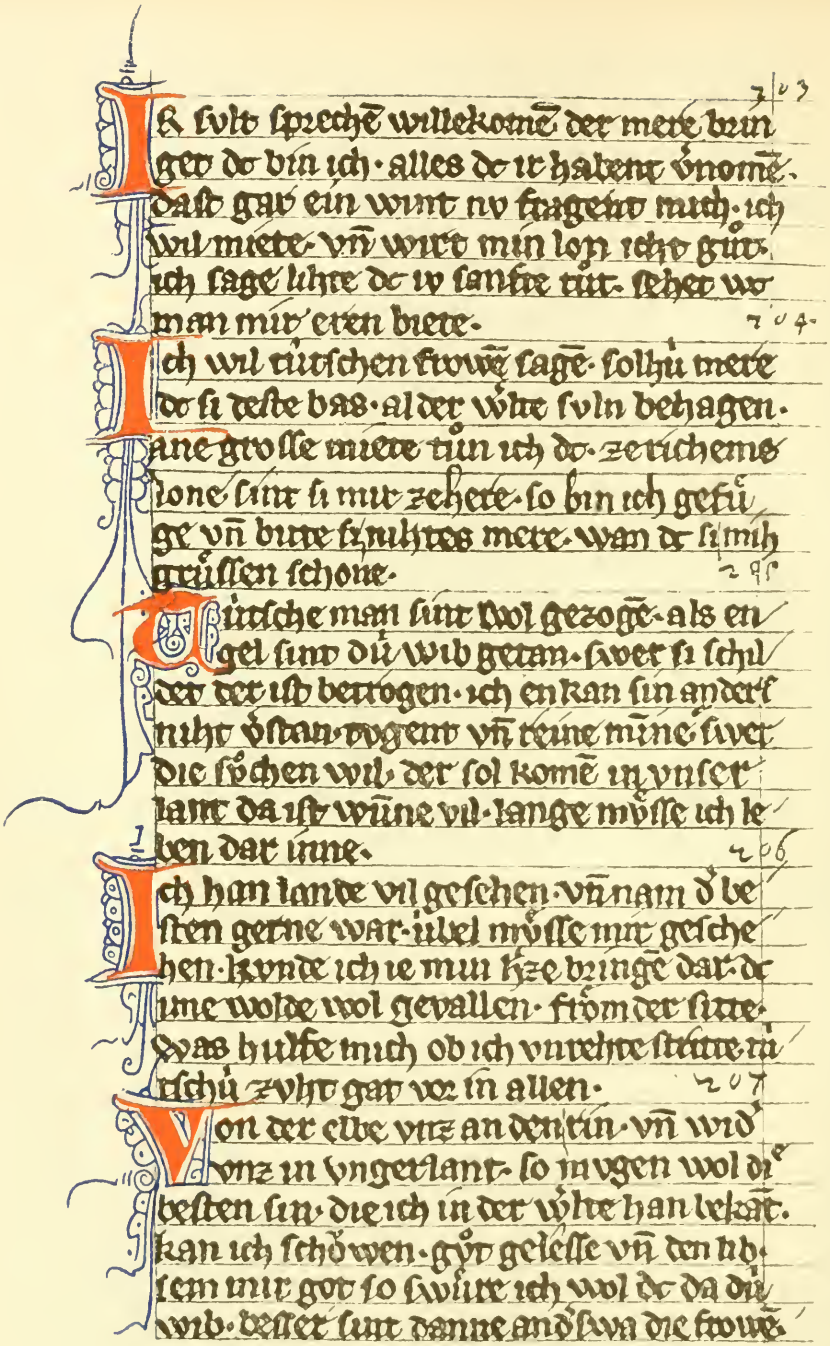
Verkleinerte Faksimile-Nachbildung der Strophen 161 und 162 von Blatt 130 aus der *Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.*

Erklärender Abdruck.

So die bluomen uſ dem grase dringent,
sam si lachen gegen dem spilnden sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,
und die kleinen vogellin wol singent
in ir besten wiſe die si kunnen,
wunne kan sich da gelichen zuo.
es ist wol halb ein himelriche.
nu sprechent alle was sich dem geliche,
ſo ſage ich, waz mir dike baz
in minen ougen hat getan und tete ouch noh, gesehe ich das.

Swa ein edeliu frouwe schoene reine
wol bekleit und darzuo wol gebunden
dur kurzewile zuo vil liuten gat,
hovelichen hoh gemuot, niht eine,
umbe sehende ein wenic under stunden.
alſam der ſunne gegen den ſternen stat:
der meie bringet uns al ſin wunder,
waz ist da ſo wünekliches under
als ir vil minneklicher lib?
wir laſſen alle bluomen stan und kapſen an daz werde wib.

Erste und zweite Strophe des Liedes **Walthers von der Vogelweide**.
«Wenn die Blumen aus dem Grase dringen» (S. 156. 158).



Verkleinerte Faksimile-Nachbildung der Strophen 203—207 auf den Blättern 133 und 134 der *Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.*

Ir sult sprechen willekomen:
der mere bringet, daz bin ich.
alles daz ir habent vernomen,
daſt [das ist] gar ein wint: nu fragent mich.
ich will miete:
und wirt min lon icht guot,
ich sage lihte daz iu sanfte tuot.
sehet, waz man mir eren biete.

Ich wil tiutschen frouwen sagen
solhiu mere, daz ſi deste bas
al der werlte suln behagen:
ane groſſe miete tuon ich daz.
zericheme [waz wold' ich ze] lone?
sint si mir zehere:
ſo bin ich gefüge und bitte si nihtes mere,
wan daz ſi mih grüſſen schone.

Tiutsche man sint wol gezogen,
als engel sint diu wib getan.
swer si schildet, der ist betrogen:
ich enkan sin anders niht verstan.
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wunne vil.
lange müſſe ich leben dar inne.

Ich han lande vil gesehen
und nam der besten gerne war:
übel müſſe mir geschehen,
kunde ich ie min herze bringen dar,
daz ime wolde wol gevallen
frömder sitte.
was hulfe mich, ob ich unrehte stritte?
tiutschiu zuht gat vor in allen.

Von der elbe unz an den rin
und wider unz in ungerlant
ſo mugen wol die besten sin,
die ich in der werlte han bekant.
kan ich schouwen
guot geleſſe und den lib,
ſem mir got, so swüre ich wol daz da diu wib
beſſer sint danne anderſwa die frouwen.

Walther von der Vogelweides Lied: «*Heisst mich froh willkommen sein*», in der Versreihenfolge der Heidelberger (Manessischen) Handschrift (vgl. S. 161).

Erklärender Abdruck.

1) In dürstet fere nach der lere, als er von rome was gewon:
der im da schancte und in da trancte als e, da wurde er varnde von.

Swas im da leides ie gewar,
daz kam von simonie gar:
und ist er da so friunde bar,
das er en getar
niht sin schaden gerüegen.
kristentuom und kristenheit,
der disiu zwei zesamne leit sneit
gelich lanc, gelich breit,
lieb und leit,
der wolte ouch, das wir trüegen
in Kriste kristenliches leben. Sit er uns hat uf eine gegeben, so suln wir uns niht scheiden.
Swelh kristen kristen~~liches~~tuomes pfliget an worten und an werken niht, der ist wol hälb ein heiden.
Daz ist unser meiste not: daz eine ist an daz ander tot. Nu stiure uns got an beiden.

Und gebe uns rat,
sit er uns hat
sin hantgetat
geheiſſen offenbare.
Nu senfte uns, frouwe, sinen zorn,
barmherzig muoter us erkorn,
Du frier rose sunder dorn,
du sunnevarwiu clare!
Dich lobet der hohen engel schar:
doch brahten sie din lob nie dar,
daz es volendet wurde gar.
daz es ie wurde gesungen
in stimmen oder us zungen
us allen ordenungen
ze himel und uf der erde,
ich mane dich gotes werde
wir bitten umb unser schulde dich,
daz du uns sist genedeklich,
so das din bette erklinge
vor der barmunge urspringe:
So han wir den gedinge,
diu schulde werde ringe,
damit wir sere sin beladen.
hilf uns, daz wir sie abe gebaden
mit stete wernder riuwe unde unser missetat,
die nieman ane got und ane dich ze gebenne hat.

2) Ich sas uf eime steine
do dahte bein mit beine,
dar uf faste ich min ellenbogen;
ich hete in mine hant gesmogen
daz kinne und ein min wange.
do dahte ich mir vil ange,
wie man zer werlte solte leben.
deheinen rat kunde ich mir gegeben.
wie man driu ding erwurbe,
der deheines niht verdurbe.
diu zwei sint ere und varnde guot,
der ietweders dem andern schaden tuot;
daz dritte ist gotes hulde,
der zweier ubergulde.
die wolde ich gerne in einen schrin.
ja leider des mac niht gesin,
daz guot und werltlich ere
und gotes hulde mere
in eine schrin mugen komen.
stige und wege sint in genomen:
untriuwe ist in der saſſe,
gewalt ist uf der straſſe,
vride und reht sint beidiu wunt:
diu driu habent geleites niht,
diu zwei werdent e gesunt.

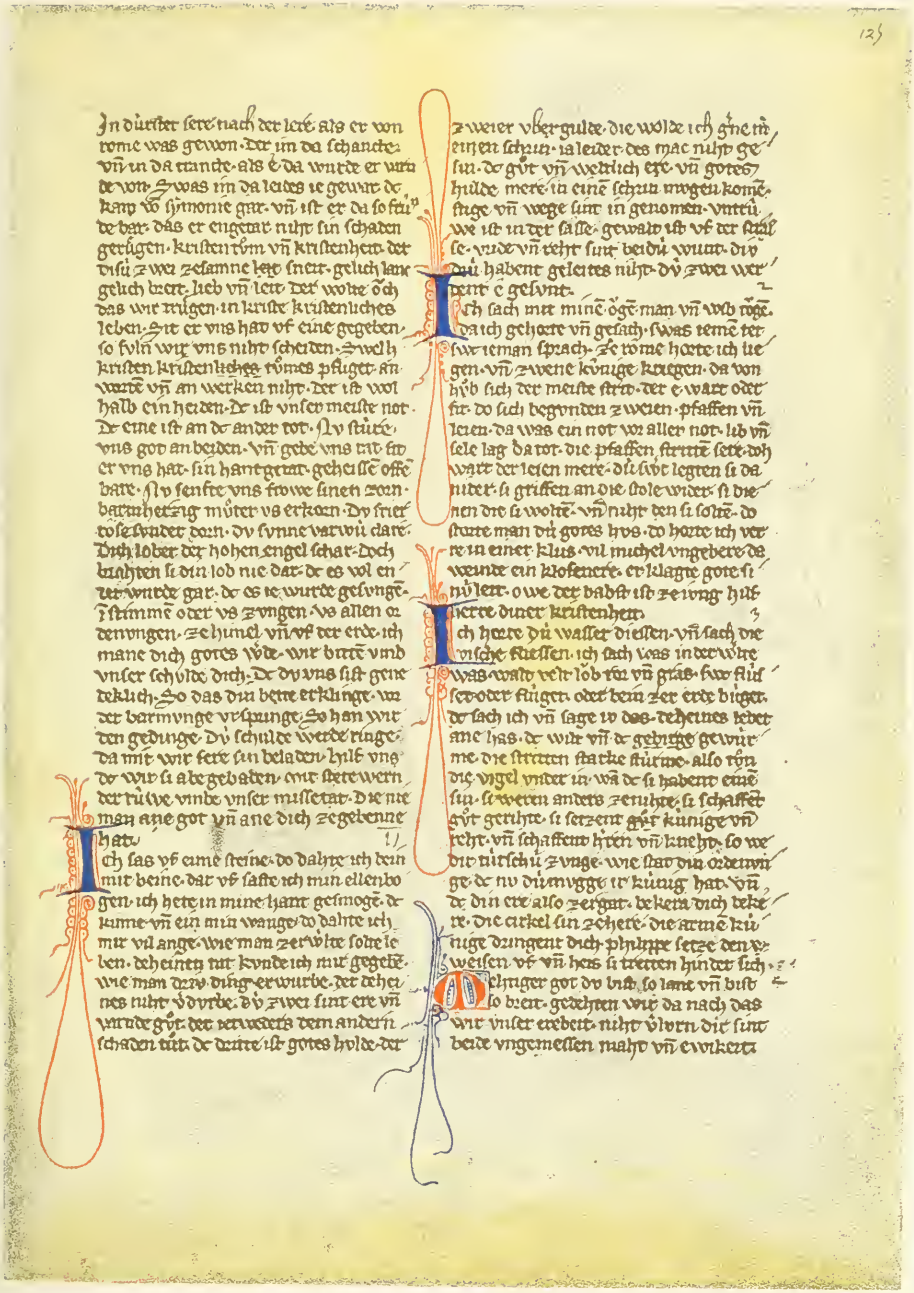
3) Ich sach mit minen ougen
man und wib tougen,
da ich gehorte und gesach
swas iemen tet, swaz ieman sprach.
ze Rome horte ich liegen
und zwene künege kriegen.
da von huob sich der meiste strit,
der e wart oder sit,
do sich begunden zweien
pfaffen und leien.
da was ein not vor aller not:
lib und sele lag da tot,
die pfaffen stritten sere:
doh wart der leien mere.
diu swert legten si danider
si griffen an die stole wider:
si bienen die sie wolten
und nilt den sie solten.
do storte man diu gotes hus,
do horte ich verre in einer klus
vil michel ungebere:
da weinde ein klosenere,
er klagte gote siniu leit:
owe, der babst ist ze jung
hilf, herre, diner kristenheit!

4) Ich horte diu wasser dieſſen
und sach die vische flieſſen,
ich sach was in der werlte was,
walt velt loub ror und gras;
swaz fliuſſet oder fliuget
oder bein zer erde biuget,
daz sach ich und sage iu daz:
deheines lebet ane has.
daz wilt und daz gebirge gewürme
die stritten starke stürme,
also tuon die vogel under in;
wan daz sie habent einen sin;
si weren anders zenihte.
si schaffent guot gerihte:
si setzent guot künige und reht,
und schaffent herren und knecht,
so we dir, tiutschiu zunge,
wie stat din ordenunge,
daz nu diu mugge ir künig hat
und daz din ere also zergat!
bekera dich, bekere!
die cirkel sin ze here,
die armen künige dringent dich:
Philippe setze den weisen uf und heis si tretten hinder sich!

5) Mehtiger got, du bist so lanc und bist so breit:
gedehten wir da nach: das wir unser erebeit
niht verluren! dir sint beide ungemeſſen maht und ewikeit.

Aus **Walther von der Vogelweides** Liedern:

1) Schluss des Leiches: *Got, diner trinitate!* 2) 3) 4) *Der Wahlstreit* (vgl. S. 158 f.).
5) Anfang des Spruches von *Gottes Unerforschlichkeit.*



Verkleinerte Faksimile-Nachbildung des ganzen Blattes 125 der *Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.*

Zu Koenig, Litteraturgeschichte. *Verlag von Velhagen & Klasing.*

Sage nach Herzog Ernst einst aus dem Zauberberge im Morgenland mitgebracht, sich aufzusetzen. Bald darauf hatte Walther die Freude, Philipp gekrönt zu sehen.

Das Bild, wie er jugendlich, eine Herrenmütze mit hohem zackigen Pelzbräm auf den kurzen blonden Locken, auf einem blumigen Steine sitzt, sinnend ein Bein über das andere geschlagen, den Ellenbogen darauf gestützt, die Wange in die Hand geschmiegt und so über die Welt nachdenkend, bezeichnet treffend das Wesen seiner Dichtung, und ganz angemessen ist es, daß er in der Heidelberger Handschrift, der unser Bild entnommen ist, vor seinen Liedern in dieser Stellung abgebildet ist. Das Ritterschwert mit herabhängendem Gurt steht zu seiner Linken an dem blumigen Steine; in der Rechten hält er den Anfang der über sein Haupt emporschwebenden Schriftrolle. Der Wappenschild hinter ihm führt in hellrotem Feld einen viereckigen Käfig mit gelbem Rahmen und einer Kugel an jeder der vier Ecken, und sechzehn dünnen weißen Stäben, die oben und unten kleine Knöpfe haben. Dahinter, auf rotem Grunde, schreitet ein grüner Vogel mit krummem Schnabel. Auf dem von der Seite gesehenen Helme mit Nasenband, Augen- und Luftlöchern der Helmmaske und beider Schnüren steht ein ebensolcher Vogelkäfig, nur kleiner, mit elf Stäbchen. Walthers Bild.

Die weitere Entwickelung der Dinge nötigt dem Dichter manche bittere Klage ab: die Aufstellung Ottos von Braunschweig zum Gegenkönig, der Verfall der Sitten und des Rechtes, wie der geistlichen Orden, worin er die schrecklichen Zeichen des nahenden Weltgerichts erkennt, endlich Philipps Ermordung und Ottos Krönung. Aber seine Vaterlandsliebe dringt immer durch, und wenn er oft bitter klagt und tadelt, kündet er doch auch begeistert den Preis des deutschen Landes vor allen anderen, die er durchwandert. So heißt es in dem Liede: „Ir sult sprechen willekomen“

Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch Neues bringet, das bin ich;
Eitle Worte sind's allein,
Die ihr noch vernahmt: jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht scheut,
Will ich manches sagen, was die Herzen freut:
Seht, wie ihr mich würdig ehret.

Ich verkünde deutschen Frauen
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begieriger wird zu schauen:
Dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt ich von den Süßen?
Sind sie doch zu hehr:
Drum bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr
Als mich freundlich stets zu grüßen.

Lande hab' ich viel gesehn,
Nach den Besten blickt' ich allerwärts:
Übel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis her an Ungarland,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör' ich, daß sie besser hier
Sind als andrer Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n sind engelschön und rein:
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein;
Zucht und reine Minne
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide gibt,
Lebt' ich lange nur darinne!*) (Simrock.)

Seitdem Walther die Kaiserstadt an der Donau verlassen, führte er das Leben eines fahrenden Sängers. Zu Pferde durchstreifte er die Lande, trug seine Lieder vor und begleitete sie mit der Geige zu Hof und an der Straße. Von der Elbe bis an den

*) Die Reihenfolge der Strophen in der Simrockschen Übersetzung entspricht einer älteren und kleineren Heidelberger Handschrift aus dem XIII. Jahrhundert, die auch im Text mit hie und da von der großen, aus Paris dorthin zurückgekehrten s. g. Manessischen Handschrift abweicht. (Vgl. die Beilage.)

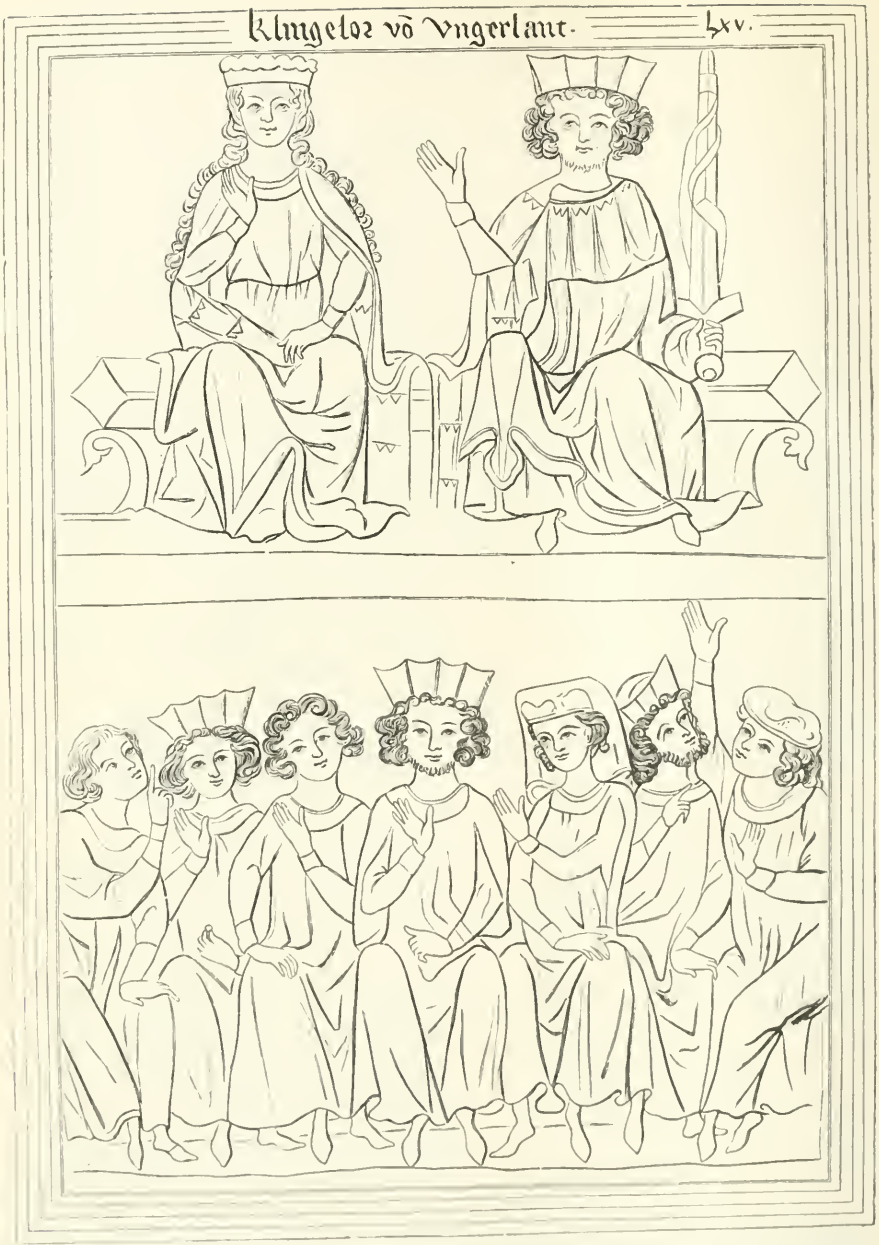


Abb. 23. Der Sängerstreit auf der Wartburg. Nach der Heidelberger (Manessischen) Handschrift.

Oben: Landgräfin Sophia und Landgraf Hermann von Thüringen.

Unten: Herr Bitterolf. Wolfram v. Eschenbach. Heinrich v. Ofterdingen. Klingsor v. Ungarland. Reinmar d. Alte. Walther v. d. Vogelweide. Heinrich v. Rispach.

Rhein und wieder bis ins Ungarland ist er gewandert; von der Seine bis an die Mur, von dem Po bis an die Trave hat er die Menschen studiert. Zwischendurch (zwischen 1204 und 1211) weilte er am Hofe von Thüringen; im österreichischen Zeiselmauer hielt er sich im November 1203 auf.

Hermann von Thüringen.

Hermann, Landgraf von Thüringen († 1217), war, wie wir früher gesehen, ein großer Förderer der Dichtkunst. Er hatte Heinrich von Veldeke in den Stand gesetzt, seine Eneit zu vollenden und Wolfram von Eschenbach veranlaßt, den „Wilhelm von Oranse“ zu bearbeiten. Vornehmlich ist er durch den sagenhaften **Sängerwettkampf** berühmt, den in unserer Zeit Moritz von Schwind in einem Wandgemälde des Sängersaales der thüringischen Landgrafenburg verherrlicht hat. Dieser Sängerwettkrieg soll im Jahre 1207, dem Geburtsjahr der heiligen Elisabeth, stattgefunden haben. Die Heidelberger Handschrift enthält die gegenüberstehend nachgebildete Darstellung desselben. Sie besteht aus zwei Feldern; oben sitzen auf einem Throne der Landgraf Hermann von Thüringen mit der achteckigen Fürstenmütze auf dem kurzgelockten Haar und die Landgräfin Sophia im Hermelinmantel mit dem Barett auf den langen Locken als fürstliche Beschützer der unten versammelten sieben Kämpfer: in der Mitte der ungarische Zauberer Klingsor; ihm zur Linken Reinmar der Alte, dann Walther v. d. Vogelweide, abgewandt mit dem aufgehobenen Zeigefinger der Rechten zu seinem Nebenmann, dem „tugendhaften Schreiber“ d. i. Kanzler Heinrich von Rispach, deutend. Am anderen Ende sitzt barhaupt im Oberkleid mit kurzen weiten Ärmeln, bedeutsam den rechten Zeigefinger gegen Klingsor aufhebend, Herr Biterolf, von des Landgrafen Hofgesinde, den Rudolf von Ems seinen Freund nennt; neben ihm Wolfram von Eschenbach, mit achteckiger Herrenmütze gleich Klingsor, die offene Rechte gegen ihn gewandt; zwischen ihm und Klingsor endlich der sagenumwobene Heinrich von Ofterdingen in ruhiger Haltung, mit der Linken vor der Brust.

Inhalt des Sängerstreites.

Das Gedicht, das diesen Wettstreit im Wechselgesange mit untermengter Erzählung darstellt, stammt aus der Zeit gegen 1300 und gehört dem Verfalle des Minnesanges an. Die sieben erwähnten Dichter sind auf der Wartburg zusammengekommen, um über die Vorzüge milder Fürsten zu streiten. Heinrich von Ofterdingen erhebt den Herzog Leopold von Österreich, ihm treten Wolfram von Eschenbach und andere entgegen, die den Landgrafen von Thüringen verherrlichen. Walther von der Vogelweide zeigt sich anfangs ungehalten auf Österreich und gibt dem König von Frankreich vor allen anderen Fürsten den Preis. Später bereut er, sich von Österreich losgesagt zu haben und vergleicht Leopold mit der Sonne, aber über die Sonne noch stellt er den Tag, Hermann von Thüringen. So wird Heinrich von Ofterdingen überwunden, da ruft er den Zauberer Klingsor ans Ungarland zu Hilfe, der in der Magie wohl erfahren, mit dem Teufel im Bunde stand. Dennoch wird auch dieser Kämpe von Wolfram, „dem rechtgläubigen Laien“, überwunden. — Das poetisch ganz wertlose Gedicht, das wohl einen späteren mainzischen Meister zum Verfasser hat, der den Stoff aus der Überlieferung geschöpft, ist von K. Simrock herausgegeben und übersetzt, von E. T. A. Hoffmann in seiner Novelle: „Der Kampf der Sänger“ frei bearbeitet worden.

Walther am Hof.

In manchen Liedern äußert sich Walther über sein Verhältnis zu dem Hof von Thüringen, rühmt des Landgrafen Tugenden, vor allem seine Milde und Gastfreiheit. Doch hat er sich nie zur gemeinen Schmeichelei und Herrendienerei erniedrigt, vielmehr erhielt er sich mitten im Getriebe der Höfe einen freien Blick und einen würdigen Sinn und rügte stets offen, was ihm mißfiel. Anderseits stellte er auch an sich die höchsten Ansprüche und trachtete danach, seiner selbst mächtig zu sein. So hebt einer seiner Sprüche an:

Wer schlägt den Löwen? Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen und diesen?
Das thut jener, der sich selber zwinget.

Nach Philipps Tod war Otto von Braunschweig einmütig auf den deutschen Thron erhoben und bald danach zum römischen Kaiser gekrönt worden. Aber schon 1210 trat der unheilbare Bruch zwischen Kaiser und Papst ein, und der kurz vorher Gesalbte wurde von Innocenz III mit dem Bann belegt. Neues schweres Unheil drohte dem deutschen Reiche — da wachte nach längerem Schweigen Walthers patriotische Muse wieder auf und erhob sich mächtig gegen Roms Machtsprüche und Ränke. Er hielt dem Papste vor:

Walther und der Papst.

Ihr selber segnetet ihn ein,
daß wir ihn hießen Herr und vor ihm knieten

und demselben Herrn fluche er nun —

Gewiß ist, daß ihr eines logt,
Zwei Zungen stehen schlecht in einem Munde.

Auch weiterhin tritt Walther der Priesterherrschaft freimütig gegenüber: er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte des Staates, gegen die Habsucht und Verschwendung des römischen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die willkürlichen Bannsprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geistlichen — durch alle seine antirömischen Lieder und Sprüche geht ein reformatorischer Zug hindurch. Der Mann aber, um deswillen er zuerst den Kampf wider das Papsttum begonnen, der Mann, dem der Dichter so treu gedient hatte, Kaiser Otto vergalt ihm mit Undank, ja mit Demütigungen aller Art. Dennoch hielt er treu bei ihm aus, solange er ihn als den rechtmäßigen Kaiser betrachten durfte; aber als die Sonne des Stauferhauses wieder aufging, als der junge König Friedrich II in sein Erbe kam, verließ auch der Dichter den im Unglück noch trotzigen Otto und wandte sich dem kräftigeren und glänzenderen Verfechter deutscher Ehre zu.

Walthers Lehen.

Bis ins Alter hatte Walther ein unstätes Leben geführt. So sehr er sich nach einem dauernden Heimwesen sehnte, so war doch seines Bleibens an keinem Hofe, wo seine Rügen und Strafreden ungehört verhallten, und unabhängigen Sinnes zog er weiter: die Wahrheit, das Recht und die Größe seines geliebten Deutschlands standen ihm höher als sein persönlicher Vorteil. Nun aber, da sein Haar bereits ergraute, nahte sein Lieblingswunsch der Erfüllung. Friedrich belohnte des Dichters große Verdienste um Kaiser und Reich mit einem Lehen, das ihm Otto längst versprochen, aber nie gegeben hatte. Walther erhielt ein Gut in der Nähe von Würzburg; da rief er jubelnd aus:

„Ich hab' mein Lehen, all die Welt! Ich hab' mein Lehen!"

und glücklich zog er sich in die stille Abgeschiedenheit seines Besitztums zurück, die er nur einmal noch verlassen haben soll, um den Kaiser auf der Heerfahrt nach dem heiligen Lande zu begleiten. In einem schwungvollen „Kreuzliede" hat er jedenfalls seiner Begeisterung dafür einen beredten Ausdruck geliehen; in einem anderen singt er, verloren in den Anblick des ersehnten heiligen Landes:

Schöne Lande, segensreiche, keines, das sich dir vergleiche!
hab' ich Wandrer viel gesehn, Was sind Wunder hier geschehn!

und nachdem er alles Wunderbare aufgezählt, was auf diesem merkwürdigen Boden einst geschehen, schließt er mit den Worten:

Christen sagen, Juden, Heiden, Alle Welt hierher begehrt;
daß dies Land ihr Erbe sei: uns nur ward ein Recht beschert:
möge Gott den Streit entscheiden, Recht ist, das Er uns gewährt!
Er durch Seine Namen drei.

Am Abend seines Lebens wendet der Dichter seine Seele ganz den ewigen Dingen zu. „Das Irdische schwindet ihm," sagt Uhland, „so wie beim Sinken der

BILDNIS HERRN HARTMANNS VON AUE.

S.13. Ich wil nv den wolgemvten singen. den so rehte vroede sanfte tvot. wer sol den verzagten vroede bringen. die man selten vindet wolgemvot. wol in die so schone sich versinnent. das siv vroede minnent. vn das man gvten wiben sprichet gvot.

S.207 Vn gaistlich leben in eren hab. das wirt dir gvt vnd ist ain sin. des willen kvm dvrch nieman abe. bring inzv diner gruobe hin. es wirt an saelden din gewin. enruoche wie die pfaffen leben. dv solt doch gotte dienen an in. sint gvt ir wort ir werk ze crvmp. so volge dv ir worten nach ir werken niht od dv bist tvmp

DASSELBE IN HEUTIGEN BUCHSTABEN. DASSELBE IN NEUHOCHDEUTSCHER ÜBERSETZUNG.

Aus Friderich v. Husens Liedern.

Ich wil nv den wolgemuoten singen	*Ich will jetzt den Frohgesinnten singen,*
den so rehte vroede sanfte tuot	*denn so rechte Freude wohlthuend angenehm ist.*
wer sol den verzagten vroede bringen	*wer soll den Verzagten Freude bringen,*
die man selten vindet wolgemuot	*die man selten findet wohlgestimmt*
wol in die so schone sich versinnent	*wohl ihnen die sich schön besinnen,*
das siu vroede minnent	*dass sie die Freude lieben*
und das man guoten wiben sprichet guot	*und das man guten Weibern nur Gut redet*

Aus dem Winsbecke.

Son gaistlich leben in eren hab	*Sohn geistlich Leben in Ehren habe*
das wirt dir guot vnd ist ain sin	*dann wird gut für dich und ist verständig,*
des willen kvm durch nieman abe	*des Willen Komme, geh durch niemand verlustig.*
bring in zuo diner gruobe hin	*Bring ihn zu deiner Grube hin.*
es wirt an saelden din gewin	*es wird an Seligkeit dein Gewinn,*
enruoche wie die Pfaffen leben	*kehre dich nicht daran, wie die Pfaffen leben*
do solt doch gotte dienen an in	*du sollst doch Gott Ihnen an ihnen,*
sint guot ir wort ir werk ze crump	*sind gut ihre Worte, ihre Werke zu krumm,*
so volge do ir worten nach	*so folge du ihren Worten nach,*
irwerken niht oder do bist tump.	*ihren Werken nicht oder du bist dumm*

Sonne die Thäler sich in Schatten hüllen und bald nur noch die höchsten Gipfel beleuchtet stehen." Zeit seines Lebens war Walther ein frommer Mann gewesen und hatte noch in frischester Manneskraft oft einen ernsten Ton angeschlagen. Jetzt erscheint ihm die irdische Freude gegenüber der Ewigkeit vollends bedeutungslos und nichtig:

Da uns der kurze Sommer zu seinen Freuden bat,
bracht' er uns fall'nde Blumenzier und Blatt;
da täuschte uns der kurze Vogelsang.
Wohl dem, der nur nach steten Freuden rang!

Von des Dichters letzten Lebensjahren, von seinem Tode wissen wir nichts, davon jedoch haben wir Kunde, wo seine irdische Hülle bestattet worden ist. In dem Grashofe des Neuen Münsters zu Würzburg fand der vielumgetriebene Dichter seine letzte Ruhestätte. Eine anmutige Sage erzählt, daß er in seinem letzten Willen verordnet habe, auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner zu streuen und Wasser zum Trinken hinzugießen. Dazu habe er in den Stein, unter dem er begraben sein wollte, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des neuen Münsters aber habe dieses Vermächtnis für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherren gegeben werden sollten, und nicht mehr den Vögeln. Ein amerikanischer Dichter, Longfellow, hat diese Legende in schöne Verse gebracht, und Justinus Kerner hat dieselben verdeutscht; darin heißt es zum Schluß:

Wenn die Mittagsglocke tönte, flogen wohl vom Turm herab,
Von der Linde, aus dem Walde, all' die Vögel noch aufs Grab;
Doch bald kreischend, doch bald klagend, flogen sie dem Turm ums Haupt,
Klagend an den Abt, die Mönche, die des Erbes sie beraubt.
All der Klostergräber Namen sind dahin schon lange Jahr',
Nur die Sage noch erzählet, wo das Grab des Sängers war.
Auch die Linde ist gefallen, aber oft tönt süßer Schall
Nächtlich aus des Kreuzgangs Garten, Flöten einer Nachtigall.

Im Kreuzgang des Neuen Münsters zu Würzburg aber liest man noch heute eine Grabschrift in lateinischen Versen, in Stein gehauen, die in deutscher Sprache lautet: „Der du bei Leben, o Walther, der Vögel Weide gewesen bist, Blume der Wohlredenheit, Mund der Pallas, du starbest! Damit nun deine Frömmigkeit den himmlischen Kranz erlangen möge, so spreche, wer dieses liest: Gott sei seiner Seele gnädig!"

Im Jahre 1877 wurde dem edlen deutschen Sänger zu Innsbruck ein überlebensgroßes Standbild errichtet. Uhland hat uns sein Leben und Dichten vortrefflich erzählt: Simrock, Adalbert Schröter u. a. haben seine Lieder in unser heutiges Deutsch übertragen.

Wolframs Tagelieder.

Auch die Meister des Rittergedichtes erscheinen in der Reihe der Minnesänger, so **Wolfram von Eschenbach**, berühmt durch das „ahnungsschwüle Helldunkel" seiner Tagelieder, in denen er auch Walthers Vorgänger und Vorbild war; ja, er gilt als Erfinder dieser Gattung von Minneliedern.

In einem derselben beginnt der Wächter mit folgendem kühnen Bilde:

Seine Klauen
durch die Wolken sind geschlagen,
er steigt empor mit großer Kraft,
ich seh' ihn grauen

täglich, wenn er kommt zu tagen,
den Tag, der lieber Nachbarschaft
berauben will den werten Mann,
den ich herein mit Sorgen ließ.

Gottfrieds und Hartmanns Lieder.

Von **Gottfried von Straßburg** besitzen wir ein Frühlings- und ein Minnelied; vorzüglich aber eine ganze Reihe schöner Lieder von **Hartmann von Aue**, der sich auch in der Lyrik durch Frömmigkeit und Innigkeit auszeichnet.

In der Weingartener Handschrift, der ich das beiliegende Bild entnommen habe, ist Hartmann vor seinen Liedern ritterlich auf rotem Roß mit Schwert und Lanze dargestellt. Schild, Waffenrock und Pferdedecke sind schwarz und mit weißen Vogelköpfen bestreut. Auf dem rot und goldenen Helm ist ein Adlerkopf mit gelbem, grad emporgestreckten Schnabel. (Das Gemälde in der Heidelberger Handschrift hat dagegen einen blauen Schild und drei weiße Adler darauf mit goldenen Schnäbeln.) Ein charakteristischer Grundzug seiner Minnelieder ist, daß er darin der oft ermüdenden Gefühlsschwärmerei seiner Sangesgenossen scharf gegenübertritt und es deutlich betont, wie es seinem männlichen Stolze zuwider sei, um einer Geliebten willen endlos zu seufzen und zu schmachten. Doch am schönsten zeigt sich sein treues und edles Gemüt in seinen „Kreuzliedern", die im Dienste der „Gottesminne" gesungen sind.

„Dem Kreuze," sagt er darin, „ziemt wohl reiner Mut und keusche Sitte, so mag man damit alles Heil erwerben. Was taugt es auf dem Gewande, wer es nicht im Herzen hat? Wes Schild sonst weltlicher Ehre bereit war, der ist nicht weise, wenn er ihm Gott versagt. Hier wird ihm beides, der Welt Lob und der Seele Heil. — — Ihr Minnesänger, was ist eure Minne gegen meine? Ich darf jetzt mich rühmen, wohl von Minne zu singen. Nie hatt' ich sorgenlose Freude bis zu dem Tag, da ich mir Christi Blume erkor, die ich nun trage. Sie kündet uns eine Sommerzeit, die so ganz in süßer Augenweide liegt."

Schenk v. Limburg.

Einer in Berlin aufbewahrten Liederhandschrift des XV. Jahrhunderts sind die von mir in der Beilage mitgeteilten Verse des **Schenken von Limburg** entnommen.

Voran steht ein großes Bild, mit Silber, Gold und Farben, das den Sänger darstellt. Derselbe war vermutlich der den Hohenstaufen befreundete, 1230—1287 in Urkunden häufig vorkommende Hof- und Reichsschenke **Walther von Limburg** (bei Hall am Kocher ansässig). Die Heidelberger Handschrift enthält sechs seiner Lieder „voll jugendlicher Zartheit und Sehnsucht nach der Geliebten, die er aus Bescheidenheit nicht nennt." Um sie ruft er die Frau Minne an und freut sich mit dem Herrn Mai und der Frau Sommerzeit, wenn sein Lieb ihn lieb habe.

Ulrich v. Lichtenstein.

Von einem einzigen Minnesänger ist die ausführliche Lebens- und Liebesgeschichte erhalten, und zwar von ihm selbst geschrieben. Es ist der **Frauendienst** von **Ulrich von Lichtenstein**, den Ludwig Tieck in neuerer Zeit zuerst ans Licht gezogen, bearbeitet und herausgegeben hat.

Dieses Buch, in dem der steierische Ritter aus dem jetzt gefürsteten Geschlecht mit seltener Offenheit und großer Geschwätzigkeit seine Liebesthorheiten und die wunderlichen Abenteuer seines dreiunddreißigjährigen Minne- und Ritterlebens erzählt, ist sowohl für die Geschichte des Minnesanges, dessen Verfall es kündet, bedeutsam, als für die innere Geschichte und das höfische Treiben der Zeit. In seine Erzählung sind zahlreiche Minnelieder und sogenannte „Büchlein", d. h. Liebesbriefe eingeflochten, oder vielmehr sie gehen aus dem äußeren und inneren Leben des Dichters hervor.

Inhalt d. Frauendienstes.

Schon als Kind, da er noch auf Gerten ritt, hörte Ulrich die Weisen sagen, daß niemand Würdigkeit und Freude erwerben möge, der nicht ohne Wank guter Frauen Dienstes bereit sei. Da schon gedachte er, ihnen immer zu dienen mit Leib, Gut, Mut und Leben. Als zwölfjähriger Knabe in den Dienst einer hohen fürstlichen Frau getreten, verliebte er sich alsbald in sie, brach ihr schöne Blumen, und wenn diese sie in ihre weiße Hand nahm, so dacht' er in seiner Freude: „Wo du sie angreifest, hab' ich ihnen eben so gethan." Wenn man ihr Wasser über die Hände goß, so trug er es heimlich davon und trank es aus vor Liebe. Das war sein kindischer Dienst.

Erklärungstafel zu der Probe der Berliner Liederhandschrift. Blatt 3—4 ab

(Text mit Auflösung der Abkürzungen und wörtliche Übersetzung.)

Wol mich dirre
Wohl mir dieser
ſtunde. die ſolde
Stunde (Zeit)! die ſollte
ich empfahen
ich empfangen
mit geſange es
mit Geſang — es
iſt rehte an der
iſt gerade an der
zit. ob ich das
Zeit; ob ich das
wol kunde. dar ſo ſolde ich gahen.
wohl verſtünde, dahin ſo ſollte ich eilen;
wan hoirt vogel ſingen wider
denn höret Vögel ſingen (im) Wett-
ſtrit. dar zu dringen dur das gras.
ſtreit; dazu dringen durch das Gras
blumen manger leie. ich kan (kam) ſel-
Blumen mancherlei. Ich kam ſel-
be dar daz was. willekome er mei-
ber dahin, wo das war. Willkommen, Herr Mei-
je. mir vnd ouch der frowen min.
e, mir und auch der Frauen mein.
ich wil ſin. ſwie ſo ſi gebintet mins
Ich will ſein, ſowie ſie gebietet, meines
herzen troſterinne.
Herzens Tröſterin.

Herzelieber mere. der war-
Herzerfreuender Kunde, der war-
te ich vil dike. von der min-
te ich gar oft, von der min-
neclichen frowen min. ich were
niglichen Frauen mein. Ich wäre
ane ſwere. wan das ich irſchrike.
ohne Leid, nur daß ich erſchrecke:
dur die lieben trage ich ſenden pin.
Um der Geliebten willen trage ich Sehnſuchtspein,
das iſt endelichen war. liebe nimt
das iſt durchaus wahr. Liebe (be)nimmt
die ſinne. liebe machet miſſeuar.
die Sinne, Liebe machet bleich.
wiſſent das ich brunne (brinne). in der lie-
Wiſſet, daß ich brenne in der Lie-
be als ein glut. frowe tut. wol
be wie eine Glut. Frau, thut wol
an mir vil tumben deſwar ſo iſt
an mir, dem gar Bethörten; wahrlich dann ſeid
ir gut.
Ihr gut.

Wol mich dirre
stiude · die solde
ich enpfahen ·
mit gesange es
ist rehte ander
zit · obich das
wol kunde · dar so solde ich gahē ·
wan hoirt vogel singen wider
strit · dar zu dringen dur das gras ·
blunnen manger leie · ich kan sel-
be dar dc was · willekome er mei-
je · mir vnd och der frowen mir ·
ich wil sin · swie so si gebutet mīs
heizen trostenime ·

Heizelieber mere · der war-
te ich vil dike · von der min
neclichen frowen mir · ich were
ane swere · wan das ich ir schrike ·
dur die lieben trage ich senden pī ·
das ist endelichen war · liebe mint
die sinne · liebe machet missevar ·
wissent das ich brinne · in der lie-
be als ein glut · frowe tut · wol
an mir vil tumben des war so sit
in gut ·

Faksimile aus dem Minnesingerfragment der K. Bibliothek zu Berlin.

Pergamenthandschrift aus der Mitte des XIV Jahrhunderts
Anfang eines Liedes des Schenken von Limburg

Danach kam er zu Markgraf Heinrich von Österreich, bei dem er lernte, über die Frauen zu sprechen, in „Briefen“ süße Worte zu dichten, auf Rossen zu reiten und Lanzen zu brechen. Im J. 1222 wurde er zu Wien von Fürst Leopold von Österreich zum Ritter geschlagen. Es geschah bei Gelegenheit der Hochzeit der Tochter des Fürsten. Viele Frauen waren da, auch Ulrichs „Freudenschein“, aber er konnte sie nicht sprechen, doch gelobte er ihr in seinem Herzen Treue und ritterlichen Dienst sein lebenlang. Nach einiger Zeit entlockt ihm eine Verwandte sein Geheimnis und bietet sich ihm zur Vermittlerin an, da sie ihn von seiner Liebe nicht abbringen kann. Die hohe Frau aber nimmt seine Dienste nicht an — „wär' er auch in aller Würdigkeit ganz vollkommen, wie sie von ihm noch nicht gehört, so müßte einem Weibe doch immer sein übelstehender Mund leid sein.“ Auf der Stelle entschließt sich Ulrich, von den Lippen, deren er drei hatte, eine (wohl eine Hasenscharte) abschneiden zu lassen, reitet nach Graz in Steiermark und unterwirft sich herzhaft der Operation in Gegenwart des Knechtes seiner Geliebten, der er sagen läßt: „Wenn sie sagte, meine rechte Hand gefiele ihr nicht, so schlüge ich sie ab.“ Nachdem er ein fünfwöchentliches Krankenlager ebenso mutig ausgehalten, erhält er zwar die Erlaubnis, sie zu begrüßen, aber als er ihr nahe kommt, fehlt ihm der Mut, sie anzureden. Das Herz springt ihm in der Brust, es sagt: „Nun sprich! nun sprich! nun sprich, da dich niemand hindert!“ Wohl zehnmal thut er den Mund auf, aber die Zunge liegt nieder. Zur Strafe für seine Zaghaftigkeit reißt sie ihm eine Haarlocke aus, als sie auf dem Weiterritt zur Nachtrast gelangt sind und er sie vom Rosse hebt. Als er dann endlich Mut faßt und sie ansleht, seinen Ritterdienst anzunehmen, fährt sie ihn an: „Schweigt! Ihr seid ein Kind und so hoher Dinge unverständig, reitet gleich fort von mir, so. lieb euch meine Huld ist!“ Er läßt sich aber dadurch nicht abschrecken, um sie zu werben und besteht ein Speerstechen nach dem andern zu Ehren der Frau, der sein Herz gehört; auch sendet er ihr durch seine Verwandte zuweilen ein Lied oder ein Büchlein. Sie antwortet auch einmal, er muß es aber zehn Tage ungelesen lassen, weil sein vertrauter Schreiber nicht bei ihm ist, endlich kommt derselbe und liest, was dreimal wiederholt dasteht:

„Wer wünschet, was er nicht soll,
der hat sich selbst versaget wohl.“

Aber ihm dünkt alles gut, was von ihr kommt, und er setzt unermüdet seine Bewerbungen fort. Einige Zeit danach wird ihm in einem Turnier zu Brixen ein Finger ausgestochen, so daß er nur noch an der Hand hängt. Alle beklagen ihn, er jubelt, denn es ist ja in dem Dienste seiner Frau geschehen. Sie bedauert ihn auch, aber als sie hört, daß der Finger noch an der Hand sitze, zeiht sie ihn der Lüge. Da läßt er sich den inzwischen geheilten, obwohl gekrümmten Finger durch einen Freund abschlagen, ihn in ein Futteral von grünem Samt mit goldenem Deckel und goldenen Spangen legen, dazu dichtet er ein Büchlein und sendet beides als Geschenk an die Schöne. Als diese den Finger sieht, ruft sie sehr kühl aus: „O weh! die Thorheit hätt' ich ihm nicht zugetraut, daß je ein verständiger Mann so etwas thun würde.“ Er läßt sich aber dadurch keineswegs entmutigen, sondern sinnt nur auf neue phantastische Abenteuerlichkeiten, um dadurch ihre Aufmerksamkeit und ihren Dank zu gewinnen. So beschließt er denn, eine neue große Ritterfahrt bis an die böhmische Grenze zu unternehmen, und zwar als Königin Venus verkleidet. Und wirklich zieht er so in prachtvollen Frauenkleidern, von einer Schar Diener begleitet, weit und breit in den österreichischen Landen umher, versticht 307 Speere gegen die Ritter, welche den Kampf mit ihm bestehen, und die Frauen nehmen aller Orten lebhaften Anteil an den herrlichen „Punieren“, und alles das zu Ehren einer verheirateten Frau, und von einem Manne, der, wie er selbst ganz harmlos erzählt, damals schon Frau und Kinder hatte, die er dazwischen auch einmal besucht. Am Ende wurde die also wider ihren Willen gefeierte fürstliche Frau des Treibens ihres verrückten Anbeters doch müde; um ihn

einmal los zu werden, gewährt sie ihm eine Zusammenkunft und läßt ihn in ihr Gemach kommen, wo sie ihn von acht Edeldamen umgeben empfängt, dann aber läßt sie ihn auf höchst listige und lächerliche Weise durch das Fenster, durch das er hineingelangt, wieder hinausspedieren — unter lautem Wehrufe springt er auf und läuft davon. Aber so tief ihn dieser Streich gekränkt hat, der wunderliche Minneritter ist dennoch nicht völlig geheilt. Nachdem er sich von dem Schrecken erholt, fängt er alsbald wieder seine Minnelieder und seine Büchlein zu dichten an. Da verlangt die Fürstin, daß Ulrich ihr zu Dienst eine Fahrt übers Meer thue, d. h. sich an dem Kreuzzuge Kaiser Friedrichs II beteilige, dann werde sie ihm lohnen, daß all sein Leid verschwinde. Er erklärt sich dazu bereit, wird aber wieder schwankend und kommt nicht zur Ausführung. Vier Jahre setzt er sein tolles Werben fort, da spielt ihm die Fürstin einen noch schlimmeren Streich, als die Hinausschaffung durch das Fenster war, sie thut ihm ein Leid: „dürft' er aus Zucht das melden, so würden ihm die Biedern beklagen helfen, daß ein so wertes Weib ihren Freund so beschweren durfte." Nun läßt er ab von ihr und singt klagende Lieder gegen diejenige, die ihn, wie eine Mörderin, aller Freude beraubt, deren Laune wittert wie Aprilenwetter, der er dreizehn Jahre ohne Wank und ohne Lohn gedient. Bald tröstet ihn indes eine andere Frau, für die er manch freudiges Minnelied singt und aufs neue eine Fahrt unternimmt. Diesmal aber erscheint er als König Artus, der vom Paradiese zurückkehrt, um die Tafelrunde herzustellen. „Wer, ohne zu fehlen, drei Speere mit ihm verstieht, der soll das Recht haben, zur Tafelrunde niederzusitzen." Später (1246) zieht er auch einmal in einen ernsten Kampf gegen die Ungarn, hat nachher manch wirkliches Leid zu bestehen, aber er bleibt trotz alledem froh und singt seiner Frauen Lieder. „Guten Weibern gehört dies Buch!" so schließt er, „manches süße Wort hab' ich ihnen darinnen gesprochen, und Frauendienst sei es genannt!"

Sechsundfünfzig Jahre alt war dieser Mann, als er seine Geschichte niederschrieb, von der er ausdrücklich versichert, daß sie nur Wahrheit enthalte. Sein Schwager, Heinrich von Wasserberg, war so entzückt davon, daß er auf beiden Knieen dem Himmel dankte, weil er „den vollkommensten Liebenden gesehen." Und viele andere mochten ähnlich darüber denken. Es scheint, daß man in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts in solchem Verhältnis eines Ehemanns zu der Ehefrau eines anderen nichts Ungewöhnliches sah, und auch darin kennzeichnete sich der Verfall des Minnesanges, in dessen Blütezeit eine solche Verletzung ehelicher Zucht und Treue wohl selten vorkam. Ulrich überlebte noch um zwanzig Jahre die Vollendung seines Buches, denn er starb als 75jähriger Greis im Jahre 1275. In der Heidelberger Handschrift erscheint er in voller Rüstung zu Pferde mit einem langen Schwert in der Rechten; auf seinem Helm eine wunderliche Figur, die wohl Amor darstellen soll, mit einem Pfeil in der rechten und Flammen in der linken Hand. So sprengt er, von seinem Schilde fast ganz verdeckt, durch ein wogendes Meer, in dem Seeungeheuer mit Pfeilen auf einander schießen.

Gegensang.

Es konnte nicht fehlen, daß eine solche Entartung des Minnesanges den Spott herausforderte, wie schon die Überzartheit der edleren Sänger einen **„Gegensang"** hervorgerufen hatte, der, wie Uhland sagt, in „komisch entstellendem Spiegel die schmachtende Minne des Minneliedes wiedergiebt."

Steinmar.

So tritt **Steinmar** den Minneliedern mit Trink- und Tischliedern entgegen, und anstatt des „minniglichen Frühlings" rühmt er den männlichen Herbst:

Herbst, trauter Geselle, nimm mich zu Ingesinde!

Aber er verhöhnt auch die Minnesänger in oft sehr derber Weise, indem er Wendungen, die ihnen eigen waren, aufs gröbste übertreibt; so singt er in einem zärtlich klagenden Frühlingsliede:

Vor Minneschrecken tauch' ich mich,
wie eine Ente tauchet sich,
die schnelle Falken jagen in einem Bache.

oder in geradezu roher Weise:

Wie ein Schwein in einem Sacke
fährt mein Herze hin und her —

Ein viel bedeutenderes Gegenbild des höfischen Minnesanges bietet die sogenannte **„höfische Dorfpoesie"** dar, die das bäuerliche Leben in volkstümlich scherzhafter Weise behandelte; darin flüchteten sich die höfischen Sänger gewissermaßen aus der Überverfeinerung ihrer Umgebung in die Einfachheit der ländlichen Verhältnisse. Höfische Dorfpoesie.

Als Erfinder dieser Gegenrichtung des Minnesanges gilt der adlige Sänger **Neidhart von Reuenthal**, so benannt nach einem von seiner Mutter ererbten Gute, ein Bayer von Geburt, der 1217—19 an dem Kreuzzuge Leopolds VII von Österreich teilnahm, später in Wien am Hofe Herzog Friedrichs des Streitbaren lebte und in der Stephanskirche begraben liegt. Neidhart.

Der Schauplatz seiner Dorflieder und Schwänke ist auch die Gegend um Wien, die er nach Abenteuern durchstreift, um mit seinen Beobachtungen und Erlebnissen seinen fürstlichen Herrn zu belustigen. Da stellt er den Dorfschönen nach; die „Dörper" (Dorfbewohner) werden ihm gram, und er kommt oft mit ihnen derb zusammen. Vor allem aber macht er sich über die Bauernhoffart lustig, die in der Kleiderpracht und in dem Prunken mit Waffentragen hervortritt; mit glücklichem Humor schildert er die Bauerntänze und die Schlägereien, mit denen dieselben gewöhnlich enden; um so drastischer wirken seine Scherze, als er sie in den Rahmen des ritterlichen Minnesanges faßt. Im Eingange seiner Lieder wird meist der Frühling farbenreich geschildert, oder das Lob schöner Frauen erklingt darin, auch wohl eine zärtliche Klage über die spröde Geliebte, dann aber gehen diese „sehnelichen Klageliedel" über in ausgelassene Schwänke, in die sich oft etwas unsaubere Späße mischen. Seine Lieder blieben bis ins XV. und XVI. Jahrhundert hin berühmt und wurden häufig gedruckt, freilich manchmal mit späteren Liedern vermischt. Er selbst wurde durch seine Abenteuer mit den Bauern zu einer mythischen Persönlichkeit; man nannte ihn „Bauernfeind" und machte ihn zum Träger alter und neuer Dorfschwänke nach Art des Kalenbergers und des Eulenspiegels.

An Neidhart schloß sich — neben vielen anderen — nachahmend an der **Tanhäuser**, den die spätere Überlieferung einen fränkischen Ritter nannte.

Er lebte ebenfalls am Hofe des Herzogs Friedrich II von Österreich, verpraßte aber nach dem Tode desselben alles, was ihm der freigebige Fürst geschenkt hatte. Danach führte er ein Wanderleben der buntesten Art, das er aber noch in guten Tagen bereute und dafür Buße that. Seine Dorflieder sind weniger derb als die Neidharts, aber auch weniger bedeutend, und sein Name würde vielleicht schon vergessen sein, wenn sich nicht daran die bekannte Sage vom Tanhäuser im Venusberge, die durch Richard Wagners Oper musikalisch neu belebt wurde, geknüpft hätte. Tanhäuser.

Durch die „Dörperheit" dieser Dichtung sank der Minnesang immer tiefer ins Gemeine, und nur selten sind Nachklänge edlerer Art, freilich bei meist geringem poetischen Werte.

Hierzu darf man die Lieder eines Mannes rechnen, der zugleich den Übergang vom höfischen Minnesang zum bürgerlichen Meistergesange in sich darstellt, des unter seinem Beinamen **„Frauenlob"** (Frouwenlop) am meisten bekannten Heinrich von Meißen. (Vgl. S. 179 f.)

Heinrich v. Meißen.

Um 1250 in Meißen geboren, erwarb er in der Domschule seiner Vaterstadt eine große Gelehrsamkeit, mit der er leider zum Nachteil seiner Gedichte nur zu gerne prunkt, und war, nach der Überlieferung der Meistersinger, Doktor der Theologie und Domherr zu Mainz. Bis zum J. 1312 scheint er ein Wanderleben geführt zu haben und bis nach Böhmen, Kärnthen, Dänemark ꝛc. gekommen zu sein. Danach ließ er sich in Mainz nieder, heiratete und stiftete — der Sage nach — die erste Meistersingerschule. Am 29. November 1318 starb er dort, und so groß war die Liebe und Verehrung der Frauen für ihn, daß — nach den Berichten eines alten Chronisten — „Frauen ihn laut weinend zu Grabe trugen und seinen Grabstein im Kreuzgange der Domkirche mit reichlichen, durch den ganzen Gang hinströmenden Weinspenden begossen." Sein im vorigen Jahrhundert zerstörtes Grabmal ist im J. 1842 erneuert worden.

Heinrich von Meißen war ein ungemein fruchtbarer Dichter, leider aber oft so dunkel im Ausdruck und so übergelehrt, daß eine große Zahl seiner Lieder uns heute ganz unverständlich sind; andere sind ungenießbar durch die große Künstlichkeit der Form; er erfand viele neue Töne, darunter einen sogenannten zarten Ton, der 21, und einen überzarten, der sogar 34 Reime in der Strophe hat. Dennoch hat er manchen guten Spruch und manch ansprechendes Lied gedichtet, namentlich zum Lobe der Frauen:

Ich lob' die Frau für des Spiegels Wonne:
dem Manne bringt sie große Freud';
recht als die klare Sonne
durchleucht den Tag zu dieser Zeit,
also erfreut die Frau des Mannes Gemüte —

singt er, und wird nicht müde, in immer neuen Wendungen es zu wiederholen; sein Preis gilt aber nur der reinen keuschen Liebe und dem Glücke des ehelichen Lebens. Davon erhielt er wohl seinen Namen „Frauenlob"; besonders aber ward ihm derselbe beigelegt, weil er die Behauptung aufstellte und gegen Barthel Regenbogen verteidigte, daß das Wort „Frau", das bei den alten Minnesängern Herrin, Herzensgebieterin bedeutet, edler sei, als „Weib", was bei ihnen im besten Sinne „das rechte weibliche Weib", das „Ehegemahl" vertrat und von Walther v. d. Vogelweide hoch über Frauen gestellt wurde. „Weib", singt Walther, „muß stets der Frauen höchster Name sein, der mehr als Frau sie, dünkt mich, ziert und kleidet." Indes meinte Frauenlob nichts anderes als Walther, denn er wollte unter „Frau" die verehelichte Frau verstanden wissen, und er hat den Sieg davongetragen, denn seit jener Zeit ist das Wort „Frau" zur Herrschaft gekommen, während „Weib" unverdienterweise herabgesunken ist.

* * *

Prosa.

In der **Prosa** dieses Zeitraumes herrschte die der Kanzelberedsamkeit und des geistlichen Lebens überhaupt noch immer vor. Insbesondere sind im XIII. Jahrhundert zwei bedeutende Geistliche zu nennen: die Franziskanermönche **David von Augsburg** und sein ihn noch weit überragender berühmter Schüler **Berthold von Regensburg**, „der suzze Perhtoldt", wie ihn seine Zeitgenossen gerne nannten.

David v. Augsburg.

David von Augsburg († 1272), langjähriger Novizenmeister an dem Kloster von Regensburg, am längsten aber im Minoritenkloster zu Augsburg thätig, leistete Hervorragendes als theologischer Lehrer und zählt als solcher zu den „Altvätern der deutschen Mystik." Von seinen deutschen Predigten ist uns keine erhalten; unter seinen Abhandlungen ist hervorzuheben „der Spiegel der Tugend."

Berthold von Regensburg, ums Jahr 1220 geboren, vielleicht in R., jedenfalls dort von David von A. herangebildet, durchzog seit 1250 als Reiseprediger die deutschen Lande und die Schweiz, später Österreich ꝛc. Wohin er kam, lief das Volk in großen Mengen zusammen; da er meist im Freien predigte, mag die Zahl von 60 000 (bis 100 000) Zuhörern, welche die Chronisten angeben, nicht so gar übertrieben sein. Oft sprach er von einem Turme, oft von einem Baum herab, auf dem man ein Gerüst für ihn zurecht gezimmert hatte, wie denn im XVII. Jahrhundert eine Linde bei Glaz noch den Namen „Bertholdslinde" führte. Seine durchaus volkstümlichen, gemütreichen, dabei gegen Ablaßkrämer und weltliche Gewaltige gleich freimütigen Predigten wurden zuerst 1824 auf Neanders Anregung von Kling ans Licht gezogen und in einer Auswahl (11) herausgegeben. Eine vollständige Ausgabe verdanken wir Franz Pfeiffer. Am 13. Dezember 1272 starb er in Regensburg — Heinrich Frauenlob feierte ihn lange nach seinem Tode in mehreren Liedern. Berthold v. Regensburg.

Auch im Rechtsleben kam die Prosa zur Geltung, wovon einige wichtige Denkmäler zeugen.

Im XII. Jahrhundert ist der Erfurter Judeneid (iudenheit den die biscof Cuonrat — Konrad von Mainz — dirre stat gegebin hat) hervorzuheben. Im XIII. sind — außer einigen Urkunden, Stadtrechten ꝛc. — zwei Rechtsbücher von Wichtigkeit: 1) der von Eike (Ecko) von Repgow, einem Anhaltischen Edelmann, um 1230 zusammengestellte **Sachsenspiegel**, das älteste deutsche Rechtsbuch überhaupt, dessen gereimter Prolog anhebt: Judeneid. Sachsenspiegel.

Spiegel der Sachsen soll dies Buch sein genannt,
denn Sachsenrecht wird hieraus erkannt,
wie in einem Spiegel die Frauen
ihr Antlitz mögen beschauen.

Es findet sich darin auch mancher Charakterzug zur rechtlichen Stellung der Frauen im Mittelalter; so heißt es u. a.: „Mann und Weib haben kein gezweiet Gut bei ihrem Leben." — — „Die Frauen genießen alle Tage und alle Zeit an ihrem Leibe und Gute Friede ꝛc."

2) Der früher David von Augsburg zugeschriebene, aber erst nach 1275 beendete **Schwabenspiegel**, der den Sachsenspiegel zur Grundlage hat. Schwabenspiegel.

Zwischen beiden entstand der neuerdings aufgefundene Spiegel deutscher Leute.

Die geschichtliche Prosa wird durch die **Sachsenchronik**, welche die Weltgeschichte bis 1248 im Anschluß an die Reihenfolge der Kaiser erzählt, vertreten. Sie wird gewöhnlich die Repgowische Chronik genannt, weil man bisher annahm, der Verfasser des Sachsenspiegels habe sie geschrieben, was aber unwahrscheinlich ist. Sachsenchronik.

Verfall der Dichtkunst des Mittelalters (1300—1500).

Abb. 24. Aus Holbeins kleinerem Totentanzalphabet.

Die „kaiserlose, die schreckliche Zeit" war vorüber. Deutschland hatte wieder einen Herrn und Richter: aber für die Poesie war der Frühling und Sommer vergangen; von Rudolf von Habsburgs Hofe mußten die Sänger bitter enttäuscht abziehen, und als das vierzehnte Jahrhundert anbrach, brauste „des Herbstes banges Treiben" über die Stoppelfelder der deutschen Dichtung. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde es vollends winterlich, und doch bedurfte die Blüte unserer Litteratur zwei ganzer Jahrhunderte, um „voll abzudorren", wie Wackernagel es ausdrückt.

Zustände im Reich.

Es konnte nicht anders sein. Die Poesie bedarf des Friedens, um zu blühen, und im Reich herrschte Zwiespalt und wachsende Zersplitterung. Die Kämpfe um die Kaiserkrone, die Befehdung der Gegenkaiser, die Eifersucht der einzelnen Fürsten wirkten schlimmer als der Krieg mit dem Auslande: die unter Rudolf von Habsburg neuerstandene Ordnung wurde wiederum untergraben. Dazu kam das verderbliche Streben der Kaiser wie der Fürsten, ihre Hausmacht zu vergrößern, anstatt für das Wohl des Ganzen zu sorgen, und auch dadurch ward der Friede und die Eintracht unmöglich. Noch verderblicher für das Reich war das Raubrittertum, in welches der niedere Adel verfiel: die Enkel der höfisch-dichterischen Kreise waren zu Wegelagerern geworden, die an den Straßen den Kaufleuten auflauerten und sie plünderten, die — wie es hieß — vom Sattel sich nährten und aus dem Stegreife lebten. Wie hätten solche Fürsten und Edle den Sinn haben sollen, für die Poesie durch milde Gunst oder gar durch eigene Beteiligung etwas zu thun! Wohl hielt mancher Fürst sich einen Hofnarren, aber dem Sänger war der Zutritt verwehrt.

Ritterbücher.

Hie und da las man noch die alten Lieder- und Ritterbücher, man sammelte sie, wie es Manesse in Zürich, aber auch zuweilen ein deutscher Edelmann that, z. B. **Jakob Püterich** von Reicherzhausen, der eine vollständige Bibliothek von Ritterbüchern zusammenbrachte, die er in einem gereimten Briefe an die Bücherfreundin Mathilde von Österreich aufzählt. Immer wieder wurden die Handschriften deutscher Gedichte abgeschrieben und illustriert, auch für Lohn und zum Verkauf; selbst eine Frau wird uns genannt, **Clara Hätzlerin** zu Augsburg, die daraus ein Geschäft machte. Die meisten Bilderhandschriften stammen aus diesen Jahrhunderten. Noch lieber lasen die vornehmen Herren die alten Epopöen, wenn sie in prosaische Fassung umgesetzt waren, und damit gaben sich vornehmlich Damen hochadeligen und fürstlichen Standes, wie Elisabeth von Nassau und Elisabeth von Österreich, ab, die man also wohl die ersten Romandichterinnen nennen darf; auch sie bestellten häufig Abschriften deutscher Handschriften; Mathilde von Österreich besaß eine stattliche Sammlung davon.

Clara Hätzlerin.

Die Kirche.

Nicht besser als im Staat sah es in der Kirche aus. Die päpstliche Macht war eben so gebrochen wie die kaiserliche, und der päpstliche Bann über Ludwig den Bayer ebenso ohnmächtig wie Karls IV goldne Bulle erfolglos. Eine fürch

terliche Entartung des geistlichen Standes war eingerissen: Zuchtlosigkeit ging mit Unwissenheit Hand in Hand.

In Klöstern, die einst Heimstätten der Wissenschaft gewesen, wie Sankt Gallen (vgl. S. 28), konnten schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts weder der Abt noch die Mönche ihre Namen schreiben, und im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts fand ein gelehrter Besucher in demselben altberühmten Kloster zahlreiche Handschriften alter Klassiker modernd auf dem Grunde eines Turmes.

Nicht besser stand es um die Sitten der Geistlichkeit, und der Gottesdienst war zu einem äußerlichen Formelwesen herabgesunken. Die gewaltigen Heimsuchungen, Überschwemmungen, Erdbeben, Hungersnöte, vor allem der schwarze Tod, erzeugten wohl schwärmerische Ausbrüche, wie sie in den Bußfahrten der Flagellanten zutage traten, aber eine innere Umkehr bewirkten sie nicht. Flagellanten.

Wenn es so um Reich und Kirche stand, war es da zu verwundern, daß die deutsche Treue und der christliche Glaube wankten? Mit ihnen, die Vilmar treffend „die Säulen der deutschen Poesie" nennt, mußte auch der ganze kunstreich darauf errichtete Bau wanken.

Der neue Aufschwung der Gelehrsamkeit konnte der Poesie keine Flügel verleihen. Wohl erhob sich eine Reihe von Universitäten, von der zu Prag (1348) bis zu der Tübinger (1477), in dieser Zeit, an denen auch Laien als Lehrer wirkten; wohl wurden durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die Wissenschaften immer größeren Volksschichten zugänglich — dazu kamen die anderen großartigen Erfindungen und Entdeckungen dieser Jahrhunderte; auch entfaltete sich unter allen diesen Einflüssen die Prosa zu größter Mannigfaltigkeit, aber der Poesie war dies eher nachteilig als förderlich. Die Gelehrsamkeit wurde immer mehr ihre tödliche Feindin, und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst wurde das Lesen der Dichtungen allerdings erleichtert, aber ihr bisheriger lebensvoller Strom von Mund zu Mund gehemmt. Die einzige wahre Poesie dieser beiden Jahrhunderte blühte bei den Ungelehrten im Volkslied. Gelehrsamkeit.

Neben dem Volkslied gab es allerdings den Meistergesang in den trotz des Hasses der Fürsten mächtig emporblühenden Städten mit ihrem regen Handel und Verkehr, mit ihrem reichen, herrlichen Kunstgewerbe, von denen unser Geschlecht jetzt wieder zu lernen beginnt, mit ihrer Begünstigung und Förderung der bildenden Künste. Aufblühen der Städte.

Die herrlichsten Bauwerke unserer Städte entstanden im XIV. und XV. Jahrhundert: die Stephanskirche zu Wien, der Magdeburger Dom, der Münster zu Ulm und so viele andere Gotteshäuser, daneben Rathäuser und Schlösser, der Gürzenich in Köln und der Artushof in Danzig. Die Skulptur erblühte zu anziehender Mannigfaltigkeit in Stein, Holz und Bronze unter den Händen eines Adam Kraft, Veit Stoß, Peter Vischer u. a. Die Malerei fand reiche Pflege; schöne Glasgemälde schmückten die Kirchenfenster, die merkwürdigen Totentanzbilder Kapellen und Kreuzgänge. Albrecht Dürer und Hans Holbein begannen ihre reiche künstlerische Thätigkeit noch vor Ausgang des XV. Jahrhunderts.

Aber die Poesie, so sehr sie mit treuem Eifer und redlichem Bemühen gepflegt und geübt wurde von den braven Handwerksmeistern, wollte nicht gedeihen,

und die überkünstlichen Verse verdeckten kaum die Gedankendürftigkeit und die Empfindungsarmut hinter dunkel geheimnisvoller Rede. Die Lehrhaftigkeit herrschte in dieser zünftigen Dichtung vor, und selbst die neue, von der Geistlichkeit an die Bürgerschaft gelangende Dichtungsart, das Drama, konnte sich darüber in dem von uns betrachteten Zeitraum nicht erheben.

Epische Dichtungen.

Wenn wir nun den einzelnen Erzeugnissen der Poesie näher treten, so begegnen wir im Gebiete des epischen Volksgesanges Bearbeitungen der alten Stoffe der lombardischen und Dietrichssage, welche schon in einem früheren Abschnitte behandelt worden sind: König Laurin, der Rosengarten u. a. (S. 91 ff.), die in verschiedenen Handschriften und Drucken uns erhalten, zum Teil auch in dem im XV. Jahrhundert zweimal gedruckten „**Heldenbuch**" gesammelt sind.

In diesen Umdichtungen trat an die Stelle der Nibelungenstrophe eine Strophe von acht kurzen Zeilen, die in gekreuzter Stellung — ab ab — reimen und die man den „Hildebrandston" (vgl. S. 97) nach dem darin gedichteten beliebten Hildebrandsliede nannte. Diese Strophe hat sich fort und fort in unserem Volke erhalten bis auf unsere Zeit; wir singen sie in der Kirche, wenn wir anstimmen: „Befiehl du deine Wege," wir singen sie in Feld und Wald: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen" 2c., während die alte Nibelungenstrophe nur vereinzelt in unserer Zeit sangbar gemacht worden ist, z. B. in E. M. Arndts „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!"

Kaspar von der Roen.

Eine nochmalige Umdichtung enthält das um 1472 geschriebene Dresdener „**Heldenbuch**", welches nach einem der beiden Schreiber gemeinhin das „Heldenbuch **Kaspars von der Roen**" genannt wird, obgleich derselbe keinen selbständigen Anteil daran gehabt zu haben scheint.

Es ist darin aber wenig oder nichts von dem alten Heldengeist übrig geblieben, denn der neue Bearbeiter hatte den Grundsatz, die Gedichte so von allen „unnützen Worten" zu befreien, daß „man auf einen Sitzen dick müg hoern Anfang und Ent," und das durchzuführen ist ihm denn auch so vortrefflich gelungen, daß er alle poetisch wirksamen Stellen entweder bis zur Unkenntlichkeit verwischt oder ganz beseitigt hat.

Der Kunstdichtung erging es übrigens nicht besser. Die Gral- und Artussage wurde auf das geschmackloseste verarbeitet; namentlich versündigte sich ein

Ulrich Füterer.

bayerischer Wappenmaler, **Ulrich Füterer**, daran, der zwischen 1475 und 1508 ein „Buch der Abenteuer" herausgab, in dem er die sämtlichen einzelnen Sagen in geschmackloseste Weise mit dem Argonautenzug und dem trojanischen Kriege zusammenschweißte und entstellte.

Nur die didaktische Poesie trieb einige beachtenswerte Blüten. Zu Stein am Rhein entstand 1337 das Schachzabelbuch, in welchem der Mönch und Leutpriester Konrad von Ammenhausen das Schachspiel allegorisch ausdeutete. Viel bedeutender aber war die u. d. T. „**der Edelstein**" bekannte

Ulrich Boner.

Fabelsammlung des Ulrich Boner, eines Schweizers.

Ulrich Boner stammt aus einem bürgerlichen Geschlechte zu Bern, wo er als Predigermönch zwischen 1324—49 oft in Urkunden genannt wird. Um diese Zeit entstand

Edelstein.

auch sein Werk: „der Edelstein", hundert „Beispiele" (bispel vgl. S. 143) oder Fabeln in altschweizerischer Mundart, die er „aus dem Latein zu Deutsch gebracht" und deren erste von dem Hahne handelt, der ein Gerstenkorn einem Edelsteine vorzieht; daraus zieht er die Moral, die ihm bei Wahl des Titels zugleich maßgebend ist:

dem tôren sint al die gelich,,
die wîsheit, kunst, êr unde guot
verſmâhent durch ir tumben muot;
die nützet nicht der edel stein.

In diesen Fabeln, die „gutgewählt und gut verdeutscht, sich von aller prunkenden Gelehrsamkeit fernhaltend, mit lebendiger Frische und guter Laune erzählt sind und durchweg einen ernstsittlichen Kern enthalten", bot der Dichter wirklich unserm Volke einen Edelstein dar, welcher — lange vergraben — von Bodmer und Breitinger aus einer alten Handschrift wieder ans Licht gefördert und dann von Lessing insbesondere uns wieder ganz zurückgewonnen wurde. Denn obgleich er im J. 1461 bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst zu Bamberg gedruckt wurde, haben sich doch nur zwei Exemplare davon erhalten, wovon das eine sich in der Herzogl. Braunschweigischen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet. Eine kritische Ausgabe des Originals besorgte Franz Pfeiffer 1844.

Der äußersten Grenze dieses Zeitraumes gehört eine Dichtung an, die ihre Berühmtheit vornehmlich ihrem Verfasser verdankt, Kaiser **Maximilian**, dem von Anastasius Grün besungenen „Letzten Ritter." Es ist der **„Teuerdank"**, ein gereimter, allegorischer Roman, der in einer für die Zeit ganz ungewöhnlich prachtvollen Druckausstattung mit eigens dazu gegossenen Lettern und großen geschnörkelten Initialen auf Pergament gedruckt, dazu mit zahlreichen Holzschnitten aus Dürers Schule illustriert, im J. 1517 zu Nürnberg unter dem Titel:

„Die geuerlichkeiten (Gefährlichkeiten) vnd einsteils der geschichten des loblichen streytparen vnd hochberümbten Helds vnd Ritters Herr Tewerdannckhs"

herauskam.

In diesem dürren und ungenießbaren Reimwerk erzählt Kaiser Maximilian (1493 bis 1519), von der nachhelfenden und regierenden Hand seines Geheimschreibers, des Nürnberger Propstes Melchior Pfinzing, unterstützt, seine Brautwerbung um Maria von Burgund und einige andere seiner Thaten und Erlebnisse in romanhafter, durch die allegorischen Masken ermüdender Gestalt.

Teuerdank. Teuerdank, d. h. einer, der seine Gedanken auf Teures, Herrliches d. i. Abenteuer richtet, ist Maximilian selbst. Im Jahre der Welt 6444 bewarb er sich um die schöne und treffliche Jungfrau Ehrenreich (Maria von Burgund), die einzige Tochter des mächtigen Königs Ruhmreich. Zu ihrem Besitz konnte er jedoch erst nach vielen, im festen Vertrauen auf Gott glücklich überstandenen gefährlichen Abenteuern und heldenmütigen Thaten gelangen. Diese von dem Kaiser meist in seiner Jugend wirklich bestandenen Kämpfe werden als Gefahren dargestellt, welche ihm von seinen Feinden, den Hauptleuten Fürwittig, Unfalo und Neidelhart an drei auf einander folgenden Engpässen bereitet werden. Diese drei, welche die jugendliche Unbesonnenheit, die Reiseunfälle und die politischen Intrigen darstellen sollen, trachten dem Helden nach dem Leben, aber er besiegt sie schließlich alle drei und läßt sie hinrichten. Trotz aller dieser Anstrengungen erhält er die Hand der Königstochter noch nicht sogleich — er soll zuvor ihr Heer gegen die Ungläubigen führen, die ihr Land verwüsten. Bei diesem Rate und dem darauf folgenden Entschlusse des Helden ist ein Engel Gottes durch seine Gegenwart und Ermahnung wirksam. Nun wird Teuerdank durch den Priester mit Ehrenreich zusammengegeben, muß aber sofort noch vollzogenem Trauakt ins Feld ziehen. Dann schließt das in Knittelversen abgefaßte Gedicht:

Wie der Küen Edel Held Tewrdanck an einem streyff vil der veindt vmbbracht.

Abb. 25. Genaue Nachbildung eines Holzschnittes aus dem Teuerdank.

Abb. 26. Melchior Pfintzing, Verfaſſer des Teuerdank. Nach einem alten Stich.

Gott will durch unſern kühnen Held
viel wirken noch in dieſer Welt,
noch viel der Chriſtenheit zu gut,
drum lebt er in der Engel Hut,
ſonſt wär' er längſt gelegen tot
in Drangſal, Müh und Kriegesnot.
Gott ſchirm' hinfort den Herren mein;
denn wir bedürfen alle ſein.

Wiederholt wurde das Gedicht gedruckt, im XVII. Jahrhundert umgedichtet; der urſprüngliche Text iſt 1836 von Karl Haltaus, und 1878 mit einer trefflichen Einleitung von Karl Goedeke neu herausgegeben.

Lyrische Dichtung.

Unter den lyrischen Dichtungen tönen bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts noch die Nachklänge des Minnesanges fort; ja selbst ein Edler wird hie und da gefunden, der Lieder dichtete. So der Schweizer Graf **Johann von Habsburg**, Herr von Rapperswil, der während seiner dreijährigen Gefangenschaft (1350—52) auf dem Wellenberge im Zürichsee das „Liedli“:

Ich weiß ein blaues Blümelein

dichtete, das nachher zum Volksliede geworden ist. Eine ganze Sammlung von Hugo von Montfort. Minneliedern und „Minnebriefen“ hinterließ Graf **Hugo von Montfort**, Herr von Bregenz († 1423 in hohem Alter), in einer prächtigen Pergamenthandschrift, die sich noch auf der Heidelberger Bibliothek befindet.

Dieselbe ist mit Singnoten, die sein vertrauter Diener Burk Mangold dazu setzte, ausgestattet (nach dem alten Ausdrucke: „in weysen gemessen“) und mit gemalten Anfangsbuchstaben, dazu am Schlusse mit dem goldglänzenden Wappen des Montfortischen Grafenhauses geziert. Von seinem Stammsitz, der längst gebrochenen Burg Hohenbregenz, streifte er durch Wälder und Auen und dichtete seine Lieder, teils geistliche, teils weltliche, meist zu Rosse; darum solle niemand lachen, wenn er der Silbenzahl nicht gewaltig sei und wenn er sich in den Reimen zuweilen vergessen habe. Ein schwermütiger Zug geht durch seine „Minneliedli“: er macht sich Gewissensbisse, ob er nicht sich damit versündige:

Ez möcht licht sin, ich. red ze vil,
miner sel tet baz ein swigen.

Oswald von Wolkenstein.

Gleichzeitig mit ihm lebte und sang der tirolische Landherr **Oswald von Wolkenstein** (etwa 1367—1445).

Sein Leben war ein wildes, sturmbewegtes: er kämpfte wider die Polen unter der Fahne des deutschen Ordens, machte mit Herzog Albrecht IV von Österreich eine Fahrt ins heilige Land, mit König Sigismund eine Reise nach Frankreich und Spanien, sprach — wie er behauptet — zehn Sprachen; „auch kund ich fidlen, trumen, pauken, pfeifen“ schließt er die Aufzählung seiner Künste. In seinen Liedern, von denen er viele selbst in Musik setzte, feierte er besonders die schöne Königin von Arragon: „vor ihr knieend, reichte er ihr den Bart, mit weißen Händlein band sie einen Ring darein; von ihren Händen ward er mit einer Nadel durch die Ohren gestochen, darein sie ihm zween Ringe schloß.“ Aber er versteht es auch in kecken, wilden Tönen das Leben seiner Bauern und Hirten darzustellen und ihr Jodeln nachzuahmen. Nachdem er so 38 Jahre in unstetem Leben zugebracht, verehelichte er sich, obgleich er „ser elicher weibe bellen“ fürchtete, und wurde Ahnherr eines stattlichen Geschlechtes.

Bald verschwanden auch diese vereinzelten Gestalten in der Ritterwelt, die, wie Hugo von Montfort es selbst ausdrückte, „den edlen Minnesang nach Kräften zu fristen suchten,“ und ihr Erbe ging in die Hände der Bürger über; aus dem Minnesang wurde

Der Meistergesang.

Die **Meistersinger** erzählten den Ursprung ihrer zunftmäßig verbundenen Kunstgenossenschaft in ganz sagenhafter Gestaltung also:

Entstehung des Meistergesanges.

Zur Zeit Kaiser Ottos I und des Papstes Leo VIII im Jahre 962 erweckte Gottes Gnade zwölf Männer, die — ohne von einander zu wissen — in deutscher Sprache zu dichten und zu singen anfingen und so den „**Meistersang**“ in Deutschland

stifteten. Unter dieser Zwölfzahl steht Heinrich Frauenlob obenan, demnächst gehört Walther von der Vogelweide dazu, auch Wolfram von Eschenbach, den sie Wolfgang Rohn nannten, Regenbogen der Schmied, Konrad von Würzburg und einige weniger bekannte. Der Anhang des Papstes bezichtigte aber diese Meister bei dem Kaiser der Ketzerei. Der Kaiser meinte anfangs in der That, es sei eine neue unreine Sekte und beraumte einen Tag an, an welchem sie sich auf der hohen Schule zu Pavia stellen sollten. Das geschah, und vor dem Kaiser, seinem ganzen Rate und vielen Doktoren und Magistern, auch päpstlichen Legaten wurden die zwölf Sänger nach Zahl, Maß und Wort genau abgehört. Der Eindruck war ein günstiger, alle hörten mit Wohlgefallen zu, und der Kaiser wie seine Begleiter überzeugten sich, daß die Zwölf keine Rottengeister seien. Als dann auch Papst Leo vernommen, wie die Lieder dieser Meister Gott nicht zuwider seien, erlaubte er den Meistergesang jedermann und ermahnte sonderlich die Deutschen, weil ihnen Gott die Kunst bekannt gemacht, dieselbe auszubreiten. So erhielt Gott den Meistergesang über 600 Jahre bei gutem Klange.

Als den ersten Sammelplatz ihrer Genossenschaft betrachteten die Meistersinger die Stadt Mainz, und versicherten, daß Kaiser Otto die ihnen zu Pavia erteilten Freiheiten auf einem Reichstage in Mainz bestätigt und vermehrt habe. Die älteste Urkunde, auf welche sie sich demnächst beriefen, datierte vom Jahr 1377; es war ein Freibrief Kaiser Karls IV, worin er den Meisterschulen das Wappenrecht bewilligte. Mainz.

Dieses Wappen ist ein geviertes Schild, das in zwei Feldern den schwarzen Reichsadler, in den beiden anderen den silbernen mit Gold gekrönten böhmischen Löwen zeigt; über dem Ganzen prangt ein blaues Schildlein mit einer goldenen Königskrone.

Als Stifter der Mainzer Meistersingerschule gilt **Heinrich Frauenlob** (S. 169. f.), und auch das seinen Liedern in der Heidelberger Handschrift vorgesetzte Bild (S. 180) scheint das zu bestätigen. Stifter d. Mainzer Schule.

Da sitzt er erhaben auf einem Stuhl mit aufgehobenem Finger und gesenktem Stabe, unter ihm steht eine Schar von neun Männern, die meisten mit Saiten- und Blasinstrumenten, einer mit einer Geige, zwei ohne Instrumente, wohl als Sänger gedacht. Aber ob nun Frauenlob Haupt einer Singschule gewesen oder nicht, gewiß ist, daß der in seinen Liedern herrschende Geist der Lehrhaftigkeit und Erbaulichkeit, dazu der verworren gelehrte Anstrich sich in den Singschulen fortpflanzte, nur daß er an Steifheit und Trockenheit noch immer zunahm.

Im XIV. Jahrhundert blühte jedenfalls der Meistergesang bereits außer zu Mainz, auch zu Straßburg, Colmar, Frankfurt, im XV. zu Nürnberg und Augsburg, später auch in Breslau, Görlitz, Danzig, vorwiegend aber in den süddeutschen Städten. Gemeinsam allen dort bestehenden Singschulen waren gewisse **Satzungen**, die wir nunmehr näher ins Auge fassen wollen.

Die Genossenschaften oder Zünfte der Meistersinger bestanden hauptsächlich aus Bürgern oder Handwerkern, welche nach bestimmten Regeln die Sing- und Dichtkunst zur gemeinsamen Erbauung und Belehrung „Gott und der Welt gefällig“ betrieben. In der Mehrzahl der Städte verbanden sich die sanglustigen Meister aus verschiedenen Handwerken zu einer Sängergesellschaft, seltener die Meister eines und desselben Handwerkes.

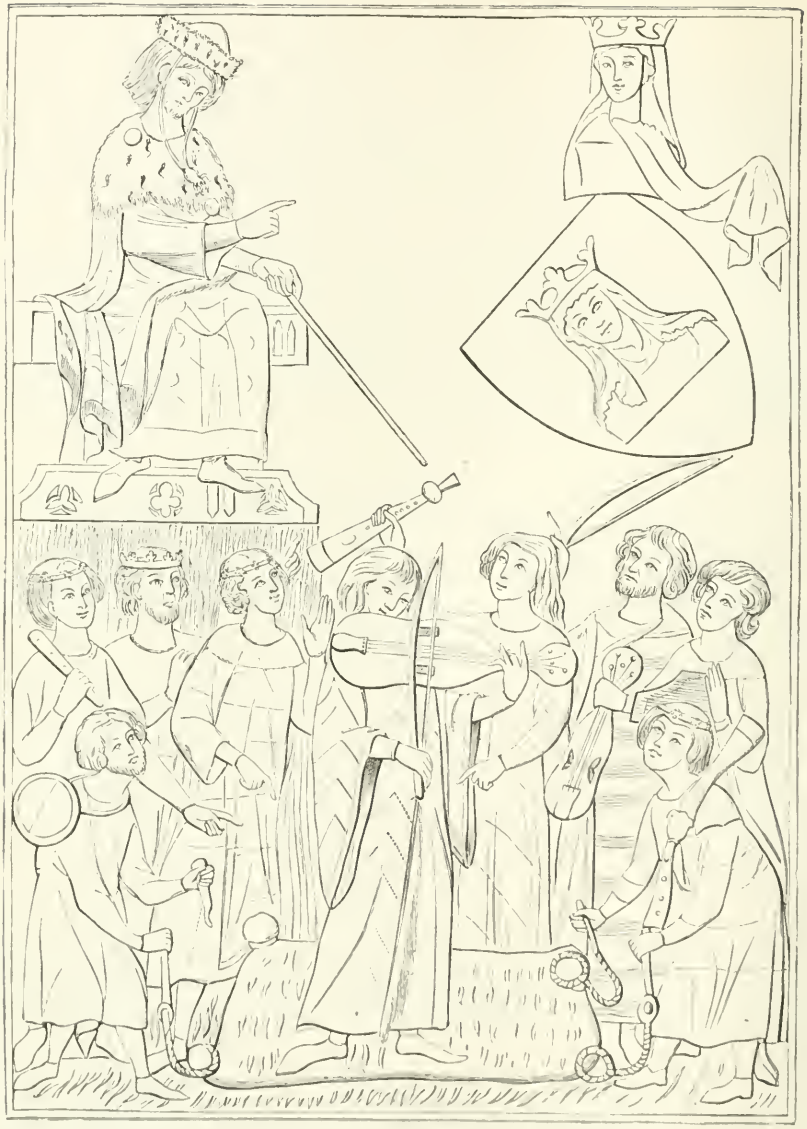


Abb. 27. Herr Heinrich Frauenlob. Nach der Heidelberger (Manessischen) Handschrift.

Obgleich sie für keine Sängerzunft gelten wollten, ging doch alles streng zunftmäßig bei ihnen zu. Nach der **Tabulatur**, d. h. einer sehr umständlichen Sammlung von Gesetzen, Vorschriften, Rügen und Strafbestimmungen, deren es 32 über die Wörter und Silben gab, wurde der Gesang schulgerecht bei einem anerkannten Meister erlernt: jedes freie poetische Schaffen war ausgeschlossen. Nach absolvierter Lehrzeit wurde der Schüler einer Prüfung vor feierlich versammelter Singschule unterworfen, er mußte zeigen, ob er die Reimkunst genugsam erlernt und wisse, was es mit den Reimen nach Zahl, Maß und Bindung für eine Beschaffenheit habe u. s. w. Wußte er alles in der Tabulatur, so wurde er ein Schulfreund, d. h. aus dem Lehrling wurde ein Gesell. Aus dem Gesell ward dann ein Meister, wozu eine Art Meisterstück, d. h. die Erfindung eines meisterlichen Tones (am Ende des XVII. Jahrhunderts gab es solcher Töne oder Weisen 222 in Nürnberg allein) erforderlich war. Dazwischen gab es übrigens in manchen Singschulen noch einige Mittelstufen: so hieß ein Singer, wer mehrere Töne singen konnte, ein Dichter, wer nach anderen Tönen Lieder zu machen verstand. Alle, welche in der Genossenschaft als Mitglieder eingeschrieben waren, hießen Gesellschafter; auch nannten sie sich selber niemals Meistersinger, sondern nur anspruchslos „Liebhaber des deutschen Meistergesanges." Satzungen der Meistersinger.

Gewöhnlich kamen diese ehrsamen Meister in der Herberge zusammen, wobei es nicht sehr strenge zuging; die Hauptversammlung fand aber am Sonntag, nachmittags nach dem Gottesdienste, in der Kirche statt. In seinem mit geschichtlicher Treue durchgeführten Roman „Norica" hat August Hagen eine solche Sonntagszusammenkunft der Singschule beschrieben, welcher Kaiser Maximilian beiwohnen sollte. Einige Stellen mögen aus seiner Schilderung hier folgen:

„Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, so unter auf den Bänken saßen, teils langbärtige Greise, teils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern grün, blau und schwarz, mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. — — Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meistersinger auf ihre Kosten hatten bauen lassen, und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorn im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dies war das Gemerke, denn hier hatten diejenigen ihren Platz, die die Fehler anmerken mußten, welche die Sänger in der Form, gegen die Gesetze der Tabulatur, und im Inhalt, gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten, begingen. Diese Leute hießen Merker, und ihrer gab es drei. [Außer den „Merkern" gehörten zu dem Gemerke noch: der Büchsenmeister (Kassierer), der Schlüsselmeister (Verwalter) und der Kronmeister, der die Preise verteilte.] — — Als der Kaiser erschien, geriet alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singstuhl, und von dem Gemerke erscholl das Wort: „Fanget an!" Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redewendungen. Auf dem Gemerke las einer der Meister in der Bibel nach, der andere zählte an den Fingern die Silben ab, und der dritte schrieb auf, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Thätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte man, daß der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kothner, einen Glockengießer, der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Aber der Arme war verlegen, es Singschule.

wollte nicht gehen, und ein Merker hieß ihn, den Singestuhl zu verlassen. „Der Meister hat versungen," raunte mir ein Nachbar zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stück zu Ende bringen lassen, so erklärte er mir, daß derselbe ein „Laster" begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung (Undeutlichkeit), Klebsilbe, (willkürliche Zusammenziehung), Milben (des Reimes wegen abgebrochene Wörter) ꝛc. Die Bezeichnungen der verschiedenen Tonweisen waren gar absonderlich, als die Schwarz-Tintenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis-Handbogenweise. In der Hageblütweise ließ sich jetzt vom Singstuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen, ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Gewande. Alles bewunderte ihn, wie er, gemäß der Apokalypse, den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel Ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie die 24 Ältesten ihre Krone vor den Stuhl niederlegten und Preis und Ehre und Dank Ihm gaben, durch dessen Willen alle Dinge ihr Wesen haben und geschaffen sind, und wie sie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes, wie die Engel, die um den Stuhl, um die Ältesten und um die vier Tiere standen, auf ihr Angesicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens Gesicht, der sein dankbarer Schüler war, hell die Freude hervor. — Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michel Behaim und hatte mancherlei Länder gesehen. Mit rastloser Anstrengung hatte er sich in der Singekunst geübt und verglich sich mit Recht mit einem Bergmann, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Fachschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singestuhl besteigen wollte. — — — Als Michel Behaim sein Gedicht „Von zwo Jungfrauen" vorgetragen hatte, da verließen die Merker ihren Sitz. Der erste trat zu Nunnenbeck und hing mit einem langen Glückwunsch ihm den Davidsgewinner (eine silberne Kette mit dem Bilde des Königs David) um, und der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit einem schönen Kranze aus seidenen Blumen, der ihm gar wohl stand. Diese Gaben aber waren nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt, und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken."

Wie aus dieser treu geschilderten Sonntags-Singschule abzunehmen, war die Kunst der braven Meister vorzugsweise heiligen Gegenständen gewidmet. Ihr Vorbild war König David. Auf einer Lade der Nürnberger Meistersinger war David dargestellt, wie er vor dem am Kreuze hangenden Heiland kniet und zu Ihm um Segen für die hinter ihm lehnende Harfe fleht. In der Einladung zum Freiburger Meistersingen von 1630 hieß es:

Kumbt her, ihr Singer algemein!
Uf unser Schuel solt ihr geladen sein;
und singet her all mit Fleiß
dem Herren zu Lob, Ehr und Preis
und lobet Gott mit sießem Ton,
wie auch der König David schon!
Der sang dem Herren schön Gedicht,
also solt ihr auch sein verpflicht.

Dauer des Meistergesanges.

Das waren die Sonntagsunterhaltungen der Handwerker des Mittelalters, und sie haben dazu beigetragen, nicht nur strenge Zucht und Ehrbarkeit, sondern auch den Sinn für das Edle und Schöne in dem deutschen Bürgerstande zu erhalten. Denn dieser Meistergesang dauerte durch mehrere Jahrhunderte; im sechzehnten Jahrhundert war seine höchste Blütezeit, aber auch die Kriegswirren des siebzehnten vermochten ihn nicht zu vernichten, ja er erhielt sich noch im acht-

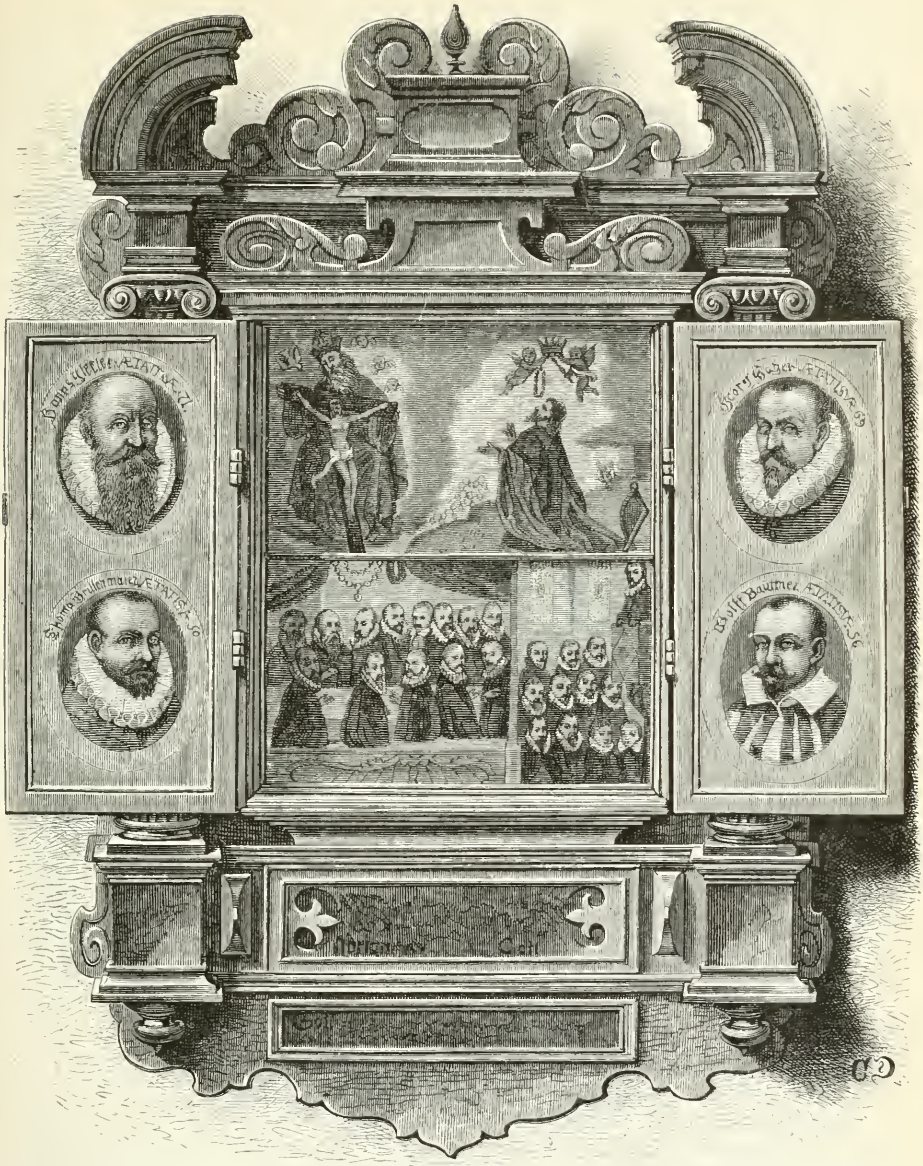


Abb. 28. Lade der Nürnberger Meistersinger in der Katharinenkirche zu Nürnberg, gemalt von Franz Hein anno 1581, mit Darstellung des Königs David vor dem Kruzifix knieend, einer Singschule und verschiedenen Bildnissen von Meistersingern des XVI. Jahrhunderts. Davor wurden feierliche Sitzungen gehalten.

zehnten Jahrhundert; um 1770 erst wurde in Nürnberg die letzte Singschule gehalten.

In Ulm aber hat er sein Dasein bis in unser Jahrhundert gefristet. Nachdem der Kreis der Singmeister immer mehr zusammengeschmolzen war, übergaben am 21. Okt. 1839

die letzten vier Mitglieder des Gewerkes, die seitdem alle verstorben sind, ihre so lang sorgfältig bewahrten Schätze (Schultafel, Tabulatur, Fahne 2c.) dem Ulmer Liederkranz als „dem natürlichen Nachfolger und Stellvertreter des alten Meistersingertums in der neuen Zeit zu einem freien Geschenk mit der Bitte, die Fahne bei Festzügen, getragen von einem von ihnen, so lange noch einer am Leben, neben der seinigen zu führen 2c." In seinen „Meistersingern von Nürnberg" hat Richard Wagner die ehrsamen alten Herren wieder aufleben lassen.

Leistungen der Singschulen.

Fragen wir nun nach den Leistungen der Singschulen, zunächst in den beiden Jahrhunderten, bei denen wir augenblicklich stehen, so waren dieselben massenhaft genug; die noch im Staube alter Archive erhaltenen alten Liederbücher sind durch Umfang und Inhalt gleich abschreckend, aber soweit mutige Forscher sich hineingewagt haben, ist nur eine stetige Abnahme des poetischen Wertes darin entdeckt worden.

„Der Meistergesang," sagt Uhland, „ist nicht als eine selbständige Entwickelung, sondern nur als das Erstarren und Hinwelken der Liederkunst des Mittelalters zu betrachten." Trotzdem ist den Meistersingern ein Verdienst um die Poesie und eine geistige Einwirkung nicht abzusprechen. Denn während an den Fürstenhöfen und auf den Ritterburgen die Poesie vor der zunehmenden Roheit floh, erhielten die Handwerker die Liebe zu ihr und hielten den Sinn für sie wach. Überdem darf der Meistergesang nicht nach dem allein beurteilt werden, was er innerhalb der engeren Schranken der Singschule geleistet hat. Eine große Zahl von Meistersingern strebten darüber hinaus, versuchten sich in verschiedenen, von der Tabulatur unabhängigen Formen der Poesie und brachten eben darin ihr Bestes zustande. Endlich ist noch eine nationale und eine kirchliche Bedeutsamkeit dem Streben und Wirken der Meistersinger zuzuerkennen. Wenn der Handwerker in seinen Mußestunden des Werkeltages und nach der Kirchzeit des Sonntags die alten Heldengeschichten seines Volkes, die Erinnerung an die Hohenstaufenzeit, die allmählich entstandene Macht und Herrlichkeit seiner Vaterstadt auf sich wirken ließ, mußte das nicht seinen patriotischen Sinn stärken und ihn anstacheln, an dem Ausbau seines Vaterlandes, zunächst in den engen Schranken seiner städtischen Heimat mitzuwirken? Dann aber wurde durch die Beschäftigung mit der heiligen Schrift und mit geistlichen Büchern das Nachdenken über Gegenstände des Glaubens und der Kirche auch in Laienkreisen angeregt, und die Ergebnisse dieses Nachdenkens kamen vor öffentlichen Versammlungen freimütig zur Sprache. Die Bibel, die auf dem Pulte der Merker aufgeschlagen lag, förderte das selbständige Nachdenken, indem sie zur Vergleichung ihres Inhaltes mit den Lehren der Kirche und den eingerissenen Mißbräuchen aufforderte. So wurde dem Werke der Reformation in den Singschulen vorgearbeitet, und im nächsten Abschnitte werden wir sehen, wie ihr berühmtester Meister, Hans Sachs, einer der ersten Anhänger und eifrigsten Vertreter derselben in Nürnberg und weit darüber hinaus gewesen ist.

Unter den Meistersingern des XIV. und XV. Jahrhunderts nimmt den hervorragendsten Rang **Michel Beham** (Behaim) ein, obwohl er keiner bestimmten Singschule angehörte und ein unstetes Wanderleben führte; als Meistersinger wurde er gewöhnlich poeta Weinsbergensis genannt.

Michael Beham.

Beham war 1416 zu Sülzbach bei Weinsberg, im heutigen Königreich Württemberg geboren. Über seinen Namen, seine Herkunft und seine Schicksale berichtet er ausführlich in einem seiner Lieder. Danach stammt seine Familie aus Böhmen (Beham), von wo seines Vaters Ahn durch den Krieg vertrieben und ins Schwabenland gekommen war

„da hieß man ihn Cunz Beham nach dem Land."

Von seinem Vater, einem Weber, lernte er dessen Handwerk, das ihn eine Weile ernährte, bis ihn die Kriegs- und Abenteuerlust aus dem Elternhause trieb. Er trat nun in die Dienste seines Grundherrn, des Reichserbkämmerers Konrad von Weinsberg; in dieser Zeit, in der er sich auch verheiratete, begann er als Meistersinger zu dichten. Nach Konrads Tode ließ er sich vom Markgrafen Albrecht Alcibiades anwerben — später diente er dem Pfalzgrafen Friedrich I, woher er sich auch einmal — „meines genedigen Hern, Her Friedrichs, pfalzgraven pei Rein, teutscher poet und tichter" nennt. Die Thaten dieses streitbaren Fürsten beschrieb Beham in einer Reimchronik, die noch handschriftlich in Heidelberg aufbewahrt ist. Sehr charakteristisch ist der Schluß, da er, um es nicht etwa mit des Pfalzgrafen Feinden zu verderben, sagt:

Nun bitt' ich fursten, graven, hern,
daz sie mir kein ungnad zukern
noch unwillen durch dieß getieht;
wan (denn) die schuld werlich min ist nicht;
wer bi den wolfen wonet,
darf, daz er mit in honet (heult).

Der furst mich hett in knechtes miet,
ich aß sin brot und sang sin liet;
ob ich zu einem andern kom,
ich tieht im auch, tut er mir drum,
ich sag' lob sinem Namen.
dieß buch ein end hat, amen.

Und er gelangte weiter von Hof zu Hof, bis nach Dänemark und Norwegen, wobei er einen Sturm zu bestehen hatte und auch mit Seeräubern in ein Gefecht geriet. Alles das erzählte er in einem Lied „Von meiner mervart, die ich uber das westermer tet," und beschreibt dann seinen ehrenvollen Empfang bei dem König Christiern. Nach Deutschland heimgekehrt, wendete er sich — nach manchen Irrfahrten — an den Hof zu Wien, wo ihn Kaiser Friedrich III freundlich aufnahm. Bald nach seiner Ankunft brach der Aufstand der Wiener gegen den Kaiser aus, den sie neun Monate lang in seiner Burg belagerten. Seine Erlebnisse in dieser Zeit, die er treu an der Seite des Kaisers durchlebte, hat er in seinem „Buche von den Wienern" in der „Angstweise" besungen; darüber wurden ihm aber die Wiener so gram, daß er drei Jahre später die Kaiserstadt verlassen mußte. Er ging nun nach Heidelberg, trat wieder in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich, und in dieser Stellung ist er wahrscheinlich um 1474 gestorben.

Buch von den Wienern.

Dieser merkwürdige Mann, der — darin so verschieden von den Meistersingern — fast nie in seinem Leben zu einem dauerhaft seßhaften Leben kam, war doch in seinen Dichtungen ganz innerhalb der Schranken der Singschulen geblieben und zeigte durchweg bei großem Reichtum an Stoffen (in der Heidelberger Handschriftensammlung befinden sich von ihm mehrere eigenhändige, unter denen eine 399 Meisterlieder enthält) eine große Roheit der Form. In einer Allegorie hat er selbst geschrieben:

„Wie Michel Beham zuerst seine Kunst hat funden."

Danach ist er noch am Webstuhl „hinter die Kunst Gedichtes" gekommen. Auf Burg Weinsberg war von alters her der Gesang gepflegt worden. Dort mag er singen gelernt haben, aber außerdem ist er wohl in einer Singschule gewesen; denn die Satzungen und Gebräuche der Tabulatur finden sich in den Formen seines Strophenbaues, in den Namen seiner Töne (Trommetenweis, slecht güldin Weis ꝛc.). Auch waren seine Töne in den Singschulen gangbar. In der „hohen güldin Weis" dichtete er ein Lied von den sieben Gaben des heiligen Geistes, das von künstlichen Reimen strotzt.

In Michel Beham haben wir den letzten und bedeutendsten Vertreter des nach höfischer Weise wandernden Meistergesanges kennen gelernt; im folgenden Abschnitt werden wir einige hervorragende Vertreter des häuslich und bürgerlich ansässigen Meistergesanges kennen lernen, der seitdem der herrschende geworden war.

Gesellenbräuche.

Abb. 29. Spruchsprecherstab aus dem XVI. Jahrh. Aus Holz. Länge 75 Centim. Original im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Auch in ihren Zunfteinrichtungen, in den Gebräuchen der wandernden Gesellen, in ihren Herbergsgrüßen u. s. w. ließen die Handwerker jener Zeiten die Poesie zur Geltung kommen — es waren aber meist steife, trockene Formeln. „Die eigentliche und kräftigste Poesie der Gewerke", sagt Uhland, „lag in ihren Arbeiten oder in dem Sinne, mit welchem diese betrieben wurden: in dem Kunstsinn, der auf dem Boden des schlichten Handwerks die staunenswertesten Bildwerke aufstellte, der den Schilder zum Maler, den Steinmetzen zum Bildhauer, den Rotschmied zum Meister kunstreicher Gußarbeiten erhob, der auch in den geringeren Handwerken überall erfinderisch bildete und schmückte." Davon zeugt der hierneben abgebildete Spruchsprecherstab, dessen Original im Germanischen Museum aufbewahrt wird. Derselbe gehörte zur Amtstracht der Nürnberger Spruchsprecher, die bei Hochzeiten, Kindtaufen, Geschworenenwahlen 2c. der Zünfte ihre gereimten Glückwünsche darbrachten. Dieses Amt hat sich übrigens bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts erhalten, wo der letzte Spruchsprecher starb und sein Posten nicht wieder besetzt wurde.

Das Volkslied.

Was wir seit Herder, der 1773 auf diesen lange vergessenen Schatz zuerst aufmerksam machte, Volkslied nennen, war unter anderem Namen seit den ältesten Zeiten unserer poetischen Entwickelung zum Teil vor, zum Teil neben der kunstmäßigen Dichtung in unserem Volke im Schwange gewesen; die großen Heldengedichte der heimischen Sagen waren ja aus Liedern des Volkes hervorgegangen, wie ich darauf in früheren Abschnitten mehrfach hingewiesen habe. Auch neben dem höfischen Gesang der Minne war das Volkslied niemals ganz verklungen, wenn es sich auch durch die vornehmeren Dichtungskreise, die im geistlichen und im Ritterstande sich herangebildet hatten, mehr und mehr hatte zurückdrängen lassen. Sowie jedoch gegen das Ende des XIII. und dann vollends im XIV. Jahrhundert der Minnesang verstummte und die kunstmäßige Dichtung aus den Ritterhallen in die Handwerksstätten überging, um dort allmählich zu verdorren und zu verknöchern, rührte sich sofort in der Poesie wieder, was Uhland „die unverlorene Volksart" nennt. Nach seiner Mahnung ging es dazumal:

Singe, wem Gesang gegeben,
in dem deutschen Dichterwald!

Das ist Freude, das ist Leben,
wenn's von allen Zweigen schallt!

Auf allen Straßen und in allen Herbergen, unter der Dorflinde und im Walde beim fröhlichen Jagen wurde gesungen, was erlebt oder innerlich erfahren war. Daher die Lebenswahrheit und der gesunde Realismus, daher die Frische und Ungeschminktheit des Gefühles und das volle Ausklingen des deutschen Gemütes, das sich in allen diesen Liedern ungesucht und ungekünstelt geltend macht.

Nicht an wenig stolze Namen
ist die Liederkunst gebannt;

ausgestreuet ist der Samen
über alles deutsche Land —

ja, man weiß von kaum einem dieser Lieder, wer sie gedichtet, wo sie zuerst erklungen. In guter Stimmung und fröhlicher Lust stimmte ein Singlustiger eine neue Weise an, ein anderer stimmte ein und setzte die zweite Strophe hinzu, ein dritter die dritte — so entstanden die Lieder, absichtslos, kunstlos, aber darum um so packender und wirkungsvoller. Fragt man nach dem Verfasser solcher Lieder, so antworten diese oft selbst mit den schalkhaften Schlußworten:

Wer hat das schöne Liedel erdacht?
Es haben's drei Gäns übers Wasser gebracht,
zwei graue und eine weiße.

An die Stelle des Verfassers trat das mit- und nachsingende Volk — und als man daran dachte, das Lied aufzuzeichnen, war gewöhnlich auch die letzte Spur seines Ursprunges verwischt und vergessen.

Glücklicherweise begann aber mit dem XIV. Jahrhundert bereits die Aufzeichnung der Volkslieder, und noch häufiger wurde sie im XV.; mit dem Eintreten des XVI. Jahrhunderts schwillt der Strom des Volksliedes überhaupt mächtig an, und nun werden sie nicht mehr nur niedergeschrieben, sondern mit

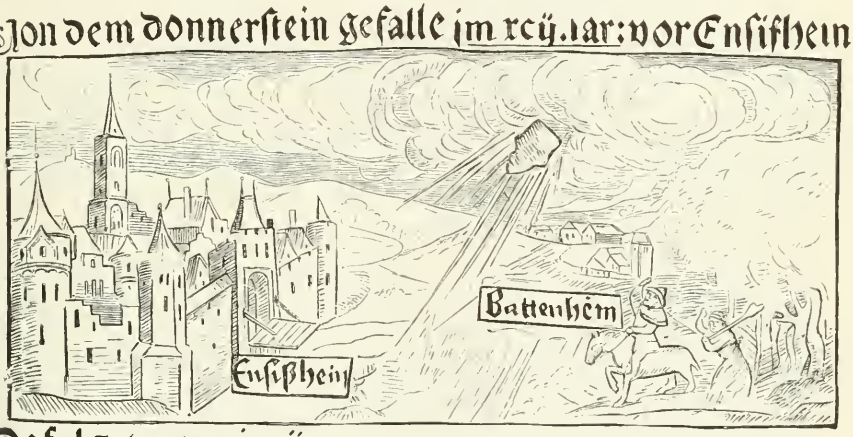


Abb. 30. Illustration eines fliegenden Blattes v. J. 1492. („Von dem Donnerstein gefallen ꝛc." Gedicht von Sebastian Brant.) Verkleinerung.

den alten zusammen auf fliegenden Blättern — mehrfach als offene Foliobogen, seltener in Quart, am häufigsten aber in klein Oktav — und in Liederbüchlein zu Straßburg, Basel, Augsburg und Nürnberg gedruckt, oft mit hinzugefügten Singnoten.

Aus solchen Handschriften und Drucken, meist des XVI. Jahrhunderts, ist Uhlands reichhaltige Sammlung „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" hervorgegangen, welche ein höchst wertvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens ist und noch heute unübertroffen dasteht. Seine „Abhandlung über die deutschen Volkslieder" ist vorwiegend für den gelehrten Forscher geschrieben, obgleich sie in so lichtvoller Weise den ungeheuren Stoff bewältigt, daß sie jeder ernste Freund unseres Volksliedes mit Nutzen lesen wird. Insbesondere ist aber für weitere Kreise Vilmars ganz vortreffliches „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes" zur Orientierung zu empfehlen.

Histor. Volkslieder.

Im XIV. und namentlich im XV. Jahrhundert treten die **historischen Volkslieder** in den Vordergrund; Begebenheiten werden darin gesungen „von einem, der auch dabei gewesen." Den Stoff dazu lieferten die in diese Zeit fallenden Kriege und Fehden, die Belagerungen und Erstürmungen von Städten und Schlössern, daneben die Abenteuer berühmter Wegelagerer, Land- und Seeräuber.

So wird die berühmte Schlacht bei Sempach (1386) von dem Luzerner Halb Suter, der selbst darin mitgefochten, mit Wärme, Kraft und Laune besungen; später die Thaten Störtebekers (1402), der „Türkenschrei" (1453), der sächsische Prinzenraub (1455), der pfälzische Krieg (1462), der Sieg der Eidgenossen bei Murten (1476). Andere Lieder entstanden in Norddeutschland unter den Ditmarsen über ihre Verteidigungskämpfe gegen raub- und eroberungssüchtige Edle und Fürsten. Schon im XIV. Jahrhundert wurde der Raubritter von Gaila oder Eppelin von Geilingen besungen, ebenso der Lindenschmidt: beides Reiterlieder, die ein anschauliches Bild des übermütigen Fehdelebens des süddeutschen Raubrittertums gewähren. Ihnen reiht sich das ditmarsische Lied von Wieben Peters an. In vollständiger Weise hat R. von Liliencron die historischen Volkslieder der Deutschen vom XIII. bis XVI. Jahrhundert gesammelt und erläutert.

Auch zahlreiche **Liebes-**, **Frühlings-** und **Trinklieder**, unter denen sich freilich viele schlechte, mittelmäßige und oft sehr rohe befinden, gehören diesem Zeitraum an. Die bereits (S. 172) erwähnte Sammlung der Augsburger Nonne Clara Hätzlerin, die 1471 abgeschlossen wurde, enthält eine ganze Reihe derselben, und viele, die uns erst das XVI. Jahrhundert überliefert hat, sind gewiß lange vor dem Niederschreiben und Drucken entstanden — bei den meisten läßt sich das Alter nicht genau angeben.

Liebeslieder.

Das Liebeslied, das Uhland mit Recht „die Blume der Lyrik" nennt, verdient darunter den ersten Platz. Da wird das uralte Thema gesungen vom Scheiden und Meiden, von Treue und Untreue, vom Wiedersehen nach jahrelanger Trennung, von der Trauer um die gestorbene Braut u. s. w. Meist sind übrigens die Liebeslieder zugleich Naturlieder, wie bei den Minnesängern. So hebt ein Lied des XIV. Jahrhunderts mit dem Preise der süßen Maienwonne an und erzählt darauf von der Brunnenfahrt, die dabei üblich sei — „Ritter, Knechte und schöne Frauen sammeln sich auf der Aue beim Brunnen, schöne Gezelte werden aufgeschlagen, Singen und Sagen, Tanzen und Springen, alle Kurzweil wird da getrieben, auch nehme jedes eines Liebsten wahr, von dem es dahin gebeten sei, mancher gute Gesell findet dort die liebste Frau, nach der sein Herz sich lange gequält und vielmal gerechnet und gezählt bis auf den Tag der Brunnenfahrt, da er sie sehen sollte; je zwei und zwei gehen sie dann mit Armen schön umfangen." Auch die Tagelieder sind aus dem Minnesang in das Volkslied übergegangen; daran schließen sich die Abschiedslieder mit ihrem Weh und Bangen, die oft zugleich Lieder der Treue sind, ferner Lieder der Liebessehnsucht und Liebeshoffnung, von denen eines aus dem XV. Jahrhundert hier stehen möge:

Tagelieder.

Ach Elslein, liebes Elselein,
wie gern wär' ich bei dir!
so sind zwei tiefe Wasser
wohl zwischen dir und mir.

„Das bringt mir große Schmerzen,
herzallerliebster Gsell!
red' ich von ganzem Herzen,
hab's für groß Ungefäll."

Hoff, Zeit werd' es wohl enden,
hoff, Glück werd' kommen drein,
sich in alls Guts verwenden,
herzliebstes Elselein!

Endlich gehören dazu noch die Reigen oder Tanzlieder, d. h. Lieder, die bei dem damals langsamen und gemessenen Tanze von den Tanzenden selbst gesungen wurden. Tanzlieder.

Unter den eigentlichen Naturliedern spielt der auch in zahlreichen Volksfesten und Volksgebräuchen sich widerspiegelnde Wettstreit zwischen Sommer und Winter eine besondere Rolle. Damit hingen auch die Maifahrten und Mairitte zusammen. Naturlieder.

Andere Volkslieder sind Lieder der Geselligkeit oder Trinklieder, die den Wein und das Zechen — zuweilen in sehr derben Ausdrücken — preisen und zur Erhöhung des Weingenusses angestimmt wurden. Meist sind sie von harmlos übersprudelnder Lust, voll Witz und Humor, so das schon im XV. Jahrhundert gesungene: Trinklieder.

Den liebsten Buhlen, den ich han,
der ist mit Reifen bunden
und hat ein hölzes Röcklein an,
frischt Kranken und Gesunden:
sein Nam heißt Wein, schenk tapfer ein!
so wird die Stimm baß klingen;
ein starker Trunk in einem Funk
will ich meim Brudern bringen.

das später, anders variiert, lautete:

Den liebsten Buhlen, den ich han,
der leit (liegt) beim Wirt im Keller,
er hat ein hölzens Röcklein an
und heißt der Muskateller:
er hat mich nächten trunken gemacht
und fröhlich heut den ganzen Tag,
Gott geb' ihm heint ein' gute Nacht.
Von diesem Buhlen, den ich mein',
will ich dir bald eins bringen,
es ist der allerbeste Wein,
macht lustig mich zu singen,
frischt mir das Blut, gibt freien Mut,
alls durch sein Kraft und Eigenschaft:
nun grüß dich Gott, mein Rebensaft!

Verwandt mit diesen Trinkliedern sind die in kurzen Reimpaaren abgefaßten **Weingrüße** und **Weinsegen** von **Hans Rosenblut**, einem beliebten Schwankdichter. Er hat deren achtzehn in einem Büchlein gesammelt und so geordnet, daß je auf einen Weingruß vor dem Trinken ein Weinsegen nach demselben folgt. Einer der letzteren hebt an: Weingrüße.

Nu gesegen dich Gott, du allerliebster Trost!
du hast mich oft von großem Durst erlost
und jagst mir all meine Sorge hinweg
und machest mir all meine Glieder keck ꝛc.

Doch auch in das religiöse Leben drangen volksmäßige Weisen ein. Religiöse Lieder. Im XII. und XIII. Jahrhundert war der Kirchengesang ausschließlich lateinisch; erst im XIV. wurden bei dem Gottesdienste hie und da von der Gemeinde deutsche Lieder oder Leisen (von dem „Kyrie Eleison" — „Herr, erbarme Dich!" das gewöhnlich den Refrain bildete, also genannt) angestimmt.

Außerhalb der Kirche hat es schon viel früher **geistlichen Gesang** in deutscher Sprache gegeben; bei Buß- und Bittgängen, auf dem Wege nach und aus der Kirche hatte ihn das Volk gern angestimmt; ebenso die auf das Meer fahrenden Schiffer, die Kreuzfahrer und Pilger nach dem heiligen Lande, die Krieger vor und nach der Schlacht. Diesen geistlichen Liedern lagen nun oft weltliche zu Grunde, so in den Leisen der Geißlerbrüderschaften, so in Liedern, die der berühmte Predigermönch **Johannes Tauler** in Tauler. seine Predigten einflocht, wie in dem schönen Weihnachtslied, das also anhebt:

Uns kompt ein Schiff gefahren,
es bringt ein schönen Last,
darauff viel Engelscharen,
und hat ein großen Mast,
Das Schiff kompt uns geladen,
Gott Vater hat's gesandt:
es bringt uns großen Staden (Staat, Kleinod),
Jesum, unsern Heilandt ꝛc.

so in einem Liede, welches das vorhin erwähnte Weinlied: „Den liebsten Buhlen, den ich han," geistlich umwandelt:

Den liebsten Herren, den ich han,
Der ist mit Lieb gebunden ꝛc.

Auch in den kirchlichen Gesang wurden manche deutsche Lieder im Volkston eingeführt, so das laut frohlockende Weihnachtslied, das auch noch lange in der evangelischen Kirche gesungen worden ist:

In dulci jubilo,
nun singet und seid froh ꝛc.

Rätsel-gedichte.

Auch in der **didaktischen Poesie** kommt das Volksmäßige allmählich zum Durchbruch und schließlich zur Herrschaft. Volksmäßig sind die **Rätsel-** und **Lügengedichte**, die schon seit dem XIV. Jahrhundert vorkommen. Sie sind im geselligen Verkehr entstanden und erwachsen und bestehen meist aus Fragen und Antworten, Aufgaben und Lösungen, Werbungen und Ausflüchten, Scherzreden und Wettspielen mannigfachster Art.

Trauge-munds-lied.

Dazu gehört u. a. das aus dem XII. Jahrhundert stammende Traugemunds- (Dolmetscher-)lied, das in einer Handschrift des XIV. Jahrhunderts aufbewahrt ist. Darin wird ein fahrender Mann bewillkommnet und gefragt, wo er die Nacht gelegen, womit er bedeckt war, wie er Kleider und Speise gewinne? Er antwortet: Mit dem Himmel sei er bedeckt, mit Rosen umsteckt, als ein stolzer Knappe ernähre er sich. Darauf folgen die Rätsel mit schlagfertigen Worten:

„Nun sage mir, Meister Traugmund,
zwei und siebenzig Lande sind dir kund:
Was ist weißer denn der Schnee?
Was ist schneller denn das Reh? —
Durch was ist der Rhein so tief?
Warum sind die Frauen so lieb?
Durch was sind die Matten so grün?
Durch was sind die Ritter so kühn? ꝛc.
Kannst du mir ützüt (etwa) das gesagen,
so will ich dich für ein weidelichen Knappen haben."

Da antwortet er:

„Das hast du gefraget einen Mann,
der dirs von Grunde wohl gesagen kann.
Die Sonne ist weißer denn der Schnee,
der Wind ist schneller denn das Reh, —
von manchem Quell ist der Rhein so tief,
von hoher Minne sind die Frauen lieb,
von manchen Würzen (Kräutern) sind die Matten grün,
von starken Wunden sind die Ritter kühn ꝛc."

In den Lügenliedern wird z. B. das **Schlaraffenland** verherrlicht, oder — wie es in einem anderen Liede heißt — das „Kurrelmurre", wo die Gans gebraten umgeht und das Messer im Schnabel trägt und die Schwalben einem gebraten in den Mund fliegen ꝛc.

Priameln.

Eine andere Art Spruchgedichte waren die **Priameln** (entstellt aus praeambulum = Vorspiel, Vorlauf). In einer Gerichtsordnung von 1482 heißt es: „Des ersten macht ein Harfer ein Priamel oder Vorlauf, daz er die luit (Leute) im uff zu merken bewog." Diese Dichtart suchte auch wirklich so zum Aufmerken anzuregen; sie bestand aus einer Reihe von Vordersätzen, denen „ein lange aufgesparter und gemeinschaftlich auf jene ganze Reihe anwendbarer Nachsatz" oft ganz unerwartet folgt; zum Beispiel:

Wenn man einen Einfältigen betrügt
und man auf einen Frommen lügt
und Feindschaft zwischen Ehleuten macht:
der dreier Arbeit der Teufel lacht.

oder:

Wer einen Raben will baden weiß
und darauf legt seinen ganzen Fleiß,
und an der Sonne Schnee will dörren
und allen Wind in einen Kasten sperren
und Unglück will tragen feil
und Narren binden an ein Seil
und einen Kahlen will bescheren —
der thut auch unnütz Arbeit gern.

Neben diesen volksmäßigen Erzeugnissen, die ohne Autornamen uns überliefert sind, könnten noch einige Didaktiker des XIV. und XV. Jahrhunderts genannt werden z. B. Heinrich der Teichner, Peter Suchenwirt und Hans Vintler, die im Anschluß an die lehrhaften Werke der höfischen Dichtung verschiedene Gebrechen ihrer Zeit, namentlich die Roheit des Adels und die Verweltlichung der Geistlichkeit in ihren Schriften scharf geißelten. Das Vorzüglichste aber, was die Lehrdichtung dieser Zeit hervorgebracht hat, ist das **„Narrenschiff"** von **Sebastian Brant.** Didaktiker.

Abb. 31. Sebastian Brant. Nach dem Bildnis in Reusners „Icones" (Sammlung von Bildnissen hochgelehrter Männer in Deutschland), erschienen zu Straßburg 1587.

Sebastian Brant war im J. 1458 zu Straßburg geboren. Durch Privatunterricht vorbereitet, bezog er als 17jähriger Jüngling die damals eben aufblühende Hochschule zu Basel, wo er sich zuerst dem Studium der Philosophie widmete, dann aber die Rechtswissenschaft zu seinem Berufe erwählte. Nachdem er Doctor beider Rechte geworden, wirkte er als akademischer Lehrer seines Faches und schrieb zahlreiche Bücher in deutscher und lateinischer Sprache. Mit Begeisterung begrüßte er den Kaiser Maximilian, von dessen Regierung er die Wiederkehr des goldenen Zeitalters und den Anbruch der Weltherrschaft des Christentums erwartete; und so sehr hing er an dem ritterlichen Fürsten und am deutschen Reiche, daß, als Max in der Schlacht bei Dorneck (22. Juli 1499) den Eidgenossen unterlag und durch den Baseler Frieden die Stadt Sebastian Brant.

und Landschaft Basel vom Reiche vollends abfielen, es ihn nicht länger in der Schweizer Stadt duldete, obgleich er sich sonst sehr wohl dort fühlte und in seinem eigenen Hause ein glückliches Heimwesen besaß. Da nun außerdem ein Besuch in seiner alten Vaterstadt den Zug dahin vermehrte und ihm daselbst Gelegenheit geboten ward, eine neue Stätte unter den Flügeln des Reichsadlers zu finden, bewarb er sich um das dort erledigte Amt eines Syndikus, das er auch 1501 erhielt. Seitdem lebte er noch zwei volle Jahrzehnte, von dem Vertrauen Maximilians geehrt, der ihn zum kaiserlichen Rat und Pfalzgrafen ernannte, und nicht minder von seiner Vaterstadt, die ihn zum Stadtschreiber (Kanzler) erhob. In dieser Stellung erwarb er sich ein großes Verdienst um das Stadtarchiv, legte auch städtische Annalen an, die leider bei dem Brande der Bibliothek während der Belagerung von 1870 vernichtet worden sind, und wirkte mit unermüdlicher Treue bis an seinen Tod, der ihn im 64. Jahre am 10. Mai 1521 ereilte.

Narrenschiff.

Unter seinen zahlreichen Werken ist das „**Narrenschiff**" das berühmteste. Dieses große Lehrgedicht erschien im Jahre 1494 mit zahlreichen Holzschnitten, zu denen Brant selbst die Zeichnungen gefertigt hat und die in der neuesten bei Lipperheide in Berlin erschienenen Ausgabe, einer Art Neudeutschung von Karl Simrock, nebst den Randleisten des Originaldrucks treu reproduziert sind. Derselben sind das Porträt und die Probe auf S. 193 entnommen. Dieses Buch spiegelt den satirischen Zug, der beim Ausgang des Mittelalters durch die Zerrüttung aller bisherigen staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in die Litteratur gekommen war, am lebendigsten und vielseitigsten ab. Der Titel ist von den damals noch mehr als heutzutage im Schwange gehenden Fastnachtsaufzügen hergenommen, bei denen auch zuweilen ein Schiff dahergerollt wurde mit allerhand Karnevalsnarren. So kommt ihm das Leben wie eine große Fastnacht vor, und er wählt sich daraus eine Anzahl Narren, die er in sein Narrenschiff einsteigen läßt, um mit ihnen nach Narragonien zu fahren. Unter dieser Allegorie, die übrigens nicht pedantisch durchgeführt ist, beleuchtet er in 114 Abschnitten eine lange Reihe menschlicher Thorheiten und Verkehrtheiten, denn nach biblischer Auffassung stellt er die Glaubens- und Sittenlosen, die Bösen durchweg als Narren dar. Jeder Abschnitt spiegelt einen besonderen Narren ab, und alle sind auf den Holzschnitten in treffenden, satirisch-sinnbildlichen Stellungen mit der Schellenkappe dargestellt. Seit Brant spielt deshalb der Narr eine hervorstechende Rolle in Poesie und Zeichnung bei uns, so insbesondere in den Holzschnitten von Hans Schenfelin und Hans Burgkmaier, und wir werden ihm noch öfters im Reformationszeitalter begegnen.

Das Buch ist übrigens nach keinerlei festem Plan geordnet, und die Reihenfolge ist ebenso bunt wie mannigfaltig. An die Spitze stellt er mit gutem Humor sich selbst als Büchernarren (mit einem Fliegenwedel) auf dem von mir mitgeteilten Bilde. Weitere Abschnitte handeln von „zu vil sorg" — „wider Gott reden" — „boßen wibern" — „groben narren" — „gotteslestern" — „disches unzucht" u. s. w. Die Stutzer, die Studenten, Gewerbs- und Handwerksleute, Bauern passieren alle Revue. Die Fürsten fordert er auf, von ihrer verderblichen Zwietracht abzulassen und sich unter den ritterlichen König Maximilian zum Kampfe wider die Türken zu stellen. Auch so hohen Herren ruft er zu:

„Und wer nit ann mein Wort gedenk,
die narrenkappen ich im schenk —"

Endlich ob er wohl an seiner Kirche festhält und rät, schlicht einfältig zu glauben, was uns dieselbe lehre, und obgleich er nicht gegen den Papst und die Römischen polemisiert, rügt er doch freimütig die kirchlichen Mißbräuche und Verderbnisse, die in die Kirche eingerissen waren, und er ahnt bereits die Gefahr, die Sankt Peters Schiffe droht:

Sankt Peters schifflin ist im schwank,
ich sorg gar vast den undergank;
die wellen schlagen all sit dran,
es wirt vil sturm und plagen han.

Abb. 32. Der Büchernarr.

Den vordanz hat man mir gelan
dan ich on nutz vil bücher han,
die ich nit lis und nit verstan.

Holzschnitt und Randleisten aus der ersten Ausgabe von Sebastian Brants Narrenschiff (Basel 1494). Ein Gelehrter mit Brille, Schlafmütze und zurückgestreifter Narrenkappe sitzt vor einem mit Büchern belegten Doppelpulte und scheucht mit einem Wedel die Fliegen von einem aufgeschlagenen Buche.

An anderen Stellen werden das Treiben der Bettelmönche, der Reliquienhandel, die Simonie, die Häufung der Pfründen und andere Übelstände ernst gerügt. Ein streng sittlicher Geist und eine unwandelbare Wahrheitsliebe zeichnet Brants Werk aus, dabei bleibt er immer maßvoll und bescheiden, wie er auch gegen den Schluß hin sagt:

Wer will, der leſ' diß narrenbuoch!
Ich weiß auch, wo mich truckt der ſchuoch.
Darumb, ob man wolt ſchelten mich
und ſprechen: „Arzt, heil ſelber dich!
dann du auch biſt in unſer rot!“
ich kenn das und verjech es Got,
daß ich vil torheit hab gethan
und noch im narrenorden gan.
Wie vaſt ich an der kappen ſchitt,
wil ſie mich doch ganz laſſen nit —
wie wol ich auch bin in dem ſpil,
hab muot doch fürter, ob Got will,
mit witz mich beſſern mit der zit,
ob mir ſo vil Got gnaden git.

Abb. 33. Geiler von Kaiſersberg. Nach dem Bildnis in Reusners „Icones“ (Sammlung von Bildniſſen hochgelehrter Männer in Deutſchland), Straßburg 1587.

Das „Narrenſchiff“ blieb bis ins ſiebzehnte Jahrhundert nicht nur ein Lieblingsbuch unſeres Volkes, ſondern wurde auch in verſchiedene fremde Sprachen überſetzt. Am ehrendſten war es aber für dieſes lehrreiche Buch, daß **Geiler von Kaiſersberg**, ein Freund Brants, der berühmte Prediger am Straßburger Münſter, unter deſſen reichverziertem, noch jetzt bewunderter Kanzel er begraben liegt, 110 Predigten in deutſcher Sprache darüber hielt.

Geiler v. Kaiſersberg.

Johannes Geiler von Kaiſersberg, ſo genannt nach dem Wohnſitze ſeines Großvaters, der ihn erzog, wurde am 16. März 1445 in Schaffhauſen geboren. Nachdem er als Univerſitätslehrer in Baſel und Freiburg ſeine öffentliche Wirkſamkeit begonnen, gelangte er zu ſeinem eigentlichen Lebensberufe, dem Predigtamte, dem er als ein

unentwegter, freimütiger Vorfechter der Kirchenverbesserung bis an seinen Tod (10. März 1510) treu oblag. Als Prediger der deutschen Sprache auf der Kanzel Bahn brechend, ist er zugleich als Vertreter der Prosa dieses Zeitraumes zu beachten; denn seine Predigten und erbaulichen Schriften, die sich durch ihre echt volkstümliche Darstellung, wie durch ihre treuherzige Sprache auszeichnen, bekunden einen Fortschritt in der prosaischen Darstellung und sind heute noch lesenswert.

Auch im XIV. Jahrhundert hatte die geistliche Prosa bereits einen hervorragenden Platz eingenommen.

Da blühte die deutsche Mystik unter ihrem „Vater", dem Meister **Eckard**, der zuerst in Straßburg, dann bis an seinen Tod (vor 1329) in Köln lebte und predigte. Da erstand der geheimnisvolle Bund der Gottesfreunde unter **Nicolaus von Basel**, seinem geheimen Oberhaupte. Da schrieb **Rulman Merswin**, der Stifter und Pfleger des Johanniterhauses zu Straßburg, sein Buch „von den neun Felsen". In Eckards und Merswins Fußstapfen trat dann der Predigermönch **Johannes Tauler**, der 1361 in seiner Vaterstadt Straßburg starb. Er wirkte durch seine Predigten wie seine Erbauungsschriften, deren bedeutendste, „Nachfolgung des armen Lebens Christi", man ihm neuerdings hat absprechen wollen, in den weitesten Kreisen. An ihn schloß sich wieder an **Heinrich der Seuse** oder **Suso**, († 1365 in Ulm), „ein Minnesinger in Prosa und auf geistlichem Gebiete," dessen Hauptwerk „das Buch von der ewigen Weisheit" fast abergläubische Verehrung genoß. Endlich wurde in demselben Jahrhundert noch das bis heute fortgelesene und fortwirkende, anonym erschienene Buch geschrieben, das Luther im J. 1516 u. d. T. „**Eyn deutsch Theologia**" herausgab. „Mit Kunst, mit Ernst, mit Tiefe," sagt W. Wackernagel, „entwickelt es im ausgesprochensten Gegensatze der ‚wahrhaften gerechten Gotesfreunde' gegen die ‚ungerechten valschen frien geiste' den Kern der gläubigen Mystik, die Lehre von der Gottwerdung des Menschen."

Eckard. Tauler. Suso. Deutsch Theologia.

In diesem Zeitraum entwickelte sich auch eine naturwissenschaftliche Prosa neben der fortgehenden Rechtsprosa, und vor allem erwuchs die geschichtliche Prosa zu immer bedeutenderer Kraft.

Viele **Chroniken** entstanden in diesen zwei Jahrhunderten: die von Friedrich Closener begonnene, von Jacob Twinger von Königshofen fortgeführte **Straßburger**; die über Modenwechsel und umgehende Lieder gleich ausführlich berichtende **Limburger** Chronik; in der Schweiz die Eidgenössischen Chroniken, die Beschreibung des Twingherrnstreites zu Bern im J. 1470 von Thüring Frickard ꝛc. Endlich Bücher autobiographischen Inhaltes, so der vom Kaiser Maximilian entworfene, von seinem Schreiber Marx Treizsauerwein von Ehrentreiz ausgeführte **Weiß Kunig** (der „weiße König"). Darin wird nicht so allegorisch und romanhaft wie im „Teuerdank", aber doch unter allerhand Namensverkleidungen das Leben Friedrichs III und vor allem seines Sohnes Maximilian bis zur Beendigung des venetianischen Krieges erzählt. Im J. 1775 erschien es zuerst gedruckt zu Wien mit 237 Holzschnitten von Hans Burgkmair.

Chroniken. Weißkunig.

Seit der Mitte des XV. Jahrhunderts wurde die Prosa auch zu poetischen Darstellungen verwandt. Die Geschichten von Herzog Ernst, den sieben weisen Meistern ꝛc. wurden erzählt und bildeten den Anfang der sogenannten **Volksbücher**; daneben wurden italienische und französische Romane ins Deutsche übersetzt, so die unter dem Namen „Decamerone" bekannten Novellen Boccaccios u. a. Auch die heil. Schrift wurde im XIV. und XV. Jahrhundert mehrfach ins Deutsche übertragen, freilich meist in sehr mangelhafter Weise und in einer an Luther nicht entfernt heranreichenden, ja oft sehr steifen und unbeholfenen Sprache.

Volksbücher.

Anfänge des Dramas.

Abb. 34. Initial N aus einem Pergamentdruck kurz nach Erfindung der Buchdruckerkunst. Original im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Nach der üblichen Auffassung ist das Drama bei uns wie bei den alten Kulturvölkern religiösen Ursprunges: die liturgischen Wechselgesänge, die schon sehr früh in den Gottesdienst eingeführt wurden, sagt man, waren die allerersten Anfänge der dramatischen Poesie, denn der darin durchgeführte Dialog ist eben die ihr charakteristisch eigene Redeform. Dazu kam die sehr alte Sitte, während der Passionszeit die Leidensgeschichte unseres Heilandes nach den Evangelien gewissermaßen mit verteilten Rollen, das heißt derart vorzulesen, daß die Reden Christi von einem Priester, die Reden der Apostel, des Herodes, des Pilatus, der Hohenpriester, des Volkes, von verschiedenen Personen (Geistlichen, Schülern und Chorknaben) vorgetragen wurden. Endlich war in den Umzügen innerhalb und außerhalb der Kirche, in der scenisch nachgebildeten Fußwaschung am Gründonnerstag auch schon ein Anfang der dramatischen Handlung vorhanden.

Gegen diese Auffassung ist geltend gemacht worden, daß der kunstmäßig ausgesponnene Dialog sich in unseren ältesten Heldenliedern, ja schon in der Edda findet. Auch weiterhin haben wir das Zwiegespräch angetroffen, so in dem Lehrgedicht von Salomon und Markolf und in den Rätselliedern: ja die ältesten Minnegesänge sind häufig ein Zwiegespräch zwischen der Dame und ihrem Geliebten oder auch dessen Boten. Noch näher der dramatischen Gestaltung kam sodann der „Sängerkrieg auf der Wartburg“ (vgl. S. 160 ff.), in welchem eine größere Anzahl Personen, die trefflich in ihrer Individualität charakterisiert sind, auftritt und die Vorgänge lebendig sich abwickeln. Freilich ist dieses merkwürdige Gedicht noch kein Drama, aber es ist doch ein beachtenswerter Ansatz zu einem solchen und hätte zu einem deutsch-nationalen Drama führen können, wenn man in der eingeschlagenen Richtung weiter vorwärts gegangen wäre.

Geistliche Spiele.

Wie dem auch sein möge, zur vollen Geltung und zur schnellen Entwickelung kam die dramatische Poesie jedenfalls erst durch die **Schauspiele der Kirche.** Zu dem oben erwähnten rollenmäßig verteilten Vortrag der Leidensgeschichte waren allmählich Zusätze und Einschiebungen — Chorgesänge und Recitative — gekommen; im XI. Jahrhundert gab es schon Kostüme der Darstellenden, die Handlung entwickelte sich mehr und mehr, und der Stoff wurde durch die Legende erweitert, kurz das **geistliche Drama** war fertig. Als Oster- und Weihnachtsspiel trat es zunächst auf.

In Deutschland hießen diese in lateinischer Sprache verfaßten Dramen ludi, Spiele, in Frankreich mysteria, Geheimnisse, weil sie die Erlösung der Menschheit durch Christus, also die Geheimnisse der göttlichen Gnade und des Glaubens darstellten (nach Wackernagel misteria = ministeria, Dienste, gottesdienstliche Darstellungen). — Das älteste und namhafteste Spiel dieser Art — „ein vollständiges und aus einem Guß und Fluß entstandenes Werk“ — stammt aus dem XII. Jahrhundert; es ist in dem kunst-

liebenden Kloster von Tegernsee entstanden und bisher irrtümlich dem bayrischen Mönche Wernher von Tegernsee zugeschrieben worden; man kennt den Verfasser nicht. Den Text dieses trotz seines ausländischen Gewandes durch und durch deutschen Dramas (ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi, Osterspiel von der Zukunft und dem Untergange des Antichrists) hat G. v. Zezschwitz 1877 mit einer höchst interessanten Einleitung und wertvollen Anmerkungen herausgegeben und unter dem seinem Inhalte besser entsprechenden Titel „Das Drama vom Ende des römischen Kaisertums und von der Erscheinung des Antichrists" trefflich ins Deutsche übersetzt. Seinen Inhalt teile ich nach Wackernagel hier mit:

Osterspiel vom Antichrist.

Das Spiel wird eröffnet von wettstreitenden Reden zwischen dem Heidentum, der Synagoge, d. h. dem Judentum, und der Kirche, d. h. dem Christentum. Dann tritt der Kaiser auf, der in Rom gekrönte deutsche König, und verlangt von den anderen Königen, deren eine Anzahl ihn umgiebt, Unterwürfigkeit und Zins: denn des römischen Kaisers sei von jeher die ganze Welt. Alle gehorchen, nur der König von Frankreich nicht. Aber der Kaiser mit seinen Deutschen überwindet und zwingt auch ihn zum Vasalleneide. Da tritt der Antichrist in die Welt und bringt die Völker durch Überredung oder Geschenke oder Gewalt unter seine Botmäßigkeit, daß sie ihm schwören und er ihr Gott wird. Mit den Deutschen versucht er es aus Furcht vor ihrer kriegerischen Kraft zunächst durch Geschenke und erst, als sie diese zurückweisen, auch durch Waffen. Hier unterliegt er jedoch und muß nun zum Betruge durch falsche Wunder greifen. Da gelingt es ihm, und nun erst ist er König und Gott der Welt, er verfolgt die Kirche und tötet ihre Heiligen und Propheten. Plötzlich aber, wie er eben in größter Herrlichkeit auf seinem Throne sitzt, trifft und vernichtet ihn ein Blitz vom Himmel her. Da verstieben auch die Seinigen, und die Könige und die Völker wenden sich aufs neue zu der wahren Kirche zurück.

Das Hervortreten des nationalen Elements, wie wir es in diesem Stücke kennen gelernt haben, war eine Ausnahme. Die meisten gehörten ausschließlich der römischen Kirche an und wurden in allen Ländern, die sich zu derselben bekannten, aufgeführt. Alles wurde in der Sprache der Kirche, der lateinischen, gesprochen und gesungen; die Hauptsache überdies war die Wirkung auf das Auge, die Verkleidung der Mitwirkenden, das Kreuz, das Grab, die festliche Erleuchtung, die prächtige Ausschmückung der Kirche, in welcher die Spiele fast ausschließlich aufgeführt wurden.

Allmählich wurden deutsche Stücke in den lateinischen Dialog eingemischt, so z. B. die Chöre, aber erst im XIV. Jahrhundert wurden die geistlichen Spiele ganz und gar deutsch geschrieben und aufgeführt. Eines der beliebtesten Passionsspiele aus dieser Zeit war betitelt: „Unserer Frauen oder Marien Klage." In demselben heißt es unter anderem:

Marienklage.

O weh Tod,
diese Not
könntest du wohl enden,
wenn du von dir
her zu mir
deine Boten wolltest senden!
O weh der Leide,
der Tod will uns scheiden:
Tod, nimm uns beide,
daß er nicht alleine
zum Jammer von mir scheide.
O weh, lieber Sohn mein!
O weh der großen Marter dein!
O weh, wie jämmerlich du hängest!
O weh, wie du mit dem Tode ringest;
O weh, wie bebet dir dein Leib!
O weh, was soll ich armes Weib,
seit ich dich liebes Kind mein
leiden sah so große Pein!
Des sticht mich zu dieser Stund

ein Schwert durch meines Herzens Grund.
Simeonis grimmig Schwert
hat mich wohl gefunden;
reichlich ist mir Pein gewährt
in diesen selben Stunden.
Ach liebes Kind, sprich mir doch zu
ein Wort, ob ich deine Mutter bin!
Ach er kann nicht,
er ist dahin.

Ach du harter Kreuzesbaum,
wie du deine Arme hast zerthan,
wovon ich großen Jammer han!
Ach wüßtest du zu dieser Statt,
was man an dir zersperret hat,
du thätest deine Arme zusammen sint (alsbald)
und ließest ruhen
mein liebes armes Kind.

Seitdem die geistlichen Spiele in den Landessprachen gedichtet wurden, führten auch Laien sie auf; oft spielten mehrere Hunderte mit.

Aufführung.

Die Bühne war ungemein einfach, ein leicht gezimmertes Gerüst, oft nur Bretter über Fässer gelegt. Bot die Kirche für eine größere Aufführung keinen Raum, so spielte man draußen unter freiem Himmel, in der Regel auf dem Marktplatze, wo die ringsum liegenden Häuser gleich als Plätze für die Zuschauer benutzt werden konnten. Da man den Scenenwechsel noch nicht durch eine Veränderung der Dekorationen andeuten konnte, so wurden die verschiedenen Lokalitäten, z. B. der Himmel, die Hölle, der Stall zu Bethlehem, die Stadt Jerusalem, neben einander dargestellt, und die Spieler bewegten sich vor den Augen des Publikums von dem einen Orte zu dem andern. Die Aufführung erforderte oft mehrere Tage; am ersten begann man etwa mit dem Leiden Christi und führte es bis zu seinem Begräbnisse fort, am zweiten wurde die Höllenfahrt, die Auferstehung und Christi Wandel auf Erden bis zur Himmelfahrt dargestellt. Gegen Ende des Mittelalters wurde sogar der ganze Lebenslauf Christi von der Geburt an und außerdem noch eine Reihe von Geschichten des alten Testamentes, die auf Christus typisch hinweisen, aufgeführt, was natürlich mindestens eine Woche erforderte. In Frankreich sollen einige Mysterien vierzig Tage gedauert haben; die 1547 zu Valenciennes gespielte Passion nahm fünfundzwanzig Tage in Anspruch. Alle Rollen, auch die der Frauen, wurden von jungen Männern gespielt; ganz vereinzelt sind die Nachrichten von einer Mitwirkung weiblicher Darsteller.

Außer dem Leben Christi wurden auch einzelne Gleichnisse des Herrn dramatisch dargestellt; so spielten die Predigermönche und ihre Schüler im Jahre 1322 im Tiergarten von Eisenach die Geschichte von den klugen und thörichten Jungfrauen.

Hieran knüpfte sich folgendes merkwürdige Begebnis. Als die thörichten Jungfrauen von dem Bräutigam ausgeschlossen wurden, obgleich die Heiligen und sogar die Jungfrau Maria bei Gott Fürbitte eingelegt hatten, verfiel der zuschauende Landgraf Friedrich von Thüringen (derselbe Friedrich mit der gebissenen Wange, der um der Erbfolge willen gegen den eigenen Vater Krieg geführt) in dumpfes Brüten und rief zornig aus: „Was ist denn der Christenglaube, wenn sich Gott nicht über uns erbarmet um der Fürbitte Mariä und aller Heiligen willen?“ Wenige Tage darauf wurde er vom Schlage gerührt, konnte nicht mehr sprechen noch gehen und blieb in diesem elenden Zustande über zwei Jahre bis an seinen Tod.

Komik.

So war der Anfang unseres Dramas ein religiöser und seinem Inhalte gemäß ein tragischer. Aber bereits im XIV. Jahrhundert mischte sich ein komisches Element in diese Stücke. Dieses wurde in den Osterspielen durch den Kaufmann vertreten, welchem Maria Magdalena und danach alle drei Marien die köstlichen Spezereien abkauften, um die Füße des lebenden Heilandes und später den Leichnam des Gekreuzigten damit zu salben. Dieser Kaufmann trat nun ganz in dem Kostüm und in der Haltung eines betrügerischen Marktschreiers

und Quacksalbers auf. Ebenso wurde das Verhalten der Juden bei dem Leiden des Herrn mit übertrieben grellen Zügen ausgemalt; seinen Anklägern und Peinigern gab man meist solche Namen, wie sie unter den Juden sich damals schon fanden, z. B. Süßkind, Rubin u. a.

In einem Osterspiele, das am Osterfeste aufgeführt wurde, kam es vor, daß der Salbenkrämer sich mit seinem Weibe in sehr derben komischen Ausdrücken zankte, ja, daß es Schläge zwischen ihnen gab. In einem andern Stücke findet bei Gelegenheit der Höllenfahrt Christi eine Beratung zwischen Lucifer und Satanas statt, in welcher sogar die vornehmsten Würdenträger der römischen Kirche nicht geschont wurden. Der Gegenstand der Beratung ist, wie der große Verlust, den Christus durch Entführung aller auserwählten Seelen der Hölle zugefügt habe, ersetzt werden könne. Da sagt Lucifer: „Satan, Satan, mein vielliebster Kumpan, lauf hin gen Avignon, bring mir Papst und Kardinal, Patriarch und Legat, die den Leuten geben bösen Rat ꝛc.“

Das einzige, uns vollständig erhaltene **Osterspiel**, das Mecklenburger oder Redentiner vom J. 1464 ist, ebenso wie das vorhinerwähnte „Spiel von den

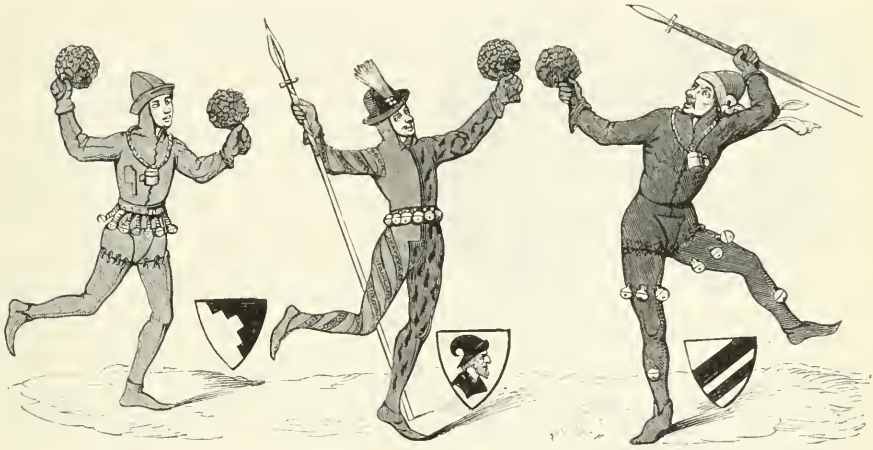


Abb. 35. Schönbarttänzer. Nach Handzeichnungen des Germanischen Museums zu Nürnberg aus dem XVI. Jahrh.

zehn Jungfrauen“, von Albert Freybe trefflich übertragen und erläutert worden. Noch schärfer ging ein anderes Stück gegen die Geistlichen ins Feld: „Ein schön Spiel von **Frau Jutten**“, welches sogar ein Geistlicher, Theodorich Schernberg, um das Jahr 1480 verfaßt hat. Die Frau Jutte ist nämlich niemand anders als die Päpstin Johanna, die 872—882 unter dem Namen Johannes VIII auf dem päpstlichen Stuhl gesessen haben soll. Dieses Spiel ist übrigens keineswegs komisch gehalten, sondern durchaus ernsthaft durchgeführt. Es erzählt, wie eine Schar Teufel die Päpstin zu ihrem ärgerlichen Lebenswandel verführen; aber zuletzt nimmt sich die Jungfrau Maria der Verführten an und bittet für sie bei ihrem Sohne; Jutta thut feierlich Buße, wird begnadigt und unter die Seligen des Himmels aufgenommen. Frau Jutte.

Noch im XV. Jahrhundert löste sich allmählich das komische Element von den geistlichen Stücken ab, und es entstand neben der Tragödie in selbständiger Weise die Komödie, oder wie sie in diesem Zeitraume genannt wurde, das „**Fastnachtspiel**“. Den Anlaß hierzu boten die großen Fasten. Komödie.

Nach dem Gebot der Kirche mußten die Christen sich selbst Wochen hindurch aller Genüsse und aller Freuden enthalten, auch solcher, die sonst als erlaubt galten. Da benützte man denn die vorhergehende Zeit, besonders die letzte Woche vor den Fasten, zu allerhand Lustbarkeiten, vornehmlich zu scherzhaften mimischen und dramatischen Darstellungen; da lief man in abenteuerlicher Mummerei durch die Straßen, da führte man allerhand Schwänke und Possen, oft sehr derber, ja schmutziger Art auf und tobte zuguterletzt noch einmal recht gründlich aus. Das hieß die Fastnacht (früher auch vielfach Fasnacht oder Fasenacht geschrieben und als Spielnacht, Abend der Lustbarkeit erklärt). Nachdem man sodann geduldig sechs Wochen gefastet hatte, ließ man der Lust wieder die Zügel schießen, und am Osterfest drang das Ostergelächter der Gemeinde durch das Gotteshaus; ja es ging so weit, daß mancher Geistliche, um sich beim Volke beliebt zu machen, in gotteslästerlicher Weise auf der Kanzel den Kuckucksruf nachahmte oder allerhand lustige Schnurren erzählte. Die Hauptsache blieb aber die Fastnachtmummerei, wobei einige Städte einen großen Pomp entfalteten. Zu Nürnberg insbesondere waren die Fastnachtlustbarkeiten sehr berühmt; dort hielten die Fleischer ein Schönbartlaufen, d. h. einen Umzug und Tanz mit dem Schönbart (Schembert, von mhd. scheme, Maske, Larve).

Fastnachtspiel.

Mummerei.

Schönbart.

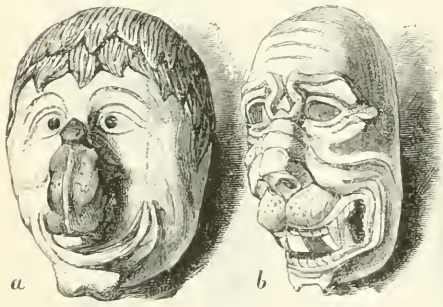


Abb. 36. Schönbartlarven aus Holz, a bemalt, b bronziert. Originale im Germanischen Museum zu Nürnberg.

In Nürnberg wurden auch die ersten deutschen Fastnachtspiele gedichtet und aufgeführt. An diese knüpfen sich zugleich die ersten Dichternamen, die das deutsche Drama aufzuweisen hat. Zwei von ihnen gehören dem XV. Jahrhundert an, es sind die Nürnberger Bürger **Hans Folz**, einer der Altmeister der Nürnbergischen Singschule und seines Gewerbes ein „Barwirer" (Bartscherer), und der uns aus seinen Weingrüßen bereits bekannte **Hans Rosenblut**, genannt der Schnepperer, d. i. Schwätzer, der zu den sogen. Wappendichtern gehörte, die den Turnieren nachgingen und da auf die Wappen und deren Träger Verse machten.

Zur Charakteristik der Fastnachtspiele, die meist ebenso unsittlich wie künstlerisch roh sind und sich aller eingehenden Besprechung entziehen, möge eines dienen, das zu den politischen Stücken gehört. Es ist „des **Turken vastnachtspil**" von Hans Rosenblut, 1454 nach der Eroberung von Konstantinopel geschrieben:

Fastnachtspiel von Rosenblut.

Dem Großtürken, der soeben Griechenland besiegt und Konstantinopel erobert hat, ist zu Ohren gekommen, wie traurig es in der Christenheit aussieht, und da er gelesen, daß eben deshalb der Christen letzte Stunde geschlagen, hat er sich auf den Weg nach Deutschland gemacht und ist nach Nürnberg gekommen, um Recht und Ordnung unter den Christen wieder herzustellen. Vor allem beabsichtigt er, die Bauern und Kaufleute, die von den adligen Straßenräubern ausgeplündert werden, in seinen Schutz zu nehmen. „Ihr seid alle ungetreu gegen einander," hebt ein Rat des Türken an, „ihr habt falsche Münze, ungetreue Amtleute, Juden, die euch mit Wucher fressen, Pfaffen, die hohe Rosse reiten, während sie für den Glauben kämpfen sollten, böse Gerichte und ungetreue Herren, die ihr alle mit eurer Arbeit ernähren müßt. Allen diesen Beschwerden kann niemand abhelfen als der Großtürk, der, wie man in den Gestirnen lesen kann, von Gott dazu berufen ist." — „Die Kuchen der Fürsten," setzt ein anderer

hinzu, „sind viel zu fett, ihre Rosse zu glatt; sie erhöhen von Jahr zu Jahr die Abgaben der Bauern, und wenn jemand wagt, sie darum zu tadeln, so schlagen sie ihn nieder wie ein Rind, und sollten auch Weib und Kinder Mangel leiden und Hungers sterben.“ Ein Nürnberger Bürger antwortet voller Zorn über solche Anmaßung und droht dem Großtürken in heftigen Ausdrücken. Der türkische Rat sucht die Sache beizulegen und bittet seinen Herrn, sich nicht über die Worte des Nürnbergers zu entrüsten; sie hätten ja sicheres Geleit von der Stadt; der Gott der Christen sei aber in der That ein starker Gott, den man nicht überwinden könne, so lange die Christen seine Gebote hielten. „Daran fehlt es ja gerade,“ entgegnet der Großtürk und fährt fort:

„Wir haben gelesen in den Büchern:
Wenn der Reiche den Armen beugt,
und wenn der Weise dem Narren sein Gut abtrengt,
und der Volle den Hungrigen nicht will speisen,
und wenn die Gelehrten und Schriftweisen
den Laien böses Vorbild tragen,
und wenn der Vater über das Kind wird klagen,
und wenn der Herr nicht befriedet seinen Bauersmann,
so hebt sich dann der Christen Unglück an.
Die Stücke hören wir alle in ihren Landen klagen.“

Als der Großtürke geendet, kommt ein Bote mit Briefen vom Papst und überschüttet ihn in dessen Namen mit den gröbsten Schmähungen. Der Großtürk antwortet in gleichem Ton und zählt alle Gebrechen der Christenheit, besonders der Pfaffen, von neuem auf. Es folgt ein Bote vom Kaiser, der dem Türken mit allen möglichen und unmöglichen Greueln droht:

„Dein Bart wird dir mit Sicheln abgeschoren,
und wird dir dein Antlitz mit Essig gewaschen
und darein gesäet, Salz, Kalk und Aschen,
das Loch dir dein Gott nicht mag verstopfen ꝛc.“

Ein dritter Bote überbringt Briefe von den am Rhein versammelten Kurfürsten; sie würden es nicht ungerochen lassen, daß der Großtürk Konstantinopel eingenommen und so manchen Unschuldigen getötet habe; ja sie bedrohen ihn sogar mit Krieg, Mord und Totschlag. Aber nun erscheint der Bürgermeister von Nürnberg, der den Boten gegenüber erklärt, daß die Stadt dem Türken trotz Kaiser und Papst das versprochene Geleit halten werde, dasselbe aber gehe morgenden Tages aus, wonach sich der Großtürk zu achten und bei Zeiten die Stadt zu räumen habe. Dafür bedankt derselbe sich sehr höflich und verspricht den Nürnbergern, wenn sie in sein Gebiet kämen, dankbare Vergeltung und wirksamen Schutz.

Kaiser und Abt.

In einem anderen Fastnachtspiel (Spil von eim Keiser und eim Apt), dessen Verfasser unbekannt geblieben, wird derselbe Stoff behandelt, den wir im Pfaffen Amis kennen lernten und der in neuerer Zeit durch Bürgers Gedicht „der Kaiser und der Abt“ uns wieder nahe gerückt ist.

Geschichte der neuhochdeutschen Dichtung.

(Von der Reformation bis auf unsere Tage.)

I. Im Reformationszeitalter.

Abb. 37. Verzierter Buchstabe von Albrecht Dürer. Nach dem Exemplar der Verlagshandlung.

Alle die großen Umwälzungen Europas: der Fall Konstantinopels, die Wirkungen der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien, die Wiedererweckung des klassischen Altertums, selbst die Erfindung der Buchdruckerkunst waren der Poesie nicht förderlich gewesen.

Letztere hatte mehr einen äußerlich verbreitenden als innerlich befruchtenden Einfluß auf sie. Diese Kunst, von nun an unzertrennlich verbunden mit der Geschichte der Litteratur, bietet die merkwürdige Erscheinung, daß sie wenige Jahre nach ihrer Erfindung eine Höhe der Vollendung erreicht hat, zu der wir heute noch staunend emporblicken müssen. Giebt es heute auch elegantere Drucke, so stehen die Meisterwerke Fust und Schöffers doch an unwandelbarer Gediegenheit und Dauerbarkeit des Materials in Druckerschwärze und Papier, an charaktervoller Schönheit und Schärfe der Typen unübertroffen da. Es ist staunenswert, daß — das Jahr 1440, nach gewöhnlicher Annahme als Erfindungsjahr gerechnet — bereits 17 Jahre später, also 1457, ein Druckwerk von dem Umfange, der Kostbarkeit und Schönheit des Psalters entstehen konnte, durch welchen Fust und Schöffer ihren Vorgänger und früheren Genossen Guttenberg weit überholten.

Buchdruckerkunst.

Ein Geist der Unzufriedenheit ging durch das ganze Volk, der sich in der verschiedenartigsten Opposition gegen die weltlichen und kirchlichen Autoritäten Luft machte und auf beiden Gebieten Verbesserungen anstrebte. Wir haben gesehen, wie Hans Rosenblut den türkischen Kaiser auftreten ließ, um allen Ständen der Nation die Wahrheit zu sagen, wie er insbesondere gegen die Pfaffen eiferte, wie Sebastian Brant vom ethischen Standpunkte für eine Läuterung der Sitten eintrat, aber auch ganz offen seinen Unwillen gegen die Gebrechen der

Beatus vir qui non
abijt in ꝯsilio impioꝝ:
et in via peccatoꝝ non
stetit: et in cathedra pesti=
lentie non sedit, Sed
in lege domini voluntas
eius: et in lege eius meditabitur die ac no=
cte, Et erit tanꝯ lignū quod plātatū est

Anno dñi Millesimo-cc-lvij-Inviglia Assūptōis,

Probe des Fust & Schöfferschen Psalters von 1457. Erste Seite: Beatus vir qui non abiit etc. Psalm I, 1 ff. Format gross Folio, auf Pergament gedruckt, nur noch in 6 Exemplaren vorhanden, das schönste in der K. K. Bibliothek zu Wien, die anderen in Paris, Darmstadt, Dresden, zwei in England. Die letzte Zeile der genauen Probe (Anno domini Millesimo CCCCLVII etc.) ist der Schluss der Druckdatierung, durch welche dieser Psalter das erste Druckwerk der Welt ist, welches Namen der Urheber, Ort und Zeit der Entstehung genau angiebt. Dieselbe lautet wörtlich übersetzt: „Gegenwärtiges Buch der Psalmen, durch die Schönheit der Hauptbuchstaben geschmückt, und hinlänglich mit den unterscheidenden Rubriken versehen, ist durch die künstliche Erfindung, zu drucken und Buchstaben zu bilden, ohne irgend eine Schrift der Feder so gemacht und zur Verehrung Gottes mit Fleiss zu Stande gebracht worden durch Johann Fust, Bürger zu Mainz und Peter Schoffer von Gernsheim, im Jahre 1457 am Vorabend der Himmelfahrt" (d. i. d. 14. August).

Kirche aussprach, wie auch vom kirchlichen Standpunkte Geiler von Kaisersberg eine Läuterung des geistlichen Standes erstrebte, wie anderseits durch Kaiser Maximilian die Besserung der Gegenwart in der Rückkehr zu alten überlebten Ideen gesucht wurde. Neben diesen geistigen Bestrebungen traten aber auch viel bedenklichere soziale und politische auf. 1502 entstand der „Bundschuh", die erste Äußerung eines revolutionären Treibens unter den Bauern, und das

Abb. 38. Abbildung einer Buchdruckerpresse von 1520. Aus der Sammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig.

Stegreifleben der Ritter, die wilden Fehden, welche den Adel entzweiten, die Verkommenheit der höheren Stände, die Machtlosigkeit des Oberhauptes schien ihnen recht zu geben. Wie konnte unter solchen Stürmen die Poesie gedeihen?

Das sechzehnte Jahrhundert brach an. Nun trat **Luther** auf und mit ihm begann, wie für die Kirche Christi, so auch für unsere Litteratur, für unsere Sprache, für unsere Wissenschaft, für unsere Poesie eine neue Zeit.

Luther. Eines ehrsamen Bergmanns Sohn, wurde Deutschlands Reformator **Luther**, (Lothar, ursprünglich Chlotachar: einer der unter dem Heere lauten Klang oder Ruhm hat) am 10. November 1483 zu Eisleben geboren und am 11. in der Taufe nach dem kriegerischen Heiligen des Tages Martin genannt. Von 1498—1501 besuchte er die Klosterschule der Franziskaner zu Eisenach; dort rührte sein andächtiges Singen des „Brotreigens“ die fromme Witwe Ursula Cotta so sehr, daß sie ihn an ihren Tisch nahm. Achtzehnjährig bezog er die hohe Schule zu Erfurt, dort studierte er zuerst die Rechtsgelehrsamkeit, ging aber bald zur Theologie über und trat am 17. Juli 1505 ohne Wissen seines Vaters in das dortige Augustinerkloster. Vorher hatte er auf der Universitätsbibliothek zum erstenmale eine (lateinische) Bibel zu Gesicht bekommen. Auf des Generalvikars Staupitz Fürsprache durfte er im Kloster bald den Bettelsack mit den Schriftstudien vertauschen und wurde 1508 an die neugegründete kursächsische Universität Wittenberg berufen, wo er vornehmlich Vorlesungen über die heilige Schrift hielt und 1512. die theologische Doktorwürde erwarb. Auch predigte er häufig und wuchs dabei in der eigenen Erkenntnis und Aneignung des ohne Verdienst der Werke allein rechtfertigenden Glaubens. Eine 1510 im Auftrage seines Konventes unternommene Reise nach Rom bestärkte ihn vollends darin. Am 31. Oktober 1517 schlug er seine 95 Sätze wider Tezels Ablaßkram an die Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg. Von nun an war Kampf zwischen ihm und dem Stuhl zu Rom; 1520 that ihm der Papst in den Bann, Luther antwortete darauf mit der Verbrennung der Bannbulle samt den römisch-kirchlichen Rechtsbüchern vor dem Elsterthor zu Wittenberg. 1521 legte er vor Kaiser und Reich sein heldenmütiges Bekenntnis ab und weigerte den Widerruf: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen.“ Deshalb in die Acht erklärt, ließ ihn der Kurfürst Friedrich der Weise nach der Wartburg in ein sicheres Asyl bringen. Hier, in seinem Patmos, lebte er als Junker Georg mit vollem Barte im Rittergewand (S. 207), hier begann er das große Werk der Bibelübersetzung, das er — 1522 nach Wittenberg zurückgekehrt — mit großem Eifer fortsetzte, aber erst 1534 vollendete. Seine Mönchskutte, in der ihn unser erstes Bild (S. 206) noch darstellt, legte er am 9. Oktober 1524 öffentlich ab, indem er ohne sie predigte. Mit Katharina von Bora gründete er 1525 sein Haus, ein vorbildliches evangelisches Pfarrhaus. Unter viel Kampf und Widerspruch baute er seitdem das begonnene Werk der Reformation von Jahr zu Jahr weiter aus, rastlos thätig bei häufiger Leibesbeschwerde. Am 28. Januar 1546 reiste er nach seiner Vaterstadt Eisleben, um einen Streit der Mansfelder Grafen über ihr Bergwerk schlichten zu helfen, predigte, trotzdem er sich kaum von Krankheit erholt, noch viermal, wurde dann aufs neue kränker und entschlief am Morgen des 18. Februar. Sein Leichnam ruht in der Schloßkirche zu Wittenberg.

Durch seine Kirchenverbesserung, durch seine Zurückführung der christlichen Lehre auf das Wort Gottes brachte Luther auch in die Wissenschaft und in die Poesie einen neuen, geheiligten Inhalt. „Die Bibel und ihre Geschichte und Lehre,“ sagt Goedeke, „bildete den großen ehrwürdigen Hintergrund, den jede Dichtung haben muß, um wahrhaft lebensvoll zu wirken, und der seit dem Untergange des Heidentums bisher der deutschen Dichtung gefehlt hatte.“ Durch seine Bibelübersetzung wurde Luther der Reformator unserer Sprache, wie er der Reformator der Kirche war.

In den letzten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts war das Mittelhochdeutsche mehr und mehr entartet und verwildert. Immer breiter machten sich in der zur Hohenstaufenzeit so herrlich erblühten Sprache die roheren Volksmundarten, immer schwankender wurde der allgemeine Sprachgebrauch, immer tiefer sank die Sprache in Formen

und Lautverhältnissen. Am meisten litt darunter die Poesie. Für die Prosa bildete sich allmählich in Anlehnung an die fürstlichen wie städtischen Kanzleien eine **Kanzleisprache** heraus, die namentlich „durch Nürnberger und Augsburger Drucke zu allgemeinerer Verwendung und Ansehen kam." Das war die Sprache, deren sich Luther bediente. Er sagt davon in den „Tischreden": „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen; ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Kanzlei; darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache." Diese Kanzleisprache nun zur allgemeinen hochdeutschen Schriftsprache, zum **Neuhochdeutsch** ausgebildet zu haben, ist Luthers großes Verdienst. Das bezeugt Jacob Grimm: „Luthers Sprache," sagt er, „muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber, für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meist zum Schaden der Kraft und des Ausdruckes abgewichen worden ist."

Kanzleisprache.

Neuhochdeutsch.

Insbesondere durch Luthers **Bibelübersetzung** wurde das Neuhochdeutsche die Sprache, die von Nordosten her ihren Sieg über ganz Deutschland, ja zuletzt auch über Niederdeutschland und die deutsche Schweiz, nach langem Widerstreben beider feierte.

Luthers Bibelverdeutschung war die erste, die nicht mehr bloß auf der lateinischen Übersetzung der alten Kirche beruhte, sondern auf das Original, den hebräischen und griechischen Text, zurückging, welche Treue gegen das Original mit verständnisvollem Eingehen in seines Volkes Denk- und Sprachweise verband. Über ein Jahrzehnt dauerte seine erste Arbeit daran, und das Ganze ist nicht auf einmal zum Druck gelangt; das neue Testament erschien 1522, Altes und Neues 1534, fünf Jahre danach eine durchgreifende Überarbeitung, an der sich Melanchthon und andere Freunde beteiligten. Fort und fort feilte er an seiner Arbeit bis zu der letzten, von ihm revidierten Ausgabe von 1545, (im ganzen erlebte er zehn Originalauflagen und ca. 54 Nachdrucke seiner Bibel) und wohl darf man — trotz einiger seitdem durch die fortgeschrittene Sprachwissenschaft aufgedeckter Übersetzungsfehler — mit Goedeke sagen: „Nie ist ein Buch in der Welt so meisterhaft übertragen wie die Bibel von Luther."

Luthers Bibel.

Luther spricht sich selbst in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen" über die Schwierigkeiten der Übersetzung und seine Methode dabei folgendermaßen aus:

Vom Dolmetschen.

„Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern: läuft einer jetzt mit den Augen durch 3 oder 4 Blätter und stößt nicht einmal an; wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhin geht, wie über ein gehoffelt Bret, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf das man könnte so fein daher gehen. — — Denn ich habe Deutsch, nicht Lateinisch noch Griechisch reden wollen .... Als wenn Christus spricht: Ex abundantia cordis os loquitur und ich soll dolmetschen: Aus dem Überfluß des Herzens redt der Mund, sage mir: ist das deutsch geredt? so wenig als: Überfluß des Kachelofens ꝛc.; sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann auf dem Markt, dem du auf das Maul sehen sollst: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über! Item da der Engel Mariam grüßt: Maria voll Gnaden! wo redt der deutsche Mann so? Er denkt an ein Faß voll Bier oder Beutel voll Geldes. Darum habe ich's verdeutscht: „du holdselige!" Und hätte ich das beste Deutsch nehmen sollen, so hätte ich also verdeutschen müssen: „Gott grüß dich, du liebe Maria!" Denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er hätte wollen sie deutsch grüßen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich

Des lutters geſtalt mag wol verderbenn
Sein chriſtlich gemiet wird nymer ſterben.

Abb. 39. Bildnis Luthers in ſeinem 38. Jahre, noch in Ordenstracht, nach einer Wiederholung des Originalſtiches Lukas Cranachs vom Jahre 1521. Das Exemplar der Verlagshandlung trägt obigen Spruch als Unterſchrift.

IMAGO MARTINI LVTHERI EO HABITV EXPRESSA, QVO REVERSUS EST EX PATHMO VVITEMBERGAM. ANNO DOMINI 1522.

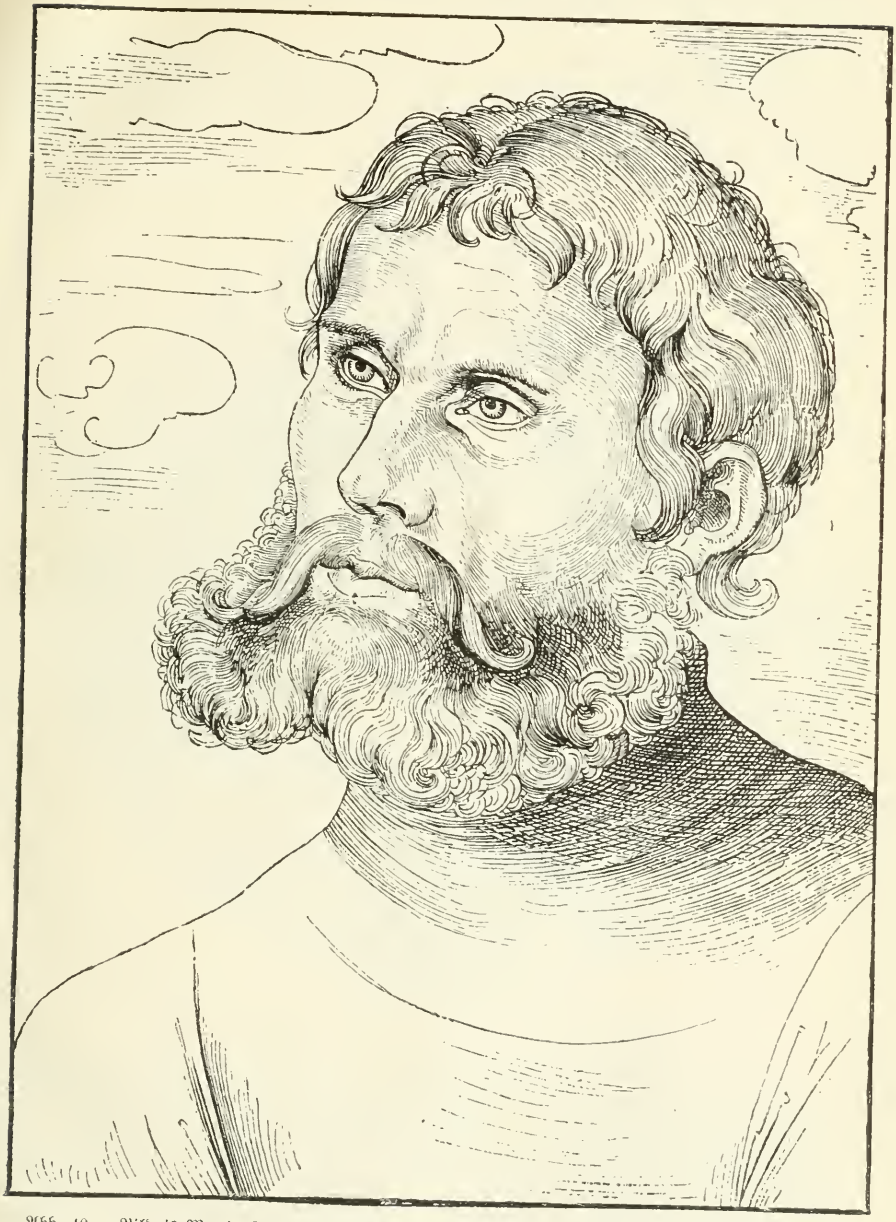


Abb. 40. „Bildnis Martin Luthers in der Erscheinung dargestellt, in welcher er zurückkehrte aus Patmos (Wartburg) nach Wittenberg im Jahre des Herrn 1522." Nachbildung eines Holzschnittes von Lukas Cranach vom Jahre 1522.

sein Wort das ist: du liebe Maria! Der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann; ich weiß nicht, ob man das Wort ‚liebe' auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder anderen Sprachen reden möge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinnen, wie es thut in unsrer Sprache."

Einen thatsächlichen Beleg für diese unermüdliche Dolmetsch-Arbeit Luthers gibt das von mir beigefügte Faksimile des von ihm zu seiner ersten Ausgabe des Psalters von 1524 niedergeschriebenen und für den Druck rot korrigierten, ursprünglichen Textes (Ps. 22—24) dem er erst in der Ausgabe von 1531 die Fassung gab, welche wir noch gegenwärtig in unsern Bibeln haben.

Abb. 41. Luthers Bildnis im 63. Jahre, alter Holzschnitt aus Cranachs Schule.

Bibeldruck.

Von der Erfindung der Buchdruckerkunst an bis zur Reformation waren 17 Bibelübersetzungen, teils in oberdeutscher, teils in niederdeutscher Mundart im Druck erschienen; aber die Sprache in allen war unbeholfen und rauh, darum gerieten sie in Vergessenheit, sobald Luthers meisterhafte Arbeit erschien, welche die Bibel mit einem Schlage zu dem gelesensten Volksbuch machte. Zwei der ältesten deutschen Bibeldrucke gingen aus der Offizin von Eggestevn (ohne Jahresangabe) und der von Mentel (von 1466) zu Straßburg hervor. Die s. g. „Armenbibel", welche mit 170 Holzschnitten in Albrecht Pfisters Druckerei in Bamberg hergestellt wurde, soll schon im J. 1462 gedruckt worden sein. Zum rechten Aufschwung kam der Bibeldruck aber erst mit Luthers deutscher Bibel und in Wittenberg.

Erklärungstafel zu dem Blatt aus Luthers Pſalmüberſetzung.

[regnum dei]
der herr hatt eyn reich
Denn [das reich] iſt des herrn]
[volckern]
vnd er iſt eyn herr vnter den heyden
Las 2 1 [reichen] las ſich
[Es] [haben] eſſen vnd betten an alle fetten auff erden. [Es knie] Las knie
[beugen ſich] fur yhm alle die ynn den ſtaub liegen beugen
sunt illi qui animam suam non vivificant et morientes vnd der [hellt] ſeyne ſeele nicht [beym] leben leſſt.
Eyn ſame wird yhm dienen
vom
[dem] herrn wird man verkundigen zu kinds kind
Sie werden komen vnd ſeyne gerechtickeyt predigen
dem volck das geborn iſt, das ers thutt.

XXIII
Eyn pſalm Danid

D er herr iſt meyn hirtte
myr wirt nichts mangeln metaphorus de anaritiis
[Er hatt mich laſſen]
da viel gras ſteht,
Er leſſt mich weyden [ynn der wnung des graſes] leyb vnd
furet [aus] zum das mich [erquicke] erkulet ſeel widder
vnd [neeret] mich [am] waſſer [gutter ruge] zu ſein
erquickt
lassam animam reducit Er [keret widder] meyne ſeele
r ſtraſſe
er furet mich auff rechte[m pfad] vmb ſeyns namens willen
Vnd ob ich ſchon wandert ym finſtern tal. furcht ich keyn vngluck
denn du biſt bey myr
3 2 1
Deyn ſtab vnd ſtecken troſten mich
fur gegen feynde
Du bereyttеſt myr eynen tiſch [zu gegen] meyne[n verfolgern]
du machſt meyn heubt fett mit ole, [meyn kelch iſt ſatt hat die fulle
vnd ſchenckeſt myr voll eyn
Gutts vnd barmherzickeyt werden myr nach lauffen meyn
leben lang
bleyben die lenge
vnd werde [wonen] ym hauſe des herrn [ſo lange zeit]

XXIIII
Eyn pſalm Danid

ie erde
D [as land] iſt des herrn vnd was drynnen iſt
der erdboden vnd wer drynnen wonet

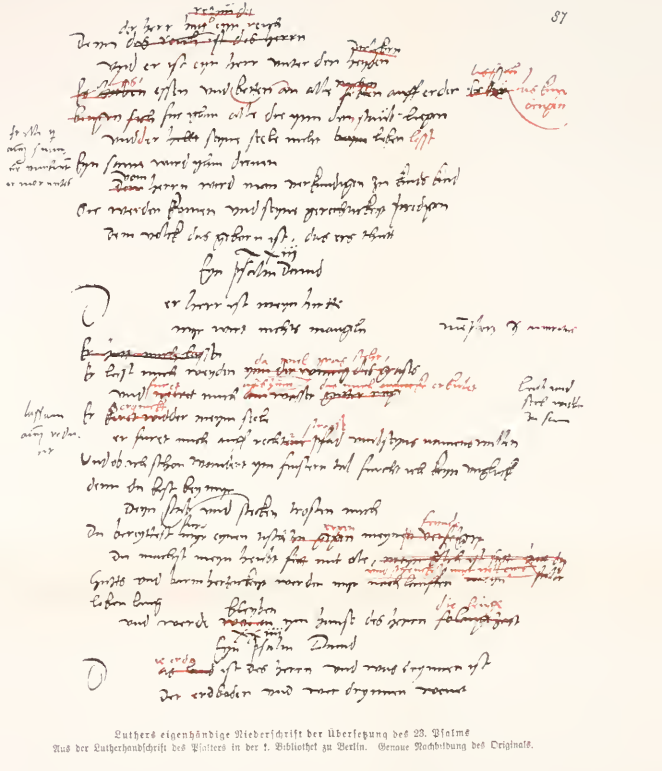
Erklärung: wnung, verſchrieben für wonung. Wonung des Graſes — wörtlich nach dem Hebräiſchen; „in habitaculis herbosis“ hat Luther ſelbſt in ſeiner lateiniſchen Pſalmauslegung (Erlanger Ausgabe. Band XVII S. 204). — ruge = ruhe. — erkulet = kühl macht, erfriſcht; in Grimms Lexikon wird es nur als intranſitiv gebraucht erwahnt; die Pſalmausgabe von 1528 hat: „erkület“; — keret widder — wortlich nach dem Hebräiſchen; Vulgata: convertit.

Zu Koenig Littera

2081

ior
c.

Lufft.



Luthers eigenhändige Niederschrift der Übersetzung des 23. Psalms
Aus der Lutherhandschrift des Pfalters in der k. Bibliothek zu Berlin. Genaue Nachbildung des Originals.

Abb. 42. Hans Lufft, Luthers Bibeldrucker, gest. zu Wittenberg 1584, 89 Jahre alt. Nach dem Bildnis in der Roth-Scholtzeschen Sammlung von Buchdruckerporträts vom Jahre 1726.

Seit 1518 hatte Luther mehrere seiner Schriften dem Buchdrucker **Melchior Lotter** (aus Aue im sächsischen Vogtlande gebürtig), der in Leipzig zugleich ein bedeutendes Verlagsgeschäft und einen offenen Buchladen unterm Rathause besaß, in Auftrag gegeben, und war mit der Ausführung so zufrieden gewesen, daß er alles daran setzte, diesen tüchtigen Mann, bei dem er während der Leipziger Disputation zur Herberge lag ganz nach Wittenberg zu ziehen, wo es damals nur einen sehr unbedeutenden Buchdrucker gab. Ende 1519 errichtete denn auch Lotters ältester Sohn, dem sich später ein jüngerer anschloß, ein Zweiggeschäft in Wittenberg, aus dem alle die zahlreichen Schriften Luthers von 1520—1523 hervorgegangen sind. Auf Lotterschen Pressen wurde im Jahre 1522 das Neue Testament gedruckt, das im September in Folioausgabe unter dem einfachen Titel „Das neve Testament, Deutzsch, Vuittenberg“ ohne Namen des Übersetzers wie des Druckers erschien; erst bei der zweiten Auflage nannte sich Melchior Lotter der Jüngere als Drucker. Am Alten Testament setzte derselbe auch 1523 und 1524 die Arbeit fort. — Da fiel 1525 der alte Lotter bei dem Kurfürsten Johann Friedrich wegen eines nicht näher bekannten Vergehens in Ungnade, und die Arbeit ging über auf **Hans Lufft**, einen „geschickten und unternehmenden Mann,“ der nahezu

Melchior Lotter.

Hans Lufft.

sechzig Jahre Luthers Bibel gedruckt hat und darum wohl der „Bibeldrucker“ genannt werden darf.

Hans Lufft. Hans Lufft, der mit Luther stets in freundschaftlichem Verhältnisse stand und auch dessen übrige Werke seit 1524 größtenteils druckte, war 1495 geboren, wurde 1550 Ratsherr und 1563 Bürgermeister der Reformationsstadt, in welcher Würde er 1584 starb. Seit dem Jahre 1534, in welchem der erste vollständige Bibeldruck von ihm in Arbeit genommen wurde, bis zum Jahre 1584 sollen mehr als 100000 Bibeln aus seiner Werkstatt hervorgegangen sein. Am Schluß der Lufftschen Drucke findet man seine Druckfirma in nebenstehender Weise, die vom letzten Blatte von Luthers Streitschrift „Wider den Bischoff zu Magdeburg Albrecht Cardinal. D. Mar. Luth. 1539“ genau nachgebildet ist.

Gedrückt zu Wittemberg durch Hans Lufft.

M. D. XXXIX.

Abb. 43.

Lufft's Druckerzeichen ist das nebenstehende, welches sich ebenso wie Luthers Wappen am Schlusse vieler lutherscher Schriften findet. Während der Reformator 1530 auf Koburg weilte, ließ Prinz Johann Friedrich für ihn einen Siegelring — „ein schön Pitschier“ — mit diesem Wappen anfertigen. Das gab ihm Anlaß, sich in einem Briefe an seinen Freund Spengler in Nürnberg über den Sinn desselben auszulassen. „Ein Merkzeichen seiner Theologie“ sollte es sein. „Das erst sollt ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig machet. — — Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede gibt und kurz in eine weiße, fröhliche Rosen setzt, nicht wie die Welt Friede und Freude gibt, darum soll die Rose weiß und nicht rot sein; denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarben Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig — — und um solch Feld einen gülden Ring, daß solch Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höhest, edelst und köstlichst Erz ist.“ In diesen Farben befindet es sich oberhalb der Eingangsthür zum Lutherzimmer auf der Wartburg.

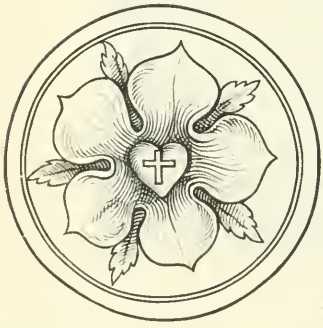


Abb. 44. Luthers Wappen von der Rückseite von Luthers Schrift „Vom Kriege wider die Türken“, Druck von 1529.

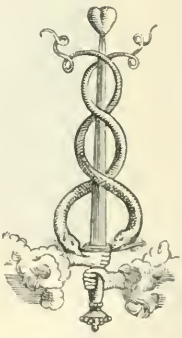


Abb. 45. Lufft's Druckerzeichen.

Dieselbe Volkstümlichkeit, welche Luthers Bibelübersetzung auszeichnet, geht durch die ganze ansehnliche Reihe seiner übrigen Werke. Wie er der Schöpfer des evangelischen Kirchenliedes, auf das ich weiterhin zurückkomme, genannt werden darf, so hat er auch in

em Schnörkel oder Zuge nach
gegossen werden mußten.

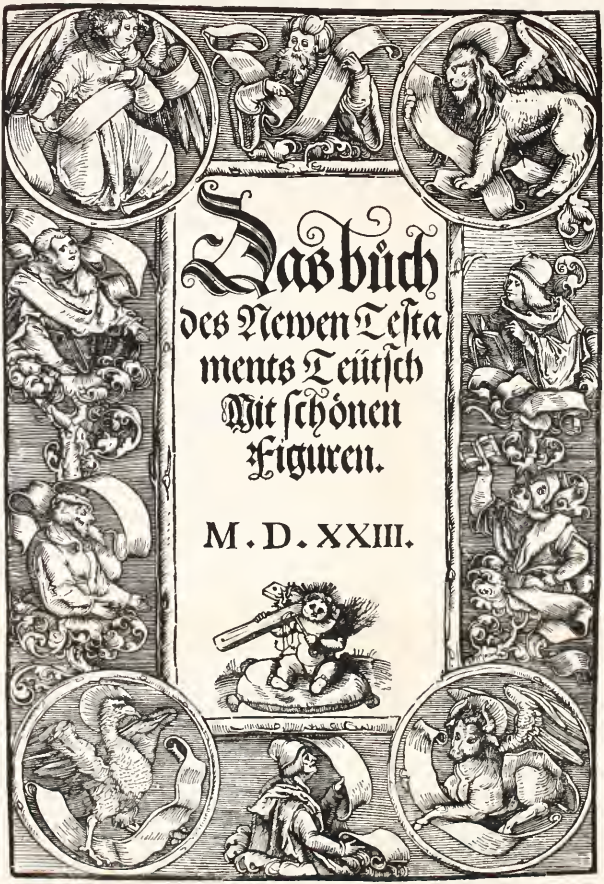
d seyne erste Epi-
i den Römern/
Peters Erste
dir Chri-
dir zů
hon

l ein
in sie
doch
eden.

Pro
von Luthers
auf Pergame

2109

Proben aus der von **Hans Schönsperger** in Augsburg mit den Typen des Teuerdank gedruckten Ausgabe on **Luthers neuem Testament** vom Jahre 1523 mit Randglossen und Holzschnitten von **Hans Schauffelin**. Kostbares, uf Pergament gedrucktes Exemplar von schönster Erhaltung, im Besitz der Stadtbibliothek zu Leipzig.



Titelblatt. Unter der Jahreszahl das Christkind mit Kreuz, Geißel und Ruthe auf einem Kissen. In den vier Ecken des Viereckes in Medaillons die Symbole der vier Evangelisten. Oben über dem Titel ein Israelit (Moses?) auf die Bandrolle zeigend. Unter dem Titel ein Mann in deutscher Tracht der damaligen Zeit. Zu beiden Seiten des Titels je zwei männliche Figuren. Der Oberste links, mit dem Buch unter dem Arm, scheint zu dem rechts in einem Buche Lesenden zu reden, der Untere links redet ebenfalls zu dem gegenüber befindlichen Ritter, der ihm ein aufgeschlagenes Buch entgegen hält.

Die Epistel sanct Pauli zů den Römern.

I

Das Erst Capitel.

PAulus ein knecht Jesu Christi: berůffen zum Apostel/außgesündert zů predigen das Euangelion gottes (welchs er zůuor verheyssen hat/durch seine propheten/in der heyligen schrifft/võ seinem sun/der jm geborn ist von dem samen Dauid/nach dem fleysch/vnd krefftig.

Der Anfang des Römerbriefs mit dem Holzschnitt des Apostels Paulus von Hans Schäufflin

---

Aus der Vorrede. Ein typographischer Luxus, der nur noch in seltenen Fällen vorkommt, z. B. im Teuerdank, sind die in jeder untersten Zeile der Schriftseiten mit einem Schnörkel oder Zuge nach unten ausladenden Buchstaben, die für solchen Zweck eigens gestochen und gegossen werden mußten.

Summa: Sanct Johannis Euangeli/vnnd seyne erste Epistel/Sãct Paulus Epistel: sonderlich die zů den Römern/Galatern/Ephesern: vnnd Sanct Peters Erste Epistel: Das seindt die Bücher/die dir Christum zeygen/vnnd alles leren/das dir zů wissen not vnd sälig ist/ob du schon keyn ander Bůch noch lere nymmer sehest noch hörest.

Darumb ist Sanct Jacobs Epistel ein rechte ströwern Epistel/gegen sie: denn sie doch kein Euangelisch art an jr hatt: doch dauon weytter inn anndern Vorreden.

Die Epistel sanct Pauli zů den Römern. I

Das Erst Capitel.

PAulus ein knecht Jesu Christi: berůffen zum Apostel/ausgesündert zů predigen das Euangelion gottes/welchs er zůuor verheyssen hat/durch seine pro pheten/in der heyligen schrifft/vō seinem sun/der im geborn ist von dem samen Dauid/nach dem fleysch/vnd krefftig.

Der Anfang des Römerbriefs mit dem Holzschnitt des Apostels Paulus von Hans Schäufelin

---

Aus der Vorrede. Ein typographischer Luxus, der nur noch in seltenen Fällen vorkommt, z. B.

allen seinen zahlreichen **Prosaschriften** — man zählt deren, kleinere und kleinste mitgerechnet, gegen 500 — stilistisch bahnbrechende und grundlegende, sprachgewaltige Muster und Vorbilder geschaffen, von denen noch das gegenwärtige Geschlecht lernen kann. Und doch hat er öfters den Wunsch ausgesprochen, daß „alle seine Bücher zu Grunde gehen oder neun Klaftern tief unter der Erde begraben sein möchten"; ebenso hat er niemals auch nur das geringste Honorar für irgend eine seiner Schriften angenommen. Luthers Prosawerke.

An das Hauptwerk seines Lebens schlossen sich seine Bibelauslegungen wie seine Vorreden zu den einzelnen Büchern der heiligen Schrift aufs engste an: letztere namentlich ausgezeichnet durch ihre knappe, kernige, herzbewegliche Sprache; demnächst seine Katechismen, pädagogische Meisterwerke und Grundpfeiler der von ihm ebenfalls ins Dasein gerufenen evangelischen Volksschule; ferner seine „aufs einfältigste den Ungelehrten" gehaltenen Predigten, die teils einzeln, teils in Postillen herauskamen, und deren nicht geringster Vorzug ihre Kürze war (nach seiner eigenen Regel: „Geh flugs hinauf, thu's Maul auf, hör bald auf!"). Unter der großen Zahl nennen wir nur die Sermone vom ehelichen Stande (neuerdings mit verwandten Stücken in der „Ausgabe der Bücherfreunde" u. d. T. „Von Ehe- und Klostersachen" wieder veröffentlicht) und die sieben Predigten wider die Bilderstürmer. — Eine noch großartigere Beredsamkeit tritt hervor in den verschiedenen Sendschreiben, so in dem berühmten, scharf schneidigen und durchweg packenden „An den Christlichen Adel deutscher Nation: von des Christlichen standes besserung" 1520 (nach dem Lotterschen ersten Druck von Wilhelm Braune neu herausgegeben), worin er ein eingehendes lebendiges Bild von den Mißbräuchen in der Kirchenverfassung und weltlichen Regierung entwirft und seine reformatorischen Ideen entwickelt. Für die Begründung der evangelischen Volksschule war entscheidend sein Sendschreiben „An die Radherrn aller stedte deutsches lands: daß sie Christliche schulen auffrichten und halten sollen." — Von großer Wichtigkeit für sein Leben wie für seine Lehre sind seine Briefe, von denen wir gegen 3000 besitzen (in Auswahl herausgegeben von C. A. Hase) und die noch jetzt uns fesseln, sei es, daß er an sein Häuschen väterlich kindlich schreibt oder mit „Meinem lieben Herrn Frau Katherin Lutherin" harmlos scherzt oder an Gelehrte, Fürsten, den Papst ꝛc. mit ernst wissenschaftlicher Auslassung oder streng mahnender Rede sich wendet. — Ergänzt werden dieselben durch die erst nach seinem Tode von Freunden veröffentlichten „Tischreden", die, im allgemeinen zuverlässig, das Bild des ganzen Mannes in dankenswerter Weise vervollständigen. — Sehr zahlreich sind endlich seine polemischen Schriften oder — wie er sie selbst nennt — seine „Streitbucher" oder auch „Sexternlein" und Quaternlein" (Sechs- und Vierhefte, d. h. Lagen von sechs oder vier in einander gelegten Bogen). Während durchweg ein naturwüchsiger Humor in Luthers Schriften zutage tritt, herrscht hier eine oft alle Grenzen überschreitende derbe Satire und ein schneidiger Witz vor, man fühlt darin das „altdeutsche, an den alten Donnergott Thor erinnernde Zornfeuer", wie es Wolfgang Menzel nennt, hindurch, aber nicht minder auch immer den heiligen Eifer um seines Gottes und seines Volkes Sache. Schon die Titel sind hier charakteristisch. So veranlaßte ihn die Heiligsprechung des 1107 verstorbenen Bischofs Benno von Meißen durch Papst Hadrian zu einer Schrift „Wider den neuen Abgott und alten Tenfel, der zu Meißen soll erhoben werden." Gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig, einen eifrigen Papisten, war die Schrift „Wider Hans Worst" gerichtet; ebenso unmäßig bitter und hart waren die Schriften „Wider die Mördischen vnd reubischenn Rottenn der Paurenn" und besonders „Auff des Königs zu Engelland Lästerschrift Mart. Luthers Antwort." Die noch junge Buchdruckerkunst überschwemmte mit ihnen in zahllosen Nachdrucken das deutsche Land. Deutsche Künstler, besonders Cranach und seine Werkstätte, verzierten die Titel mit teils guten, teils geringen, oft satirisch anzüglichen Vignetten. Die auf S. 212 verkleinert abgedruckte Probe möge das Aussehen der Originaldrucke lutherscher Streitschriften veranschaulichen. Eine gute Auswahl der Streit-

schriften mit den Titelbordüren enthält die schon vorhin erwähnte „Ausgabe der Bücherfreunde."

Im Lutherjahre 1883 wurde dem Reformator durch die von Knaake und Kawerau begonnene kritische Gesamtausgabe seiner Werke ein würdiges litterarisches Denkmal errichtet.

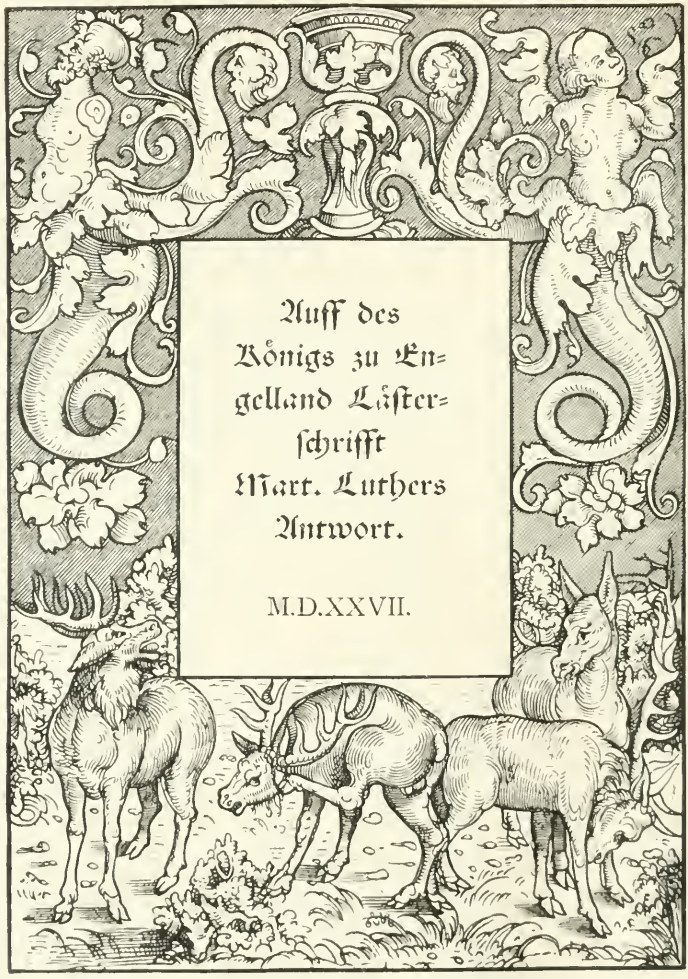


Abb. 46. Titel einer lutherschen Streitschrift.

Der katholische Prälat von Döllinger sagt von Luther: „Er ist der gewaltigste Volksmann, der populärste Charakter, den Deutschland je besessen." Darum lag es ihm auch so am Herzen, das Schulwesen zu heben und seine Segnungen allen Volksschichten zugänglich zu machen; es ist schon vorhin gesagt, daß die evangelische Volksschule ihn ihren Vater nennen darf.

Leider trat ihm die Gelehrsamkeit bei den höheren Anstalten hemmend in den Weg. Nur in den niederen Schulen wurde die Heimatsprache geduldet; vor Studenten deutsch zu sprechen hat nur ein Mann des XVI. Jahrhunderts gewagt: Paracelsus zu Basel, und sein Vorgang blieb ohne Nachfolge. Selbst von Luthers nächstem Freunde, **Melanchthon**, der auch der Zeitneigung gemäß seinen guten ehrlichen Namen Schwarzerd ins Griechische übersetzte, giebt es nur lateinische Schriften. Wer als Dichter etwas gelten wollte, mußte lateinische Verse machen, nur ein solcher wurde mit dem Lorbeer von Kaiserlicher Majestät gekrönt — eine Sitte, die mit dem Aufblühen des Humanismus von Italien gekommen war — wie auch **Ulrich von Hutten** wegen seiner lateinischen Schriften von Kaiser Maximilian zu Augsburg 1518 gekrönt ward.

Abb. 47. Ulrich von Huttens Bildnis von einer seiner Streitschriften gegen Erasmus. Nach dem Exemplare der Bibliothek der deutschen Buchhändler zu Leipzig.

Ulrich v. Hutten.

Ulrich von Hutten, geb. 21. April 1488 auf dem Schlosse Steckelberg in Franken, nach einem unruhigen, stürmisch bewegten Leben am 29. August 1523 auf der Insel Ufnau im Zürchersee gestorben, hat auch einzelne deutsche Bücher geschrieben, nachdem er damit angefangen, seine lateinischen Schriften ins Deutsche zu übersetzen. So wird ihm ein satirisches Gesprächbüchlein „Der Karsthans“ (Bauer mit der Hacke) zugeschrieben, in welchem der Ritter Franz von Sickingen einen Bauern für die Ideen der Reformation gewinnen will. Das längste und umfassendste Reimgedicht Huttens „Clag und Vormanung gegen dem übermäßigen unchristlichen Gewalt des Bapsts zuo Rom und der ungeistlichen Geistlichen“ ist in freilich etwas ungehobeltem Deutsch verfaßt, in welchem er erklärt, warum er jetzt deutsch schreibe:

Latein ich vor geschriben hab'
das was eim jeden nit bekant.
Jetzt schrei' ich an das Vaterland.

Berühmt geworden ist vor allem sein „new lied“, das anhebt:

Ich habs gewagt mit sinnen
und trag des noch kain reu,
mag ich nit dran gewinnen
noch muß man spüren trew;

dar mit ich main nit aim allain,
wen(n) man es wolt erkennen:
dem land zu gut, wie wol man tut
ain pfaffenfeint mich nennen.

und mit den Worten schließt:

Auf, landsknecht gut und renters mut,
last Hutten nit verderben.

Kurz, das sechzehnte Jahrhundert, welches der deutschen Sprache eine neue Bahn brach, war das „Blütenalter der lateinischen Dichtkunst unter den Barbaren." Dadurch kamen natürlich viele überflüssige und unverständliche Fremdwörter in die deutsche Sprache, und das Übel wurde durch den Verkehr mit Italien und Frankreich noch schlimmer, wenn auch der welsche Einfluß erst im siebzehnten Jahrhundert sich zu seiner ganzen Höhe entwickelte. Nur klein war die Zahl der Gelehrten, welche dieses undeutsche Wesen rügten, und die es thaten, widersprachen sich oft selbst in ihren Schriften und vermochten nicht die Entfremdung zwischen dem Volke und seinen höchsten Bildnern auszugleichen.

Gelehrtenpoesie.

Sehen wir uns nun etwas näher in der **Poesie der Gelehrten** um, so finden wir die alten Heldengesänge völlig vergessen und verklungen; in vornehm geringschätziger, meist spöttischer Weise wurde wohl noch hie und da davon Notiz genommen, aber als wertvoll und mustergültig galt nur die Sagendichtung des klassischen Altertums. Ein deutscher Stoff wurde allein durch das Gewand der Allegorie und Mythologie poetisch zulässig, wie 1568 das Lob des Herzogs von Bayern und des bayerischen Herzogshauses in dem „Lustgart Newer Teutscher Poeterey" von Mathias Holtzwart von Harburg. Damit verbunden ging ein lehrhafter, meist auch polemisch-satirischer Zug durch die ganze epische Poesie des XVI. Jahrhunderts. Darum behauptete auch Sebastian Brants Narrenschiff seine Beliebtheit, und nächst ihm, ja von vielen noch höher, wurde **Thomas Murner** geschätzt, dessen vielfach im Parteikampf verunglimpftes Lebens- und Charakterbild im J. 1879 von Karl Goedeke in ein viel günstigeres und gerechteres Licht gestellt worden ist.

Thomas Murner.

Thomas Murner wurde um 1475 zu Straßburg im Elsaß geboren, trat 1491 in den Barfüßerorden und erhielt 1494 die Priesterweihe. Von seinen Obern zu höherem gelehrten Studium bestimmt, besuchte er mehrere auswärtige Universitäten und wurde vermutlich in Paris Magister der freien Künste. In Krakau erwarb er 1499 das theologische Baccalaureat, bald danach weilte er als Lehrer in Freiburg im Breisgau, wo er später auch Doktor der Theologie wurde. Noch vorher krönte ihn Kaiser Maximilian zu Worms mit dem „poetischen Lorbeer"; wofür ist nicht bekannt, denn seine bedeutendsten Dichtungen, „Narrenbeschwörung" und „Schelmenzunft, erschienen erst 1512. In beiden bewährte er sich als „einer der einsichtigsten, unbefangensten und freimütigsten Ordensgeistlichen seiner Zeit."

Narrenbeschwörung.

In der „Narrenbeschwörung" (1879 von Goedeke neu herausgegeben), in welcher er die Narren unter sprichwörtliche Rubriken (z. B. eine wächserne Nase machen, mit Gott die Geiß hüten, Esel gürten, Zungen schleifen 2c.) ordnet, rügt er den Verfall des christlichen Lebens und das Ablaßwesen; von den Geistlichen sagt er:

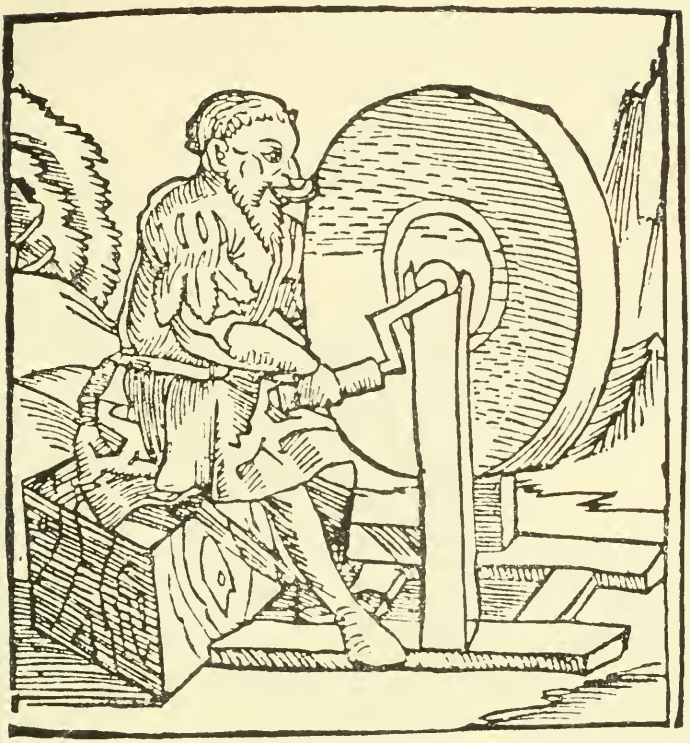
Wir kaufent unser glück und heil; — das selbig als man käuflich findt,
sag mir, was ist iez nit feil? — Gnade und ere, ouch iren gunst,
Tugend, ere und erberkeit — das sie entpfangen hond umbsunst
verkäuft uns als die geistlichkeit. — von Christo Jhesu in sim leben,
Rü (Reue) und leid umb unser sünd — das sies umbsunst soln widergeben.

Schelmenzunft.

Die „Schelmenzunft" (1881 von Scherer in Facsimiledruck herausgegeben) ist in Gesprächsform abgefaßt; die Schelme werden unter verschiedenen Rubriken, je mit entsprechenden Holzschnitten aufgeführt, voran „die blawen enten prediger", d. h. die Geistlichen, die auf der Kanzel, statt von Gottes Wort, von allerlei unnützen und läppischen Dingen reden. Auch der Gebrauch der lateinischen Sprache im Gottesdienst wird gerügt.

Glatte wörter schleyffen.

214a



Die welt iſt yetz des liſts ſo vol
wer ſie überliſten ſol
Der iſt von künſtenreychen ſynnen
vnd muß mer dañ ich ſelber kynnen
Auch nach der rechten ſchnierly greyffen
vnd freylich glatte wörter ſchleyffen
All warheit leyt yetz vff der erd
wer mit vmbgat der iſt nit werd

etc.

Probeſeite aus „Der ſchelmen Zunft / Anzeigung alles Weltleuffigen mutwils / Schalckheiten vnd bubereyen diſer zyet durch doctor Thomas Murner von Straßburg / ſchympflichenn erdichtet / vnnd zu Franckfurt an dem Meyn geprediget. Getruckt vnd volendet in der loblichen ſtatt Straßburg / durch Johannem Knobloch. Als man zalt nach der geburt Chriſti vnſers Herren / Tauſent Fünffhundert vnd ſechtzehen Jare."

(Nach dem Exemplare der Universitätsbibliothek zu Leipzig.)

Von dem grossen Lutherischen Narren wie in doctor Murner beschworen hat. ꝛc.

Titelblatt von Murners „Großem lutherischen Narren", genaue Nachbildung des Exemplares der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

„Item dis buch ist getruckt mit prinilegien von Keiserlicher vnd Hyspanischer maiestat durch gnaden erlangt / das dis buch niemans nach trucken sol in .V. iaren / vnd ob es nach truckt wurd / die niemand verkauffen sol im heiligen römischen reich bei verlierung X marck lötiges golds / alles nach vermög und inhalt brieflicher vrkünd darüber begriffen / die ich vff beger zu besichtigen mit verhalten wil / vnd hie mit mengklich gewarnt haben / vnd ist vollendet von Johannes Grienninger / bürger zu Straßburg vff freitag nach sant Luci vnd Otilien tag. In dem iar nach der geburt Christi vnsers lieben herren Tusent fünffhundert zwei vnd zwentzig. ꝛc.

Dann folgen die Zungendrescher, die Schulsackfresser (die ihr Erlerntes wieder aufzehren), die Ohrenmelker (die den Leuten nach dem Munde reden) ꝛc. ꝛc.

Über beide Dichtungen predigte Murner auch. Danach scheint er nach Italien gegangen zu sein, um Jurisprudenz zu studieren. 1515 hielt er in Trier Vorlesungen über die Institutionen, die er 1519 „nach Laut und Ordnung des lateinischen Buchstabens verdeutscht" herausgab. In demselben Jahre war auch ein neues Gedicht, die „Gäuchmatt", von ihm erschienen. Er nennt es einen „Schimpf" (Scherz), den „er sich zur Fastnachtserholung von seinen ernsteren Studien gegönnt habe."

Gäuchmatt.

Die „Gäuchmatte" (Kuckucks- oder Narrenwiese) zur straff allen wibschen Mannen; also eine Verhöhnung der weibischen Männer, die sich von den Weibern äffen und gängeln lassen. Der Gauch oder Kuckuck erscheint hier als Vogel der Venus; die Gäuche sind Vennsdiener, die sich von den Weibern zu allerhand Thorheiten, oft zu den größten Freveln verleiten lassen.

Im J. 1519 war Murner in Basel Doktor beider Rechte geworden. Aber auch mit theologischen Fragen beschäftigte er sich noch; ja er gab Luthers zuerst lateinisch erschienene Schrift von „der babylonischen Gefängnis der Kirche" in deutscher Übersetzung heraus und widmete seitdem den Schriften Luthers und seiner Lehre eine stete Aufmerksamkeit, die ihn freilich bald dazu führte, gegen die Reformation Front zu machen. Eine ganze Reihe Büchlein ließ er nun wider Luther und seine Anhänger drucken, welche wiederum viele Schmähschriften wider ihn selbst hervorrief. Auf diese antwortete Murner in seiner Satire „Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Doctor Murner beschworen hat" (herausgegeben von H. Kurz), die Goedeke „seine beste Dichtung" nennt, „in der eine übermütige, fröhliche, ja bachantische Laune herrscht, wie im ganzen übrigen Zeitalter der Reformation sonst nirgends." Auch diese Schrift zeigte, wie alles, was in jener Zeit gedruckt ward, dieselbe Liebhaberei für ausschmückende Holzschnitte; unter dem Titel sieht man einen Mönch mit einem Katzenkopf, welcher einem auf der Erde liegenden Narren mit einem Stricke den Hals zusammenzieht, aus dem verschiedene kleine Narren herausfahren. Das ganze war eine Wiederaufnahme der „Narrenbeschwörung."

Luther. Narr.

Im Jahre 1523 wurde Murner „durch einen englischen Agenten, der dazu keinen Auftrag hatte, nach England gelockt, wo er wohlwollend aufgenommen und von König Heinrich VIII mit 100 Pfund Sterling entschädigt wurde." Nach seiner Heimkehr nötigte ihn die inzwischen in Straßburg zum Siege gelangte Reformation, in die Schweiz, nach Luzern zu flüchten. Auch dort war nicht lange seines Bleibens: nach mancherlei Irrfahrten kam er als Pfarrer nach Oberehnheim (bei Straßburg), wo er im Jahre 1537 starb („er hat sein end wunderbarlich genommen", heißt es in einer Prozeßschrift vom Jahre 1577 über ihn).

Gegen Murner richtete der Schweizer Dichter, **Pamphilus Gengenbach**, der in Basel zwischen 1509 und 1523 als Buchdrucker lebte, die Satire „History von einem Pfarrer und einem Geist und dem Murner" (der die Reformation beschwören will, aber von dem Geist derselben verschlungen wird).

Gengenbach.

Gengenbach dichtete übrigens außer dieser und noch mehreren anderen Satiren auch einige historische Lieder, so „Der alt Eydgenoß", „Der Bundschuh" u. a. Das Bedeutendste leistete er aber als dramatischer Dichter. Seine Fastnachtspiele tragen durchweg einen ernst-sittlichen Charakter und sind von kulturgeschichtlicher Bedeutung: in der „Gauchmatt" (Narrenwiese) wird die Unkeuschheit gestraft, indem die verschiedenen Alter und Stände charakterisiert werden, die sich ihr hingeben; in dem „Nollhart" fragen die politischen Mächte der Reihe nach den Bruder Methodius, Brigitta und die Sibylla von Cumä um ihre Zukunft, und allen, dem Papst, dem Kaiser ꝛc. wird tüchtig die Wahrheit gesagt.

Luthers Satiren und Fabeln.

Wie wir oben sahen, kann man auch **Luther** zu den Satirikern rechnen; das Schärfste darin hat er in der „Bulla vom Abentfressen des Allerheyligsten Herrn des Bapstes", das Geistvollste vielleicht in der „Fabel vom Löwen und Esel" geleistet.

Es wird in dieser Fabel der Streit zwischen Staat und Kirche in dem Bilde eines Wettkampfes zwischen Löwen und Esel dargestellt, in welchem der Löwe den kürzeren zieht. Luther hatte diese Fabel den aus Äsop übersetzten Fabeln hinten angehängt als „eine neue Fabel Äsopi, neulich verdeutscht gefunden." Er war überhaupt ein großer Freund der Fabeln, empfahl wiederholt die Belehrung durch dieselben und erzählte solche gern bei Tisch und anderen Gelegenheiten, brachte auch wohl den niedersächsischen Reinecke Fuchs mit zu Tisch und las daraus vor.

Seinem Beispiele folgend behandelten insbesondere zwei Männer die Fabel im Anschluß an Äsop: Erasmus Alberus und Burkhard Waldis, beide eifrige Anhänger Luthers.

Alberus.

Erasmus Alberus, ums Jahr 1500 geboren, 1553 als Superintendent zu Neubrandenburg gestorben, gab seine Fabeln u. d. T. „Buch von der Tugend und Weisheit" heraus.

Waldis.

Durch die natürliche Gefälligkeit und Gewandtheit seiner Erzählung übertraf ihn **Burkhard Waldis.** Um 1490 geboren, nach 1557 (?) gestorben, war er in seiner Jugend Franziskanermönch, in seinem Alter evangelischer Pfarrer. Sein „Esopus" enthält 400 meist aus älteren lateinischen und deutschen Werken geschöpfte Fabeln, darunter auch Schwänke und Anekdoten, in denen durchweg eine reformatorische Richtung hervortritt. (Neue Ausgabe von H. Kurz.)

Einer Mittelgattung zwischen Tierepos und Fabel, die man allegorisch-satirisches Tiergedicht genannt hat, gehört der **„Froschmeuseler"** von **Rollenhagen** an, der 1595 im Druck erschien.

hagen.

Georg Rollenhagen, am 22. April 1542 zu Bernau in der Mark Brandenburg geboren, studierte in Wittenberg unter Melanchthon, bekleidete das Rektorat in Halberstadt, später dasselbe Amt in Magdeburg und starb daselbst am 13. Mai 1609.

Aus einer Nachahmung der homerischen Batrachomyomachie (Froschmäusekrieg) hervorgegangen, hat der Froschmeuseler doch der Stimmung der Zeit gemäß einen stark polemischen Charakter, ist gut und lebendig, aber breit und oft etwas verworren ausgeführt. Die Tiere führen Eigennamen wie im Reinecke Fuchs, sind aber nur verkleidete Menschen, die allerlei lehrhafte Gespräche halten. Das Ganze ist in drei Bücher geteilt. Das erste enthält die Lehre, daß man im gemeinen Leben und Haushalt gottesfürchtig, fleißig, gutthätig und vorsichtig sein, mit seinem Stand vorlieb nehmen und sich am Geringen genügen lassen solle. Das zweite will zeigen, daß gemeiniglich auf veränderte Religion auch Veränderung des Regiments erfolge; daß in der Religion das beste sei: die Lehrer bleiben bei der heil. Schrift und enthalten sich der weltlichen Obrigkeit; im weltlichen Regiment sei das beste, daß man einen König habe. Das dritte Buch handelt von Kriegssachen, was dabei zu beratschlagen und vorzunehmen sei. Der Schluß des Ganzen, worin die zwischen den Mäusen und Fröschen gelieferte Schlacht beschrieben wird, hat einen mehr epischen Charakter. — Ungeachtet der Lehrhaftigkeit gehört das Gedicht zu den besten des XVI. Jahrhunderts. Eine neue Ausgabe mit Biographie des Dichters ist 1876 von Karl Goedeke besorgt worden.

Aber auch ohne solche allegorische Einkleidung liebte man es in Versen zu

Agricola.

lehren; so schrieb der Kantor **Martin Agricola** (1486—1556) eine gereimte An-

Hermann.

weisung zur Instrumentalmusik („Eine kurtz deutsche Musica"), und **Nicolaus Her-**

Binenkorb

Deß Heyl. Römischen Imen

schwarms / seiner Humelszellen (oder Himels-

zellen) Hurnaußnäster / Brämenge-

schwürm vnd Wäspengetös.

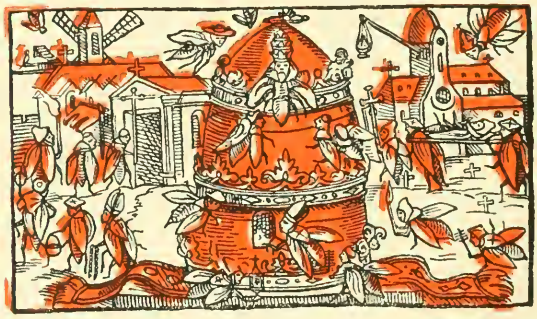
Sampt Läuterung der Heyl. Röm. Kirchen Ho-

nig wabē: Einweihung vñ Beräuchung oder Fegfeu-

runa der Imenstöck: vñ Erlesung der Bullenblumen der Decretenkräuter des Heydnischen Klosterhysops / der Suiter Säudisteln / der Saurdonische Säu bonen / deß Magis nostrische Lixivipesenchels / vñ deß Imenplatts den Platt-imen auch deß Meßthaues vñ H. Saffts von Wunderbäumen / ꝛc. Alles nach dem rechten Himelstau oder Manna iustirt / vnd mit Mentzerkletten durchzirt.

Durch Jesawalt Pickhart / des Canonischen Rech-

tens Canonisirten oder Gewürdigten / ꝛc.



VMangst hatt klaat mein Frater Naß In offnem truck / wie ich selbs baß.
Es sei ein Römischer Binkorb truckt (Deß honig er sonst vil het gschluckt)
Aber der sei im nit bekantlich / Weil das Teutsch ist so vnuerständlich /
Das er nicht wiß / ob es Teutsch sei / Oder eyn Kuderwelscher Prei.
Nun ists nit on / er ist außgangen Auff Rider Teutsch / vnd wol abgangen
Welchs Teutsch die Naß nit schmacke mag Deßhalb / damit er fuhr seyn klag:
Wil ichs im zu lieb teutschē thun Auff gut preyt Fränckisch hoch Teutsch nut
Dann ich in so viel lieber haß / Weil er nicht ist gescheider daß.
Wolauff die Humeln prummen schon / Eyn jeder seiner Nasen schon /
Wer mit den Wäspen vm will gohn.

Gedruckt Zu Christlingen.

Titel und Schluß von Fischarts Bienenkorb v. J. 1581, nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. (Wirklicher Druckort wahrscheinlich Nürnberg.) Am Schluß des Werkes die Druckangabe: „Explicit Explicium, sagt die katz zum Hund, Würst sind ungesund. Getruckt zu Christlingen bey Vrsino Gottgewinn. M.D.LXXXI.

mann, der geistliche Liederdichter († 1561), eine „Oeconomia oder Bericht, wie sich ein Hausvatter halten soll." Bedeutender sind zwei Lehrgedichte von **Bartholomäus Ringwaldt**, einem Landpfarrer in der Neumark (geb. 1530; gest. vor 1599). Ringwaldt.

Das eine, betitelt „Die lautere Wahrheit", ist ein Lehrbuch des christlichen Verhaltens für das weltliche Kriegerleben und der Tapferkeit für die geistliche Ritterschaft und enthält ein anschauliches Bild der Zeit und ihrer Sitte in lebendigen Schilderungen. Lange Zeit war es ein Lieblingsbuch in Norddeutschland und erlebte Auflage nach Auflage in wenigen Jahren. — Das zweite „Die christliche Warnung des treuen Eckart", schildert unter der Vision des sagenhaften Hüters am Venusberge die Vergeltungen der irdischen Tugenden und Laster im Himmel und in der Hölle. — In beide Dichtungen sind mehrere Lieder eingefügt, die sich durch große Frische auszeichnen.

Der bedeutendste und fruchtbarste Vertreter der episch-didaktischen wie der satirischen Dichtung jener Zeit ist **Johann Fischart**, genannt Mentzer.

Abb. 48. Initial E aus Fischarts „Bienenkorb". Als Beispiel der Druckverzierung im XVI. Jahrh.

In Straßburger vermutlich von Geburt, aber wohl aus Mainzerischem Geschlecht, worauf sein Beiname Mentzer hindeutet, studierte **Johann Fischart** auf verschiedenen Universitäten die Rechtswissenschaft, erwarb 1574 in Basel den Doktorgrad, lebte dann längere Zeit in Straßburg als Litterat, wurde 1581 vermutlich Advokat am Reichskammergericht zu Speier, jedoch ohne feste Bestallung, 1582 jedenfalls Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken, heiratete und starb — wahrscheinlich noch nicht fünfzigjährig — daselbst im Winter 1589 auf 1590. Johann Fischart.

In Versen und in Prosa hat dieser geistreiche und gelehrte Mann, der ebenso im klassischen Altertum, wie in der französischen Litteratur zu Hause, vor allem aber mit seiner heimatlichen Poesie vertraut war, das Mannigfaltigste geleistet, und durchweg waltet ein tiefer Ernst unter dem Gewande seiner bitteren Satire und seines oft derben und ausgelassenen Humors. Fischarts Werke.

Er begann mit Gedichten wider den Jesuitenorden, der zu seiner Zeit die evangelische Kirche aufs schwerste bedrohte; 1570 erschien sein „Nacht Rab oder Nebelkrähy", das sich gegen einen gewissen Jakob Rabe von Ulm richtete, der aus der evangelischen Kirche in die katholische zurück und in den Jesuitenorden getreten war. Dann folgte „Von S. Dominici, des Predigermünchs, und S. Francisci, Barfüßers, artlichem Leben und großen Greueln", dann „der Barfüßer Secten- und Kuttenstreit", alles in Versen. In Prosa erschien von ihm 1579 die freie Nachbildung eines holländischen Werkes unter dem Titel „Der Bienenkorb des Heyl. Roemischen Immenschwarmes"; endlich im J. 1580 die „wunderlichst, unerhörtest Legend und Beschreibung des vierhörnigen Jesuiterhütleins", das die viereckige Kopfbedeckung der Jesuiten benützt, um diese als die gehässigste von allen geistlichen Gesellschaften, als die „Jesuwider", darzustellen. Lucifer, der das vierfache Horn ausgesonnen, sagt davon:

„Deshalb, damit ich on Genaden
den Menschen mög' thun vierfach Schaden
so will ich es zu disen Sachen
viereckigt und vierhörnig machen,
auf daß es viermal vil mehr Gift
in sich halt, dann die vor gestift ꝛc."

Aller Practick Groß-muotter.

In den weltlichen Stoffen leistete Fischart nicht minder Vortreffliches. Von Witz übersprudelnd ist sein Prosabüchlein „**Aller Practick Großmuotter**“ (1572), eine Verspottung des damals im Schwange gehenden Unfugs mit den sogenannten „Praktiken“, d. h. den Kalendern mit ihren Regeln für das Aderlassen ꝛc. und mit ihren abergläubischen oder betrügerischen Prophezeiungen.

Flöhhatz.

Von derberer Komik ist der 1573 erschienene „**Flöh Hatz, Weiber Tratz**“ (der wunder unrichtige und spottwichtige Rechtshandel der Floeh mit den Weibern ꝛc.), der übrigens — nach Wackernagels Meinung — auch einen lehrhaften Hintergrund hat: denn „die Klagen über die Verfolgung durch die Weiber, die der Floh an die Mücke und bis vor Jupiter bringt, die Verantwortung der Angeklagten und als Entscheid die Verurteilung des Flohes durch den Flöhkanzler, den Dichter selbst, alles das ist zuletzt nur auf die Standesunzufriedenheit der Menschen abgezielt: denn es wird dem Floh als Selbstüberhebung angerechnet, daß er aus dem Staub an den Hund, vom Hund an die Weiber gehe.“

Glückhaftes Schiff.

In völlig ernster Gesinnung und mit lebensfrischer kräftiger Anschaulichkeit hat Fischart die 1576 unternommene Reise der Züricher nach Straßburg in seinem „**Glückhafft Schiff von Zürich**“ beschrieben. Es hatte nämlich im Sommer jenes Jahres die Reichsstadt Straßburg ein großes Freischießen mit Armbrust und Büchse, samt Ausspielung eines Glückstopfes, veranstaltet: ein Bürgerfest, das zwei Monate hindurch dauerte. Die meisten Schützen aus den befreundeten Rheinstädten, aus Schwaben und der Schweiz waren bereits in Straßburg eingetroffen. Da schifften sich am 20. Juni in der Morgendämmerung 54 Männer unter Führung des Bannerherrn Kaspar Thomann zu Zürich auf der Limmat ein und landeten im Zwielicht des Abends zu Straßburg, und zum Zeugnis dieser schnellen Fahrt lieferten sie einen ehernen Topf mit Hirsebrei, der in Zürich gekocht worden, noch warm zur Tafel des Ammeisters, und zeigten damit, daß sie in Notfällen aus vier Tagereisen eine machen und mit den Waffen ihren Verbündeten Hilfe bringen könnten, ehe der Brei kalt geworden sei. Zum Andenken an diese für die Freundschaft der beiden Städte so bedeutsamen Fahrt wurde jener eherne Topf seitdem in der Bibliothek von Straßburg aufbewahrt; in der Bartholomäusnacht 1870 ist er mit so manchen anderen Erinnerungen der Stadt ein Opfer der Flammen geworden. 1876 aber ist an der Stelle des Illufers, wo die Barke der Züricher vor 300 J. landete, ein monumentaler Brunnen mit der Bronzebüste Fischarts zur Erinnerung an jene denkwürdige Fahrt errichtet worden.

Eine gedrungene, kernhafte Sprache zeichnet dieses Gedicht aus. Als die Gäste im Saale des Ammeisters zu Straßburg beim Mahl sitzen wird ihnen zugesprochen:

„Dis sei der freuntschaft aigenschaft:
Zur fründ herzhaft, zur not standhaft
Sie solten mit wein küelen nun,
was heut verprennet het die sunn,
vnd solten itz zu lib dem Rein
auch trinken rain den Reinischen Wein;
sie solten nun die Bächer vben,
gleich wie sie heut die Ruder triben —“

Ermahnung an die lieben Teutschen.

Dieselbe Tüchtigkeit der Gesinnung, dazu tiefe Frömmigkeit und warme Vaterlandsliebe sprechen sich in einer Anzahl seiner kleineren Gedichte von lehrhafter Art aus, so vor allem in der „**Ernstlichen Ermahnung an die lieben Teutschen**“, aus welcher ich folgende goldene Worte heraushebe:

Auffrecht, Treu, Redlich, Eynig und Standhafft,
das gewinnt vnd erhällt Leut vnd Landschafft;
also wird man gleich vnsern Alten:
also möcht' man forthin erhalten
den Ehrenruhm auf die Nachkommen,
daß sie demselben auch nachomen — —
Gott stärck dem Edlen Teutschen Gblüt
Solch anererbt Teutsch Adlersgmüt.

In Prosa geschrieben ist das „**Philosophisch Ehezuchtbüchlein**", das frei nach Plutarch auf die Verhältnisse des christlichen Lebens übertragen, vom ehelichen Leben handelt, dann aber eine eigene vorzügliche Abhandlung Fischarts über Haus- und Familienleben enthält. Ehezuchtbüchlein.

Abb. 49. Johann Fischart. Titelbildnis aus seinem „Philosophisch Ehezuchtbüchlein", Straßburg bei Johann Carolo. Anno 1607.

Darin schildert er mit feinem Sinn das Glück und den Frieden des häuslichen Lebens, vor allem die Vorzüge einer echten Hausfrau, ihr stilles eingezogenes Wesen, ihre rastlose Thätigkeit, ihr mildes Walten. Öfters sind treffliche Verse eingefügt, die eben so sehr seine Herrschaft über die Sprache, wie seinen gesunden Humor charakterisieren und zugleich sehr beherzigenswerte Wahrheiten enthalten. So zeigt er in der nachfolgenden Stelle, wie eine kluge Frau ihren heftigen Mann behandeln solle:

Eheweiter.

Wann er schreiet, Sie nur schweiget,
Schweigt er dan, Redt sie jn an:
Ist er grimmsinnig, Ist sie Külsinnig,
Ist er Vilgrimmig, Ist sie stillstimmig;
Ist er Stillgrimmig, ist sie Troststimmig,
Ist er Vngstümmig, Ist sie kleinstimmig,
Tobt er aus grimm, So weicht sie jm;
Ist er wütig, So ist sie gütig;

Mault er aus grimm, Redt sie ein jm.
Er ist die Sonn, Sie ist der Mon;
Sie ist die Nacht, Er hat Tags macht,
Was nun von der Sonnen Am Tag ist verprommen,
Das kült die nacht Durch des Mons macht;
Also wird gstillt, Auch was ist wild.
Sonst gern gschicht, Gleich wie man spricht:
Zwen harte stain Maln nimmer klain.
Ein gscheid Frau laßt den Man wol wüten,
Aber darfür soll sie sich hüten,
Das sie jn nicht lang maulen lase,
Sonder durch linde weis vnd mase
Vnd durch holdselig freundlich gspräch
Bei zeiten jm den Mund aufsprech.

— — — — — — — — — — — —

Kinderzucht.

In demselben Sinne wie hier über das Verhältnis von Mann und Frau spricht er in seiner „**Anmanung zu christlicher Kinderzucht**“, die 1578 dem Straßburger Katechismus beigegeben ward, über das Verhältnis der Eltern zu den Kindern. Im J. 1846 hat Vilmar dieses kleine Gedicht, das sich in herzlich eindringlicher Weise über Elternfreude und Elternpflicht, Kinderlust und Kinderleben verbreitet, wieder ans Licht gezogen und durch eine neue, seitdem bereits wiederholte Ausgabe uns wiedergeschenkt, wie denn Vilmar Fischart überhaupt in seiner Litteraturgeschichte, auch in besonderen Schriften aufs zutreffendste und eingehendste charakterisiert hat.

Trostbüchlein.

Höchst komisch und doch von allen derben Scherzen frei ist Fischarts „**Podagrammisch Trostbüchlin**“, das zwei Schutz- und Lobreden des „Hochgeehrten, Gliedermächtigen vnd zarten Fräulins PODAGRA“ enthält.

Das umfangreichste und bedeutendste Prosawerk Fischarts ist ein Roman, dem ein Teil des „Gargantua et Pantagruel“ von Rabelais zu Grunde liegt. Der sonderbare, zugleich für den Stil des ganzen Buches charakteristische Titel dieses zuerst 1575 gedruckten Romans, den ich zum Vergleich mit dem noch umfänglicheren, gegenüber getreu nachgedruckten Titel hier mitteile, lautet:

„Affenteurliche und Ungeheurliche **Geschichtschrift** Vom Leben, rhaten vnd Thaten der for langen weilen Vollenwolbeschraiten Helden vnd Herrn Grandgusier, **Gargantoa**, vnd Pantagruel, Königen inn Vtopien vnd Nienenreich. Etwan von M. Francisco Rabelais Französisch entworfen: Nun aber vberschrecklich lustig auf den Teutschen Meridian visirt, vnd vngefärlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, vertirt, durch Huldrich Elloposcleron Reznem. Anno 1. 5. 75.

Geschichtsklitterung.

In der That ist das französische Original nur als Skizze für die deutsche Bearbeitung benutzt. Gargantua, ein riesenhafter Fresser, ist eine Figur aus der altfranzösischen, vielleicht sogar keltischen Riesensage, die der französische Satiriker wieder erneuerte, um das Unförmliche und Verkehrte, das Maßlose und Abenteuerliche seiner Zeit daran zu zeigen; sein Sohn Pantagruel, ein ungeheurer Trinker, dient demselben Zwecke. Ohne bestimmte satirische Absicht stellt Fischart nun in seiner Umgestaltung das Leben eines riesigen, in sinnlicher Überfülle strotzenden Geschlechtes dar. „Alle Einrichtungen, Beschäftigungen und Genüsse eines vollblütigen, übergesunden Erdenlebens werden in den dichtgehäuften Schilderungen ausgemalt: der Keller und die Küche, die Mahlzeit und das Trinkgelage, die Hochzeit und die Kinderstube, die Bekleidung, der Unterricht, die Jugendübungen, Spiel und Tanz, die Fechtschule, die Schießstätte, die Bibliothek und das Zeughaus, die Sophistik und die Kriegskunst; und am Schlusse des Ganzen wird das Kloster Willigmut gestiftet, ein irdisches Paradies, in dem all diese Weltherrlichkeit vereinigt ist.“ Die satirische Verhöhnung geht natürlich durch das ganze Buch, sie geißelt die Abgeschmacktheit der Genealogien und Stammbäume, die Schwelgerei und die Trunksucht, den Kleiderluxus und die unverständige Kindererziehung, die hochmütige Gelehrsamkeit und so fort. In den Rahmen des französischen Originals hat

2204

Affentheurlich Naupengeheurliche Geſchichtklitterung

Von Thaten vnd Rhaten der vor kurtzen langen vnnd je weilen Vollenwolbeſchreiten Helden vnd Herren

Grandgoſchier Gorgellantua vnd deß deß Eiteldurſtlichen Durchdurſtlechtigen Fürſten Pantagruel von Durſtwelten/Königen in Vtopien/Jederwelt

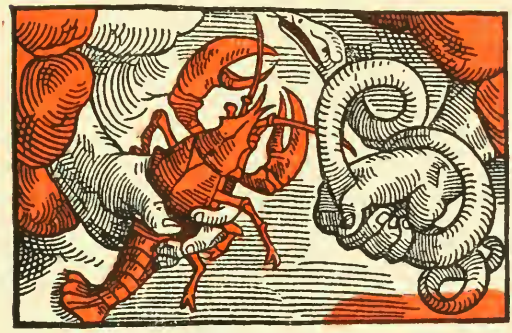
Nullatenenten vñ Nienenreich/Soldan der Neuen Kannarien Fäumlappen Dipſoder/Dürſtling vñ Oudiſſen Inſeln: auch Großfürſten im Finſterſtall vnd Nu bel Nibel Nebelland/Erbvögt auff Nichtburg/vnd Niderherren zu Nullibingen/Nullenſtein vnd Niergendheym.

Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzöſiſch entworffen:

Nun aber vberſchrecklich luſtig in einen Teutſchen Model vergoſſen/vnd vngefärlich oben hin/wie man den Grindigen laußt/in vnſer Mutter Lallen vber oder drunder geſetzt. Auch zu diſen Truck wider auff den Ampoß gebracht/vnd dermaſſen mit Pantadurſtigen Mythologien oder Geheimnus deutungen verpoſſelt/verſchmidt vnd verdängelt daß nichts ohn das Eiſen Riſi dran mangelt.

Durch Huldrich Ellopoſcleron.

Si laxes erepit: Si premas erumpit.
Zu Luck entkriechts: Ein Truck entziechts.



Im Fiſchen Gilts Miſchen.

Gedruckt zur Grenſing im Gänſſerich. 1590.

Titel von Fiſcharts „Geſchichtsklitterung" v. J. 1590, nach dem Exemplar der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig.

Fischart die Fülle und Mannigfaltigkeit des deutschen Wesens in unerschöpflich neuen Ausdrücken und Redewendungen hineingetragen, und so ist sein Werk eine Schatzkammer für die Kenntnis des deutschen Volkslebens im XVI. Jahrhundert geworden.

Fischarts sämtliche Dichtungen mit Erläuterungen hat Heinrich Kurz in drei Bänden, eine Auswahl in einem Bande hat Goedeke herausgegeben; ein streng kritischer Abdruck der ersten Ausgabe der „Flöhhatz" und „Aller Praktik Großmuotter" ist in den von Wilh. Braune herausgegebenen „Neudrucken deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts" erschienen. Eine treffliche Sammlung von Sprüchen aus Fischarts Werken enthält das Büchlein „Altdeutsches Herz und Gemüt."

Es fehlte Fischart nicht an Nachahmern, doch sind unter den zahlreichen Gedichten, die sich in Stoff und Sinn seiner satirischen Muse anschlossen, nur wenige nennenswert.

Mückenkrieg. Gänskönig.

Die besten sind der „**Mückenkrieg**", ein Krieg der Mücken und Ameisen, von **Hans Christoph Fuchs** und der „**Gänskönig**" von **Wolfhart Spangenberg**, der durch seinen Nebentitel eingehend charakterisiert wird. Derselbe lautet: „Ein Kurtzweylig Gedicht, von der Martins Gans: wie sie zum König erwehlet, resignieret, ihr Testament gemacht, begraben, in Himmel vnd an das Gestirn kommen; auch was ihr für ein Lobspruch vnd lehr-Sermon gehalten worden." Ein fließend geschriebenes Gedicht, nicht ohne Einmischung von geschichtlichen Daten, naturgeschichtlichen Belehrungen und satirischen Anspielungen auf Staat und Kirche, aber launig in seinem Lob auf die gebratene Martinsgans, den auf dem deutschen Festtisch so gern gesehenen Vogel.

Auch an Sprüchen, Rätseln und Priameln fehlte es in der Gelehrtenpoesie nicht. Das Schönste aber, was aus den Kreisen der Studierten hervorging, ist das **evangelische Kirchenlied.**

Kirchenlied.

Das deutsche Kirchenlied des XVI. Jahrhunderts war darum so dichterisch gewaltig, so unvergänglich, weil es nicht für das Volk, sondern aus dem Volke heraus geschaffen war. Durch und durch volkstümlich ist das Kirchenlied der Reformationszeit: nur wirklich Erlebtes, wirklich Erfahrenes und gemeinsam Erlebtes und gemeinsam Erfahrenes wird darin gesungen, dazu in volksmäßigen Formen, im alten Hildebrandston, in kurzen Reimpaaren, oft in Ton und Melodie an weltliche Volkslieder (Aus „Innspruck, ich muß dich lassen" entstand „O Welt, ich muß dich lassen" 2c.) erinnernd. Darum brach es sich auch so rasch Bahn, und es geschah, wie Katharina Zellin in der Vorrede zu einem von ihr herausgegebenen Gesangbuche (1534) bezeugt: „Der Handwerksgesell sang ob seiner Arbeit, die Dienstmagd ob ihrem Schüsselwaschen, der Acker- und Rebmann auf seinem Acker und die Mutter dem weinenden Kind in der Wiege." Katharina Zellin.

Luthers Lieder.

Der Schöpfer des kirchlich reformatorischen Volksliedes ist — wie oben bereits gesagt — Luther selbst, und seine Lieder entsprechen dem eben skizzierten Charakter am meisten. Von der Schule und dem Kloster her liebte er die Musik, darum preist er sie wiederholt und weiß „auff alle guete Gesangbücher" keine bessere „Vorrede" als die, welche „**Fraw Musica**" selber hält und die er dem Wittenbergischen Gesangbuch von 1543 vorgesetzt hat: Frau Musica.

Für allen freuden auf erden
kan niemand kein feiner werden
denn die ich geb mit meim singen
und mit manchem süßen klingen.

Hie kan nicht sein ein böser mut,
wo da singen gesellen gut;
hie bleibt kein zorn, zank, haß noch neid,
weichen muß alles herzeleid;

geiz, sorg und was sonst hart anleit,
fährt hin mit aller traurigkeit.

Auch ist ein jeder des wol frei,
daß solche frend kein sünde sei,
sondern auch Gott vil baß gefällt
denn alle frend der ganzen welt:
dem teufel sie sein werk zerstört
und verhindert vil böser Mörd.

Das zeugt David, des königes tat,
der dem Saul oft geweret hat
mit gutem süßen harfenspil,
daß er in großen mord nicht fiel.

Zum Göttlichen wort und warheit
macht sie das herz still und bereit,
solches hat Elisens bekannt,
da er den geist durchs harfen fand.

Die beste Zeit im jar ist mein,
da singen alle vögelein;
himmel und erden ist der voll,
viel gut gesang da lautet wol.
Voran die liebe nachtigall
macht alles fröhlich überall
mit ihrem lieblichen gesang:
des muß sie haben immer dank.

Vil mer der liebe HErre Gott,
der sie also geschaffen hat,
zu sein die rechte sängerin,
der musicen ein meisterin.

Dem singt und springt sie tag und nacht,
seins lobes sie nichts müde macht:
den ert und lobt auch mein gesang
und sagt im ein ewigen dank.

Und in den „Tischreden" sagt er u. a.: „Die Musik ist eine schöne, herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologie. Ich wollte mich meiner geringen Musik nicht um was großes verzeihen."

Am volkstümlichsten war Luther, wo er von Liedern ausging, die im Volke heimisch waren und die er selbst einst als Kurrendeknabe vor den Häusern gesungen haben mochte. „Seine Lieder", sagt Wilhelm Wackernagel, „atmen eine gesunde Kraft und Freudigkeit des Glaubens, verschmelzen kindliche Einfalt mit dem Heldenmute des in Christo erwachsenen Mannes, haben meist die ungesuchte Kunst der Volksart, sind nur selten getrübt durch unlyrische Lehrhaftigkeit." Ganz vereinzelt sind bei ihm geschmacklose Stellen, wie wenn er von dem rechten Osterlamm „in heißer Lieb' gebraten" spricht, oder in einem Osterliede sagt:

„Wir essen und leben wohl
in rechten Osterfladen —"

Die Zahl seiner Lieder ist nicht groß, sie beträgt nur 37, die meisten (20) im J. 1524 verfaßt. (Vgl. die vorzügliche Ausgabe von Philipp Wackernagel: „Martin Luthers geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen.") Sieben darunter sind Nachdichtungen von Psalmen, die er ja besonders liebte und deren Wert er in der berühmten Vorrede zum Psalter so trefflich dargelegt hat. Es sind aber aus eigenem Erlebnis hervorgegangene Reproduktionen; in seinem bekanntesten „Ein feste Burg ist unser Gott", klingt der 46. Psalm nur an, dann geht es im Schutz- und Trutzton selbständig weiter. Eigentliche Originallieder hat er nur acht gedichtet, unter denen die Kinder- oder Weihnachtslieder am bekanntesten sind. Ein „Kinderlied" heißt übrigens auch das in unseren Tagen wieder viel citierte, wenn auch nicht mehr unverändert gesungene:

Erhalt uns, HErr, bei deinem Wort
und steur des bapsts und türken mord,
die Jesum Christum, deinen sohn,
wöllen stürzen von deinem tron! ꝛc.

weil es zunächst bei dem im J. 1541 zum Gebet wider die Türken in Wittenberg angeordneten Gottesdienst für den Gesang der Chorknaben bestimmt war.

Luthers Schüler.

In Luthers Fußstapfen traten seine Freunde und Schüler, darunter **Justus Jonas** († 1555 als Pfarrer und Superintendent der fränkischen Kirche im Fürstentum Coburg), der den Reformator auf den Reichstag zu Worms begleitete und an der Bibelübersetzung mitarbeitete. Er machte einige Psalmen „sangbar", so den 124: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält," während Melanchthon nur lateinische Hymnen dichtete. — **Paul Eber**, Stadtpfarrer von Wittenberg und Superintendent des Kurkreises († 1569), Melanchthon insbesondere innig verbunden, lebt noch heute in der Kirche fort, durch die Lieder: „Herr Jesu, wahrer Mensch und Gott" und „Wenn wir in höchsten Nöten stehn." — **Paul Speratus**, der Hofprediger beim Herzog Albrecht in Preußen († 1551), der sich um die Evangelisation Preußens hochverdient gemacht hat, hat uns das Bekenntnislied „Es ist das Heil uns kommen her", eine dichterische Rechtfertigungslehre, hinterlassen. — **Nikolaus Decius**, ein ehemaliger Mönch, aus der Stadt Hof im Voigtlande gebürtig, der in Wahrheit Nikolaus von Hof (oder Hovesch) hieß und als evangelischer Pfarrer 1541 in Stettin starb, wo er seit 1523 mit Paulus von Rhode die Reformation durchgeführt hatte, ist der Verfasser der zuerst niederdeutsch erschienenen Lieder „Alleyne Godt jn der hoege sy eer" (Allein Gott in der Höh sei Ehr!) und „O Lamm Godes unschüldig" (O Lamm Gottes unschuldig). — Der schon (S. 216) erwähnte Kantor **Nikolaus Hermann** in Joachimsthal sang für seine Schulkinder das noch heute in unseren Gotteshäusern nachklingende Weihnachtslied: „Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich." — **Johann Graumann** (Poliander), „der preußische Orpheus", der 1541 als Pfarrer zu Königsberg i./Pr. starb, dichtete den 103. Psalm in das noch forttönende Lied „Nun lob mein Seel den Herren" um. — Auch von Bartholomäus Ringwaldt: „Es ist gewißlich an der Zeit" (vgl. S. 217), Erasmus Alberus: „Christe, du bist der helle Tag", Burkhard Waldis: „Wenn ich in Angst und Nöten bin" (vgl. S. 216), Fischart: „Herr Gott, du unsre Zuflucht bist" besitzen wir geistliche Lieder.

So wurde in der Reformationszeit der Grund gelegt zu dem großartigen deutschen Kirchenliederschatz, der im Laufe der Zeit zu nahe 100000 Nummern herangewachsen ist, unter denen man noch immer 7—800 Kernlieder feststellen kann. Die erste Blüte ging freilich schnell zu Grunde, bei den nachfolgenden Liederdichtern trat nur zu häufig ein vorwiegend lehrhafter und polemischer Ton an Stelle des kirchlich volksmäßigen Schwunges. Erst gegen Ende des XVI. Jahrhunderts traten wieder bedeutendere Dichter auf.

Nicolai.

Da sang **Philipp Nicolai**, der 1608 als Prediger zu St. Katharinen in Hamburg starb, sein „geistlich Brautlied" über den 45. Psalm: „Wie schön leuchtet der Morgenstern!" und sein „geistlich Tagelied": „Wachet auf, ruft uns die Stimme"; da entstand **Selneccers** „täglicher Seufzer": „Laß mich dein sein und bleiben", der noch heute den ständigen Schlußvers beim Gottesdienst in Leipzig bildet, wo er 1592 starb; da dichtete der Elsässer **Martin Schalling** († 1608 in Nürnberg) sein köstliches Lied „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr"; und der große Prediger **Valerius Herberger**, dem die Christenheit zahlreiche Erbauungsschriften verdankt († 1627 in seiner Vaterstadt Fraustadt in Großpolen), verfaßte inmitten der die Stadt heimsuchenden Pest sein einziges Lied „Valet will ich dir geben, du arge, falsche Welt!" Da wandelte der Reformator Schlesiens, **Johann Hesse**, Pfarrer zu Breslau († 1547), das weltliche Volkslied „Insbruck, ich muß dich lassen" in das christliche „O Welt, ich muß dich lassen" um. Zuweilen kommen in diesen Liedern allerhand künstliche Ausschmückungen vor, so z. B. der Gebrauch,

Selneccer.

Valerius Herberger.

durch die Anfangsbuchstaben der Strophen und Verszeilen die Namen einer regierenden Person oder des Verfassers zu bezeichnen. So sind die beiden Lieder Nicolais Akrostícha auf Wilhelm Ernst Graf und Herr zu Waldeck, den Schüler des Dichters; Herbergers „Valet" ist ein Akrostichon auf seinen Taufnamen „Valerius." Auch Lateinisches wird eingemischt:

„Zwingt die Saiten in cithara
und laßt die süße musica
ganz freudenreich erschallen —"

So kam denn der gelehrte Hang der Zeit in dem so volkstümlich angestimmten Kirchenliede der Reformation wieder zum Vorschein, und noch mehr machte er sich breit in den geringen Ansätzen der Gelehrten zu weltlicher Lyrik, die ganz dem welschen, d. h. dem italienischen, und mehr noch dem französischen Vorbild nacheiferte. Man schrieb, druckte und las die damals durch Paulus Melissus eingeführten Sonette und die von Zinegref im Anfang des XVII. Jahrhunderts bearbeiteten Alexandriner, aber man konnte sie nicht singen. Sangbar blieb nur — außer dem Kirchenlied — das **weltliche Volkslied**, dessen höchste Blüte in den Anfang des XVI. Jahrhunderts fällt.

Weltliche Lyrik.

Einen breiten Raum nehmen auch hier die historischen Lieder ein, zu denen die Kriegshändel des Reformationszeitalters ebensoviel Stoff lieferten, als die des XV. Jahrhunderts, vor allem der Mailänder Krieg, den der deutsche Kaiser und der König von Frankreich aus Anlaß der Erbansprüche auf Mailand um die Herrschaft in Italien führten; besonders hier hat sich eine neue Gattung entwickelt, die **Landsknechtspoesie**, die unter den Volksliedern einen namhaften Platz einnimmt.

Historische Lieder.

Ihre Begründung und ihre erste Einrichtung (1492) verdankt die Miliz der Landsknechte merkwürdigerweise keinem anderen, als dem Kaiser, den man als den „letzten Ritter" gefeiert, Maximilian I, von dem sie selbst sangen:

Gott gnad dem großmechtigen keiser frumme
Maximilian! bei dem ist aufkumme
ein orden, durchzeucht alle land
mit pfeiffen und mit trummen:
landsknecht sind sie genannt.

Landsknechte.

In dem langwierigen Streit zwischen Habsburg und Frankreich, der bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges das Triebrad aller politischen Bewegungen Europas blieb, sah sich der junge Held voll „teurer Gedanken" vom Adel seiner Erbstaaten verlassen und von der ungebändigten Reichsritterschaft wenig unterstützt; da befahl er, Fußvolk aus der jungen Mannschaft des Landes zu werben, und mit Hilfe des Grafen Eitelfriedrich von Zollern und Georgs von Frundsberg brachte er ein Heer aus den österreichischen Erblanden zusammen, das bald einen berühmten Namen durch die ganze Welt erwerben sollte. Diese Leute waffnete er nach Schweizerart ohne Schild mit acht zehn Fuß langen Spießen, mit Hellebarden und ungeheuren Schlachtschwertern, lehrte sie Glied und Rotte halten und führte sie unter adligen und bürgerlichen Hauptleuten, den Weibeln, wider die Feinde.

So entstanden die Landsknechte (nicht Lanzknechte, wie sie fälschlich später zuweilen genannt worden sind) d. h. eingeborene Kriegsleute, die in ihrer Taktik, in ihren Gewohnheiten, in ihrem Gericht und Recht nichts anderes als das alte Volksheer der Merowingerzeit waren. Sie selbst, in deren Reihen übrigens auch Männer von Adel sich

224 a

Sieben schöne

Jäger = Lieder/

Das Erste:

Mit dem Jäger ich es halte/weil sie seynd nach ꝛc.

Das Andere:

Es war ein Jäger wolgemuth/ wolt jagen in ꝛc.

Das dritte:

Ein jeder Jäger blässt sein Horn/ er blässt sein ꝛc.

Das Vierdte:

Es jagt ein Jäger ein wildes Schwein/ bey ꝛc.

Das Fünffte:

Gieng ich einmal ins weite Feld/ein Hirschlein ꝛc.

Das Sechste:

Es gieng ein Jäger spatzieren/ mit seinen ꝛc.

Das Siebende:

Einsmals als ich gieng allein/ sah in einem ꝛc.

Gedruckt in diesem Jahr.

Probe aus der Volksliedlitteratur. Späterer Druck aus dem XVII.? Jahrh. nach dem Exemplar der k. Bibliothek zu Berlin.

Ein schön news Lied/ Von der Schlacht vor Pauia geschehen: Gedicht vnd erstlich gesungen/ durch Hansen von Würtzburg/ In eim newen Thon zusingen.

Vers 1. WAS wöllen wir aber heben an / ein neüwes Lied zu singen: Wol von dem König auß Franckreich / Meylandt das wolt er zwingen. Das geschach da man zelt Tausent fünff hundert Jar / im fünff vnd zweintzigsten ist geschehen / Er zoch daher mit Heereskrafft/ hat mancher Landtsknecht gesehen.

Vers 2. ¶ Er zoch für ein Statt die heißt Meylandt/ dieselb thet er zwingen: Darnach für ein Statt die heißt Pauia / er meint er wölts gewinnen. Darinn lag mancher Landtsknecht frisch / das hett der König verschworen / er sprach sie solten die Statt auffgeben / sie wer sonst schon verloren.

Schluß-Vers. ¶ Der vns das Liedlein newe sang / von neüwem hat gesungen: Das hat gethan ein Landtsknecht gut / den Rayen hat er gesprungen. Waī er ist auff der Kirchweyh gewest / der Pfeffer ward versaltzen / man richt jn mit langen Spiessen an / mit Hellenparten geschmaltzen.

Gedruckt zů Augspurg/ bey Michael Manger.

Titel und Textprobe eines alten Druckes des berühmten Liedes der Landsknechte von der Schlacht bei Pavia 1525. Nach dem Exemplar der k. Bibliothek zu Berlin von ca. 1570.

befanden, nannten sich mit Vorliebe die frommen Landsknechte: so heißt es in ihren Liedern:

Her her her, ir frommen teutschen landsknecht gut!
Last uns in die schlachtordnung stan, —

obgleich sie nichts weniger als fromm im heutigen Sinne des Worts waren, auch keineswegs sein wollten; aber das Wort „fromm" hatte damals einen anderen Sinn, es bedeutete förderlich, dem Zweck entsprechend, seine Pflicht erfüllend, also für die Landsknechte: treu zur Fahne sich haltend, brav, tapfer; erst nach Luther hat das Wort die religiöse Bedeutung bekommen, die es heute noch hat.

Von dem Charakter und Wesen der Landsknechte zeugen ihre Lieder, die zum Teil zu den besten historischen Volksliedern gehören. Ein leichtfertiger Ton geht durch die meisten derselben, wie es in dem „Spruch der Landsknechte" heißt:

Unser liebe Frawe
vom kalten Brunnen
bescher uns armen Landsknechten
ein warme Sunnen,
daß wir nit erfrieren!
Wol in des Wirtes Haus
trag' wir ein vollen Säckel
und ein leeren wieder aus.

oder in einem anderen bekennen sie sehr aufrichtig:

Fasten und beten lassen sie wol bleiben
und meinen, Pfaffen und Mönch sollen's treiben ꝛc.

in einem anderen:

Der in Krieg wil ziehen,
der sol gerüstet sein;
was soll er mit ihm führen?
Ein schönes Fräuelein,
ein langen Spieß, ein kurzen Degen;
ein Herren wölln wir suchen,
der uns Bescheid soll geben.
Und gibt er uns dann kein Geld nit,
leit uns nit viel daran;
so laufen wir durch die Wälde,
kein Hunger stoßt uns nit an:
der Hüner, der Gäns haben wir so vil,
das Wasser auß dem Brunnen
trinkt der Landsknecht, wann er will.

Den höchsten Triumph feierten die deutschen Landsknechte in der berühmten Schlacht bei Pavia am 25. Februar 1525, in der sie unter ihrem „lieben Vater", dem reisigen Georg von Frundsberg, die seit mehr als einem Jahrhundert für unüberwindlich gehaltenen Schweizer glänzend zu Boden warfen. Die Siegesfreude der tapferen Streiter leuchtet denn auch hell auf in dem Lied von der Pavierschlacht, worin es heißt: Pavierschlacht.

Die Schlacht währt anderthalb Stund,
da war sie schon vergangen;
wurd mancher Schweizer zu Tod geschlagen,
maniger wurd gefangen; ꝛc.

Von dem Frundsberg haben sich übrigens auch einige Verse erhalten, die er nach dieser gewaltigen Schlacht selbst verfaßte und die er sich oft vor Tisch mit vier Stimmen oder Instrumenten singen ließ. Sie klingen fast trostlos; er singt: Frundsberg.

Kein Dank noch Lohn
davon ich bring,
man wiegt mich ring (gering)
und ist mein gar
vergessen; zwar
groß Not und G'far
ich bestanden han,
was Freude soll ich haben
dran?

Durch den Dienst in fremden Landen und in fremdem Sold arteten die Landsknechte nach und nach sehr aus und galten überall als Landplage, so daß es von ihnen hieß:

Der Landsknecht Mut
Mord, Raub und Brand
Martern und Schweren
allein um Gut
stift nichtes gut,
acht er kein Schand,
braucht er zu ehren,
er kriegen thut
und ist nichts als der Welt Rut.

Allmählich veraltet auch der Name, wird im Heer selbst nicht mehr verwendet und erscheint nur noch in weiterer Bedeutung oder in dichterischer Verwendung. In meisterhafter

Weise hat ihr Andenken erneuert der volksliedkundige Hoffmann von Fallersleben, dessen Landsknechtslieder echte Nachdichtungen sind, die den Volkston voll und ganz getroffen haben und durch und durch deutsches patriotisches Leben atmen. Insbesondere hat er die Pavierschlacht in den folgenden Versen gefeiert:

Das Fähnlein auf! die Spieße nieder!
Dem Kaiser Sieg! Dem Feinde Tod!
Das Leben ist gar wohlfeil heuer;
Ihr Landsknecht, drum verkauft es teuer —
So war des Frundsbergs erst Gebot.

Da sah man Spieß und Schwerter blitzen
Wie Sternlein in der blauen Nacht.
Die Kugeln in den Lüften flogen,
Es sprang das Blut wie Regenbogen
Wohl zu Pavia in der Schlacht.

Das war kein Tag wie alle Tage,
Das war ein roter heil'ger Tag,
Als fern vom deutschen Vaterlande
Vor deutschem Mut mit Schmach und Schande
Das fremde Heer im Kampf erlag.

Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre!
Denn er ist aller Ehren wert.
Du hast dein Völklein wohl geleitet,
Du hast den schönen Sieg bereitet!
Da! Alter, nimm das Königsschwert!

Merkwürdigerweise wissen wir von keinem historischen Liede der Bauern aus der Zeit ihres mit der Schlacht von Pavia gleichzeitigen Aufstandes; nur über sie gibt es gereimte, wenig poetische Erzählungen und Lieder. Luther sagte ziemlich hart in Beziehung auf diese Thatsache: „Ich freue mich, daß Gott die Bauern einer so großen Gabe und Trostes beraubt hat, daß sie die Musicam nicht hören." Auch nur wenige Lieder sind uns aus dem Schmalkaldischen Kriege aufbewahrt, darunter eines, das von der Fehde zwischen Moritz von Sachsen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg handelt. In einigen Liedern wird der „**Türkenschrei**" wiederholt, der schon im XV. Jahrhundert an die deutsche Nation ergangen war. Außerdem gibt es eine Reihe historischer Lieder, in denen Einzelthaten, wie die des Herzogs Ulrich von Württemberg, gefeiert werden.

Türkenschrei.

Lyrische Volkslieder.

Am meisten gingen im Schwange die lyrischen Lieder, vor allem die Liebeslieder, in all der Mannigfaltigkeit und Vielkönigkeit, die ihnen schon in den früheren Jahrhunderten eigen gewesen war: Tageweisen, Frühlings- und Herbstlieder ꝛc. Und wie die Landsknechte ihre Lieder hatten, so hatte der Landmann seine „Grasliedlein", der Bergknapp im Schacht seine „Bergliedlein", der Weidmann seine „Jägerlieder"; und abends zogen Jünglinge und Mädchen im Ring und die Gassen ab (gassatim) und sangen ihre „Gasselieder" oder „Gassenhawer". Und wo bei frohem Mahle ein geselliger Kreis vereint war, da durfte auch der Gesang nicht fehlen, da wurden „Gesellschaftslieder" angestimmt, deren Genuß noch durch die aufkommende Kunst des mehrstimmigen Singens erhöht wurde. Da sang man: „Mit lust tet ich ausreiten," oder „Ach Elslein, liebstes Elslein mein" oder „Herzlich tut mich erfreuen die frölich sommer zeit" u. a. (Vgl. Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Karl Goedeke und Jul. Tittmann). Allmählich aber schlich sich allerhand Unvolksmäßiges ein — man sammelte die Lieder in Büchern und vernachlässigte und vergaß über dem kunstmäßigen Gesange die Worte; gelehrte Wendungen, selbst mythologische Bezüge schlichen sich ein, dazu kam endlich die fremdartige Zierlichkeit der welschen Gaillarden, Villanellen und Canzonetten, welche die Einfachheit und Naturwüchsigkeit des Volksliedes vernichteten.

So geschah es, daß im XVII. Jahrhundert und weit ins XVIII. hinein das Volkslied in Verruf kam und als etwas Gemeines verachtet ward, bis Herder die „verschollenen Heimatlaute dem Ohre der Deutschen wieder vernehmlich machte" und Goethe sie in so manchem seiner Gedichte wiederklingen ließ.

Aus dem Volke heraus geboren und alle Elemente der bewegenden Volksbildung umfassend und bewegend, rang sich ein Dichter zu höherer Bedeutung

empor, der den aus dem Mittelalter in die neuere Zeit herübergekommenen Meistergesang zur Blüte brachte und ihn für alle Zeiten durch seine Leistungen verewigte, ein Dichter von unglaublicher Fruchtbarkeit, der nicht nur der gerühmteste des sechzehnten Jahrhunderts, sondern, wie Wackernagel sagt, „auch der größte darum war, weil ungebrochen von der Schulkunst in ihm die Art des Volkes mit ihrem edelsten Kern und Marke wohnte." Es war **Hans Sachs**, der berühmte Meistersinger von Nürnberg.

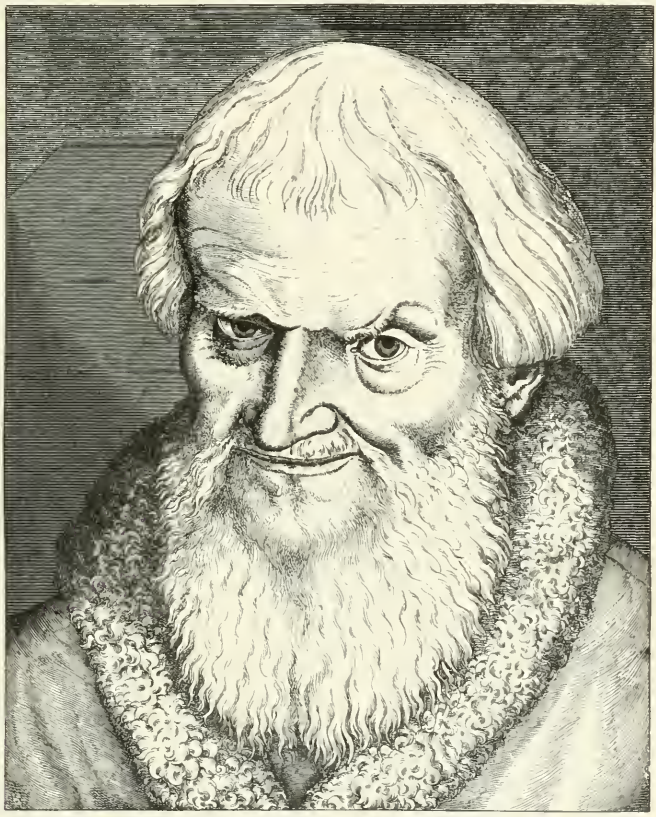


Abb. 50. Hans Sachs. Nach Jost Ammans Stich vom Jahre 1576.

Hans Sachs' Leben.

Hans Sachs, der Sohn eines Schneiders, wurde am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren. Vom siebenten bis zum fünfzehnten Jahre besuchte er die lateinische Schule und legte dort den Grund zur Gelehrsamkeit, dann trat er bei einem Schuhmacher in die Lehre, zugleich aber wurde er von dem Leinweber Leonhard Nunnenbeck in den Elementen des Meistergesanges unterwiesen. Nach beendigter Lehrzeit durchwanderte er als Geselle sein deutsches Vaterland nach allen Richtungen. Davon erzählt Adam Puschmann (1532—1600) aus Görlitz, sein Schüler, der in Augsburg zum zünftigen Meistersinger gemacht worden war, in einem der von ihm zu Ehren seines Lehrers gedichteten Lieder:

Als er nun thete wandern
von einer Stat zur andern
er hin gen München kam,
da sang er auch mit lobesam

und fing auch an zu dichten,
thet sich gar fleißig richten
nach der Tabulatur,
die man auch braucht zu Nürnberg pur.

Die Gesangschulen besuchte er aller Orten und suchte sich in der Dichtkunst ebenso fortzubilden, wie in den Kenntnissen, die er auf der Schule erworben hatte. Beide Ziele verfolgte er mit noch größerem Eifer, als er 1515 in seine Vaterstadt heimgekehrt war und sich dort als Meister niedergelassen hatte. Im 25. Jahre verheiratete er sich mit Künegund Kreuzer, mit der er zwei Söhne und fünf Töchter hatte und über vierzig Jahre in glücklicher Ehe lebte. Mit allem Fleiße betrieb er sein Handwerk, dessen er sich so wenig schämte, daß er sich öfters in seinen Gedichten „H. S., Schumacher" unterschrieb. In seinen Feierstunden arbeitete er an seiner Fortbildung und übte seine Kunst. Durch unermüdlichen Fleiß erwarb er sich eine Belesenheit, wie sie selbst wenige Gelehrte besaßen — er kannte die ältere deutsche Litteratur eben so gut wie die Novellen Italiens und die Geschichten und Gedichte Roms und Griechenlands, vor allem aber kannte er gründlich die durch Luther neu eröffnete heilige Schrift, die ihm Zeit seines Lebens das liebste Buch war. Der reformatorischen Bewegung folgte er von Anfang an mit dem lebhaftesten Interesse und trat mit Feuer in den Kampf der Geister ein; für Luther und sein Werk dichtete er zahlreiche Lieder und Sprüche und schrieb Zwiegespräche über reformatorische Fragen. — Seine dichterische Thätigkeit war eine beispiellos fruchtbare. Er spricht selbst davon in einem poetischen Lebenslaufe, unter dem Titel:

„Summa all meiner gedicht vom 1514 jar an bis in 1567 jar."

Bei dieser „Inventierung" seiner Werke unterscheidet er 16 Bände „Gesangbücher", die allein 4275 Bar- oder Meistergesänge enthielten, und 18 Bände „Sprüchbücher", die 1773 Stück, in Summa also 6048 Stücke, „eh mehr denn minder", enthielten. Die von ihm in 275 Meistertönen gesetzten Meistergesänge waren vorwiegend ernst-sittlichen und religiösen Inhalts, großenteils dem Alten und Neuen Testament entnommen, daneben weltliche Historien, Sprüche der Weisen, poetische Fabeln, „alles zum Preise der Tugend und zur Schmach des Lasters," daneben aber auch kurzweilige Schwänke, „den Traurigen zur Fröhlichkeit, doch frei von aller Unsitte." Diese Meistergesänge hat er aber nie drucken lassen, sie sollten nur, wie er sagte, „die Singschul zieren und erhalten." So war er über ein halb Jahrhundert die Zierde und der Stolz der Nürnberger Schule, die nach ihm nichts Erhebliches mehr geleistet hat. Die Spruchbücher, die nach und nach im Drucke erschienen, enthielten „fröhliche Comedi, traurige Tragedi, auch kurzweilige Spil", die meistenteils in Nürnberg, auch in anderen Städten, nah und weit gespielt waren, ferner an geistlichen und weltlichen Gesprächen, Sprüchen, Fabeln und Schwänken ungefährlich 1700; ferner 7 Dialoge in Prosa, eine Menge Psalm- u. a. Kirchengesänge, auch Gassenhauer, Lieder vom Kriegsgeschrei und etliche Buhllieder (Liebeslieder) ꝛc. — Im Jahre 1560 starb seine getreue Hausfrau. Ein Jahr danach vermählte er sich aufs neue mit der 17jährigen Barbara Harscherin, deren Schönheit er in dem „künstlich Frawen-Lob" besingt, und lebte mit ihr in einer überaus glücklichen Ehe bis an seinen Tod. Wiederholt hatte er sich vorgenommen, nicht mehr zu dichten, konnte aber doch bis kurz vor seinem Ende nicht davon ablassen. Zuletzt scheint seine Kraft abgenommen zu haben. Adam Puschmann sang davon:

Mitten im Garten stande
ein schönes Lusthäusstein.
darin ein Saal sich fande
mit Marmor pflastert sein,

mit schön lieblichen Schilden
und Bilden,
Figuren frech und kühn.
Ringsum der Saal auch hatte

Die Wittenbergisch Nachtigall

Die man yetz höret vberall.

Ich sage euch/wa diſe schweygē/ſo werden die stein schreyē Luce.19.

Titelblatt des Originaldrucks von Hans Sachsens „Wittembergisch Nachtigall" v. J. 1523.
Aus der Sammlung der Verlagshandlung.

Allen liebhabern Ewangelischer warhait/ Wünsch ich Johannes Sachs Schůchmacher/ gnad vn fryd in Christo Jesu vnserm herren.

VAcht auff es nahent gen dem tag
Ich hör singen im grünen hag
Ain wunnigkliche Nachtigall
Jr stym̃ durchklinget berg vnd tall
Die nacht naygt sich gen Occident
Der tag get auff von Orient
Die rotprünstige morgenrőt
Her durch die trůben wolcken gőt
Darauß die liechte Sun̄ thůt blicken
Des Mones schein thůt sy verdrücken
Der ist yetz worden blaych vnd finster
Der vor mit seynem falschen glinster
Die gantzen herd schaff hat geblendt
Das sy sich haben abgewendt
Von jrem hyrten vnd der wayd
Vnd haben sy verlassen bayd
Synd gangen nach des Mones scheyn
In die wildtnuß den holtzweg ein
Haben gehört des lőwen stym
Vnd seynd auch nachgevolget jm
Der sy gefürt hat mit lůste
Gantz weyt abwegs dieff in die wůste
Da habens jr süeß wayd verloren
Hond gessen vnkraut dystel doren
Auch legt in der lőw strick verborgen
Darein die schaff fůlen mit sorgen
Da sy der lőw dann fand verstricket
Zerysß er sy darnach verschlicket
Zu solcher hůt haben geholffe
Ain gantzer hauff reyssender wolffe
Haben die ellend herd besessen

Probe aus Hans Sachsens „Wittembergisch Nachtigall". Anfang der Vorrede und des Gedichts.

Fenster geschnitzet aus,
durch die man all Frücht' thate
im Garten sehen draus.
Im Saal stand auch ohnecket
bedecket
ein Tisch mit Seiden grün.
An selbem saß
ein alt Mann blaß,
in einem langen Bart fürbas
grauweiß, wie ein Taub er saß
auf einem Blatte grün.
Das Buch lag auf dem Pulte
auf seinem Tisch allein
und auf den Bänken, gulden,
mehr andere Bücher fein,
die alle wohl beschlagen
da lagen;
der alte Herr nit ansah,
wer zu dem alten Herren
kam in den schönen Saal,
und grüßet ihn von fernen,
den sah er an diesmal,
sagt nichts und thäte neigen
mit Schweigen
gen ihn sein alt Haupt schwach.

In der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1576 entschlummerte er sanft und wurde am 21. Januar auf dem Johanniskirchhof zu Nürnberg begraben.

Goethe über Hans Sachs.

„Da droben in den Wolken schwebt
ein Eichkranz ewig jung belaubt,
den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt —"

hat Goethe zu Ehren des im XVII. und XVIII. Jahrhundert als „Schuh-Macher und Poet dazu" verachteten und verspotteten Meistersingers von Nürnberg gesungen, und derselbe hat wahrlich den Eichkranz und das am 24. Juni 1874 ihm in seiner Vaterstadt errichtete stattliche Denkmal wohl verdient, denn er war in der That ein ganzer Dichter, und dazu ein echter Dichter des Volkes, der weder durch die Schranken der Singschule, noch durch seine Gelehrsamkeit sich abhalten ließ, ganz im Tone des Volkes — „in Tönen schlecht und gar gemein" zu dichten. Mit allen seinen poetischen Bestrebungen wurzelte er in dem häuslich bürgerlichen Leben, dem er als Handwerker und Meistersinger angehörte, und vertrat auch in seinen polemischen Gedichten und Prosagesprächen den der Reformation zugewendeten Bürgerstand. Hiezu gehört insbesondere das zum Lobe Luthers und seiner Lehre von ihm verfaßte Gedicht „**Die Wittenbergisch Nachtigal**" (1523), worin er den Papst mit dem Löwen, die Bischöfe, Pröpste und Pfarrer mit Wölfen, die Mönche und Nonnen mit Schlangen u. s. w. vergleicht und mit einer frommen Ermahnung an alle Christen schließt, aus der Wüste des Papstes zu dem guten Hirten Jesus Christus zurückzukehren. Seine geistlichen Lieder sind nicht bedeutend. Das ihm früher zugeschriebene Lied „Warum betrübst du dich, mein Herz?" ist ihm neuerdings aus vollwichtigen Gründen abgesprochen worden.

Wittenbergisch Nachtigal.

Auch des Vaterlandes Wohl und Wehe lag ihm am Herzen, und wie dem Papst und den Geistlichen, hat er auch den Fürsten ernste Wahrheiten gesagt und hoch und niedrig zur Eintracht, zur Selbstverleugnung, zum Gemeinsinn ermahnt, insbesondere auch seinem Stande einen Spiegel der Bürgertugend vorgehalten. Da preist er das Glück des Ehestandes und des häuslichen Lebens, die Arbeit und den Segen des Handwerks, den stillen, frommen Wandel und zeigt, wie das Gemeinwohl von der Sittlichkeit und Frömmigkeit der Familie abhängig ist.

Aber nicht in diesen Gedichten, noch auch in seinen Fabeln, Parabeln und religiösen Dichtungen lag Hans Sachsens dichterische Stärke, sondern in seinen **Schwänken** (eigentlich Fechterstreichen, d. h. lustigen Streichen und der Erzählung solcher) — da kam sein Mutterwitz, sein gesunder Sinn, sein fröhliches Gemüt, sein unverwüstlicher Humor zur vollen Geltung, da hat er Zahlreiches gedichtet, was uns heute noch ebenso behaglich anmutet, wie seine Zeitgenossen. Wer erfreut sich nicht stets aufs neue an seinem „Sankt Peter mit der Geiß", an seinem „Schlauraffenland", an seinem „Kifferbeskraut" und an so vielen anderen kostbaren, echt komischen Erzählungen?

H. Sachs' Schwänke.

Daß in der großen Zahl derselben vieles Mittelgut sich findet, ist ja natürlich, aber die von Goedeke und Tittmann herausgegebene Auswahl zeigt, wieviel des dauernd Trefflichen er geschaffen. Eine kleinere Auswahl der „Schwänke“ und „Spruchgedichte“ von A. Engelbrecht dürfte manchem Leser von heute noch willkommener sein, da hier die ausgewählten Gedichte „sprachlich erneuert“ gegeben sind.

H. Sachs' Schauspiele.

Vor allem hat Hans Sachs Bedeutendes im **Drama** geleistet; ja, nach Wackernagels Urteil hat er „die ganze Dichtungsart aus dem Mittelalter in die neue Zeit herübergerettet.“ Nach dem Sprachgebrauch der Zeit nannte er die Stücke, in denen gekämpft wurde, Tragödien, die übrigen Komödien, und in ihnen, vornehmlich in den Fastnachtspielen, bewegte er sich am genialsten und leistete er das Vortrefflichste. Auch eröffnete er seine dramatische Thätigkeit 1517 mit einem Fastnachtspiel und schloß sie 1563 mit einem solchen. In diesen 46 Jahren hat er nicht weniger als 59 Tragödien, 76 Komödien und Spiele, und 85 Fastnachtspiele, zusammen 200 Dramen gedichtet, und zwar die meisten davon in seinem höheren Alter: 18 in seinem 59sten, 18 in seinem 63sten Lebensjahre.

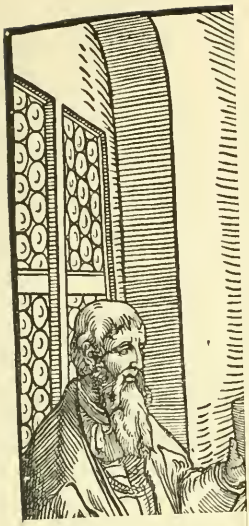
Das geistliche Spiel erfuhr eine selbständige Ausbildung durch Hans Sachs, der seine Stoffe dazu mit Vorliebe dem Alten, selten dem Neuen Testamente, niemals der Legende entnahm, und dessen Stücke dieser Art „den Hauch der gesunden Frömmigkeit und Schriftkenntnis des damaligen protestantischen Bürgertums verbreiteten“ (Grüneisen). Andere Stoffe für seine „Tragödien“ entnahm er dem klassischen Altertum, Boccaccios Novellen, den französischen Ritterromanen, vor allem unseren Märchen und Heldensagen. Leider reichte sein dichterisches Vermögen dafür nicht aus, darum vermochte er es nicht, die noch in der Erinnerung des Volkes unvergessene Gestalt Sigfrids dramatisch neu zu beleben; sein „hörnen Seifried“ war ebensowohl wie sein Ulysses und sein Tristan ein bürgerlich handelnder und redender Ritter oder Patrizier des XVI. Jahrhunderts. Aber es wurde doch selbst auch durch diese ungefügen Stücke der Gesichtskreis des Volkes erweitert, und die Ergebnisse der neuen Gelehrsamkeit wurden größeren Schichten zugänglich gemacht. Denn die Stücke wurden ja in der größtmöglichen Öffentlichkeit, oft auf Märkten und freien Plätzen aufgeführt, und Personen aller Stände nahmen daran teil. Aber in sein rechtes Fahrwasser kam doch Hans Sachs erst, wenn er heimatlich volksmäßige oder selbsterfundene Geschichten in der Komödie (z. B. „Die geduldig und gehorsam markgrefin Griselde“) oder am liebsten in einem Fastnachtspiel darstellte. „Seine Fastnachtspiele,“ sagt Goedeke, „sind so vollkommen den besten unter den guten kleinen Spielen alter und neuer Zeit in Erfindung, dramatischer Gestaltung, Verwickelung und Angemessenheit der Sprache ebenbürtig, daß jeder, der sie gelesen und verstanden hat, immer wieder lieber zu ihnen als zu fremden zurückkehrt.“ Sein gelungenstes Fastnachtspiel ist das „Narrenschneiden“.

Narrenschneiden.

Ein Arzt tritt vor die zur Fastnachtlust versammelte Gesellschaft und verkündet seine Bereitwilligkeit, allen Kranken zu helfen. Da kommt ein korpulenter Mann ächzend herbei und klagt sein Leid: es rumore ihm Tag und Nacht im Leibe, und keine Medizin habe ihn bisher heilen können. Der Doktor untersucht ihn und erklärt, das ganze Übel komme daher, daß er Narren im Leibe habe, und wenn er davon frei werden wolle, müsse er sich operieren lassen. Ungern entschließt sich der Patient dazu, und nun holt der geschickte Arzt ihm einen Narren nach dem andern aus dem Leibe: den großköpfigen Narren der Hoffart, den viereckigten des Geizes, den bleichen und dürren des Neides ꝛc., zuletzt das Narrennest — darin steckt noch allerlei beisammen: Alchymisten, Wucherer, Lügner, Spottvögel ꝛc.

„Spieler, Schützen und Jägerstent,
die viel verthun um kleine Beut,
Summa Summarum wie sie genannt
da Sebastianus Brant
in seinem Narrenschiff zu fahren.“

230 a/



irren=
ſſer.

ther
er Ro=
dien.

elehrte
Hau=
iele.

mensch so du zů tisch wilt gon
nd solst gewaschen han
ägel symmen auch nit wol
an heymlich abschneyden soll
sch sorg dich nit oben an
ußpuntzer wölls dann selber han
endeung nit vergiß
ortas nimen heb an vnnd iß
ffen ansahen lerr
ch ßig züchtiglicher maß
nzaide oder seuesch schmatz
geßlin nach dem Gast platz
ßung schir vmbßossen thůt
os schneyd nit an deiner punkt
schenen Gast oder weck
nen bieden mit verdeck
packt mit den zenen ein
greyff auch für dein orth allein
t under schüssel vmb stüren
vorhalten will nit gepüren
ssel nemen auch nit zů vol
du tryffel es stet mit wol
auch nach keiner speyse mer
o vnnmund eh ey worden ler
in wo vollem mundt sey messig

Sey nit der schüssel nit gefressig
Dein aller leest dein ob dem Tisch
Zerschneyd das fleysch vnd puch die visch
Vnnd kewe nit verschlossen mundt
Schlag nit die zung auß gleich eim hundt
Zů eckten thů nit geyzig schlincken
Vnnd wisch den mundt ehe du wilt trincken
Das du nit schmaltzig machst den wein
Trinck ßirlich vnnd nit hůßl darein
Thů auch nit grolgen oder keyffen
Schilt dich auch nit vnnd sey am weyffen
Setz hupfflich vngeschüret nider
Wirg kein andern zürnncken wider
Füll kein glas mit dem andern nicht
Würff auch auff niemandt dein gesicht
Als ob du mercketst auff sein essen
Wer neben dir am Tisch ist gesessen
Den trey nit mit dem Ellpogen
Sitz auff gerichtet fein geschmogen
Back nit hin vnnd her auff der penck
Das du nit machst ein gestenck
Dein füß laß vntern Tisch nit gampern
Darzů hůt dich vor allen schampern
Worten/nachreden/gespött vnnd sachen
Sey erbarlich mit allen sachen

Zů pülerey laß dich nit mercken
Thů auch niemandt auff hader stercken
Gstenck am Tisch gar vbel stat
Sag nichts darob man grawen hat
Vnnd thů dich auch am Tisch nit schneützen
Das andere nit vor dir ehl scheutzen
Gee nit vmb zausen vnd der nasseu
Das zen stüren solst du nit massen
Im kopff solst dich auch nit krawen
Der gleych sollen Junckfraw vnd Frawen
Nach keynem spoch hinunder fischen
Ans Tischtůch soll sich niemandt wischen
Auch leg dein kopff nit inn dein hendt
Len dich nit hinden an die wendt
Biß das das mal hat sein außgnanck
Denn sag Gott hertzlich lob vnd danck
Der dir dein speyse hat bescherdt
Auß Vetterlicher hande ernerdt
Darnach solst vom Tisch auff stehn
Dein hend waschen vnd wider gen
An dein gewerb vnnd arbeyt schwer
So spuchet hans Sachs Schůhmacher.

Wolffgang Resch Formschneyder.
zů Nürnberg.

Ein fliegendes Blatt von Hans Sachs (vorletzteres).

Nach dem in der „Sammlung deutscher Holzschnitte des XVI. Jahrhunderts“ enthaltenen Exemplare der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Das Nest wird in die Pegnitz geworfen, und nun ist der Kranke ganz gesund und frisch, hüpft, springt und ruft:

„Wie hatten mich die Narren besessen!
Sagt, hatt' ich's trunken oder gessen!
Fort wollt' ich meiden solche Speis."

Doch der Arzt erwidert:

— „Nein, daß dir gefiel dein Sinn allein
von dem kamen die Narren dein, und ließt deim eignen Willen Raum."

Der Geheilte verspricht, die Mahnung zu beachten und fügt hinzu:

„O wie ohn Zahl in dieser Stadt noch wissen, was ihnen doch gebricht,
weiß ich armer und reicher Knaben, die will ich all zu Euch bescheiden,
die auch mein schwere Krankheit haben, daß Ihr ihn' müßt den Narren schneiden."
die doch selber empfinden nicht

Nachdem er abgegangen, schließt der Heilkünstler:

„Ein jeglicher dieweil er lebt, richt sein Gedanken, Wort und That
laß er sein Vernunft Meister sein nach weiser Leute Lehr und Rat.
und reit sich selbst im Zaum allein Zu Pfand setz' ich ihm Treu und Ehr,
und thu sich fleißiglich umschauen daß alsdann bei ihm nimmermehr
bei reich und arm, bei Mann und Frauen. gemeldeter Narren keiner wachs,
Und wem ein Ding übel ansteh, wünscht Euch mit guter Nacht Hans Sachs."
daß er desselben müßig geh,

Narrenfresser.

Auch in anderen seiner Fastnachtspiele treten die Narren auf, so in dem „Narrenfresser", der die Narren wie Wildpret jagt und mit Genuß verzehrt; in dem „Narrenbad", in das alle hinein müssen, um für ihre Thorheit zu büßen ꝛc. Unerschöpflich reich waren alle seine Spiele an komischen Bildern, an denen man sich jetzt noch ergötzen kann. Aus der reichen Fülle hat Julius Tittmann ein Dutzend Dramen von Hans Sachs herausgegeben, die mein Urteil durchgängig bestätigen.

Luther über Komödien.

Die Reformation trat dem Drama durchaus nicht feindlich gegenüber. Luther äußerte sich wiederholt günstig über dasselbe. Vor allen will er den Knaben in der Schule das Komödienspiel gestatten, aber auch dem Volke insgesamt. In den „Tischreden" sagt er geradezu:

„Christen sollen Komödien nicht ganz und gar fliehen, drumb, daß bisweilen grobe Zoten und Buhlerei darinnen seien, da man doch um derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen. Darumb ist's nichts, daß sie solchs fürwenden, und umb der Ursache willen verbieten wollen, daß ein Christe nicht sollte Komödien mögen lesen und spielen."

Er selbst wohnte solchen Vorstellungen gerne bei und lud andere dazu ein. Am liebsten hatte er freilich biblische Stücke, die er als ein willkommenes Mittel evangelischer Verkündigung und Einwirkung auf das Volk betrachtete.

Das geistliche Spiel dauerte denn auch durch das XVI. Jahrhundert fort, dann hörte es allmählich auf; und heute lebt nur noch ein letzter Nachklang davon in dem alle zehn Jahre aufgeführten „Oberammerganer Passionsspiel" fort, während es in der evangelischen Kirche in den Oratorien eines Joh. Seb. Bach, Händel ꝛc. eine ideale Umwandlung und Umgestaltung erfahren hat.

Gelehrte Schauspiele.

Neben Hans Sachs gab es eine überaus große Menge von dramatischen Dichtern im XVI. Jahrhundert. Auch die Gelehrten traten als solche auf,

aber alles, was sie mit großer Geschäftigkeit darin zustande brachten, kam den volkstümlichen Dramen des Nürnberger Dichters keineswegs gleich. Die Spiellust herrschte überall, und Studenten und Schüler führten ebenso gerne wie die Bürger Schauspiele auf, oft in griechischer oder lateinischer Sprache.

Bileamsesel.

In manchen dieser Stücke machte sich eine scharf satirische Polemik wider Rom geltend; so in dem „Neuen deutschen Bileamsesel", als dessen Inhalt angegeben wird, daß „die schöne Germania durch arge List und Zauberei ist zur Pabsteselin transformieret worden, jetzund aber, als sie vom Wasser aus dem weissen Berge (Wittenberg) fließend getrunken, durch Gottes Genad schier wieder zu ihrem rechten Aufsitzer gekommen." Wie oben erwähnt (S. 215), führte Pamphilus Gengenbach Fastnachtspiele wider das Papsttum in Basel auf. Noch berühmter und einflußreicher waren die Spiele des

Nikolaus Manuel.

Nikolaus Manuel (1484—1530), eines Malers und Holzschneiders in Bern, der auch als Krieger und Staatsmann sich auszeichnete. In einem seiner derbwitzigen Spiele „würt die warheit in schimpffs wyß vom pabst vnd siner priesterschafft gemeldet." „Item ein ander spyl, daselbs vff der Alten Faßnacht darnach gemacht, anzeygende großen vnderscheid zwüschen dem Babst vn Christum Jesum vnseren säligmacher." Ein niederdeutsches Fastnachtspiel verwandter Art, „Klaus der Baur" hat A. Hoefer wieder abdrucken lassen und A. Freybe ins Hochdeutsche übertragen.

Eine Auswahl der besten „Schauspiele aus dem XVI. Jahrhundert hat Jul. Tittmann in zwei Bänden herausgegeben. Nik. Manuel eröffnet die Reihe der darin vorgeführten Dramatiker; Jakob Ayrer beschließt sie.

Englische Komödianten.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts lernte Deutschland Schauspieler von Gewerbe kennen. Es waren das die **„Englischen Komödianten"**, die um das Jahr 1590 im Lande umherzogen und in den Städten (oft von dem Magistrat mit feierlichen Ehren eingeholt) und an Fürstenhöfen ihre von England mitgebrachten Stücke zuerst in ihrer Muttersprache, später durch Hinzutritt deutscher Mitglieder ergänzt und verstärkt, auch in deutscher Bearbeitung aufführten. Damit trat das durch Shakespeare zum höchsten Ansehen erhobene englische Schauspiel und Shakespeares eigene Dichtung in den Gesichtskreis unseres Volkes. Der Einfluß zeigte sich bei zwei dramatischen Dichtern jener Zeit, von denen der erste, **Jakob Ayrer**, ein Landsmann und in gewissem Sinne auch ein Schüler und Nachfolger Hans Sachsens war.

Jakob Ayrer.

Jakob Ayrer, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, lebte als Notar in Bamberg, dann als Gerichtsprokurator und kaiserlicher Notar in Nürnberg, in welcher Stellung er 1605 starb. An echter Komik, an frischem Humor, an Gemüt, an sittlichem Ernst steht er weit hinter Hans Sachs zurück, übertrifft ihn aber durch eine dramatisch besser angelegte und entwickelte Handlung, wie durch eine kunstvollere Charakteristik seiner Personen. Als stehende Figur führte er den Hanswurst auf die Bühne, auch in ernsten Stücken; derselbe heißt bei ihm nach dem Englischen „Johan" oder „Jann", auch wohl „der Engellendisch Narr"; aber sein Witz ist schal und meist sehr unsauber. Ayrer war ziemlich fruchtbar, denn in etwa zehn Jahren schrieb er „dreissig Ausbündtige schoene Comedien und Tragedien — sampt noch andern sechs und dreissig schönen lustigen vnd kurtzweiligen Fassnacht- oder Possen-Spilen"; außer biblischen und antiken Stoffen behandelte er auch altvaterländische, so die Sagen von Hugdietrich und Wolfdietrich und von Otnit. Abstoßend wirkt in seinen Dramen eine entsetzliche Häufung von Greuel- und Mordthaten, wie sie beispielsweise in seiner „Tragedia von dem griechischen

Keyser zu Constantinopel, und seiner Tochter Belimperia, mit dem gehängten Horatio", in welchem der Narr zugleich der Henker ist, vorkommt.

Herzog v. Braunschweig.

Auch die Dramen des Herzogs **Heinrich Julius von Braunschweig** (1564—1613) zeugen von dem Einfluß des englischen Schauspiels und sind dadurch interessant, obgleich sie übrigens poetisch wertlos sind.

Eine seltsame Mischung von gelehrter Sprache und Streben nach großer Volkstümlichkeit begegnet uns in den Schauspielen des Herzogs von Braunschweig. Mit Vorliebe stellt er bürgerliche Verhältnisse dar, läßt seine Bauern plattdeutsch und in Prosa reden, ebenso seinen Schalk Johan Bonset, aber der Dialog ist leblos und fürchterlich weitschweifig; in einem Stücke der biblischen Komödie von der „Susanna" spricht die Heldin zwei und dreißig Seiten lang, um von den Ihrigen Abschied zu nehmen. Auch sind seine Stücke reich an Greuelscenen; in seiner Tragödie „vom ungeratenen Sohn" ermordet Nero, der jüngere Sohn des Herzogs Severus, mit eigener Hand Vater, Mutter, Bruder, Schwägerin und Neffen, ja seinen Sohn, dessen Herz er dann verzehrt, um sich vor den bösen Geistern zu schützen, wird aber trotzdem von den Geistern der Ermordeten verfolgt und zuletzt vom Teufel geholt. Bis auf vier kommen alle Personen des Stückes um, und von diesen vier sind drei als Teufel vor dem Tode geschützt. Susanna.

Im Anfang des XVII. Jahrhunderts errichtete dieser Herzog ein eigenes Theater, das erste Hoftheater in Deutschland, und begründete dadurch um so fester den bereits im letzten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts entstandenen eigenen Schauspielerstand. Hoftheater.

Es erübrigt zum Schluß, noch einen Blick zu werfen auf die **Prosa des XVI. Jahrhunderts**, die, wie wir eingangs gesehen haben, durch Luthers Bibelübersetzung, durch seine polemischen und lehrhaften Schriften, durch seine Briefe und Predigten in frischer Blüte emporkam, nachdem sie im Mittelalter nur erst keimartig vorhanden gewesen war. Nur andeuten kann ich hier, daß durch Luthers Vorgang die **deutsche Predigt** eine geförderte Pflege fand. Prosa.

Hervorragendes leistete darin Luthers Schüler **Johannes Mathesius** (geb. 1504 zu Rochlitz; gest. 1565 als Pfarrer in Joachimsthal). In 16 Predigten (Sarepta oder Bergpostill) legte er die christliche Glaubenslehre aus dem Bergbau dar; in einer Reihe anderer die „Historia von des Ehrw. Manns D. Martini Luthers Anfang, Lehr, Leben und Sterben." — Ein geistreicher Prediger, der in seinen Postillen noch heute fortpredigt, war der schon vorhin (S. 223) erwähnte **Valerius Herberger**, nicht ohne Grund „der kleine Luther" genannt. — Der bedeutendste Prediger und zugleich der verbreitetste und gesegnetste aller Erbauungsschriftsteller war aber **Johann Arnd** (geb. 1555 zu Ballenstädt im Anhaltischen, gest. als Generalsuperintendent zu Celle am 11. Mai 1621). Nächst Thomas' a Kempis „Nachfolge Christi" gibt es kein so häufig gedrucktes, in fast alle europäischen Sprachen übersetztes und bis heute einflußreiches Erbauungsbuch, als seine „Vier Bücher vom wahren Christentum", die Arnd im J. 1605 ohne Honorar dem Buchhändler überlassen hatte. Dazu kam „das Paradiesgärtlein." Ein treffliches Lebensbild dieses bei Lebzeiten „bestverleumdeten", viel angefochtenen Gottesmannes, der durch seine „geläuterte Mystik" dem Protestantismus „neue Verinnerlichung und Erwärmung" gab, verdanken wir Tholuck, der ihm unter den „Lebenszeugen der lutherischen Kirche" einen Ehrenplatz eingeräumt hat. — Gleichzeitig mit ihm lebte der schwärmerisch mystische Schuhmacher **Jakob Böhme** (geb. zu Altseidenburg bei Görlitz 1575, gest. in Görlitz 1624), der um seiner tiefsinnigen, aber oft sehr verworrenen Schriften [„Aurora oder Morgenröte im Aufgang, d. i. die Wurzel oder Mutter der Philosophie, Astrologie und Theologie aus Mathesius. Herberger. Joh. Arnd. Jakob Böhme.

rechtem Grunde oder Beschreibung der Natur, wie alles gewesen und alles worden ist", war die erste] vielfach gemaßregelt und verfolgt, doch viele Anhänger fand und deren noch heute besitzt.

Chroniken. Die **geschichtliche Prosa** wird in diesem Zeitraume durch verschiedene **Chroniken** vertreten.

Die Schweizer haben hier den Vortritt. In den Anfang des XVI. Jahrhunderts reicht die „Kronika von der löblichen Eydtgenossenschaft" des Gerichtsschreibers **Petermann Etterlin** zurück. Viel wichtiger ist das „Chronicon helveticum" (Helvetische Chronik) des wackern Landammanns **Aegidius Tschudi** aus Glarus, die Hauptquelle des „Wilhelm Tell" von Schiller, der dem Chronisten bezeugt, daß er „einen so treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist gehabt, daß er einen poetisch zu stimmen imstande sei." Ferner schrieb **Sebastian Franck** aus Donauwörth (1499 bis 1542) eine „Chronica, Zeytbuch vnd Geschichtbibel" und eine „Chronik der Deutschen." **Johannes Thurmair**, gen. Aventinus, geb. 1477, gest. 1533, ein evangelisch gesinnter Mann, schrieb die „bayerische Chronik."

In der **wissenschaftlichen Prosa** ist der große Maler **Albrecht Dürer** zu nennen.

Albrecht Dürer. **Albrecht Dürer** (geb. in Nürnberg 1470, gest. daselbst 1528) bemühte sich zuerst die Theorie der Kunst in deutscher Sprache zu entwickeln; seine „Vier Bücher von menschlicher Proportion" zeichnen sich durch klare, scharf umrissene Darstellung aus. Von großer Bedeutung ist Dürer für die äußere Erscheinung der Litteratur seiner Zeit, da er seine hohe Begabung gern in den Dienst der kleinen ausschmückenden Kunst stellte. So gibt es von ihm in Druckwerken der Reformations- und Humanistenzeit eine Fülle von herrlich verzierten Buchstaben und Titeln, Darstellungen und Bildnissen in Holzschnitt. Das A am Anfang dieses Abschnittes (S. 203) ist ein Beispiel davon, ebenso der schalkhafte Titel zu seines gelehrten Freundes Pirkheimers „Plutarch", der sog. „Pirkheimertitel", auf dem, wie die gegenüberstehende verkleinerte Abbildung zeigt, zwei Engel Pirkheimers Wappen (den Birkenbaum) halten, während zwei andere Posaunen blasen.

Erzählende Prosa. Länger muß ich bei der **erzählenden Prosa** verweilen. Schon im XV. Jahrhundert hatten wir die ersten Ansätze zu **Romanen** kennen gelernt. Was damals von solchen entstanden war, blieb auch im XVI. Jahrhundert durch erneuerte Abdrücke im Umlauf, und Neues kam hinzu:

Romane. Den Namen „Roman" leiten einige von „Romant" ab, wie die Franzosen Gedichte in der Volkssprache und unsere Altvorderen die aus dem Altfranzösischen übersetzten und dann auch alle ähnlich phantastische, nachgebildete Prosaerzählungen nannten; andere von den „Gesta Romanorum" (Thaten der Römer), einer um 1310 entstandenen Sammlung lateinisch geschriebener Geschichten, die in den letzten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts ins Deutsche übersetzt wurden.

Der berühmteste und beliebteste, obgleich wohl nie recht volkstümlich gewordene Roman war der **„Amadis"**, der 1583 in Frankfurt unter dem folgenden Titel erschien:

„Des Mannbaren Helden **Amadis auß Frankreich** schöne Historia, allen Ehrliebenden vom Adel, sonderlich Jungfrauen und Frauen nützlich und kurtzweilig zu lesen. Aus Frantzösischer in Deutsche Sprache transferiert."

Amadis. Der „Amadis" war ein ursprünglich spanisches Buch, von Vasco de Lobeira nach Portugal verpflanzt und dann ins Französische, endlich aus dem Französischen ins

Deutsche übersetzt. Aus den ursprünglichen 12 Büchern des spanischen Originals wurden in Frankreich 24, bei uns sogar nach und nach in den folgenden Auflagen 30. Es ist ein breit und phantastisch geschriebenes Buch, aber als Sittenspiegel des noch einmal aufleuchtenden Ritterwesens merkwürdig. Der Held dieses Romans, aus dem im Laufe der Zeit eine ganze Reihe „Amadisromane" hervorging, ist natürlich ein „Muster aller ritterlichen Tugend." Auf seinen abenteuerlichen Fahrten, die an Kämpfen gegen Ritter, Riesen, Zauberer 2c. überreich sind, wird er nach Schottland verschlagen, wo er sich in des Königs Lisnarts Tochter, Oriana, verliebte, ein Verhältnis, das mit großer Ausführlichkeit erzählt wird und den Kern des ganzen Buches bildet. Dazu kommt dann die Geschichte des ältesten Sohnes des Amadis und Orianas und ihrer weiteren Nachkommen. Das Exemplar von 1583, dem ich unsere Probe entnehme (Abb. 52), ist ein großer Foliobaud von 593 Seiten, der indes nur dreizehn Bücher enthält. Die ersten Bücher namentlich sind sehr schön und deutlich gedruckt, die Illustrationen wiederholen sich von Zeit zu Zeit bei oft ganz verschiedenartigen Scenen. A. v. Keller hat 1857 das erste Buch nach der ältesten deutschen Bearbeitung neu herausgegeben.

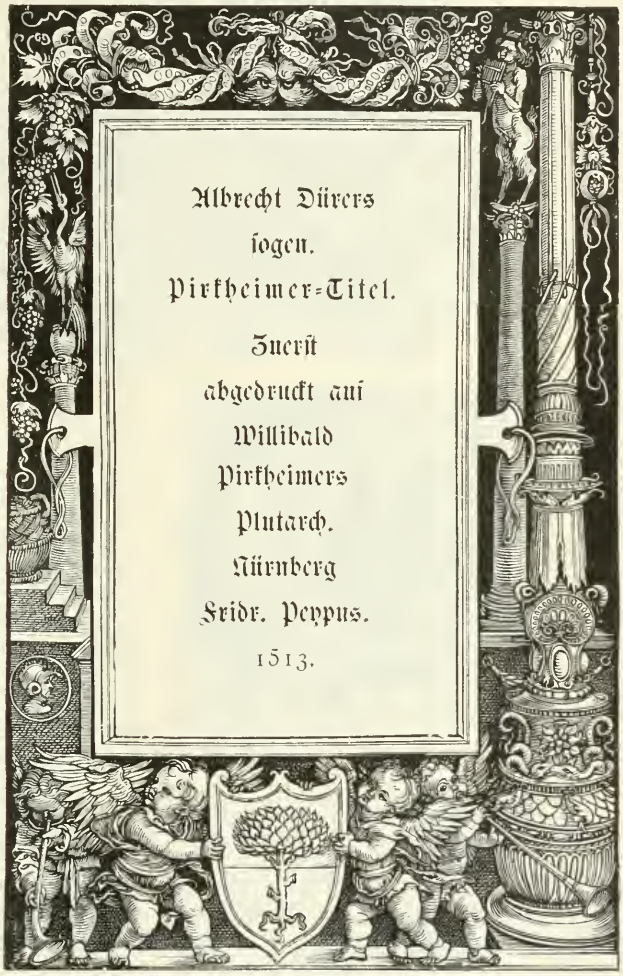


Abb. 51.

Andere französische Helden- und Liebesgeschichten, die zu uns herüberkamen, waren der **„Fierabras"**, eine Riesengeschichte aus dem kerlingischen Sagenkreise, die **„Haimonskinder"** u. a.; demnächst wurden wunderbare und oft märchenhafte Geschichten aus dem Italienischen übersetzt, und viele von diesen nebst älteren im Jahre 1587 in dem **„Buch der Liebe"** zusammengethan, welches in unserem Jahrhundert Büsching und v. d. Hagen zum Teil neu herausgegeben haben. Französ. Romane. Buch der Liebe.

Das I. Capitel.

Von der Abentheuwer der schönen Silvie/ wie auch der Schäfer Darinel sie lieb gewan/ was Gespräch sie auch mit einander hetten.

Das achte Buch Amadis hat euch die Geburt Herrn Florisel von Niquea / auch anderer Kinder der grossen Herren/ welche zur selben zeit an dise Welt kamen / gnugsam vnderrichtet vñ erkläret. Nun aber mangelt noch/ wohin die Tochter deß Keysers Lisuers / vnd der schönen Onoloria / welche dem Diener sie zu einer Seugmutter zu tragen / gegeben ward / kommen seye / anzuzeigen. Derselbige / nach deme er das Klei-

Abb. 52. Druck und Illustrationsprobe vom Anfang des neunten Buchs des „Amadis" (Folio, Ausgabe von 1583, Frankfurt am Main bei Sigismund Feyerabend) nach dem Exemplar der K. Bibliothek zu Berlin.

Volksbücher.

Diese und andere Erzählungen waren und sind noch heute bekannt und beliebt unter dem Namen der **Volksbücher**, von denen Simrock eine neue Ausgabe und Gustav Schwab eine Neubearbeitung (in Auswahl) veranstaltet hat.

In der Vorrede zu der letzteren sagt Schwab von den ihnen zu Grunde liegenden Sagen: „Entsprungen großenteils aus dem alten Born germanischer Volksdichtung, blieben sie dem Volke teuer, auch als die Verbildung der höheren Stände in späteren Jahrhunderten ihrer spottete; und bezeichnet mit dem Stempel ewiger Jugend: „gedruckt in diesem Jahr" bildeten sie, neben der Bibel und dem Gesangbuche, die einzige Nahrung der Volksphantasie."

Zu den tiefsinnigsten Sagen der Volksbücher gehört die seit dem XVI. Jahrhundert umgehende von Dr. **Johannes Faust**, dem berühmten Schwarzkünstler. Es ist unzweifelhaft, daß ein Mann dieses Namens in Wirklichkeit gelebt hat.

HISTORIA

Von D. Johañ Fauſten/dem weitbeſchreyten

Zauberer vnnd Schwartzkünſtler/ Wie er ſich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verſchrieben / Was er hierzwiſchen für ſeltzame Abenthewer geſehen / ſelbs angerichtet vnd getrieben / biß er endtlich ſeinen wol verdienten Lohn empfangen.

Mehrertheils auß ſeinen eygenen hinderlaſſenen Schrifften / allen hochtragenden / fürwitzigen vnd Gottloſen Menſchen zum ſchrecklichen Beyſpiel / abſcheuwlichen Exempel / vnd treuwhertziger Warnung zuſammen gezogen / vnd in den Druck verfertiget.

IACOBI IIII.

Seyt Gott vnterthänig / widerſtehet dem Teuffel / ſo fleuhet er von euch.

CVM GRATIA ET PRIVILEGIO.

Gedruckt zu Franckfurt am Mayn / durch Johann Spies.

M. D. LXXXVIII.

Gedruckt zu Franckfurt am Mayn / durch Wendel Hom̃ / in Verlegung Johann Spieſſen.

M. D LXXXVIII.

Titel und Schluß der höchſt ſeltenen zweiten Auflage der „Historia von D. Johann Fauſten“ (die erſte erſchien ebendaſelbſt 1587) nach dem Exemplar der K. Bibliothek zu Berlin.

Nach sicherer Überlieferung war Faust zu Knittlingen, einer Landstadt in Württemberg geboren, in einer Gegend, wo sich die Erinnerung an ihn bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten hat. Er studierte in Krakau und zwar besonders Magie, eine Kunst, über die man dazumal öffentliche Vorlesungen hielt. In der Chemie und Physik erwarb er sich hervorragende Kenntnisse. Nach vollendeter Studienzeit streifte er in Deutschland und im Auslande als s. g. fahrender Schüler umher, nannte sich „die Quelle der Nekromantie, Astrolog, Magus ꝛc.“, prahlte überall mit seiner Kunst und rühmte sich der unglaublichsten Dinge. In Venedig machte er einen verunglückten Versuch zu fliegen, der ihm fast das Leben kostete. In Erfurt hielt er zeitweilig Vorlesungen über Homer; auf seiner Stube ließ er die homerischen Helden vor den Studenten erscheinen. Endlich da er über die Messe spottete, wurde er vom Rate aus der Stadt verwiesen. Zum Andenken an ihn gibt es daselbst heute noch ein „Dr. Faustgäßchen.“ Danach trieb er in Maulbronn alchymistische Arbeiten, der Sage nach in dem östlichen Eckturm des Klosterzwingers, der noch jetzt der „Fausttturm“ heißt. Dann war er eine Zeitlang in Wittenberg: Melanchthon traf mit ihm zusammen; in Luthers „Tischreden“ wird er erwähnt. Oft war er in Gefahr, seiner Zaubereien wegen verhaftet zu werden, entkam aber immer so zeitig und glücklich, daß das Gerücht entstand, er könne sich unsichtbar machen. Über sein Ende wird einstimmig berichtet, daß man ihn eines Morgens tot mit verdrehtem Halse in seinem Zimmer fand und daß nachts zuvor eine starke Erschütterung des Hauses bemerkt wurde. Wahrscheinlich war er in seinem Laboratorium durch eine chemische Explosion getötet worden. — Zahlreiche Städte, außer den bereits erwähnten, bewahren sagenhafte Erinnerungen an ihn, so vor allem Leipzig, wo er 1525 auf einem mit 18 Eimer Wein gefüllten Fasse aus Auerbachs Keller auf die Gasse geritten sein soll, Faust.

„welches gesehen viel Mutterkind —
solches durch seine subtile Kunst hat gethan
und des Teufels Lohn empfangen davon.“

In Prag erinnert das s. g. „Faustische Haus“ an sein geheimnisvolles Treiben; ähnlich in Wien u. a. O. — Sobald er tot war, häuften sich im Volksmunde die Sagen und zauberhaften Schwänke, die Faust vollführt haben sollte; alles Zauberhafte, Wunderbare, Spukhafte, Dämonische, sammelte sich um den Namen Faust und ließ ihn immer riesenhafter erscheinen. Etwa 50 Jahre nach seinem Tode, im Jahre 1587, wurde die Faustsage zum erstenmal aufgezeichnet und in Frankfurt gedruckt. Der Verfasser ist uns nicht bekannt. Johann Spieß, der das Werk — als ihm von einem guten Freunde in Speyer zugesandt — beim Publikum einführte, war ein charaktervoller und gelehrter Verleger von strenglutherisch-theologischer Richtung, bei dem u. a. das Concordienbuch (1580) erschienen war.

Ein zuverlässig genauer Abdruck der ersten Ausgabe ist von Wilhelm Braune veranstaltet worden. Der gegenüberstehend reproduzierte Titel und Schluß ist der zweiten Auflage (1588) entnommen; beides aber stimmt buchstäblich und zeilengetreu mit der ersten überein. Das einzige vollständige Exemplar, das sich — soviel bekannt — von dem ersten Originaldruck erhalten hat, befindet sich in der Bibliothek des Buchhändlers Heinrich Hirzel in Leipzig, defekte Exemplare auf der K. K. Hofbibliothek in Wien und auf der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften in Pest.

Nach diesem alten Volksbuche, der Quelle der ganzen Faustlitteratur bis auf Goethes große Dichtung, hatte Faust mit dem Teufel einen Bund geschlossen, um seinen Wissensdurst zu stillen, das Leben in vollen Zügen zu genießen und unsterblichen Ruhm zu erlangen. „Faust name“, heißt es darin, „an sich Adlers Flügel, wollte alle Gründ an Himmel und Erden erforschen, denn sein Fürwitz, Freyheit und Leichtfertigkeit stache und reitzte ihn also, daß er auff eine zeit etliche zäuberische vocabula, figuras, characteres vnd conjurationes, damit er den Teufel vor sich möchte fordern, ins Werk zusetzen und zu probieren jm fürname.“ Er beschwört den Teufel, erhält einen Geist, „Mephisto-

pheles" zum Genossen, der alle seine Wünsche befriedigen soll, wofür er mit seinem Blute der Hölle seine Seele verschreibt und den christlichen Glauben abschwört. So empfing er nun durch seinen Begleiter wunderbares Wissen über Natur und Zukunft und ward schnell ein berühmter Mann. Um alles zu erschöpfen, fuhr er mit Mephistopheles sogar in die Hölle, dann wieder aufwärts zum Sternenhimmel, sodaß die Erde klein wie ein Dotter im Ei unter ihm lag, durchzog dann ganz Europa, setzte alle Welt durch seine Zauberkunst in Erstaunen, that das Unglaublichste und schwelgte in allen Lüsten. Als sein Bündnis abgelaufen war, setzte er seinen Famulus Wagner zum Erben seiner Bücher und Zaubergeräte ein, nahm von seinen vertrautesten Freunden Abschied und begab sich in sein Zimmer. In der Mitternachtsstunde erhob sich ein gewaltiger Sturmwind, der alles vernichten zu wollen schien, und am nächsten Morgen fand man den fürchterlich zerstümmelten Leichnam Fausts im Hofe auf dem Miste liegen.

Pfaffe von Kalenberg.

Wie an Fausts Person sich aller Aberglauben und alle Zaubergeschichten anschlossen, so war der **Pfaffe von Kalenberg**, ähnlich dem Pfaffen Amis (S. 142 f.) der Held aller possierlichen Streiche, die — wahr oder erfunden — von Geistlichen erzählt wurden.

Wye Vlenspyegel tzo Erffort einē esel lesen lerde/in eym alden pselter.

Vlenspegel besorgde sich d' schalkheit die he zo Praech gedoin hatt sy wurdē jm na ylen/vnd tzoig ylens na Erffordt. da ouch eÿ berömpte vniuersitiet is. do he dar quā sloig he syn brieff vp. vnd die studentē hattē vil gehört van synē lysten. vnd raitslachtē wie sy jm vur geuen möchten/dat yd jn

Abb. 53. Bild- und Druckprobe aus dem ältesten Drucke des niederdeutschen Till Eulenspiegel.

Übrigens hat sich die Sage hier auch an eine wirkliche Person, den Hofkaplan des Herzogs Otto des Fröhlichen, Rudolf von Habsburgs Enkel, vom Kahlenberge bei Wien geheftet. Der älteste Druck des von ihm handelnden gereimten Volksbuches gehört dem XV. Jahrhundert an. Sehr modernisiert ist der Stoff in neuerer Zeit von Anastasius Grün (S. 627) behandelt worden.

Salomon und Morolff.

Auch die früher von mir ausführlich (S. 143) besprochene lehrhafte Erzählung von „**Salomon und Morolff**" nahm unter den Volksbüchern einen nicht unbedeutenden Rang ein und kam mit zahlreichen Holzschnitten wiederholt heraus. Luther citierte daraus, wie auch aus anderen Volksbüchern, gerne in Tischgesprächen, wie in seinen Schriften.

Abb. 54. Nachbildung des Titels vom ältesten Druck des Volksbuches „Salomon und Morolff".

Noch älter ist das Buch von **Till Eulenspiegel**, dem „Helden der Handwerks- und Landfahrerwitze", einer unverwüstlichen Figur des Volkswitzes bis auf unsere Zeit.

Eulenspiegel.

Auch hier haben sich traditionelle Witze und Streiche um eine Person gesammelt, die wirklich gelebt, Till geheißen haben, in Kneitlingen im Braunschweigischen geboren und zu Mölln in Lauenburg begraben sein soll. Der Beiname „Eulenspiegel" stammt von der Spruchrede des XVI. Jahrhunderts her: „Der Mensch erkennt seine Fehler ebensowenig, wie ein Affe oder eine Eule, die in den Spiegel sehen, ihre eigene Häßlichkeit erkennen." Der älteste bekannte Druck dieses Volksbuches in hochdeutscher Sprache ist von 1519 und hat den Titel „Ein kurzweilich Lesen von Til Ulenspiegel." Ich gebe in genauen Abbildungen eine Probe aus diesem seltenen Druck auf S. 238 und den vollen Titel in einer Beilage. — Hans Sachs und Jakob Ayrer entnahmen dem ungemein beliebten Volksbuche, das von Lappenberg herausgegeben ist, Stoffe zu Komödien, Fischart bearbeitete es in Reimen. In allerneuester Zeit hat Julius Wolff den lustigen Schalk in seinem „Till Eulenspiegel redivivus" tendenziös modernisiert wieder aufleben lassen.

Ein Vorläufer der Münchhausiaden war der **„Finkenritter"**, in dem die Lügen der Vielgereisten lustig überboten und verspottet werden.

Finkenritter.

Darin wird erzählt die „Historie von dem trefflichen weiterfahrenen Herrn Policarpen von Kirrlarissa, genannt der Finkenritter, wie er dritthalb hundert Jahre, ehe er geboren ward, viel Land durchwandert und seltsam Ding gesehen ꝛc." Das Buch ist eine Sammlung lustigen Unsinns, ohne satirische Tendenz. Die Späße tauchen auf und verschwinden, wie die Bratwürste, mit denen der Teufel des Ritters Weg vor ihm pflastern und die er hinter ihm wieder auffessen muß. Als der gute Ritter eines Tages Gras mäht, haut er sich aus Versehen den Kopf ab, dem er überall nachläuft, und Ähnliches.

Alle Dummheiten und Verkehrtheiten kleinstädtischer Bürger und Behörden sind vereinigt in den „Wunderseltzamen abenteuerlichen, unerhörten, und bisher unbeschriebenen Geschichten und Thaten der obgemelten **Schiltbürger** in Misnopotamia hinter Utopia gelegen ꝛc." auch kurz als **„Lalenbuch"** bekannt. Das Buch wurde 1598 zum erstenmal gedruckt.

Lalenbuch.

Was die Alten von „Abdera" erzählten, die Braunschweiger von „Scheppenstedt" ꝛc., das muß hier **Schilda**, Gneisenaus Geburtsort, alles auf sich nehmen. Die Schildbürger stammen von einem der sieben weisen Meister ab und werden wegen ihrer großen Weisheit überallhin berufen, um Fürsten und Herren zu raten und zu helfen. Darüber gerät aber das Gemeindewesen ihrer Stadt in Verwirrung, ihre Frauen entrüsten sich höchlich über ihre lange Abwesenheit und verlangen ihre sofortige Rückkehr. Die Männer thun es und beschließen sodann — auf den Rat der Alten — sich fortan der Thorheit anstatt der Weisheit zu befleißigen, damit niemand mehr ihres Rates begehre und sie ungestört zuhause bleiben können. Danach handeln sie fortan und erfahren es nur zu bald, wie gefährlich es ist, mit dem Schein zu spielen. Eine lange Reihe der wunderlichsten Thorheiten wird nun erzählt, deren letzte dahin führt, daß ihre Stadt ganz und gar in Asche gelegt wird. Da ziehen die Schildbürger mit Frau und Kind in die Welt hinaus und verpflanzen ihre Thorheit überallhin.

Endlich muß noch eine tiefsinnige Sage hervorgehoben werden, die allerdings keine ursprünglich deutsche ist, wie die bisher angeführten, die Sage vom **ewigen Juden** oder vom Juden **Ahasver**, wie er im XVI. Jahrhundert gewöhnlich genannt wird.

Ahasver.

Schon im XIII. Jahrhundert wird erzählt, ein gewisser Cartaphilus sei Thürsteher des Pilatus gewesen und habe den Heiland auf dessen schwerem Gange nach Golgatha mit Faustschlägen gemißhandelt und ihm höhnisch zugerufen: „Geh doch schneller!", worauf der

Eyn kurtz ſwylich leſen van Tyel vlenſpiegel: geboren vyß dem land Brunzwyck. Wat he ſeltzamer boitzen bedreuen hait ſyn dage/luſtich zo leſen.

240 a

Gedruckt by Servais Kruffter.

Titelblatt des ältesten Drucks von „Till Eulenspiegel" in niederdeutscher Mundart, gedruckt von Servais Kruffter in Köln ca. 1520—30. Nach der photolithographischen Nachbildung der einzig erhaltenen Exemplare in der k. k. Hofbibliothek zu Wien und der k. Bibliothek zu Berlin.

„Ein kurzweilig Wesen von Till Eulenspiegel, geboren aus dem Lande Braunschweig. Was er seltsame Possen getrieben hat seiner Tage, lustig zu lesen."

Der Fincken Ritter.

Hiſtoria / Von dem trefflichen und weiterfahrnen Ritter / Herrn Policarpen von Kirrlariſſa / genannter Fincken Ritter / wie der dritthalbhundert Jahr / ehe er geborn ward / viel Land durchwandert / ſeltzame Ding geſehen / und zu letzt für ſeiner Mutter vor todt ligend gefunden / aufgehoben und erſt von neuen geboren worden.

Item / Von ſeiner Hochzeit / eine feine und ſchöne Satyriſche Lehr / wie ſich ein jeder in Eheſtand ſchicken ſoll.

Gedruckt / Im Jahr 1668.

Abbildung eines ſpäteren Drucks des „Finkenritter", als Beiſpiel des Ausſehens der „Volksbücher gedruckt in dieſem Jahr". Erſter Druck von 1560 in Straßburg.

Das lustige und recht lächerliche

Lalen-Buch/

Das ist:

Wunderseltsame / abentheurliche/ unerhörte/ und bißher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Lalen zu Lalenburg/ in Misnopotamia/ hinter Utopia gelegen.

Durch

M. Aleph / Beth / Gimel / der Vestung Ypsilonburger Amtmann.

Letzterer Druck / so mit Figuren vermehret ist.

Titel eines alten Drucks vom „Lalenbuch“, nach dem Exemplar der K. Bibliothek in Berlin.

Warhafftige Contrafactur / aller gestalt vnnd massen zusehen / diſe Bildnuß / von einem Juden von Jeruſalem / AHASVERVS genannt / welcher fürgibt / wie das er bey der Creutzigung Jeſu Chriſti geweſen / vnd biſthero von Gott beim Leben erhalten worden. Sampt einer Theologiſchen Erinnerung an den Chriſtlichen Leſer / mit glaubwürdigen Hiſtori Exempeln illuſtriert vnd vermehrt.

Getruckt zu Augſpurg / bey Sara Mangin / Wittib / in verlegung Wilhelm Peter Zimmerman Kupfferſtecher.

1619.

Abb. 55. Genaue Nachbildung des Titelblattes der Augsburger Ausgabe des Volksbuches vom „Ewigen Juden." Nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Berlin.

Herr ihm geantwortet: „Ich will's, du aber sollst warten, bis ich wiederkomme.“ Seitdem irre der Mensch unstät durch die ganze Welt und warte auf Christi Wiederkunft am jüngsten Tage. Dieser Cartaphilus war aber wohl jedenfalls ein Heide, wie Lessing erkannte, der seine Geschichte die Sage „vom ewigen Heiden“ nennt; jedenfalls ist ein Zusammenhang mit der Sage von Ahasver nicht nachweisbar. — Ums Jahr 1547 (oder 1542) soll dann der Schleswiger Generalsuperintendent Paulus von Eitzen als Student den „ewigen Juden“ in Hamburg gesehen und gesprochen haben. Derselbe sei ihm als ein langer, uralter Mann in schäbiger Kleidung erschienen, habe geklagt und geseufzt und auf weiteres Befragen erzählt, er sei zu Christi Zeiten ein Schuster in Jerusalem gewesen und, als der mit dem Kreuze belastete Heiland einen Augenblick habe vor seiner Thür ruhen wollen, habe er ihn rauh und erbarmungslos fortgestoßen, da habe Christus zu ihm gesprochen: „Weil du des Menschen Sohn keine Rast vergönntest, so sei auch dir fortan keine Ruhe beschieden. Du sollst wandern immerfort, bis daß ich wiederkomme.“ Der Fluch habe sich erfüllt, und seit 1500 Jahren wandere er rastlos über die Erde und könne nicht leben, nicht sterben. — Seine Erlebnisse auf diesen endlosen Wanderungen schilderte dann ein Volksbuch, das zum erstenmal 1602 — mehrmals (in Danzig, Leyden ꝛc.) gedruckt erschien. Es liegt auf der Hand, daß diese Sage aus der Thatsache des seit Christi Zeiten rastlosen Wanderns der in alle Länder der Welt zerstreuten und trotz aller Verfolgungen unaustilgbaren Juden entstanden ist, weshalb sich auch dieselbe Sage in ähnlichen Gestaltungen bei den verschiedensten Völkern findet. — In neuerer Zeit ist in mannigfach verschiedener Deutung der Gedanke dieser Sage poetisch verwertet worden, so von Schubart in einer Rhapsodie, von Goethe, Lenau, Julius Mosen, Hamerling u. a.

Ernst von Schwaben.

Auch die alte Sage von Herzog **Ernst von Schwaben**, die bereits im XII. Jahrhundert Gegenstand der poetischen Behandlung war (vgl. S. 50 f.), wurde in dieser Zeit in eines der beliebtesten Volksbücher umgestaltet, das reich illustriert und wieder und wieder gedruckt, lange ein Lieblingsbuch blieb. (Abb. 56.)

Jörg Wickram.

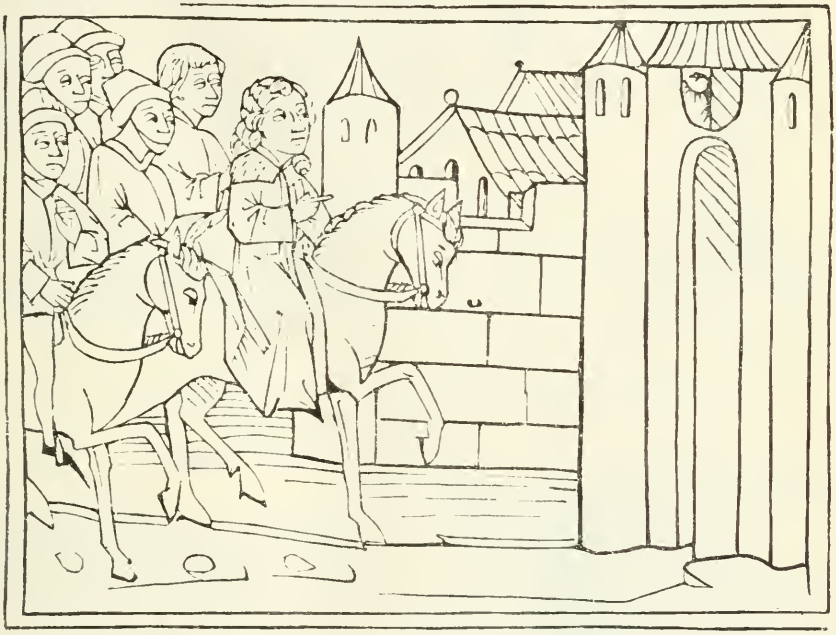
Minder volkstümlich als die bisher genannten Bücher sind die aus derselben Zeit stammenden Romane des Meistersingers **Jörg Wickram**, der 1549 in seiner Vaterstadt Colmar im Elsaß eine Meistersingerschule stiftete. Es sind darunter besonders zwei zu nennen:

1) Der **Goldfaden**, 1557 zu Straßburg erschienen und im J. 1809 von Clemens Brentano erneuert, hat den Nebentitel „Eine schöne, liebliche und kurzweilige Historie von eines braven Hirten Sohn“ und folgenden Inhalt: Löwfried (so benannt nach einem Muttermal, einer Löwentatze, das er auf der Brust hatte) ist der Sohn eines armen Hirten. Als Küchenjunge kommt er in das Haus eines Grafen; als dieser ihn eines Tages singen hört, nimmt er ihn zu sich in seine Gemächer und hält ihn als seinen Sänger. Da faßt er eine heiße Liebe zu des Grafen schöner Tochter Angliona, die ihn aber kalt behandelt und ihm eines Tages zum Hohne einen Goldfaden aus ihrer Stickerei schenkt. Sofort thut er einen scharfen Schnitt in seine Brust nahe dem Herzen, legt den Faden in die Wunde und läßt dieselbe darüber zuheilen. In einem Liede teilt er ihr mit, was er gethan, und als sie zusammenfährt, aber noch zweifelt, da wiederholt er den Schnitt und zeigt ihr den Faden. Ihr Stolz ist bezwungen — sie erwidert seine Liebe. Der Graf hört davon und will den kecken Bewerber ermorden lassen, aber er entgeht den Nachstellungen durch den Schutz eines Jugendfreundes und eines Löwen, der seinem Vater einst die Herde hatte hüten helfen. Nun zieht Löwfried auf Abenteuer, gewinnt ritterlichen Ruhm und hohe Auszeichnung — dadurch umgestimmt gewährt ihm der Graf die Hand seiner Tochter.

2. In dem Buche „**Von guten und bösen Nachbarn**“ (1556) stellt Wickram einen aus dem Bauernstand Emporgekommenen einem aus dem Adelstand Herabgesunkenen gegenüber.

Das bedeutendste, freilich der Volksart am fernsten Liegende, im Gebiete des Romans hat Fischart in seiner „Geschichtklitterung“ (S. 220) geleistet.

Wie hertzog Ernst vnd graf wetzelo sich nahenten czů der stat Nürenberg · wann der Keyser Otto ein gemeine samnung vnd hoffe ließ beschreyben vnd berüffen darauff den heyligen custag zů weyhenächten



„Wie herzog Ernst und Graf Wetzelo sich naheten der Stadt Nürnberg, als der Kaiser Otto eine gemeine Versammlung und Hofhaltung ließ ausschreiben und berufen auf den heiligen Christtag zu Weihnachten.“

Abb. 56. Schrift- und Bildprobe der „Historie vom Herzog Ernst“ aus dem sehr alten, sonst ganz unbekannten Druck der k. Bibliothek zu Berlin. Als Probe der Volksbücher.

Neben den Romanen, die meist auf altem epischen Sagengrunde ruhten, entstand in Italien bereits im XIV. Jahrhundert die **Novelle** (novella = Neuigkeit), eine kürzere meist in der Gegenwart spielende Prosaerzählung, deren Meister Boccaccio war. Davon gab es zahlreiche Sammlungen auch bei uns im XVI. Jahrhundert, die zum größten Teil Übersetzungen enthielten. Daran schließen sich die Sammlungen von **Anekdoten, Schwänken** und **Sprichwörtern.** Novellen

Pauli. Hier ist in erster Linie zu nennen der Franziskanermönch **Johannes Pauli**, ein getaufter Jude (um 1455 geb., um 1530 gest.), der seine Schwänke (etwa 700) unter dem Titel „Schimpf (Scherz) und Ernst" herausgab.

In leichtem, anmutigem Stil werden darin Fabeln, Anekdoten, Eulenspiegeleien erzählt ohne aufdringlich lehrhafte Tendenz, behaglich zu lesen. Wie er in der Vorrede erklärt, sind die Erzählungen „aus alten Büchern, griechischen, lateinischen, den Kirchenvätern und Petrarca zusammengelesen." Das Werk fand so großen Beifall, daß gegen dreißig Ausgaben davon erschienen.

Sehr schalkhaft und lustig ist die folgende Geschichte, die sich darin findet:

Es hatte ein Bürger drei Töchter, von denen jede einen Freier hatte und jede gern zuerst „in den schweren Orden der heiligen Ehe" treten wollte. Ihm war es aber zuviel, sie alle auf einmal auszustatten, darum rief er sie herbei und sprach zu ihnen: „Wohlan, lieben Töchter, ich will euch allen dreien miteinander Wasser geben, und ihr sollt euch die Hände miteinander waschen, aber sie an keinem Tuch abtrocknen, sondern sie von selber trocken lassen werden, und derjenigen, deren Hand zuerst trocken geworden, der will ich zuerst einen Mann geben." Nun goß der Vater allen dreien Wasser über die Hände; sie wuschen sie und ließen sie von selber wieder trocknen. Aber das jüngste Töchterlein, das wehte stets mit den Händen hin und her und rief dabei: „Ich will keinen Mann! ich will keinen Mann!" Und von diesem Wehen wurden ihm seine Hände zuerst trocken, und es bekam zuerst einen Mann, und die älteren mußten noch warten.

Rollwagenbüchlein. In den späteren Büchern dieser Art herrscht meist eine große Sittenlosigkeit und Unsauberkeit, die charakteristisch für die Zeit ist, aber den Genuß dieser Volkskomik beeinträchtigt. Hierunter ist zu nennen das **Rollwagenbüchlein** (eine Anekdotensammlung zur Unterhaltung im Reisewagen) von Jörg Wickram, die **Gartengesellschaft** von Jakob Frey, der **Wendunmut** (d. h. Erzählungen, um den Unmut zu wenden) von Hans Wilhelm Kirchhof, einem Hessen.

In der großen Menge des Volkes waren diese Schwankbücher sehr beliebt, doch tadelten auch einige Männer, wie Georg Rollenhagen, mit Ernst ihre Ausschreitungen.

Zum Schluß verdienen die **Sprichwörtersammlungen** eine besondere Erwähnung.

Luthers Tischreden. Luther selbst war ein großer Freund von Sprüchen und Sprichwörtern; besonders seine „Tischreden" sind voll davon, ja er legte sich eine Sammlung davon an, die handschriftlich erhalten, aber noch ungedruckt ist. Allerhand sprichwörtliche Sentenzen faßte er in Reime, die er bei Tische vorbrachte, auch Freunden in Bibeln einschrieb ꝛc., so z. B.:

Wer was weiß, der schweig',
Wem wohl ist, der bleib'.

Wer was hat, der halt' —
Unglück das kömpt bald.

oder:

Wie einer liefet die Bibel,
So stehet am Haus sein Giebel.

Der berühmte und berüchtigte Spruch: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang" ist Luther ohne jegliche Gewähr zugeschrieben worden.

Agricola. Die erste gedruckte Sammlung aber dieses knappesten Ausdrucks des Volkswitzes und der Volksweisheit hat 1528 sein Landsmann und Schüler **Johannes Agricola** von Eisleben, geb. 1492, gest. 1566 zu Berlin als kurbrandenburgischer Hofprediger, sowohl in niederdeutscher als in hochdeutscher Sprache mit kurzen trefflichen Erklärungen herausgegeben. Noch bedeutender war der als Chronist vorhin (S. 234) erwähnte

Sebastian Frank. **Sebastian Frank.** Seine Sprichwörtersammlung (1541 herausgekommen) ist noch um-

Ein neůws / vor vnerhörts Bůchlein dariñ vil guter schwēck vnd Historien begriffen werden / so man in schiffen vñ auff den rollwegen / desgleichen in scherheůsern vñ badstuben / zulāg weiligen zeitē erzellen mag / die schweren Melancolischen gemůt damit zu ermunderen / vor aller menigklich sunder allen anstos zu lesen vnd hörēt allen Kauffleuten so die Messen hin vñ wider brauchē / zu einer kurtzweil an tag bracht vnd widerum̄ erneuwert vñ gemeert durch Jörg Wickram̄en / Statt schreiber zu Burckhaim / Anno 1557.

Titel des Rollwagenbüchleins, genaue Nachbildung des zweiten Drucks von 1557 (der erste erschien 1555) nach dem Exemplar der k. Bibliothek zu Berlin.

Sprichwörter / Schöne / Weise / Herrliche Clůgreden / vnnd Hoffsprüch / Darinnen der alten vnd nachkommenen / aller Nationen vnnd Sprachen gröste vernunfft vnnd klůgheyt. Was auch zů ewiger vnnd zeitlicher Weißheyt / Tugent / Zucht / Kunst / Haußhaltung vnnd wesen dienet / gespürt vnnd begriffen würt. Zusamen tragen in ettlich Tausent / Jnn lustig höflich Teutsch bekürtzt / Beschriben vnnd außgeleget / Durch Sebastian Francken.

✠

Iesus Syrach.

Richt dich nach den Sprichwörtern der Weisen.

Die vernünfftigen geben sich auff die Sprichwörter.

¶ Getruckt zů Franckenfurt am Meyn / Bey Christian Egenolffen.

fangreicher als die Agricolas und geistvoller in der Auslegung. Nachfolgendes charakterisiert dieselbe vortrefflich:

Es kommt selten das Best' hernach.

Die Welt wird je älter, je ärger, darum hat sie das aus Erfahrung, daß die Kinder allewege an Bosheit ihre Väter übertreffen und die künftigen Herren und Weiber die vorigen fromm machen. Eine Frau hatte einmal für einen Tyrannen gebetet, daß sich der Tyrann selbst verwunderte; wohl wissend, daß seinen Tod jedermann begehrte, schickte er zu dem Weibe, die Ursache ihres Gebetes zu erfahren. Sie antwort' ihm einfältig: „Ich bat für deinen Vorgänger, daß er stürbe, da kamst du, der noch ärger ist, danach. Jetzt bitt' ich, daß dich Gott leben lasse, sorgend, es käme noch ein böserer, denn du." Der Tyrann ließ sich die Antwort gefallen; drum sind die folgenden Leute und Zeiten allewege ärger, wie auch die Schrift zeigt, und kommt selten das Best' hernach. Denn im Käswasser da liegen die Matten am Boden. Dann begehrt man der alten Herren, so man die neuen kennen lernt, sprach Äsopus.

Andere mischten den aus dem Volke geborenen Sprichwörtern eigenverfaßte Sprüche und Reime bei, so z. B. **Eucharius Eyering**, 1520 geboren, der 1599 als Pfarrer zu Streufdorf im Hildburghausischen starb und eine in Reimen, nach alphabetischer Ordnung der Sprichwörter abgefaßte Sammlung herausgab, die größtenteils aus Agricola entnommen, aber durch die zugefügten Schwänke wertvoll ist. Sie erschien erst nach seinem Tode (1601) im Druck. — **Lazarus Sandrub**, „ein Studiosus der Philosophie und Theologie, der Poeterey besonderer Liebhaber", gab 1618 eine „Historische und poetische Kurzweil" heraus, „darinnen allerhand kurtzweilige, lustige und artige Historien, schöne anmutige poetische Gedicht, höffliche Possen und Schwänke ꝛc." — Endlich sei noch **Friedrich Petri**, Prediger zu Braunschweig genannt, der 1605 „der Teutschen Weisheit, Das ist Auserlesen kurtze, sinnreiche, lehrhaffte und sittige Sprüche und Sprichwörter in schönen Reimen oder schlecht ohn Reim" herausgab, wohl die reichhaltigste und beste Sprichwörtersammlung jener Zeit. Eyering. Petri.

Zu allen Zeiten sind solche Sammlungen ersprießlich gewesen und haben, wie ein alter Sammler trefflich bemerkt, „Ursach und Anleitung gegeben, schärfer nachzusinnen auf etwas mehr, das darunter verstanden und gemeint wird." Im XVI. Jahrhundert lebte aber diese Spruchweisheit noch ganz und gar im Munde des Volkes, hatte neben den Bibelsprüchen volle Geltung und gab dem Stil der Schriftsteller Charakter und Bedeutsamkeit. Sie ist nächst dem geistlichen und weltlichen Volksliede das wertvollste Erbe, das wir aus jener Zeit von unseren Vätern überkommen haben.

Das Bedeutendste daraus ist neuerdings in drei Bändchen der auch in Papier, Druck und Einband der Väter würdigen „**Ausgabe der Kabinettsstücke**" unter dem Titel „Altdeutscher Witz und Verstand", „Altdeutscher Schwank und Scherz" und „Altdeutsches Herz und Gemüt" (XVI. und XVII. Jahrh.) neu herausgekommen. Auch Goedeke hat eine Auswahl von Schwänken des XVI. Jahrhunderts erscheinen lassen.

II. Das Zeitalter des 30jährigen Krieges und Ludwigs XIV.

Dreißigjähriger Krieg.

Was lange wie eine Gewitterschwüle über unserem Vaterlande gelagert hatte, war endlich zum furchtbaren Ausbruch gekommen. Ein unseliger Krieg hatte zwischen Protestanten und Katholiken begonnen: ein Krieg, der dreißig Jahre lang Deutschland im Innersten zerspaltete und zerriß, es in unerhörter Weise verwüstete und entvölkerte, ja es völlig zu vernichten drohte. Aus einem Religions- und Bürgerkriege war es bald ein Völkerkrieg geworden; auf deutschem Boden fochten die Fremden, teils zum Beistande aufgefordert, teils aus eigenem Antriebe herbeigekommen, um im Trüben zu fischen und, die Entzweiung unseres Volkes benützend, ihre Fehden auszufechten, und erlangten schnell einen verderblichen Einfluß auf die inneren Reichsangelegenheiten. Dänen und Schweden, Franzosen, Spanier, Italiener verwüsteten Deutschland und förderten das Zerstörungswerk der eingeborenen katholischen und protestantischen Fürsten. Dorf um Dorf ging spurlos in Flammen auf, die Bewohner kamen unter den unsäglichsten Qualen der Kriegshorden um; was überlebte, schloß sich den Raubbanden an. Die wohlhabendsten Städte verarmten, Handel und Verkehr lagen darnieder, eine fürchterliche Verwilderung und Entartung der Sitten riß überall ein. Das Selbstgefühl des Volkes war gebrochen — bis ins innerste Mark waren Wohlstand und Bildung erschüttert; nur wenige fromme Gemüter erhoben sich kräftig und glaubensfreudig über den Jammer der Zeiten.

Friede.

Als endlich der langersehnte Friede zu Osnabrück und Münster geschlossen war, blutete Deutschland aus tausend Wunden; dazu hörte das Waffengetümmel noch keineswegs auf — im Norden standen die Schweden, in der Pfalz hausten die Franzosen, die Türken rückten bis vor Wien. Und während Ludwig XIV mit starker Hand in Frankreich bis ins zweite Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts herrschte, saß der schwache Leopold I fast ebenso lange auf Deutschlands Throne, und unter allen deutschen Fürsten war nur einer, der ein deutscher Mann heißen konnte, der große Kurfürst von Brandenburg; doch seine Macht reichte nicht aus, den Franzosen auf die Länge die Spitze zu bieten, da die anderen deutschen Fürsten ihn im Stiche ließen.

Französischer Einfluß.

Aber nicht nur, daß Elsaß und Straßburg uns verloren gingen, schlimmer war die geistige Herrschaft, die Frankreich über ganz Deutschland ausübte. Jedes der vielen Duodezhöfchen suchte es dem Hofe von Versailles nachzuthun; als gebildet galt nur, wer in Frankreich gewesen war, und selbst des großen Kurfürsten gastfreie Aufnahme der verfolgten französischen Reformierten trug dazu bei, französische Sitten, Trachten und Moden, wie ihre Sprache bei uns einzuführen.

„Wir leben zu einer Zeit," sagt ein einsichtiger Schriftsteller jener Tage, Neukirch, „da die Deutschen nicht mehr Deutsche sein, da die ausländischen Sprachen den Vorzug haben, und es ebenso schimpflich ist, deutsch zu reden, als einen schweizerischen Latz oder Wams zu tragen." Adel und höherer Bürgerstand eiferten den Fürsten in welscher Unsitte und in welschen Lastern nach, wie in buntscheckiger Verunzierung der Heimatsprache durch massenhafte Fremdwörter, und bald hielten nur noch die unteren Volksschichten an der alten heimischen Lebens- und Sinnesart fest.

Zu alledem kam, daß die mit so schweren Opfern erkaufte evangelische Lehrfreiheit zu gelehrten dogmatischen Streitigkeiten mißbraucht, daß von den Kanzeln meist eine tote Orthodoxie anstatt des lebensvollen Evangeliums gepredigt, daß Hader und Unduldsamkeit angefacht wurde. Auch die Lehrer waren meist nicht besser, als die Mehrzahl der Prediger. Neben der ausgelassensten Zügellosigkeit der studierenden Jugend herrschte auf den Universitäten eine dürre, geistesarme Gelehrsamkeit, die nur dazu beitrug, alles nationale Leben vollends zu ertöten. Wie am Hofe französisch, so sprach man in den Hallen der Gelehrsamkeit nur lateinisch und dichtete lateinisch, wie man es schon im vorigen Jahrhundert angefangen hatte. Orthodoxie.

Daß unter solchen Verhältnissen die deutsche Poesie nicht gedeihen konnte, ist leicht verständlich. Wie wir gesehen haben, fing sie schon gegen Ende des XVI. Jahrhunderts an zu erlöschen: in nahezu dreißig Jahren, von 1590—1620, erschien kaum ein einziges nennenswertes Gedicht, und als dann wieder ein dichterischer Trieb sich regte, da ordnete er sich sklavisch den lateinischen Mustern unter, die selbst eine Nachahmung nicht der antiken Blütezeit, sondern der späteren lateinischen Dichter waren. So entstand eine gelehrte Poesie, die erst recht alle wahre Dichtung ertötete. Verfall der Poesie.

„Der Dichter soll", so lehrt Opitz, der länger als ein Jahrhundert der „Vater der Dichtkunst" hieß, „in den griechischen und lateinischen Büchern wohl durchtrieben sein und von ihnen den rechten Griff erlernt haben; erst dann wird ihm die Erfindung glücken, die nichts anderes ist, als eine sinnreiche Fassung aller Sachen, die man sich einbilden kann, himmlischer und irdischer, belebter und unbelebter." So trat denn, wo die Phantasie fehlte, die römische Mythologie hilfreich ein, und ein deutscher Vergil stritt mit einem deutschen Horaz oder Ovid um die Krone. Gelehrte Poesie.

Ehe wir nun die vornehmsten Vertreter dieser gelehrten Poesie ins Auge fassen, müssen wir noch einer anderen charakteristischen Zeiterscheinung gedenken, die mit jener manche Berührungspunkte hatte. Das Bestreben der Gelehrten, die deutsche Poesie wieder zu Ehren zu bringen, führte nämlich zur Bildung von litterarischen Vereinen, den s. g. **Sprachgesellschaften**, die sich die italienischen Akademien zum Muster nahmen und sich die Säuberung der Sprache von der Unmasse eingeschlichener und auch absichtlich eingeschleppter Fremdwörter als nächstes Ziel steckten, demnächst aber auch die deutsche Poesie pflegen wollten.

Der in Florenz bestehenden Accademia della crusca (Akademie der Kleie, d. h. der Barbarismen, von denen das reine Mehl des guten Italienisch gesäubert werden sollte) nachgebildet, entstand schon im Jahre 1617 — also ein Jahr vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges — die **Fruchtbringende Gesellschaft**, seit 1651 auch der **Palmenorden** genannt. An der Spitze stand Ludwig, Fürst zu Anhalt-Köthen, mit seinen drei Neffen, den Herzögen Ernst dem Jüngern, Friedrich und Wilhelm, und vier Edelleuten. Als Ehren-Oberhaupt galt Kaspar von Teutleben, zur Zeit Geheimrat und Hofmarschall in Weimar. Fruchtbringende Gesellschaft.

In einem „kurzen Bericht von der Fruchtbringenden Gesellschaft Zwecke und Vorhaben" wird als Hauptziel genannt, „das man die Hochdeutsche Sprache in ihrem rechten wesen und stande, ohne einmischung frembder ausländischer Wort, aufs möglichste und thunlichste enthalte, und sich sowohl der besten aussprache im reden, als der reinsten art im schreiben und Reime-Dichten befleißige." Das Wappen der zum Vorbild genommenen italienischen Gesellschaft war ihrem Kleienziel gemäß

eine Mühle, ihr Tisch im Versammlungslokal ein umgestürzter Backtrog, die Sitze Mehlkörbe u. s. f. Die Namen der Mitglieder waren insgesamt dem Müllergewerbe entnommen. Diese eines wissenschaftlichen Zweckes nicht sehr würdigen Spielereien der Kleinakademie, der die größten Gelehrten und der höchste Adel Italiens angehörten, wurden denn auch von der deutschen Gesellschaft getreulich nachgeahmt. Als Sinnbild wählte man den „Indianischen Palmbaum" (Kokosnußbaum) mit dem Sinnspruch: „Alles zu Nutzen." Jedes Mitglied hatte eine Pflanze, eine Blume oder eine Frucht zum Abzeichen und einen poetischen, dem Orden entsprechenden Gesellschaftsnamen; so hieß Ludwig von Anhalt-Köthen (1579—1650), der die Seele der Gesellschaft war, „der Nährende" und hatte im Wappen ein Weizenbrot mit dem Sinnspruch: „Nichts Besseres", während Hans Georg zu Anhalt sich eine Maiblume wählte und sich den Namen des „Wohlriechenden" beilegte. Herr von Teutleben hieß „der Mehlreiche" und hatte Weizenmehl in seinem Abzeichen. Jedes Mitglied war berechtigt, „einen in Gold geschmelzten Gesellschaftspfennig am sittich- (papagei-) grünen Bande" zu tragen, dessen eine Seite Namen, Gemälde und Wort (Sinnspruch) der Gesellschaft, die andere aber Name, Gemälde und Wort des Mitgliedes zeigte. (S. Abb. 58.) Eine zierliche Publikation vom Jahre 1647, aus der ich eine Illustrationsprobe (Abb. 57) mitteile, läßt einen Blick in die Entwickelung dieser merkwürdigen Gesellschaft thun, die damals 457 Glieder zählte. Der Herausgeber des Büchleins, „Der Unverdrossene", war ein Herr v. Hille, das bedeutendste Mitglied aber Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, in diesem Kreise „der Untadeliche" genannt. Neben den hohen Herren und Fürsten finden wir in der Gesellschaft aber auch Gelehrte und Dichter: Harsdörffer, Opitz, Zesen, den Grammatiker Schottel, dem Leibniz viele seiner Gedanken über die deutsche Sprache entnahm, u. a. Auch in diesem Buche wird auf das energischste für die Ehre der bisher von Hohen und Gelehrten so verachteten Muttersprache eingetreten: „Unsere Teutsche Muttersprache ist so edel, daß man sich derselben vor Kaiser, König und Fürsten nicht zu schämen habe; — unsere geliebte Teutsche Muttersprache ist unter anderen Hauptsprachen nicht die geringste, sondern die prächtigste ꝛc." heißt es darin.

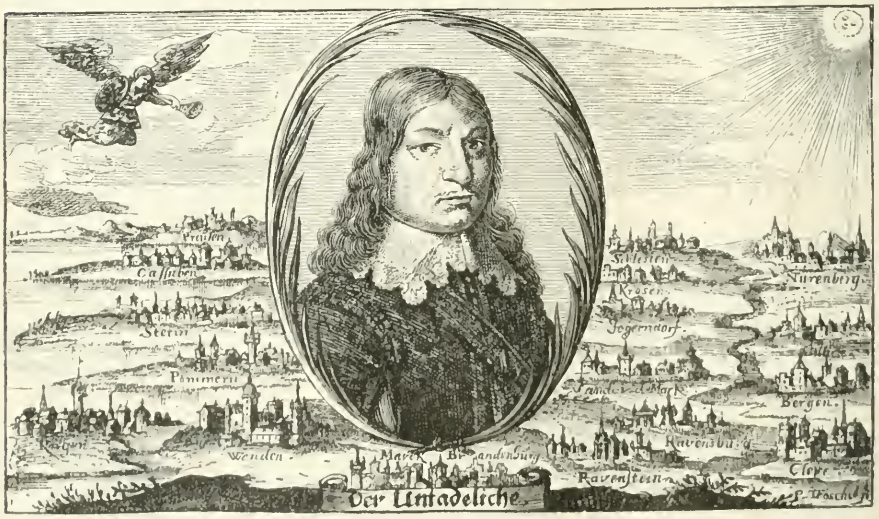


Abb. 57. Der große Kurfürst als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft. Aus „Der Teutsche Palmenbaum Das ist Lobschrift von der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft." Nürnberg 1647.

Der Teutſche Palmenbaum:

Das iſt/

Lobſchrift

Von der Hochlöblichen/

Fruchtbringenden Geſellſchaft

Anfang/ Satzungen / Vorhaben / Namen / Sprüchen/
Gemählen/Schriften und unverwelklichem Tugendruhm.

Allen Liebhabern der Teutſchen Sprache zu dienlicher
Nachrichtung/ verfaſſet/ durch den

Unverdroſſenen

Diener derſelben.

Mit vielen Kunſtzierlichen Kupfern gedrukte/ und verlegt durch
Wolffgang Endtern. Nürnberg 1647.

Titel einer Publikation der Fruchtbringenden Geſellſchaft, als Beiſpiel des Büchergeſchmacks im 17. Jahrhundert.

Über Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg Bildniß.

Hat des Midas Unverſtand / durch das rohe Sündenleben
An ſo manchem Fürſtenhof / unſern Muſen Urlaub geben/
So rufft ihnen doch zurükke/ dieſes Herren hehre Stimm/
Und ſchutzt ſolches Jungfernvolk / vor der Waffen Mördergrimm.
Sein von Gott erleuchter Geiſt / iſt den Jahren nicht verbunden/
Weil er aller Tugend Schätz' in der Jugend hat gefunden.
Was das Alter ſonſt erfahren / leiſtet er mit Heldenmut
Und das nicht begraute Haubt / weiſt der grauen Weißheit Gut.
Unſrer Sprache guldne Zier / hat verewigt ſeinen Namen:
Er bringt ſüſſ' und reife Frucht / aus der Friedenskünſte Samen.
Wir auch wiſſen nichts zu wünſchen dem / der alles hat zuvor;
Als daß des Gerüchts Trompeten / ſeine Thaten ſchwing' empor.

)(v Über

Aus demſelben Werke. Lobſpruch zum Bildnis des Großen Kurfürſten von Brandenburg.

Abb. 58. Augusts, Fürsten zu Anhalt Ordenskleinod der Fruchtbringenden Gesellschaft. Sinnspruch „Zu seiner Zeit." Sinnbild: das Kraut Allermannsharnisch, gladiolus communis.

In diesem offenen Eintreten und energischen Vorangehen einer Reihe so einflußreicher Persönlichkeiten liegt allein schon ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, wenn allerdings auch sonst die Gesellschaft in den dreiundsechzig Jahren ihres Bestehens für die Poesie nichts Nennenswertes geleistet hat. Und wenn die Fürsten und Herren im Leben und im Umgang auch noch fortfuhren, französisch zu sprechen, wie es unter ihren Standesgenossen üblich war, so befleißigten sie sich doch in ihren Versammlungen und in ihren Schriften eines von Fremdwörtern gereinigten Deutsch, und ihr Vorgang fand viele Nachahmer: die Sprachgesellschaften kamen in die Mode.

So wurde in Straßburg die „**Aufrichtige Tannengesellschaft**" von Rümpler von Löwenhalt gestiftet, unter dessen 164 Reimgedichten sich nur eine lesbare Elegie „Das rasende Deutschland" befindet, die den damaligen Jammer anschaulich schildert. Von nachhaltigerem Bestande war die „**Teutschgesinnte Genossenschaft**", von Philipp von Zesen 1643 in Hamburg gegründet, die anfangs auch Frauen aufnahm und bis ins XVIII. Jahrhundert sich erhielt.

Tannengesellschaft.

Teutschgesinnte Genossenschaft.

Philipp von Zesen (geb. 1619 zu Priorau bei Dessau, gest. 1689 in Hamburg) hatte schon vorher gewissermaßen sein Programm aufgestellt in dem „Helikon" und „Rosenmond (monat)", worin er den „Wunderschatz der hochdeutschen Sprache" eröffnen wollte. Sein Eifer für unsere Muttersprache war etwas wunderlich; er hielt sie für die Ursprache oder wenigstens die Mundart, in der sich die Sprache des Paradieses erhalten habe. Griechisch und Lateinisch waren nach ihm nur Entartungen des Deutschen: Herkules habe ursprünglich z. B. Heerkeule geheißen u. s. w. Darum eifert er heftig gegen die Fremdwörter und was er für solche hielt, und suchte sie in der lächerlichsten Weise durch Ausdrücke aus der „Ursprache" zu ersetzen und so deren „Reinlichkeit" wieder

v. Zesen.

herzustellen. Aus Natur macht er Zeugemutter; aus Venus — Liebinne; aus Aurora — Rötinne; aus Mars — Heldreich; aus Vers — Reimband; aus Nase — Löschhorn u. s. w. Dagegen hat er es für eine „unverschämte, grobe, ehrlose Schand- und Landlüge" erklärt, daß er Tagelenchter für Fenster, Windfang für Mantel u. a. gesagt habe. Übrigens stammen manche gute Verdeutschungen von ihm, welche dem deutschen Wortschatze geblieben sind, z. B. lustwandeln für spazieren; Vollmacht für Plenipotenz, Vertrag für Kontrakt, Letzter Wille für Testament u. a. Er war dabei ungemein fruchtbar als Dichter, schrieb klingende „Schattenliedlein" (Madrigale) in zierlichen „Dattelversen" (Daktylen) u. dgl. Man kann sich vorstellen, wie lustig diese Lieder, die von solchen neugemünzten krausen Wörtern voll waren, klangen. Seine weltlichen Lieder erschienen unter dem Titel „Jugendflammen" und „Dichterisches Rosen- und Lilienthal"; seine geistlichen als „Gekreuzigte Liebesflammen".

Die teutschgesinnte Genossenschaft war in mehrere nach Blumen benannte Zünfte geteilt; der „Lilienzunft" stand eine Dichterin, Katharina Regina von Greiffenberg, Freiherrin von Seissenegg vor.

Joh. Rist. Elbschwanenorden.

Zesens Hauptgegner war **Johann Rist** (aus Ottensen, geb. 1607, † 1667), der 1656 eine eigene neue Dichtergesellschaft gründete, den „**Elbschwanenorden**", worin er selbst der „Cimberschwan" hieß, der aber mit seinem Tode sich auflöste. Er war ein sehr fruchtbarer und auch ein gekrönter Dichter, leistete aber über dem vielen Reimen nichts Bedeutendes und die Zeit Überdauerndes, mit Ausnahme einiger trefflicher Kirchenlieder (S. 271).

Gekrönter Blumenorden.

Am berühmtesten war der „**Gekrönte Blumenorden**" oder „**die Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz**", 1644 von Harsdörffer und Klaj gestiftet.

In einem sehr umfänglichen Bericht, der 1744 in Nürnberg erschien, als der Orden „durch göttliche Güte das 100. Jahr erreicht", wird erzählt, wie „der selige Herr Georg Philipp Harsdörffer (ein vornehmer Patrizier), der seinen uralten Adel mit Tugend und Gelehrsamkeit geziert, zwei Jahre hernach, da er in den hochpreislichen Palmenorden, unter dem Namen des Spielenden, als ein hochansehnliches Mitglied aufgenommen worden, in Nürnberg den s. g. gekrönten Pegnesischen Blumenorden zu stiften angefangen, damit er seinen Landsleuten Anlaß geben möchte, als geborne Teutsche, sich der Reinigkeit der teutschen Sprach, sowohl im Reden als im Schreiben zu befleißigen ꝛc." Von Italien hatte Harsdörffer den Geschmack für die arkadische Schäferpoesie mitgebracht und in dem Pastor Klaj einen Gesinnungsgenossen und vertrauten Freund gewonnen. Gemeinsam gingen sie ans Werk. Als „Strephon" und „Clajus" errichteten sie den neuen Orden, dessen Abzeichen eine Panspfeife war mit dem Sinnspruche: „Mit Nutzen erfreulich", der später in: „Alle zu einem Ton einstimmend" verändert wurde. Dazu machte „Floridan", wie Sigmund v. Birken im Orden hieß, folgendes, für die Gesellschaft charakteristische „Sonnet", wie sie es nannten:

„Das sorgenreiche Geld erfreut die Schäfer nicht,
der eitlen Ehre Freud gibt ihnen kein Belieben;
ein freier Freudenstand, ein frohes Feldgedicht,
ein freudgereizter Reim, den Bäumen eingeschrieben,
samt einem Pfeifenspiel, aus Röhren zugericht,
heißt — eine Schäferfreud in ihrer Trift getrieben.
Ihr Hirten! freuet euch, der alles hält in allen,
der große Pan erfreut euch mit dem Gnadenschutz,
er läßt die reine Freud der Schäfer ihm gefallen:
die Freude sonder Reu ist wahrer Tugend Nutz."

Poetischer Trichter/

Die

Teutsche Dicht- und Reimkunst/

ohne Behuf der Lateinischen Sprache / in VI. Stunden einzugiessen.

Erster Theil

handlend:

I. Von der Poeterey ins gemein / und Erfindung derselben Inhalt.
II. Von der Teutschen Sprache Eigenschafft und Füglichkeit in den Gedichten.
III. Von den Reimen und derselben Beschaffenheit.
IV. Von den vornemsten Reimarten.
V. Von der Veränderung und Erfindung neuer Reimarten.
VI. Von der Gedichte Zierlichkeit / und derselben Fehlern.

Samt einem Anhang
Von der **Rechtschreibung / und Schrift-scheidung** / oder Distinction.

Durch ein Mitglied
der hochlöblichen
Fruchtbringenden Gesellschaft.

Zum zweiten mal aufgelegt und an vielen Orten vermehret.

Nürnberg/
Gedruckt bey Wolfgang Endter.

M. DC. L.

Sinnbild.

Zucht bringt Frucht.

Soll der neubelaubte Reben
Greiff' und helle Trauben geben/
muß man jhn/auf Berg und Thal/
hacken/düngen/und beschneiden:
ihn auch mit den falben Weiden
hefften an den Erdenpfal.
So besagte Wintzerzucht
bringt verlangte Freudenfrucht.

Sol die Rede/gleich dem Reben/
hónigsüsse Früchte geben/
muß der Wörter Maß vnd Zahl
sie verbinden/und bereiten/
nach der Sprache Gründen leiten
mit der Reimungreichen Wahl.
Solche kunstbeliebte Zucht
bringt der Lippen holde Frucht.

Zu-

Proben (Titel und Rückseite desselben) aus dem Nürnberger Trichter von Harsdörffer. Aus der 2. Auflage von 1650.
Nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Wie diese heidnischen Anklänge, so war auch das Schäfergewand und die Rückkehr zur Natur nur eine Maske, die sie annahmen, weil sie meinten, echte Poesie könne nur im Schäferleben gefunden werden. Dabei merkten sie gar nicht, wie sie durch ihre verschrobene, verdrehte und süßliche Reimdrechselei von der Natur immer weiter abkamen.

Harsdörffer.

Georg Philipp Harsdörffer (1607—1658), ein gelehrter und weitgereister Mann und Mitglied des Rates in seiner Vaterstadt Nürnberg, schrieb in seinem Leben 47 ganze Bände voll dieser unwahren Poesie zusammen. Seine wunderlichen Grund- und Lehrsätze über Poesie faßte er in dem berüchtigten Buche: „Poetischer Trichter, die Teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen." Nürnberg 1647, gewöhnlich kurz „**Nürnberger Trichter**" genannt, zusammen.

Nürnberger Trichter.

Es war ein ganz ernsthaft gemeintes Buch, das auf der Ansicht beruhte, daß sich die Poesie erlernen und handhaben lasse, wie ein Handwerk. Zu den Hilfsmitteln des Dichters gehören vor allem die „sinnreichen Beiwörter", die in der gesamten Poesie des XVII. Jahrhunderts eine große Rolle spielen. So heißt es in der sechsten Stunde, wo von der „Zierlichkeit der Wörter" die Rede ist: „Wie das Edelgesteine einen Ring zieret, also zieren die Bey- oder Anfatzwort die Rede"; und als Beispiele werden angeführt: „Für Blut sage man nasses Lebensgold; für Frühling Blumenvatter, Wolkentreiber, Freudenbringer; für Wein Traubenzwinger, Schlafreitzer, Poetensaft" ꝛc. ꝛc. „Hieraus", schließt der Trichter, „erkennt man etlichermaßen den Poeten, wie den Löwen aus den Klauen." Daneben wurde der Poet angewiesen, „die Stimme der Tiere, den Ton eines Falles, Schlages, Schusses, Sprunges, Stoßes ꝛc. auszudrücken"; z. B. von der „Trummel" sagt er:

„Die Trummel pumpt: komt, komt; sie summt: komt, komt, komt ꝛc."

Es blieb aber bei diesem einen Teile nicht; es wurden daraus allmählich drei, die in einen kleinen schweinsledernen Sedezband (von 580 S.) vereinigt das Entzücken der edlen poetischen Gemüter jener Zeit waren. Im II. Teil wurden die Stunden um sechs weitere vermehrt, die von „der Poeterey Eigenschaft", von den „Poetischen Erfindungen" ꝛc. handelten. Der III. Teil war betitelt: „Prob und Lob der Teutschen Wolredenheit, begreifend 1) 100 Betrachtungen über die Teutsche Sprache; 2) Kunstzierliche Beschreibungen fast aller Sachen, welche in ungebundener Schrift-stellung fürzukommen pflegen; 3) Zehen geistliche Geschichtsreden in unterschiedlichen Reimarten verfasset."

Als Probe aus Nr. 2 (zugleich der zierlichen Initialen des Buches) gebe ich die Beschreibung der Nachtigall:

Abb. 59. Initial D aus dem „Poetischen Trichter," als Beispiel der Druckverzierung im XVII. Jahrh.

ie Syrene in dem Lufft / das flüchtige Pfälterlein / der edelste unter denen die den Fittig schwingen / sie kan ihre Stimme nach den Lispelbächen zwingen / das Reuter zu dem Pferd / Siegs- und Trauerlieder singen / bald schluffelt sie die Klag / bald führt sie hohe Tertzen mit dem Gegenhall zu schertzen / wie der Trompeter Hall Tar-tar-ra-ra-raritet; so hat auch ihr Getön der gleiche Ruf geführet; bald wie das Wässerlein den schroffen Kies durchsauffelt / ist ihre Meisterstimm bunt wirbelnd ausgekrauffelt / daß jedes Tones Art in ihrem Ton sich findet ꝛc. ꝛc.

Harsdörffers Dichtungen.

Harsdörffer führte auch sonst mit Recht den Beinamen des „Spielenden", den er in der „Fruchtbringenden Gesellschaft" erhalten. Er spielte mit Binnenreimen, oder mit solchen Wörtern, welche die Stimmen der Tiere nachahmten, auch mit Reimbildern, z. B. dem folgenden, das einen Reichsapfel darstellt:

O
wie süß,
aber süß
sein des Friedes Flüß'!
jeder sie erküß!
Krieges-Flut
kränket Mut,
alls verhört,
alls zerstört.
Teutsche Reich
ist nicht gleich
ihm itzt mehr.
Gott erhör
und bescher
uns den Friedenglantz,
uns nicht gar verheere gantz!
Deiner Gnaden Aug über uns auf wache
uns die treue Lieb' und Eintracht belache
darmit auf dem Plan dieses runden Weltgebäu
Ach, dein Lob erschall, und sich deine Kirch' erfreu!
Mächtig ist dein Wort, kräftig deine Stimm',
leg des Feindes Haß, steure seinen Grimm!
Großer Zebaoth, unsre Bitt gewer!
auff daß wachß und sich vermehr
diß dein Eigentum
dir zu Preiß und Ruhm!

Gesprächspiele.

Unter Harsdörffers zahlreichen anderen Werken ist das umfangreichste ein achtbändiges, betitelt „Frauenzimmer-Gespräch-Spiele", in welchem er in der Form eines Gesellschaftsspieles den Damen einen Gesamtschatz der Bildung — sinnreichen Witz und Poesie eingeschlossen — beibringen will.

Nach dem Urteil der Zeitgenossen war diese Damenencyklopädie „ein Blumengarten, darin die auserlesensten Wahrheits-, Lehr-, Hof- und Tugendblumen der Welschen, Franzosen, Spanier und Holländer gepflanzt sind; tugendhafte Spiele, mit denen der hochedle Nürnbergische Ratsherr, der sinnreiche und arbeitsame Harsdörffer mehr ausgerichtet hat, als ein ganzes Regiment Pedanten mit ihren Arbeiten, Schlagen und Plagen."

Klaj.

Sein Kollege **Johann Klaj** (Clajus), der 1616 in Meißen geboren, 1644 als Kandidat der Theologie nach Nürnberg kam und 1656 als Pfarrer in Kitzingen starb, that sich besonders im geistlichen Schauspiel hervor; er schrieb „Herodes der Kindermörder", den „Engel- und Drachenstreit" u. a., Stücke von einer unglaublichen Plattheit, die Harsdörffer aber dramatische Meisterwerke nannte, wie man denn nicht anstand, Klaj allen Ernstes als den „Vater des deutschen Dramas" zu bezeichnen. Von seiner spielerischen, geistlosen Poesie nur eine Probe:

Der Sommer kein Kummer- noch Trauernis leidet,
der Schlaeffer, der Schaefer, der pfeiffet und weidet,
der Bauer, der Lauer, der erndet und schneidet,
es grünet das Feld,
es lachet die Welt,
der Gärtner löst Geld ꝛc.

Abb. 60. Harsdörffer. Gleichzeitiger Nürnberger Stich.
Umschrift: „Georg Philipp Harsdörffer, Ratsherr zu Nürnberg, geb. 1607, gest. 1658."

Der dritte im Bunde der leitenden Geister des Pegnitzschäferordens war der schon vorhin als „Floridan" erwähnte **Sigismund von Birken**, in der Teutschgesinnten Genossenschaft „der Riechende" genannt.

Sigismund Betulius, geb. 5. Mai 1626 zu Wildenstein bei Eger, stammte aus einer deutschen Familie Birkner, die ihren Namen latinisiert hatte, kam früh mit seinen Eltern nach Nürnberg und wandelte, 1654 geadelt, seinen Namen wieder um in den deutschen **v. Birken**. Nach Harsdörffers Tode wurde er „Oberhirt der Pegnitzschäfer" und starb als solcher am 12. Juni 1681. v. Birken war nicht ohne Geist und Gefühl, aber seine Dichtungen sind doch mehr Erzeugnisse des Verstandes als des poetischen Genius. Birken.

Dazu kam seine geschraubte, abgeschmackte Sprache und fade Wortspielerei; ganze Gedichte von ihm bestehen aus lauter Tierstimmen und Naturtönen, da gibt es Stellen, wie die folgende:

„Es säuseln und bräuseln und kräuseln
windfriedige Bläste ꝛc.“
„Es strudeln und brudeln und wudeln
die Wellen zu Rande ꝛc.“

Schon manche Zeitgenossen tadelten das; die Menge seiner Bewunderer aber nannten ihn den „Dädalus der Dichtkunst, des Wörtergolds feinsten Treiber.“ Eines seiner Hauptwerke war betitelt: „Pegnesis oder der Pegnitz Blumengenoß-Schäferei. Feldgedichte in 9 Tagezeiten meist verfasset und hervorgegeben durch Floridan.“

Bis in unser Jahrhundert hat die Pegnitzschäferei ihr Dasein gefristet: im Jahre 1844 hat sie ihr zweihundertjähriges Stiftungsfest gefeiert. Der Litteratur hat sie nicht mehr genützt als die anderen Sprachgesellschaften. Was dieselben anstrebten mit redlichem Bemühen, die Sprache von fremden Einmischungen zu reinigen und die deutsche Dichtung wieder bei den hohen und den gelehrten Ständen in Aufnahme zu bringen, war ja ehrenhaft und löblich und soll ihnen unvergessen bleiben. Aber andere, einzelstehende Männer haben doch erst durchgeführt, was sie mit ihren wunderlichen Veranstaltungen wollten, vor allem Opitz, den sie als Ehrenmitglied aufnahmen, nachdem er bereits einen selbständigen Ruhm erworben hatte; aber auch eine Reihe von **Vor-Opitzianern**, die, weil sie eigene Wege gingen, von ihnen verachtet wurden. So erging es **Weckherlin**, dem bedeutendsten von diesen, über den sich Zesen einmal wegwerfend äußerte: „Der Wäckerlin süngt mit, so vihl als ihm vergönnt.“

Vor-Opitzianer.

Weckherlin.

Georg Rodolf Weckherlin wurde am 15. Sept. 1584 zu Stuttgart geboren, studierte in Tübingen die Rechte, ging dann nach Frankreich und England und suchte, wie Goedeke in der Einleitung zur Ausgabe seiner Gedichte sagt, „in der Nachahmung der fremdländischen Geschmacksrichtungen sein eigenes poetisches Talent auszubilden und sich vornehmen Gönnern angenehm zu machen.“ Anderseits aber war es ihm ein ernstes Anliegen, an den deutschen Höfen und in den höfischen Kreisen die Dichtung des Auslandes durch einheimische, zunächst durch seine eigene zu verdrängen. Das ließ er sich besonders angelegen sein, als er, von seinen Reisen heimgekehrt, Sekretär des Herzogs von Württemberg wurde. Zu dem Behufe führte er das Sonett und den französischen Alexandriner ein, um so die deutsche Dichtung hoffähig zu machen und ihr die Teilnahme der „Götter und Göttinnen, der Helden und Nymphen“ zuzuwenden. So übte er bereits die gelehrte Poesie, die Opitz dann zur Herrschaft brachte; denn in der Form blieb er hinter diesem zurück, wenn er ihn auch an poetischer Begabung übertraf. Dennoch hätte er wohl noch Größeres geleistet, wenn er in Deutschland geblieben wäre. Aber um 1620 siedelte er nach England über, wo er als Präses der deutschen Kanzlei in London eine hochangesehene Stellung einnahm, aber immer mehr die Fühlung mit der Heimat verlor. In der Fremde ist er um 1651 gestorben. Lange ganz vergessen, ist er von Herder zuerst wieder ans Licht gezogen und neuerdings am gerechtesten von Goedeke gewürdigt worden, während andere Litterarhistoriker die Neigung haben, ihn zu überschätzen. In manchen seiner Gedichte herrscht etwas „Sinnlich-Wildes“, was seine Bewunderer besonders entzückt, so in dem „Brautlied zu Ehren der Hochzeit Filanders und seiner Cloris“ und in der allerdings bacchantisch schwungvollen, aber doch wüsten Ode „Trunkenheit“. — Trotz seiner häufigen Anfingung von Fürsten hält er Maß im Lobe derselben und preist besonders die

Verfechter des Protestantismus, so Gustav Adolf nach seinem Heldentode („Des großen Gustav-Adolfen ebenbild"). Ein mannhafter Patriotismus spricht aus der Ode: „Frisch auf, ihr dapfern soldaten," in der es u. a. heißt:

Der ist ein Teutscher wolgeboren,
der von betrug und falschheit frei,
hat weder redlichkeit noch treu,
noch glauben, noch freiheit verloren:

Der ist ein Teutscher ehrenwert,
der wacker, herzhaft, unverzaget
für die freiheit mit seinem schwert
in einige gefahr sich waget.

Unter die Vorgänger Opitzens pflegt man auch den als lateinischen Dichter vorzugsweise berühmten **Paulus Melissus** oder Paul Schede (1539 bis 1602) zu rechnen, weil seine wenig zahlreichen deutschen Gedichte den Übergang vom Volksmäßigen zum Gelehrten kennzeichnen; ferner **Petrus Denaisius** (1560—1610) und **Ernst Schwabe von der Heyde**, welche beide schon vor Opitz die Verse kunstmäßig zu behandeln suchten; endlich noch **Zinkgref**, um den sich ein ganzer Dichterkreis sammelte, der mit ihm die neuen Ideen verfolgte.

Zinkgref. **Julius Wilhelm Zinkgref**, geb. 3. Juni 1591 zu Heidelberg, wo er studierte und wo er nach längeren Reisen als Auditeur lebte, starb nach vielfach umgetriebenem Leben am 12. Nov. 1635 zu St. Goar an der Pest. Er war der erste, der eine Sammlung von Gedichten in der neuen Richtung herausgab „dem lieben Teutschen zu einem Muster und Fürbilde, wonach — sich in seiner teutschen Poeterei hierfür etlichermaßen zu regulieren" und die er, weil er seinen Freund Opitz an die Spitze stellte, betitelte: „Martini Opicii Teutsche Poemata . . . . Sampt einem Anhang mehr auserleßener Getieht anderer Teutscher Poeten [Weckherlin u. a.]. Straßburg 1624." In dieser wichtigen Sammlung, von der manche Litterarhistoriker einen neuen Zeitabschnitt datieren, steht auch das einzige nennenswerte, ja in Studentenbüchern noch fortlebende Gedicht von Zinkgref selbst, „Vermanung zur Dapfferkeit," die treffliche Verdeutschung eines Kriegsliedes des griechischen Dichters Tyrtäus in Alexandrinern, worin es u. a. heißt:

Drumb gehet dapffer an, Ihr meine Kriegsgenossen!
Schlagt ritterlich darein; ewr Leben unverdrossen
Vors Vatterlandt nffsetzt, von dem ihr solches auch
Zuvor empfangen habt, das ist der Tugent Brauch ꝛc.

und das schwungvoll schließt:

Wer nur deß Todts begert, wer nur frisch geht anhin,
Der hat den Sieg, vnd dann das Leben zu gewin.

Zinkgref ist außerdem beachtenswert als Anekdotensammler der neuen Schule; seine **Apophthegmata**, der Teutschen scharpfsinnige kluge Sprüch," die mit Kaisersprüchen anheben und mit Namenssprüchen schließen, haben nicht nur ein kulturgeschichtliches Interesse, sondern bieten auch noch heute eine anregende Lektüre.

Und nun trat der von Zinkgref fast wie ein poetischer Messias verkündete **Martin Opitz** hervor, der lange für ein Dichtergenie ersten Ranges und einen edlen Patrioten gegolten hat, bis eine erneute und gründlichere Prüfung seiner Poesie wie seines Lebens ein etwas weniger glänzendes, aber richtigeres Bild von ihm hergestellt hat.

Opitz. **Martin Opitz** wurde am 23. Dez. 1597 zu Bunzlau am Bober in Schlesien geboren und empfing seine Erziehung in dem vorzüglichen Gymnasium seiner Vaterstadt,

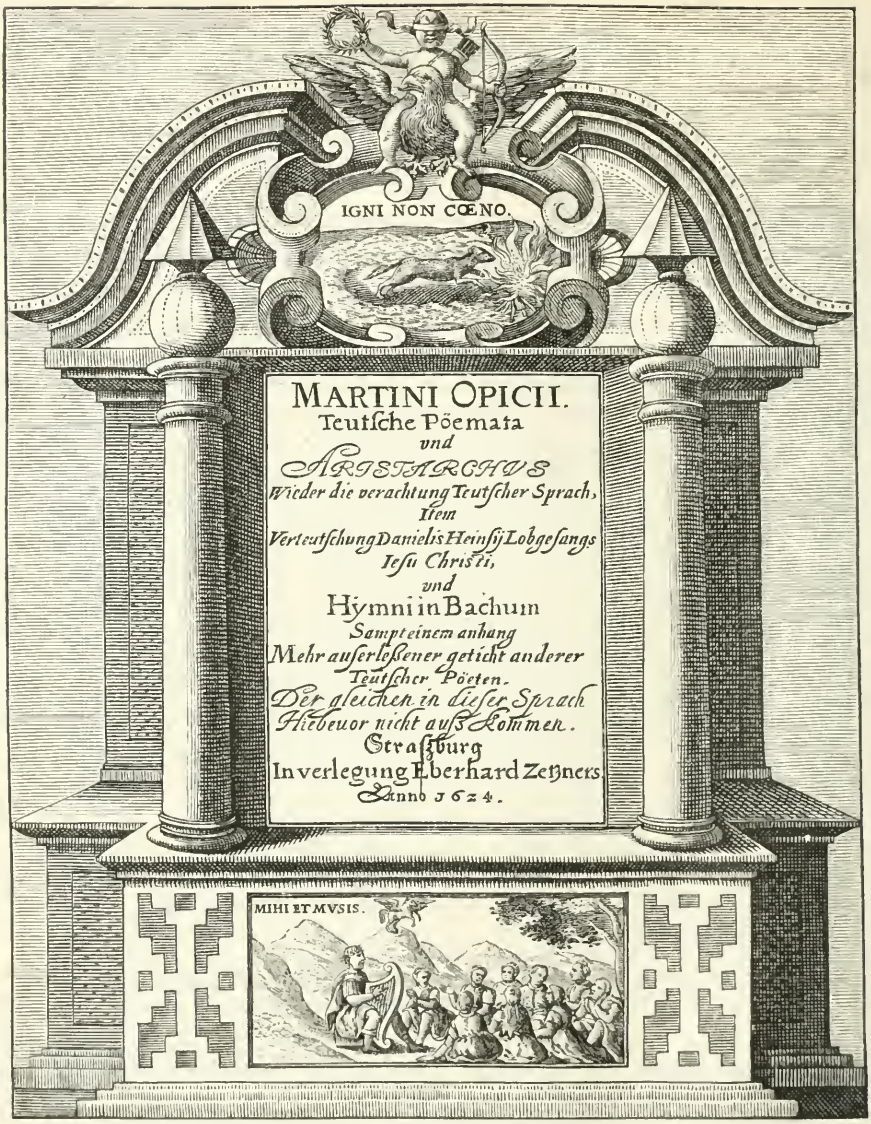


Abb. 61. Titel der ersten Ausgabe von Martin Opitzens „Teutsche Poemata." Ohne Opitzens Vorwissen herausgegeben von Zinkgref.

dann besuchte er die Magdalenenschule zu Breslau, wo er bereits mit einem Heft lateinischer Gedichte auftrat, und bezog darauf das Schönaichium, ein akademisches Gymnasium, zu Beuthen an der Oder, um mit dem Studium der schönen Wissenschaften das der Rechte zu verbinden. Dort schrieb er, zwanzigjährig, seine lateinische Abhandlung „Aristarchus oder über die Verachtung der deutschen Sprache," in der er schon den Alexandriner als Mustervers hinstellte und Ansichten über Poesie und Sprache entwickelte, wie sie der ein Jahr zuvor gegründete Palmenorden vertrat. Nun bezog er die Universität zu Frank-

furt a. O., von wo aus er sich dem Liegnitzer Hofe durch schmeichlerische Gedichte empfahl und damit die bezahlte Gelegenheitsdichterei ins Leben rief, die sich in dem ganzen Jahrhundert so unangenehm bemerklich machte. Danach setzte er das von ihm begonnene Studium der Rechte in Heidelberg fort. Manches seiner besseren Gedichte, das unter dem Einflusse seines Freundes Zinkgref entstand, der — wie vorhin erwähnt — die erste Ausgabe seiner Gedichte, ohne des Dichters Billigung, besorgte, stammt aus jener Zeit. 1620 flüchtete er vor Krieg und Pest nach den Niederlanden, wohin er bereits die Vorliebe für die streng geregelte, steife holländische Poesie mitbrachte. In Leyden steigerte sich diese Vorliebe zur Begeisterung durch die Bekanntschaft mit Daniel Heinsius, einem unverdient gepriesenen niederländischen Reimschmied; fortan galten ihm die Holländer als höchste Muster der Poesie, er übersetzte Heinsius' lateinische und holländische Dichtungen und trat ganz in seine Fußstapfen. Nachdem er dann vorübergehend mit einem Freunde in Jütland sich aufgehalten und dort die erst viel später — als es keinen Anstoß mehr geben konnte — veröffentlichten „Trostgedichte in Widerwertigkeit des Krieges" geschrieben hatte, folgte er einem Rufe des Fürsten Bethlen Gabor nach Siebenbürgen an das neu gestiftete Gymnasium zu Weißenburg als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften. Dort arbeitete er an einem gelehrten Werke über die Altertümer Daciens, schrieb auch ein größeres Gedicht **„Zlatna** (Name seines Landgutes) oder von Ruhe des Gemütes", war überall hoch angesehen und hochgeachtet, konnte sich aber weder mit Luft und Wasser noch mit des Volkes Sprache und Sitten befreunden und kehrte schon nach Jahresfrist in die Heimat zurück, wo er als ein großes poetisches Genie angestaunt wurde. In Geschäften des Herzogs von Liegnitz, an dessen Hofe er eine Stellung als Rat gefunden hatte, ging er 1625 nach Wien und benutzte diese Gelegenheit, um seinem unersättlichen Ehrgeiz noch weiteres Genüge zu thun. Zu diesem Zwecke verfaßte er ein Trauergedicht auf den Tod des österreichischen Erzherzogs Karl voll überschwenglicher Schmeichelei an des Kaisers Adresse. Es fängt an: Zlatna.

Allhier in dieser Gruft liegt Carolus gesenket,
der werte, teure Held, den Gott der Welt geschenket,
und was ihm ähnlich ist, das Haus von Österreich,
das hochberühmte Haus, dem nichts auf Erden gleich —

Dieses Gedicht überreichte er Ferdinand II persönlich, der ihn — den ersten Dichter für deutsche Verse — mit dem Lorbeerkranz krönte. Später wurde er von dem Kaiser auch geadelt als **Opitz von Boberfeld.** Der Weg zu dieser höchsten Staffel seiner Wünsche war kein ehrenwerter. Er gelangte dazu durch den berüchtigten Grafen Hannibal von Dohna, der in Schlesien die Protestanten auf das blutigste verfolgt hatte, um sie durch Feuer und Schwert für Rom zurückzugewinnen. In den Dienst dieses „Seligmachers", wie man den Grafen nannte, trat der protestantische Dichter bald nach seiner Dichterkrönung zu Wien, lebte als sein Sekretär in seinem Hause, dichtete zu seiner Ehre ein „Lob des Kriegsgottes", übersetzte in seinem Auftrage das lateinische Werk eines Jesuiten, in welchem der Beweis versucht wurde, daß die römische Kirche das allein wahre Christentum repräsentiere, ins Deutsche, freilich ohne seinen Namen, und ließ sich von dem Grafen zu Spionsdiensten in Paris verwenden. Zum Lohne für alle diese Dienste sandte ihn der Graf nach Wien, von wo er den Adelszusatz „von Boberfeld" mit heimbrachte. Ein Jahr danach, 1629, wurde er als „der Gekrönte" in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. Nach dem Tode seines Gönners, der noch zuvor den Schweden hatte weichen müssen, machte Opitz eine neue Schwenkung, indem er den protestantischen Herzögen von Brieg und Liegnitz seine Dienste und seine Dichtungen widmete, ohne freilich eine feste Anstellung an ihrem Hofe gewinnen zu können. So suchte er denn einen andern Herrn, und da er einmal

den Herzog von Brieg nach Thorn begleitete, benutzte er die Gelegenheit, ein langes Lobgedicht auf den König Ladislaus von Polen zu verfertigen, das ihm die Stellung eines königlichen Sekretärs und Historiographen eintrug. Als solcher nahm er seinen Wohnsitz in Danzig. Hier beschäftigte er sich mit Altertumsforschungen, gab auch das Annolied (vgl. S. 37) heraus. Als 1639 in der alten Reichs- und Hansastadt die Pest ausbrach, wurde er von einem Bettler, dem er ein Almosen reichte, angesteckt und erlag der Seuche am 20. August.

Opitzens Gedichte.

Die Gedichte des „schlesischen Schwans", oder des „Boberschwans", wie Opitz von seinen Verehrern genannt wurde, drei starke Bände, erlebten zahlreiche Auflagen, von 1624—1638 nicht weniger als acht. Dennoch enthalten sie kein einziges größeres, wirklich schönes und bedeutendes Gedicht, sondern lauter Mittelgut, das talentvoll und gewandt in Scene gesetzt ist. Zum guten Teil sind es noch dazu Übersetzungen aus fremden Sprachen. Die meisten seiner Originalgedichte sind Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten und Begräbnisse, oder es sind ziemlich wässrige Bearbeitungen von Psalmen und anderen Stücken des alten und neuen Testamentes. Auch seine vaterländischen Gedichte sind ohne Wärme und Begeisterung, ja kühl und klug berechnet, wie sein Patriotismus. Vorteilhaft heben sich unter ihnen hervor die obenerwähnten „Trostgedichte in Widerwertigkeit des Krieges", die allerdings auch von biblischen und mythologischen Anspielungen strotzen, aber doch den Eindruck wahren Gefühls machen. Ganz dürr und poesielos ist die „Schäfferei von der Nymfen Hercynia", eine aus Prosa und Versen gemischte Erzählung zu Ehren des gräflich Schaffgotschen Hauses. Nicht besser sind seine Lehrgedichte: das schon erwähnte „Zlatna", das „Vielgut oder vom wahren Glück", welche beide die ländliche Ruhe verherrlichen, und der dem Lateinischen nachgebildete „Vesuvius", der anhebt:

Zum ersten, wann der Berg zu wüten angefangen
und welche Zeit die Glut vor Alters aufgegangen,
zeigt kein Gelehrter an; es ist auch nicht mein Ziel,
daß ich die große Brunst allhier erzählen will,
so da entsprungen ist, wie Titus hat regieret,
davon die Asche ward nach Afrika entführet ꝛc.

Eine Auswahl seiner Gedichte hat Julius Tittmann veröffentlicht.

Opitzens Dramen.

Auch für das Drama schlug Opitz einen neuen Ton an, obgleich er wohlweislich sich nicht selbständig daran wagte, sondern nur an Übersetzungen. Außer der Übersetzung von Sophokles' „Antigone" und Senecas „Trojanerinnen" hat er aus dem Italienischen ein geistliches Schauspiel „Judith" übertragen. Zum eigenen Drama fehlte es ihm an der poetisch schaffenden Begabung, und wie wenig er das Wesen desselben verstand, davon zeugt, daß er Seneca auf eine Linie mit Sophokles stellte und als Muster für das deutsche Drama empfahl!

Und dieser unbedeutende Dichter hat doch länger als ein Jahrhundert der „Vater der Dichtkunst" oder gar „ein Fürst des deutschen Liedes" geheißen und eine große Schar von Jüngern und Nachfolgern gehabt! Wie tief sein früher Tod empfunden wurde, davon zeugt das Sonett Paul Flemings, seines bedeutendsten und den Meister weit überragenden Schülers:

Über Herrn Martin Opitzen auff Boberfeld sein Ableben.

So zeuch auch du denn hin in dein Elysierfeld
du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten,
und untermenge dich mit diesen großen Leuten,
die gantz in deinen Geist sich hatten hier verstellt.

Deutsch: So beschaffen, Leser, war von Antlitz, die Phöbusbegeisterte Sirene, des deutschen Liedes Fürst, Opitz.

Abb. 62. Bildnis Martin Opitzens nach dem Kupferstiche von J. v. Heyden in Straßburg vom J. 1631, dem einzigen nach dem Leben aufgenommenen. Das lateinische Epigramm darunter machte Caspar Barth auf Opitzens Wunsch.

Zeuch jenen Helden zu, du jenen gleicher Held,
der itzt nichts gleiches hat. Du Herzog deutscher Seiten,
o Erbe durch dich selbst der steten Ewigkeiten,
o ewiglicher Schatz und auch Verlust der Welt!

Germania ist tod, die Herrliche, die Freye,
ein Grab verdecket sie und ihre gantze Treue.
Die Mutter die ist hin: hier liegt nun auch ihr Sohn,
Ihr Recher und sein Arm. Last, last nur alles bleiben,
ihr, die ihr übrig seyd, und macht euch nur davon.
Die Welt hat warlich mehr nichts würdigs zu beschreiben.

Deutsche Poeterey.

Aber eines war der armen, so arg beraubten Welt doch geblieben, und das war das Werk, welches Opitzens Ruhm mehr als seine Dichtungen begründet hat, nämlich sein „**Buch von der Deutschen Poeterey.** In welchem alle jhre eigenschafft vnd zugehör gründtlich erzehlet, vnd mit exempeln außgeführet wird." Es erschien im Jahre 1624 (in Verlegung David Müllers Buchhändlers in Breßlaw), weshalb manche mit diesem Jahre die „neue Zeit" unserer Litteraturgeschichte beginnen. Wilhelm Braune hat in seinen „Neudrucken deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts" die erste Ausgabe wortgetreu reproduziert.

Dieses Grundbuch für die Poesie des ganzen XVII. Jahrhunderts, aus welchem ich oben (S. 247) schon eine Stelle angeführt habe, ist nicht ohne Verdienst. Es brachte die deutsche Sprache wieder zu Ehren in der Poesie, wies die Dichter auf bewährte klassische Muster hin und stellte feste Gesetze für die verwilderte Metrik auf, indem es statt der Silbenzählung, bei der man ohne Rücksicht auf die Betonung die Silben abwechselnd gesenkt und gehoben hatte, Übereinstimmung des Wort- und Verstones verlangte. Es drang auf Vereinfachung der Satzbildung, auf Reinheit der Sprache, Ausschluß der Fremdwörter und mundartlichen Wendungen und Wörter. Aber von dem wahren Wesen der Dichtung war darin nichts zu finden. Die Gelehrsamkeit war Opitz die Hauptsache, und er behauptete kühn, nur der Gelehrte sei fähig, ein Dichter zu werden. Darum strotzen seine Gedichte, wie die seiner Schule, von Gelehrsamkeit, und der „Vater der Gelehrtenpoesie" darf er mit Recht genannt werden. Ein großes Gewicht legt er, ebenso wie Harsdörffer, auf den Gebrauch der Epitheta oder „schmückenden Beiwörter", „an denen bei den Deutschen großer Mangel gewesen," weshalb „man sie von den Griechischen und Lateinischen absehen und sich zu Nutze machen möge." Seine eigenen Gedichte liefern die Beispiele zu seiner Lehre; da gibt es „gläserne Gewässer" und „gesalzene Zähren", „stille und trübe Finsternisse", das „blaue Salz" (das Meer); und wenn er selbst noch einfach in dieser Beiwörtersucht ist, so übertreiben es viele seiner Schüler in der allerwiderwärtigsten Weise. Endlich wies er neben den Alten auch auf die Holländer und Franzosen als mustergültige Vorbilder hin, und sein Hinweis wurde nur zu treulich befolgt; mit ihm beginnt die Abhängigkeit unserer Dichtung vom Ausland, die zum Teil bis in die Gegenwart fortgedauert hat; so hob er wieder auf, was er an nationalem Gut hatte neugewinnen wollen.

Opitzens Schule.

In seine Fußspuren trat eine ganze Schar von Nachahmern, die man am besten **Opitzens Schule** nennt, da nur zwei von ihnen Schlesier waren und deshalb der übliche Name „Erste schlesische Schule" nicht ganz zutrifft. Da muß in erster Linie der schon vorhin erwähnte **Paul Fleming** aufgeführt werden, der „am meisten in den Geist Opitzscher Formen" einging.

Fleming.

Paul Fleming, eines lutherischen Pfarrers Sohn, wurde am 5. Oktober 1609 zu Hartenstein an der Mulde im sächsischen Voigtlande geboren. Nachdem er die Thomasschule zu Leipzig absolviert, bezog er als Mediziner die Universität derselben Stadt, obgleich seine Neigungen ihn mehr zu den schönen Wissenschaften zogen. Sein schon auf dem Gymnasium hervorgetretenes dichterisches Talent empfing nun einen neuen Antrieb durch schlesische Kommilitonen, die ihn für Opitz begeisterten; namentlich übte sein Freund Gloger einen tieferen Einfluß auf ihn; durch Gloger, rühmt er, sei sein Gemüt zum „Ewigsein" erhoben. Auch lernte er Opitz persönlich kennen. Eine

Deutsch: Hier siehst du das Feuer und die Flamme des Daphnäischen (lorbeerbekränzten) Teutschen, Leser: ein solcher war Fleming im Liede. Caspar Hertranft aus Zittau in der Lausitz.

Abb. 63. Paul Flemings Bildnis, von Dick Dirikſen in Hamburg gezeichnet, nach dem Titelkupfer vor der ersten und ältesten Gesamtausgabe seiner „Teutſchen Poemata“, Lübeck in Verlegung Laurentz Jauchen, Buchhändler, 1642.

Umſchrift: Paul Fleming aus Hartenſtein im Voigtlande, Doktor der Philoſophie und Medizin und gekrönter Dichter, im 31. Lebensjahre 1640.

ganze Reihe seiner Gedichte gehört dieser Zeit an, wurde gedruckt und verschaffte sich Anerkennung; als er die Universität verließ, schmückte — außer der Magisterwürde — bereits der poetische Lorbeer sein jugendliches Haupt. Allein die Kriegsläufte waren den Musen nicht günstig; Leipzig wurde von den Kaiserlichen genommen, geplündert, von der Pest heimgesucht. Da war ihm ein Anlaß willkommen, auf einige Zeit Deutschland zu verlassen. Durch den ihm wohlgesinnten und bald engbefreundeten Adam Olearius, Assessor der philosophischen Fakultät in Leipzig, fand er die Wege, an einer durch Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein nach Rußland und Persien geplanten Gesandtschaft teilzunehmen. Er wurde zu einem der Hofjunker und Truchsessen ernannt und machte die erste Reise nach Moskau, die bestimmt war, den Zar Michael Feodorowicz um freien Durchzug für die folgende größere Gesandtschaft zu ersuchen, und sodann die

Expedition nach Persien selbst mit. Manches Gedicht Flemings entstand auf der fast sechsjährigen, oft sehr gefahrvollen Reise, die sein Freund Adam Olearius, der als Rat und Sekretarius in dem Gefolge war, ausführlich beschrieb. Erst am 3. August 1637 zogen sie in die persische Hauptstadt Ispahan ein, wo sie am Hofe des Schah Sofi fast fünf Monate zubrachten. Auf der Rückfahrt verlobte sich Fleming in Reval mit der Tochter eines angesehenen Kaufmanns; um sich dort als Arzt niederlassen zu können, erwarb er in Leyden im Januar 1640 die medizinische Doktorwürde und ging dann nach Hamburg, um noch einiges für sein zu gründendes Hauswesen vorzubereiten. Aber er sollte seine Braut nicht wiedersehen; bald nach seiner Ankunft in Hamburg erkrankte er, und nach wenigen Tagen, am 2. April 1640, hatte er ausgelitten. In der Katharinenkirche zu Hamburg ist er begraben.

Flemings Dichtungen.

Paul Fleming war nicht frei von den Opitzschen Einflüssen, die sich oft in seinen Dichtungen störend geltend machten, aber er überragte den Meister an dichterischer Begabung, und die Reise bewahrte ihn vor der vollen Entwickelung der gelehrten Pedanterie. Sein Charakter war ein durchaus edler, reiner, und an heiterer Naturwahrheit kam ihm keiner der zeitgenössischen Dichter gleich. Charakteristisch für seine Opitzsche Richtung ist es, daß ein großer Teil seiner Gedichte Übersetzungen aus dem Lateinischen, Holländischen, Französischen und Italienischen sind, und daß die Gelegenheitsgedichte (Glückwünsche, Leichengedichte, Hochzeitsoden u. a.) so überwiegen, daß ihrer 238 auf 198 geistliche und weltliche Lieder kommen; aber in keinem findet sich solche Schmeichelei und Schweifwedelei wie bei Opitz. Abgesehen von diesen Einschränkungen bleibt aber doch noch genug Treffliches übrig, um ihn als den bedeutendsten Lyriker seiner Zeit zu bezeichnen.

In zweien seiner Lieder spricht sich ein warmes patriotisches Gefühl aus; es sind: „Germania an ihre Söhne“ und ein Strassonett „An die jetzigen Deutschen“, worin er ihnen die Unfähigkeit vorhält, das alte Reich der Väter zu beschützen:

Jetzt fällt man uns ins Mahl, in unsre vollen Schalen,
Wie man uns jüngst gedräut! Wo ist nun unser Mut?
Der ausgestählte Sinn? Das kriegerische Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unserm eitlen Prahlen!

Kein Busch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmahlen
Schreckt den Kroaten ab. Das Ansehn ist sehr gut,
Das Ansehn mein' ich nur, das nichts zum Schlagen thut.
Wir feigsten Krieger, wir die Phöbus kann bestrahlen!

Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht um sich leiden kann!
Des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne,

Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, so ist's um uns gethan,
Uns Namens-Deutsche nur! Ich sag's auch mir zum Hohne.

Anmutig und tief empfunden sind seine Liebeslieder; in einem schickt er der Geliebten einen Smaragdring, dem er aufträgt: o Ring, wenn sie dir heimlich einen Kuß gibt, so heb ihn für mich auf! Das schönste ist aber unbedingt das „getreue Herz“, dessen Anfangs- und Schlußvers ich mitteile:

Ein getreues Hertze wissen
Hat des höchsten Schatzes Preiß,
Der ist seelig zu begrüßen,
Der ein treues Hertze weiß.
Mir ist wohl bei höchstem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.

Nichts ist süßers, als zwey Treue:
Wenn sie eines worden seyn,
Diß ist's, daß ich mich erfreue,
Und sie gibt ihr Ja auch drein.
Mir ist wohl bei höchstem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.

D. Paull Flemings

Erstes Buch

Der Oden /

In welchen Geistliche Lieder begriffen.

IV.
Nach deß vj. Psalmens Weise.

IN allen meinen Thaten
laß ich den Höchsten rahten/
der alles kan und hat/
Er muß zu allen Dingen/
sols anders wol gelingen/
selbst geben Raht und That.

Nichts ist es spat und frühe/
ümm alle meine Mühe/
mein sorgen ist ümsonst/
Er mags mit seinen Sachen
nach seinen Willen machen.
Ich stells in seine Gunst.

Es kan mir nichts geschehen/
als was er hat versehen
und was mir selig ist/
Ich nähm' es/ wie ers giebet/
was ihm von mir geliebet
das hab' auch ich erkiest.

Ich traue seiner Gnaden/
die mich für allen Schaden/
für allen übel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen/

So

Titel und Textprobe aus Paul Flemings „Teutsche Poemata", Lübeck in Verlegung Lorentz Jauchen Buchh. Als Beispiel des Bücherdrucks im XVII. Jahrhundert.

Fleming war von Haus aus ein ernst gerichteter Mann; auch auf der Reise unter heidnischen Völkern feiert er im Geist die christlichen Feste der Heimat mit, um des Vaterlandes Rettung betet er aufrichtigen Gemütes. Mehrere seiner geistlichen Lieder haben sich lebendig erhalten. Noch heute singen wir in Kirche und Haus sein Reiselied, womit er sich auf die Weltfahrt rüstete, „Nach des VI. Psalms Weise“:

In allen meinen Thaten
laß' ich den Höchsten raten ꝛc.

Dem Tode sah er gefaßt entgegen und schrieb sich selbst drei Tage vorher seine Grabschrift. Eine vollständige kritische Ausgabe der Gedichte Flemings verdanken wir dem treuen Forscher Lappenberg; eine Auswahl derselben mit Lebensabriß gaben Gustav Schwab (1820) und Julius Tittmann (1870) heraus.

Nächst Fleming war der bedeutendste Opitzianer **Andreas Gryphius**, der Dramatiker der Schule.

Gryphius' Leben.

Andreas Gryphius wurde am 2. Oktober 1616, im Todesjahre Shakespeares, zu Glogau geboren. Seine Jugend war trüb und düster. Als der Knabe fünf Jahre alt war, starb sein Vater, ein Geistlicher, an Gift, das ihm ein falscher Freund gegeben. Die bald danach wieder verheiratete Mutter starb, als er im zwölften Jahre stand. Sein Stiefvater vernachlässigte gänzlich seine Erziehung und verkümmerte ihm sein Erbe. Durch die Kriegsstürme wurde er von Stadt zu Stadt, von Schule zu Schule getrieben. Aber er lernte — außer den toten Sprachen — durch das buntbewegte Leben jener Zeit eine Reihe lebender Sprachen, welche die Völkermischung des dreißigjährigen Krieges in seinen Bereich brachte. Sein dichterisches Talent zeigte sich frühe. Schon 1632 hatte er ein umfangreiches lateinisches Gedicht, „Herodis furiæ et Rachelis lacrymæ“ (Herodes' Wut und Rachels Thränen) begonnen, im folgenden Jahre vollendet und 1634 in Glogau drucken lassen, außerdem eine ganze Anzahl deutscher Gedichte verfaßt. Von Danzig, wo er zuletzt das Gymnasium besucht, rief ihn sein Stiefvater wieder nach Schlesien zurück; er übernahm jetzt eine Hauslehrerstelle bei dem kaiserlichen Pfalzgrafen v. Schönborn, der ihn sehr lieb gewann, ihn später als Dichter krönte, ja ihm die Würde eines Magisters der Philosophie nebst dem erblichen Adel verlieh und ihm ein kleines Vermögen bei seinem Tode hinterließ. Dadurch bekam er die Mittel, nach Leyden in Holland zu gehen, wo er sehr umfassende Studien machte und zugleich über die verschiedenartigsten Fächer: Geschichte und Philosophie, Physik und Astronomie ꝛc. Vorträge hielt. Dazwischen war er oft und schwer krank, worüber er in seinen Sonetten in trübster Stimmung klagt. Vielleicht um seine Gesundheit zu fördern, nahm er eine Stelle als Reisegesellschafter an, kam über Frankreich nach Italien, wo er 1646 ein lateinisches Gedicht drucken ließ, das er in feierlicher Audienz dem Senat der Republik Venedig überreichte. Die Sehnsucht nach der Heimat trieb ihn aber schon im nächsten Jahre nach Schlesien zurück: dorthin zurückgekehrt, heiratete er, wurde 1650 zum Syndikus des Fürstentums Glogau erwählt, in welchem Amt er bis zu seinem Tode verblieb. Am 16. Juli 1664, hundert Jahre nach Shakespeares Geburt, starb er auf dem Ständehause zu Glogau mitten in einer Ständeversammlung. Noch kurz vor seinem Tode war er unter dem Namen „der Unsterbliche“ in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden.

Gryphius' lyrische Dichtungen.

Ungeachtet seines vielbewegten und lange Zeit wandernden Lebens sind Andreas Gryphius' Dichtungen doch sehr zahlreich, und zwar ist er gleich bedeutend als Lyriker wie als Dramatiker. In seinen lyrischen Gedichten herrscht ein düsterer Grundton vor, so besonders in seinen „Kirchhofgedanken“, einem ausführlichen Gedichte von fünfzig Strophen, in dem er oft in eine grell-groteske Übertreibung sich verirrt und „seine Gedanken endlos über die Vernichtung dahin schweifen läßt.“ Tief ernst sind seine geistlichen Lieder, wie das noch heute in unseren Kirchen gesungene:

Die Herrlichkeit der Erden
muß Rauch und Asche werden ꝛc.

Oft aber treten auch darin grelle Bilder und übertriebene Ausrufe hervor, so in dem Liede:

Ade, verfluchtes Trauerthal!
Du Schauplatz herber Schmerzen!
Du Unglückshaus, du Jammersaal,
Du Folter reiner Herzen!

Ungeachtet dieses schwermütigen Grundtons, der selbst in seinen Liebesliedern sich nicht ganz verleugnet, ist doch seine Lebensanschauung nie eine völlig verzweifelnde; die Hoffnung auf Gott, der die Liebe ist, hält ihn in allen Nöten und Stürmen aufrecht, wie er es sehr schön in dem Sonett „Dominus de me cogitat“ (Der Herr denkt an mich) ausgesprochen hat. Es ist das folgende:

In meiner ersten Blüt', im Frühling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaiset, und die Nacht
Der Traurigkeit umhüllt. Mich hat die herbe Macht
Der Seuchen ausgezehrt. Ich schmacht' in steter Plage.

Ich teilte meine Zeit in Seufzer, Not und Klage;
Die Mittel, die ich oft für feste Pfeiler acht',
Die haben leider all' erzittert und gekracht
Ich trage nun allein den Jammer, den ich trage.

Doch nein! Der treue Gott beut mir noch Aug' und Hand,
Sein Herz ist gegen mich mit Vatertreu' entbrannt,
Er ist's, der jederzeit für mich, sein Kind, wird sorgen.

Wenn man kein Mittel find't, sieht man sein Wunderwerk;
Wenn unsre Kraft vergeht, beweist er seine Stärk';
Man schaut ihn, wenn man meint, er habe sich verborgen.

Gryphius' Dramen.

Am hervorragendsten war Andreas Gryphius jedoch als dramatischer Dichter, und er würde noch mehr geleistet haben, wenn er sich über seine Zeit und über den Einfluß der Opitzschen Richtung hätte erheben können. So entnahm er die Regeln für seine Schauspiele dem holländischen Theater, insbesondere den Stücken des Jost van Vondel, von dem er auch ein Stück übersetzte, faßte sie in den ermüdenden Alexandrinern ab, führte den Chor, den er „Reien“ nannte, in das Trauerspiel ein, und obgleich er die von seinen Mustern streng innegehaltene Aristotelische Einheit nicht ganz befolgte, da er den Schauplatz wechseln ließ, beschränkte er doch die Zeit der Handlung auf 24 Stunden und machte dadurch eine weitere Entfaltung und Entwickelung unmöglich. So kam in der ersten „Abhandelung“ (wie er das nennt, was wir „Akt“ nennen) die Handlung meist schon zum Schluß — in den drei folgenden gab es lange Monologe und reflektierende Dialoge, im letzten Akt wurde durch eine Häufung des Allergreulichsten und Blutigsten ein Schlußeffekt erzielt.

Trauerspiele.

Sein ältestes Trauerspiel ist „Leo Armenius“ (der am Weihnachtsfest des Jahres 820 ermordete griechische Kaiser); dann folgte „Katharina von Georgien“, die gefoltert und halbzerrissen, weil sie dem König von Persien aus christlicher Treue ihre Hand verweigert, auf der Bühne erscheint und dort den Todesstoß empfängt. In dem Trauerspiele „Ermordete Majestät“ oder „Karolus Stuardus“ griff er in die unmittelbare Gegenwart. Das Stück entstand unter dem Eindruck der Nachricht von Karls I Hinrichtung. Dennoch ist wenig Handlung darin und viel rhetorischer Schwulst, und das Ganze geht darauf hinaus, den unglücklichen König so edel als möglich darzustellen und das göttliche Recht der Könige im allgemeinen nachzuweisen. Die Chöre werden von den Geistern der früher ermordeten englischen Könige ausgeführt.

Lustspiele.

Merkwürdigerweise sind die Lustspiele des Andreas Gryphius seinen Tragödien unvergleichlich überlegen; namentlich machen zwei davon, „Herr Peter Squenz“

Abb. 64. Andreas Gryphius. Gleichzeitiger Stich. Überschrift: „A. Gryphius, Rechtsgelehrter, Philosoph und Syndikus bei den Ständen des Fürstenums Glogau, geb. 1616."

und „Horribilicribrifax", noch heute einen frischen Eindruck. Das erste stimmt mit der bekannten Episode in Shakespeares „Sommernachtstraum" ziemlich überein, in der vor König Theseus und seiner Gemahlin die tragische Geschichte von Pyramus und Thisbe von ungeschickten Volksschauspielern aufgeführt wird. Er nennt das Stück ein „Schimpff-Spiel" — anstatt der Alexandriner ist es teils in Prosa, teils in burlesken Versen geschrieben. In dem zweiten Stück, das er ein „Scherz-Spiel" nennt, werden die kriegerischen Prahlhänse verspottet, die nach dem 30jährigen Kriege sehr zahlreich auftraten.

Beide Stücke hat nach der ersten Ausgabe Wilhelm Braune wortgetreu neu drucken lassen. Eine größere Auswahl der lyrischen und dramatischen Dichtungen Gryphius' hat Palm in der Kürschnerschen Sammlung herausgegeben.

Aus Schlesien ist endlich noch ein Opitzianer zu erwähnen, **Logau**, einer der geistreichsten Epigrammendichter aller Zeiten.

Friedr. v. Logau.

Friedrich v. Logau, geboren zu Brockut bei Nimptsch im Januar 1605, besuchte das Gymnasium zu Brieg, wo er an dem Landesfürsten Johann Christian und seiner Gemahlin Dorothea Sibylla („die liebe Dorel") freundliche Gönner fand, studierte die Rechtswissenschaft und fand danach eine Anstellung am Hofe des Herzogs, 1644 avancierte er zum Kanzleirat, 1648 wählte ihn die Fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen „der Verkleinernde" zum Mitgliede, 1655 starb er zu Liegnitz, wohin er ein Jahr zuvor als Regierungsrat mit dem Nachfolger Johann Christians, Herzog Ludwig, übergesiedelt war. — Gegenüber der ermüdenden Weitschweifigkeit der meisten zeitgenössischen Dichter wirkt seine knappe körnige Kürze erfrischend, und unter den ca. 3600 Epigrammen oder Sinngedichten, die er unter dem Namen Salomon von Golaw im Laufe seines Lebens herausgab, sind die meisten vortrefflich und von dauerndem Werte. Dazu kommt, daß sich die damaligen traurigen Zustände unseres Vaterlandes in vielen derselben spiegeln, eben so sehr wie ein treues deutsches Herz, welches das Elend der Zeiten tief beklagt, aber sich davon nicht erdrücken läßt und an der Zukunft seines Volkes nicht verzagt. Ernst hält er seinen Landsleuten ihre Verirrungen vor in Sprüchen wie diese:

Französische Kleidung.

Diener tragen insgemein ihrer Herren Livorey;
Soll's denn seyn, daß Frankreich, Herr, Deutschland aber Diener sey?
Freyes Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Knechterey!

Fremde Tracht.

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen:
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Wie Spruchweisheit des Volkes klingen andere, so z. B.:

Hoffnung ist ein fester Stab
und Geduld ein Reisekleid,

da man mit durch Welt und Grab
wandert in die Ewigkeit.

Ungeachtet seiner großen Bedeutung wurde Fr. v. Logau in seiner Zeit wenig gekannt, und bald nach seinem Tode war er vollends verschollen. Erst Lessing und Ramler haben ihn aus dem Staube der Vergessenheit wieder hervorgezogen und die besten seiner Epigramme 1759 unter seinem wahren Namen herausgegeben. Eine vollständige Sammlung aller Logauschen Gedichte hat G. Eitner 1872 in den Publikationen des Litterarischen Vereins zu Stuttgart veröffentlicht.

Auch ein nennenswerter Satiriker des XVII. Jahrhunderts, **Rachel**, ging ganz in des Meisters Opitz Fußstapfen und gab seinen satirischen, in Alexandrinern abgefaßten Gedichten ein durchaus gelehrtes Gepräge.

Joachim Rachel.

Joachim Rachel, geboren 28. Februar 1618 zu Lunden in Norderditmarschen, empfing seine Bildung in Husum und Hamburg, studierte in Rostock und Dorpat, wurde dann Rektor an verschiedenen Schulen seiner Heimat und starb am 3. Mai 1669 zu Schleswig. Seine acht Gedichte führen die Titel: 1. Das poetische Frauenzimmer oder die bösen Sieben. 2. Der vorteilige Mangel. 3. Die gewünschte Hausmutter. 4. Die Kinderzucht. 5. Vom Gebet. 6. Gut und böse. 7. Der Freund. 8. Der Poet. — In dem ersten bespricht er sieben Arten von bösen Weibern, denen er am Schluß das Bild einer trefflichen Hausmutter entgegensetzt, das er in dem 3. noch weiter ausführt. Am schärfsten ergießt er seinen Spott über die dichtenden Frauen. Sehr hausbacken ist die zweite Satire, worin er

zeigt, wie der Mann, um mit seiner Frau glücklich zu leben, sich immer daran erinnern solle, daß jeder Fehler seine gute Seite habe ꝛc. Am meisten Witz, wenn auch nicht viel Poesie, ist in der letzten Satire, in welcher er die Reimschmiede weidlich verspottet:

„Dies Lumpenvölklein will (mit Gunst) Poeten heißen,
das nie was Guts gelernt, das niemals den Verstand
hat auf was Wichtiges und Redliches gewandt,
die nichts denn Worte nur zu Markte können tragen,
zur Hochzeit faulen Scherz, bei Leichen lauter Klagen,
bei Herren eiteln Ruhm, dran keiner Weisheit Spur,
kein Salz noch Essig ist, als bloß der Fuchsschwanz nur."

Von Opitz ganz unabhängig, ja der Gelehrtenpoesie bitterfeind, war dagegen ein anderer Satiriker und Humorist, **Lauremberg**, der durch seine echt volkstümlichen Dichtungen einen großen Einfluß geübt haben würde, wenn er sie in hochdeutscher Sprache verfaßt hätte; er zog aber die plattdeutsche vor, die „sich immer gleich bleibe, während das Hochdeutsche sich alle fünfzig Jahre verändere."

Lauremberg. **Johann** (Hans Willmsen) **Lauremberg**, 26. Februar 1590 zu Rostock geboren, war dort Professor der Poesie, später Mathematiker an der Ritterakademie zu Soroe in Seeland, wo er 1658 starb. Seine „veer olde beröhmede Schertz-Gedichte" handeln 1. Vom itzigen verdorwenen wandel und maneren der minschen. 2. Von almodischer Klederacht 3. Von almodischer sprake und titule. 4. Von almodischer poesie und rimen. Sie geben in derb-kräftigen Zügen ein Bild der das Welsche nachahmenden wie der gelehrten Lächerlichkeiten der Zeit, und richten sich insbesondere gegen die Opitzsche Richtung. In dem einleitenden Gedicht kennzeichnet er seine eigene Gesinnung und das von ihm für seine Landsleute erstrebte Ziel:

Kleder, Sprake, Versche schryven endert sich fast alle Jahr;
man ick echt ydt nich een Haar:
by den Olden will ick blyven,
höger schall myn Stykk nich gahn,
als myns Vaders hefft gedan.

Doch auch unter den hochdeutschen Dichtern gab es eine ganze Zahl, die bei aller Ehrfurcht vor Opitzens Verdiensten sich von seinem Einfluß nicht beherrschen ließen, sondern ihre Selbständigkeit wahrten und einen lebendigen natürlichen Ton in ihren Dichtungen anschlugen. So vor allem der **Königsberger Dichterkreis**, dessen Haupt der kurfürstliche Rat **Robertin** war.

Robertin. **Robert Robertin**, 1600 in Saalfeld in Preußen geboren, 1648 in Königsberg gestorben, war durch seinen freundschaftlichen Umgang mit Opitz und durch eigene Neigung zum Dichten gekommen, ohne gerade ein hervorragendes Talent dafür zu besitzen. Doch gelang ihm manch ernstes wie manch heiteres Lied in der schlichten und natürlichen Weise, welche die ganze poetische Gesellschaft der Königsberger auszeichnete. Dazu bildete er sich auf seine poetischen Leistungen nichts ein, sammelte und veröffentlichte nicht einmal, was er gedichtet, sondern ließ es sich vornehmlich angelegen sein, begabtere Dichter durch Rat und Urteil zu unterstützen und zu fördern. So weckte er das Talent des jungen kränklichen und schüchternen Simon Dach, wies besonders hin auf das sangbare Lied, wobei ihn Heinrich Albert unterstützte, und wurde so ein einflußreiches Mitglied des Königsberger Vereins, in welchem er den Schäfernamen „Berrintho" führte, unter dem auch seine eigenen Dichtungen in Alberts Sammlungen sich finden.

Der musikalische Mittelpunkt des Vereins war **Albert**, in dessen vor der Stadt gelegenem Garten die Dichtergenossen im Sommer sich bisweilen versammelten. Dort hatte Albert eine Kürbishütte angelegt und die Namen aller Freunde „nebenst etlichen Reymen an sonderliche Kürbse" angeschrieben. Auf

Robertins Vorschlag wurden diese Reime von Albert in Musik gesetzt, um von den Freunden in der „Kürbshütte“ gesungen zu werden.

H. Albert.

Heinrich Albert, 28. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande geboren, studierte zu Leipzig die Rechte, ging aber bald ganz zur Musik über, in der er sich zu Dresden weiter ausbildete. 1626 nach Königsberg gekommen, wurde er durch seine schönen Kompositionen rasch beliebt und erhielt die Stelle eines Organisten an der Domkirche, in welcher Stellung er bis an seinen Tod (1655 oder 56) verblieb. — In dem Dichtervereine hieß er „Damon“ und leistete Treffliches, vornehmlich als Komponist seiner eigenen wie der Lieder seiner Freunde. Seine „Arien oder Melodeyen etlicher teils geistlicher, teils weltlicher Lieder“ erschienen in acht einzelnen Teilen zu Königsberg 1638—1650, und ein unberechtigter Nachdruck derselben u. d. T. „Poetisch-Musikalisches Lustwäldlein“ kam noch zu seinen Lebzeiten heraus. Ein anderes Werk Alberts ist die „Musikalische Kürbshütte“, welche die Kompositionen zu den schon erwähnten in die Kürbisse eingeritzten Sprüchen enthält. Manche seiner geistlichen Lieder gehören noch heute zu den beliebtesten unserer Gesangbücher; so die trefflichen: „Einen guten Kampf hab' ich auf der Welt gekämpft“ und „Gott des Himmels und der Erden.“ Eines seiner weltlichen Lieder „Amor im Tanze“ ist so gefällig und echt volkstümlich, daß Herder es in seine Volksliedersammlung aufnahm.

Der bedeutendste Dichter des Königsberger Kreises war **Simon Dach**.

Simon Dach.

Simon Dach, 29. Juli 1605 zu Memel geboren, zeichnete sich schon auf der Schule seiner Vaterstadt durch große Fähigkeiten und namentlich auch durch poetische wie musikalische Begabung aus und kam dann auf die Domschule zu Königsberg. In Wittenberg und Magdeburg vollendete er seine Gymnasialstudien und studierte darauf Philosophie und Theologie auf der Universität zu Königsberg, wählte hernach aber das Lehramt zu seinem Lebensberufe. Die Anstellung als Kollaborator an der Domschule gewährte ihm nur ein sehr dürftiges Einkommen bei übergroßer Arbeitslast. Er drohte darunter zusammenzubrechen, als Robertin, auf ihn aufmerksam gemacht, sich seiner sofort annahm, ihn in sein Haus brachte, für seine leibliche Genesung und Kräftigung sorgte und es durchsetzte, daß er zum Konrektor der Domschule aufrückte. Auch in seinen poetischen Versuchen beriet und leitete er ihn. Als Kurfürst Georg Wilhelm nach Königsberg kam, begrüßte ihn Dach in begeisterten Versen. Dem Kurfürsten gefiel der Dichter, und er verlieh ihm die im folgenden Jahre erledigte Professur der Poesie an der Universität. Auch der große Kurfürst schätzte den Dichter sehr hoch. Dachs Dankbarkeit war groß, und wiederholt hat er sie in Versen ausgesprochen. Aber niemals erniedrigte er sich zu den üblichen Opitzschen Schmeicheleien, vielmehr spricht sich einerseits ein unbefangen gemütlicher Ton, anderseits ein offenes Selbstbewußtsein darin aus. So bat er in seinem Alter den Großen Kurfürsten um ein Stückchen Gartenland zu seiner Erholung und Muße, indem er auf seine poetischen Verdienste in folgenden Zeilen hinwies:

Phöbus ist bei mir daheime,
dieser Kunst der deutschen Reime
lernet Preußen erst von mir;
meine sind die ersten Saiten —
zwar man sang vor meinen Zeiten
aber ohn' Geschick und Zier.

Friedrich Wilhelm nahm das Gesuch nicht übel, ja that noch mehr, als der Dichter erbeten hatte, indem er ihm das kleine Gut Enzheim schenkte. Im Jahre 1641 hatte er sich mit Regina Pohl verheiratet, mit der er bis an seinen Tod in der glücklichsten Ehe lebte. Nach dem Tode seines Wohlthäters Robertin, dem andere aus dem Freundeskreise folgten, überkam ihn eine so trübe Stimmung, daß seine immer zartgebliebene Gesundheit darunter zusammenbrach. Nach langem schweren Krankenlager starb er am 15. April 1659.

Chasmindo.

In der Königsberger Gesellschaft war Dach, der darin Chasmindo (Versetzung seines Namen, wie Berrintho von Robertin) hieß, das bedeutendste Mitglied. Innig-

Abb. 65. Simon Dach nach einem Stich von Kilian vom J. 1730.
Umschrift: S. Dach aus Memel Prof. der Dichtkunst zu Königsberg.
geb. 1605 d. 29. Juli. gest. 1659 d. 15. April.

keit, Reinheit und Natürlichkeit sind die Charakterzüge seiner Dichtungen, dazu bei tiefer Frömmigkeit ein fröhlicher Sinn. Das schönste seiner Lieder, das Herder ins Hochdeutsche übertrug und u. d. T. „Palmbaum" unter die Volkslieder aufnahm, lautet in der ursprünglichen plattdeutschen Fassung (in samländischer Mundart) nach Oesterleys Ausgabe von Dachs Gedichten:

Anke van Tharau ös, de mi geföllt,
Se ös min Lewen, min Goet on min Gölt.

Anke van Tharau heft wedder eer Hart
Bi mi geröchtet än Löw' on än Schmart.

Anke van Tharau, min Rikdom, min Goet,
Du mine Seele, min Fleesch on min Bloet!

Anöm' allet Wedder glik ön ons to schlan,
Wi sin gesönnt bi nen anger (bei einander) to stahn.

Krankheit, Verfölgung, Bedörfnös on Pin
Sal unsrer Löwe Vernöttinge (Verknüpfung) sin.

Recht as een Palmenbom äwer söt stöcht,
Je mer en Hagel on Regen anföcht,

So wart de Löw' ön ons mächtig on grot
Dörch Kriz, dörch Liden, dörch allerlei Nöt.

Wördest du glik en mal van mi getrennt,
Lewdest dar, wor öm de Sönne kum kennt:

Eck wöll di fälgen dörch Wöler, dörch Mär,
Dörch Is, dörch Isen, dörch sendlöcket Här.

Anke van Tharau, min Licht, mine Sönn',
Min Lewen schlut öck ön dinet henönn.

Wat öck geböde, wart van di gedahn,
Wat öck verböde, dat lätstu mi stahn.

Wat heft de Löwe döch ver een Bestand,
Wor nicht een Hart ös, een Mund, eene Hand?

Wor öm söck hartaget (ärgert), kabbelt (zankt) on schleit,
On glik den Hungen on Katten begeit (beträgt).

Anke van Tharau, dat war wi nich don,
Du bist min Disten, min Schapken, min Hohn.

Wat öck begehre, begehrest du ock,
Eck laß den Rock di, du lätst mi de Brok

Dit ös det, Anke, du söteste Ruh,
Een Lif on Seele wart ut öck on du.

Dit mack dat Lewen tom hämmlischen Rick,
Dörch Zanken ward et der Hellen gelik.

Nach einer Tradition, der jeder geschichtliche Anhalt fehlt, hatte Dach dieses anmutige Liebeslied an Anna Neander, die Tochter des Pfarrers von Tharau bei Königsberg gerichtet; vermutlich war es ein Lied zu ihrer Hochzeit mit dem Pfarrer Portatius, das Dach aus Freundschaft zu ihrer Familie verfaßte.

Nicht minder hat Dachs Lied von der Freundschaft:

Der Mensch hat nichts so eigen,
so wohl steht ihm nichts an,
als daß er Treu erzeigen
und Freundschaft halten kann ꝛc.

einen bleibenden Wert. Und wenn in seinen „Tanzliedern", in seiner Jugendlust" („Ei laßt mir doch den Willen"), in seinem „Ich liebe Kunst und freien Mut" Heiterkeit und Frohsinn zur Geltung kommen, so hat er auch viele geistliche Lieder gedichtet, von welchen mehrere in unseren Gesangbüchern noch heute sich finden („O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen!" „Ich bin bei Gott in Gnaden").

Das **evangelische Kirchenlied** erlebte überhaupt inmitten dieser trübseligen Kirchenlied.
Jahrzehnte ein erneutes Aufblühen, wenn es auch von manchen seiner überaus zahlreichen Vertreter in den Opitzschen Schematismus gezwängt wurde. Aber im ganzen und großen erhebt es sich über die Auswüchse der Zeit, und selbst Dichter, die in ihren weltlichen Erzeugnissen an allen Modeunarten, gelehrter Künstelei und Gespreiztheit kranken, sind kernig und einfach in ihren kirchlichen Liedern.

So der oben erwähnte **Johann Rist** (vgl. S. 250), dessen Abendlied „Werde munter, mein Gemüte" uns noch heute erbaut, wie sein Adventlied, „Auf, auf, ihr Reichsgenossen" uns anregt und sein Sterbelied „O Ewigkeit, du Donnerwort" uns aus falscher Sicherheit aufrüttelt. Johann Rist.

Aus der großen Schar der Kirchenliederdichter, deren wir einige schon vorhin kennen lernten, ragt demnächst besonders hervor der von Kaiser Rudolf II gekrönte schlesische Dichter und lutherische Pfarrherr zu Köben, **Johann Heermann** (1585—1647), ein Mann, der die Drangsale des dreißigjährigen Krieges erfuhr und dabei fortwährend körperlich leidend war. Aus dem Feuer der Trübsal entstanden seine nahezu 400 Lieder, die nur im Versbau und korrekten Ausdruck sich der Opitzschen „Poeterei" unterordneten, sonst sich meist durch große Innigkeit und einfache Frömmigkeit auszeichnen und selten ins Lehrhafte abirren. Am beliebtesten ist von ihm das Gebetslied „O Gott du frommer Gott, du Brunnquell aller Gaben" geblieben, dessen zweite Strophe „Gib, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret" Friedrichs des Großen Grenadiere als Morgensegen sangen, als sie — 30000 Mann stark — gegen die dreimal an Zahl überlegenen Österreicher bei Leuthen in den Kampf zogen. Als der Abend über dem blutgetränkten Schlachtfelde hereinbrach, da stimmten die siegreichen Preußen das deutsche Te Deum: „Nun danket alle Gott" an, das ebenfalls einen Dichter des XVII. Jahrhunderts, den Eilenburger Pfarrer **Martin Rinkart** (1586 bis 1649) zum Verfasser hat, und das von Jahrhundert zu Jahrhundert bei allen Dank- und Freudenfesten gesungen wird, wie es einst aus seiner jubelnden Seele beim Ende des dreißigjährigen Krieges hervortönte. Johann Heermann. Rinkart.

Neben diesen Männern verdienen einen Ehrenplatz der tapfere Kriegsheld Herzog **Wilhelm II zu Sachsen-Weimar** (1598—1662), ein Mitstifter der Fruchtbringenden Gesellschaft, der uns das alte Kanzellied „Herr Jesu Christ, Dich zu uns wend" hinterlassen; **Josua Stegmann** (1588—1632), der Sänger von „Ach bleib mit Deiner Gnade bei uns, Herr Jesu Christ"; Dr. **Johann Matthäus Meyfart** (1590 bis 1642), dem die christliche Gemeinde das schwungvolle „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär in dir!" verdankt. Wilhelm II zu Sachsen-Weimar.

Sie alle aber überragt an Tiefe der poetischen Begeisterung der nächst Luther größte Kirchenliederdichter unseres Volkes, **Paulus Gerhardt.**

Am 12. März 1607 (nicht 1606) zu Gräfenhainichen bei Wittenberg geboren, empfing **Paulus Gerhardt** seine gelehrte Vorbildung auf der Fürstenschule zu Grimma, worauf er die Universität Wittenberg bezog. Die Kriegswirren verzögerten seine Anstellung in solchem Maße, daß er noch in seinem 44. Lebensjahre als Kandidat der Theologie und Hauslehrer im Hause des Advokaten Barthold zu Berlin lebte. Vier Jahre später heiratete er die Tochter desselben, nachdem er noch 1651 in Mittenwalde Pfarrer Paulus Gerhardt.

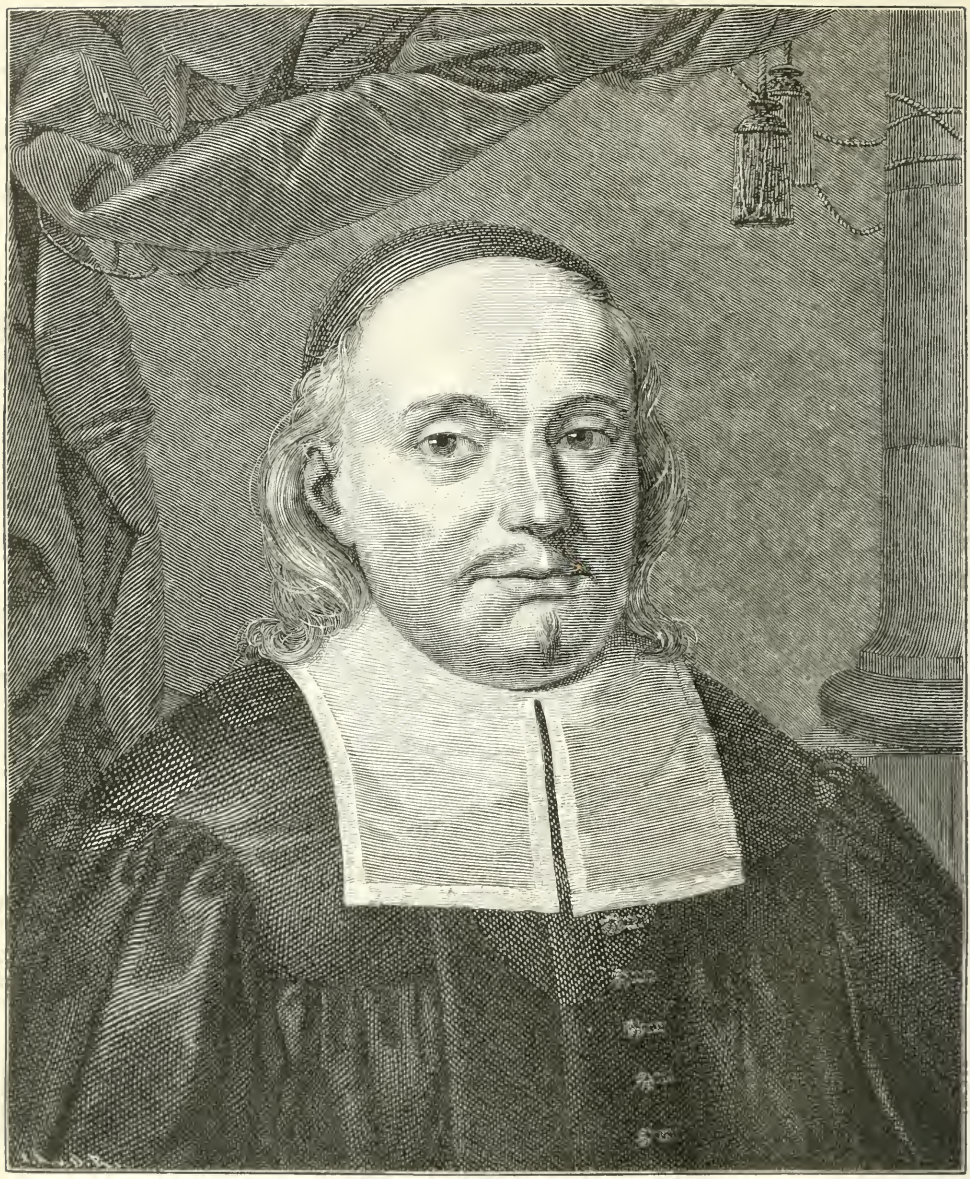


Abb. 66. Paulus Gerhardt.

geworden war. Von da als Diakonus an die Nicolaikirche zu Berlin berufen, geriet er um seiner lutherischen Überzeugung willen mit den Edikten des großen Kurfürsten in Konflikt und büßte darüber sein Amt ein. In Lübben an der Spree im Gebiete des Herzogs von Merseburg fand er einen Ersatz dafür, und noch sieben Jahre wirkte er daselbst mit

großer Treue unter mancherlei Anfechtungen bis an sein Ende d. 7. Juni 1676. — Von seinen 131 Liedern ist eine große Zahl noch heute im lebendigen Besitz und Gebrauch unseres Volkes. Wohl klingt aus ihnen nicht mehr das Gesamtbekenntnis der streitfertigen und siegesgewissen protestierenden Kirche heraus, wie bei Luther, sondern das fromme Zeugnis der einzelnen gläubigen Seele, aber dennoch sind sie so aus dem Bewußtsein des christlichen Volkes herausgesungen, treffen so sehr den volkstümlichen Ton und spiegeln dabei in solchem Maße die unveränderlichen Erfahrungen des menschlichen Herzens in Leid und Freude, daß sie noch heute Lieblingslieder in Kirche und Familie sind, wie auch der ihrem Grundcharakter Fernstehende sie gern als Kleinode unserer deutschen Dichtung bezeichnet. Alle Hauptmomente des Kirchenjahres, Adventszeit (Wie soll ich dich empfangen?), Weihnachten (Fröhlich soll mein Herze springen), Passionszeit (O Haupt voll Blut und Wunden), Ostern (Auf, auf, mein Herz mit Freuden) und Pfingsten (Zeuch ein zu meinen Thoren), finden sich durch sie in kirchlich klassischer Weise vertreten. Ein sieghafter Jubelton geht durch viele seiner Lieder, wie: „Warum sollt' ich mich denn grämen?" „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich." Eine feste Glaubenszuversicht, die sich unwillkürlich uns mitteilt, atmet aus seinen Trostliedern: „Gieb dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens" und namentlich aus der Perle aller seiner Dichtungen: „Befiehl du deine Wege," an die sich die durch das Gedicht Schmidts von Lübeck: „In Brandenburg einst waltet der Kurfürst" weit und breit bekannte Legende knüpft, die den Dichter brotlos und in großer Not aus Berlin vertrieben werden und auf der Flucht das Gedicht entstehen läßt, während es in Wahrheit viel älter ist, Gerhardt auch noch zwei Jahre nach seiner Amtsentsetzung in Berlin ohne alle Sorgen, von seiner Gemeinde unterhalten, lebte. — Wie gemütvoll begrüßt er den Morgen: „Wach auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge!" wie schön besingt er den Abend: „Nun ruhen alle Wälder," wie herrlich ist sein Sommerlied: „Geh aus mein Herz und suche Freud' in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben!" Ein echtes Vaterlandslied ist endlich sein am Ende des dreißigjährigen Krieges gesungenes: „Gottlob! nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort." Durch alle seine Lieder aber klingt der Grundton: „Das was mich singend machet, ist was im Himmel ist."

Die besten kritischen Ausgaben von Gerhardts Gedichten sind die von J. F. Bachmann, von K. Goedeke und von Ph. Wackernagel. Neuerdings ist noch eine hie und da im Ausdruck etwas modernisierte von Karl Gerok hinzugekommen.

Um Paul Gerhardt gruppiert sich ein großer Dichterkreis verwandter Richtung, aus dem ich die wichtigsten Glieder heraushebe. Am zahlreichsten sind die Sänger der lutherischen Kirche.

Gerhardtscher Kreis.

Da ist vor allem **Michael Schirmer** (1606—1673), Gerhardts Freund, zu nennen, dem die Christengemeinde das Pfingstlied „O heil'ger Geist, kehr bei uns ein!" verdankt. Ihm zunächst **Christian Keymann**, Rektor in Zittau (1607—1662), der Verfasser verschiedener christlicher Komödien und des innigen Glaubensliedes „Meinen Jesum laß ich nicht." Dann **Tobias Clausnitzer** (1619—1684), gegen Ende des dreißigjährigen Krieges Feldprediger im schwedischen Heere, mit dem kleinen Kanzelliede „Liebster Jesu, wir sind hier." Der Bürgermeister von Guben, **Johannes Franck** (1618—1677), lebt fort in seinem erhebenden Abendmahlsliede „Schmücke dich, o liebe Seele," wie in seinen Liedern: „Jesu, meine Freude," „Herr, ich habe mißgehandelt" — während seine opitzianischen weltlichen Dichtungen ganz vergessen sind. Der Rechtskonsulent **Homburg** (1605—1681) erbaut uns am Himmelfahrtstage durch sein erhebendes Lied „Ach wundergroßer Siegesheld," sein Freund **Albinus** († 1679) durch sein Bußlied „Straf mich nicht in deinem Zorn" und auf dem Todeslager durch sein sterbensfreudiges Lied „Alle Menschen müssen sterben". — Allgemein beliebt ist noch heute das alte Trostlied „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Es hat alle geschraubten Kunstgedichte seines Verfassers **Georg**

Neumark († 1681) überlebt, der seiner Zeit als „Erzschreinhalter" der Fruchtbringenden Gesellschaft einen hohen Rang unter den Musenjüngern einnahm. Verwandten Inhalts ist das Lieblingslied Friedrich Wilhelms III von Preußen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan" von **Samuel Rodigast** († 1708), dem Rektor am Grauen Kloster zu Berlin.

Auch die reformierte Kirche hat zu unserem evangelischen Liederschatz vieles beigesteuert.

Luise Henriette von Brandenburg.

An der Spitze steht die fromme Gemahlin des Großen Kurfürsten, **Luise Henriette von Brandenburg** (1627—1667), die uns mit vier Liedern beschenkt hat, darunter das herrliche Oster- und Sterbelied „Jesus, meine Zuversicht." Alle diese Lieder befinden sich in einem 1653 auf ihren Befehl von Christoph Runge zusammengetragenen und herausgegebenen Andachtsbuch, das 1879 von C. Irenäus neu bearbeitet wieder erschienen ist. Für die in unseren Tagen vielfach bestrittene Autorschaft der Lieder Luise Henriettens gibt dieses Buch eine entscheidende Stimme ab. In seinem Vorwort sagt nämlich Chr. Runge ausdrücklich, nachdem er des ersten Befehles zu seinem Werke gedacht: „zu geschweigen, daß Ew. Kurfl. Durchlaucht zeither so unablässig, und zwar, da Sie ferne von hier gewesen, um Beschleunigung solches Werkes erinnern, und solches Buch noch **mit den eigenen Liedern**, als: „Ein ander stelle sein Vertrauen auf die Gewalt und Herrlichkeit ꝛc.," „Gott der Reichtum Deiner Güter, dem ich alles schuldig bin ꝛc.," „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben," „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren ꝛc." vermehren und zieren wollen." Sollte die hohe Frau, deren wahrhaftiger und demütig-frommer Sinn außer allem Zweifel steht, diese Worte haben drucken lassen, wenn die erwähnten Lieder nicht wirklich ihr Eigentum gewesen wären? Die ganze Streitfrage hat J. F. Bachmann in seiner hymnologischen Studie „Das Osterlied Jesus meine Zuversicht" von allen Seiten trefflich beleuchtet und die Autorschaft der Kurfürstin endgiltig nachgewiesen.

Joachim Neander.

Der bedeutendste Liederdichter der reformierten Kirche ist **Joachim Neander**, geb. 1650, als Prediger zu Bremen 1680 gestorben, den man den „Psalmisten des Neuen Bundes" genannt hat. Die Krone seiner Lieder ist der Jubelgesang im höheren Chor: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren." Endlich wurde noch im XVII. Jahrhundert der demütige Bandweber **Gerhard Tersteegen** (1697—1769) geboren, dessen „Gott ist gegenwärtig" von beiden Schwesterkirchen gleichermaßen geschätzt wird.

Tersteegen.

An die evangelischen Kirchenliederdichter müssen aber noch zwei katholische gereiht werden, in denen das beiden Kirchen Gemeinsame oft machtvoll durchklingt. Der erste ist der Jesuit **Spee.**

Friedr. v. Spee.

Zu Kaiserswerth am 25. Februar 1591 geboren, trat **Friedrich von Spee** 1610 in den Jesuitenorden, was ihn aber nicht hinderte, gegen die Hexenprozesse sich aufs energischste in Wort und Schrift zu äußern. Es ist leicht erklärlich, daß er viel darob zu leiden hatte, aber sein größter Kummer war die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, und es ist gewiß keine Übertreibung, wenn er dem Kanonikus Philipp von Schönborn, nachmaligem Kurfürsten von Mainz, auf die Frage, weshalb er vor dem 40. Jahre schon eisgraue Haare habe, antwortete: „Der Gram hat mein Haar grau gemacht darüber, daß ich so viele Hexen (an 200) habe müssen zur Richtstatt begleiten und habe unter allen keine gefunden, die nicht unschuldig war." Dieselbe selbstverleugnende Liebe, die ihn zum Anwalt der unglücklichen Opfer des Aberglaubens machte, wurde der Anlaß seines Todes. In Trier widmete er sich nämlich nach der Eroberung der Stadt durch die Kaiserlichen der Pflege der Kranken und Verwundeten mit solchem Eifer, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, dem er am 7. August 1635 erlag. Seine geistlichen Lieder kamen erst vierzehn Jahre nach seinem Tode heraus unter dem von ihm selbst gewählten Titel „**Trutz Nachtigal**," den er in der Vorrede dahin erklärt: „Trutz-Nachtigal wird

erinnern/ und solches Buch noch mit dero eigenen Liedern/ als

Ein ander stelle sein Vertrauen Auf die
Gewalt und Herrlichkeit / ꝛc.
GOtt der Reichthumb deiner Güter/
Dem ich alles schuldig halt / ꝛc.
JESUS meine Zuversicht Und mein
Heyland ist im Leben / ꝛc.
Ich wil von meiner Missethat Zum
HErrenmich bekehren ꝛc.

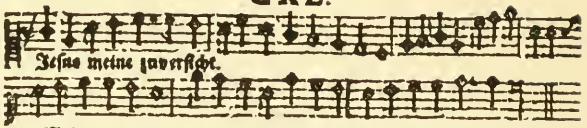
vermehren und zieren wollen.

Es haben E. Churfl. Durchl. nicht nur in den itztgemeldten geistreichen Ihren eigenen Liedern dero Christliches Gemüth: wie Sie allein ihr Vertrauen auff GOTT gerichtet: wie Sie dem alle Wolthaten mit danckbarem Hertzen zuschreiben: und wie Sie die Hoffnung dero künftigen

Die die Autorschaft der Kurfürstin beweisende Stelle der Vorrede.

13. E. Seht an das tuch/ darinn er lag/ Al. Gewicklt bis an den dritten tag. Alleluja.
14. M. Wir sehn es wol zu dieser frist/ All. Weis uns den Herren Jesum Christ. Allel.
15. E. Geht hin ins Galileisch land / Allel. Da findt ihr ihn/ sagt er zuhand. Alleluja.
16. M. Habt danck/ ihr lieben engelein/ Al. Nu wolln wir alle frölich seyn. Alleluja.
17. E. Geht hin / sagt das St. Petro an/ All. und seinen Jüngern lobesan. All.
18. M. Nun singet all zu dieser frist/ All. Erstanden ist der heilge Christ. All.
19. Deß solln wir alle frölich seyn/ Alleluja. Und Christ wil unser tröster seyn. All.

CXL.



JEsus meine zuversicht Und mein heyland Ist im leben / Dieses weiß ich/ sol ich nicht Darumb mich zu friedē geben/ Was die lange todesnacht Mir auch für gedanckē macht.
2. Jesus / er mein heyland lebt / Ich werd auch das leben schauen / Seyn / wo mein erlöser schwebt/ Warumb solte mir denn grauen? Lässet auch ein häupt sein glied Welches es nicht nach sich zieht?

Die Melodie und die beiden ersten Verse des Liedes.

3. Ich

Erster Druck des Liedes „Jesus meine Zuversicht" der Kurfürstin Luise Henriette. Getreue Nachbildung aus Christoph Runges Berliner Gesangbuch v. J. 1653, nach dem für Otto von Schwerin auf Pergament gedruckten Exemplar, seit 1764 in der Gräflich Stolbergschen Bibliothek zu Wernigerode. Eins der drei allein erhaltenen Exemplare.

diß Büchlein genand, weil es trutz allen Nachtigalen süß vnnd lieblich singet, vnnd zwar auff recht Poëtisch. Also daß es sich auch wol bey sehr guten Lateinischen unnd andern Poëten dörffe hören lassen."

In diesem Buche glaubt man die „Gottesminne" des Mittelalters wieder erwacht zu sehen; eine tiefe seelenvolle Innigkeit und Frömmigkeit spricht aus allen seinen Liedern, ein warmes Naturgefühl und eine zwar oft ins Spielende und Tändelnde ausartende, aber doch durch ihre Aufrichtigkeit ergreifende Liebe zu Jesus, seinem Heilande. — Eine wörtlich treue Ausgabe der „Trutz-Nachtigal" veranstaltete 1817 Clemens Brentano; in neuester Zeit reproduzierte Karl Simrock das Buch in „verjüngter" Gestalt, und Gustav Balke veröffentlichte es nach der letzten vom Dichter herrührenden Redaktion, der Trierer Handschrift.

Ein zweiter katholischer Dichter ist **Scheffler** oder Angelus Silesius (der Schlesier), wie er sich selbst in seinen Schriften nannte.

Scheffler. **Johannes Scheffler** wurde 1624 zu Breslau geboren, studierte in Straßburg, Leyden und Padua Medizin, wurde danach Leibarzt des Herzogs Sylvius Nimrod von Würtemberg-Öls zu Öls, verließ aber diese Stellung, als er 1653 zur katholischen Kirche übertrat, wobei er in der Firmung den Namen Angelus annahm. Kaiser Ferdinand III ernannte ihn nun zum Hofmedicus; später entschloß er sich, in den Minoritenorden einzutreten und empfing sogar die Priesterweihe. Seitdem schrieb er eine Reihe der heftigsten Streitschriften gegen die Kirche, in welcher er geboren war und in deren Glaubensgemeinschaft er die schönsten und innigsten seiner Lieder gedichtet hatte. Der Fürstbischof von Breslau und Neiße ernannte ihn zum fürstbischöflichen Hofmarschall, aber gegen Ende seines Lebens zog er sich in das Stift der Kreuzherren zu St. Matthias in seiner Vaterstadt zurück, in welchem er am 9. Juli 1677 starb. — Ein mystischer, oft ins Krankhafte ausartender Zug geht durch die 205 geistlichen Lieder, welche er unter dem Titel „Heilige Seelenlust, oder Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche" herausgab, aber viele darunter zeichnen sich durch eine solche Innerlichkeit und Innigkeit aus, daß sie zu den schönsten Blüten der geistlichen Liederdichtung gerechnet werden dürfen und mit Recht ihren Platz bis heute in unseren evangelischen Gesangbüchern behauptet haben, z. B. „Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht," „Ich will dich lieben, meine Stärke," „Mir nach! spricht Christus unser Held." — Seinen Ruhm hat Scheffler indes vornehmlich seiner Spruchsammlung „Cherubinischer Wandersmann oder Geistreiche Sinn- und Schlußreime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitende" zu verdanken. Viel Tiefsinniges und echt Poetisches enthalten diese in Alexandrinern geschriebenen Sprüche, so z. B. Cherubinischer Wandersmann.

Auch unter Dornen blühen.

Christ, so du unverwelkt in Leiden, Kreuz und Pein
Wie eine Rose blühst, wie selig wirst du sein!

in anderen Stellen aber verirrt er sich in pantheistische Überschwenglichkeiten, so sagt er:

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben;
Werd' ich zunicht, — er muß vor Not den Geist aufgeben.

In der Vorrede zur zweiten Auflage seines „Wandersmann" nahm er diese Anschauung ausdrücklich zurück und erklärte die früher unbedingt ausgesprochene Göttlichkeit des Menschen für eine innere, nur durch Christi Gnade mögliche Vereinigung der Seele mit Gott, so z. B. in dem Spruche:

Die Perlengeburt.

Die Perle wird vom Tau in einer Muschelhöhle
Gezeuget und gebor'n und dies ist bald beweist,
Wo du's nicht glauben willst; der Tau ist Gottes Geist,
Die Perle Jesus Christ, die Muschel meine Seele.

Geistliche Dichterinnen.

Eine ganze Reihe poetisch angeregter Frauen, meist Fürstinnen, schlossen sich der Richtung Scheffflers an.

Dazu gehörten u. a. die Reichsgräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, **Aemilia Juliana** (1637—1706), von deren ca. 600 Liedern das ernste Sterbelied „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" am weitesten durch die ganze evangelische Kirche sich verbreitet und erhalten hat; die Landgräfin von Hessen-Darmstadt, **Anna Sophie** (1638—1683) („Schönster Jesu, liebstes Leben"), auch eine gekrönte kaiserliche Poetin und Genossin des Pegnitzordens, Gertrud Möllerin (1641—1705), die Frau des Professors Möller in Königsberg und Mutter von fünfzehn Kindern.

Zweite schlesische Dichterschule.

Die schulmäßige Nüchternheit der Opitzianer, die „Reinlichkeit" ihrer Sprache und ihrer Verse, die Geziertheit und Süßlichkeit der Pegnitzschäfer mußten allmählich einen Umschlag herbeiführen, der mit dem politischen Verfall Deutschlands und mit der von Frankreich eindringenden Unsittlichkeit Hand in Hand ging. Mit den sechziger Jahren des XVII. Jahrhunderts entstand eine neue Schule, zum Unterschied von der ersten Opitzschen gewöhnlich die **„zweite schlesische Schule"** genannt, die „das Neue und Ungemeine", die „niedliche und galante Schreibart" in nachahmender Anlehnung an italienische Vorbilder, namentlich Guarini und Marino, erstrebte. Vom Deklamierenden und Rhetorischen der älteren Schule schraubte man sich zu einem widerlichen Pathos und Schwulst auf; dem Schäfergelispel und Liebesgewinsel der Pegnitzdichter suchte man durch eine grobsinnliche Lüsternheit zu entfliehen. Der Führer dieser Richtung war **Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau.** Man könnte deshalb diese Schule auch die **Schule Hoffmannswaldaus** nennen.

Hoffmannswaldau.

Am 25. Dezember 1618 zu Breslau geboren, kam **Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau** frühe auf das Gymnasium zu Danzig, wo Opitz auf sein poetisches Talent aufmerksam wurde und ihm alle Förderung zu teil werden ließ. Seine weiteren Studien machte er in Leyden, von wo aus er mit dem Fürsten von Fremonville die Niederlande, England, Frankreich und Italien bereiste. Nach seiner Rückkehr gefiel es ihm in der Heimat gar nicht, und er wäre gern einem Rufe nach Konstantinopel gefolgt, wenn ihm sein Vater die Erlaubnis dazu erteilt hätte. Um ihn an die Heimat zu fesseln, verschaffte ihm derselbe eine Ratsherrnstelle in Breslau, obgleich er das gesetzliche Alter dazu noch nicht erreicht hatte, und verheiratete ihn in zusagender Weise. H. entsprach dem ihm geschenkten Vertrauen durchaus, — durch seinen Eifer, seine Geschäftsgewandtheit und Lauterkeit erwarb er sich die Liebe und Anerkennung seiner Mitbürger, wurde mehrmals in wichtigen Geschäften an den kaiserlichen Hof zu Wien geschickt, wo er den Titel eines kaiserlichen Rats erhielt, und endlich zum Präsidenten des Breslauer Ratskollegiums ernannt, in welcher Stellung er am 18. April 1679 starb. — In der Vorrede zu seinen Gedichten erzählt er, wie sich sein Talent entwickelt hatte. Neun Jahre alt, lernte er am „Teuerdank" die Silben zählen, dann lernte er Opitzens Schreibart kennen, die ihm so wohl gefiel, daß „er sich aus dessen Exempeln Regeln machte und bei Vermeidung der alten rohen deutschen Art, der reinen Lieblichkeit soviel als möglich gebrauchte, bis er nachmals auf die lateinischen, welschen, französischen, niederländischen und englischen Poeten geriet, daraus er die sinnreichen Erfindungen, durchdringenden Beiwörter, artige Beschreibung, anmutigen Verknüpfungen, und was diesem anhängig, sich je mehr und mehr bekannt machte — —" — So entstand das „Neue und Ungemeine, das Liebliche und Galante", durch das er einen so großen Eindruck auf seine Zeit machte; glatt und fließend lesen sich seine Gedichte, aber die Häufung der oft schiefen Bilder und

Abb. 67. Hoffmann von Hoffmannswaldau. Gleichzeitiger Stich.
Umschrift: „Chr. Hoffmann von Hoffmannswaldau, kaiserl. Rat und Präsident des Ratskollegiums zu Breslau.“

Gleichnisse ermüdet, das Schlüpfrige und Lüsterne, das der im Leben ehrenhaft und rein dastehende Mann in seinen Gedichten auf das widerlichste häuft, stößt uns zurück. Damals aber gefiel es allgemein, und seine wie seiner Schüler und Nachfolger Poesien erfreuten sich lange Zeit der Gunst der hohen und höchsten Kreise. Man nannte ihn den

„deutschen Ovid“ und konnte sich an seinen Werken nicht satt lesen. Am berühmtesten waren seine den Heroiden des Ovid nachgebildeten „Heldenbriefe“, in denen er eine Reihe geschichtlich berühmter Liebesverhältnisse (des Grafen von Gleichen mit seinen zwei Frauen, Abälards und Heloisens, Albrechts III von Bayern und Agnes Bernauerin ꝛc.) durch poetische Episteln der Liebenden an einander schildert. Da schreibt z. B. Emma, Karls des Großen Tochter, an Eginhard:

Der Himmel blase nun in unsre liebesflammen,
Es weh uns dessen gunst Zibeth und Bisem zu:
Es hefft uns seine hand durch einen drath zusammen,
Der keinen Mangel hat und lieblich ist wie du.

Um nur eine Probe von der Geschmacklosigkeit der „geschärften Beiwörter“ und „galanten“ Sprache zu geben, teile ich noch ein „Allegorisch Sonett“ mit, das er an „Amanda“ richtete:

Amanda liebstes kind, du brustlatz kalter hertzen,
Der liebe feuerzeug, goldschachtel edler zier,
Der seufftzer blasebalg, des traurens lösch-papier,
Sandbüchse meiner pein, und baumöhl meiner schmertzen,
Du speise meiner lust, du flamme meiner kertzen,
— — — — — — — — — — —
Des mundes alicant, der augen lust-revier,
Der complimenten sitz, du meisterin zu schertzen,
Der tugend quodlibet, calender meiner zeit,
Du andachts-fackelchen, du quell der fröligkeit,
Du tiefster abgrund du voll tausend guter morgen,
Der zungen honigseim, des hertzens marcipan,
Und wie man sonsten dich, mein kind, beschreiben kan.
Lichtputze meiner noth, und flederwisch der sorgen.

Das nannte man damals Poesie und bewunderte es aufs höchste. In demselben Genre waren die zahlreichen Ehren- und Lob-, Geburtstags-, Hochzeits- und Begräbnisgedichte des Gefeierten, und um nichts besser seine geistlichen Dichtungen „Die erleuchtete Maria Magdalena,“ „Die Thränen der Tochter Jephtha“ u. s. w.

Und trotz all dieser Unnatur sollte Hoffmannswaldau an Schwulst noch übertroffen werden von seinem nächsten und berühmtesten Anhänger und Jünger **Lohenstein**, dem Dramatiker der zweiten schlesischen Schule.

Lohenstein.

Daniel Caspar von Lohenstein wurde 1635 zu Nimptsch im Fürstentum Brieg geboren. Mit großen Gaben ausgestattet, kam er im 7. Jahre aufs Gymnasium, und im 15. schrieb er ganz in Hoffmannswaldaus Manier ein Drama „Ibrahim Bassa“, das er mit Hilfe seiner Mitschüler aufführte. 1652 bezog er die Universität Leipzig, wo er die Rechte und neuere Sprachen studierte. Nachdem er in Tübingen sich das Doktordiplom erworben, machte er große Reisen durch Holland, die Schweiz, Ungarn und vermählte sich — in die Heimat zurückgekehrt — 22jährig mit einer sehr reichen Erbin. Rasch stieg er auch in Ämtern und Würden empor und starb als kaiserlicher Rat und Syndikus der Stadt Breslau am 28. April 1683. — Ungeachtet seines großen Talentes schuf Lohenstein nichts Bedeutenderes als sein „Wegweiser in der Poesie“, Hoffmannswaldau, obgleich er ihn durch größere Schwülstigkeit und gelegentlich durch größere sittliche Roheit — trotz seines ebenfalls ganz ehrbaren und makellosen Wandels — zu überbieten suchte. Dazu erstrebte er an Gelehrsamkeit das Äußerste nach Opitzens Rezept, daß der Dichter vor allem nützen müsse. Seine lyrischen Gedichte, die er unter dem

Titel „Blumen“ herausgab, teilte er in „Rosen“ (teils Heldenbriefe, teils Hochzeitscarmina), „Hyacinthen“ (Begräbnislieder) und „Himmelsschlüssel“ (geistliche Gedichte). — Bedeutenderes, freilich auch in der Geschmacksverirrung, leistete er im Drama, in dessen Formen er sich Andreas Gryphius anschloß, während er sonst die Italiener zu Mustern nahm. Seine Vorgänger und Meister übertrifft er vornehmlich durch ein Häufen des Gräßlichen und Unnatürlichen, durch eine hochtrabende Darstellung und durch eine oft ans Unglaubliche streifende Gemeinheit. Am erträglichsten ist seine Jugendarbeit „Ibrahim Bassa“, die mit folgendem Monolog der Asia anhebt:

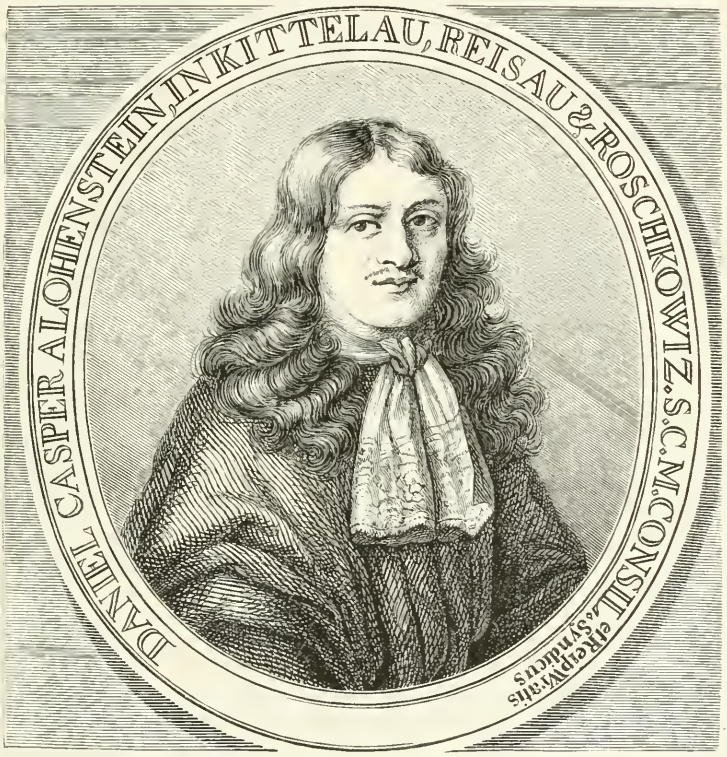


Abb. 68. Bildnis Daniel Caspars von Lohenstein.
Umschrift: „D. C. von Lohenstein zu Kittelau, Reisau und Roschkowitz, kaiserl. Rat und Syndikus zu Breslau.“

Weh! weh! mir Asien! ach weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,
Wo ich bei dieser Schwermutssee
Bei so viel Ach selbst mein bethränt Gesicht verspeien,
Wo ich mich selbst mit Heul- und Zeter-Rufen
Durch strengen Urteilsspruch verdammen kann!
So nimm dies lechzend Ach, bestürzter Abgrund an!
Bestürzter Abgrund! O die Glieder triefen
Voll Angstschweiß! Ach des Achs! der laute Brunn
Der dürren Adern schwellt den Jäscht der Purpurflut!
Mein Blutschaum schreibt mein Elend in den Sand!

Nach dieser Tragödie hat er noch fünf andere geschrieben, eine haarsträubender als die andere. In der „Epicharis" werden die Opfer der Tyrannenwut zu Dutzenden gepeitscht, gefoltert, geköpft und gewürgt, ihnen die Zungen ausgerissen, Adern geöffnet, und das alles wird nicht etwa nur berichtet, sondern vor den Augen der Zuschauer ausgeführt. Ähnlich geht es im „Ibrahim Sultan", aber alles das übertrifft er in der „Agrippina", wo Blutscenen und Unzuchtsscenen mit einander auf das gräßlichste abwechseln und die er naiv genug war, der Herzogin von Schlesien-Liegnitz zu dedizieren. Dennoch hat er oft gute Gedanken und weiß sie gewandt und echt poetisch vorzutragen, wie in manchen Stellen der „Cleopatra" in den Reden der Geister, die dem schlafenden Antonius erscheinen, aber sie verschwinden im Schwall des Unnatürlichen und Gemeinen. — Von Lohensteins Roman wird späterhin (S. 288) die Rede sein.

Aßmann v. Abschatz.

Unter den zahlreichen Dichtern der zweiten schlesischen Schule verdient eine ehrenvolle Erwähnung **Hans Aßmann von Abschatz** (1646—1699), der allerdings im ganzen und großen der Modeströmung folgte, aber doch hie und da sich davon frei machte, namentlich sich schlichter Einfachheit befleißigte in seinen tiefgefühlten kräftigen patriotischen Liedern „Deutscher Ehren-Preiß" — „Eisen-Hättel" ꝛc. Das letztere hebt an:

Nun ist es Zeit zu wachen
Eh Deutschlands Freiheit stirbt
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt.

Herbey, daß man die Krötten,
Die unsern Rhein betretten,
Mit aller Macht zurücke
zur Son und Seine schicke ꝛc.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diesen Schwulstdichtern trotz ihrer durch die Macht der Mode erstarkten Beherrschung des litterarischen Marktes bald Gegner erstanden, die ihnen offen den Fehdehandschuh hinwarfen. Der erste, der dazu den Mut fand, war ein Sachse, namens **Weise**, ein nüchtern verständiger Mann, der allen Ernstes zur Einfachheit und Wahrheit zurückstrebte, aber, obgleich es ihm an poetischem Talente nicht fehlte, in das entgegengesetzte Extrem einer in seichtester Breite dahinfließenden Versmacherei verfiel.

Christian Weise.

Christian Weise, 1642 in Zittau geboren, war von 1670—1678 Gymnasialprofessor in Weißenfels, danach Rektor des Gymnasiums seiner Vaterstadt, wo er 1708 starb. In seinen jugendlichen Liedern („Überflüssige Gedanken der grünenden Jugend") herrscht ein kecker und flotter, freilich zugleich roher, zum Teil gemeiner Ton vor; aber es war doch ein Anflug von Poesie darin und bis in Goethes Universitätszeit lebten sie im Munde der deutschen Studenten. In der darauf folgenden Sammlung „Der grünenden Jugend Notwendige Gedanken, denen Überflüssigen Gedanken entgegengesetzt ꝛc." sagt er: „So fern ein junger Mensch zu etwas Rechtschaffenes will angewiesen werden, daß er hernach mit Ehren sich in der Welt kann sehen lassen, der muß etliche Nebenstunden mit Versschreiben zubringen." In solchem Sinne setzt er dann weiter auseinander, daß sich das ganze poetische Geheimnis in zwei Teile abfassen läßt: erstlich müsse man sich nach der Grammatik und vors andere nach der Rhetorik richten ꝛc. Demnach führte er in der ernstesten Absicht, „seinen Schülern die Zunge zu lösen," das deutsche Versmachen als Lehrgegenstand in seinem Gymnasium ein, und ihm nach thaten es andere Schulen. Zur weiteren poetischen Ausbildung seiner Gymnasiasten verfaßte er über ein halbes Hundert Dramen, die zum Teil seine lyrischen Dichtungen bei weitem übertreffen. Alle wurden von den Schülern aufgeführt und zwar alljährlich an drei aufeinander folgenden Abenden. „Um die Zuschauer bei Appetit zu erhalten," gab er „zuerst etwas Geistliches aus der Bibel" (meist dem alten Testament entnommen), „dann etwas Politisches aus der kuriösen Historie" (d. h. eine Tragödie) „und zuletzt ein freies Gedicht, d. h. ein

Lustspiel eigener Erfindung. Über eines seiner geschichtlichen Stücke „Das Trauerspiel von dem neapolitanischen Hauptrebellen Masaniello“ urteilt Lessing (an seinen Bruder): „Es hat ganz den freien shakespearischen Gang . . . Auch wirst du des pedantischen Frostes ungeachtet, der darin herrscht, hin und wieder Funken von shakespearischem Genie finden.“ Von seinen Romanen wird nachher (S. 288) die Rede sein.

Wasserdichter.

An Weise schloß sich eine ganze Schar von Dichterlingen an, die man nicht ohne Grund **„Wasserdichter“** genannt hat und deren Namen aufzuführen nicht der Mühe lohnt, obgleich sie bis ins achtzehnte Jahrhundert hochberühmt waren, und obgleich Obersachsen, wo sie zumeist ihren Sitz hatten, um ihretwillen lange als die Heimat der neuerstandenen deutschen Poesie galt. Aber das Verdienst hatten sie immerhin, das Ansehen der Hoffmannswaldau-Lohensteinischen Schule gründlich erschüttert zu haben.

Was die Schule Weises auf weltlichem Gebiete erstrebte, danach trachteten auf dem geistlichen die Väter des Pietismus, **Spener** und **Francke**, um die sich ein ganzer Dichterkreis sammelte.

Spenerscher Kreis.

Philipp Jakob Spener, geb. zu Rappoltsweiler im Elsaß 13. Jan. 1635, gest. als Propst an St. Nikolai in Berlin 5. Febr. 1705, begründete durch seine „Geistreichen Gesänge“, die poetisch wertlos der Vergessenheit anheimgefallen sind, die pietistische Richtung des Kirchenliedes, welche dem individuellen Glaubensleben zu einem erwünschten Ausdruck verhalf. In solchem Sinne dichtete der gelehrte **Gottfried Arnold** (1665—1714) seine „Göttliche Liebesfunken“, aus denen noch mehrere Lieder unter uns fortleben, z. B. „O Durchbrecher aller Bande“ — „So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen“ ꝛc. Speners Freund, der Rechtskonsulent **Joh. Jak. Schütz** (1640—1690), ist der Verfasser des noch heute allgemein gesungenen Liedes „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut.“ — Von dem Konrektor **Wolfgang Deßler** (1660—1722) stammt das Lied „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen“; von dem Justizrat **Burkhard Freystein** († 1720) das erweckliche Mahnlied „Mache dich, mein Geist bereit.“

Franckescher Kreis.

Von dem Vater des „Hallischen Pietismus“, **August Hermann Francke** (1663 bis 1727), der sich durch das Hallische Waisenhaus ein unvergängliches Glaubensdenkmal gesetzt hat, singt die Kirche noch heute gern das Lied „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet,“ das er 1691 dichtete, als die Stadt Erfurt ihn als Irrlehrer aus ihren Mauern trieb. Franckes Schwiegersohn, **Freylinghausen** (1670—1739), der in Halle erst recht den Sinn für den geistlichen Gesang weckte und als Sammler fremder Lieder ebenso bedeutend war wie als Komponist und als Dichter, verfaßte u. a. das Jesuslied „Wer ist wohl wie Du?“ — Dichter und Sänger in einer Person war auch der Arzt am Waisenhause, **Chr. Fr. Richter** († 1711), dessen innerlich tiefes Wesen am besten aus Schleiermachers Lieblingslied „Es glänzet der Christen inwendiges Leben“ erkannt wird. — Ein Hallischer Jurist, **Jak. Gabriel Wolf** (1684—1754), war es, der anstimmte: „Seele, was ermüd'st du dich in den Dingen dieser Erden?“ — Außerhalb Halle sei nur des Pfarrers **Schröder** zu Möseberg bei Wolmirstädt (1666—1699) gedacht, dem wir das schwunghafte und doch so allgemein verständliche „Eins ist not! Ach Herr dies Eine lehre mich erkennen doch“ verdanken. — Aus der s. g. jüngeren Hallischen Schule, in welcher die pietistische Liederdichtung bald entartete, sei nur **Heinr. v. Bogatzky** (1690—1774) hervorgehoben, der das „Güldene Schatzkästlein der Kinder Gottes“ und das klassische Missionslied „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen“ verfaßte.

Ein Gegengewicht gegen das „pietistische Gefühlschristentum“ suchten Sänger der „lutherischen Orthodoxie“ in ihren Liedern darzubieten. „In der letzten Kraft seiner bald gänzlich absterbenden Wurzeln,“ sagt Knipfer in seinem trefflichen Buche „Das kirchliche Volkslied in seiner geschichtlichen Entwickelung,“ „und

vom Tau des Pietismus mäßig befruchtet, trieb der Baum des lutherischen Kirchenliedes noch eine herrliche Nachblüte.“ Um dieses zu erhärten, nenne ich nur zwei Namen: **Erdmann Neumeister** (1671—1756), den Verfasser des Liedes „Jesus nimmt die Sünder an“; und **Benjamin Schmolck** (1672—1737), dem Hoffmann von Fallersleben in seinen „Spenden aus der deutschen Litteraturgeschichte“ eine warme und beredte Würdigung zu teil werden läßt. Wenn auch in manchen Stücken dem Zeitgeschmack huldigend, trat ihm Schmolck in anderen entschieden entgegen, so enthielt er sich ganz der beliebten Anspielungen auf das römische und griechische Altertum, und wenn er oft auch gewisse Bilder und Vergleichungen zu sehr häufte, überhaupt ein wenig flüchtig seine Verse aufs Papier und in die Presse gab, so war er doch ein ebenso echter Dichter, wie ein frommer Christ, und eine große Anzahl seiner Lieder („Hosianna, Davids Sohn kommt in Zion eingezogen“ — „Seele geh auf Golgatha“ — „Himmelan geht unsre Bahn“ — „Je größer Kreuz, je näher Himmel“) werden immer ihr Bürgerrecht in der christlichen Kirche behaupten.

Neumeister. Schmolck.

Zwischen der Bombastschule und den Wasserpoeten gab es nun noch einige, die sich von den Extremen beider Richtungen frei zu halten suchten. Dazu gehörten vor allem die **Hofpoeten**, „meistens modern aufgeputzte Pritschenmeister,“ wie Goedeke sie nennt, „welche die amtliche Verpflichtung hatten, die Festlichkeiten ihrer Herrschaften mit ihren Versen und mit Erfindung eines Gemisches von Musik, Verkleidung und Reimsprüchen zu verschönern oder die doch in ihrer nahen Verbindung mit den Höfen Aufforderung genug fanden, den großen Begebenheiten der Geburts-, Hochzeits- und Sterbetage ihr Talent zuzuwenden.“

Zu den Hofpoeten wird der **Freiherr von Canitz** (1654—1699) gerechnet, ein angesehener, hochgebildeter Edelmann, der unter dem Großen Kurfürsten und unter Preußens erstem Könige hohe Staatsämter bekleidete. In seiner Satire „Von der Poesie“ trat er den Moderichtungen energisch entgegen und erstrebte in seinen Dichtungen („Nebenstunden unterschiedener Gedichte“), welche er übrigens nicht für die Öffentlichkeit bestimmt hatte, nach Horazens Muster eine gewählte, elegante Form und einen reineren edleren Inhalt, als die Lohensteiner, was er auch erreichte, ohne daß er damit immer den Mangel an poetischem Geist hätte ersetzen können. — Der vollendete Hofpoet dagegen war Canitzens Freund, der Oberzeremonienmeister **Johann von Besser** (1654—1729), ein Kurländer von Geburt und von dem Großen Kurfürsten geadelt. Auch unter Friedrich I behauptete er seine Stellung; der sparsame Friedrich Wilhelm I schaffte aber die Hofpoeten und damit auch ihn ab, er fand indes an dem prachtvollen Hofe Augusts II zu Dresden eine noch glänzendere Stellung als Geheimer Kriegsrat und Zeremonienmeister. An beiden Höfen reimte er zahlreiche „Wirtschaften“, d. h. dramatische Spiele, die von dem Hofpersonal aufgeführt wurden: stilistisch gewandte, aber gedankenarme Dichtungen. — Nicht viel höher stand sein Kollege und später sein Nachfolger am Dresdener Hofe, **Ulrich von König** (wie Besser von bürgerlicher Herkunft, 1688—1744), der sich sogar an ein Epos „August im Lager“ wagte. — Endlich ist **Benjamin Neukirch** (1665—1729), der Erzieher des Erbprinzen von Ansbach, zu nennen, der sich in Berlin an Canitz anschloß. Er übersetzte den Tendenzroman Fenelons, Telemach, in Alexandrinern und veröffentlichte ihn in prachtvoller Ausstattung mit Kupfern im Geschmack der Zeit.

Freih. v. Canitz. Joh. v. Besser. Ulrich v. König. Neukirch.

Zu dieser Gruppe pflegt man auch einen Mann zu rechnen, der die Genannten durch entschiedenes Talent unendlich übertraf: **Johann Christian Günther.** Am 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien geboren, besuchte er das Gymnasium in Schweidnitz, wo eine jugendliche Liebe seine ersten Lieder erklingen ließ. Wider seine Neigung studierte er sodann auf das Verlangen seines strengen Vaters in Wittenberg Medizin ohne rechten

Joh. Chr. Günther.

Ernst und ohne Freudigkeit. Die Nachricht von der Untreue seiner Geliebten entzog ihn vollends aller Arbeit und riß ihn zu Ausschweifungen hin, die ihm seinen Vater für immer entfremdeten. Durch Freunde aus den Folgen seines unsittlichen Lebenswandels befreit und nach Leipzig übergesiedelt, suchte er durch die Gunst des Wiener Kaiserhofes eine Stellung zu gewinnen; allein das Gedicht „Auf den zwischen Ihro Kaiserl. Majestät und der Pforte 1718 zu Passarowitz geschlossenen Frieden", das insonderheit den Prinzen Eugen von Savoyen feierte, half ihm nicht zu dem erwünschten Ziele und ebensowenig die Bemühungen am Dresdener Hof um die Stelle eines „Zeremonienrates" oder Hofpoeten. In der entscheidenden Audienz erschien er — wie es heißt, durch die Intriguen seines Nebenbuhlers, des vorhin erwähnten König — in so berauschtem Zustande vor Friedrich August, daß er für immer in Ungnade fiel. Von diesem Schlage sich aufzuraffen, fehlte ihm die sittliche Kraft, und er versank tiefer und tiefer in ein ausschweifendes Leben, aus dem ihn auch die Erneuerung des Verhältnisses zu seiner inzwischen Witwe gewordenen Jugendgeliebten nicht zu retten vermochte. Sein Vater, den er um Verzeihung anflehte, wollte nichts von ihm wissen, und so endete er in Elend und Jammer in Jena am 15. März 1723, ein vorzeitiges Opfer seiner Verirrungen. In seinen frisch empfundenen, zum Teil gedankenreichen und durchweg formgewandten, oft aber auch im „dichten Rausch" entstandenen Liedern spiegelt sich das vergebliche Ringen seiner Seele wider die ihn beherrschende Leidenschaft mit erschütternder Kraft. „Er wußte sich nicht zu zähmen," sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" von ihm, „und darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Ein treffliches, liebevoll eingehendes Lebensbild hat Otto Roquette von ihm entworfen; ein kürzeres verdanken wir Julius Tittmann, der auch seine Gedichte herausgegeben hat.

Niedersachsen.

Aus der Wende des XVII. und XVIII. Jahrhunderts ist schließlich noch eine Dichtergruppe zu erwähnen, welche in Hamburg ihre vornehmsten Vertreter hatte. Ihre Erzeugnisse wurden von dem Braunschweigischen Hofrat Weichmann im J. 1721 unter dem Titel **„Die Poesie der Niedersachsen"** herausgegeben.

Unter den zweiundsechzig, die in dieser Sammlung aufgeführt werden, verdienen hier nur zwei eine kurze Erwähnung, **Christian Warnecke** (oder Wernicke, wie er niedersächsisch ausgesprochen und gewöhnlich geschrieben wurde) und **Heinrich Brockes.** Zwei andere, Drollinger und Hagedorn, gehören dem nächsten Zeitraum an.

Christian Wernicke.

Von Christian Wernickes Lebensumständen ist wenig mehr bekannt, als daß er nach längeren Reisen im Auslande in Hamburg mehrere Jahre privatisierte, dann als Staatsrat in dänische Dienste trat und als dänischer Resident in Paris nach 1710 starb. Er trat in einer Sammlung von Epigrammen (Poetische Versuche in Überschriften), die nächst denen Logaus die besten dieser Zeit sind, gegen Hoffmannswaldau wie gegen Christian Weise auf. Hier ein paar Proben:

Blumenreiche Gedichte.

Man find't, wenn man mit Fleiß die Rosen und Narzissen,
Die unsere deutschen Vers' anfüllen oder schließen,
Mit dem Verstand des Dichters überlegt:
Daß ein unfruchtbar Land die meisten Blumen trägt.

Über gewisse Gedichte.

Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? geschickt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt.

Einen bedeutenderen Platz unter den Niedersachsen nahm Brockes ein, der auf dem von Christian Weise angebahnten Wege, aber in gemütvollerer, wenn auch etwas pedantischer Weise vorwärts schritt.

Brockes. **Barthold Heinrich Brockes**, 1680 in Hamburg geboren, hatte in Halle die Rechte studiert (daher L^t = Licentiat der Rechte) und war nach mehrjährigen Reisen, auf denen er sich eine vielseitige Bildung erworben, als Ratsherr in den Senat seiner Vaterstadt aufgenommen worden, wobei er Muße behielt, den von ihm eifrig gepflegten Künsten, der Malerei, der Musik und der Poesie sich zu widmen. Obgleich er erst 1747 starb, gehört er doch geistig mehr dem siebzehnten als dem achtzehnten Jahrhundert an. — Seine Gedichte beschränken sich auf fromme Naturbetrachtung und Naturschilderung und enthalten manche wohlgelungene Stellen poetischer Kleinmalerei neben zahlreichen Geschmacklosigkeiten, die im Geiste der damaligen Zeit lagen. Die gemütvoll sinnige Darstellung der Natur war damals etwas so Neues, daß sein **„Irdisches Vergnügen in Gott"**, unter welchem Titel er seine Gedichte in neun ansehnlichen Bänden herausgab, viele rasch aufeinanderfolgende Auflagen erlebte. Die Methode, die er bei seiner Naturbetrachtung verfolgte, kennzeichnet sich am besten durch eine Probe, wie sie das nachfolgende Gedicht darbietet:

Kirschblüte bei der Nacht.

Ich sahe mit betrachtendem Gemüte
Jüngst einen Kirsch-Baum, welcher blühte,
In kühler Nacht beym Monden-Schein;
Ich glaubt', es könne nichts von gröſſrer Weise seyn,
Es schien, als wär' ein Schnee gefallen,
Ein jeder, auch der kleinste, Ast
Trug gleichsam eine schwere Last
Von zierlich weißen runden Ballen.
Es ist kein Schwahn so weiß, da nemlich jedes Blatt,
Indem daselbst des Mondes sanftes Licht
Selbst durch die zarten Blätter bricht,
Sogar den Schatten weiß und sonder Schwärtze hat.
Unmöglich dacht' ich, kann auf Erden
Was weissers angetroffen werden.
Indem ich nun bald hin und her,
Im Schatten dieses Baumes gehe:
Sah ich von ungefehr
Durch alle Bluhmen in die Höhe,
Und ward noch einen weissern Schein,
Der tausend Mahl so weiß, der tausend Mahl so klar,
Fast halb darob erstaunt, gewahr.
Der Blüte Schnee schien schwartz zu seyn
Bei diesem weissen Glantz. Es fiel mir ins Gesicht
Von einem hellen Stern ein weisses Licht,
Das mir recht in die Seele strahlte.
Wie sehr ich mich am Irdischen ergetze,
Dacht' ich, hat **GOTT** dennoch weit gröſſre Schätze.
Die gröſte Schönheit dieser Erden
Kann mit der himmlischen doch nicht verglichen werden.

So bemüht er sich, die Natur überall als ein Zeugnis der göttlichen Güte und Weisheit und als eine Wegweiserin auf den Schöpfer selbst darzustellen. Ebenso ist er bemüht, den Zweck und Nutzen einer jeden Erscheinung der Natur darzulegen, und er wird dabei oft sehr ermüdend und langweilig. Aber obgleich ihm eigentlich schöpferische Phantasie ganz abgeht und er sich auch nie zu einer wahrhaft poetischen Naturanschauung zu erheben vermag, bezeichnet seine treuherzige Darstellung doch einen großen Fortschritt gegen die handwerksmäßige Reimerei der Weiseschen Schule. Ihm ist die Poesie eine Herzenssache, und er bahnt ein näheres innigeres Verhältnis zur Natur wieder an; außerdem hat er mit seinem kunstgeübten Sinn viel zur Veredelung und Hebung der poetischen Sprache und zu einer gewandteren Behandlung des Metrums gethan. Auch ist es sein Verdienst, durch eine Übersetzung von Thomsons „Jahreszeiten" als einer der ersten auf die englische Litteratur hingewiesen zu haben, welche später einen so bedeutenden Einfluß auf die unsere ausüben sollte.

Abb. 69. Barthold Heinrich Brockes. Nach einem alten Stich von Haid in Bruckers Ehrentempel. Augsburg 1747.

Roman.

Mit dem Verfall der Poesie und dem völligen Erlöschen des Heldengedichtes hing es zusammen, daß der **Roman**, dessen erstes Auftreten bereits in das XV. und XVI. Jahrhundert (S. 235) fällt, nun erst recht eifrig gepflegt wurde. Zunächst wurden die Übersetzungen und Bearbeitungen aus fremden Sprachen noch fortgesetzt; französische Helden- und Liebesgeschichten, spanische Romane von irrenden Rittern, und Schäferromane.

Don Quixote.

Im Jahre 1621 erschien der „**Don Kichote de la Mantscha**, das ist Junker Harnisch aus Fleckenlandt, aus dem Spanischen ins Hochdeutsche versetzt durch Pahsch Basteln von der Sohle", übrigens nur ein Auszug des Originals des Cervantes, und erregte ein großes Aufsehen, dann aber folgten auch selbständige Nachahmungen und eigenerfundene Romane, natürlich in dem sattsam oben charakterisierten Geschmack der Zeit und im Anschluß an die verschiedenen dichterischen Schulen, die einander ablösend die deutsche Poesie im XVII. Jahrhundert beherrschten.

Demgemäß waren die Romane im höchsten Grade das, was man heutzutage „Tendenzromane" nennt; sie sollten erbauen, sittlich bessern, unterrichten und belehren. In seiner „Vor-Aufsprache" zur „Aramena" Anton Ulrichs von Braunschweig sagt **Sigmund von Birken:**

„Diese Geschichtgedichte und Gedichtgeschichten vermählen den Nutzen mit der Belustigung, tragen güldene Äpfel in silbernen Schalen auf und versüßen die bittere Aloe der Wahrheit mit dem Honig der angedichteten Umstände. Sie sind Gärten, in welchen auf den Geschichtsstämmen die Früchte der Staats- und Tugendlehren mitten unter den Blumenbeeten angenehmer Gedichte herfürwachsen und zeitigen. Ja sie sind rechte Hof- und Adelsschulen, die das Gemüte, den Verstand und die Sitten recht adlig ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen."

Liebes- u. Heldengeschichten.

Nach diesem Rezept wurden die Romane zu dichterisch eingerahmten Lehrbüchern, in denen alles Mögliche und Unmögliche — von der Weltgeschichte bis zur Astrologie — zum Vortrage kam. Besonders geschah das in den „Liebes- und Heldengeschichten", auch „Wundergeschichten" genannt, in denen sich zuerst der Gründer der „Teutschgesinnten Genossenschaft", **Philipp von Zesen** (vgl. S. 249 f.) auszeichnete.

Adriatische Rosemund.

Nachdem Zesen mit Übersetzungen französischer Romane begonnen, gab er 1645 den ersten deutschen Roman heraus: „**Die adriatische Rosemund**" unter dem Pseudonym „Ritterholds von Blauen." Dem bösen Leumund zufolge schilderte er darin seine Liebschaft mit einem Leipziger Wäschermädchen. Übrigens bricht die Liebe des schwärmerischen Marthold zu der Tochter eines geflüchteten venetianischen Edelmanns Rosemund ohne Schluß ab; sie ist auch sonst nicht einmal die Hauptsache, die endlosen pedantischen Diskurse, die zu topographischen Beschreibungen anschwellenden Schilderungen, ja lange Abhandlungen, die eingeflochten sind, halten die Handlung fortwährend auf. Zesen schrieb dann noch zwei Romane: „**Simson**" und „**Assenat**" (wie in der Tradition Josephs Frau hieß), d. i. „derselben und des Josefs heilige Stahts-, Liebes- und Lebens-Geschichte." In der letzteren wird das egyptische Staatsregiment und der Hofprunk ausführlich geschildert, was der damaligen vornehmen Welt, die für Hof- und Staatsaktionen, feierliche Audienzen, Aufzüge und Feste à la Louis XIV schwärmte, besonders zusagte. Das wunderliche Buch, das übrigens in eine Bekehrungsgeschichte ausläuft, da die Heldin durch einen Engel, der ihr Brot und Wein als Sakrament austeilt, aus der Finsternis des Heidentums zum Licht des wahren Glaubens gelangt, war lange ein Lieblingsbuch der deutschen Damen. Derselbe Stoff ist später wiederholt, u. a. von Jung Stilling, bearbeitet worden.

Zu voller Blüte gelangte der Helden- und Liebesroman in den zwei Wundergeschichten des Braunschweigischen Superintendenten **Andreas Heinrich Buchholtz** (1607—1671), der darin zeigen wollte, „daß die Deutschen nicht lauter wilde Säne und Bären sind," und daß „die Gottesfurcht der eigentliche Mittelpunkt aller Tapferkeit und Liebe" ist. Sie heißen: Buchholtz.

Des Christlichen Teutschen Großfürsten **Herkules** und der Böhmischen Königlichen Fräulein **Valisca** Wundergeschichte in acht Büchern und zween Teilen abgefasset" (912 und 881 zweispaltige Seiten)

und „Der christl. königl. Fürsten **Herculiscus** und **Herculadisla** Wundergeschichte."

Beide sind von einer ganz ungeheuerlichen Weitschweifigkeit und Breite. „Der ganze dreißigjährige Krieg," wie der Verfasser sagt, „wird durch Veränderung etlicher weniger Umstände mit eingebracht, und fast die ganze Theologie und Philosophie wird hin und wieder in erbaulichen Discursen fürgebracht" — das alles übrigens in das dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verlegt. Der fromme Mann hatte ganz wohlmeinend sich vorgesetzt, den „Amadis" zu verdrängen, und wünschte darin darzubieten, „was nicht allein des Lesers weltwollendes, sondern auch zugleich sein geisthimmlisches Gemüt erquicken und ihn auf der Bahn der rechtschaffenen Gottseligkeit erhalten könnte." Trotz ihrer entsetzlichen Langweiligkeit erhielten sich diese dickleibigen Bücher volle hundert Jahre in der Gunst der Leser. Buchholtzs Romane.

Nicht minder berühmt waren die Romane von dem auch durch seine geistlichen Lieder bekannten, im hohen Alter katholisch gewordenen Herzog **Anton Ulrich von Braunschweig** (1633—1714), dem Gründer der berühmten Wolfenbüttler Bibliothek, in der Fruchtbringenden Gesellschaft „der Siegprangende" genannt. Ulrich v. Braunschweig.

Im Jahre 1669 erschien sein erster, nicht weniger als 6822 Seiten füllender Roman „**Die Durleuchtige Syrerinn Aramena.**" Es ist darin „die Historie altes Testaments, so zu Zeiten der drei Patriarchen, Abraham ꝛc. sich unter denen Heiden zugetragen, nebst denen Gebräuchen der alten Völker so artig begriffen, und sind die Tugenden und Laster, so ferne dieselben bei hohen und niedrigen Standespersonen anzutreffen sind, so anmutig abgemahlet, daß man ihn notwendig mehr als einmal, sein Vergnügen zu stillen, durchlesen muß und solcher Gestalt der Welt Lauf als in einem Spiegel ohne Verdruß erlernet." In dem zweiten, nicht weniger als sechs Bände umfassenden Roman „**Die römische Octavia**" wird die römische Geschichte von Claudius bis Vespasianus zu Grunde gelegt. Dazu werden geistliche Gedichte, Schauspiele, galante Hofgeschichten ꝛc. eingemischt. Die letzteren bildeten den Hauptreiz, da sie aus der Chronique scandaleuse der kleinen Höfe genommen und nur unter versteckten Namen leichtverhüllt erzählt wurden. Syrerin Aramena. Römische Octavia.

Viel beliebter war ein ganz im Stil Hoffmannswaldaus geschriebener Roman des Rittergutsbesitzers **Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen** (1653 bis 1697), dessen Titel allein schon die Lesewelt entzückte. Er hieß:

Asiatische Banise oder blutiges doch mutiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschicht bedeckten Wahrheit beruhende" (Leipzig, 1688).

Wie aber wuchs das Entzücken, wenn der Roman nun anhob: Asiatische Banise.

„Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels, zerschmettere den Pracht deiner goldbedeckten Türme, und die Rache der Götter verzehre

alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert oder nicht solchen nach äußerstem Vermögen, auch mit Darsetzung ihres Blutes, gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu donnerschwangeren Wolken, und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluten werden: ich wollte mit tausend Keulen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zornes, nach dem Herzen des vermaledeiten Bluthundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen; ja, es sollte alsobald dieser Tyranne samt seinem götter- und menschenverhaßten Anhange überschwemmet und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken überbliebe!"

Nach der Vorrede besteht der Inhalt dieses Romanes aus wahrhaftigen Begebenheiten, welche sich zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bei der „grausamen Veränderung des Königreichs Pegu und in den angrenzenden Reichen" zugetragen hätten; auch verfehlt der Verfasser nicht, die Quellen anzugeben, aus denen er die Nachrichten über die in seinem Werke vorkommenden „wundersamen Gewohnheiten und Gebräuche der barbarischen Asiater bei Heiraten, Begräbnissen und Krönungen geschöpft habe."

Einen Neudruck nach der dritten Auflage von 1707 hat Felix Bobertag veranstaltet. Bis 1764 ist übrigens das merkwürdige Buch immer aufs neue gedruckt worden.

Ein Jahr nach diesem entzückenden Roman (1689) erschien ein Werk von **Lohenstein**, das alles Dagewesene überbieten sollte. Es war betitelt:

Arminius u. Thusnelda.

„Großmütiger Feldherr Arminius oder Hermann als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit nebst seiner durchlauchtigsten Thußnelda in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Helden-Geschichte, dem Vaterland zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und ähnlicher Nachfolge in zwei Teilen vorgestellet und mit sauberen Kupfern ausgezieret."

Das Buch, von Lohenstein unvollendet zurückgelassen, wuchs unter den Händen seiner Fortsetzer zu vier starken Quartbänden (2868 doppelspaltigen Quartseiten) heran. Das erklärt es auch, daß der Roman viel gerühmt, aber gewiß nicht so eifrig gelesen wurde, als Zieglers blutiges Werk. Der Zweck war übrigens ein ganz patriotischer. Lohenstein wollte — neben der Liebesgeschichte — nicht nur eine allgemeine Geschichte unseres Volkes in seinem Roman geben, sondern auch den Nachweis führen, daß alles Große in der Welt von Deutschen ausgeführt worden sei, oder er wollte, wie es der spätere Herausgeber ausdrückt, „versuchen, ob man nicht unter dem Zucker solcher Liebesbeschreibungen auch eine Würze nützlicher Künste und ernsthafte Staatssachen, besonders auch der Gewohn- und Beschaffenheit Deutschlands mit einmischen und also die zärtlichen Gemüter hierdurch gleichsam spielend und unvermerkt oder sonder Zwang auf den Weg der Tugend leiten und hingegen ihnen einen Ekel vor andern unnützen Büchern erwecken könnte." Eine ganz unglaublich gründliche Gelehrsamkeit ist in diesem Romanungeheuer niedergelegt; der in Ludwigs XIV Zeitalter doppelt anzuerkennende Patriotismus spricht sich auch darin aus, daß der Dichter sein Volk aufs energischste ermahnt, sich der Überwältigung vom Rhein her zu widersetzen: dazu ist der Stil verhältnismäßig rein und gut, wenn er uns auch oft komisch anmutet; so wenn Thusnelda zu Hermann, als sie ihn wiedersieht, er sie aber nicht sofort erkennt, ausruft: „Hast du denn, mein liebster Hermann, zwischen diesen rauhen Felsen ihre unempfindliche Unart angenommen, daß du von deiner geliebten Thusnelda die wenigste Regung nicht empfindest?"

Christian Weises Romane.

Auch durch seine Romane suchte **Christian Weise** die Poesie zur Wahrheit und Natürlichkeit zurückzuleiten, Menschen von Fleisch und Blut und nicht bloße Phantasiegebilde darzustellen, aus entfernten Zeiten und Ländern zur Gegenwart und in die Heimat zurückzukehren, und das alles in einem einfach nüchternen Stil durchzuführen. Aber das Lehrhafte konnte auch er nicht lassen und wird dadurch oft breit und weitschweifig, obgleich er die gelehrten und rhetorischen Abschweifungen vermeidet.

So sucht er in den „drei Hauptverderbern", die er im Jahre 1671 unter dem Namen „Sigismund Gleichviel" herausgab, drei Hauptschäden des deutschen Volkes zu brandmarken: 1) die zugleich wachsende religiöse Gleichgültigkeit und Gottentfremdung, 2) die klassische, wesentlich heidnische Gelehrsamkeit, 3) die ausländische Mode. Durch seinen Roman „Die drei ärgsten Ertz-Narren in der gantzen Welt" wollte er seine Zeitgenossen „bessern". Es ist dieses Buch, das W. Braune nach der Ausgabe von 1673 wortgetreu hat nendrucken lassen, noch heutzutage lesenswert, da es „ein sehr anschauliches Spiegelbild der Sitten und Zustände, gewissermaßen ein bürgerlich-friedliches Gegenstück zu den Kriegsbildern im Simplicissimus" darbietet.

Historisch-politische Romane.

Eine Abart der Helden- und Liebesromane waren die **historisch-politischen** Romane, aus denen zuletzt vollständige politische Chroniken wurden.

Happel.

Darin that sich besonders hervor ein Vielschreiber namens **Eberhard Werner Happel** (1647—1690), dessen Bücher Beschreibungen von Europa, Asien, Afrika und allen bekannten Inseln des Erdballs im Rahmen abenteuerlich-phantastischer, dabei unnatürlich geschmackloser Liebes- und Heldengeschichten enthalten; in neun anderen, sogenannten europäischen Geschichtsromanen, erzählt er unter gleicher Einkleidung, was sich in den Jahren 1685—93 „hin und wieder in Europa Merk- und Denkwürdiges" zugetragen hat. Sein Hauptwerk trägt den Titel: „Der Asiatische Onogambo, darinn der jetztregierende große sinesische Kaiser Xunchius als ein umschweifender Ritter vorgestellet, dessen und anderer asiatischen Liebesgeschichte, Königreiche und Länder beschrieben werden."

Abenteuer-Roman.

Von allem diesem krankhaft aufgeputzten steifen Wesen suchte man sich in dem deutschen **Abenteuerroman** zu erholen, in welchem das Volkstümliche und Naturwüchsige endlich zur Geltung kam, und der zugleich das wüste Leben des dreißigjährigen Krieges in treuer Weise wiederspiegelte. Das bedeutendste Werk dieser Art, der **„Abenteuerliche Simplicius Simplicissimus"**, erschien 1669 in dem alten Städtchen Mömpelgard (1801 französisch geworden und Montbéliard genannt, durch Werders tapfere Scharen in neuester Zeit zu hohem Ruhme gekommen) unter dem in der Beilage mitgeteilten umständlichen Titel des ersten Druckes.

Grimmelshausen.

Der Verfasser dieses merkwürdigen Romans, der seinen Namen durch Buchstabenversetzungen unter allerhand Pseudonymen (German Schleifheim u. ä.) zu verstecken liebte, hieß in Wahrheit **Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen**, war zu Anfang des dreißigjährigen Krieges in der alten Reichsstadt Gelnhausen in der jetzigen preußischen Provinz Hessen-Nassau — man weiß nicht in welchem Jahre — geboren und wurde als Knabe (1635) von den Hessen aufgegriffen und in die Soldatenjacke gesteckt. Jahre lang durchstreifte er mit den wilden Banden Deutschland, kam auch in die Schweiz und nach Frankreich und lernte das Leben und die Menschen aus dem Grunde kennen. Danach zur Ruhe gekommen, hatte er Gelegenheit, seine mangelhafte Jugendbildung zu ergänzen, ja sich umfangreiche und gelehrte Kenntnisse zu erwerben, wie aus seinen Schriften unwiderleglich hervorgeht. Um das Jahr 1667 wurde er bischöflich Straßburgischer Amtsschultheiß zu Renchen am Schwarzwald im jetzigen Großherzogtum Baden und lebte dort in sehr angesehenen Verhältnissen und Verbindungen bis zu seinem Tode am 17. August 1675. Am 17. August 1879 wurde ihm in Renchen ein von dem Bildhauer Brennig entworfenes und ausgeführtes Denkmal errichtet.

Simplicissimus.

In das bedeutendste seiner Werke, den obenerwähnten „Simplicissimus", hat Grimmelshausen jedenfalls ein gutes Stück seiner eigenen abenteuerlichen Erlebnisse verwebt; dadurch hat eben sein Roman die Lebensfrische und Lebenswahrheit erhalten, die ihn über alle Werke seiner Zeitgenossen, wie auch über seine eigenen anderen Schriften

(Lebensbeschreibung der Landstörtzerin Courasche — der seltsame Springinsfeld ꝛc.) weit emporheben.

Im Spessart heben die Abenteuer unseres Helden an. Dort wird er von einem armen Bauer, den er für seinen „Knän" (Vater) hält, auferzogen; in Wahrheit ist er der Sohn eines vornehmen Herrn, dessen Frau auf der Flucht nach der Schlacht bei Höchst ihm das Leben gegeben und dabei das ihrige verloren hatte. Hier wuchs er als Hirtenknabe auf, war ein trefflicher Musikus auf der Sackpfeife, sonst aber unwissend in göttlichen und menschlichen Dingen, wie das Vieh, das er weidete, und seines freilich erst später ihm beigelegten Spitznamens Simplex oder Simplicissimus durchaus würdig.

So war er zehn Jahre alt geworden ohne eine Ahnung von den Greueln des Krieges, der unser Vaterland dreißig Jahre lang verwüstete. Da überfällt eines Tages ein Trupp „Conrassirer" das Dorf, in dem sein Pflegevater lebte, plündert es, martert und erschlägt die Männer und verübt allerhand Schandthaten; nur mit Mühe entkommt Simplex der Mörderbande.

Ohne zu wissen wohin, flieht er in den Wald; die Nacht übereilt ihn, da kriecht er in einen hohlen Baum, um sich darin zur Ruhe zu legen. Kaum hat er sich „zum Schlaf bequemt," da vernimmt er die Stimme eines betenden Mannes, eine ihm ganz unverständliche Sprache. Doch der Redende kann vielleicht seinen unerträglichen Hunger stillen, darum verläßt er sein Lager und nähert sich der gehörten Stimme. „Da wurde ich eines großen Mannes gewahr in langen schwartzgrauen Haaren, die ihm gantz verworren auf den Achseln herumlagen; er hatte einen wilden Bart, fast formiert wie ein Schweizerkäß. Sein Angesicht war zwar bleichgelb und mager, aber doch ziemlich lieblich, und sein langer Rock mit mehr als 1000 Stückern von allerhand Tuch überflickt und auffeinander gesetzt; um Hals und Leib hatte er eine schwere eiserne Kette gewunden wie St. Wilhelmus, und sahe sonst in meinen Augen so scheußlich und förchterlich aus, daß ich anfing zu zittern, wie ein nasser Hund. Was aber meine Angst mehrte, war, daß er ein Krucifix, ungefähr 6 Schuhe lang an seine Brust druckte, und weil ich ihn nicht kannte, konnte ich nichts anderes ersinnen, als dieser alte Greis müsse ohne Zweifel der Wolff seyn, davon mir mein Knän kurz zuvor gesagt hatte. In solcher Angst wischte ich mit meiner Sackpfeife herfür, welche ich als meinen einzigen angenehmsten und wertesten Schatz noch vor den Reutern salviert hatte. Ich blies zu, stimmte an und ließ mich gewaltig hören, diesen greulichen Wolff zu vertreiben."

Es war sein guter Geist, der den Knaben zu dem alten, frommen Einsiedel geführt hatte, der niemand anders als sein Vater war, obgleich damals beide es nicht wußten. Derselbe, ein Herr Sternenfels von Fuchshain, hatte nach dem Tode seiner Frau, einer Schwester des schwedischen Gouverneurs von Hanau, eines Herrn von Ramsay, der wilden Weltlust entsagt und war Einsiedler geworden. Nun erzog er seinen Sohn zu gleicher Frömmigkeit. Unvergeßlich war dem für Musik empfänglichen Knaben das in der ersten Nacht an sein Ohr dringende Lied des Einsiedlers:

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigal!
Laß deine Stimm mit Freudenschall
Auffs lieblichste erklingen:
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel schlaffen seyn
Und nicht mehr mögen singen!
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, dann vor allen
Kanstu loben
Gott im Himmel hoch dort droben!

„Sein Leben und seine Reden," erzählt Simplex, „waren mir eine immerwährende Predigt, welche mein Verstand, der eben nicht so gar dumm und hölzern war, vermittels göttlicher Gnade, nicht ohne Frucht abgehen ließ."

Zwei Jahre lang blieb er unter diesem heilsamen und lehrreichen Einflusse im Walde: da starb sein treuer Erzieher, und Simplex weinte ihm bittere Thränen nach. Sechs Monate später wird er aus der ihm lieb gewordenen Einsamkeit und von seinen Büchern durch die aufs neue in seine Nähe dringende Soldateska herausgerissen und

zum Gouverneur von Hanau gebracht, der ihn als Pagen annimmt, als er aus einem Briefe des Einsiedlers, den Simplex bei sich führt, ersieht, daß jener sein Schwager gewesen, ohne doch in dem Knaben seinen Neffen zu erkennen.

Simplex, obgleich von gesundem Verstande, weiß sich in die neuen Verhältnisse nicht zu schicken, spielt absichtlich und unabsichtlich seiner Umgebung allerhand dumme Streiche, so daß ihn der „Gubernator" für einen Tölpel hält und sich seiner als Narr bedienen will. Auf eine abscheuliche Weise soll er hierzu abgerichtet werden. In einer Nacht kommen — im Auftrage des Gouverneurs — „vier Kerl in schröcklichen Teufels-Larven vermummt zu ihm ins Zimmer vors Bette; die sprungen herum wie Gaukler und Fastnachts-Narren; einer hatte einen glühenden Haken, und der andere eine Fackel in Händen; die andern zween aber wischten über ihn her, zogen ihn aus dem Bett, tanzten eine Weile mit ihm hin und her und zwangen ihm seine Kleider an Leib." Simplex aber — vorher durch einen Freund von dem schändlichen Vorhaben unterrichtet — „stellte sich, als wenn er sie vor recht natürliche Teufel gehalten hätte, verführte ein jämmerliches Zettergeschrey, und ließ die allerforchtsamsten Gebärden erscheinen; aber sie verkündigten ihm, daß er mit ihnen fortmüsse." Nachdem er die Schrecken dieser Nacht überstanden, findet er sich in die ihm aufgenötigte Rolle und spielt, dadurch geschützt, seinen Peinigern und ihrem Herrn manchen argen Possen, sagt ihnen auch die derbsten Wahrheiten, über die sie sich nicht wenig ärgern.

Bald danach führen die Wirren der Zeit ihn wieder von dannen. Er gerät unter die verwildertsten Kroaten, und damit vollends in die Schrecken des Kriegslebens hinein, die er ungeschminkt und fürchterlich anschaulich schildert.

Aber das wilde Sündenleben, obgleich sein Gewissen sich dagegen auflehnt, reißt ihn doch mit fort; nur zu bald wird er mit vollem Bewußtsein ein Abenteurer. Immer tiefer sinkt er in den Schlamm der Welt und lernt alle Laster des Lagers kennen. Eine abstoßende Gesinnungslosigkeit beherrschte die Soldateska; jeder zog nur der Fortuna nach und wechselte gewissenlos Fahne und Fahneneid wie die Tracht. Der Glaube an Gott war verschwunden in dem Kriege, der angeblich ein Religionskrieg sein sollte; Astrologie und Goldmacherei waren an seine Stelle getreten. Die greulichsten Laster walteten frei.

Auf seinen Streifzügen lernte Simplex zwei Personen kennen, die großen Einfluß auf sein Schicksal haben sollten: Olivier, einen durchtriebenen Schurken, und Herzbruder, eine ehrliche Seele, die ihm in treuer Freundschaft ergeben war. Unter dem Einflusse dieser Freunde wurde er nun endlich selbst ein Soldat, zeichnete sich auf den Streifzügen durch Keckheit und Gewandtheit aus und war bald weit und breit unter dem Namen des Jägers berühmt und bekannt.

Auf einer „Cavalcada" durchs Stift Münster erstürmte er mit seinen Kameraden, auf Befehl des Grafen von der Wahl, ein Städtchen, in dem zwei Kompanien hessischer Reiter lagen. Nachdem die Soldaten niedergemacht waren, ging es über die Bürgerhäuser her. Simplex mit einem Kameraden greift ein solches an, er will das Haus visitieren, jener den Stall, mit der Abrede, die Beute redlich zu teilen. „Also zündete jeder seinen Wachsstock an; ich," erzählt Simplex, „ruffte nach dem Vatter im Hauß, kriegte aber keine Antwort, weil sich jedermann versteckt hatte, geriet indessen in eine Kammer, fand aber nichts als ein leer Bette darin und einen beschlossenen Trog; den hämmerte ich auf, in Hoffnung, etwas Kostbares darin zu finden: aber da ich den Deckel aufthät, richtete sich ein kohlschwartzes Ding gegen mir auf, welches ich vor den Lucifer selbst ansahe. Daß dich dieser und jener erschlage! sagte ich in solchem Schröcken und zuckte mein Äxtlein, damit ich den Trog aufgemacht, und hatte doch das Hertze nicht, ihm solches in Kopff zu hauen. Er aber kniete nieder, hub die Hände auf und sagte: Min leve Herr, ick bidde ju doer Gott, schinckt mi min Levend! Da hörte ich erst, daß es kein Teufel war, weil er von Gott redete und um sein Leben bat, sagte demnach, er möge aus dem Troge gehen." Der also gefangene Mohr und zwei prächtige Pferde waren der Siegespreis dieser Nacht für unseren Helden.

Auf einem der also erbeuteten Pferde ritt er nun alle Tage spazieren, und wenn er dann so durch eine Gasse daher prangte und das Volk zusah und zu einander sagte: „Sehet, das ist der Jäger!“ oder: „Min God! wat vor en prave Kerl is mi dat!“ so spitzte er die Ohren gewaltig und war ganz stolz. Doch auch für ernstere Dinge hatte er Sinn; er erkannte es mit scharfem Blick und mit Trauer im Herzen, die unter der ironischen Larve seiner Schilderung sich wohl durchfühlen läßt, was für ein Jammer es sei, daß sein Volk, anstatt in diesem greuelvollen Kriege einander in fremder Herren Namen zu zerfleischen, nicht lieber wie ein Mann wider die Fremden zusammenstünde. Seine Ideen zur Rettung seines Vaterlandes legt er einem Narren in den Mund, der sich für den Gott Jupiter hält und den er eines Tages gefangen genommen. Neben manchem Konfusen, das in seinen religiösen und politischen Ansichten sich ausspricht, leuchtet doch trostvoll die Überzeugung hervor, daß im deutschen Volke die edelsten Kräfte schlummern und daß man seine Stämme nur zu vereinigen brauche, um es wieder zur ersten Nation der Erde zu machen.

Mitten aus diesen behaglichen Zuständen wird Simplex herausgerissen durch die Schweden, die ihn eines Tages auf einer Streiferei gefangen nehmen. Doch führt er ein ganz angenehmes Leben, da man ihm auf Ehrenwort freie Bewegung gestattet und ein großer Schatz, den er gefunden, ihm die Mittel gewährt, als ein vornehmer und reicher Herr aufzutreten. Er nimmt nun täglich an weltmännisch feiner Bildung zu, hat allerhand galante Abenteuer, wird aber, infolge eines solchen, zu einer ihm unliebsamen Heirat gezwungen. Bald darauf nötigen ihn bedenkliche Gerüchte über den Kaufmann, bei dem er seinen Schatz niedergelegt, nach Köln zu reisen. Da seine Angelegenheit nur langsam von statten geht, benützt er die Zeit, zwei junge Adelige nach Paris zu begleiten, wo er als Beau Alman viel Glück bei den Damen hat. Nach längerem Aufenthalte will er in die Heimat zurück, bekommt aber unterwegs die Blattern, die ihn entsetzlich entstellen, und gerät in die größte Not, aus der er sich endlich dadurch herauszieht, daß er als Quacksalber die Bauern um ihr Geld bringt.

So wandert er von Dorf zu Dorf und kommt mit vollem Beutel glücklich bis an die deutsche Grenze und über den Rhein, wo er sein Kriegshandwerk von neuem aufnimmt. Und wieder saust der tolle Spektakel rasch an uns vorüber, und der Dichter läßt uns den frischen poetischen Hauch, der in dem Kriegstreiben liegt, fühlen. In kräftiger Sprache, mit munterer Laune und in echt volksmäßigem Tone erzählt er immer neue Abenteuer, alle voller Abwechslung und von stets sich steigerndem Interesse, und an ihnen entwickelt sich heranreifend der Charakter des sie erlebenden Helden.

Nach längeren Kriegsfahrten führt ihn sein Unstern wieder mit Olivier zusammen, der ihn bereden will, der Spießgeselle seines inzwischen begonnenen Räuberlebens zu werden. Simplex, der von sich selbst bekennt, daß er „unter seiner Mußquete ein recht wilder Mensch geworden, der sich um Gott und Sein Wort nichts bekümmerte,“ willigt ein. Mancher Raub wird von ihnen gemeinsam vollführt. Olivier war immer dabei der Verwegenste und Grausamste. So überfielen sie einmal eine Kutsche mit zwei Reitern. Olivier schoß den einen nieder, der andere entfloh. Nun zwang Olivier den Kutscher abzusteigen, spaltete ihm mit seinem breiten Schwert den Kopf und wollte gleich darauf die Frauenzimmer und die Kinder „metzgen“, die aus der Kutsche herausgesprungen waren. Aber Simplex hielt ihn zurück, indem er ihm sagte, erst müsse er ihn selbst erwürgen, ehe er die Frauen antasten könnte. Spöttisch lachend gab Olivier nach.

Dennoch vermochte Simplex, dessen Gewissen bei dieser Unthat kräftig erwacht war, sich nicht von seinem Gefährten loszumachen, und sie blieben zusammen, bis Olivier an seiner Seite in einem Scharmützel mit Soldaten erschlagen wurde. Bald danach traf er seinen alten Kameraden Herzbruder, der ihm als ein elender Bettler begegnete, und in rührender Treue pflegte er ihn bis an seinen Tod, wie „seinen andern Ich“.

Nun ganz allein geblieben, da auch sein Weib inzwischen gestorben, kommen dem viel umhergeworfenen Abenteurer Ruhegedanken; er kauft ein Bauerngut, heiratet ein

Bauernmädchen, aber beides schlägt nicht zum besten aus, zudem wird ihm seine zweite Frau auch bald wieder entrissen. Aber noch vor ihrem Tode ist er mit seinem alten Pflegevater, seinem „Knän" aus dem Spessart, zusammengekommen und hat von ihm erfahren, wer seine wahren Eltern gewesen. Er übergibt ihm darauf seinen Bauernhof und führt lange Zeit ein beschauliches Stillleben.

Noch einmal gerät die Kriegsfurie in seine Nähe. Ein schwedischer Oberst weckt seine alte Abenteuerlust, und er zieht aufs neue in die Welt, durchstreicht drei Jahre lang Land und Meer bis nach Asien hin und kommt erst heim, als der Friede geschlossen, so daß er nun bei seinem „Knän" in sicherer Ruhe leben und sich wieder an seine langvergessenen Bücher machen kann. Das Studium führt ihn zum Nachdenken über sich selbst; er geht in sich, bereut sein sündliches Leben und beschließt, der Welt für immer abzusagen und wieder ein Einsiedler zu werden.

„Gott verleihe uns allen Seine Gnade, daß wir allesamt dasjenige von Ihm erlangen, woran uns am meisten liegt, nämlich ein seliges Ende!" so schließt dieser Roman; denn das später hinzugefügte sechste Buch hat nur insofern Interesse, als Grimmelshausen darin seine Helden auf eine einsame Insel kommen und sie allein bewohnen läßt so daß wir im Simplicissimus auch die älteste Robinsonade besitzen.

Der Simplicissimus ist ein echt deutscher Roman, und nicht nur der beste und bedeutendste des siebzehnten Jahrhunderts, sondern einer der besten aller Zeiten. Bei seinem Erscheinen machte er ein großes Aufsehen und hatte einen gewaltigen Erfolg; nicht nur wurde er wiederholt aufgelegt, sondern auch fortgesetzt und nachgeahmt. Und bis in unsere Zeit ist er verschiedentlich neu bearbeitet worden von Ed. v. Bülow, von Fr. List, neuerdings von E. H. Meyer u. a., und mit Recht wird er als ein treffliches Volksbuch betrachtet. Kritische Ausgaben des Originals erschienen von A. von Keller, H. Kurz, F. Bobertag und Tittmann (letztere mit modernisierter Orthographie).

An die Abenteuerromane schlossen sich im XVIII. Jahrhundert die **Robinsonaden** an, deren Keim schon im Simplicissimus lag. Robinsonaden.

Der Schluß des Simplicissimus hatte über die Meere geführt; ein Roman Happels „Der Mandorell" enthielt die Seeabenteuer des Spaniers Serrano. Die Gründung von überseeischen Kolonien, insbesondere von Holland aus, lenkte den Blick noch mächtiger auf die Welt der fernen fremden Länder. Da erschien im J. 1719 ein merkwürdiges Buch in englischer Sprache: „**Robinson Crusoe**" von **Daniel Defoe**, ein in seiner Art klassisches Werk, das uns heute nur meist in entstellter Form bekannt ist. Darin wurden, mit Benutzung der wirklichen Schicksale eines schottischen Matrosen, Alexander Selkirk, die Abenteuer eines auf eine wüste Insel verschlagenen Seefahrers, Robinson Crusoe, erzählt. Das Buch machte in England ein ungeheueres Aufsehen, übte aber in der deutschen Litteratur, in die es 1720 durch eine deutsche Übersetzung eingeführt wurde, eine viel größere Wirkung als in anderen, obgleich es in alle Sprachen übersetzt wurde. In den nächsten dreißig Jahren erschienen gegen vierzig Robinsone, oft der wunderlichsten Art, so z. B. der geistliche Robinson; der medizinische R.; zwei westfälische R.; der jüdische R.; der Harz-R.; der unter der Masque eines teutschen Poeten räsonierende R. — Lebensbeschreibung der europäischen Robinsonetta; der unsichtbare R. —; Robunse mit ihrer Tochter Robinsgen ꝛc. Das bedeutendste Werk dieser Gattung war die **Insel Felsenburg**, das zuerst 1731 unter dem Titel „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines geborenen Sachsen, welcher in seinem achtzehnten Jahre zu Schiffe gegangen, durch Schiffbruch selbvierte an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Übersteigung Robinson Crusoe. Insel Felsenburg.

das schönste Land entdeckt, sich daselbst mit seiner Gefährtin verheiratet ꝛc.“ herauskam und das den Gräflich Stollbergschen Hofagenten Joh. Gottfr. Schnabel zum Verfasser hatte. Unter dem kürzeren Titel „Insel Felsenburg“ wurde es fast hundert Jahre später (1827) von Ludwig Tieck erneuert herausgegeben. Es wird darin die Flucht einiger edler Deutschen aus der durch den dreißigjährigen Krieg entstandenen Verderbnis in den idyllischen Frieden der Südseeinseln beschrieben, wo sie einen Musterstaat gründen, in welchem Tugend, Unschuld und Glück regieren: eine Rückkehr zu dem Naturzustande, wie sie später Jean Jacques Rousseau noch begeisterter als sein höchstes Ideal aufstellte.

Philander v. Sittewalds Gesichte.

Unter den Prosadichtungen des XVII. Jahrhunderts ist schließlich noch ein Werk zu nennen, das von manchen als satirischer Roman aufgefaßt wird, aber weder ein Roman ist noch eigentlich Satire enthält, wohl aber eine Reihe für die Zeit höchst charakteristischer Sittenschilderungen, die allerdings einen satirischen Zug haben, aber denselben durch die ermüdende Breite der Darstellung und das pedantische Allegorisieren und Moralisieren wieder verwischen. Es sind die „Wunderlichen und warhafftigen Gesichte **Philanders von Sittewald**“, wie sich der Verfasser **Moscherosch** nannte.

Moscherosch.

Johann Michael Moscherosch, einer altadligen, aragonischen Familie entstammend, wurde 1601 zu Wilstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg geboren, studierte in Straßburg die Rechte, wurde in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges vielfach umhergeworfen, oft ausgeplündert, kam erst gegen Ende des Krieges zur Ruhe als Sekretär und Fiskal der Stadt Straßburg und wurde dann kurfürstlich Hessischer Geheimer Rat in Kassel. 1669 starb er auf der Reise in Worms. — In seinem ebengenannten Buche zeichnet er in der Gestalt von Träumen oder „Gesichten“ — nach dem Vorbilde des Spaniers Quevedo — die jammervollen Zustände seiner Zeit, die er ähnlich klassifiziert, wie Sebastian Brant die Narren, als „Schergen-Teuffel, Welt-Wesen, Venus-Narren, Höllen-Kinder, A la mode Kehrauß (worin er die Nachahmungssucht und Fremdtümelei der Deutschen geißelt), Weiberlob ꝛc.“ Während er indes die aufdringliche pedantische Gelehrsamkeit und Fremdländerei verspottet, leidet sein eigenes Werk an beiden Übeln; allerdings versichert er, daß er seine Schilderungen darum mit griechischen, lateinischen und welschen Brocken durchspickt, um „die à la mode Tugenden mit à la mode Farben zu schildern,“ doch er thut des Guten darin so viel, daß die Verspottung auf ihn zurückspringt. Aber einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte hat er immerhin geliefert, und ein fester vaterländischer Sinn wie eine schlichte Frömmigkeit (in einigen eingestreuten Liedern besonders) spricht sich darin wohlthuend aus. — Eine treue Wiedergabe mehrerer „Gesichte“ mit kurzen Erklärungen und einer lehrreichen Einleitung hat Felix Bobertag (1883) besorgt.

Kanzelredner.

Auf der Kanzel und unter der Kanzel kämpften mit Humor und Satire wider die sittlichen Gebrechen und sonstigen Schäden der Zeit zwei Geistliche des XVII. Jahrhunderts, **Schupp** und **Abraham a Sancta Clara**, der eine dem Norden und dem Protestantismus, der andere dem Süden und der katholischen Kirche angehörig.

Schupp.

Johann Balthasar Schupp, geb. am 1. März 1610 in Gießen, bezog fünfzehnjährig die Universität Marburg, studierte dort und in Königsberg Philosophie und Theologie, machte dann weite Reisen bis nach Livland, Polen und Holland, immer zu Fuß, wurde 1631 in Rostock Magister, 1635 Professor der Geschichte und Eloquenz in Marburg, 1643 Prediger an der Elisabethkirche, 1646 Hofprediger in Braubach. Von seinem Fürsten, dem Landgrafen Johann zu Hessen, mit einer Mission nach Münster betraut, hielt er dort beim westfälischen Friedensschlusse, auf Oxenstierns Wunsch, die feierliche Friedenspredigt, in der er die christlichen Fürsten Europas ermahnte, statt brudermörderischer innerer Kriege sich gegen die Türken zu verbinden und Jerusalem wieder für die Christenheit zu erobern. In

Abb. 70. Abraham a Sancta Clara. Bildnis aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts nach einem Schabkunstblatte aus dem Verlag von Christoph Weigel in Nürnberg.
Umschrift: Der hochwürdige Vater A. a S. Clara, Provinzial des Augustiner-Barfüßer-Ordens und kaiserl. Hofprediger.

Münster noch erhielt er von dem Rat der Stadt Hamburg einen Ruf als Pastor an die dortige Kirche zu St. Jakob, folgte demselben 1649 und wirkte dort ebenso gewaltig als Redner, wie treu als Seelsorger bis an seinen Tod (26. Oktober 1661). In seinen Predigten war Luthers Kraft und volkstümliche Anschaulichkeit zu spüren: eine der uns erhaltenen, „die Catechismuspredigt vom 3. Gebot oder **Gedenk daran, Hamburg**," kennzeichnet seine ganze Eigenart aufs beste. Auch seine übrigen kernigen Prosaschriften sind noch heute lesenswert. Für seinen das Vaterhaus verlassenden Sohn schrieb er ein Büchlein „Der Freund in der Not", vor kurzem von Wilh. Braune verdientermaßen neu herausgegeben. Ein Meisterstück edlen Humors und wahrer Lebensweisheit ist seine „dissertatio von der Kunst reich zu werden." In seinem „teutschen Lehrmeister" trat er, der Schulgelehrsamkeit gegenüber, für den Gebrauch und die Rechte der Muttersprache ein.

Während Schupp bei freierer Handhabung des Humors auf der Kanzel doch die Würde derselben stets wahrte, artete der Württemberger Ulrich Megerle (geb. 2. Juni 1644 zu Kreenheinstätten), der bei seinem Eintritt in das Augustinerkloster zu Marienburg (1662) sich **Abraham a Sancta Clara** nannte, nur zu oft ins Burleske aus. Seine bedeutende Predigerthätigkeit übte er auf der Kanzel der Augustinerkirche zu Wien von 1669 an, mit Unterbrechung von sieben in Graz verlebten Jahren (1682—1689), bis an seinen Tod 1. Dezember 1709 aus. — Neben seinen Predigten schrieb er eine Reihe kleinerer und größerer Bücher. Die Türkenangst veranlaßte ihn zu der Schrift „Auf, auf ihr Christen," aus welcher Schiller die berühmte „Kapuzinerpredigt" in „Wallensteins Lager" und Uhland vornehmlich den Stoff zu dem Gedichte „Schwäbische Kunde" entlehnte. Sein Hauptwerk ist „**Judas der Erzschelm**", worin er die apokryphe Geschichte des Judas Ischarioth zum Ausgangspunkte und Rahmen für die Schilderung der Sitten und die Besprechung der mannigfachsten Lebensverhältnisse (Ehe, Kinderzucht, Hofsitten ꝛc.) nahm.

Abraham a Sancta Clara.

* * *

Im übrigen herrschte die gelehrte Weltsprache noch in der Prosa dieses Zeitraumes vor; auch das erste Journal, welches seit 1682 in periodischer und systematischer Besprechung die Erscheinungen der Wissenschaften und der Litteratur sich zur Aufgabe stellte, die „Acta Eruditorum", hielt daran fest, wie denn der große Mann, dessen Förderung es wesentlich seinen Einfluß verdankte, der **Freiherr von Leibnitz** (1646—1716) die meisten seiner einflußreichen Werke in lateinischer (und in französischer) Sprache abfaßte. Und doch verstand er trefflich deutsch zu schreiben, wie seine von Guhrauer herausgegebenen „Deutschen Schriften" beweisen; ja, er stand nicht an, die „Teutschen zu ermahnen", „ihren Verstand und Sprache besser zu üben." Erst der Professor **Christian Thomasius** (1655—1728) gab von 1688 an eine wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache, die „Monatsgespräche" heraus, und wurde dadurch der eigentliche Gründer der **deutschen Journalistik**, wie er es auch wagte, den von Schupp bereits lange vorher geäußerten Gedanken, „die Jugend in deutscher Sprache zu lehren," durch seine deutschgehaltenen Vorlesungen an den Universitäten Leipzig und Halle auszuführen.

Freiherr v. Leibnitz.

Christian Thomasius.

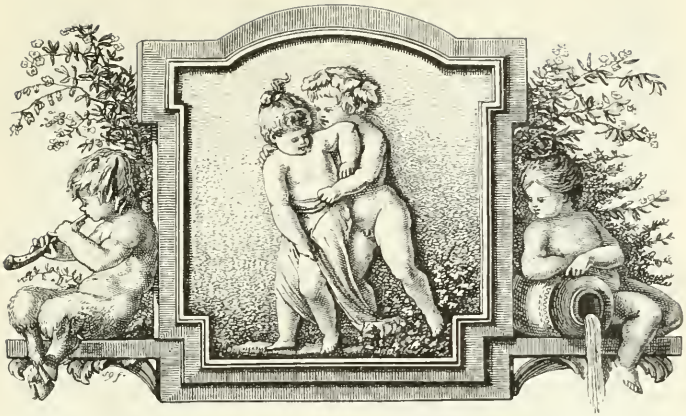


Abb. 71. Vignette aus Geßners Idyllen, von ihm selbst radiert. Als Beispiel des Büchergeschmacks in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts.

III. Das achtzehnte Jahrhundert.

Vorboten einer neuen Blütezeit.

Das XVII. Jahrhundert war zu Ende gegangen, ohne mit den Nachwehen des dreißigjährigen Krieges und mit dem Unwesen der Ausländerei aufgeräumt zu haben. Die Höfe und der Adel zogen fort und fort das sittliche und geistige Leben in Deutschland eher herab, als daß sie es gehoben hätten; erst in Friedrich Wilhelm I von Preußen erstand wieder ein deutschgesinnter König, dessen sittenstrenger Wandel und dessen Abneigung gegen alles Ausländische in den höheren Ständen einen besseren Ton anbahnte und dem undeutschen Wesen zu steuern begann. Aber trotzdem blieb die Bildung des Adels und der höheren Gesellschaftsschichten eine vorherrschend französische und die aller auf gelehrten Schulen und Universitäten Gebildeten eine pedantisch lateinische. Hinab in die nichtadeligen und die nichtgelehrten Klassen drang von Bildungselementen so gut wie nichts. In der Poesie stand auch in den ersten Jahrzehnten des XVIII. Jahrhunderts die Reimkunst der Niedersachsen noch in Ansehen, ja der Schwulst der Schlesier war noch keineswegs ganz verschwunden. Dennoch war bei allen Einsichtigen der Grundsatz, daß die Poesie „auf Nachahmung der Natur“ beruhen müsse, endlich durchgedrungen. Darin waren auch die beiden Männer einig, die im dritten Jahrzehnt an zwei weitauseinanderliegenden Mittelpunkten der Litteratur Schüler und Jünger um sich sammelten und einen großen Einfluß auf die strebsame jugendliche Welt ausübten: Bodmer in Zürich und Gottsched in Leipzig. Aber bald gerieten sie in eine schwere Fehde, die unter dem Namen des **„Kampfes der Leipziger und Schweizer“** bekannt ist und die am heftigsten wütete, als in Friedrich dem Großen ein König auf den

Fr. Wilh. I v. Preußen.

Friedr. d. Gr.

Thron des mächtig emporstrebenden Preußenreiches kam, der durch seine Thaten das Nationalgefühl machtvoll heben und beleben und damit — ihm selber unbewußt — auch der deutschen Dichtung einen höheren Schwung geben sollte, als es die langjährigen Schulstreitigkeiten vermochten. Dennoch trug auch diese Fehde das Ihrige bei zur Läuterung des Geschmackes, zur Bildung des Urteils in poetischen Dingen, zum richtigen Verständnis des langverkannten Wesens der Poesie und damit zum endlichen siegreichen Durchbruch des neuen Aufblühens der deutschen Dichtung.

* * *

Litterarische Gesellschaft in Zürich.

Im Jahre 1720 stifteten zwei junge Schweizer, **Bodmer** und sein Freund **Breitinger** eine litterarische Gesellschaft in Zürich, die sich wöchentlich einmal versammelte, um sich in anregender Weise über sittliche und litterarische Gegenstände zu unterhalten, das Ergebnis der Besprechung aufzuschreiben, auch Aufsätze einzelner Mitglieder zu beurteilen. Nachdem man ein Jahr so miteinander und aneinander gearbeitet hatte, beschloß man — nach dem Muster des englischen Blattes Addisons „The Spectator" (Der Zuschauer) — eine kritische Wochenschrift zu gründen, der man den Namen **„Die Discourse der Mahlern"** gab. Jedes Mitglied der Gesellschaft führte nämlich den Namen irgend eines berühmten Malers, mit dem es dann auch seine Artikel in dem Blatte zeichnete; so nannte sich Bodmer, der die meisten schrieb, Rubens; Breitinger gewöhnlich Holbein. So schüchtern und unbeholfen dieses kritische Journal auch auftrat, so sehr die Anfänge an schülerhafte Stilübungen erinnern, so wichtig sollte es doch für die Entwickelung der Poesie werden. Denn ein tiefes Verständnis für wahre Poesie kam hier zuerst zum Ausdruck. Hier stellte Bodmer die bedeutsame Regel auf:

Diskurse der Maler.

> „Die künstlichste Ode ist die, in welcher die Kunst verborgen ist und in welcher der Poet, ohne sich an die Regeln einer methodischen Chria zu binden, keine Ordnung befolgt, als diejenige, welche ihm seine poetische Hitze und der Enthusiasmus an die Hand giebet, ich verstehe die äußerste Passion, mit welcher er für die Materie seines Gedichtes angefüllt ist —"

Das Wunderbare in der Poesie.

eine Regel, die er dann später in seiner Schrift „Kritische Abhandlung von dem **Wunderbaren in der Poesie** und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, in einer Vertheidigung des Gedichtes J. Miltons von dem verlohrenen Paradiese" eingehender ausführte. Diese Schrift erschien 1740 und war die Veranlassung zu dem Streit mit dem in Leipzig herrschenden und von ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausgehenden **Gottsched**, der nach hartnäckiger Gegenwehr, von seinen bedeutendsten Schülern verlassen, schließlich unterlag und gegen Ende seines Lebens ebenso geringgeschätzt wurde, als er einst überschätzt worden war.

Bodmers Leben.

Johann Jakob Bodmer, eines Pfarrers Sohn, geboren zu Greifensee bei Zürich am 19. Juli 1698, erhielt seine Bildung auf dem Züricher Gymnasium, wo ihn Opitzens Gedichte bereits sehr anzogen und ihn veranlaßten, die deutsche Sprache und Poesie eifrig zu studieren. Dieses Studium zog er dann auch der Theologie, für die er anfänglich bestimmt war, und dem kaufmännischen Stande, zu dem er in Italien herangebildet werden sollte, vor, so daß sein Vater ihn 1719 von dort nach Hause zurückrief. Von da an studierte er mit großem Eifer die Geschichte und die Rechte seines Vaterlandes, um ein Lehramt in

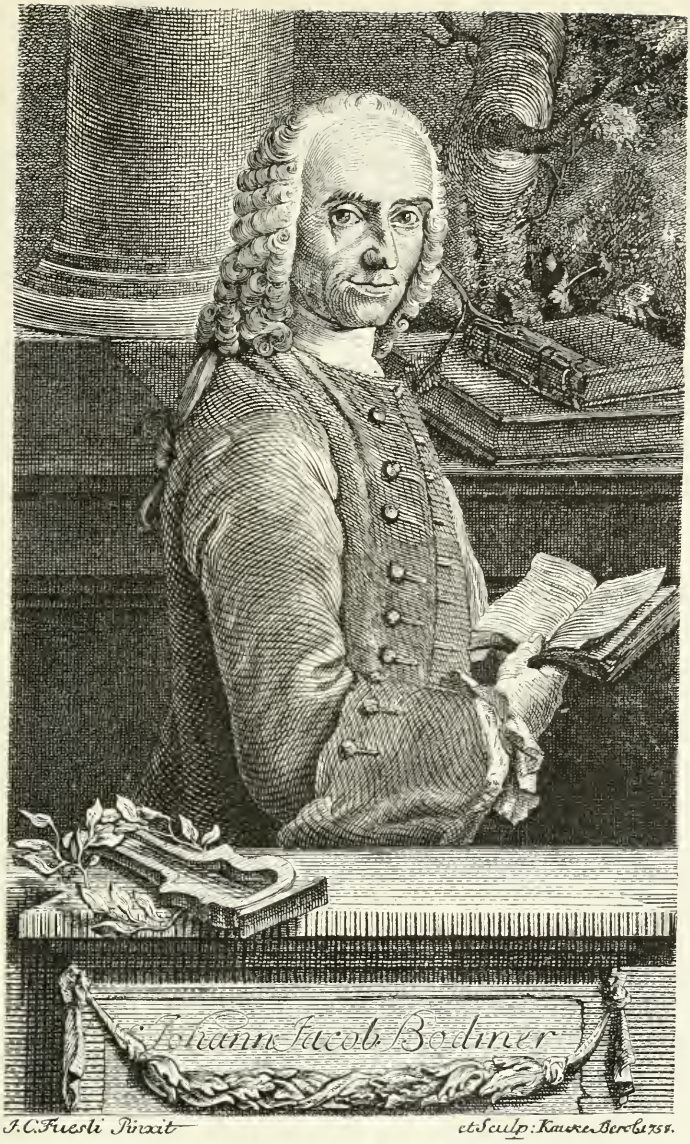


Abb. 72. Bildnis Bodmers, nach einem Stich von 1758 von Fuesli gemalt.

diesen Fächern übernehmen zu können, bildete sich aber daneben in den alten und neuen Sprachen tüchtig aus. Im J. 1725 wurde er zum Professor der helvetischen Geschichte und Politik ernannt und 1737 in den Großen Rat von Zürich gewählt, in welchen Stellungen er bis zum J. 1775 blieb. Von seinen Amtsgeschäften zog er sich danach auf ein Gut in der Nähe von Zürich zurück, wo er in ungebrochener Leibes- und Geisteskraft sich bis an seinen Tod mit litterarischen Arbeiten beschäftigte. Erst 1783 starb er im

Bodmers Wirken.

85. Lebensjahre. — Bodmers Hauptbedeutung lag in seiner Erkenntnis von dem Wesen der wahren Poesie; er hatte sie insbesondere durch das Studium der uns stammverwandten englischen Litteratur erworben, mit der er sich schon als junger Mann vertraut gemacht hatte. Er übersetzte dann (1732) Miltons „Verlorenes Paradies" in Prosa und trat für dasselbe gegen Voltaire und Gottsched auf das entschiedenste ein. Ebenso hat er sich dadurch verdient gemacht, daß er die alten Schätze unserer Dichtung gewissermaßen wieder entdeckte und auf sie als die nächstliegenden Quellen der Anregung und Begeisterung für die neuere Dichtung in einer Reihe von Abhandlungen („Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause" 2c. 2c.) hinwies. Er gab die Minnesänger nach der, damals in Paris befindlichen Heidelberger Handschrift (S. 152) heraus, die er durch die französische Gesandtschaft zur Benutzung erhalten hatte, ebenso das Nibelungenlied (vgl. S. 89), freilich in wenig genauem und unkritischem Abdrucke; auch machte er auf Sebastian Brant und Fischart wieder aufmerksam. In einem Lehrgedicht „Charakter der deutschen Gedichte" das für die Litteraturgeschichte von bleibendem Interesse ist, zeichnete er mit sicherer Hand den ganzen Entwickelungsgang unserer Poesie und legte zugleich sein poetisches Glaubensbekenntnis ab. Da werden auch Brant und Fischart in kurzen Zügen trefflich gewürdigt, ebenso weiterhin Opitz 2c., dagegen andere wie Lohenstein 2c. ihres Nimbus entkleidet. Auch Gottscheds wird in Ehren erwähnt, d. h. in der ersten Ausgabe, während in den späteren, wo der Streit mit ihm entbrannt war, das Urteil sich geradezu ins Gegenteil verkehrt. Nichts charakterisiert die berühmte Fehde so gut, als die Vergleichung der beiden Stellen:

(Bodmer über Gottsched.)

I.	II.
Mit ihnen [Heräus und Pietsch] in Begleit	Mit ihnen seh' ich auch den stolzen Gott-
seh' ich auch Gottsched gehen,	sched gehen,
Der mir nicht kleine deucht und nicht darf	Der doch weit kleiner ist und schamrot scheint
schamrot stehen,	zu stehen,
Wenn er bei ihnen sitzt, wiewohl er sie ver-	Da er bei Denen ist, die er doch nur ent-
ehrt.	ehrt.
Sein wahrer Held August ist Opitz'	Sein wahrer Held August ist seines Kiels
Schreibart wert,	nicht wert,
Ist alles Dessen wert, was Gottsched	Ist mehr als alles wert, was Gottsched
sonst besungen.	sonst gesungen.
So weit ist's ihm durch Fleiß und Bieg-	Nicht weiter ist es ihm durch Fleiß und
samkeit gelungen.	Angst gelungen.

Noachide.

In einer Fortsetzung „Die Drollingerische Muse" erkennt Bodmer auch unparteiisch die dichterische Bedeutung Drollingers, Hallers und Hagedorns an. Aber so tüchtig er sich auch hier als Kritiker zeigt, als Dichter ist er nie über die allerschwächsten Reimversuche herausgekommen: seine „Noachide", seine „Syndflut" — nicht zu reden von seinen ganz verunglückten Trauerspielen — sind nur Beweise davon, wie auch das klarste Bewußtsein von echter Poesie und das sicherste poetische Verständnis niemals die unerwerbbare schöpferische Kraft, die angeborene Phantasie ersetzen können. Bis in seine letzten Tage ist ihm aber die Freude an der Poesie niemals verloren gegangen; unermüdlich pflegte und förderte er jedes junge Talent in Zürich, so daß Lavater ihn mit Recht in einer Ode als „den Vater der Jünglinge" feiern konnte; in sein gastliches Haus lud er Klopstock und Wieland und empfing noch als Greis darin den jugendlichen Goethe. Im J. 1780 schreibt Wilhelm Heinse in einem Briefe an J. G. Jakobi über ihn: „Bodmer ist die lebendige Chronik unserer Litteratur, zwar klug und eitel wie ein Kind, doch äußerst unterhaltend und noch voll leichter Blitze von Witz und Verstand und feiner Bosheit. Bodmer ist ein altes Greislein mit kahlem Vorhaupt

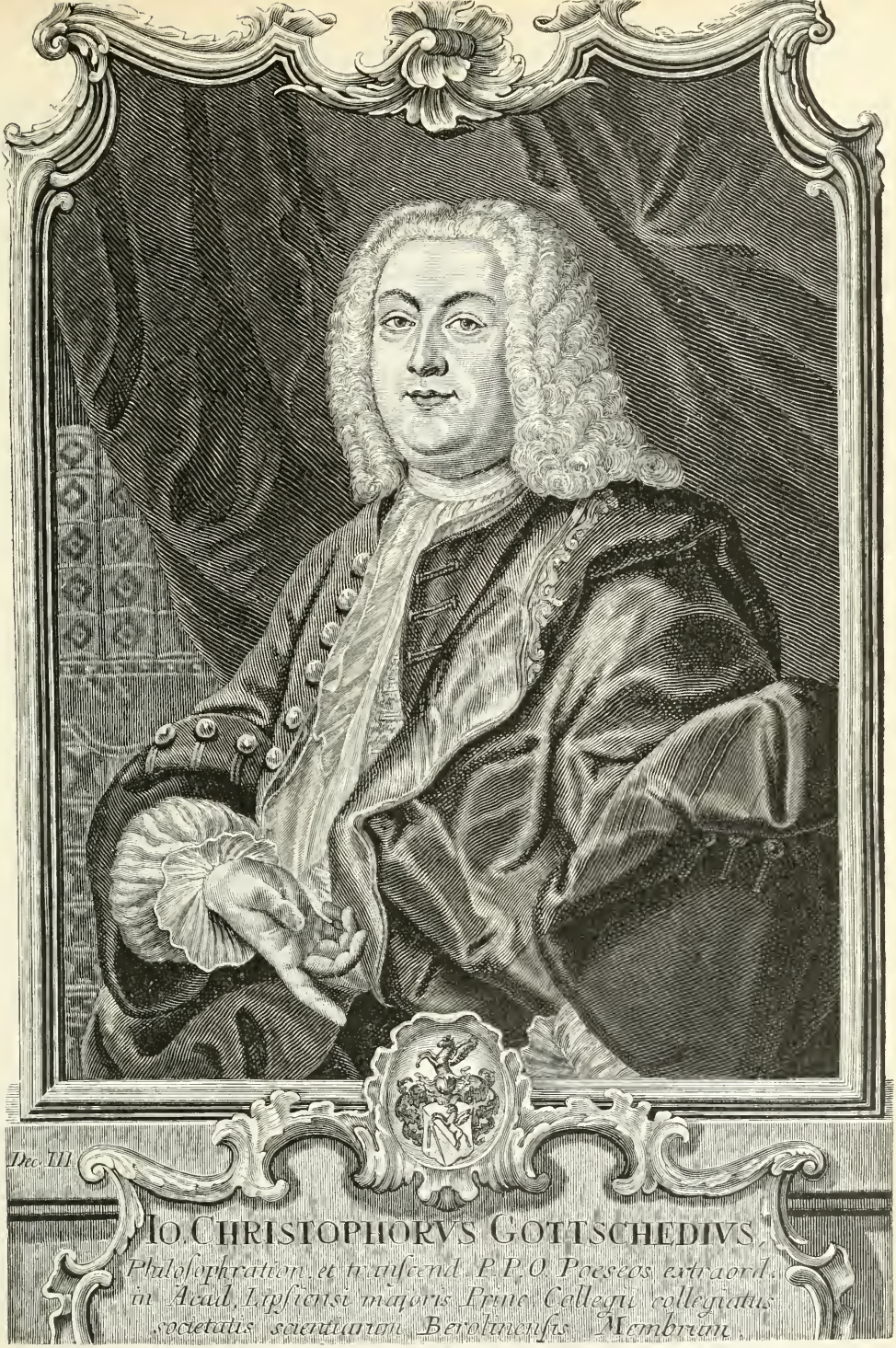
und grauen Augbrauen, die bis in die Augen hineinhängen, und eingefallenen Backen, zusammengeschrumpften Lippen, die kaum noch die Zähne bedecken. Er kömmt herangestabelt mit seinem kurzen spanischen Rohr im Schlafrock und in Pantoffeln von Tuch, das schwarzseidene Käppchen auf der hohen hintergehenden Stirn über der scharfen Nase, als eine von den interessantesten Figuren von der Welt." So haben den Alten auch drei große Künstler, Tischbein, Graff und Fuesli, in ihren Bildnissen übereinstimmend aufgefaßt und wiedergegeben.

Joh. Jak. Breitinger, geb. 1701 in Zürich, Professor der hebräischen und griechischen Litteratur, gest. 1776, gab den ihm und seinem Freunde gemeinsamen Ideen einen Ausdruck in seinem Werke „Kritische Dichtkunst", durch das er sich ein entschiedenes Verdienst um die Hebung des Geschmacks erwarb und Gottsched und seine Schule hauptsächlich zum Sturz brachte. Breitinger.

Während Zürich erst durch diese beiden Männer zu einer für die Litteratur so bedeutsamen Stadt wurde, war es **Leipzig** bereits längst, als ihr Gegner sich dort — bald nach Stiftung der litterarischen Gesellschaft Bodmers — niederließ. Die dort blühende Hochschule zog die Studierenden von nah und fern, vornehmlich aus den höheren Klassen herbei. Der deutsche Buchhandel und die gelehrte Journalistik hatten dort ihren Herd, dazu war die Stadt der angesehenste Handelsplatz des Kontinents, dessen alljährliche Messen Fremde aus der ganzen Welt versammelten. Keine Stadt konnte besser einen Mittelpunkt der Litteratur abgeben, als dieses „Klein-Paris"; das erkannte **Gottsched** sehr bald, nachdem er, aus äußerlichen Gründen dorthin gekommen, sich in den Verhältnissen orientiert hatte. Dort beschloß er seinen litterarischen Thron zu errichten: und nicht lange dauerte es, so herrschte er unumschränkt im Reiche der deutschen Dichtung. Leipzig.

Johann Christoph Gottsched, auch ein Pfarrerssohn, wurde am 2. Februar 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg i. Pr. geboren, bezog 1714 die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit der Litteratur der alten und neuen Sprachen, mit Philosophie und den s. g. schönen Wissenschaften und wurde 1723 Magister und Privatdozent. Da lenkten sich die Blicke der Werber Friedrich Wilhelms I auf seine ungewöhnlich stattliche, hohe Gestalt, und um nicht unter die „langen Kerle" gesteckt zu werden, flüchtete er zu Anfang des Jahres 1724 nach Leipzig, wo er nach kurzer Privatlehrerthätigkeit sich an der Universität habilitierte und mit Vorlesungen über Philosophie und Dichtkunst sein Lehramt begann. Er hatte einen so starken Zulauf und erwarb sich so rasch Einfluß und Ansehen, daß er in kurzen Pausen zum außerordentlichen und zum ordentlichen Professor ernannt wurde. 1727 wählte ihn die „Deutschübende Poetische Gesellschaft" zu ihrem Senior; als solcher wußte er rasch ihren Wirkungskreis zu erweitern, gab ihr den Namen der „Leipziger deutschen Gesellschaft" und fand in ihr eine willige Stütze für seine litterarischen Reformbestrebungen. Anderthalb Jahrzehnte dauerte seine litterarische Diktatur in fast unbeschränkter Weise. Ihm zur Seite stand seine Frau und „geschickte Freundin", die bei allen litterarischen Unternehmungen seine rechte Hand war. Als sie 1762 starb, sang er ihr, „seiner Eurydice, als ein zweiter Orpheus" nach: „Du hast mein ganzes Herz besessen, hinfort besitzt es keine mehr!" Doch verheiratete er sich 1765 zum zweiten Mal mit „einer Jgfr Obristleutnantin," wie Goethe sich spöttisch ausdrückt. Ein Jahr danach am 12. Dezbr. 1766 starb er. Seine ergötzliche Begegnung mit dem Studenten Goethe, ein Jahr vor seinem Tode, ist aus „Dichtung und Wahrheit" bekannt. Aber schon lange vorher hatte sich der Spott an seine Fersen geheftet. Man nannte ihn verächtlich den „großen Duns," und als Friedrich der Große ihn 1757 in gutem Ernste als „cygne saxon" besang, erregte das nur die Lachlust des ganzen litterarischen Deutschlands. Gottsched.

Abb. 73. Die Gottschedin. Nach Stichen von Haid in Augsburg.
Unterschrift: Ludovica Adelgunde Viktoria Kulmus, Gattin des Prof. J. C. Gottsched zu Leipzig.



aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Abb. 74. Gottsched.

Unterschrift: J. C. Gottsched, ord. öff. Professor der National- u. Transcendental-Philosophie, außerord. Prof. der Dichtkunst an der Universität zu Leipzig, Mitglied des höchsten fürstl. Kollegiums und der Akad. der Wissenschaften zu Berlin.

Auch Gottsched begann seine schriftstellerische Thätigkeit, wie die Schweizer, mit einer moralischen Wochenschrift nach Art des Addisonschen „Spectator“ (1725). Er nannte dieselbe „Die vernünftigen Tadlerinnen“ und erwähnte gleich in dem ersten Stücke ganz anerkennend, daß „in der Schweiz etliche muntere Köpfe einen guten Anfang zu öffentlichen Beurteilungen“ gemacht hätten. Aber doch zeigte sich bald eine verschiedene Auffassung des Wesens der Poesie. Wenn er allerdings auch „die Nachahmung der Natur“ als Ziel festhielt, so wollte er diese doch an vorgeschriebene Formen gebunden wissen, und erhob überhaupt Vernunft und Regelmäßigkeit zum Grundgesetz der Poesie, trat also nur in Opitzens Fußstapfen, und da er, wie Opitz, eigene Dichtergabe nicht besaß, sah er sich auf die Muster des Auslandes gewiesen und ließ sich bald von den französischen, allerdings den besseren aus Ludwigs XIV Zeit, ganz beherrschen, deren Regelmäßigkeit ihm gewaltig imponierte. Seine erste Wochenschrift setzte er zwei Jahre später unter dem Titel „Der Biedermann“ fort. Danach folgten einige andere Blätter, die schon mehr den Charakter eigentlicher Litteraturzeitungen trugen, z. B. „Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit,“ und bei deren Herausgabe er von verschiedenen Mitarbeitern unterstützt wurde. In diesen gelehrten Journalen eröffnete er auch 1740 seinen Kampf wider die Schweizer, wie gegen die von ihm sich loslösenden Vertreter einer neuen Dichtungsepoche, so vor allem wider Klopstock für die in seiner „Kritischen Dichtkunst,“ in „der Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst“ wie in anderen gelehrten Werken niedergelegten Grundsätze.

Die vernünftigen Tadlerinnen.

Der Biedermann.

Kritische Dichtkunst.

So sehr er es verdiente, in diesem Kampfe zu unterliegen, so darf anderseits doch nicht vergessen werden, daß der starrsinnige Pedant sich auch namhafte Verdienste um unsere Sprache und Litteratur erworben hat. Die Sprache verdankt ihm besonnene Säuberung von Fremdwörtern, größere Deutlichkeit des Ausdrucks und künstlerische Durchbildung des Stils. Das Studium unserer Sprache und Litteratur machte er zu einem wichtigen Zweige der höheren wissenschaftlichen Bildung in Deutschland. Dazu kam, daß er die deutsche Sprache in den höheren Kreisen wieder zu Ehren brachte und überhaupt in allen Volksschichten durch seine Zeitschriften das Interesse für deutsche Sprache und Litteratur anregte. Endlich machte er sich um die Geschichte des Dramas verdient durch eine ungemein fleißige Sammlung aller ihm bekannten älteren Fastnachtsspiele, Mysterien, Singspiele, Komödien und Tragödien in deutscher Sprache, die er unter dem Titel „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ herausgab und die noch jetzt ein sehr wichtiges Quellenwerk ist. Auch sonst hob er das Theater durch Beseitigung der damals beliebten, meist sehr unsaubern Stücke und durch förmliche und feierliche Verbannung des Hanswursts — einer alten volkstümlichen, allmählich aber pöbelhaft gewordenen Figur — von der Bühne. Leider verstand er nichts Besseres an die Stelle des Verdrängten zu setzen. Der Mann, der von den „Barbareien“ und „abgeschmackten Hexereien Shakespeares“ sprach und allen Ernstes wollte, daß die tragische Schreibart stets auf Stelzen, die komische barfuß gehe,“ der in den Hofdichtern Ludwigs XIV und ihrem Zeremonienmeister Boileau seine höchsten dichterischen Ideale sah, der, selbst aller und jeder Poesie gänzlich bar, eine Poesie nach dem Muster der Franzosen zur Herrschaft bringen wollte, der Mann konnte kein Reformator der deutschen Bühne werden.

Hanswurst.

Am kläglichsten war sein eigenes, übrigens auch nicht einmal originales Trauerspiel „Der sterbende Cato,“ durch welches er seinen Landsleuten zeigen wollte, wie ein Drama nach französischem Zuschnitt, mit Beobachtung der drei Einheiten der griechischen Tragödie, des Orts, der Zeit und der Handlung, abzufassen sei. So ledern und poesielos auch dieses Machwerk war, er proklamierte es doch voll Selbstgefühl für das erste regelmäßige und darum für das erste wahre Trauerspiel unseres Volkes; es wurde mit großem Beifall vom Publikum begrüßt und erhielt sich lange auf der Bühne. 1732 erschien es im Drucke und wurde bis 1757 in zehn Auflagen über ganz Deutschland verbreitet. — Noch

Der sterbende Cato.

fürchterlicher waren seine Gedichte, die zum großen Teil der schweifwedelnden Gelegenheitspoesie à la Opitz angehörten, in der Gottsched soweit ging, daß er selbst den berüchtigten starken August von Sachsen als den „Vater des Vaterlandes" pries und ihn mit dem römischen Kaiser Augustus verglich.

Unter Gottscheds Mitarbeitern und Anhängern gebührt der erste Platz der **Gottschedin**, seiner „geschickten Freundin", wie er seine Frau gerne nannte.

Frau Gottsched.

Luise Adelgunde Victoria Gottschedin, geb. Kulmus (1713 zu Danzig), hatte eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten, früh das Französische und Englische aufs gründlichste gelernt und ein lebhaftes Interesse an der Poesie gewonnen, hatte sich aber auch mit ernst wissenschaftlichen Werken gern beschäftigt. Auf seiner Durchreise durch Danzig (1729) lernte Gottsched sie kennen und fühlte sich sofort von ihrem Verstande und lebendigen Wesen angezogen. Ein lebhafter Briefwechsel folgte, und 1735 führte er sie als seine Frau in den glänzenden, geistig regen Kreis seiner neuen Heimat. Dort lernte sie auch Lateinisch, ja sogar etwas Griechisch, half ihrem Mann mit großem Fleiß und Eifer in seinen gelehrten Arbeiten und war dabei eine durchaus musterhafte Hausfrau. Doch litt ihre Gesundheit sehr unter diesem angestrengten Leben, und sie erlag den Folgen desselben im 49. Jahre 1762. — Außer vielen Übersetzungen aus dem Französischen hat die Gottschedin auch eigene Lustspiele gedichtet, so die von Lessing in seiner Dramaturgie herb getadelte „Hausfranzösin", die aber doch als Sittenbild der Zeit nicht ohne Wert ist. Für die litterarischen Verhältnisse der Zeit ist bedeutsam „Der Witzling", worin sie sich über die Sentimentalität der Klopstockschen Richtung und über seine oft ganz undeutsche gezwungene Sprache lustig macht. — Wenn auch ihre Dichtungen keine Meisterwerke sind, zeigt sich darin doch viel mehr Geist und Witz, als in denen ihres Mannes. — Ein besseres Bild, als Gottsched es von ihr in einer nach ihrem Tode geschriebenen Biographie entwarf, gewähren ihre von Henriette von Runkel 1772 herausgegebenen Briefe, die sich durch weibliche Anmut und Feinheit auszeichnen. Das ihr gebührende biographische Denkmal aus berufener Hand läßt noch immer auf sich warten.

Hausfranzösin.

Dichterinnen.

Durch das Beispiel der Gottschedin angeregt, traten manche andere **Frauen** mit ihren Poesien an das Tageslicht. So **Gertrud Möllerin** (S. 276), der die Pegnitzschäfer einen Lorbeerkranz für ihre geistlichen und weltlichen Lieder schickten; **Erdmuthe Dorothee v. Zinzendorf**, die Gemahlin des Grafen v. Zinzendorf, des Stifters der deutschen Brüdergemeinde (S. 318), die in seiner Weise manch schönes geistliches Lied dichtete; die „kayserlich gekrönten Poetinnen" **Sidonia Hedwig Zännemannin**, die sich durch eine Ode auf die „am Rhein stehenden sämtlichen Herren Husaren" (1735) bekannt machte, und **Christiane Marianne von Ziegler**, die auch Mitglied der Leipziger deutschen Gesellschaft war und sich des besonderen Schutzes Gottscheds erfreute.

Schwabe.

Zu Gottscheds treuesten Anhängern gehörte der Professor **Joachim Schwabe**, der in Leipzig eine Wochenschrift „Die Belustigungen des Verstandes und Witzes" gründete, die eine Reihe später berühmt, aber vorher von Gottsched unabhängig gewordener Mitarbeiter, wie Gellert, Rabener, Zachariä u. a. hatte. Zuletzt glaubte Gottsched noch ein außerordentlich poetisches Genie entdeckt zu haben in dem sächsischen Kürassierleutnant **Freiherrn von Schönaich** (geb. 1725. † 1807).

Schönaich.

Dieser Mann schien Gottsched ganz geeignet zu sein, Klopstocks Ruhm in den Schatten zu stellen und den seiner eigenen Schule wieder zu Ehren zu bringen. Charakteristisch ist es für den Leipziger Diktator, daß er seines Günstlings großes Heldengedicht „**Hermann oder das befreyte Deutschland**", also ein patriotisches Gedicht einem

Franzosen und zwar Voltaire im Manuskript zur Beurteilung schickte. Der geschmeichelte Dichter schrieb denn auch einige lobende Bemerkungen in französischer Sprache an Gottsched und schloß sein Billet zum Beweise, daß er das Gedicht verstanden, mit den Worten: „Ich bin ohne Umstand sein gehorsamer Diener Voltaire.“ Mit diesem französischen Empfehlungsbriefe, dem er eine eigene pomphafte Vorrede hinzufügte, gab Gottsched das Werk seines Schützlings reich illustriert heraus; es wurde gekauft, gelesen und ist wiederholt (zuletzt noch 1805) aufgelegt worden. Für dieses recht schwache Machwerk krönte der Leipziger Diktator seinen Schützling am 18. Juli 1752 im Namen der philosophischen Fakultät zum Dichter. Für den Abwesenden nahm ein Baron von Seckendorf den Lorbeerkranz entgegen und bedankte sich in seinem Namen.

Wohlthuend ist es, von solchen Zerrbildern der Poesie, wie von dem unerquicklichen Streite der Schulen den Blick zu lenken auf andere Vorboten einer neuen und besseren Zeit, die zum Teil schon vor Ausbruch des berühmten Federkrieges aufgetreten waren. In den zwanziger und dreißiger Jahren des von mir besprochenen Zeitraumes waren es drei Männer, die eine selbständig tief eingreifende Wirkung übten, zwei von ihnen in nächster Nähe der schweizerischen Kunstrichter: **Drollinger** und **Haller**, der dritte, **Hagedorn**, im fernen Norden.

Drollinger. **Karl Friedrich Drollinger**, 1688 zu Durlach geboren, studierte in Basel die Rechtswissenschaft und brachte auch später in der von ihm treu geliebten Stadt den größeren Teil seines Lebens bis an seinen Tod (1742) zu, da ihm sein badischer Landesherr mit der Überwachung des Archivs und der übrigen Schätze des Baden-Durlachschen Hauses, die seit der Einäscherung Durlachs durch die Franzosen in dem Markgräflichen Hof zu Basel verwahrt wurden, betraut hatte. — Drollinger, ein entschiedener Gegner der alten Schulen, suchte die Vorbilder seiner ersten Dichtungen (Lob der Gottheit ꝛc.) zugleich bei den ersten Sängern Israels und Griechenlands, in Davids Psalmen und in Pindars Oden. So erhob er sich weit über Brockes, mit dem er die Liebe zur Natur teilte, zeichnete sich in seinen Nachahmungen der Psalmen durch ungekünstelte Sprache und wahre Empfindung aus und hatte den Mut, in einem satirischen Gedicht „Tyranei der deutschen Dichtkunst“ den allbeliebten Alexandriner scharf anzugreifen, wobei es u. a. heißt:

„Schau, wie so oft ein Dichter ängstlich ringt,
Bis nach den Regeln ihm ein Vers gelingt!
Er martert sich, verdreht, versetzt, verschränkt;
Der Sinn wird schwach, die Sprache wird gekränkt ꝛc.“

Wilhelm Wackernagel, der ihm in einer akademischen Festrede ein verdientes Denkmal gesetzt hat, sagt von ihm: „Er war ein Wiederklang von Brockes, aber verschönt und vergeistigt; von Haller ein starker Vorklang, dessen Herold, man könnte sagen, ein Haller vor Haller.“

Haller. **Albrecht von Haller**, 8. Oktober 1708 in Bern geboren, stammte aus einer altangesehenen patrizischen Familie. Körperlich schwächlich war er geistig um so kräftiger und wagte sich schon im 15. Lebensjahre an ein großes episches Gedicht zur Verherrlichung seines Schweizer Vaterlandes, und an Gedichte aller Art, ja an Dramen im Lohensteinschen Stil, die er aber in seinem 21. Jahre alle wieder vernichtete. 1723 hatte er bereits die Universität Tübingen bezogen, um Medizin zu studieren; von da ging er nach Leyden, wo er 1727 Doktor der Medizin wurde. Zur Herstellung seiner durch das angestrengte Studium geschwächten Gesundheit unternahm er eine größere Reise durch Deutschland, England und Frankreich, und nach seiner Heimkehr durchwanderte er die Schweizer Gebirge, um seine botanischen Kenntnisse zu bereichern. Sein berühmtestes Gedicht, „Die Alpen“, war die Frucht dieser Reise, das

erste, das er der Veröffentlichung (1729) wert hielt. Nachdem er einige Jahre in Bern als Arzt praktiziert hatte, folgte er einem Rufe an die kurz zuvor gegründete Universität Göttingen als Professor der Anatomie, Chirurgie, und Botanik, und brachte sie durch seine 17jährige unglaublich umfassende, wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit zu raschem, glänzendem Aufblühen. Bald drang sein Ruhm durch ganz Europa. Ehrenbezeugungen aller Art wurden ihm zu teil, darunter eine sehr eigentümliche vom Fürsten Radziwill, der ihm ein Patent als Generalmajor zur Anerkennung seiner Gedichte übersandte; von den bedeutendsten Hauptstädten erhielt er die ehrenvollsten und glänzendsten Anträge, er wies sie alle zurück, folgte aber endlich 1753 dem Rufe in den Großen Rat seiner nie vergessenen Vaterstadt, wo er, trotz zunehmender Kränklichkeit bis zum letzten Augenblick thätig, am 12. Dezember 1777 starb, nachdem er noch kurz vor seinem Tode durch einen Besuch Kaiser Josephs II geehrt worden war.

Haller machte sich zeitig von dem Lohensteinschen Einfluß los und erhob sich über Brockes, dem er die Vorliebe für die Kleinmalerei in der Naturschilderung verdankte. Schon in seinem ersten großen Gedichte „**Die Alpen**“ gab er der Dichtung neue Anschauungen, Gedankentiefe und eine bisher ungekannte Gedrungenheit des Ausdrucks. Allerdings herrscht das Lehrhafte darin vor; er will altschweizerische Einfachheit und Naturwüchsigkeit als etwas Löbliches und Nachahmenswertes vorführen, dann beschreibt er in anschaulichen Bildern das häusliche Leben seiner Landsleute, ihre Arbeiten, ihre Feste, zuletzt schildert er das Gebirge. Aber ungeachtet des Lehrhaften kommen doch Gemüt und wahre Empfindung zum vollen Ausdruck, und große Gedanken, edle Gesinnungen durchdringen das Ganze. Es bezeichnet dieses Gedicht in Wahrheit ein neues Aufleben der Poesie, den Anfang einer neuen Zeit. Alpen.

Ein sehr gedankenreiches Gedicht des an der christlichen Offenbarung unerschütterlich festhaltenden Haller ist betitelt „**Über den Ursprung des Übels.**“ In demselben bringt er die Frage, „wie unsre Leiden sich mit Gottes Huld vertrügen“, durch ehrfurchtsvolle Unterwerfung vor Gottes „verborgenen“ Wegen, also durch die Zuversicht seines Glaubens zum Schweigen: Ursprung des Übels.

„Wann unser Geist, gestärkt, dereinst Dein Licht verträgt
Und sich des Schicksals Buch vor unsre Augen legt,
Wann Du der Thaten Grund uns würdigest zu lehren,
Dann werden alle Dich, o Vater, recht verehren.“

Unter Hallers lyrischen Gedichten zeichnet sich die „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Marianne“, die das Andenken seiner früh ihm entrissenen ersten Frau feiert, durch tiefes Gefühl aus.

Hallers Dichterruhm währte unverändert über ein halbes Jahrhundert. Er selbst erlebte dreißig Auflagen seiner Gedichte, außerdem eine englische, eine italienische, eine lateinische und eine französische Übersetzung.

Während in der Schweiz die Dichtung im Anschluß an die überlieferte christliche Anschauung einen neuen Aufschwung nahm, versuchte sie es in Norddeutschland — ebenso unbekümmert um den Kampf der Gottschedianer und Bodmerianer — durch eine Erneuerung der antiken Bildung und Sinnesweise. In Hamburg trat ein Dichter auf, der Haller durch fließende Sprache und leichtere Darstellung übertraf, wenn er auch an Gedankentiefe weit hinter ihm zurückstand, **Hagedorn**, der „Dichter der heiteren Geselligkeit und genügsamen Zufriedenheit“, wie man ihn genannt hat. Norddeutschland.

Friedrich von Hagedorn, geboren 23. April 1708 in Hamburg, erhielt eine sorgfältige Erziehung und vielfache poetische Anregung in dem gastfreien Hause seines Vaters durch den Verkehr mit Brockes, Wernicke und anderen niedersächsischen Dichtern. Hagedorn.

Neben den Alten las er schon auf dem Gymnasium die neueren ausländischen Dichter. In Jena widmete er sich sodann den Rechten, soviel ihm die Freuden des Studentenlebens dazu Zeit ließen, und ging dann als Privatsekretär des dänischen Gesandten nach London, in welcher Stellung er zwei Jahre verblieb und eine gründliche Kenntnis der englischen Sprache und Litteratur sich erwarb. In die Heimat zurückgekehrt, erlangte er, nach mancherlei widrigen Geschicken, die Stelle eines Sekretärs bei einer angesehenen englischen Handelsgesellschaft, die ihm eine sorgenlose Stellung und genügende Muße für poetisches Schaffen gewährte. In dieser Stellung starb er am 28. Oktober 1754. — Von den englischen Dichtern, die er in seinen moralischen, überaus langstiligen Gedichten (eines darunter, „Schriftmäßige Betrachtungen über einige Eigenschaften Gottes", füllt sechs Seiten) zu Vorbildern nahm, wandte er sich bald der französischen Dichtung zu, die seinem Wesen besser zusagte. Nach Lafontaines Vorgang dichtete
Fabeln. er Fabeln (Das Hühnchen und der Diamant) und poetische Erzählungen (Johann, der muntere Seifensieder), die uns heute noch ebenso frisch und behaglich anmuten, wie seine Zeitgenossen. Vor allem aber trat er in die Fußstapfen des römischen Dichters Horaz, den er seinen „Freund, Lehrer und Begleiter" nannte, und in die des griechischen Dichters Anakreon und pries, wie sie, die Lebenslust in leichter, oft leichtfertiger, immer ziemlich oberflächlicher, aber meist einschmeichelnder und verführerischer Weise. Auch wenn er die Natur in anmutigen Tönen besingt, denkt er an den Genuß im Kreise lustiger Gesellen, für den sie einen angenehmen Hintergrund bildet. Freude und Wein sind Lieblingsthemata seiner Muse; Grübeln und Sorgen sind ihm fremde Dinge. Seine leichte Form und seine heitere Lebensauffassung gewannen ihm viele Freunde und seiner Muse viele Anhänger und Nachfolger, und seine Dichtungen hatten eine noch dauerndere Wirkung als die Hallers.

Während der vierziger Jahre trat sodann in Leipzig ein Kreis jüngerer strebsamer Männer in den Vordergrund, die, bisher Gottscheds Anhänger und Mitarbeiter an Schwabes „Belustigungen", durch die Kampfesweise ihrer Führer mehr und mehr abgestoßen, sich davon lossagten und 1744 eine neue, rein poetische Zeitschrift unter dem Titel „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" ins Leben riefen. Den Verlag übernahm ein Bremer Buchhändler; aus Bremen datierten die Herausgeber, um nicht erkannt zu werden, die Vorrede zu dem ersten Stück; daher nannte man das Blatt später kurzweg die **Bremer Beiträge**, und dieser Name ist der übliche geblieben.

Bremer Beiträge. Nach der Vorrede wollten die Herausgeber die Liebe zu den Werken der Poesie und Beredsamkeit allgemeiner machen und ihre Leser zugleich vergnügen. Besonders aber wollten sie es sich angelegen sein lassen, „dem Frauenzimmer zu gefallen und nützlich zu sein." Wöchentlich kamen die zu diesem Unternehmen verbundenen Freunde zusammen, um über die aufzunehmenden Arbeiten sich miteinander zu beraten und nach Stimmenmehrheit zu entscheiden. Alles sollte anonym erscheinen, um das Urteil des Publikums in keiner Weise zu beirren. Zum Vorsitzenden und Hauptredakteur erwählte man **Gärtner** (geb. 1712 zu Freiberg im Erzgebirge), mit dem Gellert und Rabener, die übrigens erst später beitraten, schon auf der Fürstenschule zu Meißen befreundet gewesen waren. Gärtner, ein mehr kritischer als poetischer Geist, hatte den Plan zu den „Beiträgen" entworfen und bewährte sich auch während der vier Jahre seiner Redaktion (er wurde 1748 als Professor nach Braunschweig berufen, wo er 1791 starb) auf das trefflichste. Ihm schlossen sich zunächst Cramer und Adolf Schlegel (der Vater der Romantiker A. W. und Friedrich von Schlegel) an; dann trat Rabener bei, dann Ebert, Zachariä, Gellert und Giseke, auch Hagedorn schickte später Beiträge; im vierten Bande erschienen die drei ersten Gesänge von Klopstocks Messias.

Abb. 75. Friedrich von Hagedorn. Nach dem Bildnis von Denner v. J. 1744.

Dieses neue Blatt wurde durch das Zusammenwirken so vieler tüchtiger, zum Teil sogar hervorragender Kräfte von einflußreicher Bedeutsamkeit für die Entwickelung unserer Litteratur, obgleich es unter den späteren Redakteuren allmählich erlahmte und bereits nach anderthalb Jahrzehnten einging. Bei einigen der bedeutenderen Dichter dieses Kreises ist es nötig, kürzer oder länger zu verweilen.

Brüder Schlegel.

Außer dem bereits erwähnten **Adolf Schlegel** (als Konsistorialrat 1793 in Hannover gestorben), der geistliche Gesänge dichtete, ist sein Bruder **Johann Elias Schlegel** zu nennen, der schon in Schulpforte Dramen schrieb und, von Gottsched ermuntert, dies in Leipzig fortsetzte, deutsche und skandinavische Stoffe (Heinrich der Löwe, Kanut) nicht ohne Talent behandelte, auch Lustspiele dichtete, unter denen Lessing als eines der besten den „Triumph der guten Frauen" rühmt, aber schon früh, im 31. Lebensjahre starb, ehe seine Gaben zur vollen Entfaltung hatten gelangen können. —

Cramer.

Joh. Andr. Cramer (1723—1788) dichtete geistliche Oden, in welchen er sich außer der „Sprachrichtigkeit" derjenigen „Deutlichkeit" befleißigte, „die sich von allzukühnen Wendungen in Wortfügungen und Wortversetzungen ferne halten sollte." — Der Hauptvertreter der englischen Litteratur, aus der er vieles für die „Beiträge" übersetzte,

Ebert.

war **Johann Arnold Ebert** (1723—1795) aus Hamburg, an den eine der schönsten Oden Klopstocks gerichtet ist; in seinen religiösen Gedichten finden sich auch Anklänge an Klopstock, während seine anderen Gedichte mehr Verwandtschaft mit Hagedorn zeigen. Er übersetzte Youngs „Nachtgedanken", durch welche der elegisch sentimentale Zug, der dem Kreise eigen war, neue Nahrung fand.

Zachariä.

Eine bedeutendere Stellung, als die bisher genannten, nahm **Friedrich Wilhelm Zachariä** (1726—1777) ein, nicht so sehr wegen seiner religiösen Gedichte, die wenig Poesie enthalten, als wegen seiner „komischen Heldengedichte", deren erstes, „**Der Renommist**",

Renommist.

noch unter Gottscheds Gönnerschaft im J. 1744 in den Schwabeschen „Belustigungen" erschien. In launigem Pathos hebt es an:

Den Helden singt mein Lied, den Degen, Mut und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,
Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig siegte — —
Bewundernswert im Sieg, und groß auch noch im Falle,
Verläßt er Leipzigs Zwang und rettet sich nach Halle.

Es werden nun die Abenteuer des von Jena relegierten Studenten Raufbold in ganz ergötzlicher Weise erzählt — seine Flucht vor den Manichäern unter dem Schutz eines ihm von Pandur, dem Gotte der Renommisterei, gesendeten Nebels, seine Begegnung mit der Göttin Mode, die in einem von Möpschen gezogenen Gefährt ihn nach der Stutzer-Universität Leipzig im Morgengrauen befördert.

Ganz Leipzig hob sich nun halbtaumelnd in die Höh',
Zur Arbeit ging der Mann, die Dame trank Kaffee;
Die Schöne malte sich mit Rosen ihre Wangen,
Und Lilien blühten auf, die in der Nacht vergangen.
Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt,
So sehr verbesserte die Schminke die Gestalt;
Kein Blätterchen fuhr auf, die Muscheln mußt' es decken,
Und wo auch keines war, lag doch ein schwarzer Flecken.

Raufbold verliebt sich in die reizende Selinde, ja, ihr zu Liebe läßt er sich kämmen, scheeren, frisieren, striegeln und biegeln. Allein es ist vergeblich: Selinde liebt bereits einen anderen, den Stutzer Sylvan. Da braust die alte Natur in dem Jenenser auf, er fordert seinen Rivalen zum Zweikampf, aber Leipzig ist nicht der Ort, wo ein Jenenser siegen kann. Die Göttin der Schlägerei wird von der der Galanterie bestochen: Raufbold muß beschämt abziehen. — Der Gegensatz der Sitten der drei Nachbarstädte Jena, Leipzig, Halle, namentlich der Gegensatz der wilden Studentenwirtschaft Jenas und des Stutzerwesens im zierlichen „Klein-Paris" an der Pleiße ist mit Geschick und Humor aufgefaßt, und das Gedicht wird als gelungenes Zeitbild stets einen kulturgeschichtlichen Wert behalten. — Die übrigen Heldengedichte Zachariäs, „Der Phaeton", „Murner in der Hölle", „das Schnupftuch" ꝛc., sind auch als Sittenbilder von geringem Werte.

Von viel größerer Bedeutung ist der Satiriker des Leipziger Dichtervereines **Rabener**, der den Ton seiner Zeitgenossen ausgezeichnet zu treffen und sich über allerhand Leute lustig zu machen verstand, ohne zu verletzen.

Rabeners Leben.

Gottlieb Wilhelm Rabener wurde 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren, wo sein Vater Rittergutsbesitzer und Anwalt beim Leipziger Oberhofgericht war. Nach sorgfältiger häuslicher Vorbereitung kam er auf die Fürstenschule zu Meißen und bezog von da die Universität zu Leipzig, um die Rechte zu studieren, woneben er mit dem dichterischen Freundeskreise in lebhafte Verbindung trat. Auch als Steuerrevisor blieb er ein eifriger Förderer der Poesie, arbeitete fleißig an Schwabes Blatt, dann an den „Bremer Beiträgen" mit, indem er die meisten seiner mit großem Beifall aufgenommenen Satiren dazu beisteuerte. „Rabeners Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen," sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit, „als tüchtiger, genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Obern; nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heitern Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgibt. Pedantische Gelehrte, eitele Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr, als daß er sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Ebenso spaßt er über seinen eigenen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod." Die letztere Bemerkung bezieht sich darauf, daß Rabener, der inzwischen als Oberstenersekretär nach Dresden berufen war, 1760 beim Bombardement das Unglück hatte, sein ganzes Hab und Gut, dazu einen großen Vorrat ungedruckter Manuskripte durch das Feuer zu verlieren. Über dieses Mißgeschick schrieb er einen höchst launigen Brief an einen Freund:

„Unsere Briefe sind oft vergnügt und scherzhaft gewesen, dieser mag einmal ein trauriger sein. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort, denn mein Verlust, so weh er mir auch thut, hat mich doch nicht eine Thräne gekostet und keine unruhige Minute gemacht. Mir selbst ist das unbegreiflich, es war weder Unempfindlichkeit noch Philosophie; nur Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sah und nachher mit eben der Gelassenheit erfuhr, daß alles verloren sei." In betreff der verbrannten Manuskripte sagt er: „Die witzigen Manuskripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Trost der Narren künftiger Zeit alle, alle mitverbrannt. Nun verlohnt es sich beinahe nicht der Mühe, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann."

Nach geschlossenem Frieden ernannte ihn der Kurfürst zum Steuerrat. Als solcher starb er schmerzlos am Schlage in Dresden am 22. März 1771.

Rabeners Satiren.

Außer einem scherzhaften Gedicht „Beweis, daß die deutschen Reime in der deutschen Dichtung unentbehrlich sind" schrieb Rabener alle seine **Satiren** in Prosa. Dieselben sagten in ihrer großen Harmlosigkeit dem Mittelschlage seiner Zeitgenossen zu, umsomehr da sie in der mannigfaltigsten Einkleidung, bald in Briefen, bald in Abhandlungen, bald in Trauer- und Lobreden, Visionen, Totenlisten, Wörterbücher ꝛc. eingekleidet sich ganz behaglich lasen, niemand eigentlich verletzten und sorgfältig vermieden, bestimmte Persönlichkeiten zu treffen. Sagt Rabener doch selbst in seiner Abhandlung „Vom Mißbrauch der Satire": „Wer den Namen eines Satirikers verdienen will, dessen Herz muß redlich sein. — Er muß liebreich sein, wenn er bitter ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will." So gelten R.'s Satiren auch nicht den tiefen dunklen Quellen des Sittenverderbnisses seiner Zeit, sondern nur der Thorheit und Beschränktheit gewisser Stände und Verhältnisse — darum bewegt man sich in seinen Schriften in einem sehr engen Kreise von Menschen. Dennoch trifft er oft genug den Nagel auf den Kopf und züchtigt scharf soziale Übelstände, so z. B. wenn er einen unwissenden Schulmeister also sprechen läßt: „Rechnen und Schreiben ist auch meine Sache nicht; aber was thut das? Ich will mir einen großen Jungen aus der Gemeine halten, der es an meiner Statt thut. Ich denke ja

Abb. 76. Rabener. Nach dem Bildnis von A. Graff, gestochen von Haid im J. 1776.
Unterschrift: G. W. Rabener, ein unbescholtener, ehrwürdiger und thätiger Mann, der größte deutsche Satiriker gest. 1771, 22. März.

wohl, das geschieht in den meisten Ämtern, daß einer den Titel und die Besoldung hat und einen großen Jungen für sich arbeiten läßt. Was vornehmen Leuten recht ist, das wird doch bei einem armen Dorfschulmeister auch angehen!“ — Auch fehlte es Rabener nicht an Anfeindungen von seiten zahlreicher Personen, die sich — ungeachtet seiner Vorsicht — getroffen fühlten; ja, obgleich er stets die Religion in hohen Ehren hielt und ihre Gegner unumwunden angriff, erlebte er es doch, daß ein Pfarrer im Voigtlande einen Prozeß wegen gottloser Lehren wider ihn anstrengte.

August Holder hat Rabeners Werke in guter Auswahl mit lehrreichen Erläuterungen 1888 herausgegeben.

Ein echter Satiriker war der viel weniger bekannte, ja lange Zeit ganz unbeachtete **Liscow**, den ich hier gleich anreihe, obgleich er nicht in den Leipziger Kreis hineingehört.

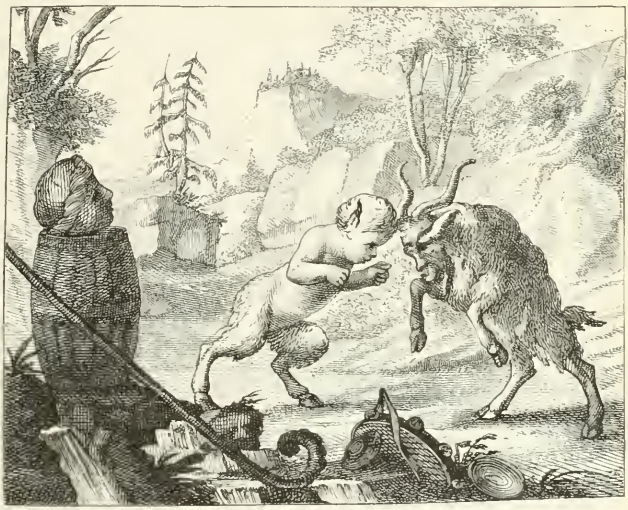


Abb. 77. Titelvignette von Rabeners Satiren, III. Teil. Ausgabe von 1763. Leipzig, Dykische Buchhandlung.

Christian Ludwig Liscow, zu Wittenburg in Mecklenburg 1701 geboren, studierte in Rostock, Jena und Halle die Rechte, bekleidete mehrere Privatstellen, war eine Zeitlang Privatsekretär des Grafen Brühl in Dresden und wurde später zum Kriegsrat ernannt. Seine freimütigen Äußerungen über den Grafen Brühl der für Sachsen so verderblich wirtschaftete, zogen ihm eine Untersuchung und Verhaftung zu, und ohne daß man ihm eine Verteidigung gestattete, wurde er seines Dienstes entsetzt. Er zog sich darnach auf das Gut seiner Frau zurück, wo er 1760 starb. — Obgleich seine Satiren anscheinend einen rein persönlichen Charakter tragen, richten sie sich doch gegen allgemeine Mißstände und Zeitübel und zeichnen sich durch geistvolle Ironie, Humor und klare, korrekte Sprache aus. So verspottet er auf höchst ergötzliche Weise die Pedanterie des Gelehrtentums in dem „Schreiben eines gelehrten Samojeden über eine gefrorene Fensterscheibe.“ Die bedeutendste und beliebteste von Liscows Schriften war aber die, in welcher er satirisch die Sache der schlechten Schriftsteller führt: „Die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten.“ Mit Meisterhand deckt er darin die Gründe des Beifalls auf, den die Mittelmäßigkeit bei der Masse findet. „Es würde uns,“ versichern die schlechten Skribenten, „niemals an einer Menge Verehrer und Bewunderer gebrechen. Unsere Schriften sind so beschaffen, daß sie dem Pöbel notwendig gefallen müssen, weil sie nach seinem Begriffe eingerichtet sind. Wir entfernen uns nicht einen Finger breit von den gemeinen Vorurteilen. — — Die guten Skribenten sind so glücklich nicht. Sie sind naseweis und wollen alle Welt meistern. Sie tadeln die gemeinen Thorheiten und haben das Herz, die Wahrheit zu sagen, die doch so bitter ist ꝛc.“ Liscow.

Diesen beiden Satirikern reiht sich noch ein dritter an, **Kästner**, der zu den geistreichsten Epigrammendichtern unseres Volkes und aller Zeiten gehört.

Kästner. **Abraham Gotthelf Kästner**, 27. September 1719 in Leipzig geboren, war ein so frühreifes Talent, daß er schon als zehnjähriger Knabe den juristischen Vorlesungen seines Vaters mit Nutzen beiwohnen und zwei Jahre später als Student immatrikuliert werden konnte. Außer der Rechtswissenschaft studierte er Philosophie und Mathematik, besuchte Gottscheds litterarische Vorlesungen und schrieb für Schwabes „Belustigungen". In seinem 14. Jahre wurde er Notar, im 18. Magister, im 20. begann er seine öffentliche Lehrthätigkeit mit Vorlesungen über Philosophie und Mathematik in Leipzig. Nachdem er rasch zum außerordentlichen Professor emporgerückt war, erhielt er 1756 einen Ruf als ordentlicher Professor der Mathematik nach Göttingen, wo er 44 Jahre lang, bis ins 81. Jahr seines Lebens mit großem Ruhm als Gelehrter wirkte und auch als Freund der Poesie sich durch die eifrige Förderung des Hainbundes erwies. Er starb am 20. Juni 1800. — Die Epigramme Kästners sind scharf und beißend, ja manchmal abstoßend, aber meist nur zu wahr, so wenn er Kepler beklagt, den man fast verhungern ließ:

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg; und starb in Hungersnot.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot —

oder wenn er gewisse Rezensenten geißelt:

Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgesungen,
Doch manche Critici, die bleiben immer Jungen.

Begeistert ist er für seines Vaterlandes Ehre, für seine Sprache, und er scheut sich nicht, Preußens großen König zu fragen:

O König, Deutschlands Ruhm! weswegen zieht dein Ohr
Vom Volk, das du besiegst, die Sprache — deiner vor?

Achtzehn Tage vor seinem Tode schrieb er sich selbst folgende Grabschrift, die dem strenggläubigen Grundton seines Lebens durchaus entspricht:

Von Müh und Arbeit voll kam mehr als hoch mein Leben,
Doch froh in dessen Dienst, der Trieb und Kraft verleiht.
Im Glauben an den Sohn, der sich für uns gegeben,
Ging ich getrost zur Ewigkeit.

Der bekannteste, beliebteste und einflußreichste unter den Männern des Leipziger Dichterkreises war aber **Gellert**, dessen Schriften Goethe „das Fundament der deutschen sittlichen Kultur" nennt.

Gellerts Leben. **Christian Fürchtegott Gellert**, am 4. Juli 1715 zu Hainichen bei Freiberg in Sachsen geboren und das dritte Kind eines Predigers unter dreizehn Geschwistern, wuchs unter sehr ärmlichen Verhältnissen auf, empfing seine gelehrte Vorbildung auf der Meißner Fürstenschule und studierte in Leipzig Philosophie und Theologie. Da er wegen seiner großen Schüchternheit von dem geistlichen Beruf absehen mußte, habilitierte er sich 1745 in Leipzig als Dozent der Philosophie und Moral, nahm auch an den „Bremer Beiträgen" einen regen und thätigen Anteil. 1751 wurde er außerordentlicher Professor mit dem selbst für die damaligen Verhältnisse sehr geringen Gehalt von 100 Thalern. Um ihn sammelte sich ein stets wachsender Zuhörerkreis (oft über 400 an der Zahl), den die größten Säle der Universität kaum fassen konnten. „Die Verehrung und Liebe, welche er von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich," sagt Goethe, der seine Erscheinung dann weiter schildert: „Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts; alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswert." Und wenn der geniale Dichterjüngling der „in einem etwas hohlen und traurigen Ton vorgebrachten Ermahnungen, Warnungen und

Bitten“ des Professors auch bald überdrüssig ward, so konnte er sich doch nicht enthalten, ihn zu lieben und zu verehren, wie alle seine Zuhörer. Aber Gellerts Einfluß ging durch seine Schriften weit über die Grenzen seines Auditoriums, ja der studierenden Jugend hinaus. Von nahe und fern ließ man sich von ihm Hofmeister empfehlen, suchte in Briefwechsel mit ihm zu treten, um von ihm zu lernen; so bat ihn der österreichische Freiherr von Widmann, der kaiserlicher Gesandter in Nürnberg war, in den ehrerbietigsten Ausdrücken, seine Briefe zu korrigieren und ihm zu einem besseren deutschen Stil Anleitung zu geben. Bekannt ist die Unterredung, die Friedrich der Große 1760 mit ihm hatte, und das Schlußurteil, das der Preußenkönig über den schlichten sächsischen Moralprofessor fällte: „C'est le plus raisonable de tous les savants allemands.“ Bauern und Prinzen liebten und ehrten den „guten Gellert“ gleichermaßen und suchten es ihm, jeder in seiner Weise, zu bethätigen. General Hülsen verschonte seine Vaterstadt ausdrücklich „aus Wohlwollen gegen den Professor Gellert und seine Schriften“ fast gänzlich mit Einquartierung. Der überaus thätige Mann hatte leider unaufhörlich mit der Gebrechlichkeit seines Leibes zu kämpfen; um ihm das vorgeschriebene Reiten zu erleichtern, ließ der Kurfürst von Sachsen das sanfteste Pferd seines Stalles auswählen und es nach Leipzig führen; aber alle ihm erwiesene Liebe, Verehrung, Beschenkung konnte den Leidenden nicht heilen; seine Kränklichkeit nahm immer mehr zu, aber in seinem festen Glauben fand er Trost bis an seinen nach sehr schmerzvollen Tagen am 13. Dezember 1769 eintretenden Tod, der in ganz Deutschland aufrichtige Trauer hervorrief. In neuester Zeit hat ihm Leipzig im Rosenthal ein schönes Denkmal gesetzt.

Gellerts Schriften.

Gellert besaß nichts, was den Dichter macht — ihm fehlte die schaffende Kraft, die schwunghafte Phantasie, die Tiefe und Fülle der Gedanken; dazu herrscht das Lehrhafte in den meisten seiner poetischen Erzeugnisse vor, und doch lebt das Wertvollste seiner Dichtung noch heute — mehr als hundert Jahre nach seinem Tode — frisch in unserem Volke. Seine Fabeln ergötzen noch heute jung und alt, viele seiner geistlichen Lieder trösten, beruhigen, erheben noch immer betrübte, schwankende, zaghafte Gemüter, obgleich sie weder an poetischer Kraft, noch an innerer Glaubenstiefe sich mit denen Luthers oder Paul Gerhardts vergleichen lassen. Der Grund dieser auffälligen Erscheinung liegt einmal darin, daß die liebenswürdige, freundlich-fromme Natur Gellerts in seinen Fabeln und Liedern zum vollsten Ausdruck kam, und dann darin, daß sich in ihnen Charaktereigenheiten unseres Volkes abspiegeln, die das beste seines Wesens ausmachen. Daß sie vor 130 Jahren eine so gewaltige Wirkung hatten, wie ich oben andeutete, ist freilich nur aus dem Charakter jener Zeit und ihrer Litteratur zu verstehen. Die Fabeln und Erzählungen, die 1746—48 herauskamen, erschienen der Jugend von damals gegenüber dem innerlich noch ganz gebundenen Kulturzustand wie eine geistige Befreiung. Schon die verständliche, leichte, gefällige Sprache, das „Coulante“ des Ausdruckes, wie es Friedrich der Große in seiner Unterredung mit Gellert treffend bezeichnete, hatten für die damaligen Hörer und Leser etwas Entzückendes; noch vielmehr fesselte der Inhalt. Wie naiv schalkhaft waren doch die Sticheleien auf die Eitelkeit, Wandelbarkeit und die angeborene List der Frauen! Wie treffend war seine Zeichnung der „Widersprecherin“, so daß noch heute gern citiert wird:

Fabeln.

Der Hecht, der war doch blau . . .

Übrigens etwas ungenau; denn die Hausfrau, die darob in todesähnliche Ohnmacht gefallen, daß ihr Mann behauptet, ein bei Tisch aufgetragener Hecht sei zu wenig blau gesotten, während er es ihr zu sehr erscheint, erwacht sofort, als er tiefbetrübt in die Klage ausbricht:

„Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weiß, er war nicht blau!“
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
„Blau war er!“ rief sie aus, „willst du dich noch nicht geben?“

Wie die Alten gerne für jung gelten wollen, können die Jungen die Zeit nicht er-

warten, zum Heiraten alt genug zu sein, so „das junge Mädchen“, dessen Vater einen Freier zurückweist, weil sie „erst vierzehn Jahre alt“ sei.

Indem er dies noch sprach, trat Fiekchen selbst herein
Und trug ein Essen auf. „Was!“ fing sie an zu schrein,
„Was sagten Sie, Papa! Sie haben sich versprochen.
Ich sollt' erst vierzehn Jahre sein?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen!“

Das junge Mädchen.
Was?
Was sagten sie Papa? Sie haben sich versprochen
Ich soll erst vierzehn Jahre seyn?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.

Abb. 78. Aus Chodowieckis Kupfern zu Gellerts Fabeln v. J. 1776.

Wie kannte der Erzähler doch so gut die menschlichen Thorheiten und Schwächen und wußte sie mit unnachahmlichem Humor zu behandeln! Wie oft bewährt es sich im Leben, was er in der Fabel „Der Zeisig“ sagt:

Wem Farb und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist —

oder wenn „der sterbende Vater“, der dem ältesten Sohn ein Juwelenkästchen, dem jüngeren nichts vermacht, das also begründet:

„Für Jörgen ist mir gar nicht bange,
Der kommt gewiß durch seine Dummheit fort.“

Unter den 54 „geistlichen Oden und Liedern“ Gellerts sind viele, die man nur moralisierende Lehrlieder nennen kann, oft voll Stellen, die selbst in der Form ganz verunglückt sind, wie das berüchtigte:

Lebe, wie du, wann du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben!

Aber eine allerdings kleine Zahl ist bei aller schmucklosen Einfalt, die an das alte Kirchenlied erinnert, doch voll höheren Schwunges und volkstümlicher Kraft. Darum feiern wir kein Weihnachtsfest, ohne neben Luthers „Vom Himmel hoch da komm' ich her“ auch Gellerts

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht“,

zu singen, und die Thatsachen des Ostertages finden einen lebendigen Ausdruck in dem Liede

Jesus lebt, mit ihm auch ich.“

Am beliebtesten und verbreitetsten sind die Lieder „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“, — „Wenn ich, o Schöpfer, Deine Macht“ — „Auf Gott und nicht auf meinen Rat.“

Lustspiele. Gellerts Lustspiele sind mit Recht vergessen. „Sie wirken,“ um mit Gelzer zu reden, „wie dramatisierte Abhandlungen auf uns“ und wiederholen dieselben Gedanken und Bestrebungen, wie die Fabeln und Erzählungen. So wird in der „kranken Frau“ die auf den Tod Erkrankte plötzlich wieder gesund, als sie eine moderne Andrienne, um die sie eine Freundin beneidet hat, zum Geschenk erhält und damit Staat machen kann. — Sein ebenfalls verschollener Roman „Das Leben der schwedischen Gräfin G.“ — übrigens der erste soziale Roman in Deutschland — ist voll abenteuerlicher Empfindsamkeit und einer Lebensauffassung, die als Ergebung in die Schicksale des Lebens hingestellt wird, aber oft ans Frivole grenzt. So findet sich der erste Gemahl der Gräfin, den sie für tot gehalten, nach vielen Jahren zurückgekehrt, mit ihrem zweiten Manne ganz gemütlich mit den Worten ab: „Seht zu Eurer Strafe Eure vorige Ge-

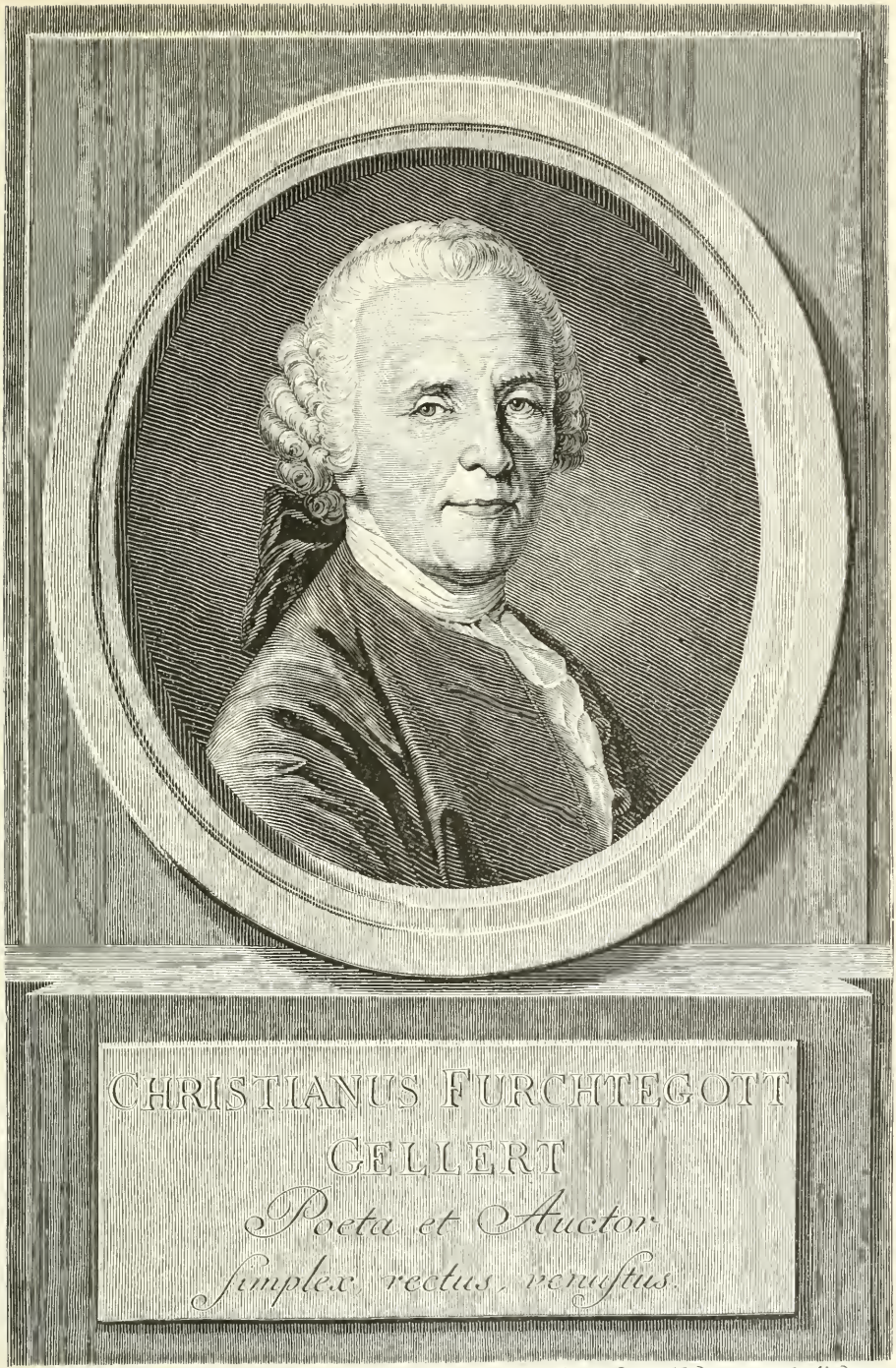


Abb. 79. Christian Fürchtegott Gellerts Bildnis vom Jahre 1775. Gemalt von Graff, gestochen von Haid in Augsburg.
Unterschrift: Chr. F. Gellert, ein gerader, offener und züchtiger Dichter und Schriftsteller.

mahlin in meinen Armen . . . Sie hat Euch geliebt, und Ihr habt es verdient; und wenn ich sterbe, so liebt sie Euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehen, sondern nur das Unglück vorzuwerfen."

Mit Gellerts geistlichen Liedern, die zumeist eine zwischen Christentum und Kultur ernst vermittelnde Tendenz haben, standen in seltsamem Kontraste die aus der Brüdergemeinde hervorgehenden Jesuslieder, insonderheit die ihres Stifters und Hauptsängers Zinzendorf.

Zinzendorf. **Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf** war 1700 zu Dresden geboren. Sein Taufpate war Spener, im Pädagogium zu Halle wurde er unter A. H. Franckes Augen erzogen. 1722 gründete er die Brüdergemeinde Herrnhut, wo er am 9. Mai 1760 nach einem vielbewegten, reichgesegneten Wirken starb. Sein Wahlspruch „Ich habe nur eine Passion, das ist Er, nur Er," nämlich Jesus, pulsiert in seinen 2000 Liedern, die zum Teil der rechten evangelischen Nüchternheit entbehren und in ein tändelndes Spielen mit dem Lamme ꝛc.) ausarten, von denen aber manche (Jesu, geh voran! Die Christen gehn von Ort zu Ort ꝛc.) mit Recht Eigentum der ganzen evangelischen Kirche geworden sind. Noch schwärmerischer waren andere Herrnhuter Dichter. — Zinzendorf selbst hat späterhin das sehr umfangreiche Brüdergesangbuch von vielen Auswüchsen gereinigt, die es verunzierten.

Durch Hagedorn und Gellert war die lange vernachlässigte **Fabel** und zugleich die kleine komische Erzählung in erneuerte Aufnahme gekommen und beliebt geworden.

Lichtwer. Zunächst nahm sich **Magnus Gottfried Lichtwer**, Regierungsrat in Halberstadt, (1719—1783) Gellert zum Vorbilde und gab 1748 „Vier Bücher Äsopischer Fabeln in gebundener Schreib-Art" heraus, erreichte ihn aber nicht in der Gemütlichkeit und dem köstlichen Humor seiner Darstellung, obgleich Gottsched sie „zu den schönsten zählte, die unser Deutschland aufzuweisen habe"; er schadet sich selbst nur zu oft durch seine angehängte triviale Moral, wie z. B. in der oft noch sehr gerühmten Katzenmusik „Die Katzen und der Hausherr": „Tier und Menschen schliefen feste," wo die Lehre, daß „blinder Eifer nur schade," das bißchen Witz vollends zu schanden macht. Dagegen sind einige ganz vortreffliche Erzählungen darunter, die noch heute jedermann kennt, so die Geschichte vom „kleinen Töffel", der auch als erwachsener Mann den Namen nicht los werden konnte, auch die „seltsamen Menschen", in denen die Kartenspieler verspottet werden, u. a.

Pfeffel. Außer Lichtwer ist noch zu erwähnen **Gottlieb Konrad Pfeffel** (1736—1809) aus Colmar, der neben einer Reihe von Bänden lyrischer Gedichte auch, nach Gellerts Muster, Tierfabeln und Erzählungen geschrieben hat. Am bekanntesten sind sein „Ochs und Esel" (die sich beim Spaziergang um die Wette zanken) und seine „Tabakspfeife" (Gott grüß Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?).

Hallischer Kreis. Nächst Leipzig nimmt das benachbarte Halle eine Hauptstelle unter den Städten ein, die in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts zu Mittelpunkten der Litteratur wurden. Durch den Spenerisch-Franckeschen Pietismus war die dortige Universität seit ihrer Gründung der Hauptsitz der neuen Theologie geworden, und späterhin war auch die neue Philosophie von dort ausgegangen.

Baumgarten. Einer der dortigen Dozenten, Baumgarten, wendete nun auch die Grundsätze der Philosophie auf das Wesen des Schönen an und rief damit eine ganz neue Wissenschaft, die Ästhetik, die Lehre vom Schönen ins Leben. Nach

G. F. Meier. seinem Fortgange von Halle machte einer seiner Schüler, G. F. Meier, diese bisher nur lateinisch vorgetragene Lehre durch deutsche Bearbeitung größeren Kreisen zugänglich, brachte sie auch in ein näheres Verhältnis zur deutschen

Dichtung und trat mit einigen jüngeren Dichtern in eine enge Verbindung, woraus eine neue Dichterschule erwuchs, die — bald von Gottsched abgefallen — sich zuerst an die Schweizer, dann insbesondere an die Hagedornsche Lebensauffassung und Dichtungsweise anschloß.

Dieser **Hallesche Dichterverein** oder, wie er auch genannt wird, die preußische Dichterschule (im Gegensatz zur sächsischen, und weil der auf Friedrich den Großen sich konzentrierende preußische Patriotismus bald das Bindeglied für viele von ihnen ward), wurde durch drei junge Männer begründet, die wir ebenfalls zu den Vorboten der neuen Blütezeit rechnen müssen. Es waren Gleim, Götz und Uz, die 1739 in Halle studierten, ein enges Freundschaftsbündnis schlossen und gemeinsam nach Anakreons Vorbilde Wein und Liebe feierten, und denen sich dann später andere anschlossen. Doch waren die Muster dieser **Anakreontiker** nicht die echten, uns fast gänzlich verlorenen Poesien des griechischen Dichters Anakreon, der um 530 v. Chr. am Hofe des samischen Tyrannen Polykrates lebte, sondern Erzeugnisse der römischen und byzantinischen Kaiserzeit, deren späten Ursprung schon ihre meist gesuchte Naivetät verrät. Sie besangen den frohen tändelnden Lebensgenuß, das Trinken und Küssen, unter dem Schutze griechischer und römischer Gottheiten: Cupidos, Amors, des Bacchus und der Venus und zu Ehren ihrer Schönen, welche abwechselnd „Delia, Chloe, Lesbia“ oder ähnlich heißen. Obgleich dieser poetischen Spielerei der Name der „anakreontischen Poesie der Grazien“ beigelegt wurde, war doch weder von Poesie noch von Grazie viel darin zu spüren. Dennoch dauerte sie bis in die sechziger Jahre des XVIII. Jahrhunderts fort, ja Gleim ließ sich noch als würdiger Kanonikus in Schlafrock und Pantoffeln von seinen „griechischen Schätzchen“, d. h. den Musen, die „Nektarschale füllen“ und das ergraute Haar „mit Rosen schmücken“; und mit den Freunden fand kein brieflicher Austausch statt ohne Liebesliedchen und Freundschaftsküsse, ja förmliche Liebeserklärungen. Doch auch Besseres ging aus diesem Kreise hervor, und trotz aller anakreontischen Tändeleien haben sich diese Männer — „**Vater Gleim**“ an der Spitze — gewisse Verdienste um die deutsche Litteratur erworben. Anakreontiker.

Joh. Wilh. Ludwig Gleim wurde am 2. April 1719 zu Ermsleben in der Nähe von Halberstadt geboren, kam vom Gymnasium zu Wernigerode auf die Universität Halle, um die Rechte zu studieren, wo der vorhin erwähnte Ästhetiker Baumgarten einen großen Einfluß auf ihn hatte und sein Dichtertalent weckte. Nach vollendetem Studium bekleidete er verschiedene Stellen als Hauslehrer und Sekretär (so 1745 bei dem Fürsten Leopold von Dessau), dann als Domsekretär in Halberstadt; endlich wurde ihm ein Kanonikat an dem Stifte Walbeck verliehen, worin er 45 Jahre verblieb, während welcher langen Zeit er sein reichliches Einkommen benützte, Gutes zu thun und besonders unbemittelte strebsame Talente zu unterstützen. Klopstock besingt in einer Ode an Gleim dessen „brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein,“ und Goethe sagt von dem gutherzigen Kanonikus: „Ein solches Fördernis junger Leute im litterarischen Thun und Treiben, eine Lust, hoffnungsvolle, vom Glücke nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat diesen deutschen Mann verherrlicht. — — Er hätte ebensowohl des Atemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Litteratur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ.“ Die Bildnisse seiner Freunde ließ er auf seine Kosten malen und hing sie neben dem seinigen in einem besonderen Zimmer auf, das er seinen „Musen- und Freundschaftstempel“ nannte. Dort werden sie noch heute, ebenso wie seine reiche Bibliothek, sein ausgedehnter Briefwechsel ꝛc. sorgfältig aufbewahrt unter der Aufsicht eines von dem Kuratorium der Gleimschen Erben angestellten, litterarisch gebildeten Bibliothekars, und zu diesen Reliquien wallfahren noch immer viele, wie einst Goethe im J. 1805. Bis in Gleims Leben.

sein hohes Alter blieb „Vater Gleim“ frisch und fast jugendlich kräftig — vor allem erhielt er sich bis zuletzt sein warmes Vaterlandsgefühl und empfahl noch 1800 den Wahlspruch:

Deutsche Treue, deutscher Wein,
Ganzer und nicht halber Rhein!

Als hochbetagter Greis starb er am 18. Februar 1803 und ward in seinem Garten bestattet.

Gleims Dichtungen.

Gleims erste dichterische Arbeiten erschienen 1744 unter dem Titel „Versuch in scherzhaften Liedern.“ Damit war die anakreontische Poesie eröffnet, bald hieß ihr Autor unter seinen Schmeichlern nur „der deutsche Anakreon“. 1766 ließ er „Lieder nach Anakreon,“ eine freie Übersetzung seines Lieblingsdichters folgen. Poetischen Wert hatten alle diese Reimereien nicht, ebensowenig wie seine Schäfergedichte, in denen er ein sorgloses Schlaraffenleben: „gemächlich essen, trinken und lieben, endlich furchtlos sterben“ als das höchste Ideal unseres Daseins in ermüdend wiederholter Eintönigkeit ausmalt. Ganz mißlang sein Versuch, die Romanze auf deutschen Boden zu verpflanzen, obgleich er sich einbildete, damit den rechten „Volkston“ getroffen zu haben; dafür hielt er nämlich Verse wie folgende:

Die Eh' ist für uns arme Sünder ein Marterstand;
Drum, Eltern, zwingt doch keine Kinder ins Eheband ꝛc.

Es waren nichts als Mordgeschichten im Bänkelsängerton, für den Leierkasten berechnet. Nicht besser waren seine „Lieder für das Volk“ — das Volk läßt sich eben nicht etwas zurechtdichten. Wertvoller sind seine Fabeln, die er zuerst eigens für den Kronprinzen von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) dichtete; noch manche von ihnen sind in unserer Kinder Mund, so „Die Gärtnerin und die Biene“ („Eine kleine Biene flog Emsig hin und her und sog ꝛc.“); „Der Greis und der Tod ꝛc.“ Auch unter seinen Erzählungen sind einige ganz artige und gefällige, so die „Milchfrau“, „die Eiche und der Kürbis“ u. a. m. — Sein eigenes Glaubensbekenntnis (der „Kreuzbravheit-Religion“, wie Tholuck sagt) legte er am ausführlichsten nieder in dem Lehrgedichte „**Halladat** oder das rote Buch“, zu dem er die Anregung aus einer neuen Übersetzung des Koran entnommen hatte. Der Anfang dieses unendlich öden Machwerks charakterisiert das Ganze:

Halladat.

Der Einzige, der Allem Alles ist, — Den nicht Erschaffenen, den Einzigen,
Ist unser Gott! — Geschöpfe betet an! — Der Allem Alles ist, den Einzigen,
Er schuf, was ist! — Geschöpfe betet an! — Den Ersten, den, Geschöpfe betet an!

Preußische Kriegslieder.

Nicht größer ist der dichterische Wert der „**Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier**“; die pedantisch gelehrte Einmischung der griechischen Götter, das antike Kolorit überhaupt konnten den Mangel an wirklich schwungvoller Begeisterung nicht verdecken — dennoch ist es immerhin nicht zu verkennen, daß durch diese Gedichte das vaterländische Element wieder in der Litteratur zu Ehren kam, und daß die in ihnen atmende Gesinnung doch nicht ohne Wirkung auf die Zeitgenossen blieb. Ein religiöser Grundzug geht durch diese Lieder:

Gott donnerte, da floh der Feind: — Denn Friederich, der Menschenfreund,
Singt Brüder, singet Gott! — Hat obgesiegt mit Gott!

heißt es z. B. in dem Siegesliede nach der Schlacht bei Lowositz (1756). Und welch ein warmes patriotisch begeistertes Herz in seiner Brust schlug, das beweisen seine späteren Kriegslieder, als dunkle Zeiten über Preußen hereinbrachen. Da ruft er:

Auf dann, die Waffen in der Hand — Vom Reiche nicht ein Körnchen Sand,
Zu haben Ruhm und Sieg! — Sonst ewig, ewig Krieg!

Und den greisen Sänger verließ auch die Hoffnung nicht, als noch schlimmere Tage hereinbrachen; fast prophetisch klingen seine Worte:

Wir werden wieder Brüder
Und, eh' wir's uns versehn, **wieder**
Die fest vereinten Deutschen sein!

wie er denn schon im Dezember 1792 die kühne Prophezeiung, deren Erfüllung er nicht

Preußische

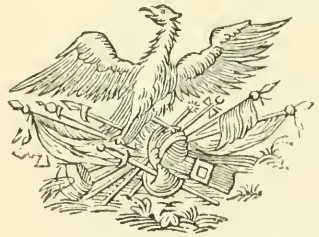
Kriegslieder

in den

Feldzügen 1756. und 1757.

von

Einem Grenadier.



Mit neuen Melodien.

Berlin, 1778.

Siegeslied

nach der Schlacht bey Prag,

den 6ten May 1757.

Victoria ! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da !
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Victoria !

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer,
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis !
Voll Gott und Vaterland.
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.

Titel und eine Seite des Anhalts von Gleims Grenadierliedern. Genaue Wiedergabe des Drucks von 1778 nach dem Exemplar der Verlagshandlung.

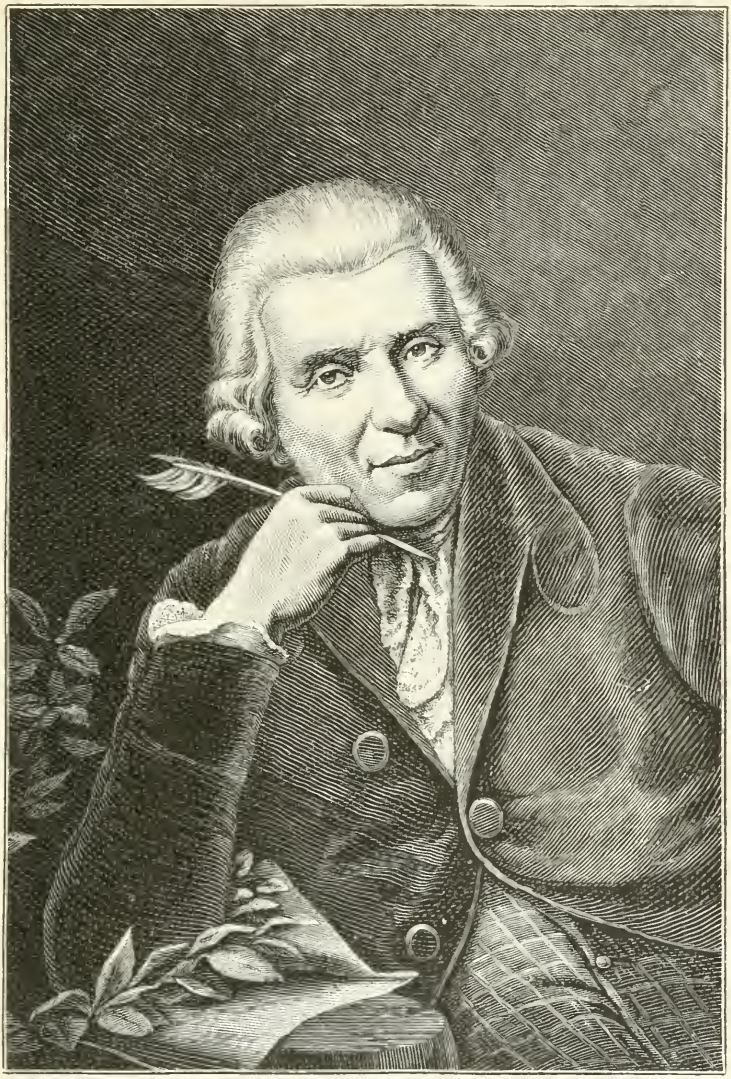


Abb. 80. Vater Gleim. Nach dem Ölgemälde von H. Ramberg im Freundschaftstempel zu Halberstadt.

erleben sollte, wagte: „daß die Deutschen noch in Paris nachsehen würden, was für Früchte die Freiheitsbäume getragen."

Mit rührender Treue hing Gleim an seinem Königshause. Noch als einundachtzigjähriger Greis sann er darauf, demselben eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Am 19. Oktober 1800 schrieb er an die Königin Luise:

„Allerdurchlauchtigste Königin,
Allergnädigste Landesmutter.

„Der alte Ein und achtzigjährige Gleim hörte, Ew. Königlich Majestät wünschten

einen Gesang zu haben, den Sie am Ersten Tage des neuen Jahrhunderts dem Allergnädigsten Landes-Vater singen könnten!

„Der alte Gleim, von dieser Sage begeistert, machte solch einen Gesang!*) Haltens Ew. Königl. Majestät dem alten Patrioten zu Gnaden!

„Er nimmt sich die Freyheit, den Gesang in Abschrift hiebey zu überreichen und dessen Composition, wenn Er allerhöchsten Beyfall erhält, und die Wahl eines guten Componisten der allergnädigsten Landesmutter unterthänigst zu überlassen, mit getreuester Devotion ersterbend.

Ew. Königl. Majestät
Halberstadt, unterthänigster Knecht
den 19. Oct. 1800. der Canonicus Gleim."

Auf diesen mit noch kräftiger, wenn auch hie und da undeutlicher Hand geschriebenen Brief antwortete die edle Fürstin in der liebenswürdigsten Weise. Die ihr eigenen, zierlich klaren Schriftzüge, welche in der Beilage getreu wiedergegeben sind, bedürfen keiner Erläuterung.

Der zweite aus dem Hallenser Kleeblatt war **Uz**, ein Gleim poetisch weit überlegenes Talent.

Uz. **Johann Peter Uz**, 3. Oktober 1720 zu Ansbach geboren, dichtete bereits auf dem Gymnasium, und beteiligte sich in Halle an dem Studium und der Übersetzung des Anakreon. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er Sekretär beim Justizkollegium, später Assessor, erst 1790 Direktor des Landgerichtes. Als dann infolge der Resignation des Markgrafen von Ansbach dessen Länder an Preußen fielen, wurde er zum Geheimen Justizrat und Landrichter in Ansbach ernannt. Die Nachricht davon erhielt er jedoch erst wenige Stunden vor seinem Tode (12. Mai 1796). — Von den anakreontischen Liedern, die sich aber durch größere Beweglichkeit der Form und durch melodischen Wohllaut vor denen seiner Genossen auszeichnen, wandte er sich bald ernsteren Stoffen zu und dichtete Oden,

Theodicee. die nicht ohne höheren Schwung sind. Selbst in seinem Lehrgedicht „**Theodicee**" gelingt es ihm, den an sich trockenen Stoff mit poetischem Leben zu durchdringen.

Patriot. Lieder. Auch in den patriotischen Ton Gleims stimmt Uz mit ein; mit ganzer Seele steht er auf Friedrichs Seite und hofft auf seinen Sieg, aber sein Herz trauert über Deutschlands Zerrissenheit und Zwietracht. So klagt er:

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien seine Eingeweide!
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?

Der dritte aus dem Hallenser Freundesbund war **Götz**, der einzige, der aus dem anakreontischen Grazienkultus sein Lebenlang nicht herauskommen konnte.

Götz. **Johann Nikolaus Götz**, am 9. Juli 1721 zu Worms geboren und erzogen, widmete sich dem geistlichen Stande, studierte aber in Halle neben der Theologie Ästhetik ꝛc. Nach vollendeten Studien kam er als Hauslehrer nach Lothringen und lernte die große Welt Frankreichs und Voltaire kennen. Auch weiterhin war sein Leben viel bewegt. Mit dem französischen Regiment Royal allemand zog er 1747 als Feldprediger nach Flandern und Brabant in den Krieg. Danach kam er zu Hornbach in der Pfalz ins Pfarramt, rückte bald in Amt und Würden seines Standes herauf und starb am 4. November 1781 als Superintendent in Winterburg. — Götz, welchen Herder den „Vielformigen" nannte, beherrschte die mannigfaltigsten lyrischen Formen, die Elegie, die Ode, besonders aber das Madrigal, Triolett ꝛc. mit solcher Gewandtheit, daß man darüber die Gedankenarmut, die in allen diesen Spielereien und Tändeleien

*) S. Gleims sämtliche Werke. Halberstadt 1812. VI. Band. S. 329.

Potsdam den 30ten 8br.

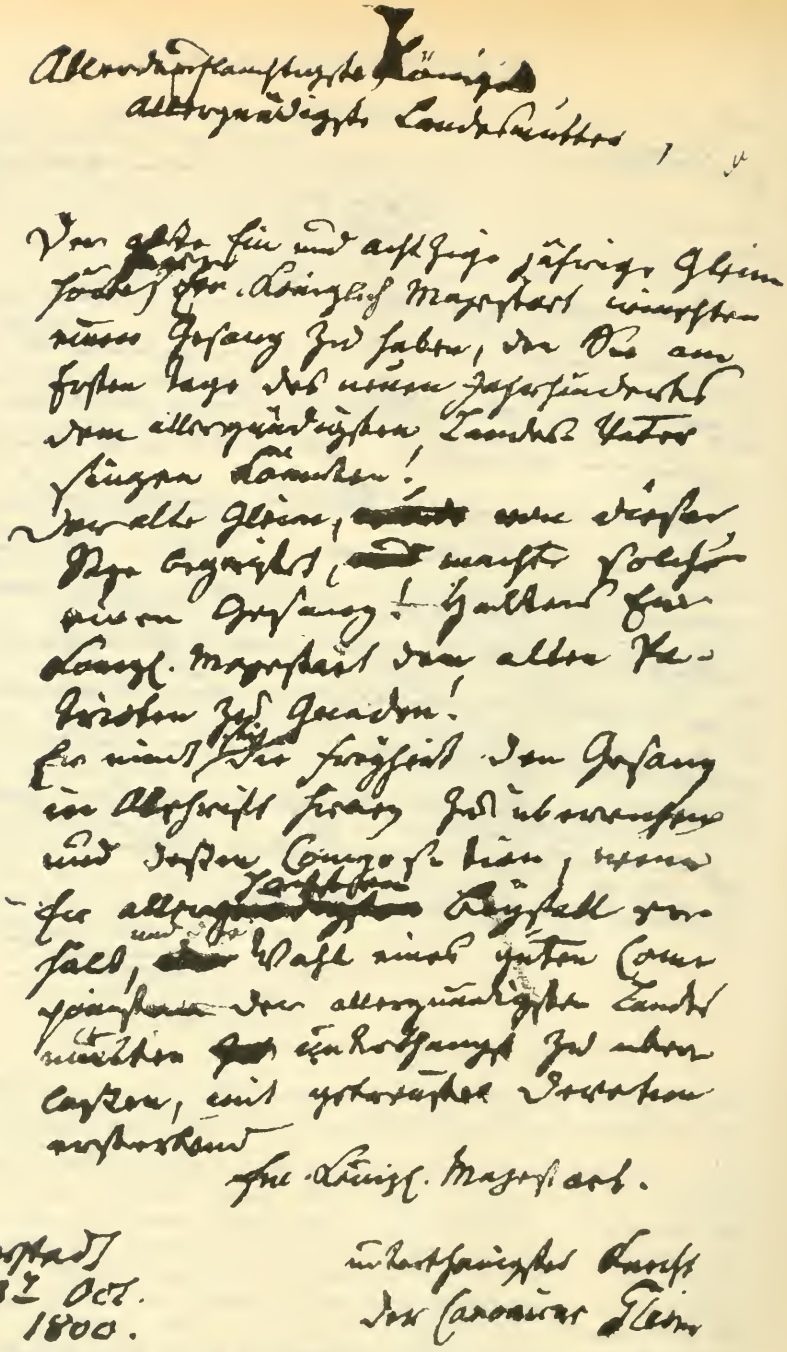
1800.

Der alte würdige Patriot hätte mir
keine größere Freude gewähren können
als durch die Übersendung seines
schönen Liedes. Es ist – als wäre
es in meiner Seele gedichtet –
und ich statte dem edlen Verfasser
meinen besten Dank dafür ab.
Mögten doch recht viele Herzen
in unserm glücklichen friedlichen
Staate, so fühlen, und mögten
Sie doch recht lange noch in ihm
glücklich seyn, und der Ostern un-
seres Hauses bleiben

Luise.

Brief der Königin Luise an Gleim vom 30. Oktober 1800.

Danksagung der Königin auf Gleims mit umstehendem Briefe übersandtes Gedicht. Die Originale beider Handschriften befinden sich im Gleimschen Freundschaftstempel zu Halberstadt.



Eigenhändiges Konzept Gleims zu einem Briefe an die Königin Luise vom 19. Oktober 1800.

Auf den damit übersandten Festgesang zur Wende des Jahrhunderts bezieht sich der vorstehende Dankbrief der Königin.

sich breit machte, ganz vergaß. Selbst Friedrich der Große ließ sich dadurch bestechen; das einzige Gedicht, das er in seiner Abhandlung „sur la littérature allemande“ lobend hervorhob, war ein ganz barockes Gedicht von Götz, „**Die Mädcheninsel**“, von dem er sagt: „Die Verse sind voll Geist, und mein Ohr war durch die klangvollen Töne geschmeichelt, deren ich unsere Sprache nicht fähig gehalten habe.“ In diesem „geistvollen“ Gedicht erlebt Athamas, der Held desselben, auf einer einsamen Insel gescheitert, aber durch die Gunst der Göttin Venus von reizenden Mädchen umflattert, ein Alter von hundert Jahren, so daß selbst Zeus neidisch auf den Glücklichen herabsieht. Endlich stirbt er, und nun heißt es: Mädcheninsel.

Bruder Amor, betrübt daß ihm sein Lehrer gestorben,
Schreibt durchs Cyprische Reich eilend ein Trauerfest aus;
Balsamiert den Leib, und stellt mit festlichem Pompe
Mein wohlriechend Skelett hoch auf der Mutter Altar
Mit zwey Tafeln voll Liebesgesetz' in den duftenden Händen,
Über welchen in Gold zierlich die Überschrift blinkt:
„Dies ist Athamas Rest, des hundertjährigen Jünglings,
Dessen Reden und Thun immer voll Grazie war.“

So etwas galt der damaligen Zeit für ein poetisches Meisterwerk. Götz ließ seine überdem ziemlich frivolen Reimereien anonym erscheinen; erst nach seinem Tode erschien eine von Ramler revidierte und redigierte Gesamtausgabe mit seinem Namen.

Aus dem großen Kreise jugendlicher Dichter, die sich um „Vater Gleim“ scharten, verdient vor allem Erwähnung **E. Chr. v. Kleist**, der, von Gleim zum Dichten angeregt, ihm treu blieb bis in seinen tapfern Soldatentod.

Ewald Christian von Kleist, 7. März 1715 zu Zeblin bei Cöslin geboren, studierte in Königsberg i. Pr. die Rechte, wurde aber nach beendigtem Studium durch ungünstige Verhältnisse genötigt, den Gedanken an den Civildienst aufzugeben und auf die Einladung eines in dänischen Diensten stehenden Generals in die dänische Armee einzutreten. Auf Befehl Friedrichs II kehrte er jedoch zurück und wurde als Leutnant im Regiment des Prinzen Heinrich in Potsdam angestellt, aber sowohl seine beschränkten Vermögensverhältnisse, wie die Roheiten seiner Kameraden machten ihm das Leben schwer, und er geriet in häufige Streitigkeiten. Eine Wunde, die er in einem Duell erhielt, war die Veranlassung, daß Gleim, der damals Hauslehrer bei Kleists Obersten war, ihn aufsuchte, woraus das innige Freundschaftsbündnis zwischen den beiden Männern erwuchs. In den Jahren 1744—45 machte Kleist den Feldzug in Böhmen mit und kehrte dann nach Potsdam zurück. Nun nahm er die durch Gleims Anregung schon früher begonnene Beschäftigung mit der Poesie ernstlicher auf, obgleich es damals unter den Offizieren für eine Schande galt, ein Dichter zu sein. 1751 zum Stabskapitän befördert, wurde er in die Schweiz auf Werbung geschickt, und lernte dort Bodmer und Breitinger, auch Wieland kennen. Ebenso brachte ihn seine nächste Beförderung zum Major, als welcher er mit seinem Regiment nach Leipzig marschierte, mit den dortigen Dichtern, auch mit Lessing, in näheren Verkehr. In den Feldzügen von 1758 und 1759 zeichnete er sich durch persönliche Tapferkeit in hervorragender Weise aus. Auch in der heißen Schlacht bei Kunersdorf, am 17. August 1759, war er allen voran; — als er an der Spitze seines Bataillons eine feindliche Batterie stürmte, wurde er an der rechten Hand verwundet, sofort nahm er den Degen in die Linke und setzte seinen Sturmlauf fort, da zerschmetterte ihm eine Kartätschenkugel das rechte Bein und warf ihn zu Boden. So schwer verwundet, wurde er von Kosaken all seiner Kleider beraubt und in einen Sumpf geworfen. Erst am folgenden Tage wurde er aufgefunden und, nachdem seine Wunden notdürftig verbunden waren, nach Frankfurt gebracht, wo er trotz der sorgsamsten Pflege am 24. August 1759 starb. Ew. Chr. v. Kleists Leben.

Abb. 81. Ewald Christian von Kleist, nach einem gleichzeitigen Stich.

Kleists Frühling.

Die gezwungene Verheiratung einer Jugendgeliebten mit einem reichen Manne trieb Kleist aus der Sorglosigkeit seiner ersten anakreontischen Lieder in eine ernstere, oft schwermütige Lebensauffassung und Poesie. Dazu trug noch der Widerspruch in seinem Inneren zwischen Neigung und Beruf bei, denn mit Widerstreben hatte er den Soldatenstand erwählt, der ihm nur vor dem Feinde Befriedigung gewährte. Wo sein Herz am liebsten weilte, davon zeugt sein bedeutendstes Werk „der **Frühling**", in dem er sich nicht nur Gleim, sondern den meisten Dichtern dieses Kreises überlegen erwies. Das mit Begeisterung aufgenommene Gedicht besteht aus einer Aneinanderreihung von Naturschil-

Abb. 82. Titelkupfer aus Kleists Frühling, Ausgabe von 1753. Salomon Geßners erste Radierung (vgl. S. 344). Als Probe der Bücherausstattung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

derungen, die aber in wahrhaft dichterischem Sinne durchgeführt sind. Vortrefflich treten darin die großen Gegensätze friedlich stillen Glückes und gewaltsamer Verheerung hervor, und von den trüben Bildern des Krieges wendet sich der hoffende Blick auf die ersehnten Friedensjahre. Das Gedicht ist in Hexametern abgefaßt, denen eine Vorschlagssilbe vorgesetzt ist, also z. B.:

Em | pfangt mich, heilige Schatten! ihr hohen belaubten Gewölbe,
Der | ernsten Betrachtung geweiht, empfangt mich und hauchet mir ein Lied ein
Zum | Ruhm der verjüngten Natur! Und ihr, o lachende Wiesen,
Voll | labyrinthischer Bäche! Bekannte blumige Thäler!
Mit | eurem Wohlgeruch will ich Zufriedenheit atmen. Euch will ich
Be | steigen, ihr duftigen Hügel, und will in goldenen Saiten
Die | Freude singen, die rund um mich her aus der glücklichen Flur lacht ꝛc.

Den hier angeschlagenen idyllischen Ton hat Kleist auch in anderen Gedichten fort-
Irin. geführt, von denen „**Irin**" das bekannteste ist. Neben den weichen und innigen Klängen fehlt es aber keineswegs an energischen und kriegerischen Weisen in seinen Dichtungen. Mannhaft und markig ist seine „Ode an die preußische Armee" von 1756, in der sich der ganze Zorn eines preußischen Kriegsmannes ausspricht über die allgemeine europäische Verschwörung gegen Friedrich den Großen und die feurigste Begeisterung für seinen König und dessen Sache. Mit Gleim teilte er die unerschütterliche Gewißheit, daß die „Gerechtigkeit" auf seines Königs Seite stehe; darum ist er auch des endlichen Sieges gewiß:

Verdopple deinen Mut, o Heer! der Feinde Fluten
Hemmt Friedrich und dein starker Arm!
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm:
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten!

Zum Schluß gibt er seinem heißen Wunsch, bald an dem Kampfe teilnehmen zu können, einen Ausdruck:

Auch ich, ich werde noch, vergönn es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn
Und find' Ehr oder Tod im rasenden Getümmel!

Beides hat er gefunden, der tapfere Sänger; und in den Schlußversen eines kleinen
Cissides u. Paches. Heldenepos „**Cissides und Paches**" (zwei Freunde, Thessalier, die den Opfertod im Kampfe fürs Vaterland gegen die Athener erleiden) hat er sich selbst ein Denkmal gesetzt:

Ihr Krieger, die ihr meiner Helden Grab
In später Zeit noch seht, streut Rosen drauf
Und pflanzt von Lorbeern einen Wald umher!
Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung wert. — Wie gern sterb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängnis ruft.
Ich, der ich dieses sang im Lärm des Kriegs,
Als Räuber aller Welt mein Vaterland
Mit Feu'r und Schwert in eine Wüstenei
Verwandelten; als Friedrich selbst die Fahn'
Mit tapfrer Hand ergriff und Blitz und Tod
Mit ihr in Feinde trug, und achtete
Der teuren Tage nicht für Volk und Land,
Das in der finstern Nacht des Elends seufzt —
Doch es verzagt nicht drin, das treue Land:
Sein Friedrich lächelt, und der Tag bricht an.

Ein anderer Freund Gleims, mit dem er einen höchst charakteristischen Brief wechsel in den Jahren 1766—68 unterhielt und mit dem er dann lange Jahre in Halberstadt zusammen lebte, war **J. G. Jacobi**.

Joh. G. Jacobis Leben. **Johann Georg Jacobi**, 2. Sept. 1740 zu Düsseldorf geboren, der ältere Bruder des als Philosoph und Romandichter bekannten Friedr. Hein. Jacobi, studierte in Göttingen

und Helmstädt Theologie, daneben auch Philosophie und Sprachen, so daß er sich später von einem Freunde nach Halle ziehen ließ, wo er als Professor ohne Gehalt Vorlesungen über die schönen Wissenschaften hielt. Bald danach lernte er auch Gleim kennen, der von nun an einen großen Einfluß auf ihn und sein Leben hatte; durch ihn ermuntert, wandte er sich mit erneutem Eifer der Poesie zu und war höchst beglückt, als er 1768 durch seines Freundes Vermittelung auch ein Kanonikat in Halberstadt, das damals noch ein Mittelpunkt des deutschen Litteraturlebens war, erhielt. Gleim war außer sich vor Freude, seinen Jacobi so nahe zu haben, und meinte, nun sei die Zeit gekommen, in Halberstadt die langerträumte „deutsche Akademie der Wissenschaften" ins Leben zu rufen. Dazu kam es zwar nicht, allein einige Jahre, gemeinsam der Dichtkunst geweiht und in inniger Freundschaft verlebt, folgten nun. Jacobi mochte es aber doch schließlich des Guten zu viel werden; 1774 ging er nach Düsseldorf, um dort die „Iris", eine Quartalschrift, „der sittlichen und ästhetischen Ausbildung des schönen Geschlechtes gewidmet", unter Gleims Mitwirkung herauszugeben, kehrte dann aber wieder nach Halberstadt zurück, von wo aus er sein Blatt, zu dem u. a. auch Goethe Beiträge lieferte, entsandte. Im Jahre 1784 folgte er einem Rufe Kaiser Josephs II als Professor der schönen Wissenschaften nach Freiburg im Breisgau; dort vermählte er sich in schon vorgerücktem Alter mit einer jungen Schwarzwälderin und lebte, von seiner Umgebung und seinen Schülern geliebt und geachtet, vielseitig thätig, fast noch volle zwei Jahrzehnte. Am 4. Januar 1814 starb er daselbst.

J. G. Jacobi konnte sich lange von dem Gleimschen Einflusse nicht losmachen und das „Spielen mit Götterchen und Amoretten", wie es Wieland nannte, aufgeben. Der oben erwähnte Briefwechsel zwischen beiden zeigt, bis zu welcher Fieberhöhe die Krankheit der Zeit gestiegen war. So schreibt z. B. Gleim einmal an Jacobi: „Ich stand unter dem Baume mit den roten Äpfeln, und da, mein lieber Freund, da gab ein Geist mir einen Kuß; der Genius meines Jacobi war es, oder er selbst. Er küßte völlig so, wie mein Jacobi küßt. So wie seine Verse von allen anderen Versen, so unterscheide ich seine Küsse von allen anderen Küssen. Es war eilf Minuten auf Dreie; dachten Sie da an mich, mein lieber Freund, so war es gewiß Ihr Geist, der mich küßte. Übermorgen um eilf Minuten auf Dreie stehe ich wieder unter dem Baum mit den roten Äpfeln, wenn Sie etwa nur auf dieser Stelle mich küssen wollen." — Jacobis Briefstil an Gleim ist aus folgender Probe zu ersehen: „Zürne nicht, kleiner Amor, daß ich in der Sprache der Menschen mit dir rede. Aber ist dies nicht die Sprache, worin ich deinem Anakreon sage, daß ich ihn liebe? So höre denn, lieber Amor, du der weiseste unter deinen Brüdern, höre meine Bitte. O schleiche hin zu meinem Freunde, und wenn er in Papieren vertieft, dich nicht sehen will, so klettere auf den höchsten Stoß Akten, rausche mit den Flügeln, wie Chloes Vögelchen, das von ihr vergessen wird; und hört er noch nicht, so nimm ihm die Feder, so greife nach der Leier und drohe sie zu verstimmen, bis er voll Ungeduld dir zu sprechen erlaubt. Dann Amor, dann nenne mit traurigem Tone meinen Namen, dann sag ihm, daß mir kein Morgen mehr schön, kein Abend mehr heiter ist . . . . . Sag ihm alles, kleiner, gütiger Gott, sag es ihm weinend, denn einen Amor kann er nicht weinen sehen. Er wird sich hinsetzen und an seinen Jacobi schreiben."

Aus Jacobis u. Gleims Briefen.

Schon 1769 schien sich Jacobi zu ermannen, als er an einen Freund von Halberstadt aus schrieb: „Hier haben Sie ein kleines Gedicht auf eine hiesige Schauspielerin, worin kein einziger Amor vorkommt. Überhaupt werde ich den Knaben bald abschaffen, damit er bei mir nicht zum Invaliden wird." Schon seit der Herausgabe der „Iris", besonders aber nach seiner Trennung von Gleim kam ein ernsterer Gehalt in Jacobis Dichtung, die sich nun an Goethe fortbildete und glücklicher entwickelte. Manche seiner Lieder, die in der „Iris" erschienen, sind fälschlich Goethe zugeschrieben worden, eines ist sogar in die Sammlung der Goethischen Gedichte hineingekommen. Es ist das folgende (zuerst in der „Iris"

Jacobis Gedichte.

im Sommer 1776 ohne Angabe des Verfassers, dann in Jacobis sämtlichen Werken Band III [1819. 3. Ausg.] S. 108 abgedruckt):

Sommer-Tag.

Wie Feld und Au'
So blinken im Tau;
Wie Perlen schwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch den Hain
Die Lüfte so rein!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumal!

Ach! aber da,
Wo Liebchen ich sah
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt —
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit?

Goethe hielt selbst dieses Gedicht für sein Geisteskind.

Ein warmer, tiefempfundener Ton geht durch alle seine späteren Lieder, oft ernst, ja schwermütig, aber immer naturwahr und anmutend. So besingt er das Familienglück, die Mutterliebe, und gibt seinem Glauben an ein ewiges Leben einen warmen Ausdruck in der „Linde auf dem Kirchhofe", von dem Anfange:

Die du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,

Zur Wolke schwebst und mit dem Fuß
Auf Totenhügeln stehest —

bis zu den Schlußversen:

O Linde! gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen:

Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen.

Der Kritiker dieses ganzen Dichterkreises, dem übrigens auch Lessing seine Gedichte (sogar den „Nathan") zur Beurteilung und Durchfeilung übergab, und der darüber zuletzt in eine unbarmherzige Korrigierwut geriet, war der seiner Zeit hochgerühmte **Ramler**, den Eichendorff nicht übel „den poetischen Exerziermeister seiner Zeit" genannt hat.

Ramlers Leben.

Karl Wilhelm Ramler, 15. Februar 1725 zu Kolberg geboren, erhielt seine Schulbildung in den Waisenhäusern zu Stettin und Halle, wo — außer Kirchenliedern — Brockes' „Irdisches Vergnügen" (vgl. S. 284) die einzige Poesie war, die er zu sehen bekam; und doch stammt schon aus seiner Schulzeit eine „Ode auf Friedrich II", die er im Jahre der Thronbesteigung seines Königs dichtete. 17 Jahre alt bezog er die Universität zuerst in Halle, dann in Berlin, wo er Gleim kennen lernte, der ihn von dem verhaßten Studium der Medizin befreite, indem er ihm eine Hauslehrerstelle verschaffte. 1748 erhielt er eine Anstellung als „Maître" d. h. als Lehrer der Logik und schönen Wissenschaften an der Berliner Kadettenschule. Seine Stelle war kärglich besoldet, und doch hielt er darin treu aus bis an seines großen Königs Tod, den er unablässig in seinen Oden besang, ohne je nach einem Lohn von „seinem so herzlich besungenen Helden" zu verlangen; „ein Sänger", meinte er, „der nicht gedungen worden, könne keine Belohnung fordern; der König möge sie denen erteilen, die ihr Leben für ihn gewagt." Friedrich Wilhelm II setzte ihm ein Jahrgehalt von 800 Thalern aus und ernannte ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Später wurde er, nach Niederlegung seines Lehramtes, Engels Mitdirektor des königlichen Nationaltheaters; am 11. April 1798 starb er.

Ramlers Dichtungen.

Ramlers Hauptverdienst bestand in seiner Korrektheit und Formvollendung; in beiden steht er allerdings unübertroffen da, aber sie können doch den Mangel an dichterischer Schaffungskraft nicht ersetzen. Auch das rhetorische Pathos, das in seinen pomphaften Oden sich geltend macht, kann uns weder begeistern noch erwärmen. In alcäischen, sapphischen und anderen antiken Versen singt er von Liebe, und seine Schönen heißen „Chloe", oder „Délia" u. ä. Außer Übersetzungen des Horaz, Catull und Martial

schrieb er auch Cantaten, einige ganz mythologisch, einige allegorisch, einige christlich, wie z. B. den durch Grauns herrliche Komposition berühmt gewordenen „Tod Jesu". Eine aufrichtige Begeisterung und eine männliche Vaterlandsliebe zeigt sich in seinen zahlreichen Oden auf Friedrich II, aber in ihrer mythologischen Vermummung blieben sie dem Volk von Anfang an fremd. Jupiter streitet für seinen königlichen Helden, und als Apoll kehrt der Sieger des Orkus zurück! — In der Ode „an die Stadt Berlin" fragt „die Göttin des berlinischen Stromes", die Najade der Spree:

„Stritt Jupiter nicht selbst mit Friedrichs Volke
Und donnerte den Feind zurücke?
Warf nicht Latonens Sohn, sein Schutzgott, eine Wolke
Vor seines Mörders Blicke?"

An dieses Auftreten des Berliner Stromes mag Schiller gedacht haben, als er in einem seiner Xenien die „Spree" folgendermaßen sich äußern läßt:

„Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll; aber ich schweige seitdem."

Es wird damit aber zugleich die ganze Ramler verwandte patriotische Dichtung charakterisiert.

Zu Gleims Schützlingen gehörte endlich auch eine Frau, **die Karschin**, die übrigens zumeist ihren romanhaften Erlebnissen ihren Ruhm verdankt.

Karschin.

Anna Luise Karschin wurde am 1. Dezember 1722 auf einem schlesischen Bauernhofe, dem „Hammer" bei Schwiebus, als die Tochter des Bauern Dürbach geboren. In einigen Briefen an J. G. Sulzer, einen geborenen Schweizer und Bodmers Schüler, der zuerst die Züricher Dicht- und Geschmackslehre in Preußen vertrat, hat sie ihr Leben bis zum Jahre 1761 erzählt, außerdem auch eine gereimte Skizze ihres Lebensganges entworfen; aus beiden citiere ich hie und da. Bei einem Oheim lernte sie lesen und schreiben, ja selbst einige lateinische Vokabeln. Aber ihrer Mutter war das ein Greuel, und sie nahm sie nach kurzer Zeit von ihm fort. „Mein Oheim segnete mich, und ich reiste mit seinen Thränen auf meiner Wange ab." Nun mußte sie zunächst ihren Stiefbruder warten, dann das Vieh auf die Weide treiben. Bei letzterer Beschäftigung erwachte ihr Trieb zum Dichten, der weitere Nahrung in einigen Büchern fand, die sie in den Händen eines Hirtenknaben entdeckte. Trotz der Einsprache ihres Stiefvaters suchte sie sich dadurch fortzubilden. Von einem Dienste, in den sie als Magd trat, hoffte sie Erleichterung, allein ihre Herrin war eine harte Frau, die sie bei schwerer Arbeit hungern ließ. In das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt, konnte sie sich allerdings satt essen, aber sie befand sich oft in Todesangst bei den täglichen heftigen Zänkereien derselben. Als ihr Stiefvater starb, war sie fünfzehn Jahre alt, und noch hatte sie nichts gelernt, als die dürftigen Elemente, die ihr inzwischen auch verstorbener Oheim ihr beigebracht hatte. Ein Jahr darauf suchte sich die Mutter ihrer zu entledigen, indem sie das arme Mädchen an einen heftigen Geizhals, der sie Hunger leiden ließ, verheiratete. In allem Jammer dieses Lebens ermüdete sie nicht, sich fortzubilden und sich durch das Erlernte zu trösten. — Jahre waren so vergangen, da kam eines Abends ihr Mann, etwas berauscht, nach Hause, warf lustig den Hut auf den Tisch und rief lachend: „Vivat! es lebe der König von Preußen! Er hat die Erlaubnis zur Ehescheidung gegeben. Höre, Luise, was meinst du, wenn wir die ersten wären, die sich scheiden ließen?" Aus dem Scherz wurde Ernst, und so löste sich ihr erster unglücklicher Ehebund; sie kehrte zu ihrer Mutter zurück, die alsbald darauf Bedacht nahm, sie schnell wieder zu verheiraten. So schwer es ihr ward, sie willigte ein und gab ihre Hand dem Schneider Karsch und „ward auf lange drückende Jahre gefesselt." Ihr zweiter Mann war ein Müßiggänger und Trunkenbold, der sie in die bitterste Not stürzte, der die Kleider seiner Kinder verkaufte, um seinem Laster fröhnen zu können, der sie mißhandelte. Aber sie „vertraute dem alles versorgenden

Gott," und ihr Vertrauen wurde nicht zu Schanden. Ein von ihr gedichtetes Leichencarmen lenkte die Aufmerksamkeit urteilsfähiger Personen auf sie; sie bekam Bücher zu ihrer Fortbildung und fand Gelegenheit, sich durch Gedichte bei festlichen Anlässen etwas Geld zu verdienen. 1755 siedelten die Ehegatten nach Glogau über: „meine Familie ward vermehrt, ich war Mutter von vier Kindern und noch immer die Gattin eines nicht zu bessernden Mannes." Unter der pöbelhaften Behandlung desselben blieb sie aber stets geduldig, pflichttreu und unermüdlich in der Ausübung ihres dichterischen Talentes. Endlich nahte für sie die Stunde der Erlösung — während ihr Mann ins Feld hatte ziehen müssen, wurde der schlesische Freiherr von Kottwitz auf sie aufmerksam und nahm sie mit nach Berlin. „Dem, der einst von pflugziehenden Rindern zum Völkerbeherrscher gerufen ward, erfüllte wohl Freude das Herz, aber mich machte sie trunken", ruft sie in der Erinnerung an ihren Einzug in die Königsstadt aus. Dort kam sie bald in die Mode — es wurde Sitte, sie bei sich zu sehen und sich von ihr besingen zu lassen. Sulzer nahm sich ihrer an — und sie lernte „den deutschen Horaz, den gedankensingenden Ramler" kennen. Eines Tages fand sie ihn über den Briefen des „Kriegsliedersängers." — „Hören Sie, meine Freundin," rief er, „hören Sie, Gleim befiehlt mir, seine Schwester in Apoll zu grüßen." — „Dieser besondere Gruß war zu schmeichelnd für mich," erzählt sie, „ich eilte, dem Apollonischen Bruder zu schreiben." So kam sie in Verbindung mit Gleim, der sie sogleich als deutsche Sappho begrüßte. Ja er kam nach Berlin, und unter seiner, Ramlers und Sulzers Beratung entwickelte sich ihre Dichtergabe. Im Herbst machte sie auch einen Besuch in Halberstadt und „lebte dort dreißig Tage, freudenreich und liederreich für mich." Nach Berlin zurückgekehrt, verschafften ihre Freunde ihr sogar eine Unterredung mit Friedrich dem Großen, der ihr versprach, sich ihrer anzunehmen, es aber trotz ihrer wiederholten gereimten Gesuche nicht that; endlich suchte er sie (1773) durch ein spöttisches Geschenk von zwei Thalern abzuschrecken — kühn genug schickte sie es sofort durch die Post zurück mit den Worten:

„Zwei Thaler gibt kein großer König;
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein
Drum geb' ich es zurück."
Glück —

Auch diese Keckheit, über die der alte Herr in Sanssouci gewiß herzlich lachte, half ihr nicht. Erst sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II, that etwas für sie. Auf eine gereimte Bitte der Karschin ließ er ihr durch Geheimrat Wöllner ankündigen, „daß ihr ein Haus gebaut werden sollte, ausgeziert mit allen Allegorien der Musen." In diesem Hause lebte sie noch einige Jahre und starb darin am 12. Oktober 1791. Ihre Tochter, die ebenfalls dichtete, Karoline Luise v. Klencke, gab die Gedichte der Mutter mit deren Biographie heraus. Im Jahre 1853 ist dieses merkwürdige Leben auch von Hermann Klencke (unter dem Pseudonym Hermann v. Maltitz) als Roman behandelt worden. — Das Haupttalent der Karschin bestand in einer außerordentlichen Fertigkeit Verse zu machen; bei jeder Gelegenheit flossen ihr dieselben aus dem Stegreife vom Munde, es war aber meist nur gereimte Prosa. Und doch war sie nicht ohne poetische Empfindung und sinnige Gedanken, aber sie war durch die Not in eine so handwerksmäßige Betreibung des Versemachens hineingekommen; der übertriebene Weihrauch, welcher ihr, der in allerhand Lebensbedrängnis so lange umhergetriebenen Frau von niedrigem Stande, ganz besonders gefährlich werden mußte, machte eine künstlerische Ausbildung unmöglich. Außer zahllosen Gelegenheitsgedichten verfaßte sie die sogenannten „sapphischen", die sie Gleim widmete, und eine große Reihe patriotischer Oden, in denen man von 1762 an Ramlers Einfluß deutlich merkt, so in der Ode „An die Klio wegen des Königs"; außerdem religiöse Gesänge. Doch erhebt sie sich im Patriotischen wie im Religiösen nie über ein pomphaftes Pathos. So ruft sie 1763 ihrem König, „dem Vater des Vaterlandes im Namen seiner Bürger" zu:

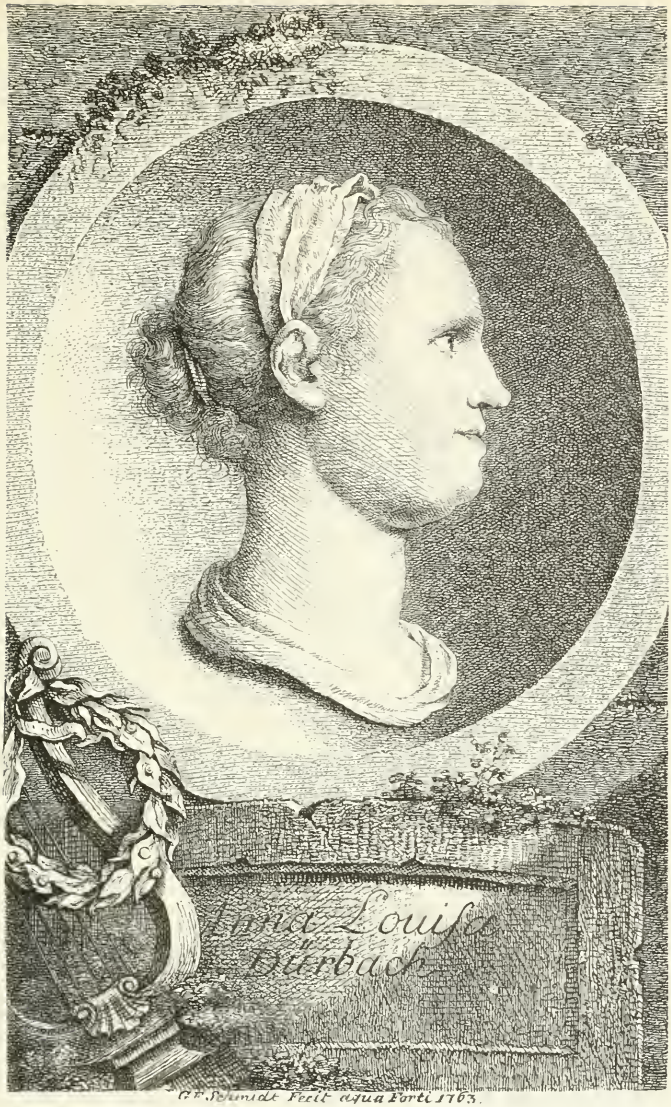


Abb. 83. Anna Luise Karschin, geb. Dürbach. Nach einem Stich von 1763.

„Du kommst, und dein Triumph ist mehr als römisch prächtig,
Nicht über Sklaven jauchzen wir,
Nicht über nachgeführte fremde Königsschätze
Und Kronen, die der Sieger nahm;
Nein, über dich, Monarch, in welchem der Gesetze
Beschützer glorreich wieder kam."

Oder sie ruft im Aufklärungsgeiste der Zeit der göttlichen Vorsehung zu:

„Durchdringe du mit deiner Wahrheit Licht
Den dicken Schlei'r, vor die Vernunft gebreitet
Und sei du selbst mein großer Unterricht,
Wenn sich mein Herz zu deinem Lob bereitet."

Am genießbarsten sind diejenigen ihrer Lieder, in denen sie ihre eigene Herzens- und Lebenserfahrung ausspricht und ihrem Danke gegen Gott und Menschen einen Ausdruck verleiht, so in dem Gedicht an den Freiherrn von Kottwitz, das mit folgenden Versen schließt:

„Auf überlebtes Elend blick' ich nieder
Und nenne deinen Namen laut vor einer Welt,
Der dieses dir geweihte Opfer meiner Lieder
Wie deine schöne That gefällt."

2. Neue Bahnen.

Der heftige Streit, der zwischen den Leipzigern und Zürichern schon Jahre lang dauerte, hatte die litterarische Luft gereinigt, und freien Fluges war hie und da ein kleineres oder größeres poetisches Talent emporgestiegen. Der große Philosoph und Dichter auf dem Königsthron, der nur in französischer Sprache seinem reichen Gedankenleben und seinen ernsten Studien einen Ausdruck gab, der aber doch in der Faust ein deutsches Schwert führte, und dem auch in der Brust ein deutsches Herz schlug, hatte angefangen, eine ganze Schar von Dichterlingen zu patriotischem Sange zu begeistern, aber noch hatte seine markige Persönlichkeit und sein machtvolles Heldenleben nicht die volle Wirkung gehabt, die sie weiterhin auf die deutsche Poesie ausüben sollte. Noch waren die beiden großen Dichter nicht geboren, welche die neue Blütezeit unserer Litteratur in ihrem vollen Glanze repräsentieren, da erschienen (1748) namenlos in den Spalten der „Bremer Beiträge" die ersten Gesänge eines Dichterwerkes, das mit einemmale die Poesie in ihrer ursprünglichen, nicht zu erlernenden, nicht zu erwerbenden Macht wieder offenbarte. Klopstocks **„Messias"**, wie es uns auch heute erscheinen möge, war in der That ein bahnbrechendes Werk, aus christlich poetischer Begeisterung herausgeboren, das selbst den Kreis, aus dem es hervorgegangen, überraschte und erstaunte. Trotz Gottscheds ohnmächtiger Zornausbrüche übte die hier offenbarte Kraft eines gottbegnadeten Dichters eine geradezu elektrische Wirkung auf die Zeitgenossen, die wir in etwas nachzufühlen vermögen, wenn wir die Mühe nicht scheuen, uns durch ein paar Bände der Opitzianer, Hoffmannswaldauer, Gottschedianer und Anakreontiker durchzuarbeiten und dann Klopstocks Gedicht aufschlagen und irgend eine Stelle der ersten Gesänge unbefangen auf uns wirken lassen. Dann werden wir erkennen, daß die deutsche Litteratur an einen großen Wendepunkt gelangt war, daß sie fortan in neue Bahnen einzulenken begann. Und einer der ersten Bahnbrecher für die neue Zeit war Klopstock.

Friedrich d. Gr.

Der Messias.

Klopstocks Leben.

Friedrich Gottlieb Klopstock, am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg am Harz geboren, wuchs auf in ländlich anmutiger Gegend, welche ihm den Sinn weckte für die Schönheit der Natur, und unter der treuen Fürsorge ernst gerichteter Eltern, die den Keim zu seiner religiösen Begeisterung in ihm pflanzten. Auf der altberühmten Fürstenschule zu Pforte, auf die er im 16. Lebensjahre kam, erwachte der dichterische Trieb in ihm und fand reiche Anregung und Nahrung durch das Studium der alten Klassiker, wie durch die seit Weise (S. 280 f.) üblichen poetischen Schulexercitien. Außer „wohl

geratenen Schäfergedichten" entwarf er damals schon den Plan zu einer Epopöe „Heinrich der Vogler" und bald darauf, durch Miltons „Verlorenes Paradies" angeregt, auch zu seinem „Messias". In seiner sehr beachtenswerten Abschiedsrede von der Pforte über die epische Poesie pries er den großen Briten, den er einem „himmlischen Genius" verglich. Auf der Universität Jena, die er 1745 bezog, um Theologie zu studieren, schrieb er die ersten Gesänge seines Epos in Prosa nieder, weil er über die Versart nicht mit sich ins Reine kommen konnte. In Leipzig, mit dem er Jena im zweiten Studienjahre vertauschte, entschied er sich für den Vers Homers, dem damals in deutscher Sprache noch ganz ungewöhnlichen, obgleich schon von Gottsched empfohlenen und angewandten Hexameter; durch seinen Vetter Schmidt, mit dem der junge Dichter zusammenwohnte, kam das bisher als Geheimnis gewahrte Werk vor einem der Mitarbeiter der „Bremer Beiträge" ans Tageslicht, der sich das Manuskript für die Zeitschrift ausbat, in der es bald darauf erschien und ein unerhörtes Aufsehen erregte. Auch seine ersten Oden fallen in die Leipziger Zeit. Als sich dann der Freundeskreis, dem Klopstock mit schwärmerischer Hingebung anhing und den er in mehreren Oden verewigt hatte, auflöste, übernahm er (1748) in Langensalza eine Hauslehrerstelle. Seine dort erwachte erste Jugendliebe zu der unter dem Namen „Fanny" oft besungenen Schwester Schmidts war leider ebenso unerwidert von ihrer, wie glühend von seiner Seite. Das stimmte ihn schwermütig und machte ihm seine schon ohnehin beschränkte Stellung geradezu unleidlich. Da hörte er von Gärtner, daß Bodmer für den „Messias" schwärme, und sofort beschloß er, an ihn zu schreiben, sich als seinen dankbaren Jünger zu bekennen, ihn in alle Geheimnisse seines Herzens einzuweihen. Bodmer wurde Feuer und Flamme, als er Klopstocks Brief empfing, setzte alles in Bewegung, um für seinen jungen Schützling eine Bahn zu schaffen, schrieb an Haller und andere Freunde dringende Briefe, ja, er ging damit um, den „Messias" ins Französische zu übersetzen, um Friedrich den Großen darauf aufmerksam zu machen. Da aber alles vergeblich war lud Bodmer ihn zu sich nach Zürich ein. Klopstock nahm es nicht sofort an, es mochte ihm schwer werden, sich von Fanny zu trennen, und doch fragte er Bodmer in seinem Dankschreiben für die Einladung nicht nur nach der Gegend und den Freunden, sondern auch sehr naiv: „Wie weit wohnen Mädchen Ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen Sie glauben, daß ich einen Umgang, mit ihnen haben könnte?" Freilich motiviert er es durch sein dichterisches Bedürfnis, indem er hinzufügt: „Das Herz der Mädchen ist eine große weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Denker sein will." Aber er wünscht doch auch, daß „die Mädchens nichts von seiner Geschichte wissen möchten", um nicht „zurückhaltend" zu werden. Als alle diese Vorfragen erledigt waren, reiste er im Sommer 1750 nach Zürich, wo ihn der Dichterfreund in seinem gastlichen Hause begeistert empfing. Wohl mochte dem jungen Dichter das Herz aufgehen bei solcher Begrüßung und in einer solchen Umgebung. Das noch heute erhaltene Haus (S. 334) liegt wie ein Musentempel oberhalb der Stadt, auf deren Türme und Dächer es herabschaut, an einen mit Fichten gekrönten Rebenhügel gelehnt, mit einem weiten entzückenden Blick auf die Kette der Albisberge mit dem hohen Ütli und auf den Züricher See mit seiner „glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannigfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Thalufern;" — „eine wahrhaft idyllische Wohnung," wie Goethe sie nennt, der 29 Jahre später hier auch den „Patriarchen" begrüßte. Ungeachtet der ersten beiderseitigen Begeisterung stellte sich doch bald eine Ernüchterung ein — die beiden hatten sich in ihrer Phantasie ein ganz anderes Bild von einander gemacht, als sie es in Wirklichkeit fanden. Namentlich konnte der etwas kleinstädtisch pedantische alte Herr sich nicht in das ungebundene, lebenslustige Wesen seines Gastes finden, der seinerseits die Eigenheiten und Grillen seines Gastfreundes sehr lästig fand und nicht die geringste Rücksicht darauf nahm, ja sich überhaupt wenig um ihn kümmerte. Die Fortsetzung des „Messias" hatte Klopstock ganz aus dem Auge verloren über allerhand lustigem Umgang, den er in der Stadt gefunden. Bodmer sah ihn lange Zeit fast gar nicht mehr, zuletzt zog sein Gast ganz von ihm weg in die Stadt zu großer Betrübnis des alten

Abb. 81. Bodmers Haus oberhalb Zürich, die gastliche Dichterherberge.

Herrn, dem die Sache aufs tiefste zu Herzen ging. „Er denket nicht nach," klagt Bodmer in einem uns erhaltenen Briefe, „was für ein gutes, großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiade ziemlich in Widerspruch; er ist nicht heilig." Schließlich kam es fast noch zum völligen Bruch zwischen den beiden Männern, der nur mit großer Mühe durch das Einschreiten von Freunden verhütet wurde. — Nachdem Klopstock acht Monate in der Schweiz zugebracht, reiste er infolge einer Einladung des Königs Friedrich V von Dänemark ab, der ihm durch seinen Minister, Graf Bernstorff, einen Jahresgehalt von 400 Reichsthalern zur unabhängigen und sorgenfreien Vollendung seines Werkes, dazu Reisegeld nach Kopenhagen angeboten hatte. Dem Könige von Dänemark war deshalb auch der bald darauf (1751) erscheinende erste Band des Messias, der fünf Gesänge enthielt, in einer Ode gewidmet. In dem Vorbericht dazu heißt es: „Der König der Dänen hat dem Verfasser des Messias, der ein Deutscher ist, diejenige Muße gegeben, die ihm zur Vollendung seines Gedichtes nötig war." So ging denn sein Weg nach Norden. Unterwegs, in Hamburg, lernte er Meta Moller (geb. 1728), seine spätere Frau, die „Cidli" seiner Oden, kennen und trat mit ihr von Kopenhagen aus in einen sehr lebhaften Briefwechsel. Drei Jahre lebte er in Kopenhagen, vom König geachtet und gerne gesehen, von Bernstorff stets als Freund behandelt. Manche Ode entstand in dieser glücklichen Mußezeit, der „Messias" aber schritt nur langsam vor; erst 1755 erschienen wieder fünf neue Gesänge, und 25 Jahre sollten im ganzen, seit dem Erscheinen der ersten, vergehen, ehe das Gedicht zum Abschluß gebracht wurde. Inzwischen hatte er sich (1754) mit Meta Moller in Hamburg verheiratet, die er aber nur vier Jahre besaß; 1758 wurde sie ihm durch den Tod entrissen. Er setzte ihr ein Denkmal durch Herausgabe ihrer hinterlassenen Schriften; auf ihr Grab im Dorfe Ottensen bei Altona ließ er schreiben: „Saat, von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen," und noch vierzehn Jahre später gedachte er ihrer in dem 15. Gesange des Messias:

Späte Thräne, die heute noch floß,
Zerrinn mit den andern tausenden, welche ich weinte!

In den Jahren 1759—62 lebte er abwechselnd in Quedlinburg, Braunschweig und Halberstadt; dann reiste er wieder nach Kopenhagen, wo er bis 1771 blieb. Neben dem langsam fortschreitenden „Messias“ schrieb er mehrere Dramen, so „die Hermannsschlacht“ im Jahre 1768, die er dem Kaiser Joseph II zueignete, der ihm dafür eine goldene, mit Brillanten besetzte Medaille schickte. Der Kaiser schien ihn auch ganz nach Wien ziehen zu wollen, die Unterhandlungen darüber zerschlugen sich aber wieder. Als sein Freund, Graf Bernstorff, im September 1770 durch Christians VII Günstling, Struensee, verdrängt wurde, ging Klopstock unter Beibehaltung einer Pension mit dem Titel eines königlich dänischen Legationsrates nach Hamburg, wo er mit Ausnahme der kurzen Zeit (Sept. 1774—März 1775) die er in Karlsruhe auf Einladung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden zubrachte, bis an seinen Tod wohnte. In hohem Alter (1791) vermählte er sich noch einmal mit seiner vieljährigen Freundin, Johanna von Winthem, einer Nichte Metas, die mit ihrer Liebe seinen Lebensabend erheiterte und verschönte. Am 14. März 1803 starb er und ward am 22., einem heiteren, kühlen Frühlingsmorgen, an der Seite seiner Meta in Ottensen mit fürstlichen Ehren zur Ruhe bestattet.

Das Thema und der Inhalt des „Messias“ ist die Erlösung der Menschheit durch Christus, wie der Dichter es sogleich zu Anfang hervorhebt (Ausg. v. 1799): Messias.

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getötet und verherrlichet, wieder erhöht hat! —
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Gegen ihn auf: er that's und vollbrachte die große Versöhnung.

Mit dem Beschluß der drei Personen der Gottheit über das Werk des Heilandes beginnt die Erzählung und geht dann — bald auf Erden, bald im Himmel, bald in der Hölle spielend — fort bis zur Auferstehung und zur Himmelfahrt Christi im Geleite lobsingender himmlischer Heerscharen, welche seine Thaten von Ewigkeit zu Ewigkeit verherrlichen. Obgleich nun der Dichter vielfach die Thatsachen der Offenbarung durch seine Phantasie umgestaltet, dichterisch ergänzt, erweitert, fehlt es dem Gedicht doch ganz und gar an Handlung. Das lag nicht so sehr in dem erhabenen Gegenstande, der sich — wie der „Heliand“ unserer alten Poesie (vgl. S. 19) beweist — sehr wohl episch behandeln läßt, als in Klopstocks Eigentümlichkeit. „Seine Sphäre ist immer das Ideenreich,“ sagt Schiller von ihm, „und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden.“ Und so prägt sich von den zahllosen Figuren des Gedichtes keine einzige dem Gedächtnis des Lesers ein; selbst der liebenswürdig sentimentale Teufel Abbadona, der die Damen jener Zeit zu Thränen rührte, so daß sie den Dichter aufs herzbeweglichste anflehten, das arme Geschöpf doch zuletzt noch zu begnadigen (was er denn auch im 19. Gesang wirklich that), entbehrt der festen Züge, die ihn zu einer unterscheidbaren Gestalt machen könnten. An Stelle der Handlung tritt die Empfindung, die sich in Ausrufungen und Versicherungen über das Unzureichende menschlicher Sprache zur Darstellung göttlicher Dinge erschöpft, und dazu halten alle die Engel und Seraphim unendlich lange Reden, die den Fortgang der Handlung ermüdend verzögern. Das macht sich besonders geltend in den letzten zehn Gesängen, die, durch so viele Jahre hindurch gezogen, notwendig matter und matter werden mußten. So bemerkte denn schon Lessing, freilich indem er zugleich dem großen Publikum eine Zurechtweisung erteilte:

Wer wird nicht einen Klopstock *loben*?
Doch wird ihn jeder *lesen*? — *Nein*.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

Noch weniger wird Klopstock heutzutage gelesen, wo der Gedanke an das einst so enthusiastisch begrüßte Gedicht die Vorstellung von etwas Urlangweiligem hervorruft. Und doch ist der Messias nicht nur, wie Herder sagt, „*nächst Luthers Bibelübersetzung das erste klassische Buch unserer Sprache*“, sondern es enthält auch Schönheiten, die es noch heute — wenigstens in ausgewählten Abschnitten — höchst lesenswert machen. Wer es versteht, die harte gezwungene, undeutsche Form des Gedichtes durch gutes Vorlesen zu überwinden und Längen zu überschlagen, der wird auch heute einen sonst dichterisch empfänglichen Kreis dadurch erfreuen und erbauen! So ist z. B. der vierte Gesang, der die Beratschlagung des jüdischen Synedriums, die Verräterei des Judas, das letzte Abendmahl der Jünger mit Jesus, seinen Gang nach dem Ölberge enthält, zu einer solchen gemeinsamen Lektüre sehr geeignet. Mit welch einem meisterhaften Gleichnis hebt dieser Gesang sofort an:

Kaiphas aber lag noch, nach Satans dunkelm Gesichte,
Voller Angst auf dem Lager, von dem die Ruhe geflohn war,
Schlief bald Augenblicke, dann wacht' er wieder und warf sich
Ungestüm und voll Gedanken herum. Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gotteslengner sich wälzt, der kommende Sieger
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse
Und das Geschrei und der Tötenden Wut und der donnernde Himmel
Stürmen auf ihn: er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter die Toten und glaubt zu vergehen;
Drauf erhebt er sich wieder und ist noch und denkt noch und fluchet,
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen, sterbenden Händen
Himmelan Blut; Gott flucht er und wollt' ihn gerne noch leugnen
Also betäubt sprang Kaiphas auf und ließ die Versammlung
Aller Priester und Ältesten im Volk schnell zu sich berufen.

Abb. 85. Titelvignette Chodowiecki zu Klopstocks Messias, 7. Gesang, v. J. 1789. Maria und Portia, die Frau des Pilatus.

Ebenso ist die Begegnung der *Portia*, der Gemahlin des Pilatus, mit Jesu Mutter im siebenten Gesang höchst ergreifend. Daran könnte sich im zehnten die Schilderung der ersten Christen reihen, im zwölften der Tod der Maria, Lazarus' Schwester, im vierzehnten die Erscheinung des auferstandenen Heilandes, im neunzehnten die Zeit vor der Himmelfahrt.

Lessing hat darauf aufmerksam gemacht, daß Klopstock sich im Messias als ein „*Verteidiger unserer Religion*“ erweist. „Diese einzige Betrachtung,“ sagt er weiterhin, „sollte den Messias schätzbar machen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrlost sind oder sich selbst verwahrlost haben, daß sie die *poetischen Schönheiten* desselben nicht empfinden.“

In den lyrischen Dichtungen ist Klopstock in seinem eigentlichen Elemente, besonders in den Oden, die noch viel mächtiger wirken würden, wenn sie nicht in allen möglichen gelehrten Versmaßen des Altertums und in manchen neuerfundenen gedichtet wären. In einer Ode an J. H. Voß erklärte er dem Reim den Krieg. Die alten Sprachen hätten „zween gute Geister" gehabt, meint er, Wohlklang und Silbenmaß — Oden.

Die spätern Sprachen haben des Klangs noch wohl;
Doch auch des Silbenmaßes? Statt dessen ist
In sie ein böser Geist, mit plumpem
Wörtergepolter, der Reim, gefahren.

Red' ist der Wohlklang, Rede das Silbenmaß;
Allein des Reimes schmetternder Trommelschlag,
Was der? Was sagt uns sein Gewirbel,
Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

Wohl ist diese gänzliche Verwerfung des Reimes eine Einseitigkeit, und die Freunde des Reimes könnten Klopstock den Vorwurf des „Wörtergepolters" zurückgeben und ihn durch manches Beispiel aus seinen Oden begründen; auch ist es gewiß, daß diese fremdartigen Versmaße sich nie bei uns einbürgern können und daß ihre Anwendung jeden Eingang ins Volk unmöglich macht; aber anderseits steht es fest, daß Klopstock durch die Maße und Formen des klassischen Altertums sich ein großes Verdienst um unsere Sprache und Poesie erworben hat. „Er hat", sagt Vilmar, „durch diese reimfreien Verse uns von dem seelenlosen, handwerksmäßigen Klingeln und Klappern mit Reimen, von dem toten Formalismus, in welchen unsere Poesie versunken war, frei gemacht und uns die Richtung auf große Gedanken, als das den Vers erfüllende und die Dichtung eigentlich Erzeugende, auf große Gedanken, die mehr sind denn die Versform und der herkömmliche Reimklang, auf eine edele, erhabene und wahrhaft dichterische, nicht durch den bloßen Reimklang und hallenden Verston getragene Sprache mit solcher Entschiedenheit gegeben, daß das ganze nach ihm folgende Jahrhundert lediglich von ihm zu lernen hatte."

Der Grundton seiner meisten Oden ist die religiöse Begeisterung, sei es, daß er Freundschaft, Liebe, Natur oder Vaterland besingt. So zeigt es sich in seinen der Freundschaft gewidmeten Oden, im „Wingolf", worin der Leipziger Freundeskreis, aus dem die „Bremer Beiträge" hervorgingen, besungen wird, auch in der Ode „an Bodmer"; und die an Fanny und Cidli gerichteten Gedichte beweisen, wie der Gedanke an Gott und die Hingabe an die Geliebte bei ihm ineinander flossen.

Von ihr geliebet, will ich Dir feuriger
Entgegenjauchzen, will ich mein volles Herz
In heißern Hallelujaliedern,
Ewiger Vater, vor Dir ergießen!

singt er in seiner Ode „An Gott". Ebenso sieht er in der Natur stets eine Gottesoffenbarung und klagt, daß nur wenige diese Auffassung teilen, so u. a. in der Ode „Dem Allgegenwärtigen":

Wenige nur, ach wenige sind,
Deren Aug' in der Schöpfung
Den Schöpfer sieht! Wenige, deren Ohr
Ihn in dem mächtigen Rauschen des Sturmwinds hört,

Im Donner, der rollt, oder im lispelnden Bache,
Unerschaffner, Dich vernimmt!
Weniger Herzen erfüllt mit Ehrfurcht und Schauer
Gottes Allgegenwart!

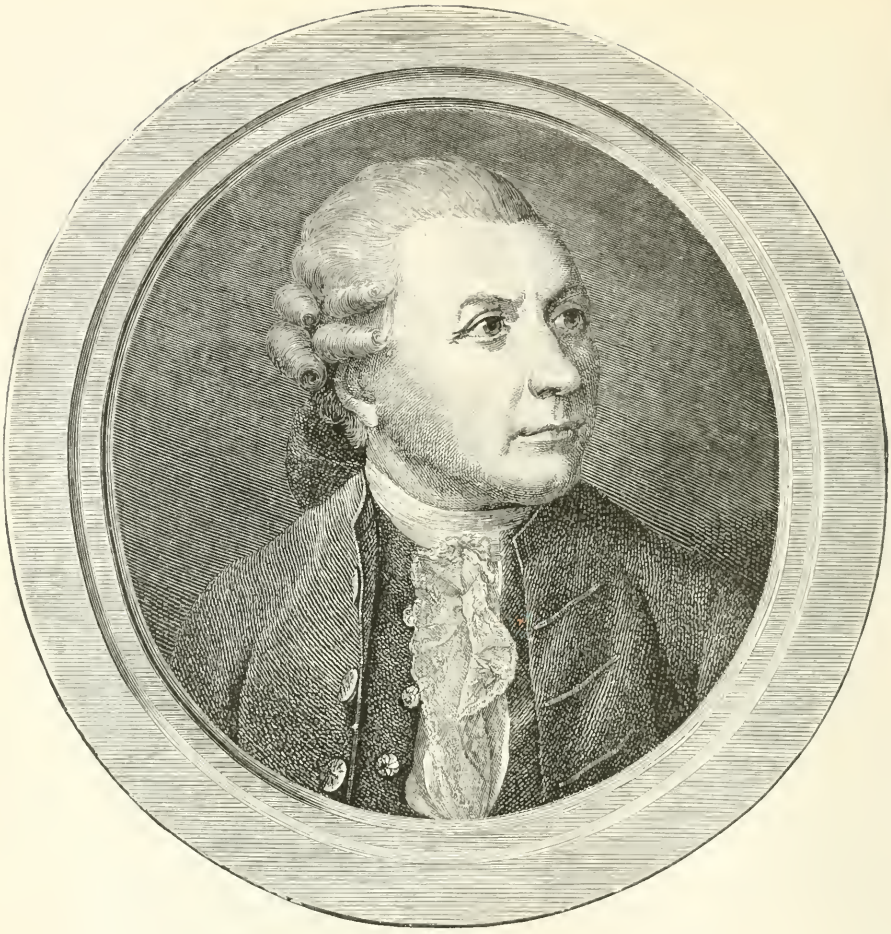


Abb. 86. Klopstock im mittleren Mannesalter. Nach einem gleichzeitigen Stich.

Am deutlichsten tritt in der Ode „Der Zürchersee“, die er während seines Aufenthaltes in Bodmers gastlichem Hause dichtete, die Verschmelzung irdischer und ewiger Gedanken hervor: Naturgenuß, Liebe, Ruhm, Freundschaft, alles gipfelt ihm in dem Streben,

So das Leben zu genießen
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Während aber in dieser Ode ein fröhlicher Ton vorherrscht, der auch in anderen Oden durchklingt (z. B. im „Rheinwein“: O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt; im „Eislauf“ u. a.), zeigt sich in vielen etwas krankhaft Weiches, Sentimentales, ein Freundschaftskultus, eine Thränenlust, eine überspannte Empfindelei und Spielerei mit dem Sterben, die fast ans Komische grenzt. Am übertriebensten tritt das in der Ode „Selmar und Selma“ hervor, in der die beiden Liebenden sich anjammern über den Gedanken, was derjenige, der den andern überlebe, in seinem Schmerz über den Tod des Geliebten thun werde. Selma versichert:

Ach, mein Selmar, wenn künftig der Tod uns Liebende trennet,
Wenn dein Geschick dich zuerst zu den Unsterblichen ruft:
Dann, dann wein' ich um dich mein ganzes übriges Leben,
Jeden schleichenden Tag, jede schreckliche Nacht!

während Selmar beteuert:

Selma, Selma, nur wenig bewölkte, trübe Minuten
Bring' ich, seh' ich dich tot, neben dir seelenlos zu!

Zuletzt kommt Selma auf den sehr vernünftigen Ausweg, mit ihm zusammen sterben zu wollen:

Selmar, ich sterbe mit dir!
Ich bete mit dir von dem Himmel
Diese Wohlthat herab. Selmar, ich sterbe mit dir!

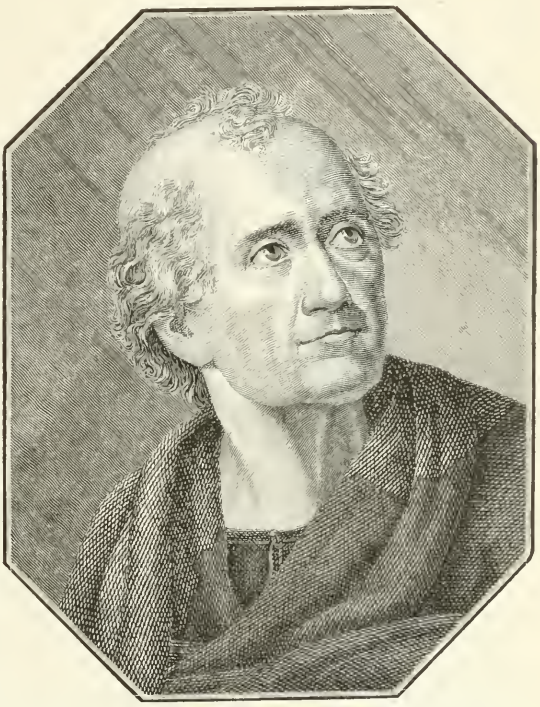


Abb. 87. Der alte Klopstock. Nach einem gleichzeitigen Stich.

In seinen späteren Oden tritt das Rhetorische immer mehr an die Stelle des Gedankenschwunges, die Sprache wird immer geschraubter, oft völlig dunkel und unverständlich, und das künstlich Gemachte wirkt erkältend. Dieselben Mängel haben seine „geistlichen Lieder", die er eigens für den öffentlichen Gottesdienst verfaßte und in denen er sich sogar zum Gebrauch des Reimes herabließ, nie zu Kirchenliedern werden lassen. Seiner aufrichtig frommen Überzeugung gibt er meist einen so studiert kunstvollen, oft schwerfälligen Ausdruck, daß man die Lust zum Singen dabei ganz verliert, obwohl er allen diesen Liedern bekannte Kirchenmelodien untergelegt hat. Neben dem rhetorischen Pathos herrscht der sentimentale Seufzerton darin vor, wie in vielen Oden. Doch ist eines unter diesen Liedern, das sich im Gebrauche der christlichen Gemeinde erhalten hat und noch heute an so manchem Grabe Trost spendet; es ist das herrliche Auferstehungslied: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh!" mit dem in neueren Liedersammlungen oft entstellten Schlusse, der richtig heißt: Geistl. Lieder.

Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann; lebt' ich
Im Heiligtume
Zu seines Namens Ruhme!
Halleluja!

Durch zahlreiche von Klopstocks Oden geht ein patriotisch begeisterter Ton. Freilich konnte er Friedrichs des Großen Bedeutung — abgestoßen durch dessen Verachtung seiner Sprache — nicht verstehen, aber die Herrlichkeit seines deutschen Vaterlandes hat er immer aufs neue gepriesen. Das Selbstgefühl und den Wetteifer unseres Patriotische Oden.

Volkes gegenüber dem Auslande hat er mit aller Energie gesporut, ja seinem „deutschen Mädchen“ stolze, allerdings etwas affektierte Worte in den Mund gelegt:

Zorn blickt mein blaues Aug' auf den,
Es haßt mein Herz
Den, der sein Vaterland verkennt!
— — — — — — — — —
Mein gutes, edles, stolzes Herz
Schlägt laut empor
Beim süßen Namen Vaterland!

Das Diplom als französischer Ehrenbürger, das er infolge seiner idealen Begrüßung der französischen Revolution erhalten, in welcher er eine neue Epoche der Menschheit anbrechen zu sehen meinte, paßte schlecht zu einem so grunddeutschen Mann. Bekanntlich schämte er sich desselben auch bald genug, verbrannte die Gedichte, die sich auf die Revolution bezogen, und bekannte in seiner Ode „Mein Irrtum“ (1793):

Ach, des goldenen Traumes Wonn' ist dahin!
Mich umschwebt nicht mehr sein Morgenglanz,
Und ein Kummer, wie verschmähter
Liebe, kümmert mein Herz.

Seine späteren vaterländischen Oden sind durch die Einmischung der nordischen Mythologie entstellt, wie er dann auch in seinen früheren die ursprünglichen griechischen Götternamen durch skandinavische, in jener Zeit zumal ganz unverständliche ersetzte. Aber selbst wo er irrte, wirkte er doch anregend durch seine wahre deutsche Gesinnung und seine männliche Begeisterung für sein Volk und Land.

Bardiete.

Auch seine „Bardiete“ (d. h. Bardenspiele), so verfehlt sie als Dramen sind, haben eine Wirkung auf das Nationalgefühl gehabt. Das älteste, „die Hermannsschlacht“, das Lessing übrigens in einem Briefe „ein vortreffliches Werk“ nennt, „wenn es auch schon etwa keine Tragödie sein sollte,“ wurde mit großer Begeisterung von der deutschen Jugend aufgenommen: das Gefühlsschwelgen darin sagte der Zeit zu, das Unhistorische derselben merkte damals niemand. In „Hermann und die Fürsten“ und „Hermanns Tod“ zeigte er, wie trotz Hermanns Eifer und Mut der Sieg verloren ging und Hermann durch die Uneinigkeit der deutschen Fürsten starb.

Biblische Dramen.

Ganz ungenießbar sind seine drei biblischen Dramen (Tod Adams, David, Salomo).

Trotz dieser großen Schattenseiten der Klopstockschen Poesie, ist sie doch die Morgenröte einer neuen Zeit gewesen, und wie man erzählt, daß der alte Blücher an dem Grabe des Messiassängers nie vorübergegangen sei, ohne das Haupt zu entblößen, so wird ihm auch unser Volk in aller Zukunft verdienten Dank zollen und ihm eine Ehrenstelle in seinen Erinnerungen wahren.

Klopstocks Nachahmer und Nachfolger.

Es konnte nicht fehlen, daß Klopstocks kühner Vorgang in der Poesie zur Nachahmung herausforderte. „Es gibt nur allzu viele," schrieb Lessing schon 1753, „welche sich durch ihre unglückliche Nachahmung dieser erhabenen Dichtungsart, ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zugänglich, sie aus dem Pöbel der Dichtung zu ziehen." Hunderte solcher nachahmenden Geister tauchten vorübergehend auf, um schnell wieder zu verschwinden; alle großen Züge in der Dichtung des Meisters karikierten sie durch Übertreibung, alle seine Schwächen verzerrten sie ins Ungeheuerliche und Widerliche. Aber es gab auch genug der strebenden Geister, die, durch den ersten Bahnbrecher der neuen Litteraturepoche heilsam angeregt, Tüchtiges, ja Hervorragendes in seiner Nachfolge leisteten, zu selbständigem Schaffen durchdrangen und selbstthätig in den Entwickelungsgang der Poesie eingriffen. Nur einige der bedeutenderen Namen aus beiden Klassen sollen hier hervorgehoben werden; zuerst eine Reihe von **biblischen Dichtern**, die, durch den „Messias" angeregt, etwas Ähnliches schaffen wollten.

Bodmers Noah.

Da dichtete Bodmer seinen „Noah" in zwölf Gesängen und in Hexametern, den er selbst für ein Meisterwerk hielt, der aber in der That ein ganz unlesbares Reimwerk ist voll endloser moralischer Reden und Sentenzen und — wo er schildert — voll komischer Stellen. So heißt es bei dem feierlichen Einzuge der Tiere in die Arche:

Nach ihm folgte das Federheer: zuerst das Geflügel
Mit krummhackigten Schnäbeln, gefräßige, beißende Vögel.
Dann die Arten des Spechts mit konvexen, klemmenden Schnäbeln,
Dann die so schwimmen, mit Schnäbeln und sägende Zähn' eingeschnitten,
Die ineinander schließen, und Häutchen an Klauen zu schwimmen ꝛc.

Eine Flut patriarchalischer Heldengesänge im Ton und in der Form des „Messias" folgte; u. a. versuchte sich auch der als Publizist und Staatsmann berühmte württembergische Freiherr Fr. Karl v. Moser an einem Epos „Daniel in der Löwengrube."

Auch der durch seine „physiognomischen Fragmente," wie durch seine Beziehungen zu Goethe bekannte **Lavater** war durch Klopstocks Poesie zur eigenen dichterischen Produktion angeregt worden.

Lavater.

Johann Caspar Lavater, 15. November 1741 in Zürich geboren, ein Schüler Bodmers und von 1768 bis an seinen Tod 1801 Pfarrer in seiner Vaterstadt, machte sich als zwanzigjähriger Kandidat durch eine kühne That berühmt, von der Goethe urteilte, „sie gelte hundert Bücher," indem er einen der Bestechung und Erpressung schuldigen hochgestellten Beamten zuerst zur Erstattung der erpreßten Summen aufforderte und, als derselbe dem Verlangen nicht entsprach, ihn durch eine anonyme Schrift anklagte, die er später öffentlich vor dem Rat siegreich verfocht. Sein Tod war die Folge des meuchelmörderischen Angriffes eines französischen Soldaten beim Einzug der Franzosen am 26. September 1799. Lavater untersagte bestimmt, nach dem Mörder zu forschen; fünfzehn Monate nachher, am 2. Januar 1801, starb er an den Folgen seiner Verwundung. Von der großen Welt ist Lavater, ähnlich wie von Goethe, abwechselnd verschieden beurteilt worden; zeitweise enthusiastisch verehrt, dann für einen Schwärmer und Heuchler gehalten, später objektiver und ruhiger aufgefaßt, wie in „Dichtung und Wahrheit." Neuerdings hat ihm Heinrich Thiersch eine gerechte Würdigung zu teil werden lassen.

Seine biblischen Epen „Jesus Messias“ und Joseph von Arimathia“ sind gänzlich verfehlte Nachahmungen seines Vorbildes, wie seine „Psalmen Davids“, seine „christlichen Lieder“ u. s. w. nur matte Nachklänge von Klopstocks Oden sind. Seine „Schweizerlieder“ sind Nachahmungen der Gleimschen Kriegslieder. Am berühmtesten wurde Lavater durch seine Schriften über Physiognomik, namentlich die „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“, die 1772—1778 in vier Großquartbänden mit vielen Kupfern zugleich deutsch und französisch erschienen und ungeheures Aufsehen machten, die jetzt aber nur noch unter die Kuriositäten der Litteratur zählen. Lichtenberg verspottete die träumerischen Phantasien Lavaters in seinem „Fragment von Schwänzen.“

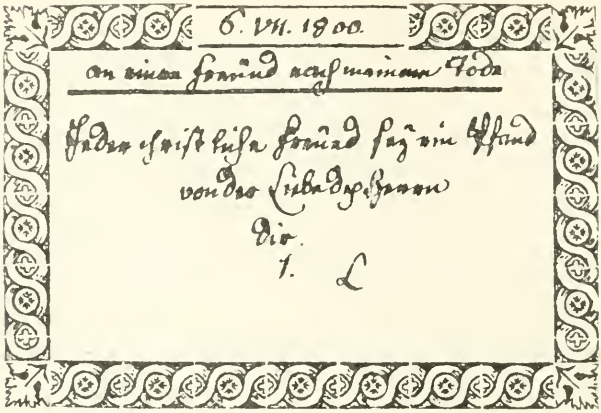


Abb. 88. Ein Albumblatt von Lavaters Hand. Im Besitz der Verlagshandlung.

Endlich trat auch, wie wir weiterhin sehen werden, der junge Wieland in Klopstocks religiöse Fußspuren.

Barden-poesie.

Durch Klopstocks vaterländische Oden, insbesondere durch seine „Bardiete“ begeistert, stimmte eine ganze Schar jüngerer Dichter die **bardisch-patriotische Poesie** — etwas derb, aber nicht unpassend „Bardengeheul“ genannt — an.

Der Name „Barden“ entstammt der irrigen Ansicht Klopstocks, daß, wie es bei den skandinavischen Völkern den Sängerstand der Skalden gegeben, unsere germanischen Vorfahren ebenfalls einen eigenen Sängerstand gehabt haben müßten. Das glaubte er aus den Anmerkungen, mit denen Gerstenberg sein Gedicht „Der Skalde“ begleitete, schließen zu dürfen. Als er nun seine „Hermannsschlacht“ schrieb, nannte er es „Bardiet“ nach einer Stelle in Tacitus' „Germania“, wo von dem „Barditus“, dem Kriegsgesange unserer Vorfahren, die Rede ist (vgl. S. 2). Und „Barden“ hießen ihm danach die Sänger selbst. In Wahrheit aber hat unser Volk niemals weder eine Sängerkaste noch den Namen „Barden“ gekannt; beides eignete dem keltischen Volksstamm (im Irischen heißt ein Dichter „bard“). Eine weitere Anregung zu seiner Bardenpoesie empfing Klopstock durch die Gedichte des keltischen (gälischen) Barden des III. Jahrhunderts,

Ossian. **Ossian**, König Fingals Sohn, die Macpherson gesammelt hatte und im Jahre 1760 ins Englische übersetzt herausgab. In England fanden diese in ihrer gälischen Form wohl aus dem XI. Jahrhundert, ihrem Stoff nach aus viel älterer Zeit stammenden Dichtungen großen Beifall, nicht minder aber in Deutschland, wo sie der herrschenden thränenreichen Richtung gerade entgegenkamen. Denn dieser von der Kritik vielumstrittene Ossian enthielt neben unleugbaren Schönheiten soviel nebelhafte Gebilde und gigantische Schatten voller Empfindsamkeit, daß er auf begabte und unbegabte Dichter mit einer unwiderstehlichen Gewalt und noch mehr auf die Leser und Leserinnen des großen Publikums wirkte, wie es Goethe anschaulich in „Werthers Leiden“ dargestellt hat.

Unter den Übersetzern und Nachahmern Ossians ist besonders merkwürdig

Denis. **Michael Denis** (1729—1800), ein Österreicher, Jesuit und Kustos der Hofbibliothek in

Wien, der sich „Barde Sined“ nannte und 1784 seine Übersetzung der Macphersonschen Lieder in Hexametern unter dem stolzen Titel „Ossians und Sineds Lieder“ in einer Prachtausgabe in Quart erscheinen ließ.

Ossians u. Sineds Lieder.

In diesem Prachtbande meldet Denis, daß Ossian ihm, dem deutschen Barden, seine „Telyn“ (Harfe) hinterlassen habe. Deshalb vereint er kühn seine eigenen Lobgedichte auf Maria Theresia und Joseph II mit Ossians Gesängen. — Nächst Ossian feierte der österreichische Poet und Jesuit den norddeutschen und protestantischen Klopstock aufs begeistertste und besang ihn als „den obersten Barden Teuts“ nicht ohne dichterischen Schwung, ja, er dichtete auf Gellerts Tod eine bardenhafte „Klage,“ und in der That erwarb er sich dadurch ein Verdienst, daß er in Wien für die neuerstandene deutsche Poesie den Sinn weckte. Sonst stand er in den Kriegen mit Preußen eben so feurig zum Hause Österreich, wie Gleim und seine Freunde zum Hause Hohenzollern. Ihm ist Maria Theresia

Die große Kaiserin, des Höchsten Augenmerk,
Des Himmels Meisterwerk, der Tugend Wunderwerk ꝛc.

So sehr er aber auch den Gegner seiner Kaiserin der Ungerechtigkeit bezichtigt, er kann sich doch nicht enthalten, ihn zu bewundern:

Ob Preußens Friederich ein großer Feldherr sei,
Kann nur ein blinder Haß in Zweifel setzen.
Man denke, was man will. Ich bin der Wahrheit treu;
Die lehrt mich Tugenden sogar am Feinde schätzen.

Und nun zählt er solche auf. Man sieht, Denis war ein gemütlicher, gutmütiger Mann — ein Dichter war er freilich nicht.

Kretschmann.

Der Hauptbarde war **Karl Friedr. Kretschmann** (1738—1809), Doktor der Rechte und zuletzt Gerichtsaktuar in seiner Vaterstadt Zittau in der Oberlausitz. Sein Hauptwerk „Der Gesang Ringulphs des Barden, als Varus geschlagen war“ erschien 1769. Auch Hermanns Tod besang er. Im Gegensatz zu Klopstock verwandte er im „Bardiet“ den Reim, suchte aber sonst sein Vorbild noch in großen Kraftworten zu überbieten; auch war er in seiner Zeit so berühmt, daß es hieß: „außer Klopstock und Denis habe er allein den einzigen wahren Bardenton getroffen,“ und Gleim fand in ihm einen „vollendeten Ausdruck des Bardentums.“ Auch eine Abhandlung über das Bardiet hat Kretschmann geschrieben, worin es heißt: „der Hauptton des Bardiets ist der innere Bardengeist.“ Was dieser „innere Bardengeist“ sei, wußte die ganze Bardengesellschaft aber wohl ebenso wenig wie wir.

Gerstenberg.

Aus dem weiteren Bardenchor verdient noch Erwähnung **Heinr. Wilh. v. Gerstenberg**, geb. zu Tondern 1737, † 1823 in Altona. Er war zuerst Anakreontiker, dann „dänischer Grenadier“ nach Gleims Muster, dann Skaldensänger, doch sang er in gereimten Jamben seine Klage über den Fall der alten Götter des Nordens. Am meisten Ruhm erlangte er durch seine Tragödie „Ugolino“, die zugleich eine Vorläuferin der „Sturm- und Drangpoesie“ war. Der Stoff ist aus Dantes Hölle entnommen: Ugolino, Feldherr der Pisaner, wird von dem Bischof Ruggiero, seinem Todfeinde, unter der Maske der Freundschaft verführt, nach der Fürstenmacht über Pisa zu streben, dabei aber zu Grunde gerichtet und mit seinen drei Söhnen in einen Turm gesperrt, um Hungers zu sterben. Das ganze Stück spielt im Kerker und schildert das entsetzliche Schicksal der vier Unglücklichen in gräßlicher, widerwärtiger Weise. Zuletzt sitzt Ugolino, der im Wahnsinn einen seiner Söhne erschlagen, unter den Leichen der Seinigen und wird allmählich von dem fürchterlichsten Hunger aufgerieben. Ungeachtet mancher Schönheiten ist das Ganze doch so haarsträubend, daß es geradezu widerwärtig wirkt. Dennoch begrüßte es Klopstock nicht nur beifällig, sondern rühmte sich noch „des kleinen Verdienstes, Gerstenberg aufgemuntert zu haben.“

Nicht zum Bardenchor gehörig, aber in ähnlicher Weise ein Verehrer und Nachahmer Klopstocks, dessen „Messias“ er im Württembergerland mit großem

Erfolg vortrug, war **Schubart**, der allmählich ganz in das wüste Treiben der Originalgenies geriet und darüber zu Grunde ging.

Schubart. **Chr. Dan. Friedr. Schubart**, geb. 26. März 1739 zu Obersontheim in Schwaben, studierte in Erlangen Theologie, ohne sein Ziel zu erreichen, wurde dann Schullehrer und Organist, zuerst in Geißlingen, dann in Ludwigsburg. Nur zu bald verfiel er wieder in das rohe und wüste Leben, das er schon auf der Universität geführt; dazu konnte er seine Zunge nicht zügeln, schrieb ein satirisches Gedicht gegen einen angesehenen Hofmann, wurde seines Amtes entsetzt, ins Gefängnis gesperrt, dann des Landes verwiesen. Nun trieb er sich in verschiedenen Städten umher, gab auch zeitweise ein politisches Oppositionsblatt heraus, las in s. g. „Lesekonzerten" den Messias mit großer Begeisterung, dazu andere Poesieen und trug Musikstücke vor. In Ulm beleidigte er den österreichischen Ministerresidenten, General von Ried, der ihn nach Ungarn bringen lassen wollte. Herzog Karl Eugen von Württemberg, den Schubart wegen der Karlsschule in einem Epigramm:

Als Dionys aufhörte, ein Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein —

verspottet hatte, ließ ihn auf württembergisches Gebiet locken, dort aufheben und auf dem Hohen-Asperg gefangen setzen. Zehn Jahre wurde er dort von der Willkür seines Kerkermeisters, des General Rieger, gepeinigt und erst auf Verwendung des preußischen Hofes freigelassen. Nun gab ihm der Herzog auch eine Stellung als Direktor der Hofmusik, sowie als Hof- und Theaterdichter. Die Kraft des unglücklichen Mannes war aber durch die lange Kerkerhaft gebrochen; er starb bereits im Jahre 1791. — In seinen Gedichten bemerkt man vielfach Klopstocks Einfluß, aber neben Hohem und Zartem begegnet man bei ihm nur zu oft rohen und gemeinen Ausbrüchen. Am berühmtesten war sein Lied wider die Tyrannen „Die Fürstengruft":

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt! ꝛc.

Daneben ist sein bestes Gedicht das einst vielgesungene Abschiedslied der von Herzog Karl an die Holländer verkauften Soldaten oder das „Kaplied". Schwungvoll und echt patriotisch ist sein „Hymnus auf Friedrich den Großen"; ergreifend seine lyrische Rhapsodie „Der ewige Jude," doch wären seine Poesieen wohl schon längst vergessen, wenn sein trauriges Schicksal ihnen nicht einen erhöhten Wert in den Augen der Mit- und Nachwelt gegeben hätte; dazu kam der Eindruck, den Schubart auf Schiller machte, und der Einfluß, den er dadurch auf dessen Poesie übte.

Naturdichter. Ein anderes Element der Klopstockschen Poesie, das man zuweilen die „mystische Naturandacht" genannt hat, nahmen die **Naturdichter** auf. Ein schwärmerisches Versenken in die Natur, eine Sehnsucht nach dem Frieden und dem Glücke, das dieselbe im Gegensatz zu den Schranken des zivilisierten und verfeinerten Lebens bieten soll, sind die ihnen gemeinsamen Grundzüge: das Empfindsame, Schwermütige, Himmelnde herrscht in ihren Dichtungen vor. Ein Hauptvertreter dieser Dichtergruppe ist **Geßner**, der berühmte Idyllendichter.

Geßner. **Salomon Geßner**, 1. April 1730 in Zürich geboren, zeigte als Knabe nur fürs Zeichnen Begabung, wurde aber zum Buchhändler bestimmt und nach Berlin geschickt, wo durch Ramler sein poetischer Sinn erweckt wurde. Später übte Klopstock einen bestimmenden Einfluß auf seine Dichtung. Nach Zürich zurückgekehrt, übernahm er die Buchhandlung seines Vaters, illustrierte und verlegte seine Idyllen, wie andere Werke (S. 325), wurde Mitglied des großen Rates und starb 2. März 1788. — Geßner galt seiner Zeit als ein Dichter erster Größe und wurde nach seinem griechischen Vorbilde der „deutsche Theokrit" genannt. In seinen wohlklingenden Idyllen ist viel Anmutiges, aber auch viel süßliches Getändel, und

Abb. 89. Salomon Geßner. Nach dem Stich von Haid v. J. 1774.
Unterschrift: Die Reize des Landlebens in gelungenem Liede und mit dem Grabstichel darstellend macht er Zürich berühmt.

seine Naturmenschen sind meist „körperlos ineinander verschwimmende Abstraktionen"; die beste darunter ist „der erste Schiffer". — In seinem „Tode Abels" hat er sich Klopstocks „Messias" zum Vorbilde genommen; es finden sich auch manche erhaben schöne Stellen darin, die Hauptcharaktere aber sind weich und verschwommen. — In seinen „Züricher Novellen" hat Gottfr. Keller den liebenswürdigen Dichter lebenstreu geschildert.

Bronner. Geßners bedeutendster Schüler war **Franz Xaver Bronner** (1758—1850), der aus dem Benediktinerkloster zu Donauwörth entflohen, bei Geßner liebevolle Aufnahme fand. Seine „Schifferidyllen" übertreffen die seines Meisters an Wahrheit der Handlung, sind aber sonst von dem empfindsamen Grundzuge nicht frei.

Innerlich verwandt mit den Idyllendichtern waren **Matthisson** und **Salis**, zwei „poetische Landschaftsmaler".

Matthisson. **Friedrich von Matthisson**, geb. 1761 im Magdeburgischen, studierte zuerst Theologie, dann Philosophie und Naturwissenschaften, wurde Hofmeister und lebte danach in verschiedenen Stellungen an den Höfen zu Dessau und Württemberg; er starb als Privatmann 1831 zu Wörlitz. — Schiller hat Matthissons Ruhm gewissermaßen geschaffen, gegen den sich dann die romantische Schule zürnend und vernichtend erhob. Sanfte Schwermut, die aber oft nur erkünstelte Empfindsamkeit ist, die Gabe, ein Landschaftsbild in wenig Strichen anschaulich vor die Seele zu zaubern, und musikalischer Wohllaut zeichnen seine Gedichte aus. „Das Mondscheingemälde", „Die Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben" und die „Abendlandschaft" charakterisieren am besten seine Art. Seine „Adelaide" wird noch heute mit Beethovens Musik oft gesungen:

Einsam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten,
Mild vom lieblichen Zauberlicht umflossen,
Das durch wankende Blütenzweige zittert,
Adelaide.

Abb. 90. Titel von Sal. Geßners Schriften, Zürich 1770. Von ihm selbst radiert. Als Beispiel des Büchergeschmacks im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts.

Abb. 91. Matthisson, nach einem gleichzeitigen Stich.

In der spielenden Flut, im Schnee der Alpen,
In des sinkenden Tages Goldgewölken
Im Gefilde der Sterne strahlt dein Bildnis,
Adelaide.

Abendlüftchen im zarten Laube flüstern,
Silberglöckchen des Mais im Grase säuseln,
Wellen rauschen und Nachtigallen flöten:
Adelaide.

Einst, o Wunder, erblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen
Adelaide.

Salis.

Johann Gaudenz v. Salis-Seewis, geb. 1762 zu Seewis in Graubünden, diente als Hauptmann in der Schweizergarde zu Versailles, bis die Revolution ihn aus Frankreich vertrieb; später lebte er in Chur als Stadtvogt und Kanton-Oberster; † 1834. — Selbst Eichendorff, der diese Naturdichter als „Dekorationsmaler" verspottet, gibt zu, daß Salis am naturwahrsten gewesen; dazu hat er auch etwas Männlicheres und Kräftigeres als Matthisson. So warnt er die Männer vor Weichlichkeit:

Ziemt sich für Männer das weibliche Sehnen?
Wünscht ihr verzagend zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten;
Viel auch des Guten ist noch nicht gethan,
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

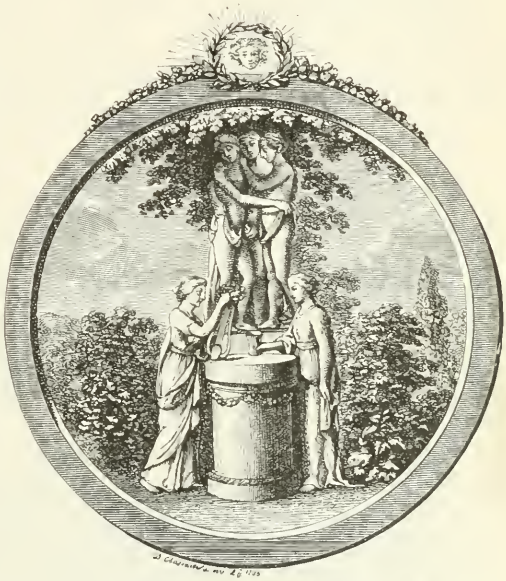


Abb. 92. Titelvignette zu Matthissons Gedichten von Chodowiecki v. J. 1793, zu dem Gedicht „Die Grazien".

Dennoch geht durch seine Gedichte meist eine ermüdende Wehmut und Sehnsucht, ein unbefriedigtes Heimweh und oft eine öde Hoffnungslosigkeit, wie in seinem berühmten „Grab":

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land ꝛc.

Tiedge.

An Matthisson schloß sich in seinen Liedern, Oden und Elegieen noch **Tiedge** (1752 bis 1840) an, der sonst dem Gleimschen Kreise angehörte und durch sein Lehrgedicht „Urania, über Gott, Unsterblichkeit und Freiheit", das früher als ein rationalistisches Evangelium galt und noch heute „schöne Stellen" für Stammbücher liefert, seiner Zeit besonders berühmt war. Von seinen Liedern wurde das einem kleinrussischen Volksliede nachgebildete „Schöne Minka, ich muß scheiden" lange mit Vorliebe gesungen.

Weit bedeutender als die bisher geschilderten Nachfolger Klopstocks ist ein Dichterbund, der in Göttingen unter seinem Panier entstand und gewöhnlich der **Hainbund** genannt wird, obgleich die Glieder desselben ihn nie so genannt haben. In der erst 1737 eröffneten, aber rasch emporgeblühten Universität Göttingen, deren schon im Leben Hallers (S. 306 f.) und Kästners (S. 313 f.) Erwähnung

geschah, studierte ums Jahr 1772 eine ganze Anzahl poetisch angeregter und begabter junger Leute, die **Christian Boie** zur Mitarbeit an seinem **„Musenalmanach"** um sich vereinigte.

Boie. **Heinr. Chr. Boie**, geb. 1744 zu Meldorf in Ditmarschen, studierte 1763 die Rechte, beschäftigte sich aber mit Vorliebe mit der schönen Litteratur. Durch den seit 1765 in Paris erscheinenden „Almanac des Muses" angeregt, unternahm er die Herausgabe eines deutschen Musenalmanachs, dessen erster Jahrgang 1770 herauskam. 1775 wurde er Staatssekretär zu Hannover, 1781 dänischer Justizrat und Landvogt in Süder-Ditmarschen, † 1806 in Meldorf. — Boie war ohne poetische Begabung und reimte nur — wie er es selbst nannte — „so 'mal die Idee eines anderen, oder was ihm so von ungefähr durch den Kopf ging."

Musenalmanach. Der erste Jahrgang des Musenalmanachs, den er — von Kästner mit Rat und That unterstützt — zusammen mit **Gotter** (geb. zu Gotha 1746 und dort gestorben 1797) herausgab, enthielt meist schon gedruckte Sachen in guter Auswahl, von Gleim, Ramler ꝛc., besonders von Klopstock. Als Gotter 1770 fortging, setzte Boie den „Musenalmanach" mit dem Nebentitel „Poetische Blumenlese" allein fort, brachte aber fast nur Originalsachen von auswärtigen Dichtern und solchen, die sich in Göttingen befanden, insbesondere von Bürger, Hölty und Miller. Im Frühling 1772 kamen J. H. Voß, Cramer, der Sohn des Freundes Klopstocks, und Hahn nach Göttingen. Diese alle, Klopstocksverehrer und Bardenschwärmer, bildeten mit Boie und einigen anderen, welche die Poesie lieb hatten, ohne sie zu üben, eine litterarische Gesellschaft, die sich der Reihe nach bei einem von ihnen, gewöhnlich Sonnabends nachmittags versammelte. Jeder zeigte

Abb. 93. Die Weender Papiermühle bei Göttingen, in deren Nähe am 12. September 1772 der Hainbund gestiftet wurde. Nach einem alten Stich.

dann seine Produkte vor; Boie, der den Vorsitz führte, verbesserte und entschied über die Aufnahme in den Almanach. Durch Boies umfassenden Briefwechsel hatte man Fühlung mit Auswärtigen, wie Ramler, Gleim, Wieland, Lessing, Klopstock u. s. w. Lange herrschte ein ruhiger, gemäßigter Ton in den Zusammenkünften — anders wurde es, als Cramer und Hahn, ein paar ungestüme Köpfe, Einfluß gewannen: durch sie besonders wurde Klopstock zum poetischen Haupt der Genossenschaft erhoben und der Bardengeist in den Kreis eingeführt. So kam denn der Tag heran, an dem aus der poetischen Gesellschaft ein schwärmerischer Bund wurde. Es war Freitag, am 12. September 1772, als mehrere der Freunde, unter denen sich Miller, Hahn, Hölty und Voß befanden, spät abends nach

Stiftung des Hainbundes.

einem nahe gelegenen Dorfe gingen. In einem Briefe schreibt Voß seinem Freunde, dem Prediger Brückner, über diesen Tag:

„Ach, den 12. September, da hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Millers, Hahn, Hölty und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unseren Urteilen gegeneinander zu beobachten, und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Los zum Ältesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen."

Das war die Geburtsstunde des Göttinger Bundes, über die es in einem späteren offiziellen Schreiben an Klopstock heißt: „Da die Eichen rauschten, die Herzen zitterten, der Mond uns strahlender ward, und Bund für Gott, Freiheit und Vaterland in unserm Kuß und Handschlag glühte — —"

Das „nahegelegene Dorf," zu welchem die Bundesbrüder am 12. September 1772 und seitdem noch manchesmal pilgerten, heißt Weende, und seine Umgebung ist wohl geeignet, Naturfreunde zu entzücken. Östlich davon breitet sich nämlich ein kesselförmiges anmutiges Thal aus, welches von mäßig hohen Bergen begrenzt wird. Der Rand und die inneren steilen Abhänge des Kessels, sowie ein Teil des kleinen Thalgrundes sind mit uralten Eichen, Buchen, Pappeln und allerlei Fruchtbäumen besetzt. Am Eingange dieses Thales liegt ein Gebäude, welches noch heute die „Papiermühle" genannt wird, obgleich es schon seit mehreren Jahren in eine Tuchfabrik umgewandelt worden ist. Wenige Schritte dahinter entspringt die Weende, ein kleiner Bach, aus mehreren krystallhellen Quellen, die so mächtig aus der Erde hervorsprudeln, daß er die Räder der Fabrik und weiterhin noch mehrere Mühlen in und unterhalb des Dorfes gleichen Namens treibt, bevor er sich in die Leine ergießt. In dem Hain (Eichengrund) bei der Papiermühle gründeten die Göttinger Musensöhne ihren kurzlebigen, aber nicht einflußlosen Bund. Dort stand wohl auch die „Eiche des Bundes", von der Hahn an Klopstock schreibt: „O nicht umsonst rauschte sie stolz, als wir neulich in der Mitternacht ausgingen, zum Feste des zweiten Julius (Klopstocks Geburtstag) Zweige zu brechen. Gerade über ihr stand ein funkelnder Stern. Wir kündigten ihr uns von ferne als den Bund fürs Vaterland an, liefen und riefen ihr Wodans Gesang entgegen, traten hierauf still und langsam näher hinzu, faßten Äste, brachen Zweige und riefen laut: Unserem Vater Klopstock!"

Man sieht, die Eiche, der altehrwürdige Baum der Germanen, teilte dem jungen Geschlechte etwas von der Kraft der von ihr durchlebten Jahrhunderte mit; es ist, als ob man den Bardenchor aus Klopstocks „Hermannsschlacht" sie umrauschen hörte:

Höret Thaten der vorigen Zeit!
Zwar braucht ihr, euch zu entflammen, die Thaten der vorigen Zeit nicht,
Doch tönen sie eurem horchenden Ohr
Wie die Frühlingsluft in der Eiche.

Da Klopstock in vielen seiner Oden den griechischen Parnaß als „Hügel" dem deutschen Musensitze, dem „Haine" entgegengestellt hatte, nannte sich die in seinem Geiste geschlossene Dichtergenossenschaft der „Hain" oder auch der „Bund." Der Name „Hainbund" ist nie von ihnen gebraucht worden und wurde zuerst im Jahre 1804 von Voß aus irrtümlicher Erinnerung angewendet. In Klopstocks Sinne fühlten sich

die Dichterfreunde als Barden und gaben sich demgemäß eigene Bardennamen. So hieß Voß zuerst Gottschalck, später Sangrich; Miller hieß Minnehold; Hahn — Teuthart; Hölty — Haining; und Boie als Leiter der Versammlungen erhielt den Namen des Chorführers Werdomar aus Klopstocks „Hermannsschlacht."

Am 26. Oktober fand eine feierliche Sitzung des Bundes zur Verherrlichung Klopstocks statt. Voß schreibt darüber:

„Boie, unser Werdomar, oben im Lehnstuhl, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler, Gesundheiten wurden getrunken. Boie nahm das Glas, stand auf und rief: ‚Klopstock!' Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun ‚Ramlers!' nicht voll so feierlich;

Die Fortsetzung hangt von dem Beyfall des Publikums ab. Verlangt man sie, so wünscht der Verleger die Beyträge vor Ende des halben Jahres zu erhalten, weil die Verhinderungen, die bisher die Ausgabe verzögert haben, diesmal wegfallen.

Abb. 91. Aussehen des Göttinger Musenalmanachs. Titelblatt und eine Seite der Vorrede vom 2. Jahrgange 1771. (In Sardonica = Auf einem Sardonyx.)

‚Lessings, Gleims, Geßners, Gerstenbergs, Uzens' u. s. w. — Jemand nannte ‚Wieland!' Man stand mit vollen Gläsern auf und rief: ‚Es sterbe der große Sittenverderber Wieland! Es sterbe Voltaire!' ꝛc."

Am 5. Dezember wurden die beiden Grafen Stolberg in den Bund aufgenommen. Niemand war entzückter darüber als Voß. Am folgenden Tage schreibt er:

„Die Grafen Stolberg — ach! welche Leute sind das! — — Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst und ohne den kleinen Stolz — kurz! Leute, die Klopstock schätzt und liebt in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, denk' ich; und den hab' ich gemacht! Gleim spricht mit Enthusiasmus von uns, und Klopstock hat in einer Gesellschaft gesagt, daß Göttingen voll junger Patrioten wäre."

Am 9. Dezember 1772 wurde der Schluß des „Messias“, von dem Klopstock die Aushängebogen ihnen zugehen ließ, im Bunde vorgelesen, und daran anknüpfend legten mehrere Mitglieder Gelübde der Tugend ab. Klopstock wurde immer mehr der Abgott des Bundes. Wie entzückt waren die Göttinger Schwärmer, als er jedem von ihnen durch die Stolbergs einen Kuß und einen Kupferstich, der die heilige Muse darstellte, zusandte!

Am 2. Juli 1773 wurde Klopstocks Geburtstag, dessen oben bereits gedacht wurde, glänzend gefeiert. „Gott wollte,“ schreibt Voß, „die Welt segnen, und — es ward Klopstock!“ Dann heißt es weiter:

„Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkoien bestreut, und auf ihm seine sämtlichen Werke. Unter dem Stuhl lag Wielands Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen des Messias, und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee; — die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden, und auf den zerrissenen „Idris“ stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken, des Bundes Gesundheit ꝛc. Klopstocks Ode, der Rheinwein, ward vorgelesen, und noch einige andere. Nun ward das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, und du kannst denken, wie! Dann aßen wir, punschten, und zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildnis.“

Dazwischen wurde übrigens allen Ernstes gearbeitet. Bei den wöchentlichen Sitzungen lag auf dem Tisch neben Klopstocks Dichtungen ein Buch in schwarzem Lederband, genannt das „Bundesbuch“, auf dessen leere Blätter nur die von Boie für würdig befundenen und von allen Bundesmitgliedern anerkannten Gedichte eingeschrieben wurden. Nur langsam füllten sich die Blätter, obgleich allwöchentlich viel produziert wurde. Alles aber suchte in Klopstocks Sinn zu singen von Deutschheit, Vaterlandsliebe, Unsterblichkeit und Freundschaft, von der künftigen Geliebten und dem holden Monde. Charakteristisch für die überweiche Stimmung ist ein Brief, den Voß an **Ernestine Boie**, des Bundeshauptes jüngste Schwester, schrieb. Ohne dieselbe je gesehen zu haben, stand er mit ihr im intimsten Briefwechsel, der später zum Verlöbnis und zur Vermählung der beiden führte. Es heißt darin: Bundesbuch. Ernestine Boie.

„Der 12. September (1773) wird mir oft noch Thränen kosten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg — und ihrem vortrefflichen Hofmeister Clauswitz. Den Sonnabend (11. Sept.) waren wir bei Ihrem Bruder versammelt. Der ganze Nachmittag und der Abend noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich: einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Dies sind die bittersten, Ernestinchen; bitterer als die über die Wangen strömen. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein, und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Wir sprachen indes noch vieles von unserem künftigen Briefwechsel, von jedes vermutlicher Bestimmung, von Mitteln, wie wir wieder einmal zusammenkommen könnten, und dergleichen bittersüße Gespräche mehr. Unser Trost war noch immer der folgende Abend — da waren wir schon um 10 Uhr auf meiner Stube versammelt und warteten. — — Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, wer will sie beschreiben? — — Jeder wollte den anderen aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam, — — man lachte, und die Thräne stand im Auge — alles Zurückhalten, alle Verstellung war vergebens; die Thränen strömten — — — das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmütiger zu machen und sangen Millers Abschiedslied, und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: „Nun, meine Kinder, es ist Zeit!“ Ich flog auf ihn zu und weiß nicht mehr, was ich that. Miller riß den Grafen ans Fenster und zeigte ihm einen Stern. — Wie ich Clauswitz losließ, waren die Grafen weg — — —

(tags darauf) standen jedem noch Thränen im Auge. Die ganze Woche sind wir melancholisch! — — — — Ach, Ernestinchen, der Tod einer Schwester kann nicht trauriger sein, als der Abschied von Freunden, die man vielleicht nicht wieder sieht!"

Im Frühjahr 1774 reiste Boie nach Hamburg und brachte einen Brief von Klopstock an den Bund mit. Da schreibt Voß jubelnd an Brückner:

„Der größte Dichter, der erste Deutsche von denen, die leben, der frömmste Mann, will Anteil haben an dem Bund der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige andere, die deutsch sind, einladen, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen. Zwölf sollen den inneren Bund ausmachen. Jeder nimmt einen Sohn an, der ihm nach seinem Tode folgt; sonst wählen die Elfe. — Ohne Einwilligung des Bundes darf künftig niemand von uns etwas drucken lassen. Klopstock selbst will sich diesem Gesetz unterwerfen."

Am 2. Juli 1774, dem fünfzigsten Geburtstage Klopstocks, wurde Leisewitz, ein Freund Höltys, einstimmig in den Bund aufgenommen. Um Michaelis erschien Klopstock selbst in Göttingen auf seiner Reise nach Karlsruhe. Voß erzählt von diesem Besuche:

Klopstock im Bunde.

„Weil es, aller Vorsicht ungeachtet, ausgekommen war, schrieb mir Klopstock, daß ich mit Hölty und Boies jüngerem Bruder nach Bovenden, eine halbe Meile von hier kommen sollte, dort wollte er den Tag mit uns zubringen, bloß die Nacht in Göttingen schlafen und des Morgens gleich weiter fahren. Das war ein Tag! Wir aßen ländlich und so vertraut wie Landleute, und den schönen, hellen Nachmittag waren wir im Garten. — — — In der Dämmerung kamen wir mit unserm großen Gast nach Göttingen und logierten ihn auf Boies Zimmer (der verreist war). — Aber in ganz Göttingen waren weder Post- noch Mietpferde zu bekommen, weil die Leute das schöne Wetter zum Einfahren des Heus benutzten. Klopstock blieb also den Montag dazu — wir saßen den ganzen Tag um ihn herum, und er erzählte. Mit dem Bunde hat er große Dinge im Sinn, sein Plan ist aber noch nicht vollständig bestimmt. — —"

Auflösung d. Bundes.

Es war das letzte Aufglühen der Herrlichkeit des Bundes gewesen; bald danach löste derselbe sich dadurch auf, daß seine Mitglieder in alle Welt zerstreut wurden. Als Boie von seiner Reise nach Göttingen zurückkehrte, fand er nur noch Voß, dem er die Leitung des Musenalmanachs anvertraute, da er die Reisebegleitung eines Engländers nach Frankreich und Italien übernommen hatte. Zu Ostern 1775 siedelte auch Voß nach Wandsbeck über, um dort am Musenalmanach weiterzuarbeiten, seiner Braut in Flensburg näher zu sein und mit Klopstock, Claudius und den Stolbergs zu verkehren. „Der Bund war gesprengt und wie Jugendrausch verflogen. Das Bundesbuch, das Klopstock bevorworten wollte, ist niemals erschienen. Der Musenalmanach war das Bundesbuch."

Bedeutung d. Bundes.

Und doch ist der kurzlebige Dichter- und Freundesbund nicht vergeblich gewesen, soviel Jugendspielerei und Jugendaustoben auch darin steckte. Von der sittlich reinen, idealen Strömung, die ihn belebte, ist eine mächtige Anregung für die Mitglieder selbst, wie für Deutschlands Dichter überhaupt ausgegangen; „als die beste Pflanzschule Klopstocks", sagt Vilmar, „aus welcher der Same, den er ausgestreut, auf den verschiedensten Boden getragen wurde, so daß eine Fülle der mannigfaltigsten Blüten, aus diesem Samen hervorwuchs, kann dieser Bund allerdings betrachtet werden."

Der alte Göttinger Musenalmanach stand nur ein Jahr unter der Redaktion von Voß; denn als dieser — um im Selbstverlag einen höheren Gewinn zu erzielen — den Jahrgang 1776 (dessen Titelblatt ich auf S. 352 mitteile) in Lauenburg drucken ließ, setzte auch der Göttinger Verleger das Unternehmen seinerseits, zunächst unter Göckings Redaktion, fort, ja dieser ursprüngliche alte Musenalmanach hat den neuen Voßischen noch um drei Jahre überlebt und ist erst 1803 eingegangen.

Folgen wir nun etwas eingehender den Bundesgliedern in ihrem Lebens- und Dichtungsgange vor und nach der Bundeszeit. Ich beginne mit **Bürger**, der sich in Göttingen selbst am frühesten an Boie angeschlossen und ihm bereits

Poetiſche

Blumenleſe

Für das Jahr

1 7 7 6.

Von den Verfaſſern der bisherigen Göttinger Blumenleſe,

nebſt

einem Anhange

die

Freymaurerey betreffend:

Herausgegeben

von

J. H. Voß.

Lauenburg,

gedruckt bey Johann Georg Berenberg.

Abb. 95. Titel und Titelkupfer des Voßiſchen Muſenalmanachs für 1776.

für 1771 einen Beitrag zum Almanach geliefert hatte, obgleich er ſonſt dem Bunde nur äußerlich angehörte.

Bürgers Leben.

Gottfried Auguſt Bürger wurde in der Sylveſternacht 1747 zu Molmerswende im Mansfeldiſchen geboren, wo ſein Vater Prediger war. Schon als Knabe zeigte er Anlage zum Dichten, aber ſonſt nicht große Begabung und noch weniger Stetigkeit im Lernen. Nach dem frühen Tode des Vaters nahm der Großvater ſich ſeiner an; höchſt bedauerlicherweiſe nötigte dieſer aber den Enkel, wider ſeine Neigung in Halle Theologie zu ſtudieren. Statt an die Theologen ſchloß ſich Bürger jedoch an die Philologen, beſonders an den etwas lockern, übel berüchtigten Klotz an, der einen ſchlimmen Einfluß auf ihn übte und ihn in ſein wüſtes, ausſchweifendes Leben mit hineinriß. Entrüſtet rief ihn der Großvater zurück, geſtattete ihm aber einen Studienwechſel; in Göttingen ſollte er zur Jurisprudenz übergehen. Nicht lange indes dauerte es, ſo war der erſte Eifer dafür auch vorüber, und die alte Luſt zu lockerem Leben gewann die Oberhand; bald trieb er es ſo arg, daß der erzürnte Großvater gänzlich die Hand von ihm abzog und den Verirrten ſich ſelbſt überließ. Nun nahmen ſich einige wackere Freunde ſeiner an, vor allem Boie, welcher Bürgers großes Talent erkannte und ſein Möglichſtes that, dasſelbe zu fördern und den jungen Dichter in geordnete Pfade zurückzulenken. Der allezeit bereite Gleim ſandte Geld; Boie nahm in den zweiten Jahrgang des Muſenalmanach Bürgers Lied „Herr Bacchus iſt ein braver Mann“ auf; und dadurch ermutigt wurde Bürger auch wieder zu ernſteren

Studien angeregt. Mit seinen Freunden studierte er Shakespeare und die kurz zuvor von Percy herausgegebenen alten englischen Volkslieder, aus denen er später so viel für seine eigenen Balladen schöpfte. 1772 erhielt er durch Boies Freundschaftseifer eine Stelle als Amtmann des der Familie v. Uslar gehörigen Gerichtsamtes Altengleichen bei Göttingen und nahm als solcher seinen Wohnsitz zu Gelliehausen, von wo aus er den befreundeten Dichterbund oft besuchte. Nun kam auch eine Versöhnung mit dem Großvater zustande; leider gingen aber die Gelder, die derselbe zum Antritt des von dem Enkel übernommenen Amtes hergab, großenteils durch die Unredlichkeit eines Dritten verloren, wodurch die häuslichen Umstände Bürgers von Anfang an litten. Viel schlimmer aber waren die Folgen seiner Verheiratung im Herbst 1774 mit Dorette, der ältesten Tochter des Justizamtmanns Leonhardt in Niedeck bei Göttingen. Wie er selbst erzählt, liebte er schon deren jüngere Schwester Molly, als er den Ehebund mit Dorette schloß, und diese Leidenschaft wurde mit den Jahren immer ungestümer, und da Molly in demselben Maße seine Liebe erwiderte, entstand ein jeder Sitte hohnsprechendes Verhältnis, das alle drei Beteiligte auf das tiefste unglücklich machte. Äußerer Druck kam dazu, der durch den Tod des Schwiegervaters nur vorübergehend gehoben wurde. Endlich wurde er noch auf verleumderische Weise angeklagt, sein Amt gewissenlos vernachlässigt zu haben; allerdings sprach man ihn in der angeordneten Untersuchung frei, aber er fühlte sich doch so gekränkt, daß er glaubte, abdanken zu müssen. So ging er denn nach Göttingen zurück, wo er hoffte, durch seine Feder und durch Vorlesungen über Ästhetik und schöne Litteratur sich sein Brot zu erwerben. Aber es war nur ein kärgliches Brot, er mußte durch Übersetzungen viel hinzuverdienen und kam doch aus der Not nie heraus. Endlich (1784) starb seine Frau; im Juni 1785 heiratete er Molly, indes nur kurze Zeit währte das lang ersehnte Glück; schon im Januar 1786 stürzte ihr Tod ihn in das düsterste Seelenleid und raubte ihm alle Lust zum Dichten und Arbeiten. Was half es ihm, daß die Universität bei ihrem 50jährigen Jubiläum ihm die philosophische Doktorwürde erteilte und ihn bald darauf zum außerordentlichen Professor (ohne Gehalt) ernannte! Vollends aber wurde er unglücklich durch eine dritte, thöricht eingegangene Ehe mit einer Schwäbin Elise Hahn, die — von seinen Dichtungen hingerissen — ihm in Versen ihre Liebe erklärte und ihm ihre Hand anbot. Aus Rücksicht auf seine Kinder ging er darauf ein, aber die Zerstreuungssucht, Eitelkeit und offenbare Untreue seiner Frau machte das Verhältnis bald unleidlich; er ließ sich von ihr scheiden. Einsam und elend, krank und von Nahrungssorgen gequält, durch Schillers scharfe Rezension seiner Gedichte schmerzlich gekränkt, schleppte der unglückliche Dichter sich noch zwei Jahre hin, bis ihn der Tod am 8. Juni 1794 von seinen Leiden erlöste.

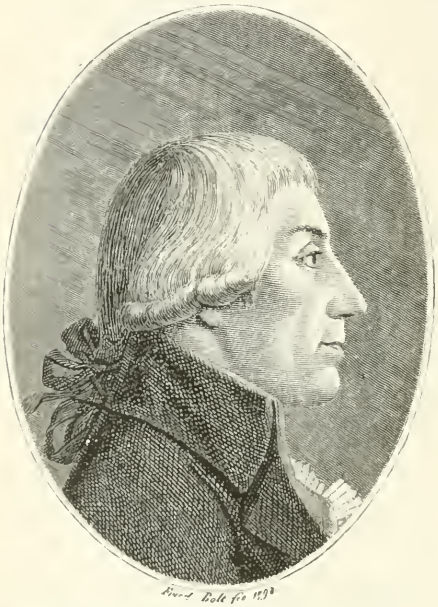


Abb. 96. Gottfried August Bürger. Nach einem Bildnis v. J. 1798.

Bürgers Dichtungen.

Bürgers Dichtungen werden durch sein Leben allein völlig verstanden. Der Mangel an sittlicher Haltung und Würde in seinem Charakter hinderte ihn, ein echter Volksdichter zu werden, zu dem er sonst ganz und gar das Zeug hatte. Seine „Lenore“ (1773 gedichtet; 1774 gedruckt) begeisterte nicht nur den Hainbund, der sich sonst etwas ablehnend

gegen ihn verhielt, zu fast unbeschränktem Lobe und feuerte seine Mitglieder zur Nachahmung an, sondern ganz Deutschland stimmte in diese Begeisterung lebhaft ein. Nach so vieler gemachter Poesie spürte man hier wieder den Pulsschlag wahren, warmen Lebens. Ihrem Stoffe nach aus dem Volke stammend, in knapper, alle umständliche Ausmalung und Motivierung vermeidender Weise erzählend, dazu an den noch im frischen Volksbewußtsein lebenden siebenjährigen Krieg anknüpfend, wurde die „Lenore“ sofort volkstümlich im besten und vollsten Sinne. Mit einem Schlage begründete sie Bürgers Dichterruhm und wird ihn erhalten, wenn auch seine ganze übrige Poesie einst vergessen werden sollte. Und der größte Teil davon ist jetzt bereits — und mit Recht — vergessen. Was Goethe von Günther einst sagte, findet auch auf Bürger volle Anwendung: „Er wußte sich nicht zu zähmen, darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ Und noch treffender drückt es Goedeke aus: „Sein Leben selbst war ohne reine Poesie, und seine Gedichte, auch die Balladen, sind innerlich nicht geläutert.“ Im ganzen und großen hat sich durch die neuere Kritik Schillers Rezension bestätigt und bewahrheitet; man „vermißt“ wirklich „in dem größten Teil der Bürgerschen Gedichte den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet.“ In vielen seiner Balladen macht er sich — man könnte sagen — mit dem Volke gemein, so in der widerlichen „Frau Schnips“, in des „Pfarrers Tochter von Taubenhain“ — selbst der „wilde Jäger“ ist etwas stark lärmend und polternd. In anderen ist er übertrieben gespannt und gedehnt, oft zu pathetisch und deklamatorisch; selbst das „Lied vom braven Mann“ ist nicht ganz frei davon, obgleich es sonst mit zu den besten Balladen Bürgers gehört. Dagegen wird man seinen prächtigen „Kaiser und Abt“ ungetrübt genießen, auch sein „Lied von der Treue“. Seine Lyrik ist meist ein getreuer Abdruck seines Lebens, so insbesondere seine Lieder an Molly, in denen seine ganze unglückliche Leidenschaft zum unerquicklichen Ausbruch kam. Doch findet sich darunter auch noch dieses und jenes, das dem Tone echter Volkspoesie sich nähert, wie das „Feldjägerlied“ („Mit Hörnerschall und Lustgesang“), das „Dörfchen“ („Ich rühme mir mein Dörfchen hier“); auch seine lustige Planderei mit dem „Monde“ („Ei schönen guten Abend dort am Himmel“), die sich vorteilhaft von den zahlreichen schmachtenden Mondscheinliedern jener Zeit unterscheidet.

Abb. 97. Bürgers Frau Dorette. Gemalt 1477 von Matthieu.

Münchhausens Reisen und Abenteuer.

Zum Schluß ist es noch interessant, zu erfahren, daß Bürger der anonyme Übersetzer des von einem Deutschen, Namens Raspe, in englischer Sprache abgefaßten Buches **„Wunderbare Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“** ist. Als die Übersetzung erschien, lebte noch der Freiherr Hieronymus von Münchhausen auf seinem Gute Bodenwerder im Hannoverschen und erzählte häufig im

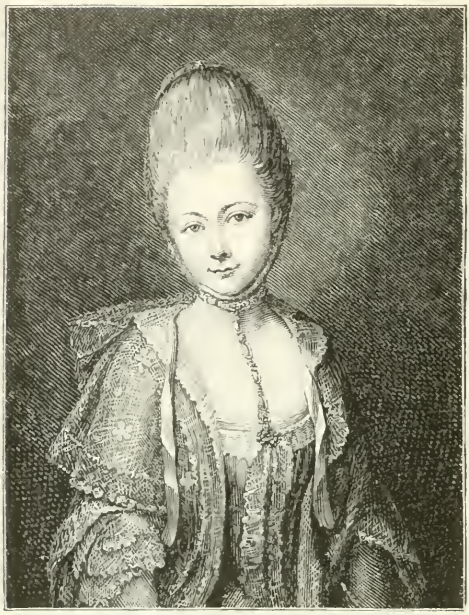


Abb. 98. Bürgers Schwägerin Molly. Gemalt 1774 von Matthieu.

Freundeskreise seine unglaublichen Lügengeschichten, die — vermehrt durch andere der nach London entflohene Raspe, ehemaliger kasselscher Professor und Bibliothekar, dem englischen Publikum zuerst vorgeführt hatte.

Durch Bürger wurde Boie mit zwei Studenten bekannt, die zu den ersten Gliedern des Hainbundes gehören: **Hölty** und **Miller.**

Ludwig Heinrich Christoph Hölty wurde 21. Dez. 1748 zu Marienseé bei Hannover als Sohn eines Predigers geboren. Von Kind auf sehr fleißig, las er oft ganze Nächte durch und legte damals vielleicht schon den Keim zu der Krankheit, die ihn fortraffte, ehe er das dritte Jahrzehnt seines Lebens vollendet hatte. Bei allem ernstlichen Fleiße wahrte er sich die Liebe zur Natur und ein warmes empfindungsreiches Herz, das schon sehr früh nach einer poetischen Äußerung verlangte und sie in jugendlichen Gedichten verwirklichte. In Göttingen trieb er, ohne seine Berufswissenschaft, die Theologie, zu vernachlässigen, sehr eifrig das Studium der neueren fremden Sprachen, aber auch das unserer älteren Poesie, namentlich der Minnesänger, wodurch seine eigene dichterische Begabung einen neuen Antrieb erhielt. So wurde er einer der eifrigsten Mitarbeiter an Boies Musenalmanach und eines der begeistertsten Glieder des Hainbundes, in dessen Sinn er sogar Bardenlieder („Teut und Minnehold") anstimmte, die seiner Natur so wenig entsprachen, daß er sie ein andermal heiter parodierte. Vom Studentenleben genoß er dabei nicht viel, da er durch Privatstunden und Übersetzungen sich ziemlich mühsam sein Brot verdienen mußte. Als die Hainbündler Göttingen verließen, ging er mit Miller nach Leipzig und besuchte darauf die Dichterfreunde in Hamburg und Wandsbeck. Unglückliche Liebe, der Tod seines Vaters, seine fortwährende Kränklichkeit vermehrten die ihm immer eigene Schwermut. Im Herbst 1775 ging er nach Hannover, um bei dem berühmten Dr. Zimmermann Heilung zu suchen; aber die ärztliche Kunst vermochte ihm nicht zu helfen; am 1. September 1776 erlag er der Schwindsucht.

Abb. 99. Kupfer Chodowieckis zu Bürgers „Lenore" (Titelvignette zu einer kleinen poetischen Blumenlese) 1789.

Höltys Dichtungen.

„Höltys ganze Poesie," sagt Eichendorff, „ist eine wehmütige Todesahnung", und in der That ist die Schwermut der Grundton der Mehrzahl seiner Gedichte,

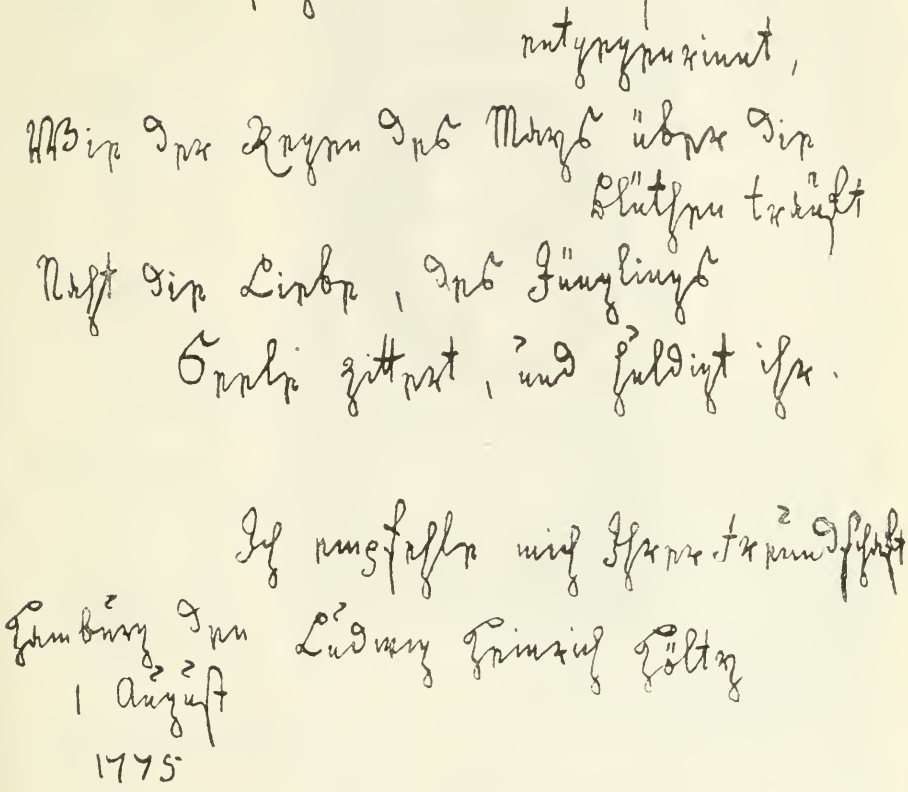


Abb. 100. Stammbuchblatt von Höltys Hand.

wie seines Lebens. So feierte er in den „Traumbildern“ die „künftige Geliebte,“ aber man fühlt es durch, daß er die Hoffnungslosigkeit seiner Wünsche ahnt. Gern führt er auch Szenen aus, wo der Liebende voll Trauer der Bahre seiner Geliebten folgt, so in der „Elegie auf ein Landmädchen“ u. a. Aber er verzagt nicht, wenn der Tod wirklich in sein Leben greift; fester Glaube und starke Hoffnung erfüllt ihn, als sein Vater gestorben; da singt er — „Am Grabe meines Vaters“:

Selig alle, die im Herrn entschliefen,
Selig, Vater bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen,
Und du gingst in Gottes Ruh',

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht;
Schwebst, im Wink, durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht!

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen;
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

Doch auch frische, lebenslustige Klänge weiß Hölty anzuschlagen; allbekannt ist sein Mahnwort in den „Lebenspflichten“:

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen!

Bekannt ist auch sein von Reese und Reichardt komponiertes „Rheinweinlied“:

Ein Leben wie im Paradies
Gewährt uns Vater Rhein

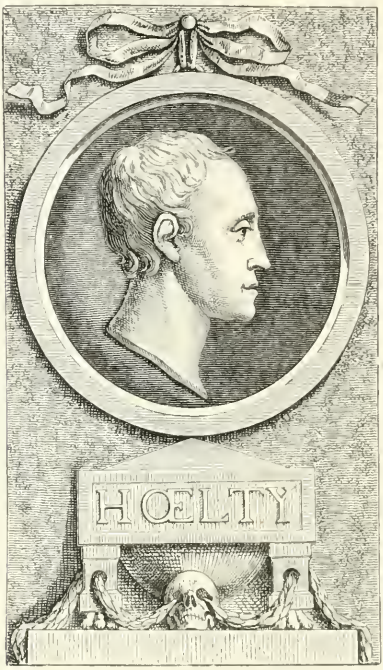


Abb. 101. Höltys Bildnis von Chodowiecki. Aus Voßens Musenalmanach für 1778.

Seinen Freunden hinterließ der Sänger den „Auftrag“:

Ihr Freunde
hänget, wann ich
gestorben bin,

Die kleine Harfe
hinter dem Altar
auf,

Wo an der Wand
die Totenkränze

Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt sie den Reisenden, setzt Voß hinzu,

Oft, sagt er stammend,
tönen im Abendrot
Von selbst die Saiten
leise, wie Bienenton —

So tönt noch Höltys Harfe leise fort in seinen Liedern bis in unsere Zeit. Höltys Gedichte wurden nach seinem Tode von Voß herausgegeben, aber mit zahlreichen willkürlichen Änderungen und Zudichtungen. Den ursprünglichen Text hat erst Karl Halm 1869 wieder hergestellt.

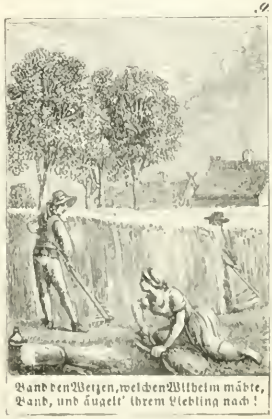


Abb. 102 u. 103. Aus Chodowieckis Kupfern zu Höltys Elegie auf ein Landmädchen v. J. 1795.

Johann Martin Miller, 3. Dez. 1750 in Ulm geboren, studierte in Göttingen Theo- Miller.
logie, wo er mit Hölty innig befreundet wurde. Nachdem er kurze Zeit Landpfarrer gewesen, erhielt er eine Anstellung am Gymnasium seiner Vaterstadt, wurde dann Prediger am Münster und Dekan, † 21. Juni 1814. — Miller war eine Hölty nahe verwandte Natur, obwohl in ihm das Empfindsame schon in Göttingen noch mehr hervortrat, als bei seinem Freunde, so daß ihn Voß in seinen Briefen an Brückner als eine „mädchenhafte Gestalt", „mädchenhaft auch in seinem Empfinden und Dichten" schilderte. Bei seinen Hainbundsgenossen war er ungemein beliebt, seine wohlklingenden Lieder wurden zu seiner Zeit durch ganz Deutschland gesungen; jetzt sind manche seiner Verse nur noch als scherzhafte geflügelte Worte im Brauch, so z. B.: Für mich ist Spiel und Tanz vorbei — aus seinem „Klagelied eines Bauern". Dagegen wird sein von Mozart komponiertes Lied „Zufriedenheit" wohl noch ebenso oft gesungen, wie der Anfang daraus citiert:

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin?

Berühmt ist Miller aber geworden durch seinen thränenreichen Roman „**Siegwart**, eine Klostergeschichte," in dem die Sentimentalität der Zeit auf die Spitze getrieben, damit ihr aber auch die Spitze abgebrochen wird. Im Jahre 1774 waren „Werthers Leiden" von Goethe erschienen und hatten die Glieder des noch in Göttingen vereinten Bundes tief ergriffen. Daß Goethe sich mit diesem Buch, auf das ich später eingehend zurückkomme, von dem Krankheitsstoffe der Sentimentalität hatte befreien und davor die Zeitgenossen warnen wollen, begriff man damals meist nicht, am wenigsten Miller, der dadurch erst recht zur Rührungs- und Empfindsamkeitsschwelgerei sich angetrieben fühlte. Zwei Jahre darauf gab er seinen „Siegwart" — mit Illustrationen von Chodowiecki — heraus, „eine abgeblaßte Karikatur Werthers." Der Inhalt dieses seiner Zeit übermäßig bewunderten und von den Damen verschlungenen, jetzt völlig vergessenen Romans, ist der folgende, soweit er den Helden angeht:

Abb. 104. Titelvignette aus der zweiten Auflage des „Siegwart, eine Klostergeschichte." Gez. v. Chodowiecki. Leipzig 1777.

Xaver Siegwart, der Sohn eines katholischen Amtmanns im südlichen Deutsch- Siegwart.
land, wird als Knabe von dem Eindruck, den ein Kapuzinerkloster und der Pater Anton in demselben auf ihn machen, so ergriffen, daß er von Stunde an entschlossen ist, einst auch Mönch zu werden. Auf der Hochschule von Ingolstadt, deren Studentenleben sehr anschaulich beschrieben wird, lernt er aber Marianne, die Tochter des Hofrats Fischer, kennen, verliebt sich in sie und hat bald die Klosterideen vergessen. Ein paar Stellen mögen ihr Verhältnis und die Sprache des Buches charakterisieren: „Er sang mit Marianne ein Duett. Ihre Stimmen waren wie das Lispeln der Liebe, stiegen miteinander in den Himmel und wieder in das Grab herab und klagten. Jedes Herz fühlte Zärtlichkeit und Liebe . . . Bei einem Triller sah sie unsern Siegwart so schmachtend und beweglich an, daß ihm Thränen in die Augen schossen und sein Herz im seligsten Gefühle schwamm ꝛc." . . . „Siegwart sank in Mariannens Arm und weinte. Eine Stunde lang konnte er nichts als seufzen . . . Sie streichelte ihm die Thränen von den

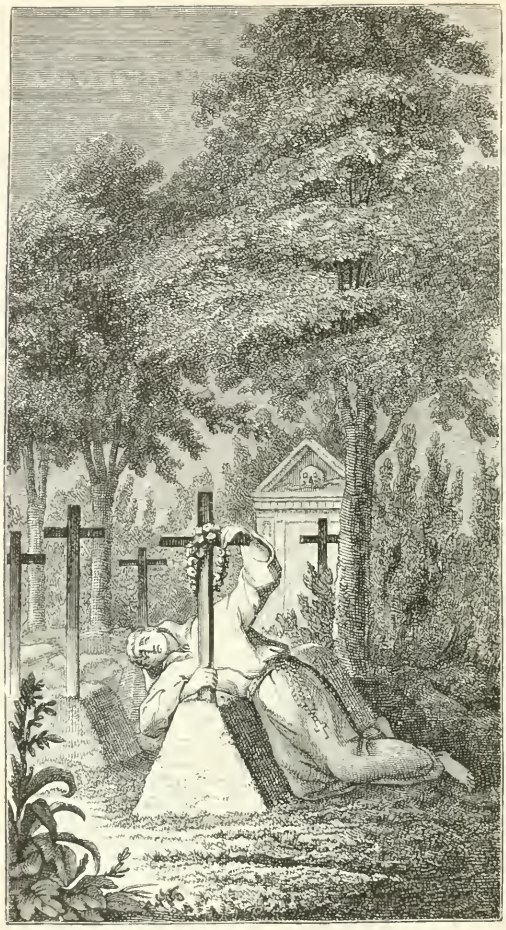


Abb. 105. Aus den Kupfern zur zweiten Auflage des „Siegwart." (Leipzig 1777, Weygandsche Buchhandlung), gez. von Chodowiecki . . . „der edle Jüngling lag erstarrt und tot im blassen Mondschein auf dem Grabe seines Mädchens" . .

Wangen oder küßte sie weg . . . „Lieber Engel, sind Sie mein?" — „Auf ewig!" sagte sie. Darauf folgte eine sprachlose Szene, die sich nicht beschreiben läßt. Erst nach einiger Zeit gingen sie mit nassen Augen, um ein Menuett zu tanzen. Dann gingen sie wieder ans Fenster, sahen den Mond an, sahen, wie er sich spiegelte in ihren Thränen ꝛc." — — — Mariannes grausamer Vater ist gegen die Heirat der Geliebten, weil er eine andere Ehe für sie im Auge hat, und da sie sich sträubt, zwingt er sie, Nonne zu werden. Siegwart gelingt es nicht, sie davor zu bewahren, noch sie heimlich zu entführen; nun geht auch er ins Kloster, hängt „stundenlang mit den Augen am stillen Mond," schreibt melancholische Episteln und strengt sich an, „seine Leiden zu versenfzen." Nach einiger Zeit wird der verliebte Kapuziner als Beichtvater zu einer sterbenden Nonne gerufen — es ist sein Engel Marianne, die in seinen Armen ihr Leben aushaucht. Nun kann auch er das Leben nicht mehr ertragen, er siecht dahin — eines Tages wird er auf Mariannes Grab gefunden, hinüber geschieden in das herrliche Land, „wo gekränkte Zärtlichkeit und Menschheit keine Thränen mehr vergießen."

Und diese Geschichte sollte, dem selbstmörderischen Werther gegenüber, das Bild einer tugendhaften Liebe darstellen! Miller, angefeuert durch den Erfolg, schrieb noch drei andere Romane, deren zweiter, „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau," in taktloser Weise den Hainbund und namentlich die Stolberge mit hineinzog. Voß war sehr ärgerlich über Millers „Wasserromane" mit dem „ewigen Moralgeschwätz und Nutzenstifterei" und schrieb ihm offen heraus, was er darüber dachte. Der „Siegwartische Empfindsamkeitston" klang aber noch lange wimmernd und winselnd nach in zahlreichen Klosterromanen und Gefühlsgeschichten.

Den beiden Freunden schloß sich im Frühling 1772, von Boie nach Göttingen gezogen, **Voß** an, dessen Briefe uns eine Art Chronik des Hainbundes darbieten, wie wir oben gesehen haben und der in der That die eigentliche Seele des Bundes war.

Johann Heinrich Voß, geb. zu Sommersdorf in Mecklenburg 20. Febr. J. H. V. 1751, war der Sohn eines unbemittelten Pächters und Schenkwirtes, der später eine Schullehrerstelle annahm, die ihm notdürftig das Leben fristete. Durch Unterstützungen guter Freunde vermochte der Vater den sehr befähigten Knaben auf das Gymnasium zu Neubrandenburg zu bringen: dort bildete derselbe mit einigen Schulkameraden einen Verein, in dem Griechisch, Lateinisch und deutsche Litteratur mit großem Eifer getrieben wurde. Für sich studierte der fleißige Gymnasiast an Ramlers und Klopstocks Oden deutschen Versbau, dichtete auch schon selbst hier und da ein Lied und übersetzte Horazens Oden. Als aber die Zeit zum Abgange auf die Universität herangekommen war, fehlten die Mittel dazu. So mußte der Abiturient zunächst eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn v. Örtzen in Ankershagen übernehmen; von den dabei gemachten Ersparnissen hoffte er, sich auf der Universität erhalten zu können.

Abb. 106. J. H. Voß. Das Original dieses Bildnisses, 1797 von Schöner gemalt, befindet sich im Gleimschen Freundschaftstempel zu Halberstadt.

In dieser Zeit lernte er auch den Prediger Brückner kennen, an den er später seine Briefe über die Entstehung und den Fortgang des Hainbundes richtete (S. 348). Durch ihn hörte er zuerst etwas von Shakespeare, durch ihn empfing er erneuten Antrieb zum Dichten, durch ihn kam er leichter über manches Drückende in seiner Stellung hinweg. Als der Musenalmanach zu erscheinen anfing, sandte Voß einige Gedichte dafür ein und kam dadurch in Briefwechsel mit Boie, der ihm die Mittel schaffte, in Göttingen studieren zu können. Dort entschied Voß sich bald für das Studium der alten und neueren Sprachen, besonders beschäftigte er sich auch eingehend mit den Minnesängern und mit Luthers Schriften. Als Mitstifter des Hainbundes lernten wir ihn bereits kennen; ebenso in Wandsbeck als Redakteur des Musenalmanachs, dessen Ertrag ihm gestattete, Ernestine Boie zu heiraten. Dort lebte das junge Ehepaar äußerst einfach, aber sehr glücklich im intimen Verkehr mit Claudius und anderen Freunden, die sie von nahe und ferne aufsuchten. Im Spätherbst 1778 wurde Voß Schulrektor in Otterndorf im Lande Hadeln (westlich von Stade); vier Jahre darauf rief ihn Friedrich Stolberg in eine gleiche Stellung nach Eutin, in der er zwanzig Jahre segensreich wirkte. Anfangs war er hier sehr glücklich, als aber die Spannung zwischen ihm und den Stolbergs eintrat, die allmählich in Feindseligkeit überging, dazu seine Gesundheit unter den anstrengenden Arbeiten seines Amtes zu erliegen drohte, kam er 1802 um seine Pensionierung ein, die er mit einem angemessenen Jahrgehalt erhielt, und zog nach Jena, wo zwei seiner Söhne studierten. Hier kam er in Verkehr mit Schiller und Goethe, aber ein engeres und herzliches Verhältnis entstand nicht. Goethe bemühte sich, ihn an Weimar und Jena zu fesseln, ja er hatte ihm bereits eine Pension vom

Herzog ausgewirkt; aber Voß wollte sich dazu nicht bewegen lassen und nahm bald darauf, zu Goethes nicht geringem Ärger, die Einladung des Großherzogs von Baden nach Heidelberg an, wo er in freier Verbindung mit der Universität und rastlos geistig thätig bis in sein 76. Jahr lebte. Nach kurzer Krankheit starb er am 29 März 1826. — Durch sein schroffes, einseitiges Wesen und seine unverwüstliche Kampfesader hatte er sich ein einsames Alter bereitet; es war deshalb für ihn ein großer Segen, daß ihm Gott in seiner Ernestine eine selten musterhafte Frau geschenkt hatte, die an allen seinen Arbeiten, auch den gelehrten, den thätigsten Anteil nahm. In den „Mitteilungen" aus seinem Leben, die sie nach seinem Tode herausgab, hat sie ihm und sich selbst ein Denkmal ehelicher Treue und Liebe gesetzt. Ihre Aufsätze sind „in kunstloser Anmut die rührendsten Idyllen, die aus dem Voßischen Kreise hervorgingen." Sie überlebte ihren Mann noch acht Jahre und starb erst 1834 im 79. Jahre. — Sein Lebensbild hat neuerdings Wilhelm Herbst geschrieben.

Voßens Dichtungen.

In seinen Oden, Elegien und Liedern folgte Voß meist ganz dem Muster und Vorbilde Klopstocks und Ramlers, er zeigt darin eine ungewöhnliche Sprachgewandtheit und Beherrschung des Rhythmus, wie in allen seinen Dichtungen, aber der Mangel an poetischem Schwunge und wahrer Begeisterung machte sich in auffälliger Weise darin geltend, und konnte durch den lehrhaften und polemischen Ton, den er oft anschlägt, nicht ersetzt werden. Besonders schulmeisterlich pedantisch sind seine Lieder, die er für das Volk dichtete — da sollten z. B. die Milchmädchen die Kuh ansingen:

Lieg und wiederkäu in Ruh — Milch und Käse schenkest du,
Dein gesegnet Futter: — Rahm und süße Butter ꝛc.
Alles, gute fromme Kuh,

Idyllen.

Bedeutender sind unzweifelhaft seine Idyllen, obgleich auch in ihnen der Mangel an schöpferischer Phantasie sich bemerklich macht. Ihm selbst war das keineswegs verborgen. „Was Du von der wenigen Phantasie in meinen Gedichten sagst, ist richtig," schreibt er einmal an seinen Freund Brückner. Das ländliche Stillleben, die schlichten Reize der nordischen Natur, die in Schlafrock und Pantoffeln einherschlarrende, ungenierte Gemütlichkeit des Philistertums, die Genüsse der Pfeife, des Glases, des Mahles werden in diesen Idyllen mit behaglicher Breite und nur zu großer Treue geschildert; zuweilen mischt sich ein polemischer Ton hinein, wie in den „Leibeigenen", wo er gegen die Roheit des Junkertums zu Felde zieht. Die anmutigste unter allen den kleineren Idyllen ist unzweifelhaft „Der siebzigste Geburtstag":

Der 70. Geburtstag.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Zucht voll schwellender Haare geziert war —

hebt er an und schildert dann, wie der alte Schulmeister, der seinen 70. Geburtstag feiert, an einem schneereichen Tage von seinem zum Pfarrer ernannten Sohn besucht wird und wie dessen junge Frau den Schwiegerpapa mit einem Kusse aufweckt. — Diese Kleinmalerei mutet an in ihrer treuen Schilderung des einfachen, beschränkten Lebens und des Glückes, das es darbietet; zu bedauern ist nur, daß Voß, der sich nie genug thun konnte, die erste gelungenste Bearbeitung immer wieder feilte, ausbesserte, erweiterte, so daß die letzte nicht nur um die Hälfte länger ist als die erste, obgleich doch keine einzige neue Begebenheit hinzugekommen ist, sondern auch gekünstelter in der Sprache. — Ähnlich ist es mit der Homerübersetzung Voßens und mit seiner berühmtesten Dichtung, der

Luise.

„Luise", gegangen, deren erste Abfassung (1784) entschieden ansprechender ist, als die „Ausgabe letzter Hand" von 1807. (Das sehr sauber und zierlich geschriebene Manuskript der „Luise" gehört noch heute zu den Schätzen des Gleimschen Freundschafts-

I

Das Fest im Walde

Draußen in dunkeler Kühle der zwo breitblättrigen Linden,
Welche, die tägliche Stub' an der Mittagsseite beschattend,
Über das mosige Dach hinsäuselten, schmauste behaglich
Im Schlafrocke der Pfarrer am steinernen Tisch auf dem Sessel,
Den vor dem Winterkamin sein alter künstlicher Hausknecht
Heimlich geschnitzt, und mit Weiß und glänzendem Grüne bemalet.
Sorglos saß nun der Greis, von Geliebten umringt, und erfreute
Mit lehrreichem Gespräche sein Herz, und mancher Erzählung.
Küchlein in frohem Gedräng', und das Perlhun hickte der Jungfrau
Brot aus der Hand, weil fern der trotzige Hahn mit den Weibern
Harrte des Wurfs, und die trippelnde Taub' und der kollernde Puter,
Nachbarlich dort im Schatten des blütendoldigen Flieders
Nagte des Festmahls Knochen Packan, und murrete seitwärts
Gegen die lauernde Katz, und schnapte sich sämsende Fliegen.
Aber Mama sanftlächelnd der wohlbekannten Erzählung,
Zupfte geheim Luisen, die neben ihr saß, an dem Ermel,
Neigt' ihr nahe das Haupt, und begann mit leisem Geflister:
Gehn wir noch in den Wald, mein Töchterchen? Oder gefällt dirs,
Weil die Sonne so brennt, in der Geisblattlaub' an dem Bache
Deine Geburt zu feiern? du blickst ja so scheu, und erröthest.
Hold erstaunt antwortete drauf das rosige Mägdlein:
Nicht in der Laube Mama! das Geisblat duftet des Abends
Viel zu streng', und zumal mit der Lilien und der Reseda
Düfte vermischt; auch schwärmen die Mücken so wild an dem Bache.
Lieblich scheint ja die Sonn', und am waldigen Ufer ist Kühlung.
Und zu dem Pfarrer begann die alte verständige Hausfrau:

Der Anfang der „Luise" in Voßens eigner Niederschrift.
In Gleims Besitz; heute aufbewahrt im Gleimschen Freundschaftstempel zu Halberstadt.

tempels in Halberstadt. Auch München u. a. O. besitzen Manuskripte der Luise, die der Verfasser zu feilen und abzuschreiben nie müde wurde.) Von „Poesie, welche die Tiefen der Seele ergreift," ist auch darin nicht viel zu finden, dagegen manches Sentimentale neben dem Hausbackenen und manche langstilige Rede des rationalistisch orakelnden Pfarrers von Grünau in wohltantenden Versen. Das Gedicht zerfällt in drei Idyllen. Die erste, „Das Fest im Walde," schildert die Geburtstagsfeier der Heldin Luise, der Tochter des Pfarrers von Grünau, in ziemlich langgedehnter Ausführlichkeit. Doch wird hier die Entstehung der Liebe Luises zu Walter, dem Hofmeister und Kandidaten, in einfacher und zarter Weise vorgeführt. In der zweiten Idylle „Der Besuch" ist Walter Pfarrer geworden, hat sich mit Luisen verlobt und kommt nun an einem kalten Wintermorgen nach Grünau zu Besuch, wo er seine schlaftrunkene Braut überrascht. In der dritten Idylle „Die Vermählung" werden alle Vorbereitungen zur Hochzeit erzählt, dann die Trauung, der Schmaus in der Herrenstube und im Gesindezimmer u. s. w., alles das hier und da von einigen ziemlich platten Scherzen durchwürzt. Die einzelnen Personen des Gedichtes treten trotz seines großen Umfanges kaum individuell hervor, und keine haftet im Gedächtnis — außer den langen, um das Allertrivialste sich drehenden Wechselreden ist die ganze Mühe auf die Schilderung der Lokalitäten und der äußeren Umstände verwendet, und das sichert dem Gedichte auch einen dauernden Wert: es ist ein naturgetreues „Kultur- und Kostümbild" einfach bürgerlichen Lebens im XVIII. Jahrhundert und zugleich eine Charakterstudie des damaligen Pfarrerstandes, wie er aus der Schule der Vernunfttheologen hervorging.

Abb. 107. Aus Chodowieckis Kupfern zu Voßens Luise v. J. 1798. „Sorglos saß nun der Greis von Geliebten umringet" . . . .

Die „Luise" rief eine große Zahl von ähnlichen Dichtungen hervor, unter denen Goethes „Hermann und Dorothea" obenan steht, auf die ich später eingehend zurückkomme. Die meisten sind ziemlich matte Kopien des Voßischen Idylles; so zwei „ländliche Gedichte" von **Kosegarten** (Propst zu Altenkirchen auf Rügen, später Professor in Greifswald. Geb. 1758, † 1818), der zuerst in Klopstockschem Sinne empfindsam gedichtet hatte und nun in Voßens Fußstapfen trat; es waren „Die Inselfahrt" und „Inkunde," poesielose Erzeugnisse, die außerdem den Hoffmannswaldauschen Schwulst in den geschmacklos malenden Beiwörtern und unnatürlichen Bildern wieder heraufbeschworen. Noch weiter darin ging der Prediger **Schmidt von Werneuchen**, der seit 1793 einen Musenalmanach u. d. Titel „Auserlesene Früchte des Parnasses" in Berlin herausgab — die letzten Jahrgänge führten auch den Titel „Kalender der Musen und Grazien" und übertrieben die Voßische „Natürlichkeit" auf das unerträglichste und platteste; sie sind es insbesondere, die Goethe in seinem bekannten Gedicht „Musen und Grazien in der Mark" verspottet.

Kosegarten.

Schmidt v. Werneuchen.

Ein paar der Voßschen Idyllen waren in plattdeutscher oder „niedersächsischer" Sprache gedichtet, so „de Winterawend" und „de Geldhapers". Er räumte damit der Dialektpoesie eine Berechtigung ein und hatte auch darin ein paar Nachfolger, die ihn in wahrer Volkstümlichkeit weit übertrafen; es sind das Martin Usteri und Hebel, die an anderer Stelle die ihnen gebührende Würdigung finden werden.

Voßens Übersetzungen.

Von großer Wichtigkeit ist Voß schließlich als Übersetzer, ja, man kann wohl sagen: er ist der Begründer der Übersetzungskunst. Viele seiner zahlreichen Übersetzungen sind ja mißlungen zu nennen — nicht zu reden von seiner Übertragung Shakespeares, an die er sich noch als Greis wagte — und in seinen besten Verdeutschungen können Fachmänner ihm heute manche Fehler und Mängel nachweisen, aber er hat unserm Volke doch zuerst die Dichtungen Homers zugänglich gemacht und einen deutschen Homer geschaffen, der mit Recht als ein klassisches, in seiner Art unübertreffbares Buch gilt. „Der Ton des griechischen Epos," sagt Vilmar in seinen „Lebensbildern deutscher Dichter" darüber, „war noch zu keinem deutschen Ohre, das nicht griechisch verstand, gedrungen; mit scharfem Blick erkannte Voß den verschiedenen Tonfall in den deutschen Wörtern und konstruierte nach den Gesetzen dieses Tonfalles seine Verse, folglich auch die Sätze unserer Sprache, welche seitdem eine früher nicht gekannte Regelmäßigkeit, einen früher kaum instinktmäßig gefühlten Wohllaut in der Satzbildung annahm." Darin wurzelt unzweifelhaft Voßens größtes Verdienst um unsere Litteratur und seine dauernde Bedeutung für dieselbe.

Voßens Lebens- und Charakterbild vervollständigt sich uns erst, wenn wir die einst von ihm so enthusiastisch in Göttingen begrüßten **Grafen zu Stolberg** kennen gelernt haben, die sowohl als Jünger Klopstocks, wie als Hauptglieder des Hainbundes unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Christian u. Friedrich Stolberg.

Christian Graf zu Stolberg, geb. zu Hamburg 15. Okt. 1748; sein Bruder **Friedrich Leopold** zu Bramstedt 7. Nov. 1750. In strenglutherischem Glauben wurden sie von ihrem edlen Vater erzogen, der in seinem Dorfe Bramstedt aus eigenem Antriebe die Leibeigenschaft abschaffte, als sonst noch niemand daran dachte. Friedrich war der begabtere der Brüder, schon als zehnjähriger Knabe dichtete er eine Ode an die Freiheit: in der Gedankenwelt Klopstocks, dessen Auge auf ihnen mit Liebe ruhte, wuchs er und sein älterer Bruder auf. Diese Bekanntschaft mit dem großen Meister imponierte besonders den Hainbündlern, persönlich fühlte sich Voß am meisten zu Friedrich gezogen, er ruft aus:

Ach! Nah' ich mich dem edlen Mann? Den Freiheitsrufer? Ich den Mann,
Ich zittre. Umarm' ich ihn, Den Klopstock liebt?

Christian, eine stillere Natur, voll begeisterter Liebe zu seinem feurigen Bruder, dichtete ihm nach und der Bundesrichtung zu Ehren antike Strophen und Balladen, die Boie später mit denen Friedrichs zusammen herausgab. Friedrichs Muse nahm einen höheren Schwung — er schwärmte für die „Freiheit"; begeistert singt er:

Freiheit! der Höfling kennt den Gedanken nicht!
Der Sklave! Ketten rasseln ihm Silberton!
Gebeugt das Knie, gebeugt die Seele,
Reicht er dem Joch den erschlafften Nacken!
Uns, uns ein hoher, seelenverklärender
Gedanke! Freiheit! Freiheit! wir fühlen dich!

Noch kecker war sein „Lied eines Freigeistes" und sein „Freiheitsgesang aus dem XX. Jahrhundert", daneben fehlen die empfindsamen Mondscheintöne und idyllischen Stoffe des Bundes nicht; von seinen Balladen, in denen er übrigens, zuerst dem Bardenputt Valet gebend, in die wahre deutsche Vorzeit zurückkehrte, hat manche bis heute ihren

Platz bewahrt; besonders bekannt ist das „Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn“ mit dem oft citierten Anfang:

Sohn, da hast du meinen Speer;
Meinem Arm wird er zu schwer —

auch das „Rüsthaus zu Bern“ und das „Lied eines deutschen Knaben“ sind erwähnenswert. — Nachdem die Brüder in der oben beschriebenen Nacht (S. 351 f.) Göttingen verlassen hatten, gingen sie nach Kopenhagen und traten als Kammerjunker in des dänischen Königs Dienste; dann gingen sie auf Reisen, besuchten unterwegs Goethes Elternhaus in Frankfurt, wo Friedrich soviel von Tyrannen und Lechzen nach Tyrannenblut deklamierte, daß die kluge „Frau Rat“ ihm eine Flasche Rotwein mit den Worten vorsetzte: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!“ Die jungen Hitzköpfe, einer hübschen Familienszene der „Haimonskinder“ gedenkend, legten ihr deshalb den Ehrennamen „Frau Aja“ bei, den sie mit Stolz führte, wie sie auch des unschuldigen Tyrannenblutes in ihren Briefen öfters gedachte. Goethe ließ sich überreden, die Brüder Stolberg in die Schweiz zu begleiten, trennte sich aber bald wieder von ihnen. Im Jahre 1777 ging auch der Lebensweg der beiden Brüder auseinander; innerlich aber blieben sie sich nahe verbunden bis ans Ende. Christians Leben verlief ruhig und regelmäßig; Amtmann, dänischer Kammerherr, zuletzt Landrat — das waren die Stufen desselben; am 18. Januar 1821 starb er auf seinem Gute Wiedebye. — Friedrichs Leben war nach innen und außen viel bewegter. Zuerst bischöflich-lübischer Gesandter in Kopenhagen, dann Landdrost in Neuenburg, wo er unaussprechlich glücklich an der Seite seiner auch von Goethe bewunderten Agnes lebte; nach ihrem frühen Tode dänischer Gesandter in Berlin, endlich Regierungspräsident in Eutin. Dort bestand ein enger Freundschaftsverkehr zwischen ihm und Voß; aber er dauerte nicht lange — ihre Naturen waren zu verschieden. In Voß herrschte Verstand und Willen vor, in Stolberg Gefühl und Phantasie. Über Stolbergs rasch entstehenden, antik zugeschnittenen Tragödien (in acht Tagen schrieb er den „Timoleon“) kam es zu den ersten Differenzen, da der gewissenhafte Voß seine Unzufriedenheit mit diesen flüchtigen Arbeiten offen aussprach, Stolberg aber antwortete: „Feilen kann ich nicht, — hat mir Vulkan seine Feile versagt, so läßt er mir doch seine Flamme.“ Aber

Abb. 108. Christian Graf zu Stolberg. Gemalt 1818 von Gröger.

Abb. 109. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

tiefer wurde der Riß zwischen den alten Freunden durch die innere Wandelung Stolbergs; aus dem heißblütigen Tyrannenhasser und Freigeist wurde seit dem Ausbruch der französischen Revolution ein Hasser der „Westhunnen", wie er die Franzosen nannte, ein entschiedener Gegner der Revolution und der durch sie triumphierenden Aufklärung. Darüber kam es zu immer ernsteren Streitigkeiten zwischen Voß und Stolberg, die einen unversöhnlichen Charakter annahmen, als der letztere am 1. Juni 1800 in der Kapelle der Fürstin Gallitzin (1748—1806) zu Münster zur römisch-katholischen Kirche übertrat, ein Schritt, der sich aus den damaligen Zuständen des Protestantismus wohl erklären, wenn auch nicht rechtfertigen läßt. Stolberg verlor darüber keinen seiner Freunde, nur Voß wandte sich von ihm ab, ja, er verfolgte ihn fortan wie einen Feind. Unser großer Staatsmann Freiherr vom Stein sagte schon 1802 darüber: „Stolberg bleibt mir immer achtungswert, er glaubt in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden, warum ihn mit Wut und Schimpfen verfolgen?" Auch Goethes edle Natur ärgerte sich an Voßens Intoleranz; ihm ward,

wie er sagt, „unfrei und unfroh, als läse er ein Kapitel in Dantes grauser Hölle.“ Und fast zwei Jahrzehnte rastete der darin ganz fanatische Voß nicht in seinen lieblosen Angriffen. In seinen letzten Lebenstagen wurde Stolberg noch aufs tiefste erschüttert durch Voßens Schmähschrift „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“, in der auf das taktloseste die zartesten Geheimnisse des einstigen Freundschaftsbundes preisgegeben wurden. Stolberg schrieb zur Entgegnung seine „kurze Abfertigung“, aber ehe er sie vollendet, starb er am 5. Dezember 1819 auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. Seine letzte poetische Produktion war — wieder gemeinsam mit seinem Bruder — eine Reihe „Vaterländischer Gedichte“ gewesen, mit denen sie in den Freiheitskriegen auftraten.

Durch Hölty wurde dem Bunde, 1774, kurz vor seiner Auflösung, noch ein Glied zugeführt, **Leisewitz**, der damals schon an dem Trauerspiel arbeitete, das seinen Namen berühmt gemacht hat.

Leisewitz.

Joh. Anton Leisewitz, Sohn eines Weinhändlers aus Celle, wurde 9. Mai 1752 zu Hannover geboren und studierte in Göttingen die Rechte. Bald nach seiner Aufnahme in den Bund verließ er die Universitätsstadt und ließ sich im J. 1775 als Sachwalter in Braunschweig nieder, wo er mit Lessing bekannt wurde. Neben seiner amtlichen Thätigkeit, in der er bis zum Geheimen Justizrat, dann zum Präsidenten des Obersanitätskollegiums stieg, fand er doch Muße für geschichtliche und sprachliche Studien und Poesie. Nachdem aber sein Drama „Julius von Tarent“ den von Schröder in Hamburg für die beste Tragödie in Prosa ausgesetzten Preis nicht erhalten hatte, trat er, der von Natur etwas zur Hypochondrie neigte, mit seinen weiteren Versuchen nicht mehr an die Öffentlichkeit und ordnete an, daß nach seinem Tode alle hinterlassenen Manuskripte verbrannt werden sollten. Er starb 10. Sept. 1806. — Der Stoff des „Julius von Tarent“ ist die Geschichte des Herzogs Cosmus von Tarent (Florenz) und seiner Söhne, Julius und Guido. Beide lieben ein Mädchen, Blanka, die Nonne geworden ist: der eine innig, treu, aber still, der andere wild, rasch und leidenschaftlich. Der Vater will den Erbprinzen anders vermählen, da entschließt er sich, seine Geliebte aus dem Kloster zu entführen. Guido aber lauert ihm unterwegs auf und ersticht den Bruder; dann eilt er nach Florenz zurück und erbittet den sühnenden Tod von des Vaters Hand; der Vater thut nach seinem Wunsche und geht dann in ein Kloster, nachdem er sein Land dem Könige von Neapel überlassen. Schiller wußte dieses Drama in seiner Jugend auswendig: in den „Räubern“ merkt man den Einfluß, den es auf ihn geübt, noch deutlich. Lessing rühmte es sehr; beim ersten Lesen hatte er es für ein Goethesches Stück gehalten. Wenn auch nicht von Schönrednerei und stürmendem Pathos frei, gehört es doch zu denjenigen Erzeugnissen der Zeit, welche neue Bahnen auch für die dramatische Poesie schufen.

Abb. 110. J. A. Leisewitz. Nach einem gleichzeitigen Stich.

Das Bild des um Klopstock enger gescharten Kreises und insbesondere des in Göttingen entstandenen Dichterbundes würde aber nicht vollständig sein ohne einen Mann, der durch Freundschaft mit den meisten, durch engere Geistesverwandtschaft mit vielen von ihnen verbunden war, der auch zu den Bundesgenossen, wenn nicht zu den Gliedern des Hainbundes gehörte; ohne **Claudius**, den wackern „Wandsbecker Boten".

Claudius.

Matthias Claudius, dessen schlichtes und doch reiches Leben — von Wilh. Herbst trefflich erzählt — ebenso kennenswert ist wie seine Schriften, wurde am 15. August 1740 zu Reinfeld in Holstein geboren. Eines Brustleidens wegen ging er auf der Universität Jena von der Theologie zur Jurisprudenz über, wurde auch Mitglied der „Deutschen Gesellschaft," eines Ablegers der Leipziger, und versuchte sich in kleinen Poesieen, die 1763 unter dem Titel „Tändeleien und Erzählungen" erschienen. Darin besang er in Gleims und Gerstenbergs Manier „die süßen Lippen der Mädchen" ꝛc.; bis auf eines „An eine Quelle" hat er sie aber später sämtlich verworfen. Nachdem er sodann die Landeinsamkeit des elterlichen Pfarrhauses eine Zeitlang genossen, übernahm er eine Stelle als Sekretär beim Grafen Holstein in Kopenhagen, wo ihm im Umgange mit Klopstock eine ganz neue Welt aufging; durch den Messiassänger angeregt, beschäftigte er sich mit Ossian und Shakespeare, aber auch mit dem nordischen Altertum und der germanischen Mythologie. Im Spätjahr 1768 siedelte er nach Hamburg über als Mitarbeiter an den s. g. „Adreßcomptoirnachrichten." Hier kam er mit Lessing und Basedow in Berührung, lernte auch Herder kennen, der ganz voll von ihm war und ihn „einen herrlichen Jungen von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen" nannte. Im J. 1771 gründete der Buchhändler Bode ein neues Blatt „Der Wandsbecker Bote," dessen „poetischen Winkel," d. h. den gelehrten und litterarischen Teil, Claudius zu redigieren übernahm und deshalb nach dem benachbarten holsteinischen Flecken Wandsbeck zog. Dort heiratete er die Tochter eines Zimmermanns namens Behn, die aus mancher Stelle seiner Schriften bekannte Rebekka, oder wie er sie gern nannte „sein Bauernmädchen," der er „sein Wohl, sein Glück in diesem Leben" dankte. Voß zog bald darauf auch nach Wandsbeck, wo er seinen „Musenalmanach," zu dem Claudius ebenfalls Beiträge lieferte, herausgab. Miller und die Stolbergs kamen auf Besuch — die Freunde

Abb. 111. Matthias Claudius.

führten ein idyllisches Leben. Aber schwere Nahrungssorgen warfen ihre Schatten hin ein — mit der Zeitung ging es schlecht; auch die Auswahl seiner eigenen Beiträge, die er unter dem Titel „Asmus omnia sua secum portans“ (Asmus, der alles das Seinige bei sich trägt) oder „Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten,“ im Selbstverlag herausgab, brachten nicht viel ein. Die Bemühungen der Freunde, Herders und Gleims insbesondere, für den darbenden, von kargem Übersetzerlohn sein Leben fristenden Freund blieben lange erfolglos. Endlich gelang es Herder, ihm eine Stelle als Ober-Landeskommissarius mit 800 Gulden Gehalt in Darmstadt zu verschaffen. Aber nur ein Jahr hielt es Claudius in der für ihn gar nicht passenden Stelle aus — dann kehrte er in sein geliebtes Wandsbeck zurück, wo er seinen „Asmus“ weiter fortsetzte und durch Übersetzungen sich und seine rasch anwachsende Familie kümmerlich ernährte, ohne je darüber seinen frohen Sinn zu verlieren. Endlich besserte sich seine äußere Lage durch ein Jahrgehalt von 200 Thalern, das ihm der Kronprinz Friedrich (der spätere König Friedrich VI) von Dänemark auswarf; später erhielt er auch die ziemlich mühelose Stelle des ersten Revisors der schleswig-holsteinischen Bank zu Altona, die ihm erlaubte, in Wandsbeck wohnen zu bleiben. Seitdem führte er sein beschauliches und doch nicht müßiges Stillleben in seiner von zahlreichen Freunden aus der Nähe und Ferne oft besuchten „Hütte“ fröhlich fort bis in sein 73. Lebensjahr (1813), wo ihn die Kriegsstürme vorübergehend vertrieben. Fast ein Jahr lang mußte der Greis an verschiedenen Orten (besonders Kiel und Lübeck) umherirren und dazu meist in drückender Not leben. Innerlich und äußerlich gebrochen kehrte er endlich im Mai 1814 in sein altes Wandsbeck zurück, konnte sich aber nicht mehr von den erlittenen Strapazen erholen. Im Dezember desselben Jahres gab er den Bitten seiner Tochter Caroline Perthes (der Frau des bekannten Buchhändlers Friedrich Perthes) nach und zog zu ihr nach Hamburg, wo er bald darauf, den 21. Januar 1815, sanft entschlief. Seine treue Rebekka folgte ihm erst im Jahre 1832.

Abb. 112. Aus dem Wandsbecker Boten. Kupfer Chodowieckis nach einer Zeichnung von Claudius selbst. „Bratäpfel.“

Claudius war ein Volksschriftsteller im besten und edelsten Sinne des Wortes und hat durch seine schlicht fromme, fröhliche, gemütvolle, jung und alt, hoch und niedrig ansprechende Weise manches Herz erfreut und getröstet und viel Gutes in seinem Leben gewirkt. Und er wirkt auch heute noch fort, denn verhältnismäßig werden seine Schriften mehr in unseren Tagen gelesen, als die so mancher ihm überlegenen Geister seiner Zeit, wie z. B. Klopstocks und Wielands. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß viele seiner Ge-

dichte den echten volkstümlichen Ton verfehlten und ins Platte verfielen, und daß sein Prosastil etwas Manieriertes hat, das auf die Länge ermüdet. Aber sein „Rheinweinlied," das Goethe „ein glückliches Rundwort" nennt, sein „Abendlied," das Herder als einziges zeitgenössisches in seine „Stimmen der Völker" aufnahm, und noch so manches andere werden unter unsern besten Volksliedern alle Zeit ihren Platz behaupten. Sein tief gefühltes Lied „Bei dem Grabe meines Vaters" (— — „Ach sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr") und „Die Sternseherin Lise" („Ich sehe oft um Mitternacht") bezeichnen vielleicht am charakteristischsten sein eigenes Wesen und seine Dichtungsart. „Wie der Abendglockenklang in einer stillen Sommerlandschaft," sagt Eichendorff von ihm, „wenn die Ährenfelder sich leise vor dem Unsichtbaren neigen, weckt er überall ein wunderbares Heimweh, weiß aber mit seinen klaren Hindeutungen dieses Sehnen, wie schön oder vornehm es in Natur oder Kunst sich auch kundgeben mag, von dem Ersehnten gar wohl zu unterscheiden. — Zwischen diesseits und jenseits geht er unermüdlich auf und ab und bringt von allem, was er dort erfahren, mit schlichten Worten fröhliche Botschaft."

Ein Bahnbrecher anderer Art und anderen Geistes, als er uns in Klopstock entgegentrat, war der vom Hainbunde so heftig befehdete **Wieland**, der gewöhnlich als das zweite Haupt der älteren Gruppe unserer klassischen Litteraturwelt bezeichnet wird.

Wielands Leben.

Christoph Martin Wieland, geboren am 5. September 1733 zu Oberholzheim, einem Dorfe in der Nähe der kleinen schwäbischen Reichsstadt Biberach, war der Sohn eines evangelischen Pastors, der ein Jahr nach des Knaben Geburt an die Hauptkirche zu Biberach versetzt wurde. Der ungemein begabte und frühreife Knabe machte unter der Leitung seines Vaters so rasche Fortschritte, daß er im 13. Jahre bereits Vergil und Horaz las und deutsche wie lateinische Verse machte. Der ernst christliche Ton des Elternhauses machte auf sein leicht empfängliches Gemüt einen tiefen Eindruck, der noch verstärkt wurde, als er, kaum vierzehnjährig, von seinem Vater in das Institut zu Klosterbergen bei Magdeburg gebracht wurde, dessen Vorsteher, der ehrwürdige Abt Steinmetz, sein pädagogisches Hauptstreben auf die Frömmigkeit seiner Zöglinge gerichtet hatte. Der Eindruck, den Klopstocks „Messias" auf den Jüngling machte, verstärkte die Wirkung dieser Erziehung — „als ich den Messias las, glaubte ich erst mich selbst zu verstehen" sagte er später — dennoch scheint er schon damals von Zweifeln heimgesucht worden zu sein, die im Hause seines Verwandten, des Professors Baumer in Erfurt, der ihn darauf zur Universität vorbereiten sollte, noch mehr Nahrung finden mochte. Innerlich schwankend kehrte er ins Elternhaus zurück, in dem er den Sommer 1750 zubrachte. Dort lernte er die geistreiche Sophie Gutermann (die als Sophie von La Roche bekannte Schriftstellerin, Großmutter von Clemens und Bettina Brentano) kennen. Auf Spaziergängen mit ihr, zu der ihn eine leidenschaftliche Jugendliebe ergriffen hatte, entstand der Plan zu seinem Lehrgedicht „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt."

Sophie v. La Roche.

Sophie von La Roche, geboren am 6. Dezember 1731 zu Kaufbeuren, empfing von ihrem Vater, dem gelehrten Arzte Gutermann, eine gründliche Bildung. Nachdem sie schon mit sechzehn Jahren verlobt gewesen, aber aus konfessionellen Gründen das Verhältnis wieder gelöst worden war, kam sie nach Biberach, wo sie zuerst im Hause ihres Großvaters und nach dessen Tode bei dem ihr verwandten Pastor Wieland lebte. Der in den Ferien heimgekehrte Sohn führte sie begeistert in die neueste Litteratur ein, aber seine schwärmerische Liebe zu ihr führte zu keinem dauernden Herzensbunde. Indes blieb Sophie bis in ihr hohes Alter Wielands Freundin, obgleich sie sich später von Goethes Sinn und Geist mehr angezogen fühlte. 1754 heiratete sie den kurmainzischen Hofrat Maximilian von La Roche, einen Anhänger der Voltairischen Schule, durch den sie so in die französ-

sische Richtung hineinkam, daß sie besser französisch als deutsch sprach. Im Hause des Gönners ihres Gemahles, des Grafen Stadion, traf sie, wie wir weiterhin sehen werden, aufs neue mit ihrem Jugendfreunde zusammen. Zur rechten Entfaltung kam ihr Geistesleben, das inzwischen durch Rousseaus Schriften einen Umschwung erfahren hatte, erst in Ehrenbreitstein, wohin Herr von La Roche nach Stadions Tode (1770) als Geh. Konferenzrat des Kurfürsten von Trier berufen worden war. Dort wurde ihr Haus bald der Sammelpunkt der ausgezeichnetsten Männer, „ein geistiger Wallfahrtsort am Rhein." Merck führte dort Goethe ein, dem Sophie, damals die Mutter zweier schöner, eben herangewachsener Töchter, „von Anfang an die Mama" war, wie er sie in seinen von G. von Loeper veröffentlichten Briefen nennt. Als 1780 La Roche in Ungnade fiel und seinen Abschied erhielt, lebte die Familie zuerst in Speier, dann in Offenbach, wo er 1789 und Sophie am 18. Februar 1807 starb. In den letzten Jahren hatte Sophie ihre Familie durch ihre Schriftstellerei erhalten, die sie übrigens schon in Ehrenbreitstein als „Lehrerin von Teutschlands Töchtern" betrieben hatte. In ihren im Geiste Richardsons geschriebenen Romanen („Geschichte des Fräulein von Sternheim" — „Rosaliens Briefe an ihre Freundin Marianne von St." ꝛc.), welche von Herder und Goethe beifällig begrüßt wurden, wandte sie sich von Wielands Richtung vollständig ab, so daß er wohl nur um der alten Freundschaft willen die ersten derselben herauszugeben sich entschloß. Die genannten Erstlingswerke sind noch heute von Interesse, weil sie die Häuser und Kreise des Grafen Stadion und La Roches mit ihrem bunten Leben und ihren bedeutendsten Gestalten getreu und anschaulich abspiegeln. Ludmilla Assing hat das Leben dieser geistreichen Frau in ihrem Buche „Sophie La Roche, die Freundin Wielands" geschildert.

Abb. 113. Sophie von La Roche. Gestochen 1782 von Sintzenich in Mannheim.

Studentenzeit.

Im Herbst des Jahres 1750 bezog Wieland die Universität Tübingen, um die Rechte zu studieren; er führte dort ein sehr eingezogenes Leben, widmete aber seiner erwählten Berufswissenschaft nur die notdürftigste Zeit, trieb dagegen mit großem Eifer Philosophie, Philologie, Geschichte und entwickelte eine ungewöhnlich große poetische Fruchtbarkeit nach Klopstocks und Bodmers Vorbild. Der alte Dichterfreund in Zürich wurde denn auch bald auf ihn aufmerksam, und als Wieland ihm den Anfang seines unvollendet gebliebenen epischen Gedichtes „Hermann" zuschickte, lud er ihn in sein gastliches Haus ein.

In Zürich.

Im Herbst 1752 langte der Neunzehnjährige in Zürich an und machte auf Bodmer einen sehr vorteilhaften Eindruck durch sein stilles schwärmerisches Wesen. Auch war er

viel fleißiger als Klopstock, lebte ganz eingezogen, verkehrte nur mit des alten Herrn Freunden und war bald wie ein Sohn im Hause. Eine Anzahl sentimental frommer Dichtungen, auf welche der Schmerz über Sophiens Verheiratung mit dem Hofrat von La Roche nicht ohne Einfluß war, entstanden in rascher Reihenfolge: „Zwölf moralische Briefe in Versen", „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde", „Hymnen auf Gott," ja sogar ein biblisches Epos à la Bodmer „Der geprüfte Abraham" u. s. w. Nach zweijährigem Aufenthalt verließ er Bodmers Haus, um eine Hauslehrerstelle bei dem Züricher Amtmann v. Grebel zu übernehmen. Hier kam er zum erstenmal in einen größeren Frauenkreis und wurde bald der verehrte, ja platonisch geliebte Mittelpunkt desselben — es waren übrigens alles Damen in reiferen Jahren, die mit ihm schwärmten, über Religion und Liebe disputierten und in krankhafter Empfindelei einander überboten. Seine damalige ätherische Stimmung fand einen Ausdruck in den „Empfindungen eines Christen," die mit einem kriegerischen Vorwort gegen Uz und die Anakreontiker beginnen, welche er als „schwärmende Anbeter des Bakchus und der Venus, die man für eine Bande epikurischer Heiden halten sollte," bezeichnet. Lessing fertigte ihn deswegen in seinen „Litteraturbriefen" verdientermaßen ab, indem er die s. g. „Empfindungen" ganz richtig als „Ausschweifungen der Einbildungskraft," bei denen gewiß „das Herz leer und kalt" sei, charakterisierte. Der Rückschlag, durch den Wielands eigenste Natur zum Durchbruch kam, ließ auch nicht lange auf sich warten. Noch in Zürich bahnte sich derselbe an.

In Bern.

In Bern, wohin er 1759 als Hauslehrer bei dem Landvogt Sinner ging, machte seine innere Umwandlung rasche Fortschritte: hier knüpfte er auch ein Liebesverhältnis

Julie Bondeli.

mit Rousseaus geistvoller Freundin, Julie Bondeli, an, das sich aber nach Jahresfrist wieder auflöste. Aus seinen sentimental platonischen Schwärmereien war er dadurch aufgescheucht worden, und bald sollte er auch dazu gelangen, den religiösen Firnis abzustreifen, mit dem er sich selbst und andere getäuscht, und in das gerade Gegenteil seiner bisherigen Lebensanschauung umschlagen.

In Biberach.

Nach einjährigem Aufenthalte in Bern wurde er in den Stadtrat von Biberach als Kanzleidirektor d. h. Stadtschreiber gewählt und blieb in dieser trockenen und unbefriedigenden Stellung neun volle Jahre lang. Hier trat er nun in einen Umgangskreis, der einen entscheidenden Einfluß auf sein inneres Leben hatte. Auf dem benachbarten Gute Warthausen hatte der hochbejahrte kurfürstlich Mainzische Minister Fried-

Graf Stadion.

rich Graf Stadion nach Niederlegung seines Amtes einen Gesellschaftskreis um sich versammelt, welcher das am Hofe der Bourbonen herrschende Wesen in all seiner Eleganz, Leichtlebigkeit, graziösen Frivolität und zügellosen Gottlosigkeit getreulich abspiegelte. Zu den Sternen dieses Kreises gehörten Sophie von La Roche und ihr Gemahl, damals Mainzischer Hofrat. Hier lernte Wieland, wie er selbst sagt, die „gute Gesellschaft," ja „das Leben" kennen: „Warthausen wurde sein Parnaß." Auch fand er sich rasch darin zurecht und fühlte sich bald ganz heimisch in dieser seiner wahren Natur und seinem innersten Wesen durchaus zusagenden Atmosphäre. So wuchs er heran zu dem „Gesellschaftsdichter," wie er genannt worden ist, zum „Sänger der Aufklärung und allgemeinen Herrschaft der Vernunft." Von nun an schlug seine Poesie aus der ätherischen Himmelei in die gröbste nackte Sinnlichkeit um, welche in den dort entstandenen poetischen Erzählungen und Romanen zum Durchbruch kam und die um so verderblicher war, als sie in einer höchst anmutigen, glänzenden und gewandten Sprache auftrat.

Häusliches Leben.

Mit seiner Dichtungsweise stand sein häusliches, durchaus bürgerlich schlichtes, streng sittliches und dabei gemütliches Leben in einem seltsamen, aber doch psychologisch nicht gerade unverständlichen Gegensatze. Seine in Biberach mit einer sehr nüchternen, hausbackenen Augsburgerin fast geschäftsmäßig geschlossene Ehe, die vierunddreißig Jahre lang währte, war eine völlig ungetrübte und glückliche.

In Erfurt.

Als der geistvolle Warthauser Kreis sich mit Stadions Tode auflöste, folgte Wieland mit Freuden einem Rufe des Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, eines großen Gönners der „Aufklärung", als Professor der Philosophie an die Universität Erfurt,

in welcher Stellung er drei Jahre mit großem Eifer und Erfolg thätig war. 1772 berief ihn die verwitwete Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar an ihren Hof als Lehrer ihrer beiden Söhne, Karl August (der zwei Jahre später die Regierung antrat) und Constantin. So zog Wieland als der erste in die Ilmstadt ein, die bald danach für lange Zeit den Mittelpunkt der Litteratur in Deutschland bilden sollte, und lebte dort als Freund der Herzogin und ihrer Söhne, in freier Muße von der ihm nach Vollendung seiner Erzieheraufgabe bewilligten reichlichen Pension, unermüdlich litterarisch thätig bis an sein Ende. Im 80. Lebensjahre, am 20. Januar 1813 starb er daselbst. In Weimar.

Wie Lessings Scharfblick es sofort durchschaut hatte, war nur die Färbung und der Ausdruck von Wielands jugendlichen Dichtererzeugnissen religiös, sein Herz aber bei all dem seraphischen Wortschwall unbeteiligt. Eine weich verschwimmende Sentimentalität und platonisch schwärmerische Empfindsamkeit herrschen in seinen „Hymnen," wie in den „Empfindungen eines Christen" ꝛc., kein wirklich tiefer christlicher Ernst, keine wahre Empfindung. Auf diese krankhafte Gefühlsüberspannung folgte ein um so derberer Rückschlag. „Seine Muse stieg herunter zu den Menschen," urteilt Goethe, „vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moralische Welt als ein Paradies im Anschauen durchwandelt hatte, anfing den Baum des Erkenntnisses selbst zu kosten." Wielands Werke. Sympathieen.

Von 1764 an erschienen die Schriften dieser zweiten Periode seiner Entwickelung. Schon der Titel des in diesem Jahre entstandenen Buches verrät „die veränderte Richtung des Steuermanns;" er hieß „Don Silvio von Rosalva, oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei; eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht." Es war eine Nachahmung des Don Quixote von Cervantes, wie denn fast alle Werke Wielands Nachahmungen sind, da er ohne Vorbilder gar nicht zu arbeiten verstand. Wie der spanische Ritter an der fixen Idee leidet, daß die zahllosen Rittergeschichten, die er gelesen, sich wirklich zugetragen hätten, so glaubt der biedere Landjunker Don Sylvio steif und fest an die reelle Existenz der Feen und schweift ähnlich dem Ritterabenteuer suchenden Don Quixote umher, um Feen zu entdecken. Einst glaubt er eine solche in einem blauen Schmetterling entdeckt zu haben, aber auf der Jagd nach demselben wird er von seiner romantischen Schwärmerei durch eine irdische Fee gründlich geheilt. — Als Dichtwerk mäßig, fand der „Don Sylvio" Freunde wegen seiner unverkennbar aufklärerischen Richtung und wegen der zahlreichen frivolen Stellen, wie sie sich in dem eingeflochtenen Märchen vom Prinzen Biribinker besonders breit machen. Don Sylvio.

Ebenso versuchte er es, dem Unsittlichen reizende Farben zu leihen und das Unterliegen der Tugend in der Versuchung wohlgefällig zu schildern in dem heroisch-komischen Gedicht „Idris," das den Zorn der Göttinger so sehr erregte, daß sie es verbrannten (vgl. S. 350); und in dem „Neuen Amadis," einem komischen Gedicht in 18 Gesängen. Idris.

Sein Ruhm wurde indes erst begründet durch die „Geschichte des Agathon," in welcher er in fremder Verkleidung sich selbst und seine Entwickelung schilderte.

Agathon, ein durch seine Schönheit ausgezeichneter jugendlicher Dichter, der für ein platonisches Ideal von Tugend und Liebe schwärmt, wird von Seeräubern entführt und an den Sophisten Hippias in Smyrna verkauft. Dieser, ein üppiger Epikuräer, sucht ihn von der Unwahrheit seiner Ideale zu überzeugen und ihn zum gröbsten Materialismus zu bekehren. Was seinen Vorstellungen nicht gelingt, erreicht er durch die Verführungskünste der eben so geistvollen als körperlich anmutigen Danae. Als ihn Hippias nun ob seines Falles verhöhnt und ihn namentlich auch über den wahren Charakter der Danae belehrt, ergreift Agathon die Flucht. Am Hof des Dionysius wird Agathon in das Staatsleben eingeführt; er versucht nun seine Ideale durchzuführen, muß sich aber bald überzeugen, daß seine schwärmerische Tugend sich nicht verwirklichen läßt. Aber auch seine Vermittelungsversuche mißlingen, und er wird als Staatsverbrecher ins Gefängnis geworfen. Nahe daran, an der menschlichen Natur zu verzweifeln, wird er von dem Agathon.

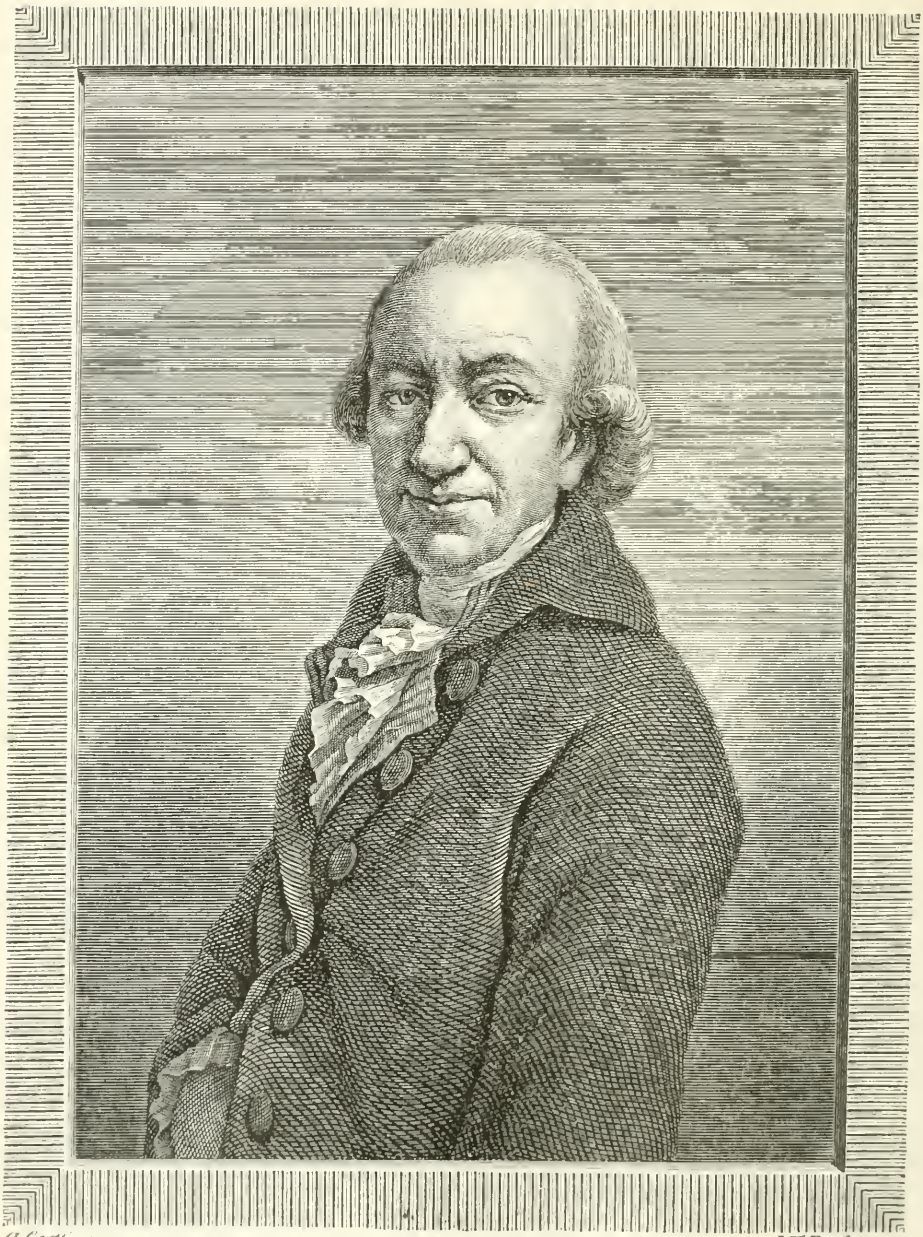


Abb. 114. Wieland. Stich nach dem Bildnis von Graff (1797).

greisen Archytas, der ihn befreit, belehrt, daß es doch wohl möglich sei, „Kopf und Herz in Einverständnis," d. h. die Forderungen der sinnlichen Natur mit denen der Tugend in harmonischen Einklang zu bringen.

Noch eine Reihe verwandter Dichtungen in Versen und in Prosa, unter denen höchstens „Musarion oder Philosophie der Grazien" nennenswert ist, hat Wieland ebenfalls in dieser griechischen Umhüllung ausgeführt; von dem wirklichen antiken Griechentum ist in allen diesen Werken nichts zu finden, es ist französische Leichtlebigkeit und verfeinerte Eigensucht, mit rationalistischer Lebensweisheit in ermüdenden Abschweifungen durchsetzt, die der Verfasser uns mit griechischen Gewändern notdürftig bekleidet vorführt. So verdankte auch seine Oper „Alceste" mehr der Musik, als dem Texte ihren Erfolg, dennoch brüstete er sich damit in widerwärtiger Weise. Das erzürnte Goethe so sehr, daß er in seiner Farce „Götter, Helden und Wieland" seinen züchtigenden Spott darüber ergoß. Musarion. Götter, Helden und Wieland.

Vergessen darf übrigens nicht werden, daß — so wenig lesbar alle diese Romane heutzutage sind und so wenig poetischen Wert sie besitzen — die darin uns entgegentretende Sprache im Vergleich zu der früheren Prosa einen ungeheuren Fortschritt zeigt und daß diese Leichtigkeit der Darstellung viel dazu beigetragen hat, in den höheren Städten Deutschlands die Alleinherrschaft der französischen Litteratur zu erschüttern und den Geschmack an deutschen Büchern zu erwecken. Alle seine Zeitgenossen, selbst Goethe und Herder, haben von ihm gelernt, freilich ihn auch bald übertroffen; denn neben großer Gefügigkeit und Leichtigkeit hatte Wielands Stil doch etwas Nachlässiges und litt dazu, namentlich in seinen späteren Jahren, an großer Weitschweifigkeit, was Goethe und Schiller in ihrer Xenie auf Wieland verspotteten:

Möge dein Lebensfaden sich spinnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.

Nachdem Wieland in der zweiten Periode seiner litterarischen Thätigkeit mit französisch leichter Darstellung auch französische Leichtfertigkeit der Sitten, ja französische Lüsternheit und entnervende Sinnlichkeit in unsere Litteratur eingeführt hatte, änderte sich seine Richtung zum dritten Male — er schlug in dem „Goldenen Spiegel oder die Könige von Scheschian" einen ernsthaften Ton an; Goethe meinte in der Kritik dieses Buches — er wolle „sein Leben in dem lehrenden Charakter beschließen." Goethe skizziert dann den Plan dieses Buches spöttisch, wie folgt: Goldner Spiegel.

„Schach Gebal, ein König von Scheschian, regierte bald so übel bald so gut, daß weder die Guten noch die Bösen mit ihm zufrieden waren. Zu gesunder Einschläferung Seiner Majestät wird jemand im Königreiche aufgesucht, ihm die Geschichte des Landes vorzutragen, und dieser findet sich in der Person des Danischmende. Die Szene ist am Bette des Königs im Beisein der Sultanin Nurmahal, und sobald der Philosoph in eine gewisse Wärme gerät und die edelsten und größten Wahrheiten mit Überzeugung vorträgt, so schläft der König, wie sich's gebührt, ein. Der Dichter scheint bei dieser Vorkehrung sein Auditorium besser gekannt zu haben, als Danischmende; denn er hat vor seine Leser, damit sie sich beim Aufwachen wieder finden könnten, keine einzige Wahrheit stehen lassen, die nicht mit Schwabacher Schrift gedruckt wäre."

Im übrigen enthielt das Buch die Regierungsgrundsätze, die gerade damals Kaiser Joseph in Österreich zur Geltung zu bringen suchte.

Ungeachtet des abfälligen Urteils Goethes erregte dieses Buch doch großes Aufsehen und veranlaßte Wielands Berufung nach Weimar, wo er nach dem Vorbild des „Mercure de France" eine Zeitschrift „Der deutsche Merkur" ins Leben rief, in welcher seitdem die meisten seiner Dichtungen erschienen, vor allem die beiden, welche noch heute die nennens- und lesenswertesten unter seinen zahlreichen Werken sind. Die erste derselben ist ein satirischer Roman „Die **Abderiten**," eine griechische Einkleidung unseres alten Lalenbuches" (vgl. S. 240). Deutscher Merkur.

Abderiten. Die Bewohner Abderas, des thracischen Schilda, begehen die sonderbarsten Streiche. Man baut einen wunderschönen und sehr kostspieligen Brunnen, aber als er fertig ist, fehlt — das Wasser. Man erwirbt eine berühmte Venus von Praxiteles, aber stellt sie auf eine so hohe Säule, daß niemand sie zu erkennen vermag. Zum Bürgermeister wählt man den besten — Sänger u. s. w. Unter diesem wunderlichen Völkchen lebt ihr Mitbürger, der weitgereiste Demokrit, den sie einen Sonderling schelten, so oft er ihnen die Wahrheit sagt, aber dem sie glauben, was er ihnen aufbindet. So macht er sich einmal den Spaß zu behaupten, daß man die Treue einer Frau erproben könne, wenn man ihr im Schlaf eine Froschzunge aufs Herz lege — dann müsse sie alle ihre Sünden beichten. Alle Abderiten machen den Versuch mit ihren Frauen, die natürlich zur großen Genugthuung ihrer Männer schweigen. Aber die Priesterschaft der Latona ist über dieses Experiment aufs heftigste entrüstet, denn die heiligen Frösche haben ihre Zungen dazu hergeben müssen. Doch Demokrit weiß sich der Anklage zu entziehen, indem er dem Priester des Froschheiligtums einen mit Goldstücken gefüllten gebratenen Pfau zuschickt. — Die Abderiten können sich dabei nicht beruhigen und beauftragen den berühmten Arzt Hippokrates, das Gehirn des Philosophen, der durchaus nicht sei wie andere Leute, zu untersuchen. Hippokrates erklärt aber seinen Verstand für durchaus gesund. — Die interessanteste Partie des Buches ist der Prozeß über des Esels Schatten. Ein Zahnarzt mietet einen Esel zum Reiten über Land; als er aber unterwegs sich beim Ausruhen in den Schatten des gemieteten Esels legen will, bestreitet ihm der Eseltreiber das Recht dazu: er habe ihm ja nur das Tier, nicht dessen Schatten vermietet. Darüber entsteht nun ein gewaltiger Prozeß, der Abdera in zwei Parteilager spaltet. Da mischen sich die Priester ein, und die Frösche der Latona helfen zur Schlichtung des Streites. Aber erst nachdem der Esel verreckt, kommt die volle Aussöhnung zustande. Nun wird dem Langohr ein Denkmal errichtet und für die Frösche ein neuer Graben angelegt, infolge dessen dieselben sich ungeheuerlich vermehren. Um keines der heiligen Tiere zu zertreten, beschließen die Abderiten, ihnen die Stadt zu überlassen und wandern aus.

Esels Schatten.

Oberon. Wielands berühmtestes und bekanntestes Werk ist das romantische Heldengedicht „**Oberon**", dessen Hauptstoff er dem altfranzösischen Ritterbuche von Huon de Bordeaux — unter Benützung des „Sommernachtstraums" von Shakespeare und der Erzählungen Chaucers — entnommen hatte. Es ist in sehr wohllautenden gereimten achtzeiligen, aber in der Wahl der Versfüße sehr freigebauten Stanzen (Ottave Rime) abgefaßt. Wieland hatte großen Fleiß auf die Form verwendet und, wie er selbst erzählt, einmal drittehalb Tage über einer einzigen Strophe zugebracht, ja das Ganze vor dem Druck viermal eigenhändig umgeschrieben. 1780 erschien die erste Ausgabe. Goethe war ganz entzückt davon und sandte Wieland einen Lorbeerkranz als Zeichen seiner Bewunderung. An Lavater schrieb er: „der Oberon werde, so lange Poesie Poesie, Gold Gold und Kristall Kristall bleibe, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden."

Inhalt des Oberon. In dem anmutigen Ton der Italiener und Franzosen, durch den oft ein leichter ironischer Klang sich hindurchhören läßt, erzählt Wieland die Abenteuer des von Karl dem Großen nach Babylon-Bagdad entsandten Ritters Hüon, der des Kaisers Sohn — ohne ihn zu kennen — in der Notwehr erschlagen hat. Zur Sühne wird ihm eine Heldenthat von dem erzürnten Vater auferlegt, die ganz unausführbar erscheint. Er soll nach Bagdad gehen, in den Festsaal des Kalifen mitten unter die zur Tafel versammelten Gäste dringen, dem das Haupt abschlagen, der dem Kalifen zur Linken liegt —

Ist dies gethan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze
Und küß als deine Braut sie dreimal öffentlich.

Und um dieses kühne Wort zu krönen, soll der Ritter zum Geschenk für seinen Kaiser sich vom Kalifen „vier seiner Backzähne und eine Handvoll Haar aus seinem grauen Bart"

erbitten. — Hüon bricht sofort auf, gelangt glücklich in den fernen Erdteil und trifft in einer Höhle des Libanon einen Einsiedler, der sich als Scherasmin, den auf einem Kreuzzug dort zurückgebliebenen treuen Diener seines Vaters, zu erkennen gibt. Beide machen sich nun zusammen auf den Weg zu dem geforderten Abenteuer. Unterwegs erscheint ihnen im Walde Oberon, der König der Elfen, auf einem von Leoparden gezogenen Wagen in Knabengestalt. Oberon, der mit seiner Gemahlin Titania entzweit war, hatte gelobt, sich nicht eher mit ihr zu versöhnen, als bis er ein Liebespaar gefunden, das den Tod der Trennung vorzöge. Da er in Hüon und der Kalifentochter ein solches Paar vermutet, bietet er sich ihm als Schutzgeist an, schenkt ihm ein Horn, dessen leise Töne alle, die sie vernehmen, zum Tanzen nötigt, dessen lauter Schall aber Oberon aus weitester Ferne herbeiruft. — In der Kalifenstadt angelangt, erblickt Hüon durch Oberons Veranstaltung seine künftige Geliebte, die schöne Rezia, in einem Traumgesicht, gleichzeitig aber träumt auch sie von Hüon, dem heldenhaften Ritter mit dem langen blonden Haare und den blauen Augen, und wird dadurch mit um so tieferem Widerwillen gegen den ihr zugedachten Verlobten, einen Drusenfürsten, erfüllt. Dieser aber ist es, der zur Linken des Kalifen sitzt, als Hüon in den Festsaal eindringt; ein kühner Schlag läßt sein Haupt vom Rumpfe fliegen, und als die wilden Sarazenen auf den verwegenen Fremdling eindringen wollen, wird ihre Mordwut durch das wunderbare Horn in Tanzwut umgewandelt. Oberon, der für die geforderten Backenzähne und das Barthaar sorgt, hilft den Liebenden aus dem Saal und entführt sie auf seinem Zauberwagen. Dann geleitet er sie auf ein Schiff, auf dem sie die Rückfahrt nach Europa antreten. Aber sie halten das Gelübde nicht, das Oberon ihnen auferlegt, schließen vielmehr den Ehebund, bevor sie Rom, wo der Papst denselben einsegnen sollte, erreicht haben, und müssen deshalb durch eine lange Reihe von Leiden und Prüfungen gehen, ehe sie das ihnen zugedachte Glück erringen. Aber sie gehen doch siegreich aus dem Kampfe hervor; — aus einem Meersturm an ein ödes Eiland gerettet, in der größten Not spricht Rezia, seit ihrer Taufe Amanda genannt, jene oft angeführten Worte:

Mir sagt's mein Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube;
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns fest an diesem Glauben halten:
Ein ein'ger Augenblick kann alles umgestalten!

Bei einem ehrwürdigen Eremiten finden sie einen Zufluchtsort und freuen sich ihres Zusammenlebens und des Knaben, dem Amanda bald nachher das Leben gibt. Aber eines Tages, als er ihr aus dem Auge gekommen und sie ihn voller Angst sucht, wird sie von Seeräubern gefangen und nach Tunis in den Harem des Königs Almansor gebracht. Auch Hüon, der sie nicht zu retten vermocht und von den Seeräubern an einen Baum gebunden beinahe umgekommen war, gelangt durch Oberons Vermittelung nach Tunis, wo er endlich sein geliebtes Weib wieder sieht. Aber sie müssen noch viele Prüfungen durchmachen, und erst als beide den Flammentod dem ihnen zugemuteten Bruch der Gattentreue vorziehen, ist auch der Zwist zwischen Oberon und Titania beendet, und das versöhnte Elfenpaar rettet die treuen Liebenden vor dem drohenden Schicksal im Augenblick der höchsten Not. Das so treu bewährte Paar gelangt an Karls des Großen Hof — der Groll in des Kaisers Brust erstirbt. Er schüttelt liebevoll des Helden Hand und spricht:

„. . . . . nie fehl es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der dir an Tugend gleiche!"

Auf den Oberon folgten noch ein paar Romane, in denen der Ton der zweiten Periode durchklingt. Seine poetische Laufbahn beschloß Wieland mit dem Roman „Aristipp und seine Zeitgenossen," in dem gewissermaßen die Lebenssumme seiner Studien Aristipp.

enthalten ist; denn wie im „Agathon", so schildert er in Aristipp, einem Schüler des Sokrates und dem Stifter der cyrenäischen Schule, sich selbst und seine Ansichten über die verschiedensten geistigen Fragen.

Wielands Schule.

Es konnte nicht fehlen, daß Wieland zahlreiche Schüler und Nachahmer fand, die den Meister zum Teil so arg überboten, daß er sich ihrer schämte und sie offen verleugnete. Hatte er auch einmal gegen Herder geäußert, daß er „die anstößigsten seiner Schriften gerne zurückkaufen möchte," so wollte er doch nie zugeben, daß er eine litterarische Richtung hervorgerufen habe, die sittlich immer tiefer sank. Nur einige Stimmführer aus **Wielands Schule** dürfen hier Platz finden: an ihnen wird die ganze Richtung sich leicht erkennen lassen.

Alxinger.

Da dichtete der Österreicher **Johan Baptist Alxinger**, der 1797 als Sekretär des Wiener Hoftheaters starb, ganz in Wielands Manier zwei Rittergedichte „Doolin von Mainz" und Bliomberis;" das letztere widmete er dem Dichter des Oberon. Beide fanden eine Zeitlang Leser, obgleich sie phantasielose, langweilige Reimereien sind.

Blumauer.

Abb. 115. Aus Chodowieckis Kupfern zu Blumauers travestierter Aneide v. J. 1790.

Ein anderer Wielandsjünger war der Wiener Jesuit und nachherige Buchhändler **Aloys Blumauer** (1755—1798), der außer zahlreichen unsaubern oder seicht rationalistischen Gedichten die „Abenteuer des frommen Helden Äneas" (1784) schrieb, eine Travestie der Vergilschen Äneide in Knittelversen: ein Genre plumpster und gemeinster Komik, das in unseren Tagen Offenbach in einigen seiner widerlichen Theaterstücke mit noch größerem Erfolge zur Geltung gebracht hat. Poesie kann man Verse, wie die folgenden, nicht nennen:

Es war einmal ein großer Held,
Der sich Äneas nannte,
Aus Troja nahm er's Fersengeld,
Als man die Stadt verbrannte ꝛc.

So hebt die Reimerei an. Der Königin Dido erzählt Äneas vom Untergang Trojas:

Wie Ihro Majestät gesehn,
Wenn Sie oft Flöhe fingen,
Daß ganze Flohfamilien
Aus jeder Falte springen
Und ängstlich hüpfen hin und her,
So flohen vor dem Mordgewehr
Der Griechen die Trojaner.

Kortum.

Gleichzeitig mit diesem Machwerk gab ein Bochumer Arzt, **Karl Arnold Kortum** (1745—1824), ein geistverwandtes „komisches Heldengedicht" u. d. T.: „Leben, Meinungen und Thaten von Hieronimus Jobs dem Kandidaten," später (1799) als „Jobsiade" zu drei Teilen erweitert heraus, welches mit wenig Witz und viel Behagen die volkstümliche Litteratur in der Manier von Hans Sachs — auch in ihren rohen Illustrationen — parodierte. Durch Hasenclevers geistreiches Bild ist die beste Stelle dieses langstiligen Poems: „das Examen des Kandidaten Jobs" in lebendiger Erinnerung geblieben.

Auch **Thümmel** erklärte sich schon in einer seiner ersten Schriften — der „Inoculation der Liebe“ — für einen Schüler Wielands; ja viele Leute hielten diese gereimte Erzählung für eine Arbeit Wielands, der sich sehr anerkennend darüber aussprach. Thümmel.

Moritz August von Thümmel, geboren zu Schönefeld bei Leipzig am 27. Mai 1738, studierte in Leipzig die Rechte, wurde Geh. Rat und Minister in Sachsen-Coburg, nahm 1783 seinen Abschied und machte seitdem viele Reisen. Er starb am 26. Oktober 1817. Sein erstes Werk, „Wilhelmine oder der vermählte Pedant,“ gehört zu den komischen Heldengedichten: es war in s. g. „poetischer Prosa“ d. h. einem Stil, der weder Poesie noch Prosa, jedenfalls höchst ungereimt ist, abgefaßt. Dieses einst vielgelesene und sehr bewunderte Werk, so poetisch unbedeutend es auch ist, verdient als Sittenbild der deutschen Zustände zur Zeit des siebenjährigen Krieges noch heute einige Beachtung, insbesondere wird das damalige Verhältnis der armen Pfarrer zum Adel durchaus der Wahrheit gemäß, wenn auch in einer frivolen und die Tendenz verratenden Weise, geschildert. Es wird darin erzählt, wie der junge Dorfpfarrer Sebaldus schwankt, ob er die Tochter eines Superintendenten, von dem er Beförderung hofft, oder die arme, aber reizende Verwalterstochter Wilhelmine heiraten soll. Da kommt ihm ein Hofmarschall zuvor, der zufällig die Dorfschönheit sieht und sie als Kammermädchen eiligst mit sich in die Residenz nimmt. Dort bleibt sie vier Jahre: da erscheint Gott Amor dem guten Sebaldus im Traum und befiehlt ihm, in die Residenz zu gehen und sich das Kammerkätzchen unterthänigst zur Frau zu erbitten. Sebaldus folgt dieser Eingebung und erhält ohne Mühe, was er sucht. Ja, der Hofmarschall ist so gnädig, den Hochzeitsschmaus auszurichten und selbst dabei zu erscheinen. Wilhelmine.

Noch bekannter ist Thümmels „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich,“ das Erzeugnis langjähriger Arbeit. Als Kulturbild der französischen Zustände vor der Revolution hat dieses sehr umfängliche Buch einen gewissen Wert; der eigentliche Romaninhalt, die Heilung eines bücherversessenen deutschen Hypochonders durch Wein, hübsche Mädchen und französische Lebensweisheit, ist unerheblich und nur anziehend durch die glatte, schlüpfrig spielende Wielandsche Manier, die an zweideutigen Pikanterieen den Meister noch übertrifft. In dem letzten Teil wird das eingeschlagene Heilverfahren als ein verfehltes nachgewiesen, doch geschieht das in etwas matt lehrhafter Weise, ohne Fortentwickelung der Handlung. Ein künstlerischer Schluß fehlt dem heute ziemlich verschollenen Werke, von welchem sich Thümmel wunderlicherweise sogar eine sittliche Wirkung auf seine Leser versprochen hatte. Reise nach Frankreich.

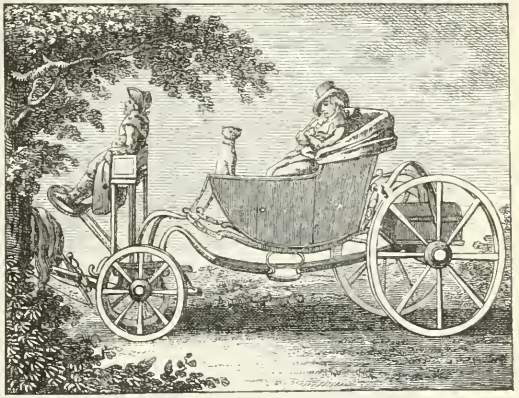


Abb. 116. Titelvignette von Thümmels Reisen. I. Teil. Leipzig 1810. Als Beispiel der Ausstattung von Modebüchern zu Anfang des Jahrh.

Wielands vorgeschrittenster Schüler in der künstlerischen Darstellung des Sinnlichen und Unsittlichen war unzweifelhaft der talentvolle **Heinse**, den man zugleich als den Hauptrepräsentanten einer Reihe immer tiefer sinkender Obscönitätenschreiber bezeichnen darf, die zu Wielands nicht geringem Ärger ihn mit besonderer Genugthuung als ihren Bruder begrüßten. Heinse.

Wilhelm Heinse, 16. Febr. 1749 zu Langewiesen bei Ilmenau in Thüringen als Sohn des dortigen Bürgermeisters und Organisten geboren, studierte in Erfurt, wo er mit

Wieland bekannt wurde. Durch Gleim unterstützt, konnte er sein Talent mit Muße entwickeln und eine Reise nach Italien machen. In die Heimat zurückgekehrt, trat er in den Dienst des aufgeklärten Kurfürsten von Mainz als Hofrat und Bibliothekar. Unter den Augen dieses geistlichen Herrn schrieb er seine unsittlichen Bücher und las sie im Hofkreise mit großem Beifall vor. In dieser Stellung starb er 22. Juni 1803 in Aschaffenburg.

Ardinghello. Am meisten genannt und noch heute gerühmt ist der Künstlerroman „Ardinghello und die glückseligen Inseln." Es wird darin das lockere, von einem pikanten Liebesabenteuer zum

Abb. 117. Heinse. Gleichzeitiger Stich nach Eich.

andern eilende Leben des Helden verherrlicht und nachzuweisen gesucht, daß die vornehmste Aufgabe des Menschen im sinnlichen Genusse besteht. Darum läuft die Geschichte auch aus in der Gründung des Staates der „glückseligen Inseln", in denen allen alles gemeinschaftlich ist. Ohne rechten Zusammenhang mit der Handlung sind geistreiche ästhetische und philosophische Betrachtungen in sie eingeflochten, die ebenso sehr wie die poetisch schwungvollen Naturschilderungen dem zuchtlosen Buche einen unverdienten Ruhm verschafft haben. Übrigens existiert eine Ausgabe, in welcher die Betrachtungen über bildende Kunst und Staatsverhältnisse verkürzt, im 2. Bande besonders gedruckt sind. — Heinses nachfolgende

Romane überboten womöglich den „Ardinghello“ noch an Frivolität; ein Makel, den auch die von Laube versuchte Ehrenrettung nicht zu beseitigen vermocht hat.

Von diesen litterarischen wie sittlichen Verirrungen thut es wohl, den Blick auf den dritten Bahnbrecher unserer neuen poetischen Entwickelung, auf **Lessing** zu wenden, der von Klopstock und Wieland ganz unabhängige, durchaus selbständige Pfade einschlug.

Lessings Jugend.

Gotthold Ephraim Lessing wurde am 22. Januar 1729 in der 1842 fast ganz niedergebrannten Stadt Kamenz in der Oberlausitz als der älteste von zehn Söhnen des Diakonus Joh. Gottfr. Lessing, eines gläubig frommen und tief gelehrten Mannes, geboren. Zwei Schwestern, von denen die in seinen Briefen häufig erwähnte Justine Salome drei Jahre älter als er war, machten das Dutzend Kinder im Pfarrhause voll.

Abb. 118. Kinderbildnis Lessings, nach dem im Barmherzigkeitsstift zu Kamenz aufbewahrten Ölgemälde eines unbekannten Malers, (in einer Bodenkammer der Pfarrkirche zu Kamenz, an welcher Lessings Vater Geistlicher war, vor etwa 18 Jahren entdeckt). Rechts der junge Gotth. Ephr. Lessing in rotem Rock und roten Hosen, etwa 7 Jahre alt, nach seinem Wunsche unter Büchern dargestellt; links sein jüngerer Bruder Theophilus (als Schulrektor in Chemnitz 1808 †), der ein Lämmchen füttert.

Bücher waren schon des siebenjährigen Knaben größte Freude, nur mit einem großen Haufen derselben wollte er gemalt sein, und so erblicken wir ihn auf dem obigen neuerdings wieder entdeckten Bilde. Er war denn auch an Kenntnissen seinen Jahren weit voraus, als der Vater ihn 1741 auf die sächsische Fürstenschule zu Meißen (St. Afra) brachte. Hier schlug er sogleich einen ganz selbständigen Studiengang ein, las eine gute Anzahl römischer und griechischer Schriftsteller, die in den Lehrstunden nicht vorkamen, für sich, übersetzte den Euklid, arbeitete an einer Geschichte der Mathematik bei den Alten, studierte das Wesen des Dramas in Plautus und Terenz, beschäftigte sich aber auch eingehend mit der neueren Litteratur, mit Hagedorn, Gleim und Haller. Die Alten regten ihn zu den ersten eigenen Versuchen im Lustspiel an. Der erste Entwurf des „jungen Gelehrten“ (vollendet 1747) stammt aus der Schulzeit. Durch Haller kam er auf den Gedanken eines Lehrgedichtes „Über die Vielheit der Welten“, welches er indes nie vollendete.

Universitätszeit.

Siebzehn Jahre alt bezog er 1746 die Universität Leipzig, um nach des Vaters Wunsch Theologie zu studieren. Er fühlte sich aber sogleich mehr durch die vortrefflich vertretene Philologie angezogen, demnächst übte der Mathematiker und Philosoph Kästner und der sich um diesen geistreichen Mann sammelnde Kreis jüngerer Talente einen großen Einfluß auf ihn, den größten aber Leipzig selbst, wo man, wie er an seine Mutter schrieb, „die ganze Welt im kleinen sehen konnte." Über den Studien versäumte er es nicht, die Lücken seiner äußeren Entwickelung zu beseitigen, indem er „fechten, tanzen, voltigieren" lernte. Mächtig zog ihn das Theater an, auf dem damals Friederike Neuber mit ihrer Gesellschaft spielte, und „er aß lieber trockenes Brot, als daß er es versäumt hätte." Mit seinem Freunde Weiße, der seine Leidenschaft teilte, übersetzte er einige französische Stücke für die Neuberin, um sich Freibillete zu verschaffen. Später erhielt er durch seinen Freund Mylius freien Eintritt, lernte auch die Neuberin, „eine Frau von männlichen Einsichten und einer vollkommenen Kenntnis ihrer Kunst," wie er selbst von ihr sagt, kennen und wurde durch sie zu eigenem dramatischen Schaffen mächtig angeregt. Er arbeitete den „jungen Gelehrten" nun bühnenmäßig aus und sah das Stück aufgeführt, ja mit Beifall begrüßt. Eine Reihe anderer Lustspiele aus seiner Feder folgten auf dieses erste. Das Theater begeisterte ihn damals so sehr, daß er daran dachte, selber als Schauspieler aufzutreten. Über alles das, namentlich auch über den Umgang mit dem hochbegabten aber in liederlichem Wesen immer mehr verkommenden Mylius beunruhigten sich die Eltern aufs höchste und riefen ihn im Jahre 1748 nach Hause, wo er bis Ostern blieb. Die Eltern überzeugten sich aber, daß sein sittlicher Charakter rein und unverdorben geblieben war und daß er in den Wissenschaften tüchtige Fortschritte gemacht hatte. So willigten sie denn ein, daß er die Theologie aufgäbe und Medizin und daneben Philologie — eine damals nicht ungewöhnliche Verbindung — studierte.

Friederike Neuber.

Mylius.

Nach Leipzig zurückgekehrt, setzte er seine wissenschaftlichen Studien fort, besuchte aber auch fleißig das Theater, bis die Truppe der Neuberin in demselben Jahre (1748) einen Ruf nach Wien annahm. Unglücklicherweise hatte Lessing sich verleiten lassen, für einige der Schauspieler Bürgschaft zu leisten, und nun waren diese auf und davon, ohne sein Wort gut gemacht zu haben. Von den Gläubigern bedrängt verließ er Leipzig, um in Wittenberg weiter zu studieren, erkrankte aber bald nach seiner Ankunft und fühlte sich auch geistig so elend, daß ihm das Leben — wie er seiner Mutter gestand — „zu einer unerträglichen Last" geworden war. Und da ihn nach seiner Genesung seine Leipziger Gläubiger unerbittlich verfolgten, faßte er den Entschluß, alle weiteren Universitätsstudien aufzugeben und nach Berlin zu gehen, wo sein Freund Mylius inzwischen als Redakteur der bei Vossens Schwiegervater, Rüdiger, erscheinenden „Berlinischen privilegierten Staats- und gelehrten Zeitung" eine freilich nicht sehr glänzende Stellung gefunden hatte. Dort hoffte auch er sein Brot sich verdienen zu können, während seine Stipendien zur Abzahlung seiner Leipziger Schulden verwandt werden sollten.

In Berlin I.

Innerlich reif zu selbständiger Arbeit, aber äußerlich in trauriger Verfassung, ohne Geld, ohne anständige Kleidung langte er im Dez. 1748 in Berlin an, wo er — außer Mylius — keinen einzigen Menschen kannte. Nach langem Hin- und Herschreiben erhielt er von Hause etwas Geld, das er mit einigen durch Übersetzungen erarbeiteten Thalern „zu einer neuen Kleidung" verwendete, so daß er imstande war, „sich wieder bei allen Menschen sehen zu lassen und diejenigen, deren Dienste er suchte, selbst anzugehen," wie er in seinem Dankbriefe nach Hause schrieb. Die Korrespondenz mit dem Elternhause gewährt uns einen tiefen Einblick in sein damaliges inneres Leben; bei festem, männlichem Beharren auf dem, was er für recht erkannte, schreibt er stets in der rücksichtsvollsten und kindlich liebevollsten Weise an Vater und Mutter. Inzwischen war eine von Lessing mit Mylius gemeinsam begonnene Vierteljahrsschrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" bald wieder eingegangen, dagegen wurde ihm 1751 das litterarische Feuilleton der Rüdigerschen (später Vossischen) Zeitung übertragen, für welche er übrigens schon seit 1748 eine größere Reihe von Abhandlungen und Kritiken geliefert hatte; daneben

Litterarisch-kritische Thätigkeit.

gab er ein Beiblatt, „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes," eine Art populärer Litteraturzeitung, heraus und arbeitete mit an den im Verlage von Haude & Spener herausgegebenen „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit." In dieser Thätigkeit trat bereits sein großes kritisches Genie hervor. Es tobte gerade der Kampf zwischen Leipzig und Zürich (S. 297 ff.) aufs heftigste; da trat Lessing mit so kühner Geistesüberlegenheit gegen den „großen Duns" (Gottsched) in Leipzig auf, daß derselbe sich bald genug vor dem jungen Kritiker zu fürchten anfing. Ebenso scharf erhob er sich gegen die französische Frivolität, die sich in zahlreichen Schriften breit machte.

Auf die Länge fühlte aber der junge Forscher doch das Zersplitternde und Aufreibende seiner damaligen Arbeit und ging deshalb für einige Zeit nach Wittenberg, um dort gründlichere Studien zu treiben und sich die Magisterwürde zu erwerben. Mehrere gelehrte Abhandlungen und kritische Arbeiten stammen aus diesem fast einjährigen Aufenthalte Lessings in der alten Lutherstadt, von welcher er mit dem Titel eines Magisters der freien Künste gegen das Ende des J. 1752 nach Berlin zurückkehrte und zunächst seine Thätigkeit bei der Vossischen Zeitung wieder aufnahm. Daneben trieb er Englisch, Italienisch, lieferte Übersetzungen aus diesen Sprachen und erwarb sich so viel, daß er sogar seine jüngeren Brüder von seinen Ersparnissen unterstützen konnte. Sein wachsendes litterarisches Ansehen söhnte auch den Vater immer mehr mit ihm aus, und nicht ohne eine gewisse Genugthuung empfing der alte Herr die sechs Bändchen, in welchen der Sohn seine bisher erschienenen Schriften gesammelt herausgab.

Magisterwürde.

In Berlin II.

Aus dem vielseitigen, anregenden Verkehr mit Mylius und anderen Freunden zog sich Lessing zu Anfang 1753 auf acht Wochen nach Potsdam in die Einsamkeit eines Gartenhauses zurück, um einen dramatischen Stoff, den er lange mit sich herumgetragen hatte, auszuarbeiten. Es war das bürgerliche Trauerspiel „Miß Sara Sampson", das in Frankfurt an der Oder bald darauf mit großem Beifall vom Publikum aufgenommen wurde. Der Erfolg dieses Stückes erweckte in Lessing wieder die Sehnsucht nach der Verbindung mit einem Theater, das er in Berlin schmerzlich vermißt hatte, da Friedrichs d. Gr. Vorliebe für das französische jeden Aufschwung der deutschen Schauspielkunst in seiner Residenzstadt gehemmt hatte. Deshalb ging er im Herbst 1755, ohne seinen Freunden ein Wort zu sagen, nach Leipzig, wo der ihm früher befreundete Schauspieler Koch ein eigenes Theater gegründet hatte. Hier lebte er nun ganz wie in den Studententagen mit den Schauspielern, ließ seine von Weiße etwas verkürzte „Sara Sampson" aufführen, bearbeitete ein Lustspiel Goldonis und entwarf den Plan zu einer Reihe anderer. Doch ehe nur eines davon zur Ausführung kam, machte ihm ein junger reicher Patrizier Leipzigs den sehr verlockenden Antrag, ihn auf einer dreijährigen großen Reise durch Europa als Gesellschafter zu begleiten. Freudig stimmte Lessing zu; nachdem die Vorbereitungen beendet waren, steuerten die beiden zuerst nach Holland — eine Fahrt, die damals (von Leipzig bis Amsterdam) nicht weniger als achtzig Tage dauerte. Von Amsterdam aus besuchten sie die bedeutendsten Städte der vereinigten Provinzen und wollten sich eben nach England einschiffen, als die Nachricht von Friedrichs des Großen Einfall in Sachsen den jungen Leipziger zur schnellsten Rückkehr nötigte. Auch später wurde die Reise, von der sich Lessing so viel versprochen hatte, nicht wieder aufgenommen; ja, nur durch einen Prozeß, der eben so lange dauerte, als der neubegonnene Krieg des Preußenkönigs wider Österreich, konnte Lessing zu der ihm kontraktlich für den Fall des Aufgebens der Reise zugesicherten Entschädigungssumme gelangen. Inzwischen mußte er sich wieder auf litterarische Brotarbeiten legen, Übersetzungen machen, Stunden geben, kurz — sich ziemlich mühevoll durchschlagen. Alle Anstrengungen seiner Freunde, ihm eine feste Stellung in Berlin zu verschaffen, schlugen fehl. Ein Lichtpunkt in dem diesmaligen Leipziger Aufenthalte war der kurze Verkehr mit dem edlen Sänger des „Frühlings", Ewald von Kleist, der von Leipzig aus in den Krieg zog, in welchem er den Heldentod (vgl. S. 324 f.) erleiden sollte. Immer unbehaglicher wurde es ihm seitdem in der sächsischen Stadt, da alle seine Sympathieen in dem großen Kriege auf seiten Preußens waren.

In Potsdam.

Leipzig 1755.

Reiseplan.

Amsterdam

Rückkehr.

Berlin III. So ging er denn im Mai 1758 nach Berlin zurück, wo ihn der alte Freundeskreis mit Jubel begrüßte, und wo die patriotische Begeisterung seinem Schaffenstriebe einen neuen Schwung gab. Er veranstaltete eine Ausgabe von Gleims Kriegsliedern, schrieb dazu eine Vorrede, ja besorgte die Verteilung von Exemplaren derselben unter die Regimenter des preußischen Heeres. Die Nachricht von Kleists Tode erschütterte ihn aufs tiefste. „Meine Traurigkeit darüber ist eine sehr wilde Traurigkeit", schrieb er an Gleim. Rastlose Arbeit half ihm über den Schmerz hinweg. Mit Nicolai und Mendelssohn gab er alsdann die „Litteraturbriefe" heraus; mit Ramler vereinigte er sich zur Bearbeitung einer Auswahl von Sinngedichten Logaus (S. 266). Daneben schrieb er sein Trauerspiel „Philotas" und begann den „Faust", der ein Fragment geblieben ist. (Der 1877 von Engel als „mutmaßlich nach Lessings verlorenem Manuskript" herausgegebene „Faust" ist nicht das Lessingsche Drama.) Endlich entstanden seine Fabeln in dieser Zeit.

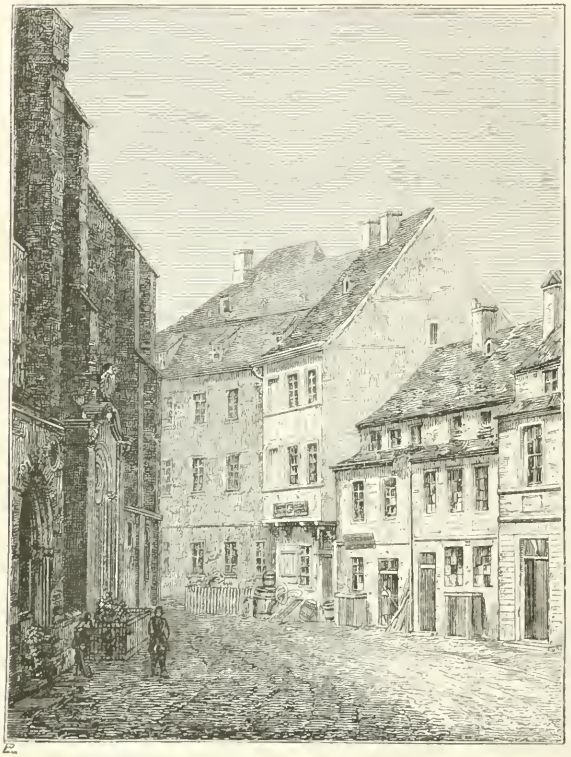


Abb. 119. Lessings Wohnung in ↑ Berlin, Nikolaikirchhof Nr. 10 (jetzt umgebaut), in der er 1748—51 mehrere seiner früheren kleineren Stücke schrieb und als Feuilletonist der Vossischen Zeitung arbeitete.

Nach drittehalb Jahren wurde Lessing dieses Litteratenlebens überdrüssig; er fühlte, „daß es Zeit sei, wieder einmal mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben." Und so war er denn eines Tages aufs neue ohne Vorwissen seiner Freunde aus Berlin verschwunden. Der General v. Tauentzien, der ihn bei Kleist in Leipzig kennen gelernt, hatte ihn als Gouvernementssekretär nach Breslau berufen, und er war gern dem Rufe gefolgt. „Ich will mich," schrieb er damals in sein Tagebuch, „eine Zeitlang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können."

In Breslau. Fünf Jahre (1760—1764) verlebte er in dieser Stellung zu Breslau; Jahre, die trotz seiner trockenen Amtsthätigkeit und aller gesellschaftlichen Zerstreuungen doch für seine ganze spätere Entwickelung sehr wertvoll waren. Auch arbeitete er jetzt, da er nicht ums Brot zu schreiben brauchte, um so frischer und freier. Hier entstand seine „Minna von Barnhelm" und der Anfang des „Laokoon." Seit dem Friedensschluß wurde ihm seine Stellung aber allmählich zu einer drückenden Last, und anfangs des Jahres 1765 legte er sie nieder und kehrte nach Berlin zurück.

Berlin IV. Da er seine Familie fortwährend unterstützt und sich eine reichhaltige Bibliothek in

Breslau angelegt hatte, kam er ohne irgend welche Ersparnisse in der Residenz an und mußte aufs neue um Brot schreiben. Zunächst brachte er die „Litteraturbriefe“ zum Abschluß, dann förderte er den „Laokoon.“ Als Lohn für seine großen Leistungen schien ihm endlich eine erwünschte Stellung sich darzubieten. Das Bibliothekaramt an der königlichen Bibliothek in Berlin war zu besetzen, und von allen Seiten empfahl man Friedrich dem Großen Lessing. Aber der König zog einen Franzosen vor, einen unbedeutenden, ja abergläubischen und unwissenden Menschen. Der nun bald vierzigjährige Gelehrte war in seiner schönsten Lebenshoffnung aufs schmerzlichste getäuscht. Es duldete ihn nicht länger in der Residenz, und er war glücklich, einen neuen Ruf erhalten zu haben, der auch sonst ihm zusagte. Die Unternehmer eines neuen Theaters in Hamburg, das ein deutsches Nationaltheater werden sollte, hatten ihn als Dramaturgen und Konsulenten desselben für die altberühmte Hansestadt gewonnen.

Abb. 120. Lessings Bildnis aus der Zeit, als er Minna von Barnhelm schrieb (1767). Nach dem Gemälde von Tischbein dem Älteren in der Nationalgalerie in Berlin.

Mit großen Erwartungen ging Lessing im April 1767 nach Hamburg und gab sich mit aufopfernder Thätigkeit seiner neuen Arbeit hin. Aber er sollte nur zu schnell enttäuscht werden. Das ganze Unternehmen scheiterte in kurzer Frist und ging bereits im Jahre 1768 wieder ein. Die Frucht der Lessingschen Wirksamkeit aber war die „Hamburgische Dramaturgie.“

Wieder waren Lessings Hoffnungen fehlgeschlagen, und dazu sah er sich in einer äußerst bedrängten Lage, da die Theaterunternehmer außer stande waren, ihm sein Gehalt auszuzahlen, und weder „Minna von Barnhelm“, noch die „Dramaturgie“ ihm etwas eingebracht hatten. Dazu kamen ärgerliche Kämpfe mit dem Professor Klotz in Halle, der in großthuerischer Weise gegen Lessing aufgetreten war. Mit kritischer Schärfe und gründlicher Gelehrsamkeit antwortete ihm Lessing in den „Briefen antiquarischen Inhalts“ und wies dem hochmütigen Gegner die Oberflächlichkeit seiner Kenntnisse wie die Hohlheit seines ganzen wissenschaftlichen Treibens in vernichtender Weise nach. Streit mit Klotz.

Um sich leiblich und geistig zu erfrischen, wie um einen alten Lieblingswunsch zu erfüllen, plante Lessing damals mit großem Eifer eine Reise nach Italien; aber die Geldmittel waren nicht zu erschwingen. Ganz sah er davon ab, als um diese Zeit die Liebe zu ‚der einzigen Frau,“ wie er seinem Bruder schrieb, „mit welcher er sich zu leben getraute,“ der verwitweten Eva König, in seinem Herzen erwachte und er, um sie heiraten zu können, eine feste Anstellung vor allem erstreben mußte. Und endlich bot sich ihm eine solche ganz unerwartet dar. Der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig berief ihn als Bibliothekar an die Bibliothek von Wolfenbüttel. Es war eine ziemlich klägliche Stellung: ein Gehalt

Abb. 121. Gotthold Ephraim Lessing. Nach dem Stich von Bause in Leipzig v. J. 1772.

von 600 Thalern, dazu der Aufenthalt in dem kleinen, öden, von der Welt damals noch mehr wie heute abgeschnittenen Städtchen!

Verlobung.

So war denn Lessing vierzig Jahre alt, als er sich verlobte, aber da die Vermögensverhältnisse seiner Braut bei dem Tode ihres Mannes sich in so verworrenem Zustande befanden, daß nur ihre Einsicht und Geschäftstüchtigkeit eine glückliche Lösung herbeiführen konnten, vergingen sechs Jahre, ehe die Verlobten das ersehnte Ziel erreichten!

In Wolfenbüttel.

Die ersten Jahre seiner neuen Stellung in Wolfenbüttel hatte Lessing zur fleißigen Durchforschung der ihm anvertrauten Bibliotheksschätze benützt; die Ergebnisse seiner Studien gab er seit 1773 unter dem Titel „Zur Geschichte und Litteratur“ heraus. Ein Jahr zuvor hatte er die schon lange entworfene „Emilia Galotti“ vollendet. Endlich sollte auch sein Reiseverlangen erfüllt werden, freilich in wenig ansprechender Weise.

Reise nach Italien.

Er mußte 1775 den braunschweigischen Prinzen Leopold auf einer Reise nach Italien begleiten, gerade in dem Augenblicke, wo er seine Braut in Wien nach langer Trennung zum erstenmal wieder sah und der Verbindung mit ihr näher als je war; dazu ging die Reise in geschäftsmäßiger Hast vor sich und ließ ihm wenig Muße zu wissenschaftlicher Ausnützung.

Lessings Heirat.

Endlich kam er zurück, endlich konnte er Eva König als sein Weib heimführen. Aber es sollte nur ein kurzes Glück sein. Die sechs Jahre seines Lebens in dem „verwünschten

Schlosse" von Wolfenbüttel hatten seine früher so kräftige Gesundheit völlig untergraben. Zwar schien sich mit der Vermählung noch einmal sein Lebenshorizont aufzuklären; sein Gehalt war — nach sechsjährigem Hinhalten — um zweihundert Thaler erhöht worden, und mit seiner Eva lebte er in ungetrübtem Glück, das in allen seinen Briefen aus jener Zeit sich abspiegelt. Aber die Freude sollte keine lange Dauer haben!

Das Jahr 1777 war ihm fröhlicher wie irgend eines seines Lebens verflossen. Am Weihnachtsabend wurde seine Eva von einem Sohn entbunden, aber vierundzwanzig Stunden nach der Geburt war das Neugeborene eine Leiche, und die Mutter schwebte in Todesgefahr. Am 10. Januar 1778 starb Eva zu Lessings unaussprechlichem Schmerze. — Ein klares Bild ihres Wesens wie des schönen Verhältnisses der beiden Gatten gibt der von Alfred Schöne veröffentlichte Briefwechsel Lessings mit seiner Frau. Eva Lessings Tod.

Gleich nach ihrem Tode geriet er in eine neue schriftstellerische Fehde, die er durch die Veröffentlichung der „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten" (des in Hamburg verstorbenen Professors Reimarus) allerdings selbst heraufbeschworen hatte. Er hatte diese, einen Angriff auf das Christentum enthaltenden Blätter mit dem „Wunsche" veröffentlicht, „sie sobald als möglich, sie noch bei seinen Lebzeiten widerlegt zu sehen." Die heftigen Angriffe des Pastors Goeze in Hamburg waren freilich kaum eine Widerlegung zu nennen, und in seinem „Anti-Goeze" konnte Lessing einen leichten Triumph feiern, über dem er seinen „Wunsch" beinahe vergaß. Daran schlossen sich eine Reihe weiterer Streitschriften, deren letzte „die Erziehung des Menschengeschlechtes" war. Vorher hatte er noch sein Drama „Nathan der Weise" geschrieben, mit dem er meinte, „den Theologen einen ärgeren Possen zu spielen als mit noch zehn Fragmenten." Diese aufregenden Arbeiten, in die er sich nach dem Tode seiner Frau mit einer gewissen Leidenschaft stürzte, untergruben seine geschwächte Gesundheit vollends, seine Kränklichkeit nahm ebenso zu wie seine trübe Stimmung — vorübergehend erfrischte ihn wohl ein Ausflug nach Hamburg oder nach Braunschweig, aber die Wirkung hielt nie lange vor. Dazu kam eine wachsende Schwäche seiner Augen, so daß ihn zuweilen der Gedanke an eine Erblindung beunruhigte. Davor indes, wie vor einem langen Siechtum sollte er bewahrt bleiben. Anfang Februar 1781 wurde er in Braunschweig von einem leichten schlagartigen Anfall betroffen, der eine Erkrankung zur Folge hatte, die leicht und ungefährlich erschien, aber doch tödlich verlief; am 15. Februar endete ein Schlagfluß unerwartet schnell sein Leben. Er war so arm gestorben, daß der Herzog von Braunschweig ihn auf Staatskosten begraben lassen mußte. Im Jahre 1853 wurde ihm in Braunschweig ein Standbild, das Rietschels Meisterhand geschaffen, errichtet. Es trägt die Inschrift: Streit mit Goeze. Lessings Tod.

„Dem großen Denker und Dichter das deutsche Vaterland."

Englands großer Geschichtsschreiber Macaulay, sonst unserem Volke in seinen Urteilen nicht sehr wohlgeneigt, hat Lessing „den ersten Kritiker von Europa" genannt und damit den Kern seines Wesens und seiner Bedeutung sehr richtig charakterisiert. Darum verdienen auch seine Prosawerke in erster Linie eine, wenn auch, unserem Zwecke gemäß, nur kurze Belenchtung. Nächst Luther verdanken wir Lessing unsere moderne Prosa, und sein Stil steht noch heute als unvergleichliches Muster da. „Aus jedem Satze," sagt der verdienstvolle Herausgeber einer Auswahl aus Lessings Prosa, August Luthardt, „tritt uns die sittliche Zucht des denkenden Geistes, der rastlose Drang nach Erkenntnis, der eiserne Fleiß strenger Forschung entgegen. Der mit einem gewissen Widerspruchsgeist verbundene Wahrheitssinn, von welchem Lessing beseelt war, der kecke Mut, mit welchem er in den Kampf trat, die schneidige Schärfe, die er in seine Worte legte, das alles macht, daß seine Schriften wirken wie ein frisch quellender Born." Lessings Prosawerke.

Sein großartiges kritisches Talent trat zunächst in den „Briefen die neueste Litteratur betreffend," die man meist kurz „**Litteraturbriefe**" nennt, hervor.

In den Litteraturbriefen, die er mit dem jüdischen Philosophen Moses

Litteraturbriefe.

Mendelssohn und dem Berliner Buchhändler Nicolai gemeinsam herausgab, unterzog er die sämtlichen litterarischen Erscheinungen der Zeit einer unerbittlichen, unbestechlichen Kritik. Er hatte die Idee dazu gegeben und trug, solange er in Berlin war, das meiste dazu bei. Der Einleitung zufolge sollten die Briefe so aufgefaßt werden, als seien sie an einen preußischen Offizier von Geschmack und Gelehrsamkeit, der in einer Schlacht verwundet war und in einer kleinen Stadt seine Genesung erwartete, von seinen Freunden gerichtet, „um ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntnis der neuesten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen." Unabhängig von den Hauptschulen, die damals die Litteratur beherrschten, und ihren Kunstvorschriften, ließ Lessing das Urteil über ein Dichterwerk „von der Beantwortung dreier Fragen abhangen: ob der Gehalt desselben an und für sich ein wirklich poetischer sei, ob er in der ihm zu teil gewordenen Behandlung der deutschen Natur zusagen könne, mit der uns eigentümlichen Anschauungs-, Gefühls- und Denkweise übereinstimme, und ob endlich das Werk nach Gehalt und Form ein schönes, in seinem Organismus von ihm inwohnenden Gesetzen durchgängig bestimmtes Ganzes darstelle?" Wie er dies durchführte, habe ich schon früher gelegentlich seiner Kritik über Gottsched, Wieland und Klopstock u. a. gezeigt; selbst seine Freunde, wie Kleist, Weiße und Gleim, schonte er in seinen Rezensionen nicht. Aber nicht so sehr das einzelne Werk und seine Würdigung war ihm die Hauptsache, als die Säuberung unserer Litteratur von allem Undeutschen, Unschönen, Unedlen, die Hinweisung auf Vergessenes und Verachtetes, wie z. B. Logau, auf die rechten Muster im Auslande, wie Shakespeare, auf die Wiedererweckung des Volksliedes, die Forderung einer wahren, von Frankreich unabhängigen Nationaldichtung und die Aufstellung der Grundzüge und Grundbedingnisse einer solchen. Durch diese Behandlung verlieh er den „Litteraturbriefen", wie Danzel sagt, „die ewige Jugend", so daß sie noch heute gelesen werden und noch viel mehr gelesen zu werden verdienen.

In die Zeit der Litteraturbriefe fallen auch seine „Abhandlungen über die **Fabel**", die seine eigenen Fabeln einleiteten und begleiteten. Daran schlossen sich später seine Sinngedichte (Epigramme) und die Bemerkungen darüber.

Fabeln.

Im Gegensatz zu der damals allgemein verbreiteten Theorie von der „moralischen Nützlichkeit der Dichtkunst" beschränkte Lessing eine solche auf die Fabel, für die er Äsop als klassischen Lehrmeister hinstellte. Auch suchte er die Prosa für sie als am besten geeignet geltend zu machen und durch seinen Vorgang einzuführen. „Der blanke männliche Harnisch," meint Herder, „kleidet Lessing mehr als das Gängelband der Reime; seine Fabeln sind nicht bloß für Kinder, sondern auch für Männer lesbar." Zugleich erstrebte er darin möglichste Kürze und Präzision, und es ist nicht zu leugnen, daß in diesem Punkte seine Fabeln Vorbilder sind — anderseits erhalten sie dadurch aber auch etwas ungemein Trockenes. — Für das Sinngedicht ist ihm der Römer Martial Vorbild und Lehrer; in Logau wies er auf einen würdigen Nachfolger desselben hin — seine eigenen Leistungen darin zeichnen sich durch Geist und Witz aus, und manches Epigramm von ihm kursiert noch heute als geflügeltes Wort, wie das über Klopstocks Dichtung (S. 336) u. a.

Sinngedichte.

Unter seinen antiquarischen Schriften ist als die allgemein verständlichste zu nennen und zum Lesen zu empfehlen die Untersuchung „Wie die Alten den Tod gebildet haben." (1769 mit 7 Kupfern und Vignetten in Berlin gedruckt.)

Das größte kritische Werk Lessings, wodurch er sich insonderheit als ein Brecher neuer Bahnen erwies, ist der „Laokoon" oder „über die Grenzen der Malerei und Poesie." Die Anregung dazu ging von einer Schrift **Winckelmanns** aus.

Winckelmann.

Johann Joachim Winckelmann, der Sohn eines armen Schuhmachers, war am 9. Dez. 1717 in Stendal (in der Brandenburgischen Altmark) geboren. Mühsam erwarb er sich die Mittel zum Schulbesuch durch Chorsingen, dann durch Vorlesen und andere Dienste im Hause eines erblindeten Schulrektors, dessen reichhaltige Bibliothek ihm zugleich Gelegenheit bot, sich im griechischen Altertum heimisch zu machen. Auch auf der Universität Halle hörten die Entbehrungen nicht auf, aber er schlug sich unverdrossen und heiteren

Mutes durch. Mehrere Jahre eines beschwerlichen Hauslehrerlebens folgten, dann eine Anstellung als Konrektor in Seehausen mit kärglichem Einkommen, endlich erhielt er eine ihm mehr zusagende Stelle als Sekretär und Bibliothekar beim Grafen Bünau in Nöthenitz bei Dresden. So fand er Gelegenheit, die Kunstschätze der Dresdener Bildergalerie kennen zu lernen — die Liebe zur Kunst erwachte in ihm und zugleich die brennendste Sehnsucht nach Italien. Um dorthin zu gelangen suchte er die Gunst und Unterstützung des päpstlichen Nuntius in Dresden durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche zu erkaufen. Im Jahre 1754, in dem seine erste bedeutende Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ erschien, vollzog er den Konfessionswechsel. Im folgenden Jahre betrat er Rom, wo er nach einiger Zeit Bibliothekar des Kardinals Albani wurde. Später wurde er zum Oberaufseher aller Altertümer in und um Rom ernannt. Außer vielen kleineren Schriften wurde dort sein Hauptwerk, die „Geschichte der Kunst des Altertums“ vollendet. Durch seinen langen Aufenthalt in Rom war ihm Italien so sehr zur Heimat geworden, daß, als er 1768 eine Reise nach Deutschland unternahm, er schon in Tirol von der tiefsten Schwermut überfallen wurde; dennoch reiste er weiter bis Wien, aber nur kurze Zeit hielt er es dort aus, dann eilte er zurück. Er nahm seinen Weg über Triest, wo er einige Zeit auf das Schiff zu warten hatte, das ihn nach Ancona bringen sollte. In diesen Tagen wurde er das Opfer eines habgierigen Italieners, der sich auf der Reise zu ihm gesellt hatte und — gelockt durch einige antike Goldmünzen, die Winckelmann ihm arglos zeigte — ihn am 8. Juni 1768 im Gasthof ermordete. — Winckelmann öffnete durch sein großes Werk den Blick unseres Volkes für die Kunstschöpfungen des Altertums und brachte dadurch einen gewaltigen Umschwung in der Geschmacksrichtung der Zeit hervor, die sich in der Poesie ebensowohl wie im ganzen Kulturleben geltend machte. In umfassender Weise würdigt seine Bedeutung das Werk Karl Justis „Winckelmann und seine Zeit.“

Geschichte der Kunst des Altertums.

Ungeachtet des großen Verdienstes, das sich Winckelmann erworben, hatte seine und seines Kreises leidenschaftliche Begeisterung für die bildende Kunst doch etwas Einseitiges, insofern als sie die Poesie in der Vergleichung mit der Plastik und Malerei nicht zu ihrem vollen Rechte gelangen ließ. Dem ein „Gegengewicht entgegenzustellen“ bezeichnet Lessings Biograph, Guhrauer, als den Grundgedanken des **„Laokoon.“**

In seiner Erstlingsschrift „Gedanken über die Nachahmung griechischer Werke ꝛc.“ hatte Winckelmann die 1506 im Hause des Kaisers Titus zu Rom entdeckte griechische Marmorgruppe des Laokoon und seiner Söhne mit der Darstellung des Dichters Vergil in dessen Äneide verglichen und rühmend hervorgehoben, daß bei dem Bildhauer der schlangenumwundene und gebissene Priester „kein schreckliches Geschrei erhebe, wie Vergil von seinem Laokoon singet“, sondern nur seufze und sich dadurch als ein Held zeige, der selbst die gewaltigsten Schmerzen mit großer Seele trägt und gleichsam überwindet. Lessing bestreitet nun, daß in dem Unterdrücken des Schmerzensschreies das Kennzeichen einer edeln Seele zu finden sei — das sei auch der Griechen Meinung nie gewesen, wie es aus ihren sämtlichen großen Dichtern sich nachweisen lasse. Ein anderer Grund müsse den bildenden Künstler bewogen haben, von der Auffassung des Dichters abzuweichen. Derselbe liegt in dem Unterschied der beiden Künste, der bildenden (Malerei und Plastik) und der redenden (Poesie). Beide stehen unter dem für die Alten maßgebenden Gesetz der Schönheit, aber jede hat demselben anders zu genügen. Der bildende Künstler, dessen Stoff im Raum liegt, kann nur einen einzigen Augenblick zur Darstellung bringen und muß diesen so wählen, daß er die Einbildungskraft des Zuschauers ganz beansprucht und sein Schönheitsgefühl nicht verletzt. Dagegen hat der Dichter die Aufgabe, die zeitliche Entwickelung der Erscheinungen und Vorgänge durchzuführen; darum kann er in ihr auch das Gewaltsamste, ja die Verzweiflung der menschlichen Natur, zum Ausdruck bringen, weil es entweder durch das Frühere so vorbereitet, oder durch das Nachfolgende so gemildert und ausgeglichen wird, daß es dem Schönen nicht widerstreitet. Aus diesem Grunde mußte

Laokoon.

auch der bildende Künstler „das Schreien des Laokoon in Seufzen mildern; nicht weil das Schreien eine unedle Seele verrät, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise entstellt.“ Von diesem Unterschied ausgehend stellt Lessing die Grenzen zwischen Malerei (worunter er die bildende Kunst überhaupt versteht) und Poesie fest, welche von den damals maßgebenden Autoritäten ganz verwischt und verwirrt waren. Insbesondere stieß er Breitingers (vgl. S. 301) Sätze, die noch immer ziemlich allgemein herrschten, „daß die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei,“ daß überhaupt Poesie und Malerei in ihrer Quelle, Absicht und Wirkung völlig gleich seien, ein für allemal um. Damit war die breite Situationsmalerei, die „Schilderungssucht,“ die seit Hallers „Alpen“ üblich war und auch in Klopstocks und Wielands Poesie sich so breit machte, gerichtet, die s. g. beschreibende Poesie war verworfen — der Poesie war eine Schranke aufgerichtet, dafür aber ihr eigenes Gebiet, die fortschreitende Handlung, die Darstellung der körperlichen Schönheit durch die Wirkung, die sie übt, in ganz neuem und alle Einbuße überreich ersetzendem Maße festgestellt. — Der Laokoon ist unvollendet geblieben. Von dem auf drei Teile berechneten Werke ist nicht einmal der erste zum vollen Abschluß gekommen.

Nicht minder eingreifend war das dritte kritische Werk aus Lessings Feder, die „**Hamburgische Dramaturgie**,“ in welcher er den Kampf um die Befreiung unserer Bildung von der geistigen Fremdherrschaft mit noch größerer Energie, als in den „Litteraturbriefen“ fortsetzte.

Hamburgische Dramaturgie.

Die Hamburgische Dramaturgie, ursprünglich eine Theaterzeitung, zur Rezension der auf dem Hamburger Nationaltheater aufgeführten Stücke gegründet, wurde in Lessings Meisterhand zu einem klassischen Werk, das — ungeachtet seines Ursprunges und ohne allen systematischen Schematismus — die Grundzüge zu einer Reform des deutschen Theaters entwarf und die Grundgesetze des Dramas mit einer bisher nicht dagewesenen Schärfe und Klarheit feststellte. Das deutsche Theater war damals von französischen Stücken überschwemmt; von den 75 Dramen, über welche Lessing berichtet, waren 52 aus dem Französischen übersetzt, und von den 23 deutschen Stücken waren manche bloße Nachahmungen der Pariser Schablone! Die Franzosen hatten bisher als unübertreffliche Muster gegolten, weil man der Meinung war, ihr Drama sei streng nach den Regeln des griechischen — wie Aristoteles sie aufgestellt — durchgeführt; Corneille, Racine, Voltaire hielt man für die vollendetsten Jünger und Nachfolger von Äschylos und Sophokles — die Franzosen nachahmen, hieß „nach den Regeln der Alten arbeiten.“ Indem nun Lessing nachwies, daß „keine Nation die Regel des alten Dramas mehr verkannt habe, als die Franzosen,“ daß von den s. g. „drei Einheiten“ des Aristoteles, welche sie so peinlich gewissenhaft innehielten und für das Allerwesentlichste ansahen, nur die Einheit der Handlung unerläßlich sei, die Einheiten der Zeit und des Ortes aber nur insoweit, wie sie durch jene bedingt würden, stürzte er die ganze Grundlage, worauf bisher das Vorurteil für das klassische Ansehen der französischen Bühne gerubt hatte, und damit zugleich die geistige Alleinherrschaft Frankreichs. — Um so nachdrücklicher wies Lessing dagegen auf die wahre Anschauung des klassischen Altertums und auf Shakespeare hin als auf ein mustergültiges Vorbild für unsere dramatische Poesie, das freilich „studiert, nicht geplündert sein“ wolle. „Auch nach den Mustern der Alten zu schließen,“ sagt Lessing, „ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter, als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare, nur ihm eigene Wege er auch wählt; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt.“

Auch die Dramaturgie ist ein Bruchstück geblieben, wie der erste Versuch eines deutschen Nationaltheaters jämmerlich gescheitert ist; aber aus Lessings großartiger kritischer

Arbeit hat sich doch das neuere deutsche Theater auferbaut, und Goethe wie Schiller sind in ihren dramatischen Werken davon auf das nachhaltigste beeinflußt worden.

Im Nachwort zur Hamburgischen Dramaturgie (1768) sprach sich Lessing über seine eigene Befähigung zum dramatischen Dichter aus. Er sagt:

Lessing als Dichter.

„Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. — Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträglich ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen."

Goethe hat mit Recht gegen diese mehr als bescheidene Selbstkritik bemerkt: „Lessing wollte den Titel eines Genies von sich ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber."

In der That ist Lessing, dessen lyrische Jugendversuche unbedeutend sind, in dessen Epigrammen und Fabeln Verstand und Witz vorherrschen, im Drama schaffend und bahnbrechend aufgetreten. Schon seine sieben **Jugenddramen**, von denen er selbst zwei, „Damon" und „Die alte Jungfer," aus der Sammlung seiner Schriften ausschloß, gingen aus innerem poetischen Drange hervor und hoben sich trotz ihrer Unreife weit über die Stücke seiner Zeitgenossen und Vorgänger empor. Es lohnt noch jetzt der Mühe, einen Blick auf die übrigen fünf zu werfen.

Dramatische Jugendarbeiten.

Der „junge Gelehrte" wurde in Leipzig aufgeführt, als Lessing sein achtzehntes Jahr eben vollendet hatte. Es war eine Verspottung des Pedantismus der dünkelhaften Silbenstecher, zu denen er selbst sich damals rechnete. „Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemand mehr gelacht und gespottet als über mich selbst." — Nicht minder aus Leben und Erfahrung hervorgegangen ist „der Freigeist." Darin wird der Freigeist Adrast, der alle Geistlichen für Schurken und Heuchler hält, durch Theophan, einen jungen strenggläubigen Geistlichen, bekehrt und zu dem Eingeständnis gebracht, daß er mit seinen Ansichten ein schweres Unrecht begangen habe. Schon in diesem Stück zeigt sich Lessings meisterhafte Behandlung des Dialogs und in den zwei Bedienten der Hauptpersonen eine geistreich witzige Charakteristik. — Im „Misogyn," der aus seinem Studium der griechischen und römischen Komödie hervorging, wird ein eingefleischter Weiberhasser gezeichnet. — „Die Juden" sind ein reines Tendenzstück, in welchem schon die Grundgedanken des „Nathan" sich ankündigen, und das die gegen die Juden herrschenden Vorurteile bekämpfen und widerlegen sollte. In wenig motivierter und unwahrscheinlicher Weise gibt darin ein reicher und gebildeter Jude ein Beispiel edelmütigster Feindesliebe und nötigt den Vertreter des Christentums zu dem Schlußbekenntnis: „O, wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen!" womit eigentlich die Hauptabsicht aufgehoben wird, da es nur die Möglichkeit einer Ausnahme von der allgemeinen Regel zugesteht. — „Der Schatz," eine freie Bearbeitung nach dem „Trinummus" des römischen Dichters Plautus, ist die unbedeutendste unter diesen Jugendkomödien. — Dagegen zeigte sich in dem Fragment gebliebenen Trauerspiel „Henzi," das den Tod des von der Berner Aristokratie 1749 enthaupteten Patrioten Samuel Henzi streng historisch behandelte, schon der erste Ansatz, mit dem französischen Drama zu brechen.

Der junge Gelehrte.

Freigeist.

Misogyn.

Juden.

Schatz.

Henzi.

Eine neue Bahn betrat Lessing erst mit der „Miß Sara Sampson," indem er das bürgerliche Trauerspiel von dem englischen auf deutschen Boden verpflanzte und so völlig mit dem französischen Geschmack brach. Der berühmte englische Familienroman

Miß Sara Sampson.

Richardsons „Clarissa“ und das Drama von George Grillo „Der Kaufmann von London“ gaben ihm dazu die Anregung, die er in ganz selbständiger Weise ausführte, wenn er auch Namen und Sitten dazu aus England entlehnte und das Stück auf englischem Boden spielen ließ. Statt der bisher üblichen steifen Alexandriner schrieb er es in Prosa. — Die Heldin des Stückes, die Tochter eines Baronets, Sir William Sampson, wird in ihrer Unerfahrenheit von einem jungen reichen Wüstling, Mellefont, unter dem Versprechen der kirchlichen Ehe aus dem Hause ihrer Eltern entführt. Aber obgleich er sie wirklich liebt, verzögert er die Heirat, weil er vor dem äußeren Zwang einer solchen sich scheut und außerdem sich durch ein früheres Verhältnis zu einer jungen koketten Witwe, Mrs. Marwood, gebunden hält. Dennoch vermag er sich von seiner neuen Geliebten nicht zu trennen, auch als die tückische Marwood ihn verfolgt und in ihre Schlingen zurückzuführen versucht. Aus Rache vergiftet diese nun die unglückliche Sara, die mit dem Worte der Fürsprache und Vergebung für die Mörderin stirbt: „Ich sterbe und vergebe es der Hand, durch die mich Gott heimsucht.“ Mellefont, der in Verzweiflung Hand an sich legt, endet mit dem Ausruf: „Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! Gnade, o Schöpfer, Gnade!“ — So sehr auch dieses Stück in den Rührton, der die Zeit beherrschte, noch einstimmte und so reich es an langatmigen moralischen Reflexionen war, Lessing hatte damit doch einen kühnen, glücklichen Griff in das volle Menschenleben gethan und trefflich gezeichnete, wahre Charaktere vorgeführt statt der bisher üblichen „abstrakten Schemen von Tugend und Laster.“

Philotas.

Unter dem Eindruck der patriotischen Begeisterung, die 1759 seine Freunde Gleim und Ramler zu kriegerischen Weisen hinriß, schrieb Lessing sein nächstes Stück, die einaktige Tragödie „Philotas.“ Sie verherrlicht in allereinfachster Handlung den Opfertod fürs Vaterland. Philotas, ein junger Königssohn, ist in der ersten Schlacht, der er beigewohnt, verwundet und gefangen genommen. Da erfährt er, daß sein Vater den Sohn des feindlichen Königs gefangen genommen hat, und daß eine Auswechselung beider dem Kriege ein Ende machen solle. Sofort erwacht in ihm der Gedanke, seinem Vater durch freiwilligen Tod den Sieg in die Hände zu spielen, und er ersticht sich in schwärmerischer Begeisterung für das Vaterland. — Gegen die Weitschweifigkeit und Breite der „Sara“ bezeichnet dieses kurz und knapp ausgeführte Stück einen großen Fortschritt, wenn es auch freilich von moralisch pathetischem Überschwange noch keineswegs frei ist.

Minna von Barnhelm.

Vier Jahre danach erschien die Perle der Lessingschen Dichtungen „Minna von Barnhelm,“ die nach Goethes Ausspruch „den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der litterarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtung bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.“ Hier war nichts mehr von falschem Pathos, von moralischer Reflexion, von fremdartigen Namen und Lokalitäten, — es war von Anfang bis zu Ende deutsches Leben, deutsches Lieben, deutsches ehrenhaftes Handeln, aus den frischesten, unmittelbarsten Eindrücken geboren, dazu auf dem nationalen Hintergrunde des siebenjährigen Krieges, der noch in dem Bewußtsein aller Zeitgenossen lebte, aufgebaut. Daher die außerordentliche Wirkung dieses echten Volksstückes im besten Sinne des Wortes auf hoch und niedrig, daher seine ungeschwächte Anziehungskraft bis auf den heutigen Tag. Auch der Zug der Versöhnung zwischen den beiden deutschen Stämmen, die so lange feindlich einander gegenüber gestanden, berührte sympathisch nach den trüben Kriegszeiten und berührt noch heute sympathisch, wo wir der Ausgleichung jener Stammesgegensätze zwischen Preußen und Sachsen und der Herausbildung eines deutschen Gesamt-Nationalgefühles doch viel näher gekommen sind. Der preußische Major v. Tellheim hat im siebenjährigen Kriege das sächsische Fräulein Minna v. Barnhelm kennen gelernt und sich mit ihr verlobt. Nach dem Friedensschluß aber wird er unter die ehrenrührige Anklage gestellt, daß er sich von den sächsischen Ständen habe bestechen lassen, während er im Gegenteil eine Kontribution, die sie nicht erlegen konnten, aus seiner eigenen Tasche vorgeschossen hatte. So mag er nun, in seinem Ehrgefühl aufs tiefste gekränkt, dazu mittellos, seine Braut

392a

Vierter Auftritt.

Franziska. Du hörst ja unmöglich hast du schon geschlafen Fräulein.

Das Fräulein. Ohne Zweifel, Franziska! Allerdings, deswegen muß man nicht schwatzen.

Franziska. Aber Fräulein, darüber sind schon mehrere Monate weg, daß wir geschlafen haben und es ist doch nicht gut, daß man alles vergißt.

Das Fräulein. Allerdings ist es gut, daß man alles vergißt.

Franziska. Das will ich nicht. Ich denke wer seine drei Dinge aus der Welt vergißt, der ist auf gute Wege. [Für andere Leute ist es gut, aber nicht für mich. Ich will meine drei Dinge behalten, mein Fräulein, meinen Liebsten und meine Ehre!]

Das Fräulein. Spitzen? Ja, man sagt davon. Ich denke Adam der Verlierer muß dir noch Spitzen schenken, Franziska?

Franziska. O ja! an Spitzen, aber wenn er nur Hemden hat.

Das Fräulein. Ich werde schon dafür sorgen, daß er Hemden bekommt. Du mußt ihn aber nicht mit allen Reichthümern überhäufen, wenn er dir ganz arm scheinen soll, so wird er dir unerträglich. [Sie umarmt sie] Und so wird er dir gewiß sein. [Franziska will sich losmachen] Franziska, du mußt mir diesen Augenblick nicht verderben.

Das Fräulein. Bitte nochmals! Nicht doch! Meine Ehre ist ja auch [etwas] werth, daß man sie nicht so leicht verliert. Meine Ehre ist mir lieber als mein Bräutigam, und wenn ich [Franziska] die Wahl hätte, ich wollte lieber [Franziska] sein als [Franziska].

Franziska. Aber meine Herrschaft?

Das Fräulein. Ja, wenn du [Franziska] dich darauf [Franziska] verstehst, [Franziska] so ist es [Franziska] etwas [Franziska] anders. [Franziska] Aber [Franziska] [Franziska] [Franziska]

nicht in sein trauriges Geschick mit hineinziehen, läßt nichts von sich hören und lebt mit seinem Diener Just, einem pudeltreuen, biederherzigen, etwas derben Burschen, ganz zurückgezogen in einem Gasthof zu Berlin höchst kümmerlich von seinem halben Solde. Da bringt ihm sein früherer Wachtmeister, Paul Werner, dem in der plötzlich so stillen Zeit auf seinem Bauerngut nicht recht gedeihen ist und der deshalb beim Prinzen Heraklius in Persien Kriegsdienste nehmen will, den Ertrag seines verkauften Gutes, aber er weist es zurück.

Das Fräulein: „Wo bin ich? Was seh' ich? Dieser Ring —"

Das Fräulein: „Ich hab' ihn, ich hab' ihn! Ich bin glücklich! und fröhlich!"

Abb. 122 u. 123. Aus Chodowieckis Kupfern zu „Minna von Barnhelm" v. J. 1769.

Die Witwe eines Offiziers, dem er einst Geld geliehen, will es ihm zurückerstatten, aber da er ihre Dürftigkeit sieht, verleugnet er die Schuld und nimmt das Geld nicht an. Darüber wächst seine eigene Verlegenheit, und da der schurkische Wirt ihm keinen Kredit mehr geben will, verpfändet er ihm den Verlobungsring, den er einst von Minna empfangen. Kurz zuvor ist seine Braut, um nach ihrem Bräutigam in Berlin zu forschen, in demselben Gasthof abgestiegen. Nun zeigt der Wirt ihr den Ring, durch den sie von Tellheims Anwesenheit und bedrängter Lage Kunde erhält. Sie löst das Kleinod ein und bemüht sich dann, mit Hilfe ihres lustigen und schlauen Kammermädchens Franziska, den stolzen Geliebten umzustimmen, indem sie erklärt, von ihrem Oheim um ihrer Liebe willen enterbt zu sein. Der verarmten Geliebten seine Hand zu reichen, ist er sofort bereit, so sehr er sich dagegen gesträubt, das begüterte Fräulein zu heiraten. Als so der Konflikt zwischen Liebe und Ehre befriedigend ausgeglichen, trifft auch die Entscheidung des Gerichtes und ein Handbillet des großen Königs ein, wodurch seine Ehre vor der Welt wiederhergestellt wird; Minnas Oheim kommt dazu — alles ist

ausgeglichen und glücklich gelöst; auch der wackere Werner hat in Franziska ein „Frauenzimmerchen“ gefunden, das er fröhlichen Mutes zum Weibe nimmt.

Schon im Jahre 1758 hatte sich Lessing mit einem Trauerspielplan beschäftigt, zu dem ihm die spanische Tragödie des Augustino de Montiano „Virginia“ die erste Anregung gegeben, und dem er ursprünglich denselben Namen geben wollte. Dann hatte er aber den ersten Entwurf Jahre lang liegen lassen, ihn zwar wieder in Hamburg aufgenommen, jedoch erst in Wolfenbüttel (1772) in seiner jetzigen Gestalt vollendet. Aus der römischen Geschichte verlegte er den Stoff in die moderne Zeit und auf den Boden Italiens. Aus der Virginia wurde **„Emilia Galotti.“**

Emilia Galotti.

Ein Trauerspiel
in
fünf Aufzügen.

Von
Gotthold Ephraim Lessing.

Berlin
bey Christian Friedrich Voß, 1772.

Titel des ersten Druckes von Emilia Galotti. Genaue Nachbildung nach dem Exemplar aus der Bibliothek des † Herrn Salomon Hirzel in Leipzig.

Abb. 124.

Emilia, die Tochter Odoardo Galottis, eines streng sittlichen, durch und durch ehrenhaften Edelmannes, die Verlobte des Grafen Appiani, stürzt am Hochzeitsmorgen außer sich in das Haus ihrer Eltern mit der Schreckenskunde, daß der regierende Fürst, Prinz von Guastalla, ihr in der Kirche seine Liebe erklärt habe. Auf den Rat ihrer Mutter verschweigt sie das Geschehene ihrem Vater ebenso wohl wie ihrem Bräutigam. Nur ein Verbrechen kann den Prinzen zur Erreichung seiner Wünsche führen, aber er scheut davor in seiner Leidenschaft nicht zurück, zumal sein böser Geist, der raffinierte Kammerherr Marinelli, ihm dazu die Wege auf das bequemste ebnet. Zunächst versucht man den Bräutigam zu beseitigen, indem man ihn zum Gesandten an einem weitentfernten Hofe ernennt, aber Graf Appiani geht nicht in die ihm gestellte Falle und lehnt den Antrag ab; so bleibt nur der Mord übrig, um ihn aus dem Wege zu räumen. Der Wagen, in welchem das Brautpaar zur Vermählung fährt, wird von geworbenen Banditen überfallen, Appiani erschossen und Emilia von dazu bestellten fürstlichen Dienern, die scheinbar als Retter auftreten, nach dem Lustschloß des Prinzen gebracht. Dieser empfängt sie mit der Miene des Entrüsteten und Überraschten, versichert sie seiner Teilnahme und stellt die

strengste Untersuchung in Aussicht. Als aber Emiliens Eltern herbeikommen, um ihre Tochter hinwegzuführen, werden ihnen Schwierigkeiten in den Weg gelegt — auf Marinellis Rat erklärt der Fürst, Mutter und Tochter müßten der unparteiischen Untersuchung willen getrennt bleiben. Inzwischen ist die abgedankte Geliebte des Prinzen, Gräfin Orsina, eingetroffen und hat aus Eifersucht den alten Vater Emiliens von dem wahren Thatbestand unterrichtet. Odoardo erlangt von dem Prinzen eine Unterredung mit seiner Tochter, in welcher er ihr den Plan desselben, sie von ihren Eltern zu trennen, mitteilt. Emilia, die des Eindrucks, den der Prinz auf sie gemacht, sich wohl bewußt ist, zittert vor sich selbst; der Tod allein scheint sie aus der Gefahr retten zu können — da durchbohrt sie der Vater, um sie vor der Schmach zu retten! — Dieser Schluß ist von jeher vielen ein Gegenstand des Anstoßes gewesen und als herb, ja verletzend bezeichnet worden — die Katastrophe ist jedenfalls gewaltsam herbeigeführt, und der zuletzt auf Emiliens Charakter fallende Schatten schwächt die Teilnahme an ihr. Abgesehen davon ist die Durchführung jedes einzelnen Charakters von einer unübertrefflichen Meisterschaft, und der knappe Dialog, der ganze wohlgefugte Bau des Dramas, das rasche Fortschreiten der Handlung sichern dem Stück für immer dieselbe Anziehungskraft, die es auf die ersten Zuschauer übte.

Wie in der oben gegebenen Lebensskizze mitgeteilt, ging aus den theologischen Kämpfen Lessings sein letztes Drama „**Nathan der Weise**“ hervor, das — in fünffüßigen reimlosen Jamben geschrieben — für diese bisher vergeblich versuchte Versart endgültig die Bahn im höheren Drama brach.

Nathan der Weise.

Kurz und treffend faßt Herder den Inhalt des Nathan in folgende Worte zusammen: „Eine dramatische Schicksalsfabel. Ein Tempelherr wird nach Palästina geworfen, er weiß selbst kaum, wie; gefangen (weil er den Waffenstillstand gebrochen und gegen den Sultan Saladin gekämpft) und allein begnadigt, er weiß selbst nicht, warum. Es entdeckt sich, einer Ähnlichkeit wegen, die er mit einem Bruder des Sultans habe, sei dieses geschehen; die Sache kommt ihm und dem Sultan aus dem Gedächtnis. Er rettet ein Judenmädchen (Recha, Nathans angenommene Tochter) aus dem Feuer, und weiß nicht, warum; kommt dadurch in Bekanntschaft mit Nathan, den er kennen zu lernen nie Lust hatte, mit der Geretteten selbst, deren geistige und körperliche Bildung ihn mit einer Art Liebe überrascht. Der Jude zögert; der Patriarch von Jerusalem, ein Klosterbruder, der Sultan kommen ins Spiel; es entdeckt sich endlich, daß beide des Sultans Bruderkinder, daß beide Religionen nahe verwandt sind und der Jude ihr aller Wohlthäter gewesen.“ — Der Nerv und Hauptgedanke des Dramas liegt in der Geschichte von den drei Ringen (Akt III Auftr. 5—7), die Lessing dem „Decameron“ des Boccaccio entnahm und deren symbolischer Gedanke der ist: Judentum, Islam und Christentum seien völlig gleichberechtigte Offenbarungen der Menschennatur: die göttliche Abstammung einer jeden Religion lasse sich nur an ihren Früchten d. h. daran erkennen, „ob sie vor Gott und Menschen angenehm mache.“ Diese polemische Lehrtendenz ist dem Kunstwert des Stückes nicht vorteilhaft gewesen; selbst die größten Bewunderer Lessings finden die Handlung nicht so klar und durchsichtig wie in „Minna“ und „Emilia“ und den Schluß nicht recht ansprechend. Anderseits ist auch das Problem, das Lessing vor Augen hatte, durchaus nicht gelöst — der „Nathan“ lehrt keineswegs Duldsamkeit gegen Andersgläubige, ob das auch wieder und wieder behauptet wird, sondern Gleichgültigkeit in Glaubenssachen; denn nur wer einen bestimmten Glauben besitzt und übt, vermag doch Andersgläubige zu dulden — aber Nathan ist eben so wenig ein Jude, als Saladin ein Mohammedaner oder der aufgeklärte Tempelherr ein Christ. Aber noch mehr: gegen den Christenglauben verfährt das Stück geradezu unduldsam. Wie verblaßt erscheinen die Vertreter des Christenglaubens neben den leuchtenden, idealisch edlen Heldengestalten Saladins und Nathans! Der Patriarch boshaft und lieblos! Daja gutmütig, aber voll Aberglaubens; der Klosterbruder eine „gute Haut“ oder „die fromme Einfalt“; der Tempelherr ein Schwäch-

ling, der sein Christentum mit Geringschätzung an die allgemeine Menschlichkeit preisgibt; endlich die allerdings getaufte Recha, die aber, in einem menschlich verklärten Judentum erzogen, dem Christenglauben ganz ferne steht, von dem sie durch die schwatzhafte Daja nicht viel erfahren hat. Duldung predigt das Stück, wie einst Lessings Jugenddrama „Die Juden" gegen das Judentum, ja es ist eine Apologie desselben, wie es Recha einmal versinnbildlicht: Die Juden seien den heiligen Berg hinauf-, die andern wieder davon hinabgestiegen. „Das Gedicht", sagt Wilhelm Wackernagel, „ist lediglich ein Zeugnis und Erzeugnis des Deismus, jenes Glaubens, der auch einen einigen Gott bekennt, aber sich damit nur auf die Vernunft und den Verstand des Menschen, auf das eigene Denken und Erfahren gründet, jede höhere Offenbarung dagegen verwirft und all solchen Offenbarungen gleichen Wert und Unwert beimißt." Von jüdischer Seite wird das auch anerkannt. In einer 1879 erschienenen Schrift „Lessing in seiner Bedeutung für die Juden" bezeichnet es E. Lehmann als ein Hauptverdienst Lessings, daß „er die Macht des biblischen Christentums zunächst in Deutschland gebrochen habe." Die Zeitschrift „Der Israelit", die dem beistimmt, fügt freilich hinzu, „es sei Lessings Fehler gewesen, daß er das Judentum noch nicht als die höchste Stufe erkannt habe. Vortrefflich habe er aber in dem Klosterbruder und in seiner frommen Beschränktheit das Christentum dargestellt."

Lessings Werke wurden zuerst (1838) von allen Klassikern der neueren Zeit in musterhafter Weise kritisch herausgegeben von K. Lachmann. Daneben tritt jetzt die Hempelsche Ausgabe (1868—77).

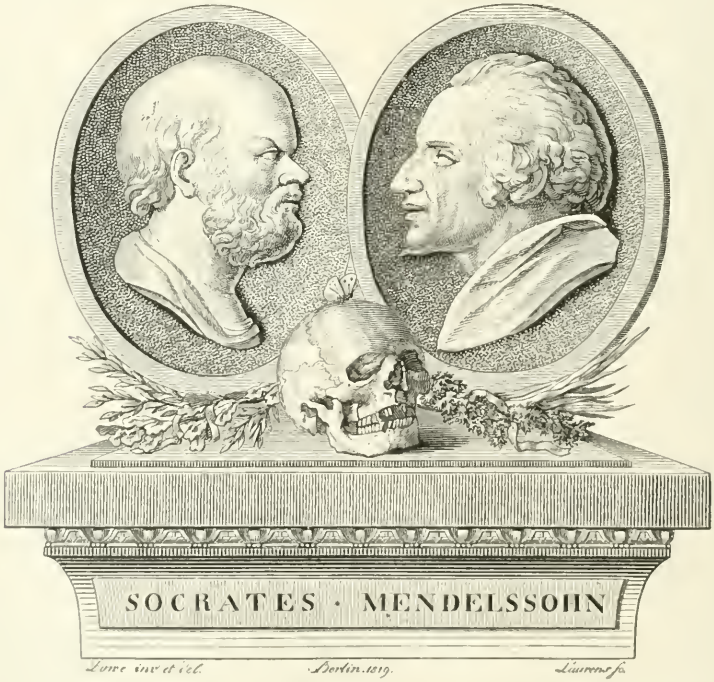


Abb. 125. Mendelssohn in Zusammenstellung mit Sokrates. Darstellung von 1819.

Lessings Freunde.

In der Person des „Nathan" hatte Lessing seinem Freunde, **Moses Mendelssohn**, dem ebenso gemüt- als weisheitsvollen jüdischen Philosophen, dessen Bedeutung jedoch meist etwas überschätzt wird, ein Denkmal gesetzt.

Moses Mendelssohn (1729—1786), der Großvater des Komponisten Mendelssohn-Bartholdy, war der Sohn eines armen jüdischen Lehrers in Dessau. Kränklich, verwachsen, aber von unstillbarem Wissensdurst erfüllt, ging er als 14jähriger Knabe nach Berlin, wo er, in der bittersten Armut lebend, unter großer Mühe die deutsche Schriftsprache und Lateinisch lernte. Daneben trieb er neuere Sprachen, Mathematik und Philosophie. 1750 wurde er Hauslehrer bei einem reichen jüdischen Seidenfabrikanten, später dessen Buchhalter und endlich sein Geschäftsteilnehmer. Seine erste Schrift „Philosophische Briefe“ wurde durch Lessing veröffentlicht. An manchen Schriften, wie an den „Litteraturbriefen“, arbeiteten die beiden Freunde, die bis an Lessings Tod innig verbunden blieben, gemeinsam. Mendelssohns bedeutendstes und reifstes Werk war der „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele.“ Mendelssohn hielt übrigens streng am altgläubigen Judentum fest, obgleich er unablässig darauf bedacht war, bei seinen Glaubensgenossen allgemeine Bildung einzuführen. Mendelssohn. Philosophische Briefe. Phädon.

Außer Mendelssohn gehörte zu Lessings Berliner Freunden der Buchhändler **Nicolai**, der Mitbegründer der „Litteraturbriefe“ und Jahrzehnte hindurch ein einflußreicher Litteraturdespot à la Gottsched.

Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811), ein rastlos thätiger Mann, war darin mit seinem großen Freunde innerlich verwandt, daß er alles mit scharfem, klarem Verstande erfassen und beurteilen wollte; aber während Lessing wirklich die Wahrheit mit heißem Bemühen suchte, ja „nach Überzeugung hungerte“, meinte sein Kampfgenosse, sie bereits gefunden und erobert zu haben. Daher wurde Lessing durch seine Kritik ein ästhetischer Reformator, Nicolai aber fiel — trotz langer Herrschaft in gewissen Kreisen, in denen er sich gern als den geistigen Erben Lessings hinstellte — zuletzt dem Schicksal Gottscheds anheim. Diesem unsagbar trockenen, dabei höchst anmaßenden und selbstzufriedenen Menschen war alles in tiefster Seele zuwider, was über das Niveau des Gewöhnlichen sich erhob; Poesie und christlicher Glaube waren Nicolai gleich verhaßt, darum bekämpfte er nicht nur die Gefühlsschwärmerei der Klopstockschen Schule, sondern auch Herders Wiedererweckung des Volksliedes und wagte sich sogar an Goethe in der ohnmächtigsten, aber erbittertsten Weise, ja er suchte ihn in seinen „Freuden des jungen Werther“ mit Schmutz zu bewerfen, und in seinem bekanntesten Roman „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker“, der Thümmels „Wilhelmine“ gewissermaßen fortsetzte, suchte er — wie Eichendorff es witzig nennt — „die Religion auf den Altenteil des prosaischsten Ratio- Nicolai. Sebaldus Nothanker.

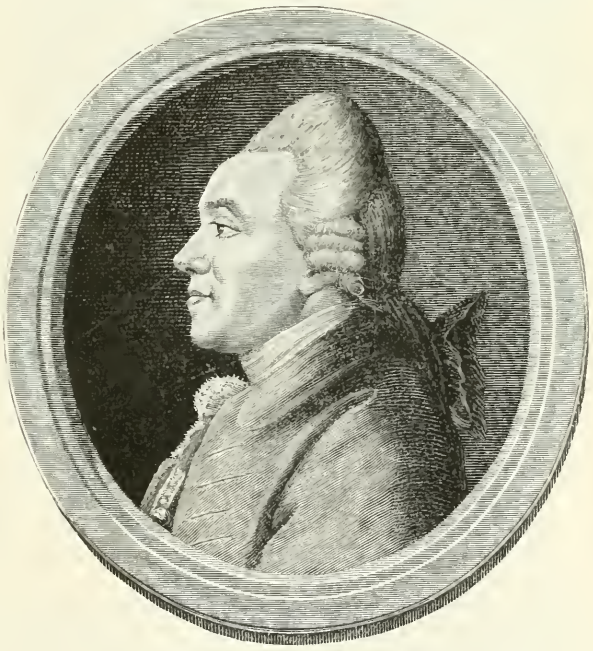


Abb. 126. Friedrich Nicolais Bildnis. Nach Chodowiecki (1780).

nalismus zu setzen" und nach einer seitdem oft nachgeahmten Schablone alle Rationalisten als edel und hochherzig, alle Bibelgläubigen als Dummköpfe, Schurken und Heuchler darzustellen. Trefflich fertigten Goethes und Schillers „Xenien" den geschmacklosen Herold der Aufklärung ab. Mit Bezug auf die „Litteraturbriefe" heißt es:

Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben,
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk.

Aus der Reihe derjenigen Dichter, die Nicolais platt moralisierenden Rationalismus sich aneigneten, in der Form aber, namentlich in der Handhabung der Prosa, Lessing nachstrebten, nimmt **Engel** einen hervorragenden Rang ein.

Engel. **Johann Jakob Engel** (1741—1802), geb. zu Parchim in Mecklenburg, der Erzieher des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III von Preußen und später Direktor des Berliner Theaters, schrieb neben vielen jetzt völlig vergessenen Büchern zwei noch heute lesbare Werke: den „Philosophen für die Welt", in welchem Gegenstände der Kunst, Moral und Philosophie scharfsinnig behandelt werden (Tobias Witt, der Traum des Galilei 2c., daraus entnommen, finden sich in allen Lesebüchern) und den zuerst in Schillers „Horen" erschienenen Roman „Herr Lorenz Stark, ein Charaktergemälde", der zu seiner Zeit als ein Musterroman galt. Der Held, in welchem Engel seinem eigenen Großvater ein ehrendes Denkmal setzen wollte, ein guter Hausvater und durch Ehrlichkeit, Fleiß und Sparsamkeit reich gewordener Kaufmann, ist gegen seinen Sohn etwas eigenwillig, argwöhnisch und rechthaberisch. Vater und Sohn verstehen sich nicht — der Sohn, ein ebenso trefflicher Mensch, wie der ihn verkennende Vater, ordnet die zerrütteten Vermögensverhältnisse eines verstorbenen Freundes, wobei er dessen Witwe kennen und lieben lernt, und ist deshalb oft von Hause fern, — da er aber seinem Vater kein Vertrauen schenkt und ihm nichts von dem Grunde seines Wegbleibens sagen mag, hält dieser ihn für einen Spieler. Inzwischen wendet sich die Geliebte seines Sohnes an des Alten Großmut, um dringende Gläubiger befriedigen zu können; er hilft ihr, überzeugt sich nach und nach von ihrer Tüchtigkeit und gibt seinen Segen zu der Ehe. Ein nicht sehr tiefes, noch weniger poesiereiches, aber doch ansprechend dargestelltes Stillleben — knapp und kunstgerecht behandelt, namentlich im Dialog vortrefflich gelungen, voll hübscher Detailmalerei und guter Charakterzeichnung — als treues Kulturbild zumal für das kleinbürgerliche Leben des vorigen Jahrhunderts interessant.

Lorenz Stark.

Mehr gelesen, ja von dem Durchschnittspublikum sogar Goethe vorgezogen, war der unglaublich fruchtbare Romanfabrikant **August Lafontaine** (1758—1831), der gegen 150 Bände Erzählungen und Romane zusammengeschrieben hat. Ein geborener Braunschweiger, hatte er in Helmstädt Theologie studiert, machte als Feldprediger den Feldzug von 1792 gegen die Franzosen mit und lebte danach in Halle a. S. Man hat ihn den „Schöpfer des weinerlichen Familienromans" genannt, und wie er selbst, so wurden seine Leser und Leserinnen durch seine Darstellung zu endlosen Thränen gerührt. Die Königin Luise gehörte zu seinen größten Verehrerinnen. Unter seinen Werken, die allmählich immer mehr einander ähnelten, ist „das Leben eines armen Landpredigers" noch das lesbarste.

Lafontaine.

Verwandten Charakters waren die Romane nach Richardsons Muster. Der Superintendent **Joh. Timoth. Hermes** (1738—1821) debutierte mit einem solchen: „Geschichte der Miß Fanny Wilkes" im J. 1766, und ließ 1769 einen sechsbändigen folgen: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", worin er „die ganze Moral des Weibes in der Form selbstgemachter Erfahrung niederzuschreiben bemüht" war. Ein in Briefen abgefaßtes, langatmiges, planloses, sentimental-salbaderndes Machwerk, von den Frauen seiner Zeit mit Entzücken begrüßt.

Hermes.

Aus dem Leipziger Freundeskreise Lessings muß besonders **Weiße** hervorgehoben werden, der thätigste Schauspieldichter der Gottschedischen Zeit, über die er durch mutigen Kampf wider den Leipziger Diktator hinausstrebte.

Christian Felix Weiße, geb. 1726 zu Annaberg, kam gleichzeitig mit Lessing auf die Leipziger Universität, und zog, wie jener, das Theater der Theologie vor. Gemeinsam übersetzten sie Stücke aus dem Französischen und schritten dann zu eigenen Arbeiten. Als Hofmeister kam er später nach Paris, wo er Geschmack an der komischen Oper gewann, die er zu Gottscheds Ärger in Leipzig einbürgerte. Seit 1761 Obersteuersekretär zu Leipzig, hatte er Muße genug, für das Theater zu dichten, was er mit unglaublicher Leichtigkeit und Fruchtbarkeit (mitten unter seinen Berufsgeschäften schrieb er eine Tragödie binnen vierzehn Tagen) bis an seinen Tod (1804) fortsetzte. Obgleich Weiße sich zu Shakespearischen Stoffen hingezogen fühlte und mehrere davon behandelte, blieb er doch immer unter dem Einflusse des französischen Theaters, und sein „Richard III“, sein „Romeo und Julia“ sind phrasenhaft gespreizte Stücke, die an den großen englischen Dichter nur durch den Titel erinnern. Im Lustspiel, das er gewandt und drollig, wenn auch keineswegs sehr geistreich zu behandeln wußte, leistete er Bedeutenderes. Das Singspiel „Die verwandelten Weiber“ erregte Gottscheds Zorn so sehr, daß er in Dresden einen kläglich mißlungenen Versuch anstrengte, die Aufführung zu verbieten, wodurch das Stück natürlich erst recht zur Geltung kam. In der Komödie „Die Poeten nach der Mode“ macht Weiße den Streit der Leipziger und Schweizer (S. 297 ff.) lächerlich. — Neben seinen heute ganz verschollenen dramatischen Arbeiten gab Weiße noch jahrelang den „Kinderfreund“ heraus, der trotz seiner lederneu Lehrhaftigkeit in Prosa und Poesie der damaligen Zeit sehr zusagte.

Weiße.

Dramen.

Abb. 127. Iffland. Gestochen 1798 von Bolt.

An Weiße reiht sich hier noch am geschicktesten ein anderer Dramatiker an, der „zwar im Sinne Lessings, aber ohne dessen schöpferischen Geist“ dichtete, **Iffland**, dessen Stücke zwei Menschenalter das Publikum angezogen und gefesselt, ja von denen einzelne noch heute, etwas gekürzt und gut dargestellt, ihre Anziehungskraft nicht ganz verloren haben.

August Wilhelm Iffland (1759—1814), geboren zu Hannover, fühlte von Jugend auf Lust zur Schauspielkunst und verließ, um ihr sein Leben zu widmen, heimlich das Elternhaus, zeichnete sich bald auf der Bühne zu Gotha aus, ging dann nach Mannheim, wo er auch für das Theater zu dichten begann. Nach manchen Wanderungen wurde er 1796 zum Direktor des königl. preuß. Nationaltheaters, später zum Generaldirektor der königlichen

Iffland.

Schauspiele zu Berlin ernannt. — Durch Lessings „Sara Sampson“ war er als Knabe einst tief gerührt und zu dem Wunsche angeregt worden, eines Tages etwas Ähnliches zu schaffen. Aber aus dem bürgerlichen Trauerspiele wurde unter seinen Händen das Familienschauspiel, oder vielmehr — wie Hettner es nennt — ein „dramatisiertes Sitten- und Familiengemälde.“ Sein lebendigstes und noch heute lebensfähigstes Stück „Die Jäger“, nannte er selbst auch „ein ländliches Sittengemälde in fünf Aufzügen.“ (Der alte biedere, aber heftige Oberförster Warberger hat seine Nichte Friederike zur Erziehung in ein städtisches Pensionat geschickt, um sie von seinem Sohne Anton zu entfernen, der in sie verliebt ist. Gegen diese Verbindung ist besonders die Frau Oberförsterin trotz ihrer gutmütigen Schwäche sehr eingenommen, denn sie will ihren Anton mit der Tochter des reichen, aber boshaften Amtmanns v. Zeck verheiraten. Das führt zu häuslichen aufgeregten Szenen — Vater und Sohn geraten heftig aneinander — die Folge ist, daß Anton fortläuft, um sich zum Soldaten werben zu lassen. Ehe er aber seinen Vorsatz ausführen kann, bekommt er mit des Amtmanns Diener, Mathes, Streit, und als man später diesen Diener schwer verwundet findet, wird Anton als Mörder verhaftet. Doch seine Unschuld kommt an den Tag, und der brave Anton führt die gute Friederike als Braut heim.) Mehr Idee und Handlung war in allen den fünfzig Stücken Ifflands nicht — es waren photographisch getreue Kopien des gewöhnlichsten bürgerlichen Alltagslebens, dazu voll weichlicher Sentimentalität und breiter salbungsvoller Moralpredigt über den Text vom „guten Herzen,“ von den Schändlichkeiten böser Menschen u. s. w. Eine höhere sittliche Welt in künstlerischer Gestaltung, eine ideale Natur sucht man vergeblich unter den zahlreichen, meist zum Verwechseln ähnlichen Figuren, die sich nur dadurch unterscheiden, daß sie entweder sehr brav und edelherzig oder sehr böse und niederträchtig sind.

Während aber durch Ifflands Stücke ein ernst sittlicher Zug hindurchgeht, kann man das von dem fruchtbarsten Theaterdichter der Neuzeit, **Kotzebue**, durchaus nicht behaupten. Seine Stücke waren eben so hausbacken und zum Teil sentimental rührsam, aber durch einen starken Zusatz von Frivolität gewürzt und dadurch für das Durchschnittspublikum um so wirksamer.

Kotzebue. **August Kotzebue**, geb. 1761 zu Weimar, gründete schon als 17jähriger Student ein Liebhabertheater und schrieb Trauer- und Lustspiele. Nach gut bestandenem juristischen Examen ging er nach Rußland, wo er rasch Karriere machte und geadelt wurde. Auch dort lebte er vorwiegend für das Theater, dort schrieb er sein berühmtes und berüchtigtes Stück „Menschenhaß und Reue,“ das „ihm mit einem Schlage einen Ruf durch die Welt und ihn zum Beherrscher der Bühne machte.“ (Ein Herr von Mainau, sehr edel und tugendhaft, wird zum Menschenhasser, als seine Gemahlin Eulalia ihm untreu wird und eines Tages mit einem Offizier davon läuft. Ihrerseits aber von ihrem Verführer verlassen, beschließt sie voll Reue, sich eine Buße aufzuerlegen und in einem fremden Hause als Wirtschafterin zu dienen. Zufällig kommt nun Herr von Mainau nach einiger Zeit ganz in ihre Nähe, hört bald von der tugendhaften, wohlthätigen, herzensguten Frau Müller, ohne zu ahnen, wer es ist und ohne sich nach ihr weiter zu erkundigen. Endlich erblickt er sie, erkennt sein treuloses Weib — die Kinder bewirken die Versöhnung der Eltern.) Dieses thränenreiche Stück wurde in alle möglichen Sprachen übersetzt, auf allen Theatern stürmisch beklatscht und von den Damen so bewundert, daß „Eulaliahauben“ eine beliebte Mode wurden. In Weimar allein wagte man Opposition gegen dieses Allerweltsurteil zu machen; Schiller spottete:

Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch

und in einem noch spezieller darauf gemünzten Epigramm:

Menschenhaß! Nein, davon verspür' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich gefühlt.

Das deutsche Publikum war anderer Meinung; nicht nur wurden Kotzebues wie Pilze emporschießende, lüstern pikante Lustspiele allerorten mit unermüdetem Beifall begrüßt; ja durch Schillers Ruhm gestachelt, wagte er sich auch an das Trauerspiel und trat zuerst mit „Johanna von Montfaucon“ auf, der er ein Trauerspiel mit Chören „Die Hussiten vor Naumburg“ folgen ließ. Und so elend diese Stücke waren, sie gingen in glänzender Ausstattung überall auf Bühnen und erhielten sich erfolgreich auf denselben neben Schillers Tragödien. Kotzebues weiteres Leben war ein unruhig bewegtes und unstätes: bald in Rußland, bald in Wien, bald in seiner Vaterstadt Weimar, wo er vergeblich Schiller und Goethe zu entzweien und dadurch ihren Einfluß zu brechen suchte, dann in Berlin, dann in Paris u. s. w. Im Jahre 1817 zog er wieder nach Weimar, wo er, „im litterarischen Wochenblatte den herzlosen Spötter über die patriotischen Bestrebungen der Zeit und den geflissenen Liebediener des Absolutismus spielte.“ Man sah daher in ihm einen russischen Spion, und bald fand er es für gut, seinen Wohnort nach Mannheim zu verlegen. Dort ereilte ihn die Hand des fanatischen Schwärmers Sand, der in ihm das Prinzip des Despotismus zu treffen meinte; von Sands Dolch tödlich getroffen, starb er am 23. März 1819.

Abb. 128. August von Kotzebue. Gemalt von Tischbein 1809.

Die meisten seiner 211 Stücke sind heute verschollen und vergessen — nur hier und da belebt ein angesehener Schauspieler, dem diese oder jene Hauptrolle zusagt, das eine oder das andere seiner Stücke, wie z. B. „die beiden Klingsberg“, die in ihrer Leichtgeschürztheit, ihrem gewandten Dialog und vor allem ihrem prickelnden Sinnenreiz noch immer ein dankbares Publikum finden. Auch seine „deutschen Kleinstädter“, eines seiner harmlosesten Stücke, dem wir den geflügelten Ausdruck „Krähwinkel“ verdanken, geht noch je und je über eine deutsche Bühne.

3. Die Sturm- und Drang-Periode.

In verschiedener Weise hatten Klopstock, Wieland und Lessing dem geistigen Leben unseres Volkes neue Bahnen gebrochen und eine Gärung in der deutschen Jugend hervorgerufen, die stürmisch auf- und abwogte, von einem Extrem zum anderen drängte und darum auch nach einem für die ganze Zeit höchst charakteristischen Drama Klingers die **„Sturm- und Drang-Periode"** genannt worden ist. Die Aufregung ging durch die ganze gebildete Welt: in allen Ländern ein Aufbäumen gegen die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände, ein Zurücksehnen zu den Uranfängen des menschlichen Daseins — so trat es überschwenglich, krankhaft, und doch Lebenskeime bergend in Jean Jacques Rousseau, dem Genfer Philosophen und Pädagogen, hervor, so pflanzte es sich, einem elektrischen Strome gleich, fort auch nach Deutschland, wo ihm in den Abenteuerromanen und Robinsonaden schon vorgearbeitet war und wo schon Klopstock und die Barden zu dem urdeutschen Heldentum der Ahnen zurückgewiesen und zurückgestrebt hatten. „Die eigentliche Wurzel der deutschen Sturm- und Drangperiode", sagt Hettner, „ist das Naturevangelium Rousseaus. Was stumm und ahnungsvoll im Herzen der deutschen Jugend gelegen, das hatte durch Rousseau Leben und Bewußtsein, Ziel und Richtung, Gehalt und Gestalt gewonnen." Zum vollen Durchbruch kam dieses Streben um die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und dauerte bis in die achtziger hinein. Dieser litterarischen Revolutionszeit gehören Herder, Lenz, Klinger, Maler Müller, Basedow, der junge Goethe in vorderster Reihe neben einer großen Schar untergeordneter Geister an. Vor allem verdient aber hier ein Mann Erwähnung, der es zuerst ausgesprochen, daß die Poesie die „Muttersprache des menschlichen Geschlechtes" sei, und der auf die ganze aufstrebende Jugend jener Zeit, insbesondere auf Herder entschieden anregend wirkte. Es ist der von Goethe in vollem Maß gewürdigte, sonst vielfach mißverstandene und — wie nicht geleugnet werden soll — auch nicht leichtverständliche **Hamann**, der „Magus im Norden."

J. Jacques Rousseau.

Hamann.

Johann Georg Hamann, am 27. August 1730 zu Königsberg i. Pr. geboren, studierte zuerst Theologie, dann Jura, beides ohne rechten Ernst und Stetigkeit und ohne ein festes Ziel zu erstreben. Eben so unstät war sein ganzes Leben — bald war er Hauslehrer, bald lebte er bei Freunden in Riga als Gast, dann war er wieder Handelsbeflissener und reiste als solcher nach Holland und England. Der Schmerz über sein verfehltes Leben trieb ihn in England zum Nachdenken und in das Studium der Bibel hinein, an die er seitdem glaubte. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt studierte er Litteratur und orientalische Sprachen, während er einen kärglichen Broterwerb als Schreiber, später als Packhofverwalter hatte. Als solcher nach zehnjährigem Dienst pensioniert, besuchte er Friedrich Heinr. Jacobi in Düsseldorf, dann die Fürstin Gallitzin in Münster, wo er am 21. Juni 1788 starb. — Leider waren seine Schriften eben so abgerissen und unzusammenhängend wie sein Leben, aber sie hatten doch für die aufstrebende Jugend etwas geheimnisvoll Anziehendes. „Er hat sich in ein mitternächtliches Gewand gewickelt", sagt der ihm geistesverwandte Claudius von ihm, „aber die goldenen Sternlein hin und her im Gewande verraten ihn und reizen, daß man sich keine Mühe verdrießen läßt." Goethe nennt ihn in „Dichtung und Wahrheit" einen „würdigen, einflußreichen Mann, dessen

Sokratische Denkwürdigkeiten

Sokratische Denkwürdigkeiten Aufsehen erregten und besonders solchen Personen lieb waren, die sich mit dem blendenden Zeitgeist nicht vertragen konnten." „Man ahnte hier", fährt Goethe fort, „einen tiefdenkenden gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Litteratur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber auf eine ganz eigne Weise aussprach." Ja, Goethe, der durch Herder immer wieder aufs neue auf Hamanns Schriften hingelenkt wurde, dachte allen Ernstes daran, eine Herausgabe derselben entweder selbst zu besorgen oder wenigstens zu befördern. Leider ist dieser Vorsatz nie ausgeführt worden, auch ist Goethe mit Hamann weder in persönlichen noch schriftlichen Verkehr getreten. So sind uns denn des Magus Schriften ein dunkles, vielgedeutetes, aber nie ganz ausgedeutetes Geheimnis geblieben. Das ist aber gewiß, daß diese fliegenden Blätter, aus denen seine Werke bestehen, neben manchem Falschen, Schiefen, Gesuchten auch die genialsten und fruchtbarsten Gedanken enthalten und daß auch heute noch einen Gewinn daraus haben kann, wer sie an der Hand eines der neuesten Herausgeber, wie Roth oder Gildemeister, durchzuforschen sich die Mühe nimmt. Ein vortreffliches Lebensbild enthält die Ausgabe seiner Schriften von G. Poel.

Was Hamann in orakelhaft verhüllter Sprache erstrebt: „die Rückkehr zu dem einfachen Zustande der ältesten Poesie, die Rückkehr zu dem Kindesalter der Völker, die Rückkehr zu der Einfalt des kindlichen Glaubens, aus welchem allein eine neue Poesie hervorgehen kann" — alles das nahm sein Schüler und Freund **Herder** auf und machte es in lichtvollerer Weise geltend, obgleich es auch ihm nicht gegeben war, durch eigene große poetische Schöpfungen seine Ideen zu veranschaulichen.

Herder.

Johann Gottfried Herder wurde am 25. August 1744 in dem ostpreußischen Städtchen Mohrungen als Sohn eines armen Elementarschullehrers geboren. Früh zeigte sich seine außergewöhnliche Begabung und die lebhafte Neigung, sich über die engen Grenzen des väterlichen Unterrichts hinauszuarbeiten. Der Prediger Trescho, der ihn 1760 als Aufwärter und Schreiber beschäftigte, bemerkte den Lerneifer des jungen Mannes und gestattete ihm, an dem lateinischen und griechischen Unterricht seiner Söhne teilzunehmen. Dem ihm so zugänglich gemachten Studium lag er mit solcher Begeisterung ob, daß seine Augen darunter ernstlich litten und er einen russischen Regimentschirurg, der in Mohrungen einquartiert war, deshalb konsultierte. Dieser erbot sich, ihn mit nach Königsberg zu nehmen und dort Medizin studieren zu lassen. Herder folgte ihm dorthin, aber bei der ersten Operation, der er beiwohnte, fiel er in Ohnmacht, gab infolgedessen das kaum begonnene Studium auf und ging zur Theologie über, zu der er von jeher einen starken Zug gefühlt hatte. Trotz der drückendsten Verhältnisse führte er sein Vorhaben aus; der berühmte Philosoph Immanuel Kant (1724—1804) ließ ihn seine sämtlichen Vorlesungen unentgeltlich hören — noch mehr als zu ihm fühlte er sich zu Hamann hingezogen, mit dem er sich auf das innigste befreundete. Durch Hamann wurde er auch mit Shakespeare und Ossian bekannt und empfing die Anregung zu seiner späteren bedeutungsvollen litterarischen Thätigkeit. Auf Hamanns Empfehlung erhielt er eine Lehrerstelle an der Domschule zu Riga, wo er sich rasch die Liebe seiner Zöglinge erwarb und auch als Prediger gern gehört wurde. Das Verlangen, die Welt kennen zu lernen, ließ ihn aber nicht nur einen ehrenvollen Ruf nach Petersburg ablehnen, sondern auch seine Stelle in Riga niederlegen. Zu Wasser reiste er nach Nantes, von dort nach Paris; dort erhielt er die Aufforderung, den Prinzen von Holstein-Eutin auf einer Reise durch Frankreich und Italien zu begleiten. Er nahm sie an, aber bereits in Straßburg mußte er sich von dem Prinzen trennen, da sein erneuertes Augenleiden ihn nötigte, dort zu bleiben, um sich einer Operation zu unterwerfen. Hier traf er Goethe, der über seinen Verkehr mit ihm in „Dichtung und Wahrheit" ausführlich berichtet. Nach seiner Wiederherstellung nahm er einen Ruf als

Kant.

Pfarrer und Konsistorialrat nach Bückeburg an, wo er sich mit Karoline Flachsland verheiratete. Fünf Jahre hatte er in dieser Stellung gewirkt, als der inzwischen zu Weimar als Gast und Freund des jungen Herzogs lebende Goethe seine Berufung zum Hofprediger und Generalsuperintendenten in der werdenden Musenstadt vermittelte. Dort begann seine sehr umfangreiche litterarische Thätigkeit, die um so bewunderungswürdiger ist, als er darüber seine ausgedehnte und mannigfaltige amtliche Wirksamkeit niemals versäumte. Aber weder der Erfolg seiner Schriften, noch die Achtung und Liebe, die er in Weimar genoß, ließen ihn zu rechter Befriedigung kommen. Eine große Reizbarkeit, die Folge seiner Kränklichkeit, führte dazu, daß er sich mit Goethe und Schiller überwarf; auch mit der übrigen Weimarer Gesellschaft wußte er sich nicht zu stellen und vereinsamte von Jahr zu Jahr immer mehr. Ein Lichtpunkt seines Lebens war die langersehnte Reise nach Italien (1788), wo er mit der Herzogin Amalie zusammentraf. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Vizepräsidenten, später zum Präsidenten des Oberkonsistoriums ernannt, darauf auch von dem Kurfürsten von Bayern geadelt, was Weimar jedoch nicht anerkennen wollte. Nachdem er lange leidend gewesen, starb er am 18. Dezember 1803. Der Großherzog Karl August von Weimar ließ 1819 auf sein Grab eine Gedächtnistafel legen mit der Inschrift „Licht, Liebe, Leben." Am 25. August 1850 wurde sein ehernes Standbild zu Weimar errichtet. Ein schönes Denkmal setzte ihm seine Witwe in ihren „Erinnerungen aus Herders Leben."

Herders Werke.

Eichendorff nennt Herder sehr treffend den Gedankenerben Hamanns; „was Hamann ahnend oft ganz formlos hinwarf, hat Herder mit erwärmender Empfänglichkeit aufgenommen, nach dem Bedürfnis der Zeit formuliert und in die große Welt eingeführt." Nicht minder übten Rousseaus Schriften, in die er durch Kant eingeführt wurde, auf ihn einen mächtigen Einfluß. „Mich selbst will ich suchen," ruft er in einem Gedicht aus seiner Studienzeit, „daß ich mich endlich finde und dann mich nie verliere; komm, sei mein Führer, Rousseau." Rousseaus „Naturevangelium" ist durchweg in Herders religiöser Ideenentwickelung erkennbar, ja mehr als Hamanns gläubige Anlehnung an Gottes Wort — und dennoch, wie Herder seinem Königsberger Freund bis an dessen Tod in inniger Liebe verbunden blieb, so verleugnete er auch niemals den Einfluß des tiefsinnigen „Magus im Norden."

Fragmente.

Lessings kritische Thätigkeit regte Herder zu seinem ersten schriftstellerischen Auftreten an; in Riga schrieb er 1767 die „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur," die sich als Beiträge und Beilagen zu den „Litteraturbriefen" ankündigten. Darin drang er auf größere Originalität und „volkstümliche Farbe" unserer Schriftsteller, kämpfte gegen die Nachahmung der klassischen Autoren des Altertums und verlangte Nachbildung derselben. „Raube den Fremden nicht das Erfundene," sagt er u. a., „sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden!" In Riga erschienen ebenfalls die „kritischen Wälder," in denen Herder an Lessings Laokoon anknüpft, zum Teil ihm beistimmt, dann aber auch seine abweichenden Ansichten darzulegen sucht. Vor allem aber ist dieses zweite Werk seiner Feder wichtig, weil er in viel eingehenderer Weise, als in den „Fragmenten" auf Homer als den „vollkommensten Sänger der Natur" im Gegensatz zu dem künstlichen Wesen des Vergil hinwies und das Verständnis für das wahre Wesen des Epos eröffnete. In den „Blättern von deutscher Art und Kunst", die Herder mit Goethe zusammen herausgab, verfolgte er die Hauptgedanken seiner ersten Schriften: an Ossian weist er den Charakter des Volks- und Naturgesanges und sein vorbildliches Wesen für alle Zeiten nach; an Shakespeare zeigt er, wie Vollendetes im Drama nur in freier Entfaltung aus dem Leben des Volkes hervorgehen könne und wie der englische Dichter so Gewaltiges geleistet, weil er „nordische Menschen" geschaffen und dargestellt habe. Man dürfe an ihn nicht den Maßstab der griechischen Kunstregel legen, ihn auch nicht nachahmen, wohl aber von ihm lernen und ihm nachfolgen. Genaue Zergliederungen einzelner Shakespearischer Stücke weisen ihre dichterische Schönheit nach und zeigen, wie die Verletzung der sogenannten

Kritische Wälder.

Deutsche Art und Kunst.

„drei Einheiten" wohl begründet sei. Diese Abhandlungen über Ossian und Shakespeare waren epochemachend und eröffneten gewissermaßen die Zeit der „Originalgenies" oder die Sturm- und Drang-Periode unserer Litteratur. — Goethe selbst verdankte Herder seine Richtung: durch Herder war er seinem bis dahin entschieden französischen Geschmack entfremdet und für Homer, für Shakespeare, für das Volkslied gewonnen worden.

Herder schritt energisch auf dem betretenen Wege fort. Nur die hervorragendsten seiner Schriften kann ich hier nennen. 1774 erschien „die älteste Urkunde des Menschengeschlechts," acht Jahre später die Schrift „Vom Geist der hebräischen Poesie." Dazwischen liegen verschiedene Schriften philosophischen und theologischen Charakters, in denen er sich gegen den damals landläufigen Rationalismus offen und energisch aussprach. In der „ältesten Urkunde" erschloß er die in Gottes Wort enthaltene erhabenste und älteste Poesie des Menschengeschlechts, die Poesie der Offenbarung, in einer glanz- und schwungvollen, freilich auch etwas überschwenglichen Sprache. In begeistertem Tone schrieb der „Wandsbecker Bote" darüber: „Diese Schrift betrifft die Schöpfungsgeschichte Moses, die unser Verfasser auf Adlersflügeln von einem neuen und äußerst simpeln Mechanismo aus allem Bedruck der tausend und tausend Ehren-Schändungen und Ehren-Rettungen und Commentations und Ehren-Erklärungen allerley gelehrter Zünften und Handwerker heimholen oder vielmehr auf ihren eigenen Flügeln, die ihr bisher niemand angesehen hat, selbst heimfliegen lassen will." — In dem „Geist der hebräischen Poesie," einem Werk, das er, wie er an Hamann schrieb „von Kindheit auf in seiner Brust genährt hatte", legte Herder dann noch eingehender den reichen und mannigfaltigen poetischen Charakter des Alten Testaments dar. Durch die Übersetzung einer Reihe der charakteristischsten Stücke weist er nach, wie alle Gattungen der Poesie in den hebräischen Urkunden vertreten seien, zeigt den eigenartigen Charakter dieser Dichtung und bringt uns zu der Anerkennung, daß es die „älteste, einfachste, herzlichste Poesie der Erde" sei, — „die naturwüchsige und volkstümliche Dichtung eines Volkes", wie Hettner sagt, „dessen ganzes Sein und Wesen von dem tiefsten und kräftigsten Gottesbewußtsein durchglüht und erfüllt ist."

Älteste Urkunde.

Geist der hebräischen Poesie.

Am nachhaltigsten und umfassendsten wies aber Herder auf das Volkslied als auf die Grundlage aller echten Dichtung hin in seiner Sammlung der „Volkslieder," die später unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern" erschien. Unter allen Erdstrichen und aus allen Zeitaltern sammelte er mit unermüdlichem Fleiße diese „Stimmen." In sechs Büchern teilt er mit: 1) Lieder aus dem hohen Norden (grönländische, lappländische, esthnische, lettische ꝛc.), 2) Lieder aus dem Süden (griechische, sizilianische, italienische, spanische und französische), 3) aus dem Nordwesten (Ossian, schottische und englische), 4) aus dem Norden (skaldische und dänische), 5) deutsche, 6) Lieder der Wilden (aus Madagaskar und Peru). Mit der ihm eigenen seltenen Gabe der Nachbildung und Umgestaltung übersetzte er die fremdländischen Erzeugnisse des Volksgeistes ins Deutsche. In diesen Übertragungen trat die Eigentümlichkeit des deutschen Charakters, als dessen Vorzug es Herder selbst bezeichnete, „daß er die Blüte des menschlichen Geistes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder Nation brechen dürfe," aufs deutlichste hervor. — Die reifste Frucht seines Studiums der Volksdichtung ist Herders Umdichtung des spanischen Romanzencyklus „Cid," der erst nach seinem Tode erschien. Nach den neuesten Forschungen ist Herders Gedicht, mit Ausnahme von 14 Romanzen, eine bald mehr, bald weniger getreue, metrische Übertragung einer französischen Prosabearbeitung der spanischen aus dem XIII. bis XV. Jahrhundert stammenden Cidromanzen. Eichendorffs Vorwurf, daß Herder „die felsenkantige Heldengestalt des spanischen Cid mannigfach abgemeißelt und modernisiert habe," wird dadurch entkräftet, denn so weit er recht hat, wird damit die bereits modernisierte Hauptquelle Herders getroffen. Ein deutsches Gedicht von hohem Werte besitzen wir aber unzweifelhaft in dem „Cid", der übrigens manches ganz Originale enthält, wie z. B. das Zwiegespräch zwischen dem Cid und Ximene in der 14. Romanze u. a.

Stimmen der Völker.

Cid.

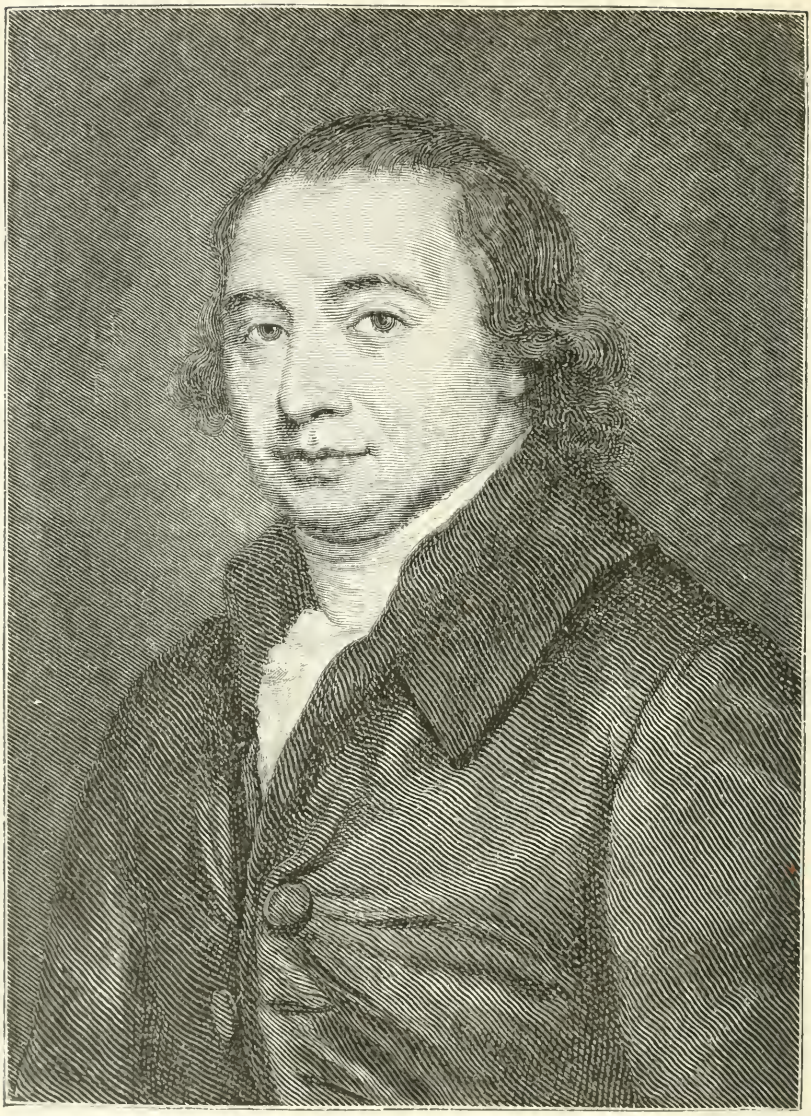


Abb. 129. Herder in mittleren Jahren. Gemalt von Angelika Kaufmann während Herders Anwesenheit in Rom.

Inhalt des Cid.

Das Gedicht besingt die Thaten des Grafen von Vivar, Rodrigo Diaz (1040 unter Ferdinand I von Spanien geboren, 1099 unter Alfons VI gestorben), den seine Zeitgenossen „Cid el batal“, den „Herrn der Schlacht“, und „Campeador“, den „unvergleichlichen Helden“, nannten. Der erste Abschnitt, der vom „Cid unter Ferdinand dem Großen“ handelt, hebt an:

Trauernd tief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach,

An die Schmach des edlen, alten,
Tapfern Hauses der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Abarcos übertraf.

Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt er nahe sich dem Grabe:
Da indes sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphiert.

Sonder Schlaf und sonder Speise
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht,

Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen ihn zu trösten;
Denn der Atem des Entehrten,
Glaubt er, schände seinen Freund.

Da tritt für den greisen Vater der jüngste Sohn, Rodrigo, ein — rasch entschlossen fordert er den übermütigen Gormaz zum Zweikampf heraus und erschlägt ihn. Des Erschlagenen Tochter, die schöne Ximene, fleht den König um Genugthuung an; aber ehe noch Don Fernando ihre Bitte beantwortet, errettet der junge Held sein Land von den Mauren, die es aufs entsetzlichste verwüsten. In diesen Kämpfen der Christen gegen die Araber, die damals noch den größten Teil der pyrenäischen Halbinsel inne hatten, wird der „Cid" unentbehrlich. Der König weist deshalb die aufs neue um Gerechtigkeit flehende Ximene ab; ja er fügt hinzu:

Euch erhalt' ich den Rodrigo —
Wie um seinen Tod Ihr jetzo,
Werdet bald Ihr um sein Leben
Und um seine Wohlfahrt flehn.

Längst liebte der Cid bereits Ximene, und auch sie, nachdem sie sich lange gesträubt, wird überwunden und erwidert seine Liebe. Der König stattet den Cid reich mit Gütern aus und feiert die Hochzeit mit. II. Nach Don Fernandos Tode wird das Reich geteilt; der Cid wird Vasall des ältesten Sohnes, Don Sancho, des Erben von Castilien, der seine Brüder und Schwestern sofort mit Krieg überzieht. Der Tapferkeit des Cids erliegen die Brüder — auch das Erbe Elviras, der einen Schwester, kommt in Sanchos Hände. Als aber der Cid vor der Veste Donna Urakas, der jüngeren Schwester, erscheint, erinnert diese ihn daran, daß er am Sterbebette ihres Vaters ihr Schutz zugesagt, und er kehrt unverrichteter Sache zurück. Darüber erzürnt, verbannt ihn Don Sancho aus seinen Staaten, aber bald sieht er sich genötigt, ihn zurückzurufen, da nach seinem Fortgange der Sieg von den königlichen Fahnen gewichen ist. Ungeachtet der Warnung des Cids will der König seiner Schwester feste Stadt nehmen, kommt aber dabei durch die Hand eines Verräters um. — III. Der Cid willigt ein, dem jüngeren Bruder, Don Alfonso, nachdem derselbe ihm geschworen, daß er keinen Teil am Morde Don Sanchos gehabt, zu dienen. Jedoch nicht lange vermag der neue Regent den Stolz seines Vasallen zu ertragen; der Cid wird vom Hofe verbannt, ja zuletzt aller seiner Güter beraubt. Da zieht der Held mit seinen Kriegsmannen fort und sucht sich, fern von seines Königs Hofe, neuen Ruhm zu erwerben. IV. Glänzende Siege hat der Cid über die Mauren davongetragen, ihnen Zins und Pflicht auferlegt und in dem eroberten Valencia seine Residenz aufgeschlagen. Dorthin läßt er nun auch seine Gemahlin und seine beiden Töchter kommen. Zwei Grafen bewerben sich um deren Hand, aber handeln an ihnen aufs schamloseste, weil sie sich vom Cid beleidigt glauben. Die Schmach wird gesühnt, aber der greise Held trug fortan schwarze Rüstung und war stiller als vorher. So naht sein Ende heran. Dreißig Tage vor seinem Tode erscheint ihm der Apostel Petrus und verkündet ihm, daß Gott ihn nach Monatsfrist in die andere Welt abberufen werde:

Mache fertig dich zur Reise
Und bestelle froh dein Haus!

Der Cid folgt der Mahnung, ordnet alles Irdische und gebietet den Seinigen, den Mauren, die aufs neue vor die Stadt gerückt, seinen Tod zu verheimlichen. Nach seinem

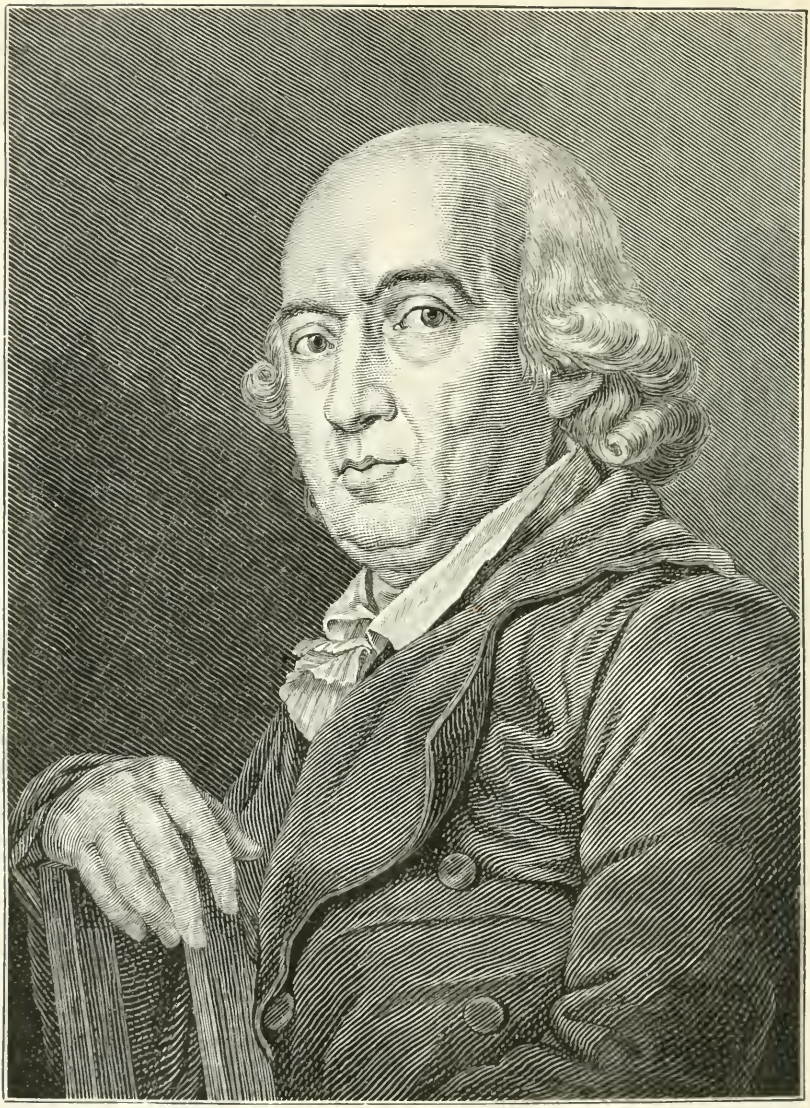


Abb. 130. Herder im Alter. Kreidezeichnung nach dem Leben von Bury, während eines längeren Besuches im Hause Herders aufgenommen. Original im Besitz des Enkels, Wirkl. Geh. Rats Stichling zu Weimar.

Tode wird sein Leichnam einbalsamiert und darauf in voller Rüstung auf sein altes Schlachtroß Babieça gesetzt und so aus Valencia herausgeführt. Als die Mauren ihn erblicken, ergreift sie ein panischer Schrecken, und sie fliehen. Solchergestalt siegt der Eid auch nach seinem Tode. Der König und alle Großen des Reiches kommen dem Zuge entgegen: — als der König den Toten sah,

Wundert er sich seiner Schönheit,
Ordnete, daß, statt im Grabe,
Er auf einem prächt'gen Stuhle
Säße, neben dem Altar.

In der 70. Romanze wird erzählt, wie des Cids Urenkel nach einem Siege über Alfons von Kastilien in das Kloster gekommen, welches die Überreste seines großen Ahnherrn, wie er um desselben willen die Beute, die er in Kastilien gemacht, dem Kloster als fromme Stiftung überließ.

Ein Wohlthäter für die Armen,
Ein Beschützer der Verlassenen
Ward der Cid auch in der Gruft.

So ausgezeichnet es Herder verstand, sich in die fremdartigsten Geister und ihre Erzeugnisse hineinzuleben und sie zu reproduzieren, so wenig stand ihm eigene schöpferische Dichterkraft zu Gebote. Dazu geriet er in seinen eigenen Dichtungen sofort ins Lehrhafte, das tritt nicht nur in seinen etwas trockenen Kirchenliedern hervor, sondern auch in seinen weltlichen lyrischen Gedichten und in den Legenden (der gerettete Jüngling; Polykarp ꝛc.), die er aus dem Schutt und Moder der Jahrhunderte zu neuem Leben erweckte und die übrigens zu dem besten gehören, was wir von ihm besitzen. Am meisten natürlich herrscht diese Richtung in den Epigrammen, Parabeln und Paramythien (in denen er griechische Mythen zu allegorisch lehrhaften Zwecken verwertet) vor. Legenden. Parabeln ꝛc.

Zum Schluß kann — dem Zweck meines Buches entsprechend — auch nur angedeutet werden, daß zwei der einflußreichsten Prosaschriften Herders: die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ und die „Briefe zur Beförderung der Humanität“, auf philosophischem, pädagogischem und historischem Gebiete sich eben so anregend erwiesen, wie seine kritischen Werke und seine Volkslieder auf dem poetischen. Nach allen Richtungen wirkte Herder belebend und fördernd; unter seinen Anhängern und Nachfolgern gibt es viele Sprudelgeister, die kaum etwas dauernd Wertvolles hinterlassen haben, aber auch viele große Dichter stehen auf seinen Schultern; ja ohne ihn ist Goethes und Schillers Dichtung, wie die der romantischen Schule, gar nicht denkbar. Zur Philos. der Gesch. d. Menschheit.

Eine musterhafte historisch-kritische Ausgabe der sämtlichen Werke Herders unter der trefflich bewährten Leitung von Bernhard Suphan ist im Erscheinen begriffen; bisher liegen zwanzig würdig ausgestattete Bände vor. Nach seinem Leben und seinen Werken hat R. Haym Herder (1877) dargestellt.

Den von Herder gewiesenen Pfaden der Umkehr zur Urdichtung der alten Zeiten, zum Volkslied, zu Homer und Ossian, anderseits seiner Hinweisung auf Shakespeare folgte die Jugend — Goethe in seinem Götz von Berlichingen voran — mit einer „Art von begeisterter Wildheit.“

Alle bisher gültigen Kunstregeln und Vorbilder sollten nun nichts mehr gelten: „es ist endlich einmal Zeit,“ schreibt Goethe um 1776, „daß man aufgehöret hat, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheit, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle hieß. Auch geht unser Verfasser (Mercier „Versuch über die Schauspielkunst“) ziemlich stracks auf den Inhalt los, der sich sonst von selbst zu geben schien. — — Das Zusammenwerfen der Regeln gibt keine Ungebundenheit; und wenn ja das Beispiel gefährlich sein sollte, so ist's doch im Grunde besser, ein verworrenes Stück machen, als ein kaltes.“

„Genialität und Originalität!“ stand auf der poetischen Revolutionsfahne, und mit Vorliebe nannte man sich **Originalgenies,** auch Kunstgenies: ein Name, der halb ernst halb spöttisch den jugendlichen Stürmern seitdem geblieben ist. Viele unter denselben gingen elendiglich zu Grunde; die kräftigeren und höherbegabten arbeiteten sich aus dem die Zeit durchwogenden Gärungsprozeß zu geläuterter Kunstauffassung, zu vollendeten Dichtungen empor. In erster Linie kommen hier drei „Goethianer“ in Betracht: **Lenz, Klinger** und **Leopold Wagner,** die zu Goethes nächstem persönlichen Freundeskreise gehörten. Originalgenies. Goethianer.

Lenz. **Jacob Lenz**, ein Pfarrerssohn, 12. Jan. 1751 zu Seßwegen in Livland geboren, hatte in Königsberg i. Pr. Theologie studiert und war 1771 als Begleiter zweier junger Edelleute nach Straßburg gekommen, wo ihm im Verkehr mit Goethe eine ganz neue Welt aufging. Gemeinsam wurde dem durch Herder in die Litteratur gekommenen neuen Geist gehuldigt, gemeinsam allerlei Dichterisches geplant und ausgetauscht. „Von Grund aus eitel," sagt Hettner, „träumte Lenz nun den vermessenen Traum, es Goethe gleichthun zu können und mit ihm gemeinsam den Gipfel des deutschen Parnaß zu erstürmen." Dazu fehlte ihm aber, trotz unleugbarer Dichterbegabung, doch der innere Gehalt und das wahre Genie, vermöge dessen Goethe sich aus der Fieberhitze des Sturmes heraus- und heraufarbeitete, während er darin unterging. In seinen „Anmerkungen über das Theater" kündete er allen bisherigen dramatischen Regeln den Krieg an — das wildeste Durcheinander der Szenenfolge galt ihm als Ideal. In seinem ersten Hofmeister. Stück „Der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung," in dem die unnatürlichsten Verhältnisse auf das widerlichste verzerrt erscheinen, suchte er sein Ideal zu verwirklichen. Noch wüster und wilder sind seine darauffolgenden Stücke, durch die ein Kampf gegen die Schranke der Sitte und Sittlichkeit tobt, der zum Teil nur aus der Geistesumnachtung sich erklärt, in welcher der Unglückliche endlich zu Grunde ging. Nachdem er in aufdringlichster Weise Goethe in Weimar heimgesucht, sich aber dort durch seine „Affenstreiche", wie Wieland es nannte, bald unmöglich gemacht hatte, ging er ins Elsaß zurück, wo er lange ein unstätes, wüstes Wanderleben führte, bis er 1777 in Wahnsinn verfiel. Notdürftig geheilt kehrte er in seine Heimat zurück, wo er nach langen Jahren äußeren und inneren Elends geistig und körperlich verkommen in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai 1792 zu Moskau starb. — Goethe, der in „Dichtung und Wahrheit" den ehemaligen Genossen treffend charakterisiert, schließt mit den Worten: „Lenz, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Litteratur hin und verschwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen."

Klinger. **Maximilian Klinger**, 17. Februar 1752 als der Sohn eines Konstablers bei der städtischen Artillerie zu Frankfurt a. M. geboren, früh vaterlos, wurde von seiner Mutter, einer armen Wäscherin, mit redlichem Fleiße auferzogen. Sein aufgewecktes Wesen und seine einnehmende Gestalt lenkten den Blick eines Lehrers auf den elfjährigen Knaben, der durch seines Gönners Bemühung eine Freistelle im Gymnasium erhielt. Mit rastlosem Fleiße lernend gab er daneben so viele Privatstunden, daß er seine Mutter ansehnlich unterstützen konnte. Auch der dichterische Trieb regte sich schon auf der Schule in ihm; sein erstes, später gedrucktes Drama „Otto" entstand dort. In Gießen studierte er nach beendigter Gymnasialzeit die Rechte: bei einem Ferienbesuch in Frankfurt trat er in intimeren Verkehr mit dem ihm schon aus der Kinderzeit bekannten Goethe, dessen ganzes Wesen ihn ebenso ergriff, wie dessen unlängst vollendeter „Götz" ihn zur Nacheiferung anspornte. Rasch folgte nun Drama auf Drama aus Klingers unermüdlicher Feder: 1776 allein nicht weniger als fünf; alles „Explosionen des jugendlichen Geistes und Unmutes," wie er sie zehn Jahre später selbst nannte. Durch alle braust der Rousseausche Geist, den Klinger zum Führer erwählt hatte, „das Rousseausche Sehnen nach ursprünglicher, unverfälschter Menschheit, der Rousseausche Groll und Kampf gegen die Enge und Bedingtheit der sittlichen und gesellschaftlichen Herkömmlichkeiten." Wie Schiller in seiner Jugendperiode, suchte er „tugendhafte Ungeheuer" oder „edle Kanaillen" — Menschen, die, durch ein Verbrechen aus der Gesellschaft ausgeschlossen, im Herzensgrunde doch „edle Naturen" sein sollen! So sind seine „Falschen Spieler," (in denen Franz v. Stahl, von seinem Stiefbruder Karl verleumdet und durch die Not zum Spiel getrieben, doch zuletzt sich edler erweist als der böse, treulose Karl) ein offenbares Vorbild der ein Jahr später erscheinenden „Räuber." Noch vorher aber entstanden die zwei Stücke, die seinen Namen insbesondere berühmt gemacht haben, „Die Zwillinge" und „Sturm und Drang."

Im Februar 1775 war von Schröder, dem als Schauspieler berühmten Direktor des Hamburger Nationaltheaters, ein Preis von 20 Louisd'or für ein Originalstück, es sei

Trauer- oder Lustspiel, ausgesetzt worden. Charakteristisch genug für die Zeit, liefen rasch nacheinander drei Stücke ein, die sämtlich den Brudermord zum Gegenstand hatten. Zwei davon, darunter „Julius von Tarent“ von Leisewitz (vgl. S. 366) wurden zurückgesetzt; das dritte, Klingers „Zwillinge“, gewann den Preis dadurch, „daß es die mächtige gewaltige Triebfeder der unentschieden gebliebenen Erstgeburt voraus hatte.“ — „Wer beweist mir, daß ich nicht der Erstgeborne von uns Zwillingen war?“ ruft der Wüterich Guelfo aus und ersticht seinen sanften Zwillingsbruder aus Neid auf dessen Erstgeburt und zugleich aus Eifersucht, da die von ihm geliebte Kamilla seinen Bruder vorzieht. Nachher bietet er sein Leben zur Sühne der That und wird von seinem eigenen Vater erdolcht. Das ganze Stück ist in einer nie nachlassenden Fieberglut geschrieben. Zwillinge.

Noch in demselben Jahre erschien „Sturm und Drang“, von dem Lessing bekannte, daß er es „unmöglich habe auslesen könnte.“ — Die Hauptfabel dieses Stückes ist der schottischen Königsgeschichte entlehnt. Lord Berkley ist mit Lord Bushy auf das tödlichste verfeindet, weil er sich von diesem um Hab und Gut, ja um Weib und Kind gebracht wähnt. Die Söhne der beiden hassen sich nicht minder wie die Väter, grundlos freilich, „in wildem Naturtrieb.“ Da kommt eines Tages der junge Bushy unter dem Namen Wild mit zwei andern ganz besonders tollen Abenteurern nach Amerika, um an dem Freiheitskriege teilzunehmen. Ihn charakterisiert seine eigene Aussage über sich selbst: „Bin alles gewesen. Ward Handlanger, um was zu sein. Lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerm Feuer gebrannt. Nirgends Ruh, nirgends Rast. — — Seht, so strotze ich voll Kraft und Gesundheit und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Kampagne hier mitmachen als Volontär, da kann sich meine Seele ausrecken, und thun sie mir den Dienst und schießen mich nieder, gut dann! Ihr nehmt meine Barschaft und zieht!“ Ein anderer dieses edeln Kleeblattes, Blasius, versichert: „Ich lieb' nichts. Ich hab's soweit gebracht, nichts zu lieben und im Augenblick alles zu lieben und im Augenblick alles zu vergessen. Ich betrüge alle Weiber, dafür betrügen und betrogen mich alle Weiber. Sie haben mich geschunden und zusammengedrückt, daß Gott erbarm! Ich hab' alle Figuren angenommen. Dort war ich Stutzer, dort Wildfang, dort tölpisch, dort empfindsam, dort Engländer, und meine größte Conquête machte ich, da ich nichts war . . .“ Der alte Berkley ist mit seiner Tochter auch nach Amerika gekommen und in demselben Gasthof abgestiegen, wie die drei Tollhäusler. So kommen Karl Bushy und Karoline Berkley, die sich einst in der ersten Jugendzeit geliebt, zusammen; und nach einer Reihe der buntesten, unklarsten Verwickelungen, Kriegsabenteuer, Zweikämpfe kommt ihre Liebe durch eine Versöhnung der Väter zu gutem Ende. — Dieses wunderlich aus Geist und Unsinn zusammengebraute Stück, das wohl hauptsächlich seinem Verfasser den Beinamen des „tollgewordenen Shakespeare“ verschaffte, charakterisiert die „Kraftgenies“ Sturm und Drang.

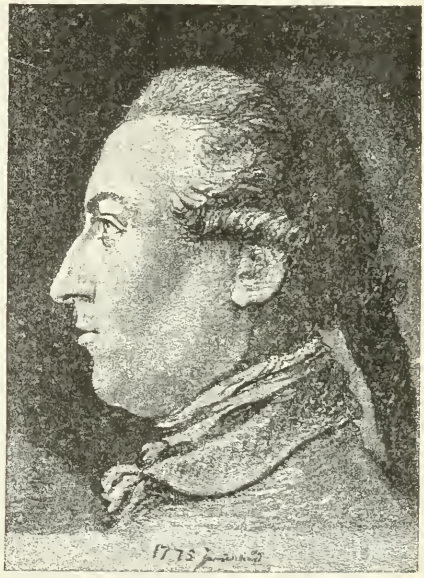


Abb. 131. Klingers Bildnis aus seiner Sturm- und Drangperiode, zu Frankfurt gezeichnet von Goethe; die Datierung „1775 Januarius“ ist ebenfalls von Goethes Hand. Goethe sagt über sein Verfahren dabei: „Ich zeichnete die Portraite meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide.“ Das Original ist im Besitz des Klingerschen Verwandten und Biographen Max Rieger in Darmstadt.

auf das trefflichste und hat deshalb der ganzen Gärungszeit der siebziger Jahre mit Recht den Namen gegeben. Die Jugend jener Zeit war elektrisiert von diesem Stück. Schiller bekannte noch 1803, daß Klinger „zu denen gehöre, die vor 25 Jahren zuerst und mit Kraft auf seinen Geist eingewirkt" hätten. — Wild und wüst wie seine Dramen war auch Klingers Leben um jene Zeit — selbst in ihrer äußeren Erscheinung liebten es die Kraftgenies, allen Anstandes zu spotten — dazu war seine Lage eine sehr bedrängte. In Weimar, wohin er 1776 kam, um sein Glück am Hofe des kunstliebenden Karl August zu suchen, war seines Bleibens auch nicht lange. Nachdem ihn Goethe anfangs warm und herzlich empfangen, schrieb er doch bald an Freunde: „Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich," und später: „Er ist unter uns ein Splitter im Fleisch." So ging er nach Leipzig, wollte zuerst „in der Geschwindigkeit die Artillerie lernen," wie Nicolai erzählt, „um nach Amerika zu gehen und da mit Thatkraft die Freiheit zu verfechten," änderte aber bald seinen Entschluß und wurde Theaterdichter bei der Seylerschen Schauspielertruppe, was er selbst später eine „Sottise" nannte. Bei dem Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges trat er in österreichische Militärdienste; nach dem Teschener Frieden nahm er das Wanderleben wieder auf, das ihn schließlich nach Rußland führte. In Petersburg wurde er Leutnant beim Marinebataillon und zugleich Vorleser bei dem Großfürsten Paul, den er auf einer langen Reise nach Frankreich und Italien begleitete. Seitdem blieb er in Rußland, wo er eine glänzende Laufbahn machte und sich von seinen Jugendphantasieen ernüchterte. Rasch stieg er zum Generalmajor und Direktor des Kadettenkorps, später zum Kurator der Universität Dorpat mit dem Range eines Generalleutnants empor. Nachdem er seinen Abschied genommen, lebte er in Petersburg, wo er kurz vor dem Antritt seines 80. Lebensjahres, am 25. Februar 1831, starb. In diese zweite Periode seines Lebens fällt eine Reihe von

Romane. Romanen, unter denen „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt," „die Geschichte Rafaels de Aquilas" und „die Geschichte Giafars des Barmeciden" die nennenswertesten sind. Durch alle geht ein Zug tiefer Verbitterung und Menschenverachtung.

Wagner. **Leopold Wagner**, 19. Februar 1747 zu Straßburg geboren, studierte dort die Rechte und gehörte, wie später in Frankfurt, wo er als Advokat praktizierte, zu Goethes näherem Freundeskreise. „Er zeigte sich als ein Strebender," sagt Goethe, „und so war er willkommen." Sein flottes, derbes Spottgedicht auf Nicolais „Freuden des jungen Werthers" (vgl. S. 439) „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" wurde dem Prometheus, Goethe selbst, irrtümlich zugeschrieben. Nicht ohne Talent, leistete er doch nur Unbedeutendes. Ein gewisses Aufsehen machte sein realistisch rohes sechsaktiges Trauerspiel „Die Kindermörderin", dessen Fabel zum Teil dem entnommen ist, was er von Goethe über Gretchens trauriges Ende im Faust andeutungsweise gehört hatte. Er starb am 4. März 1779 zu Frankfurt a. M. Richtig gewürdigt hat ihn Erich Schmidt in seiner bahnbrechenden Monographie: „H. L. Wagner, Goethes Jugendgenosse."

Außer diesen „Goethianern" ist unter den Originalgenies noch erwähnenswert Friedrich Müller, genannt **Maler Müller**, weil er zugleich dichtete und malte.

Maler Müller. **Friedrich Müller**, 13. Januar 1749 zu Kreuznach geboren, war der Sohn eines unbemittelten Bäckers. Früh zeigte sich sein Talent zur Kunst, das in Zweibrücken durch guten Unterricht Förderung und Entwickelung fand. Zwanzigjährig erhielt er eine Anstellung an der Kunstakademie zu Mannheim, wo auch zuerst der dichterische Trieb in ihm erwachte. Auf Goethes Verwendung wurden ihm die Mittel zur Reise nach Rom gewährt, wo er sich vorwiegend der Malerei zuwandte. Es fehlte ihm aber darin aller Erfolg; dennoch setzte er sie bis in sein hohes Alter fort und blieb auch in Rom, wo er am 23. April 1825 starb. —

Idyllen. Müller dichtete zuerst Idyllen im Geßnerschen, dann im Vossschen Stil: durch derben volkstümlichen Humor und getreue markige Zeichnung des pfälzischen Dorflebens zeichnen sich zwei, „Die Schafschur" und „das Nußkernen", aus. Unter seinen Liedern ist manches Ansprechende: sein „Soldatenabschied" (Heute scheid' ich, heute wandr' ich, Keine Seele

Dramen. weint um mich) ist zum Volkslied geworden. — Am bekanntesten ist Müller als Dramatiker

und darin auch einer der bedeutendsten Vertreter der Sturm- und Drangzeit. Zu seinem Besten auf diesem Gebiet gehört „Golo und Genovefa," in der sich, wie Hettner urteilt, „eine reiche und echte Dichternatur bekundet." Freilich sind es mehr aneinander gereihte Szenen als ein Drama, und der wilde Spuk des Genieweſens bricht noch überall durch und mischt sich mit den tieferen Gedanken der Romantik. — In seinem unvollendet gebliebenen Drama, „Fauſts Leben," charakterisiert nur die Unersättlichkeit des Genusses, kein tieferer Drang, den Helden.

Humoristen.

Von Hamann und Herder angeregt und zum Teil aus den Wogen der Sturm- und Drangperiode geboren sind auch die **Humoristen** dieser Zeit. Während die Kraftgenies mit Ungestüm wider alles Bestehende in Staat, Kirche, Gesellschaft, Litteratur zu Felde zogen und aus dem Drange nach dem Urwüchsigen und Urnatürlichen eine wild aufschäumende und chaotisch gärende Poesie schufen, trieb andere dieselbe Unzufriedenheit mit der Welt zu der halb spöttischen halb mitleidigen Auffassung der Dinge, welche das Grundwesen der Humoristik bildet. Jenen war Shakespeare das Ideal, diesen der Engländer Sterne, der Dichter von „Yoriks empfindsamer Reise," die schon Thümmel (vgl. S. 378) in seiner „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" nachgeahmt, und „Tristram Shandy." Schon durch Hamanns Schriften blitzen zuweilen humoristische Streiflichter, aber wie er es nie vermochte, irgend ein Werk zum Abschlusse zu bringen und ein Ganzes zu schaffen, so wurde auch sein Humor nie zu der behaglich leuchtenden und wärmenden Flamme, die bei dem echten Humoristen so wohlthut. Näher diesem Ziele kam der Hamann geistesverwandte **Hippel**, ein Schüler des Philosophen Kant.

Hippel.

Theodor Gottlieb von Hippel, 31. Januar 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren, der Sohn eines Schulrektors, zeigte schon frühe bei mannigfaltiger geistiger Begabung Neigung zur Poesie und Musik. Fünfzehnjährig bezog er die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren, warf sich aber bald ausschließlich auf die alten Klassiker und die Philosophie. Durch den Umgang mit einem holländischen Juristen gewann er Lust zur Rechtsgelehrsamkeit, und er erwählte dieselbe zu seinem Lebensberufe, nachdem er einen jungen russischen Offizier nach Petersburg begleitet und erkannt hatte, daß er auf keinem anderen Wege weder seiner dort erwachten Begierde zum Großleben Genüge thun, noch die Hand eines leidenschaftlich von ihm geliebten, aber an Stand und Vermögen weit über ihm stehenden Mädchens erlangen könne. Sein erstes Ziel erreichte er durch rastlosen Fleiß und langjährige Entbehrungen aller Art: Würden, Rang und Reichtum wurden ihm nach Wunsch zu teil, aber nicht die Hand der Geliebten, so daß er sein lebenlang ehelos blieb. Als Oberbürgermeister von Königsberg starb er am 23. April 1796. Alle seine Schriften waren anonym erschienen, und so gut hatten er und einige besonders vertraute Freunde das Geheimnis seiner Autorschaft gewahrt, daß erst nach seinem Tode der Schleier davon gelüftet wurde.

In seinem ersten und bedeutendsten Roman „Lebensläufe nach aufsteigender Linie," der 1778 mit Illustrationen von Chodowiecki erschien, wollte er zuerst sein eigenes Leben, dann das seines Vaters, zuletzt das seines Großvaters beschreiben — er ist aber über das eigene nicht hinausgekommen, das er „zu einem romanhaften Gebilde verarbeitete." In breitester Umständlichkeit und in einer aller künstlerischen Komposition Hohn sprechenden Formlosigkeit erzählt er seine Jugendgeschichte, die er nach Kurland in ein Pastorat verlegt, seine Jugendliebe und deren tragisches Ende, seine Kriegsabenteuer bis zu seiner (erdichteten) Verheiratung. Der Genuß dieses Buches, das reich an echtem Humor, an rührenden idyllischen Schilderungen, trefflichen Porträts (besonders

der frommen Mutter und des „Professor Großvaters“ d. h. Kant u. a.) ist, wird durch die Einmischung der vielen trocken-lehrhaften Partieen und unzusammenhängenden Einfälle aller Art gestört. Dennoch lohnt es der Mühe, sich durch das wunderliche Buch hindurchzuarbeiten — es ist trotz aller Mängel ein echtes Dichterwerk. Wer sich an das Original nicht wagen mag, der lese die mit liebevoll schonender und doch energischer Hand gekürzte und redigierte Ausgabe der „Lebensläufe“, welche der berühmte Dorpater Theologe Alexander v. Oettingen 1878 als „Jubelausgabe“ veröffentlicht hat. — Weniger bedeutend ist Hippels zweiter Roman „Die Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z“, der in noch verwirrterer Weise und durch noch zahlreichere Abschweifungen unterbrochen, den Helden durch allerlei Lächerlichkeit des Ahnen- und Adelsstolzes, durch die Abgeschmacktheiten der Freimaurerei hindurch führt, bis er endlich zur Natur und zur Wahrheit der Empfindung zurückkehrt und in einer glücklichen Ehe Frieden findet. — Von Hippels anderen Schriften enthalten seine Bücher „Über die Ehe“ und „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“ in humoristischer Fassung manche noch heute beherzigenswerte Wahrheiten.

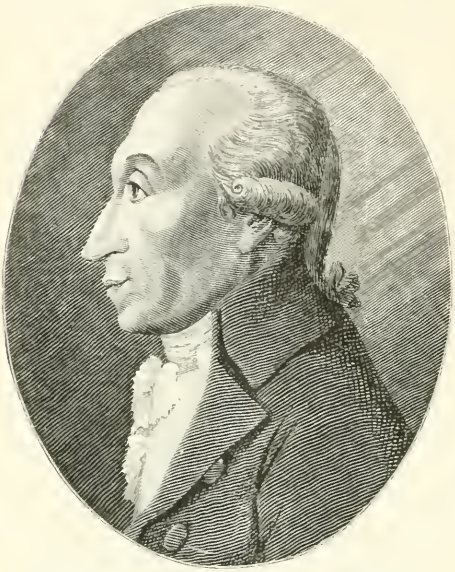


Abb. 132. Theodor Gottlieb von Hippel. Gleichzeitiges Bildnis von Fr. Bolt. 1802 gestochen.

Lichtenberg.

Nächst Hippel war **Lichtenberg** einer der angesehensten Vertreter des englischen Humors, wenn auch seine Hauptwerke nur in kleinen Aufsätzen und Aphorismen bestehen.

Georg Christoph Lichtenberg, geboren 1. Juli 1742 zu Ober-Ramstadt bei Darmstadt, studierte in Göttingen Naturwissenschaften, die er dann ebendaselbst von 1770 bis an seinen Tod, den 24. Februar 1799, als Professor behandelte. Seine mehrfachen Reisen nach England gaben ihm Gelegenheit zu einer gründlichen Kenntnis der Humoristen Swift und Sterne, wie zu einer eingehenden Beobachtung des dortigen Volkslebens, die er in seiner meisterhaften „Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche“ auf das geistvollste verwertet hat. Zu dem Spiegel der menschlichen Leidenschaften, welchen der englische Künstler (William Hogarth, 1697—1764) in seinen Zeichnungen darbot, lieferte er in dieser „Erklärung“ ein beschreibendes Geleitwort in so leichtem und klarem Stil und von so schlagender Wirkung, wie es kaum seines Gleichen weder in der englischen noch in der deutschen Litteratur hat. — Anderseits fanden manche seiner Arbeiten einen ebenbürtigen Illustrator an dem unermüdlichen Chodowiecki, der u. a. die Kupfer zu Lichtenbergs witziger „Abhandlung über die Bedienten“ lieferte. — Die Originalgenies bekämpfte Lichtenberg auf das unerbittlichste in seiner Schrift „Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind.“

Hogarths Kupferstiche.

Zu den Humoristen gehört auch **Musäus**, dessen „Volksmärchen der Deutschen“ noch immer gern gelesen werden, wenn auch seine Romane vergessen sind.

Musäus.

Johann Karl August Musäus, geboren 29. März 1735 in Jena, studierte daselbst Theologie, gab sie aber später auf und wurde zuerst Pagenhofmeister, dann Professor am Gymnasium zu Weimar, in welcher Stellung er am 26. Oktober 1787 starb. Zwei humoristische Romane von ihm hatten für die damalige Zeit eine gewisse Bedeutung, weil der eine, „Grandison der Zweite“, gegen die durch Richardsons Roman

„Grandison“ auch nach Deutschland verpflanzte Weinerlichkeit, der andere „Physiognomische Reisen“, nicht nur gegen Lavaters physiognomische Träumereien, sondern auch gegen die Übertreibungen und Lächerlichkeiten des Geniewesens zu Felde zog. Sein Hauptwerk sind aber die „Volksmärchen der Deutschen.“ Angeregt durch Herders Hinweisung auf das Volkslied ging er den alten Sagenstoffen unseres Volkes nach und suchte sie neu zu beleben. Leider hat er darin den „echten Märchenton“ nicht getroffen, ja die naiven Erzählungen zu sehr modernisiert — Hettner meint „wielandisiert“ — dennoch hat er ein wirkliches Verdienst um die Ausgrabung und Wiederbelebung dieses alten Schatzes, den dann nach ihm die Brüder Grimm uns vollends eröffnet haben. Volksmärchen.

Die Doppelnatur des Humors, der mit einem Gesichte lacht und mit dem andern weint, kam zur vollen Geltung und Vollendung in einem Dichter, der auch ein Kind der Sturm- und Drangperiode genannt werden kann, in **Jean Paul**, dem „ewigen Jüngling unter unseren Dichtern,“ wie ihn Eichendorff charakterisiert.

Johann Paul Friedrich Richter, — so lautet der deutsche Name des in der Litteraturgeschichte nur unter dem von ihm selbst französierten Vornamen „Jean Paul“ bekannten Humoristen — wurde am 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge als der älteste Sohn des damaligen dritten Lehrers (Tertius) an der Bürgerschule und Organisten daselbst geboren; seine Jugendjahre verlebte er in der ländlichen Stille der Pfarrhäuser zu Joditz (an der Saale, nördlich von Hof), wohin sein Vater 1775 als Pfarrer befördert war, und zu Schwarzenbach (südlich von Hof), der zweiten Stelle des Vaters (1776). Nach dieser träumerisch arbeitsamen Zeit ging sein Sehnen, so lange er lebte, zurück; dort bekam er, wie er selbst erzählt, „eine eigene Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen“ — die Eindrücke dieses ländlichen Idylls wurde er nie müde, unter den mannigfachsten Einkleidungen immer aufs neue zu schildern, und nichts ist ihm so gut gelungen, als diese anmutige Kleinmalerei des Selbsterlebten. Nach zweijährigem Besuche des Gymnasiums in Hof kam er 1781 auf die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studieren. Die bittere Not des Lebens, die er schon in Hof kennen gelernt, als der Vater starb und die Seinigen in den bedrängtesten Verhältnissen zurückließ, sollte er dort erst recht auskosten, und auch davon spiegelt sich die Erinnerung in allen seinen Werken ab. Mehr aber als dieser äußere Druck hinderte ihn seine wunderliche Studiermethode an einer ruhigen, steten Fortbildung. Schon als Gymnasiast hatte er mit einem unersättlichen Wissensdurste gelesen, was er sich nur von Büchern verschaffen konnte, und die Frucht davon in den umständlichsten und weitschweifigsten Auszügen niedergeschrieben. Das setzte er nun in Leipzig, wohin er bereits 11 große Quartbände Exzerpte mitbrachte, und später noch 16 Jahre lang fort; er las theologische und philosophische, juristische und staatswissenschaftliche, medizinische, naturwissenschaftliche und historische Werke mit gleichem Interesse und brachte aus dieser bunten Lektüre eine ganze Bibliothek von Exzerpten zusammen, ohne doch irgend ein Studium quellenmäßig und gründlich zu betreiben. Sein Lieblingsschriftsteller war Rousseau, demnächst begeisterten ihn die englischen Humoristen. Darüber war die Theologie längst in den Hintergrund getreten, und als die Not seiner Lage aufs höchste stieg, gab er den Gedanken an jedwede amtliche Wirksamkeit vollends auf und beschloß, sich durch die Feder sein Brot zu verdienen. Damit begann der langjährige Kampf ums Dasein, der es leicht verständlich macht, daß „jenes tiefe grüblerische Weh“ — um mit Hettner zu sprechen — „über den tragischen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen den Forderungen des überquellenden warmen Herzens und der undurchbrechbaren Enge und Kälte der widerstrebenden Weltverhältnisse, das der Grundton der gesamten Zeitstimmung war, auch für ihn der Grundton seines innersten Denkens und Empfindens wurde.“ Jean Paul.

Nachdem er für seinen ersten schriftstellerischen Versuch „Lob der Dummheit“

Grönländische Prozesse.

keinen Verleger gefunden, trat er zunächst vor das Publikum mit dem aus verschiedenen satirischen Skizzen bestehenden Werkchen „Grönländische Prozesse“, die sich über Schriftsteller, Ahnenstolz, Stutzer, Verhältnis zwischen Genie und Regel ꝛc. ergingen. Unbeachtet oder von der Kritik wegwerfend behandelt, ermutigte diese Erstlingsarbeit ihn zu keiner Fortsetzung; als er eine solche dennoch versuchte, fand er keinen Verleger dafür, und da das dürftige Erstlingshonorar längst aufgezehrt war, mußte er vor seinen Gläubigern — um zwanzig Thaler willen — nach Hof fliehen, wo ihn bei seiner armen Mutter, die noch vier andere unversorgte Söhne hatte, erst recht ein Hungerleben erwartete. Er selbst erzählt von dieser Zeit, es sei ihm dabei schlimmer ergangen, als einem Gefangenen bei Wasser und Brot, da er oft nur das erstere gehabt habe. Endlich nahm er eine Hauslehrerstelle an, da seine Bemühung, durch Herder oder Wieland einen Verleger zu finden, gänzlich erfolglos blieb. Nach zwei Jahren aber war er der unleidlichen Verhältnisse, unter denen er zu arbeiten hatte, so überdrüssig, daß er zu seiner Mutter nach Hof zurückkehrte. Inzwischen hatte ihm auch ein Buchhändler die Fortsetzung seiner Satiren für ein kleines Honorar abgekauft; 1789 erschienen sie unter dem Titel „Auswahl aus des Teufels Papieren.“ Auch dieses Buch, in dem er seinen „Ekel an der tollen Maskerade und Harlekinade, die man Leben nennt, an der Erde, die nur eine Sackgasse in der großen Stadt Gottes, nur eine dunkle Kammer voll umgekehrter und zusammengezogener Bilder aus einer schöneren Welt ist,“ einen barocken und tiefverbitterten Ausdruck gab, blieb völlig unbeachtet.

Teufels Papiere.

Mit dem Jahre 1790 ging ein innerer Wandel mit ihm vor, der auch bald eine günstige Wendung seines äußeren Geschickes zur Folge hatte. Im Frühling dieses Jahres hatte er aufs neue ein Lehramt in Schwarzenbach an einer Privatschule übernommen. Nun fing er an, sich in die gesellschaftlichen Formen zu schicken, warf die phantastische Tracht ab, die er bisher getragen und die in Hof großen Anstoß gegeben, und gab sich mit ganzem Eifer seinem Lehrberufe hin. Unter dieser Arbeit entstanden bereits die ersten Grundzüge zu seinem pädagogischen Werke, der „Levana.“

Merkwürdig war ihm ein Tag dieses Jahres, der 15. November, wo er, in den Anblick des Todes sich versenkend, für alle Zukunft sich über das Leben zu erheben beschloß. In seinem Tagebuch bemerkt er darüber: „Wichtigster Tag meines Lebens! denn ich empfand den Gedanken des Todes. An jenem Abend drängte ich mich an mein künftiges Sterbebett durch dreißig Jahre hindurch. Du kommst ja, du letzte Traumnacht, und da das so gewiß ist, und da ein verflossener Tag und dreißig verflossene Jahre eins sind, so nehme ich jetzt von der Erde und von ihrem Himmel Abschied ꝛc.“ 35 Jahre später wurde er an dem Vorabend dieses Tages aus der Zeitlichkeit abberufen.

Seit diesem merkwürdigen Jahre war die „satirische Essigfabrik,“ wie er sich ausdrückte, geschlossen. Die reizende Idylle „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal“ bezeichnet den Anbruch eines neuen Lebens, seine Blütezeit. Diese kleine humoristische Dichtung war aus seinen eigensten Erfahrungen herausgewachsen — sie stellte, wie er selbst sagt, „das Vollglück in der Beschränkung“ dar, ein abgeschlossenes Bild heiteren Frohsinns in den ärmlichsten Verhältnissen. „Maria Wuz“ erschien übrigens als Anhang seines ersten Romanes „Die unsichtbare Loge,“ durch den er mit einem Schlage seinen Ruf begründete und die Aussicht auf ein sorgenfreies Leben gewann.

Maria Wuz.

Der Rittmeister v. Falkenberg läßt seinen Sohn Gustav, um ihn vor den Verzerrungen des Lebens zu schützen, in den ersten zehn Jahren in einem unterirdischen Raume des Schloßgartens von einem Herrnhuter erziehen und auf den Tod vorbereiten. Eines Tages wird ihm dann gesagt, er sei gestorben, und damit wird er an das Licht der Welt geführt, die ihm nun wie der Himmel erscheint. Dort genießt sein überströmendes Herz die Freuden der Erde; er findet einen Freund in dem schönen blinden Bettelknaben Amandus, der aber bald dahinsiecht, und eine Geliebte in Beata, einer

Unsichtbare Loge.

„hohen Jungfrau," die ihn auf Amandus' Grabe entschlummert findet. An den Hof gekommen, unterliegt er aber schnell den sündhaften Verlockungen eines buhlerischen Weibes. Durch einen Geheimbund, „die unsichtbare Loge", soll dann der Held innerlich geläutert und erzogen werden. Damit bricht die Geschichte ab, „eine gebrochene Ruine" nach des Dichters eigenem Ausdruck.

Durch einen Freund hatte Jean Paul einen Verleger für diesen Roman gefunden. An einem Spätabend des Jahres 1793 unter Sternenschein eilte der Glückliche von Schwarzenbach nach Hof, um seiner Mutter, die er am Spinnrad in ihrem ärmlichen Stübchen fand, das Honorar — 100 Dukaten — zu bringen. Doch nicht lange war ihm die Freude vergönnt, seiner Mutter das Leben zu erleichtern und sie an seinem Ruhme teilnehmen zu lassen: schon im folgenden Jahre wurde sie ihm durch den Tod entrissen.

Unterdes hatte er bereits einen neuen Roman begonnen: „Hesperus oder 45 Hundsposttage," der — 1795 in vier „Heftlein" erschienen — die kleine Gemeinde von Verehrern, die sich um Jean Paul zu sammeln begonnen hatte, beträchtlich vergrößerte und vor allem ihm die Herzen der Frauen im Sturm gewann. Hesperus.

Der Titel dieses Romans ist charakteristisch für Jean Pauls Dichtungsmanier. „Hesperus" wird das Buch genannt, weil es „abgeblühten Lesern zum Abendstern, aufblühenden zum Morgenstern werden" soll. Die Nachrichten von den im Roman auftretenden Personen werden dem Dichter durch einen Hund überbracht — daher der zweite abgeschmackte Titel. Auch in diesem Werk bildet der Kampf zwischen Ideal und Leben im Menschenherzen das Motiv der Fabel. Viktor, der Held des Romans, „ein reiferer Gustav", ist der Pflegesohn des erblindeten Lord Horion. Um ihn zu heilen, ist Viktor Augenarzt geworden, und es gelingt ihm auch, die Operation zum glücklichen Ende zu führen. Durch seines Pflegevaters Vermittelung wird er nun Leibarzt des kleinen deutschen Fürsten Jenner von Flachsenfingen, an dessen Hof er die Ideale seiner jugendlichen Begeisterung zu verwirklichen strebt. Aber er erreicht sein Ziel nicht und „flüchtet zurück in seine überquellende Gefühlsinnerlichkeit"; sein Glück findet er nun in der Liebe zu der „hohen" Klotilde, einer „gleichgesinnten ätherischen Mädchenseele", die von dem blinden Emanuel, einem überschwenglichen Gefühlsmenschen, erzogen ist. Seiner Liebe steht die Nebenbuhlerschaft eines abgefeimten Höflings, Mathieu, im Wege. Durch alle Hindernisse und allen Versuchungen zum Trotz erreicht Viktor sein Ziel: der blinde Emanuel segnet den Bund ihrer Herzen ein, aber erst nach seinem Tode, der im Blumenduft und bei dem Flötenspiel eines seiner Zöglinge geschieht, werden die Liebenden miteinander verbunden.

Seit dem Frühjahr 1794 lebte Jean Paul wieder in Hof, machte aber von dort aus mehrere kleine Reisen und erweiterte dadurch seinen geistigen Blick und seine Bildung. Auch nach Weimar kam er: Herder, Wieland, die Frauen, vor allem die Herzogin Amalia begrüßten ihn begeistert — Schiller und Goethe verhielten sich kühl. Inzwischen war seine Feder nicht müßig gewesen. Zunächst (1796) hatte er eine dem „Wuz" ähnliche, aber umfangreichere Idylle, „Das Leben des Quintus Fixlein", herausgegeben. Quintus Fixlein.

Der Held, Kandidat Fixlein, ist Quintus d. h. fünfter Lehrer, dann Konrektor an einer Stadtschule, endlich wird er Pfarrer, was ihn in den Stand setzt, ein armes adeliges Fräulein, die bescheidene Thienette, die er bei seiner alten Mutter auf einer Ferienreise kennen gelernt, zu heiraten. Ein Blick in den Ehestand und das Familienleben des jungen Paares schließt dieses Idyll ab, das zu dem Anmutigsten gehört, was aus Jean Pauls Feder hervorgegangen ist.

Außer mehreren kleineren Sachen, die er „Anhängsel" nannte, erschien in denselben und dem folgenden Jahre noch ein Werk, halb Idylle, halb Roman, unter dem wunderlichen Titel „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs," ein sittlich anstößiges und verwerfliches Buch.

Siebenkäs.

Der Armenadvokat Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel, ein poetisch sentimentaler, geistig unruhiger Mensch erträgt seine Armut mit innerer Seelenheiterkeit, kann aber nicht die beschränkte Wirtschaftsnatur seiner Lenette verstehen, welche das höhere Streben ihres Mannes wiederum nicht begreift und ihn durch eine unleidliche Reinigungsmanie zur Verzweiflung bringt. Dazu wird die Not immer größer, und Lenette ist außer sich, als er ganz harmlos ein Stück Möbel nach dem anderen verkauft. So quälen sie sich gegenseitig. Was er ganz leicht nimmt, ist für sie das drückendste; was sie ganz unbefangen thut, macht ihn toll. Soweit ist alles meisterhaft und echt humoristisch durchgeführt; auch die Huldigungen zweier Hausfreunde, namentlich die des gemessenen, pedantisch ehrwürdigen Schulrats Stiefel, die nicht ohne Eindruck auf Lenette bleiben, sind vortrefflich gezeichnet. Nun aber wird die Wendung durch ein Mittel herbeigeführt, das aller Sittlichkeit Hohn spricht und die ärgsten Verirrungen der Sturm- und Drang-Periode noch überbietet. Eines Tages entflieht Siebenkäs seiner trübseligen Häuslichkeit und besucht seinen Busenfreund Leibgeber. Dort lernt er die geistreiche, ihm in jeder Beziehung ebenbürtige Engländerin Natalie kennen und verliebt sich in sie. Da weiß es ihm Leibgeber als eine Pflicht der Selbsterhaltung vorzustellen, seine gute, treue Lenette aufzugeben und „befreit von ihr, ein neues erhöhtes Dasein an Nataliens Seite zu beginnen.“ Das führt er durch ein empörendes, die Ehe frevelhaft verspottendes Possenspiel aus. Heimgekehrt stellt er sich, als rühre ihn der Schlag, dann stirbt er zum Scheine und läßt einen leeren Sarg begraben; nun heiratet er Natalien an einem entfernten Orte und hält sich noch für sehr edel, weil er es der scheinbar verwitweten Lenette möglich gemacht, dem alten Hausfreund Stiefel die Hand zu reichen.

Abb. 133. Jean Paul. Gez. v. C. Vogel.

Nach seiner Rückkehr von Weimar nahm Jean Paul den schon früher gefaßten Plan, die der „Unsichtbaren Loge“ und dem „Hesperus“ zu Grunde liegende Idee in einem großen Roman fortzuführen und zu vollenden, wieder auf. Es war das Hauptwerk seines Lebens, der „Titan.“ Doch kleinere Arbeiten, wie die Idylle „Der Jubelsenior“, „das Kampanerthal“ oder über die „Unsterblichkeit der Seele“ u. a., kamen ihm dazwischen in die Gedanken, und er führte sie zunächst aus. Dann lenkte ihn die Bekanntschaft mit verschiedenen seiner Anbeterinnen, namentlich der Frau Emilie von Berlepsch, von aller Arbeit ab. Die letztere bestimmte ihn auch vorzüglich, vorübergehend nach Leipzig zu ziehen, wo er jedoch nicht lange Ruhe hatte, zumal die Liebe zu Herder, dem er seit ihrer ersten Bekanntschaft in aufrichtiger Bewunderung ergeben geblieben war, eine noch stärkere Anziehungskraft auf ihn ausübte.

Kampaner thal.

So siedelte denn der Dichter schon im nächsten Jahre nach Weimar über, wo ihn allerdings der Verkehr mit Herder und seiner Gemahlin sehr glücklich machte, die übrigen

Verhältnisse aber ihm wenig zusagten. Er ging deshalb wiederholt zu Besuchen an die Höfe von Gotha und Meiningen; 1799 gab ihm der Herzog von Sachsen-Hildburghausen den Titel „Legationsrat", bald darauf der Fürst Primas von Dalberg eine Pension, die nach der Auflösung des Rheinbundes vom König von Bayern übernommen wurde. Im Frühling 1800 ging er nach Berlin, wo er sich mit Karoline Meyer, der Tochter eines Geh. Obertribunalrats, verlobte, die er im nächsten Frühjahr heiratete. Mit seiner jungen Frau zog er nun zuerst nach Meiningen. Dort beendigte er im Sommer den „Titan", der die höchste Spitze seines Ideals verwirklichen sollte.

Albano, der jüngere Sohn des Fürsten von Hohenflies, der sich für den Sohn eines spanischen Edelmanns hält, oder „Titan," wie er genannt wird wegen seines himmelstürmenden schrankenlosen Gefühlslebens, ist, seiner fürstlichen Herkunft unkundig, auf dem Lande von einfachen, braven Leuten erzogen worden, um dadurch vor den Folgen des entnervenden Hoflebens bewahrt zu bleiben. Das Knabenleben des Helden, frisch und innig gezeichnet, bildet den Mittelpunkt eines freundlichen Dorfidylls, wie es zu entwerfen ja Jean Pauls Stärke war. Als seine Jugenderziehung vollendet, wird er nach der zauberischen Insel Isola Bella geführt, um dort seinen angeblichen Vater, Don Gaspard, wiederzusehen. Über den Anblick von der hohen Terrasse der Insel entzückt, eilt der Jüngling voll hochgespannter Erwartung seinem Vater entgegen, ist aber sehr enttäuscht, als er in ihm einen kalten, wenn auch sorglichen Mann findet, der ihn einem Hofmeister übergibt, mit dem er die Universität beziehen und an den kleinen Hof in Pestitz, der Residenz von Hohenflies, die er bisher nie betreten durfte, gehen soll. So kommt er mit einemmal aus der Unverdorbenheit des Landlebens in die Misere der kleinen Höfe, aus der ihm nur ein Lichtbild entgegenstrahlt: die ätherisch zarte Liane, des Ministers Tochter, zum Teil ein Porträt der Frau von Kalb, die nach der unglücklichen Liebe zu Schiller für Jean Paul schwärmte. Liane erblindet plötzlich, gewinnt allerdings durch Wasserstaubbäder die Sehkraft wieder, trägt aber doch den Todeskeim in der zarten Brust. Nach langem Ringen entsagt sie Albano und verlangt von ihm, er solle nach ihrem Tode die schöne Gräfin Linda de Romeiro heiraten. Diese ist die Tochter Don Gaspards, der von jeher danach getrachtet, sein Kind dem Fürstensohne zu vermählen. Schon auf Isola Bella war ihr Bild ihm durch einen künstlichen Geisterspuk als das seiner ihm vom Schicksal bestimmten Braut vorgeführt worden. Aber Albano denkt so wenig an sie, die er nie in Wirklichkeit gesehen, daß er sie dem Bruder Lianes, dem genialen Wüstling Roquairol, der sie liebt, ohne weiteres überläßt und in die tiefste Verzweiflung fällt, als Liane stirbt. Er reist mit Don Gaspard nach Rom. Auf der Insel Ischia erblickt er zum erstenmal Linda, eine „hohe, genial starkgeistige Mädchenseele," eine „Titanide." Sofort wird er von ihrer Schönheit und Genialität so hingerissen, daß es ihm Pflicht erscheint, Lianes letzten Willen zu erfüllen. Aber auch diese zweite Liebe endet unglücklich. Denn Roquairol ist außer sich darüber, Linda verlieren zu sollen, und durch teuflische Künste gelingt es ihm, sie zu verführen. Darauf erschießt er sich — Linda flieht; Albano aber findet nun endlich „sein eigenes höheres Selbst" in der Liebe zu der Prinzessin Idoine, die ihn zuerst durch ihre Ähnlichkeit mit Lianen anzieht. Sie ist die Tochter eines benachbarten Fürsten und bewohnt ganz zurückgezogen ein idyllisches Dorf, in dem sie unter den Bewohnern das Ideal des Glücks verwirklicht. Nun erst wird es offenbar, daß Albano ein Prinz ist. Er heiratet Idoine, vereinigt sein eigenes Land mit dem ihrigen und wird ein edler und weiser Fürst.

Titan.

Noch ehe der „Titan" vollendet war, hatte Jean Paul einen neuen Roman begonnen, an dem er in Coburg (1803) weiter arbeitete, und den er in Baireuth, wo er im Sommer 1804 sich dauernd niederließ, zu einem fragmentarischen Abschluß brachte. Es waren „Die Flegeljahre," in denen er aus dem „Dunstkreis der Höfe" wieder in das kleinbürgerliche Leben, seine eigentliche Dichtersphäre, zurückkehrte.

Flegeljahre.

In der kleinen Residenzstadt Haslau ist ein reicher Sonderling, Herr van der

Kabel, kinderlos gestorben, und sieben weitläufige Verwandte sind geladen, um der Testamentseröffnung beizuwohnen. Sein schönes Haus in der Stadt soll erben, wer binnen einer halben Stunde nach der Vorlesung der Klausel die erste Thräne weine. Dem armen Frühprediger Flachs gelingt das unter diesen Umständen nicht ganz leichte Kunststück. Als Universalerbe ist Gottwalt Harnisch eingesetzt, ein stiller, bescheidener Träumer, der sich aus seiner Landeinsamkeit hinaus in die Welt sehnt. Das Testament schreibt aber dem Jüngling schwere Bedingungen vor, die ihn zu einem langen Kampfe um das Vermögen mit den habsüchtigen und listigen Verwandten nötigen, den idealistischen Schwärmer dadurch ernüchtern und ihn zu einem praktisch tüchtigen Menschen machen sollen. „Es ist ein unvergängliches Bild echtester Poesie, das uns in Walt, dem Helden des Romans, entgegentritt. Eine Jünglingsgestalt, aus der tiefsten deutschen Gemütswelt gegriffen; hinreißend liebenswürdig in dem rührenden Widerspruche zwischen der unergründlichen Tiefe seines überströmenden Herzens und der arglosen Blödigkeit und Ungeschicklichkeit in allen Dingen“ (Hettner). Ihm steht sein Zwillingsbruder Vult (quod Deus vult = was Gott will) zur Seite, der Realist neben dem Idealisten, „ein Teil von der Doppelnatur des Dichters.“ Vult kennt schon die Welt — vor Jahren davongelaufen, ist er als berühmter Flötenspieler zurückgekehrt und vermag nun seinen träumerischen, unpraktischen Bruder zu überwachen, damit derselbe seines Erbteils nicht verlustig gehe; ja, er wird geradezu sein Erzieher, oft ein recht scharfer und humoristisch herber, aber doch stets ein liebevoller, der für des Bruders Eigenart ein richtiges Verständnis hat und sich ihm in allem, was nicht die äußere Lebensklugheit angeht, sogar unterordnet. Die Aufgabe wird nicht ganz zu Ende geführt; ehe Walt die sämtlichen Klauseln erfüllt, verlieben sich beide Brüder in dasselbe Mädchen, und Vult räumt das Feld — mit seiner Flucht bricht der Roman ab. Aber ob auch die volle Lösung fehlt, so viel sieht man, worauf der Dichter hinaus gewollt: nicht sowohl seinem Helden die Erbschaft verschaffen, als ihn bilden, läutern, hindurchführen zu den höchsten Zielen einer idealen und doch dem Realen genugthuenden Lebensauffassung. Freilich diese letzte Lösung kannte Jean Paul selbst nicht, er meinte, „erst hinter dem Grabe liege die Auflösung und die ganze Weltgeschichte sei für uns nur ein unaufgelöster Roman.“

Feldprediger Schmelzle.

In den „Flegeljahren“ hatte Jean Paul sein Höchstes und Bestes geleistet: seine späteren Werke zeugen von keinem Fortschritt, ja zum Teil vom Sinken der schöpferischen Kraft. Wohl enthält „des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz“ manchen idyllisch-anmutigen Zug, aber das Studierte und Erkünstelte herrscht doch darin vor; in dem „Leben Fibels“ wird man dagegen an die besten idyllischen Dichtungen Jean Pauls, an „Wuz“ und „Fixlein“, angenehm erinnert. Dazwischen erschien noch „Dr. Katzenbergers Badereise,“ in welcher dem Helden, einem widrigen Cyniker, der in karikierter Weise den Realismus vertreten soll, ein süßlicher Schöngeist, Verfasser rührender Theaterstücke, als der Idealist gegenüber gestellt wird, was natürlich zu allerhand derb komischen Szenen Anlaß gibt. Etwas Mark erhält die Geschichte durch das Auftreten eines Hauptmanns, dessen naiv schlichtes, gesundes Wesen wohlthuend berührt inmitten aller sonstigen Verzerrung der Geschichte.

Fibels Leben.

Dr. Katzenbergers Reise.

Komet.

Noch schwächer war Jean Pauls letzter Roman „Der Komet“ oder „Nikolaus Marggraf,“ ein wunderlich wüstes Traumgebilde von einem Apotheker, der sich für den natürlichen Sohn eines Fürsten hält, durch Erfindung künstlicher Diamanten zu Reichtum kommt und nun auszieht, um seinen Vater und die wunderholde Prinzessin, die er einst als Knabe gesehen und seitdem geliebt hat, zu suchen. Mitten in den wahnwitzig ausgeführten Irrfahrten des Helden bricht der Roman ab.

Levana.

Außer den Romanen schrieb Jean Paul eine große Zahl anderer Schriften, unter denen seine „Levana“ oder „Erziehlehre“ eine Fülle von anregenden trefflichen Gedanken enthält, die ihr eine dauernde Beachtung für alle Zeiten sichern, wenn auch der Mangel an tieferer Erkenntnis der menschlichen Natur und an rechter Einsicht in das Wesen des Christentums sich darin noch mehr bemerkbar macht, als in den Romanen.

In äußerlich behaglichen und gesicherten Umständen genoß der Dichter in dem ihm zur Heimat gewordenen Baireuth alle Freuden eines glücklichen Familienlebens, bis ihm 1821 sein einziger Sohn, der in Heidelberg Theologie studierte, durch den Tod entrissen wurde. Seitdem fing der bis dahin rüstige Mann zu kränkeln an, dennoch beschäftigte er sich eifrig mit den Vorbereitungen zur Herausgabe seiner sämtlichen Werke; er starb aber darüber — fast erblindet — am 14. November 1825.

Jean Paul wird heute ebenso unterschätzt, wie er zur Zeit seines Lebens und Dichtens überschätzt wurde. Vor allem die Frauen und die Mädchen waren nach dem Zeugnis der Zeitgenossen noch 1812, ja noch später, „scharenweise ganz verliebt in ihn." Aber auch die Mehrzahl der Männer bewunderte ihn, und auf den Reisen, die er bis wenige Tage vor seinem Tode nach verschiedenen Gegenden und Städten Deutschlands zu machen pflegte, feierte er allerorten glänzende Dichtertriumphe. In unseren Tagen liest ihn fast niemand mehr, aber jedermann hat ein fertiges Urteil über ihn, das irgend einer maßgebenden Litteraturgeschichte entnommen und — wie es gewöhnlich bei solchen Entlehnungen zu gehen pflegt — noch um ein gut Stück schärfer gefaßt ist. Am gerechtesten und nüchternsten hat ihn Hermann Hettner in seiner „Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" beurteilt. Er sondert schärfer, als irgend einer vor ihm, Jean Pauls Romane und Jean Pauls Idyllen. „Man kann sich," sagt er, „von den Romanen abgestoßen fühlen und sich doch an den Idyllen herzlich erquicken." In seinen Romanen stört eine gewisse Eintönigkeit und Schemenhaftigkeit der Hauptcharaktere. Dazu die Sprache, die ja reich an den berühmten „schönen Stellen," doch nach wenig Seiten den Leser durch ihre weither geholten, oft ganz unverständlichen Bilder, Gleichnisse, Citate u. s. w. zur Verzweiflung bringen kann. Trotzdem sollte man sich nicht die Mühe verdrießen lassen, den einen oder den andern Roman wieder zu lesen. Man wird viel Herrliches und Schönes in diesen wunderlichen Büchern finden und vielleicht zugestehen, daß Jean Paul noch immer ebenso „unwiderstehlich als unausstehlich" ist. Einen fast ganz ungestörten Genuß wird man aber von Jean Pauls Idyllen haben. „Maria Wuz" und „Quintus Fixlein" werden immer Perlen unserer Litteratur bleiben.

Eine recht gute Auswahl von Jean Pauls Werken in sechs Bänden mit einer biographisch-litterarischen Einleitung hat Paul Nerrlich 1887 herausgegeben.

* * *

Vielleicht darf es als charakteristisch für Jean Paul gelten, daß seine Werke die Künstler fast gar nicht zur Illustration gereizt haben. Von dem großen Illustrator des XVIII. Jahrhunderts, **Chodowiecki**, gibt es nur ein einziges Bild dazu, ein Titel- Chodowiecki.
kupfer zum ersten Teil der „Unsichtbaren Loge." Der Dichter hatte den Künstler zu dem Gegenstande desselben herausgefordert. Als sein Held, der schlafende Gustav (vgl. S. 416) aus seiner unterirdischen Behausung an das Tageslicht getragen und in den Schatten einer Rosenhecke gelegt ist, wo ihn Vater und Mutter liebevoll betrachten, fügt der Erzähler hinzu:

„Wahrlich, wär' ich der zweite oder dritte Chodowiecki, so ständ' ich jetzt auf und stäche zu meinem eigenen Buche die Szene in schwedisches Kupfer, — wie unser herausgetragener blaßroter Liebling unter seiner Binde in einem gegitterten Rosenschatten schlummert ꝛc."

Seit der höchsten Blüte der Buchillustration im Reformationszeitalter, wo Männer wie Dürer, Hans Schäufelin, Burgkmair, Hans Holbein sie vertraten, hat es keine so hervorragende künstlerische Kraft für dieselbe wieder gegeben, wie **Daniel Chodowiecki**, der im Kupferstich fortsetzte, was jene im Holzschnitt geleistet hatten. Am 16. Oktober 1726 zu Danzig geboren, hatte er von seinem Vater, einem kunstsinnigen Kornhändler, den ersten Unterricht im Zeichnen erhalten, war dann aber — trotz seines früh hervortretenden Talentes — genötigt gewesen, als Lehrling in eine Spezereihandlung seines Geburtsortes zu treten und danach als Buchhändler in dem Geschäfte seines Oheims in Berlin zu arbeiten. Das Goethesche Wort „Hat etwas Wert, es muß zu tage kommen" sollte sich an ihm bewähren. Durch unermüdliches Ausnützen seiner Mußestunden für

Abb. 134. Daniel Chodowiecki, der Hauptillustrator unserer klassischen Litteraturepoche am Arbeitstische in seinem Familienkreise. Von ihm selbst radiert im Jahre 1771.

Zeichnen und Emaillemalerei brach sich sein Genius Bahn. Sein Oheim unterstützte ihn in jeder Weise und stimmte 1754 seinem Entschlusse zu, die Handlung aufzugeben und sich ganz der Kunst zu widmen. Chodowiecki versuchte sich nun auch im Radieren und machte solche Fortschritte in der Komposition, daß im Jahre 1756 die Berliner Akademie der Wissenschaften ihm den Auftrag gab, für den von ihr herausgegebenen Kalender die Bilder zu zeichnen. Rasch stieg hierauf sein Künstlerruhm, und wenn auch seine Leistungen in Emaille- und Ölmalerei nie bedeutend waren, so nahm er doch als Zeichner und Kupferstecher bald den ersten Rang ein. Kein künstlerisch ausgestattetes Werk erschien, zu dem er nicht wenigstens eine Vignette lieferte: fast jeden bedeutenden Schriftsteller des XVIII. Jahrhunderts hat er in charakter- und seelenvoll eingehender Weise illustriert. So unglaublich groß war sein Fleiß, daß die Zahl der von ihm radierten Blätter sich auf 2075 beläuft. Ein Zug gesunden Humors und gutmütiger Schalkhaftigkeit war ihm eigen, darum leistete er auch in der Illustration humoristischer Werke das bedeutendste. So hat er neben Gellert, Claudius, Pfeffel, vor allem Hippel, Lichtenberg, Cervantes' Don Quixote illustriert, aber auch Lessings Minna von Barnhelm, Goethes Götz, Hermann und Dorothea und Werther, Schillers Räuber und Kabale und Liebe, Klopstocks Messias, ja selbst eine Reihe Shakespearescher Stücke. Am originellsten ist er jedenfalls in der Charakteristik des einfachen bürgerlichen Lebens, da zeigt er sich als unübertroffenen Kenner des menschlichen Herzens und als trefflichen Sittenmaler. Einen Blick in sein eigenes glückliches Heimwesen gestattet uns eines seiner köstlichsten Bilder, das gegenüberstehend wiedergegeben ist. Da sitzt er selbst, der schon bejahrte Künstler, und zeichnet Frau und Kinder für sein altes Mütterchen in Danzig, das so gerne den ganzen Familienkreis wenigstens im Bilde kennen gelernt hätte. Die sich hier zeigenden Eigenschaften des tüchtigen Familienvaters und treuen Sohnes wurden durch sein schlicht frommes und unermüdlich mildthätiges Wesen zu dem Bilde eines Menschen ergänzt, der ebenso bedeutend war wie der Künstler. Hochgeachtet starb er am 7. Februar 1801 als Direktor der Berliner Akademie der bildenden Künste.

4. Goethe und Schiller.

Während der Sturm und Drang der Zeit so manches Genie zu Grunde richtete und auch viele tüchtigere Naturen den Gärungsprozeß kaum je ganz überwanden, erhob sich ein Dichterpaar, das einzig dasteht in unserer Litteratur und in der aller Völker, zur Klarheit und zu dauernder Wirkung. **Goethe** und **Schiller** gehörten beide in ihrer Jugend den „Flegeljahren der deutschen Dichtung" — wie man die Genieperiode nicht übel genannt hat — an, aber einer nach dem andern überwanden sie dieselben und arbeiteten sich zu männlich festem Wesen durch und führten in glücklich verbundenem Streben eine neue Blütezeit unserer Litteratur herauf, welche an die erste, die unserer mittelhochdeutschen Dichtung, in vielen Stücken erinnert.

Goethes Jugend (1749—1775).

Goethes Heimat.

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749 in der alten freien Reichsstadt Frankfurt am Main geboren. Väterlicherseits stammte er aus dem Handwerkerstande — sein Urgroßvater war Hufschmied, sein Großvater ursprünglich Schneidermeister, später Gastwirt gewesen; sein Vater aber hatte sich zum Patrizier aufgeschwungen und

nahm als Doktor der Rechte und kaiserlicher Rat, dazu als Schwiegersohn des Stadtschultheißen und vermögender Mann eine hochansehnliche Stellung ein.

Als Sechzigjähriger hat uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ ein unvergleichliches Bild seiner Jugend entworfen; dasselbe wird trefflich ergänzt und vervollständigt durch das 1875 von Michael Bernays im Verein mit Salomon Hirzel herausgegebene Buch „Der junge Goethe,“ in dem seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776, chronologisch geordnet und zumeist nach handschriftlichen Originalen in ihrer ursprünglichen frühesten Fassung wiederhergestellt, uns vorgeführt werden.

In dem väterlichen Hause am Hirschgraben wuchs der Knabe unter der sorgsamen Obhut und Leitung seiner Eltern heran. Der Vater, vielseitig gebildet und ein warmer Freund der Kunst, unterrichtete ihn in Sprachen, Wissenschaften und Künsten, da er ihn in keine öffentliche Schule senden mochte. Das pedantisch gemessene Wesen des Vaters wurde in glücklicher Weise durch das kernfrische, frohmütige Naturell der geistreichen
Frau Rat. „**Frau Rat**“ ergänzt, die in ihm frühzeitig den Trieb zum Erzählen weckte. Sie überlebte ihren Gemahl um volle sechsundzwanzig Jahre, und wie dem Knaben, so blieb sie auch dem erwachsenen Sohn bis an ihren Tod die engste Vertraute. In den Versen:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen:
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren

hat der Dichter später den Anteil beider Eltern an seiner Entwickelung fein charakterisiert. Sehr nahe stand auch von klein auf dem Knaben seine einzige Schwester Cornelia. Früh lernte er sich auf eigene Faust in der Welt umschauen, und seine Vaterstadt bot des Merkwürdigen genug auf Schritt und Tritt, das anregend auf ihn wirkte. Dazu kamen die Eindrücke der neuerwachenden Litteratur und der Weltereignisse: die ersten Gesänge des Klopstockschen Messias und die Thaten des großen Preußenkönigs wirkten mächtig auf sein junges Gemüt. Von tiefgehendem Einfluß auf seine Entwickelung war die Bibel: „fast ihr allein,“ bekennt er selbst, „war ich meine sittliche Bildung schuldig; und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine oder die andere Weise wirksam gewesen.“

Als Frankfurt im Jahre 1759 von den Bundesgenossen Maria Theresias, den Franzosen, überrumpelt und für mehrere Jahre militärisch besetzt ward, wurden dem Knaben, besonders durch den Königsleutnant Grafen Thorane, der einen Teil des Goetheschen Hauses bezog, wieder viele neue Anschauungen und Begriffe zugeführt. Sein Kunstsinn wurde gefördert durch den Verkehr mit den Malern, welche der Graf zur Ausführung einer Reihe von Bildern um sich sammelte. Die französische Bühne, welche durch die Einquartierung herbeigezogen wurde, regte in dem Knaben die schon früher geweckte Lust an theatralischen Darstellungen aufs neue an und förderte in ihm die Kenntnis der französischen Sprache: ja, er entwarf sogar ein Stück in derselben. Fleißiger dichtete er in seiner Muttersprache; zu religiöser Poesie insbesondere ermunterte ihn Fräulein
Katharina v. Klettenberg. **Katharina von Klettenberg** (geboren 19. Dezember 1723), eine Verwandte und Freundin seiner Mutter. Bei dem alten Rektor des Gymnasiums hatte er Hebräisch gelernt, und so entstand manch geistliches Lied, von denen aber nur eines, „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi“, aus dem Jahre 1765 sich erhalten hat.

Gretchen. Aber diese religiösen Neigungen bewahrten ihn ebensowenig wie der Ausschluß von der öffentlichen Schule vor dem Verkehr mit einer Gesellschaft loser Gesellen und der Liebschaft mit Gretchen, einem jungen Mädchen, dessen Namen — und zum Teil auch ihr ihm noch 1811 mit voller Lebendigkeit vor der Seele stehendes Bild — er im „Faust“ verwendet hat. Im Frühling 1764 — gerade als die Wahl und Krönung Josephs II zum römischen Kaiser ihn aufs höchste interessierte — wurde dieses Verhältnis in einer für ihn überaus schmerzlichen Weise gelöst: es wurde entdeckt, daß einige der Teilnehmer jenes Kreises sich der Fälschung von allerhand Dokumenten schuldig gemacht hatten. Die

gerichtliche Untersuchung ergab allerdings seine völlige Unschuld, doch peinlich war sie immerhin für den Patriziersohn; was ihn aber am tiefsten kränkte, war, daß Gretchen ihn vor Gericht ein Kind nannte, zu dem sie nur eine schwesterliche Neigung empfunden habe. Er wurde dadurch so aufgeregt, daß er in eine heftige Krankheit verfiel. Von derselben genesen, warf er sich mit Eifer auf die Vorstudien zur Jurisprudenz, die er nach dem unbeugsamen Willen seines Vaters als Berufsstudium erwählen sollte, während seine

Abb. 135. Goethes Vater.

Bildnis in Lavaters Physiognomischen Fragmenten, dritter Versuch. 1777.

„Hier ein ziemlich ähnliches Bild des vortrefflich geschickreichen, alles wohlordnenden, bedächtlich und klug anstellenden, aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Vaters des großen Mannes."

(Aus dem erklärenden Text zu dem Kupfer.)

eigene Neigung ihn mit aller Macht zu den eben damals neu aufstrebenden Altertumswissenschaften hinzog.

Sechzehnjährig bezog Goethe im Herbst 1765 die Universität Leipzig, wo er bis 1768 in der „Großen Feuerkugel" wohnte. Der Vorlesungen war er bald überdrüssig; was für einen Eindruck sie auf ihn machten, hat er später Mephistopheles in der Unterredung mit dem Schüler aussprechen lassen. Eine Zeitlang schloß er sich, wie oben (S. 314) erwähnt, an Gellert an, aber auf die Länge vermochte ihn dessen Moral ebensowenig zu fesseln, wie sein litterarhistorisches Kolleg. Destomehr zogen ihn das Theater und die elegante Gesellschaft von „Klein-Paris" an, und er ließ sich gerne von den feinen Damen,

Käthchen Schönkopf.

die er kennen lernte, in die Schule nehmen. Beim Weinhändler Schönkopf aß er zu Tisch; in seiner Tochter **Käthe** („Annchen“ in Dichtung und Wahrheit) fand er einen Ersatz für das Frankfurter Gretchen, aber er quälte sie so mit eifersüchtigen Launen, daß sie endlich die Geduld verlor und sich für immer von ihm abwandte. Nun merkte er erst, wie sehr er sie geliebt hatte, versuchte sein Unrecht gut zu machen, aber es war zu spät. „Zu einer quälenden und belehrenden Buße,“ fügt er dem Bericht über dieses Verhältnis hinzu,

Abb. 136. Frau Rat, Goethes Mutter.
Nach der Photographie eines gleichzeitigen Bildnisses aus dem Nachlasse von Salomon Hirzel.
(Die üblichen, meist nach einer ungenügenden Lithographie dieses Bildes gemachten Darstellungen von Goethes Mutter entsprechen durchaus nicht der Wirklichkeit.)

„beschloß ich diese Situation dramatisch zu behandeln.“ Daraus entsprang das Älteste seiner Theaterstücke, „Die Laune des Verliebten,“ ein Schäferspiel in Alexandrinern. Übrigens blieb er in freundschaftlichem Verhältnis zu Käthchen Schönkopf und schrieb öfters an sie aus Frankfurt, obgleich er Leipzig verließ, ohne Abschied von ihr zu nehmen.

Die Mitschuldigen.

Auch die zweite dramatische Arbeit, das Lustspiel „Die Mitschuldigen,“ das ebenfalls in Alexandrinern abgefaßt ist, und dessen erster Entwurf noch in die Leipziger Zeit fällt, darf als ein Abbild allzufrüh gemachter Lebenserfahrungen gelten: es ist ein nur zu getreuer Spiegel der damals herrschenden sittlichen Fäulnis in gewissen Gesellschaftsschichten, in deren Getriebe er bereits zu Frankfurt einen Einblick erhalten hatte.

Alceste sucht das Haus eines neugierigen Wirtes, dessen elend verheiratete Tochter er früher geliebt, auf, um sie noch einmal zu sehen. Eine nächtliche Zusammenkunft wird

verabredet und von dem liederlichen Ehemann, der kurz zuvor Alcests Schatulle beraubt, um Spielschulden zu bezahlen, belauscht. Er hört, wie sein Weib ihr Herz über ihn ausschüttet und voll Mitgefühl von Alceſt entlassen wird, und begleitet die ganze Unterredung mit höhnischen, gemeinen Glossen. Inzwischen ist der Vater auch in dem Zimmer gewesen, getrieben von der Neugierde zu erfahren, was in einem tags zuvor für Alceſt eingegangenen Briefe steht, und hat den Wachsstock fallen lassen, da er Tritte hört. Durch eine komische Verwickelung kommen Vater und Tochter in den Verdacht des Diebstahls— endlich wird der Schwiegersohn als der Schuldige entlarvt, hält aber dagegen Alceſt das nächtliche Zusammentreffen mit seiner Frau vor. So sind denn alle schuldig, und darum halten sie alle es fürs beste, zu schweigen.

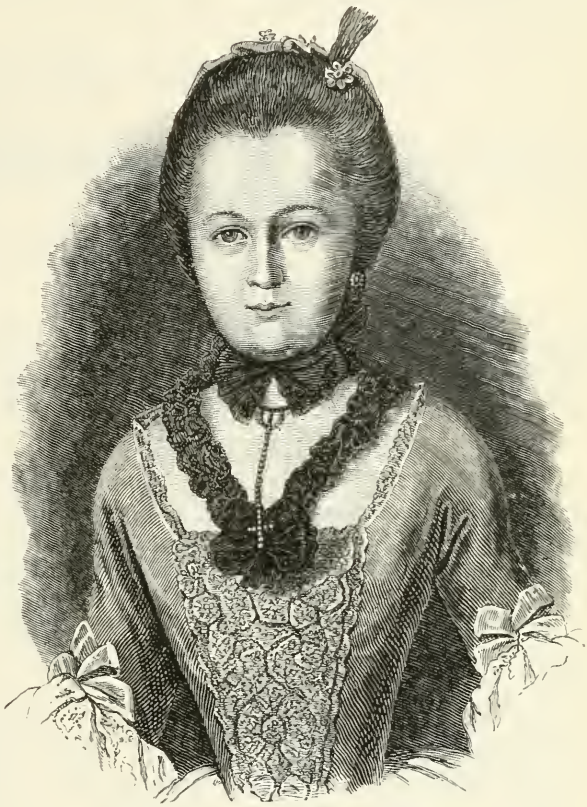


Abb. 137. Käthchen Schönkopf.

Dieses kleine Lustspiel behandelte Goethe zugleich als ein künstlerisches Übungsstück: merkwürdig, daß er zu einem solchen einen so häßlichen, unsittlichen Stoff sich wählte! Noch existiert die bisher ungedruckte Handschrift des ersten Entwurfs in einem Akte. Bernays hat in dem oben erwähnten Buche die zweite, 1769 in Frankfurt entstandene Bearbeitung in drei Akten, welche der 1787 im Druck erschienenen, in den gewöhnlichen Goetheausgaben befindlichen Form zu Grunde liegt, abdrucken lassen. Diese bildet einen Quartband von 79 Blättern, der „von Anfang bis zu Ende die hellen, zierlich-kräftigen Züge der jugendlichen Hand Goethes zeigt," und war einst im Besitz Friederikens von Sessenheim, der er sie geschenkt hatte. Der Anfang dieser Handschrift ist umseitig wiedergegeben.

Abb. 138. Zu Goethes zeichnerischen Bestrebungen: Vignette, von Goethe in Leipzig radiert als Bibliothekzeichen für Käthchens Vater C. G. Schönkopf. Einem Abdruck der Originalplatte nachgebildet.

Erste Lieder.

Auch eine Reihe kleiner Lieder, deren Charakter Goethe selbst als „sittliche Sinnlichkeit" bezeichnet, entstand in Leipzig; sie bildeten den Anfang seiner lyrischen Dichtung und das erste, was von ihm im Buchhandel erschien. Ein Leipziger Freund und Studiengenosse, Bernh. Theod. Breitkopf, hatte sie „in Melodien gesetzt." Goethes Name erschien nicht auf dem Titel. Als

Die Mitschuldigen.

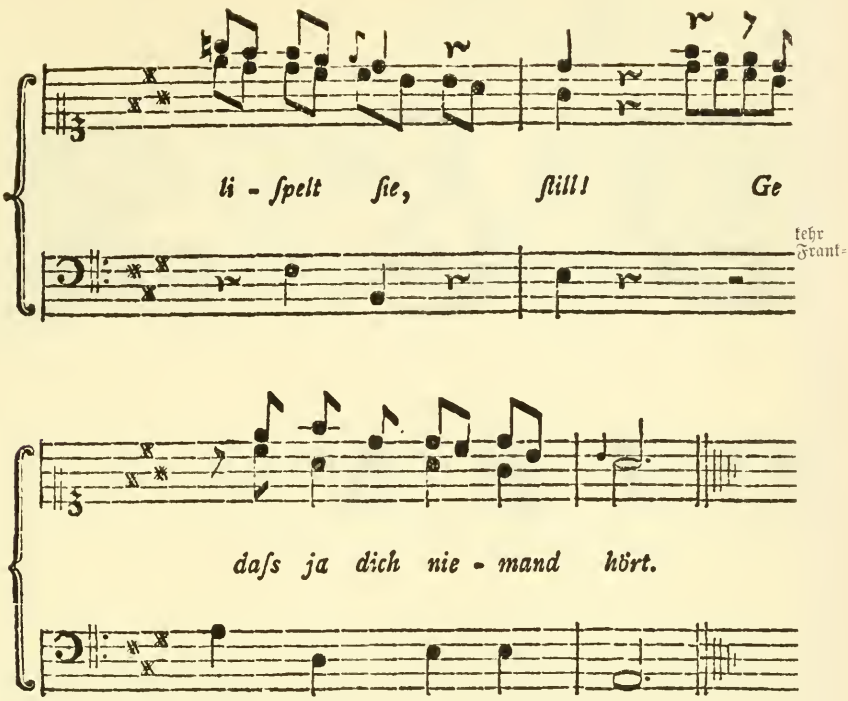
Erster Aufzug.
Erster Auftritt.

Die Wirthsstube.

Söller sitzt im Domino an ei-
nem Tischgen, worauf ein Licht,
eine Bouteille Wein und ein
Glas steht. Sophie gegen
über sitzt und nebst einer
Feder und eine Schleiffe
auf einen Hut. Der Wirth
kommt herein. In der Tie-
fe des Theaters steht ein
Tisch, darauf ein Licht, Bü-
cher und Dintenfaß, dabey
ein Lehnsessell.

Der Wirth zu Söllern
Schon wieder auf den Ball!
Im Ernst Herr Schwiegersohn,

Abb. 139 Der Anfang von Goethes eigener Niederschrift der „Mitschuldigen" aus dem Jahre 1769, welche er Friederike Brion in Sessenheim schenkte, jetzt aufbewahrt in Hirzels Goethesammlung auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Genaue Nachbildung. Auf dem ersten Blatte steht der Name „Brion."



tehr
Frank-

Das

Nach dem

Einſt gieng ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals, und ach!
Droht ſie, ich werde ſchreyn.

ye in
zburg
—71.

B. L.

ng.

NEUE LIEDER

IN

MELODIEN

GESETZT

VON

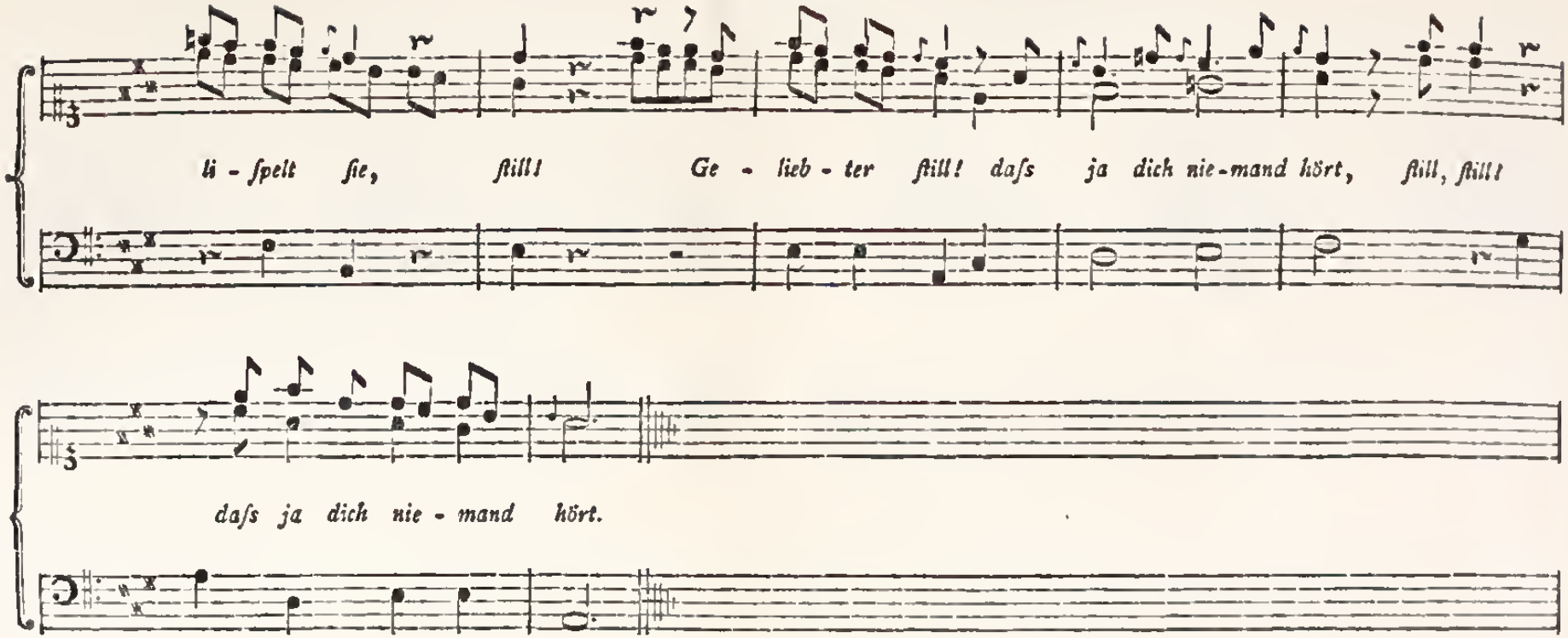
BERNHARD THEODOR BREITKOPF.

LEIPZIG,

BEY BERNHARD CHRISTOPH BREITKOPF UND SOHN.

1770.

Goethes Erstlingswerk. Titel und eine Seite Inhalt Nach einem der wenigen erhalten gebliebenen Exemplare auf der Universitatsbibliothek zu Leipzig genau nachgebildet.

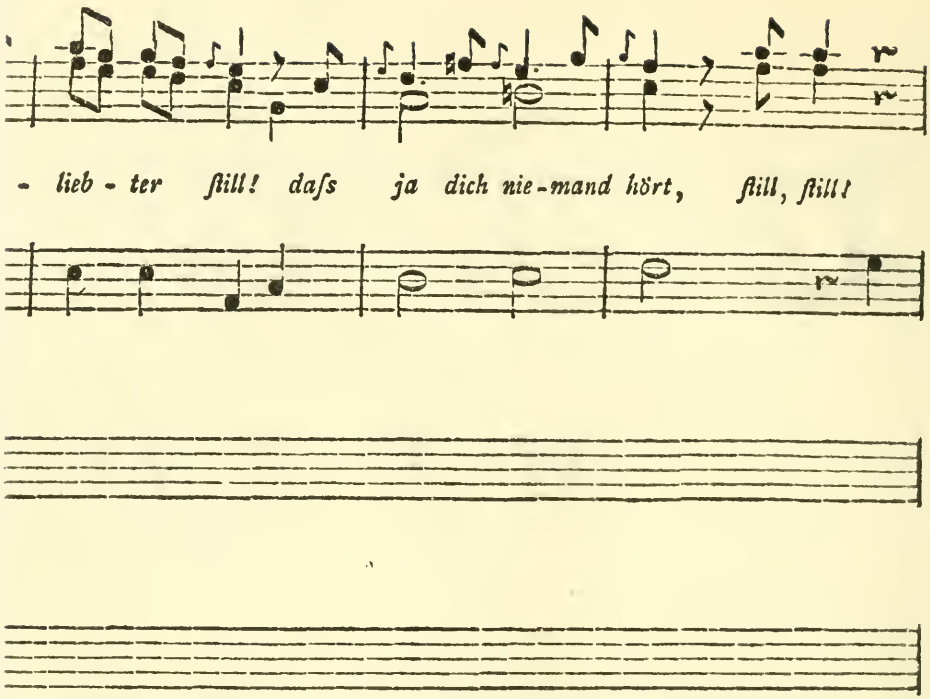


Das Schreyen.

Nach dem Italieniſchen.

Einſt gieng ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals, und ach!
Droht ſie, ich werde ſchreyn.

Da rief ich trotzig, ha! ich will
Den tödten der uns ſtört!
Still, liſpelt ſie, Geliebter, ſtill!
Daſs ja dich niemand hört.



Schreyen.

Italieniſchen.

Da rief ich trotzig, ha! ich will
Den tödten der uns ſtört!
Still, liſpelt ſie, Geliebter, ſtill!
Daſs ja dich niemand hört.

am 3. Oktober 1770 unter der Ägide des Hauses Breitkopf und Sohn die „Neuen Lieder“ in den Buchläden sich zeigten, ahnte wohl niemand, daß der ungenannte Verfasser derselben einst unter den Lyrikern aller Zeiten und Völker den ersten Platz einnehmen würde. Die zwanzig Lieder dieser Sammlung sind übrigens mehr sinnlich als sittlich und verraten den Einfluß der Wielandschen Poesie, die Goethe damals noch bewunderte: es offenbart sich aber schon in ihnen das ihm ureigene Talent, in wenig einfachen Worten „ein Gefühl zugleich nur leise anzudeuten, zu erschöpfen und doch wieder als unerschöpflich zu geben.“ Nur wenige jener Lieder — und diese stark überarbeitet — hat Goethe in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen.

Die letzte Zeit seines Leipziger Aufenthaltes wurde durch eine schwere Erkrankung getrübt: im August 1768 erwachte er eines Nachts mit einem heftigen Blutsturze und schwebte einige Tage zwischen Leben und Tod. Nachdem er leidlich hergestellt war, kehrte er — noch ein „Kränkling“ — in das Vaterhaus nach Frankfurt zurück. Hier genas er allmählich unter dem wohlthuenden Einflusse der mütterlichen Pflege, verkehrte auch mit den Freundinnen der Mutter, insbesondere mit der bereits erwähnten Katharina von Klettenberg, die fortdauernd auf ihn eine mächtige Anziehungskraft übte. „Ihre Gegenwart,“ gesteht er, „beschwichtigte meine stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften wenigstens für einen Augenblick.“ Außer den erbaulichen Schriften der Brüdergemeinde, die er auf Veranlassung seiner frommen Freundin las, studierte er mystisch-kabbalistische Werke, trieb chemische und alchimistische Studien, zeichnete, übte sich in Radierungen ꝛc., dachte aber gar nicht an die Jurisprudenz. Um ihn zu derselben zurückzuführen, sandte ihn sein Vater im April 1770 nach Straßburg, wo die entscheidende Wendung in seinem Leben und Dichten eintreten sollte.

Heimkehr nach Frankfurt.

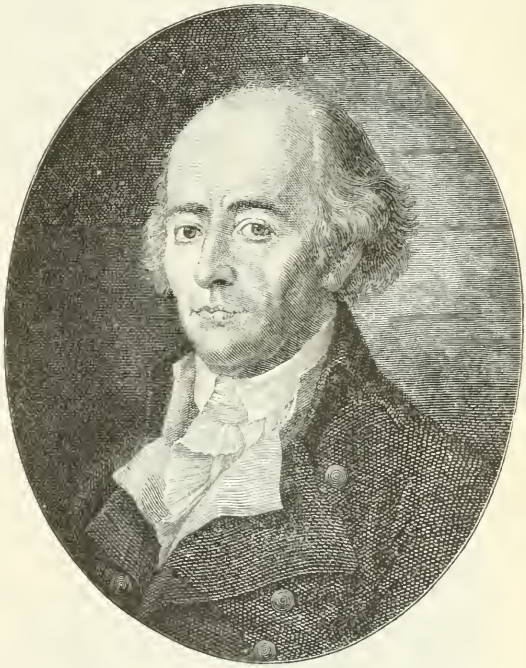


Abb. 140. Jung-Stilling. Gezeichnet u. gestochen v. H. Lips. 1801.

Während er auch in Straßburg das Studium, das nach des Vaters Wunsch die Hauptsache hätte sein sollen, wieder nur als Nebensache betrieb, verschwendete er doch seine Zeit nicht, setzte seine philosophisch-chemischen Studien fort und folgte den mannigfachen Anregungen, welche er in der bei den Jungfern Lauth vereinigten Tischgesellschaft empfing. Außer dem trefflichen Aktuarius Salzmann, welcher den Vorsitz in derselben führte, gehörten dazu die uns schon bekannten „Originalgenies“ Lenz (S. 410) und Wagner (S. 412), ferner der wackere Franz Lerse, den Goethe im „Götz“ verewigt hat; endlich auch **Jung-Stilling**, wohl der geistig bedeutendste der Gesellschaft, für den sich Goethe von Anfang an interessierte und dem er bei allen Gelegenheiten Liebe zu erweisen bestrebt war.

Goethe in Straßburg 1770—71.

Johann Heinrich Jung, aus einem altbäurisch ehrbaren und streng frommen Geschlechte, 1740 zu Grund im Nassauischen geboren, hatte sich vom Schneidergesellen und

Jung-Stilling.

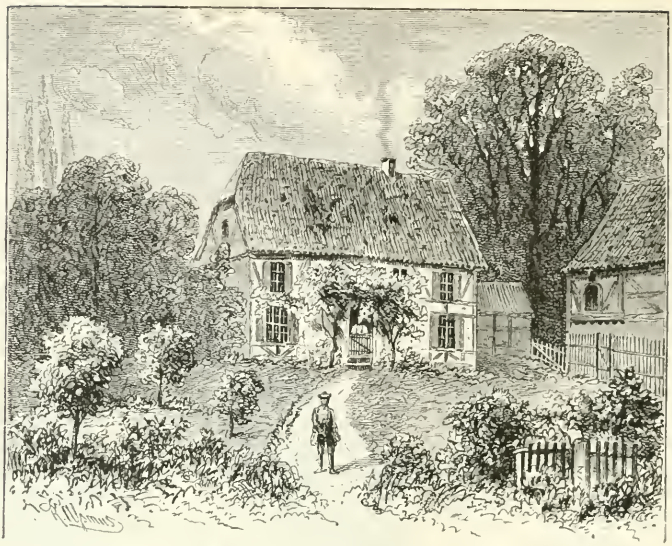


Abb. 141. Das Sessenheimer Pfarrhaus zu Goethes Zeit (1770).

Landschullehrer zum Studenten der Medizin hinaufgearbeitet, als welchen ihn Goethe kennen lernte. Seine Jugendgeschichte, in welcher er seine Glaubenserfahrungen schlicht und ungeschminkt erzählte, beförderte Goethe zum Druck. Sie gilt noch heute mit Recht als ein echtes Volksbuch; ihr reihen sich die „Jünglingsjahre" und die „Wanderschaft" würdig an, während seine Romane, die zu ihrer Zeit großes Aufsehen erregten, jetzt vergessen sind, und auch die weiteren Fortsetzungen seiner Lebensgeschichte der „Jugend" nicht gleichkommen. Durch seine glücklichen Operationen des grauen Stares wurde Jung-Stilling später sehr berühmt. 1817 starb er in Karlsruhe als Geheimer Hofrat.

Abb. 142. Hollunderbusch im Pfarrgarten von Sessenheim.

Den wichtigsten und für Goethe bedeutsamsten Zuwachs erhielt aber die Salzmannsche Tischrunde durch Herder, der im Herbste 1771 eines Augenübels willen in Straßburg (S. 403) sich längere Zeit aufhielt. Durch ihn lernte Goethe den Ossian kennen, aus dem er einiges übersetzte, was er nachher in veränderter Gestalt dem „Werther" einverleibte; durch ihn wurde er für die tiefe Poesie der Bibel, für Homer und Shakespeare in nachhaltiger Weise begeistert, durch ihn kam er ganz

von Wieland und der französischen Bildung ab und gewann das rechte Verständnis für die Volkspoesie, deren Wesen und Geschichte Herder eben neu entdeckt hatte. Für Herder sammelte Goethe auf seinen Streifzügen durch das Elsaß emsig Volkslieder, übersetzte auch solche und versuchte sich in Nachbildungen. Das „Heidenröslein" stammt aus dieser Zeit. Andere Lieder folgten, die aus seinem eigenen Herzen, aus seinem Erlebten und Erfahrenen unmittelbar hervorquollen, die aber eben darum den echten Geist und Ton des Volksliedes festhielten. Die mächtigste Anregung dazu empfing er durch sein Verhältnis zu **Friederike Brion**, der sechzehnjährigen, anmutigen Tochter des Pfarrers von Sessenheim, einem sechs Stunden von Straßburg gelegenen Dorfe. Wie er sie kennen gelernt, was sie ihm gewesen, wie er sie endlich in einer Weise verließ, die er sich lange Zeit nicht vergeben konnte, wie er sie nie ganz vergessen — die ihn ebenfalls nie vergaß und unverheiratet im April 1813 starb — das alles hat Goethe, wie eine Liebesidylle reich dichterisch ausgeschmückt, aber doch in den Hauptzügen richtig, in „Dichtung und Wahrheit" erzählt. Durch einen Brief an Frau von Stein über seinen Besuch bei Friederiken im Herbst 1779 wird jene „Idylle" vervollständigt. „Ich schied den anderen Morgen bei Sonnenaufgang", schließt er seinen Bericht, „von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann." Den klarsten Einblick in sein Liebesverhältnis aber gewähren die aus jener Zeit übrig gebliebenen Lieder „an Friederike," von denen einzelne zu dem Tiefsten und Innigsten gehören, was unsere Lyrik überhaupt besitzt. Einfach, ja man darf sagen kindlich einfach, sind manche Klänge darin, so um eines zu nennen, das folgende:

Friederike Brion.

Lieder an Friederike.

Ich komme bald, ihr gold'nen Kinder
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder sein.

Am vollsten strömte seine Seele wohl aus dem Liede „Willkommen und Abschied," dessen erste Strophe ursprünglich lautete:

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Am erschöpfendsten und abgeklärtesten hat neuerdings der gegenwärtige Pfarrer von Sessenheim, Phil. Ferd. Lucius, in seinem Buche „Friederike Brion von Sessenheim" (nicht Sesenheim) diese Episode aus Goethes Leben streng geschichtlich dargestellt.

Die Keime zweier großer dramatischer Dichtungen, des „Götz" und des „Faust," gehören auch noch in den Straßburger Aufenthalt, wo seine Vorliebe für die deutsche Vorzeit unter mannigfachen Anregungen zugenommen und er an Götzens eigener Lebensbeschreibung wie an dem Puppenspiel von Dr. Faust Interesse gewonnen hatte. An dem Straßburger Münster war ihm überdies der Sinn für die Herrlichkeit der altdeutschen

Baukunst aufgegangen, wie er es später in seiner kleinen Denkschrift auf Erwin von Steinbach („Von deutscher Baukunst") so begeistert aussprach.

Dr. Goethe.

Ungeachtet aller Aufregungen, Zerstreuungen, Nebenstudien hatte sich Goethe doch soviel um die Rechtswissenschaft bekümmert, daß er am 6. August 1771 „mit einigen Ehren die Promotion absolvieren" konnte. Als Doktor der Rechte, wie er seitdem hieß, obgleich sein erworbener Titel „Licentiat" war, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er „zum Advokaten aufgeschworen" wurde, als welcher er in dem „gegenwärtigen Staat der Stadt Frankfurt" noch 1792 figurierte, obgleich er die juristische Praxis immer nur sehr nebensächlich („so heimlich leise, als trieb' ich Schleichhandel," nennt er's selbst) getrieben hat. Die Hauptsache war ihm die Poesie; der liebste Verkehr der mit litterarischen Freunden. Durch den ihm von Leipzig her bekannten Schlosser, der später seine Schwester Cornelia heiratete, wurde er mit dem Kriegsrat Merck in Darmstadt, einem kunstverständigen, auch schriftstellerisch gewandten Mann bekannt, der fortan auf ihn durch sein festes Wesen, seinen einsichtigen Tadel und seinen kargen, aber um so wertvolleren Beifall einen sehr heilsamen Einfluß übte.

Rede auf Shakespeare.

Wie Goethe damals über die Poesie dachte, wie es auch in ihm „stürmte und drängte," das zeigt sich in der Festrede, die er an Shakespeares Namenstag hielt, welcher am 14. Oktober 1771 „mit großem Pomp" in Frankfurt gefeiert wurde. Darin protestiert er aufs energischste wider die französische Nachahmung der griechischen Tragödie und stellt dann Shakespeare als sein Ideal hin. „Shakespeares Theater," sagt er, „ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. — Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe; darin liegt's, daß wir unsere Brüder verkennen; und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft. . . . ."

Was Goethe von Shakespeare gelernt, wollte er im „Götz" verwerten, an dessen Bearbeitung er bald nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus ging. Unter dem spornenden Antrieb seiner Schwester Cornelia entstand die erste „Skizze", die er „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisiert" nannte, innerhalb sechs Wochen. Diesen Entwurf, der damals verschiedenen litterarischen Freunden, vor allem Herder mitgeteilt, aber erst nach Goethes Tode gedruckt wurde, nahm der Dichter nach der alten, im Lahnthal schön gelegenen Reichsstadt Wetzlar mit, wohin er im Frühjahr 1772 ging, um sich bei dem dortigen Reichskammergericht als Jurist praktisch weiter zu bilden. Daselbst fand er einen Kreis von jungen Diplomaten, welche die vom Kaiser Joseph angeordnete Visitation jenes veralteten und verkommenen Instituts dorthin geführt hatte. Die Lustigen aus diesem Kreise hatten sich zu einer possenhaften „Rittertafel" zusammengethan, deren Seele der Hofgerichtsassessor von Goué, ein verwildertes Originalgenie, war. Goethe war diesen Schöngeistern höchst willkommen; als „Götz von Berlichingen, der Redliche" fand er in dem Bunde sofort seine Stelle. Sein Stück, das ihm diesen Namen verschafft hatte, bildete denn auch oft den Gegenstand der aus Scherz und Ernst gemischten Unterredungen, die vielleicht eben so sehr wie Herders scharfes Urteil zur Ausarbeitung nach einem veränderten Plane führten. Doch erst ein Jahr später erschien die neue Bearbeitung, nunmehr als „Schauspiel" und unter dem Titel **„Götz von Berlichingen** mit der eisernen Hand." Sie war im elterlichen Hause, wohin Goethe im Herbste 1772 schon zurückgekehrt, vollendet worden.

Quelle des Götz.

Den Anlaß zum „Götz" hatte, wie bereits oben angedeutet, die von Verono Frank v. Steigerwald 1731 herausgegebene eigene Lebensbeschreibung Götzens, ein unbeschreiblich trockenes, verworrenes und durch den Herausgeber noch dazu lächerlich zugestutztes Buch, gegeben. Aus dieser Biographie, die Goethe ganz absichtslos gelesen hatte, entstand sein Drama, das wie kein anderes unserer Litteratur ein historisches Volksdrama genannt zu werden verdient.

Der historische Götz, geboren 1480 zu Jaxthausen an der Jaxt, entstammte dem noch heute in Württemberg blühenden Geschlecht von Berlichingen. Fünfzehn Jahre alt ging er mit seinem Oheim Konrad, dem er seine ritterliche Bildung verdankte, auf den Reichstag zu Worms und lernte so früh einen Blick thun in die damaligen Schäden des deutschen Reiches. Nach dem Tode seines Erziehers trat er in Kriegsdienste bei verschiedenen Fürsten und machte eine Reihe Feldzüge mit; im landshutischen Erbfolgekriege verlor er die rechte Hand, die er durch eine äußerst kunstreich gearbeitete aus Stahl ersetzte. Trotz des im Reich vom Kaiser gebotenen Landfriedens zog er sodann von Kampf zu Kampf, geriet in Gefangenschaft, kam wieder frei, ward in die Acht gethan und wieder losgesprochen, lebte dann zwei Jahre ganz ruhig und friedlich in seiner Burg, bis die aufrührerischen Bauern ihn 1525 zwangen, sie zu führen. Nachdem die Bauern unterlegen, wurde er als Teilnehmer ihres Aufstandes angeklagt, in Augsburg gefangen gehalten und erst 1530 gegen das Versprechen, still auf seinem Schlosse Hornberg zu leben und keine Rache zu suchen, freigelassen. Er hielt sein Gelöbnis, unterbrach sein Stillleben nur noch einmal 1541, um Kaiser Karl Heerfolge gegen die Türken und dann gegen Frankreich zu leisten, kehrte nach Hornberg zurück und starb dort 82 Jahre alt friedlich im Jahre 1562. Götz in der Geschichte.

Abb. 143. Zu Goethes zeichnerischen Bestrebungen: Goethes Schwester Cornelia; von ihm selbst auf den Rand eines Korrekturbogens vom Götz (1773) entworfen und an Friederike Oeser gesandt. „Die Ähnlichkeit der beiden Geschwister, welche so groß war, daß man sie in früheren Jahren für Zwillinge halten konnte, ist unverkennbar, besonders wenn man das i. J. 1779 von May gemalte Bild Goethes vergleicht." (Jahn, Goethes Briefe an Leipziger Freunde). Vgl. unsere Nachbildung des letzteren auf S. 453.

Im Drama tritt uns in Götz der Ritter von altem Schrot und Korn in den Hauptzügen der Geschichte entsprechend entgegen; nur der Schluß seines Lebens und manche Nebenumstände sind dichterisch frei umgestaltet. Auf seiner Burg Jaxthausen lebt Götz mit seinem treuen Weib Elisabeth, der tüchtigen Hausfrau, „die man kaum hört und sieht, die Krone des Stückes und aller Frauen," wie Zelter sie nannte, in die der Dichter Züge seiner eigenen Mutter hineinverwebt hat, mit seiner Schwester Maria, in der sich nach Goethes Andeutungen Friederike Brion abspiegelt, und seinen wackern Genossen, unter denen Lerse an den Straßburger Freund erinnert. Dem edlen Rittersmann auf Burg Jaxthausen sind die kürzlich aufgekommenen Reichsgerichte ein Greuel, und er will sich der neuen, ihn einengenden Gestaltung der Dinge nicht fügen: die alte Heldenkraft und Reichsritterschaft bäumt sich auf in ihm wider den Polizeistaat, ebenso wie die Originalgenies sich wider die sie einengende Kulturwelt erhoben. Über Goethes Götz.

diesem Konflikt geht der Held zu Grunde. Ihm gegenüber steht Adalbert von Weislingen, der, einst sein Jugendgespiele, jetzt andere Wege eingeschlagen, im Dienste des Bischofs von Bamberg, in der Gunst des Hofes Befriedigung seines Ehrgeizes gesucht hat und darüber ganz zum Höfling geworden ist. Da gelingt es Götz, den ehemaligen Genossen bei Gelegenheit einer Fehde mit den Bambergern durch seine Knechte gefangen nehmen zu lassen. Durch sein freies, edelmütiges Benehmen rührt er Weislingens Herz und bewegt ihn, die Hoffesseln abzuschütteln und sich ihm anzuschließen. Der Bund der alten Freunde wird noch gefestigt durch Weislingens Verlobung mit Maria. Nur noch einmal will er an den Hof von Bamberg, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen. Arglos vertrauend läßt ihn Götz ziehen. Das ist Weislingens Verderben — den Ränken der Hofleute ist er nicht gewachsen, vor allem aber nicht der herzlosen Koketterie der schönen Adelheid von Walldorf. Er bricht dem Freund und der Braut die Treue; er schließt sich Götzens erbittertsten Widersachern an und heiratet Adelheid. Beide machen einen Anschlag auf Götzens Freiheit und Leben. Eines Tages rücken die vom Reich wider ihn entsendeten Exekutionstruppen vor seine Burg, belagern ihn und nehmen ihn heimtückisch gefangen. Er wird aber freigelassen, als Sickingen, der inzwischen sein Schwager geworden, zu seiner Hilfe herbeieilt. Adelheid und Weislingen sind außer sich über das Mißlingen ihres schändlichen Planes, zumal der Kaiser ihn auf sein ritterlich Wort, sich auf seinem Schlosse still zu halten, entlassen hat. Nach einiger Zeit aber nötigen die aufsässigen Bauern den müßig in Jaxthausen Feiernden, ihr Anführer zu sein. Nach einigem Widerstreben erbietet er sich, auf vier Wochen ihr Hauptmann zu sein in der Hoffnung, dem Reiche dadurch zu nützen, die Wut der Empörer zu zügeln und ihnen zu ihren Rechten zu helfen. Das gibt Weislingen aufs neue die Waffen gegen ihn in die Hand: er veranlaßt gegen ihn das Todesurteil, das er selbst vollstrecken soll. Als Maria, seine ehemalige Braut, davon hört, eilt sie zu ihm und beschwört ihn, das Leben des Bruders zu schonen. Er zerreißt das Urteil: ihre Liebe erwacht aufs neue, aber sie muß es mit ansehen, wie er infolge des Giftes, das Adelheid ihm hat beibringen lassen, ein schmachvolles Ende nimmt. Auch Götz ist nicht mehr zu retten — während das heimliche Gericht der Feme Adelheid als Ehebrecherin und Mörderin zum Tode verurteilt, erliegt er seinen Wunden in der Gefangenschaft seiner Feinde. „Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!“ ruft der treue Lerse ihm nach.

Auch durch die zweite Bearbeitung, obgleich sie künstlerisch die erste bedeutend übertraf, war das Stück noch kein eigentliches Drama geworden, es blieb eine geschickt zu einem Ganzen verbundene Aneinanderreihung einzelner Scenen, und dennoch zündete es in ganz Deutschland; man fühlte, daß für die deutsche Dichtung ein neues Leben angebrochen sei. Ungeachtet des ungeschichtlichen Schlusses war im Götz ein so wahrhaftes Bild deutscher Männlichkeit und deutschen Lebens im Reformationszeitalter vorgeführt, daß es gegenüber der mannigfachen Verzerrung desselben im XVIII. Jahrhundert geradezu erquicklich wirkte.

Ein nicht geringeres Aufsehen machte das nächste, bald auf den Götz folgende Werk Goethes, „Die Leiden des jungen Werthers“. Es wurzelt in den Erlebnissen von Wetzlar. Nicht lange nach seiner Ankunft daselbst hatte Goethe auf einem ländlichen Ball die Tochter des verwitweten Amtmanns Buff, die noch nicht völlig zwanzigjährige **Lotte**, kennen gelernt. Sie machte auf ihn sofort einen tiefen Eindruck. „Durch ihre einnehmende Gesichtsbildung, ihren Blick heiter wie Frühlingsmorgen, ihr Gefühl für das Schöne der Natur und ihre frohe Laune zog sie ihn unwiderstehlich an.“ Anderen Tages suchte er das Haus des Amtmanns Buff auf, das seitdem berühmte „Deutsche Haus,“ das noch in Wetzlar steht. Nun sah er sie in ihrer häuslichen Tüchtigkeit, umringt von ihren zahlreichen jüngeren Geschwistern, und war vollends hingerissen von der anmutigen Erscheinung. Bald war er täglicher Gast im Buffschen Hause, plauderte mit alt und jung, las, kollerte mit den Buben herum, erzählte den Kleinen Märchen und sah immer tiefer in die blauen Augen Lottes. Er änderte auch sein Betragen nicht, als er erfuhr, daß sie nicht mehr

Lotte Buff.

frei sei. Der Glückliche, dem sie so gut wie verlobt war, der Legationssekretär **Kestner**, gehörte zu Goethes Freundeskreise. Kestner, acht Jahre älter als Goethe, war ein wackerer, aber kalter, etwas pedantischer Mann, der das unerschütterlichste Vertrauen zu seiner Lotte und zu seinem Freunde hatte. Das Verhältnis des Dichters zu der anmutigen Amtmannstochter war auch ein durchaus tadelloses — die seitdem von Lottes Sohn veröffentlichten Briefe Goethes an seine Eltern stellen das außer Frage und geben von dem Verkehr dieser drei Menschen ein sehr wohlthuendes Bild. Gewiß ist es, daß Goethe die Braut seines Freundes liebte, aber er verstand es, sich zu ermannen; mit tiefem Schmerze, doch in edler Weise, riß er sich los. Am 11. September 1772 verließ er Wetzlar und kehrte nach Frankfurt zurück, wo ihn bald darauf Kestner besuchte und von Goethes Familie sehr freundlich aufgenommen wurde. Inzwischen hatte der Dichter seine Leidenschaft doch noch nicht ganz überwunden. Lottes Silhouette hatte er mit Nadeln an die Wand seines Zimmers geheftet; mit ihr unterhielt er sich in Gedanken; von Zeit zu Zeit schrieb er, bald an Kestner, bald an Lotte; noch mehr träumte er von dem glücklichen Vierteljahr, das er mit beiden in Wetzlar verlebt hatte, und sehnte sich nach einem Wiedersehen. Dazu fühlte er sich in den Frankfurter Verhältnissen höchst unbehaglich, ja er war in einem solchen Grade mit Gott und der Welt zerfallen, daß er mitten im lustigsten Lebensgenusse von Selbstmordgedanken heimgesucht wurde. Da hörte er, daß der junge **Jerusalem**, der Sohn eines angesehenen Braunschweiger Theologen, welcher als Legationssekretär gleichzeitig mit Goethe am Kammergericht zu Wetzlar gearbeitet hatte, sich aus Lebensüberdruß erschossen habe. Kestner hatte ahnungslos ihm die Pistolen, die er für eine angebliche Reise erbeten, geliehen. Gekränktes Ehrgefühl und die unerwiderte, ja gebührend zurückgewiesene Liebe zu der Frau eines Wetzlarer Beamten hatten den Unglücklichen zu diesem verzweifelten Schritte getrieben. Goethe war auf das tiefste von dieser Kunde erschüttert — er sah in Jerusalem sein eigenes Bild, in der Geliebten des Selbstmörders das Lottes — er erkannte, wohin es mit ihm hätte kommen können, wenn er nicht bei Zeiten der Versuchung widerstanden hätte — die beiden Hauptcharaktere eines Romans standen vor seiner Seele. Der Plan desselben wurde durch eine noch

Kestner.

Abb. 144. Charlotte Kestner (Werthers Lotte). Familienbildnis.

Jerusalem.

des

jungen Werthers.

Erſter Theil.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1774.

*

am 4. May. 1771.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Beſter Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu ſeyn! Ich weis, Du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schickſaal, um ein Herz wie das meine zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig! Konnt ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reize ihrer Schweſter mir einen angenehmen Unterhalt verſchafften, daß eine Leidenſchaft in dem armen Herzen ſich bildete! Und doch — bin ich ganz unſchuldig? Hab ich nicht

Abb. 145. **Der erſte Druck von Werthers Leiden.** Genaue Nachbildung des Titels und des Textanfanges nach dem Exemplar im Beſitze des Verfaſſers.

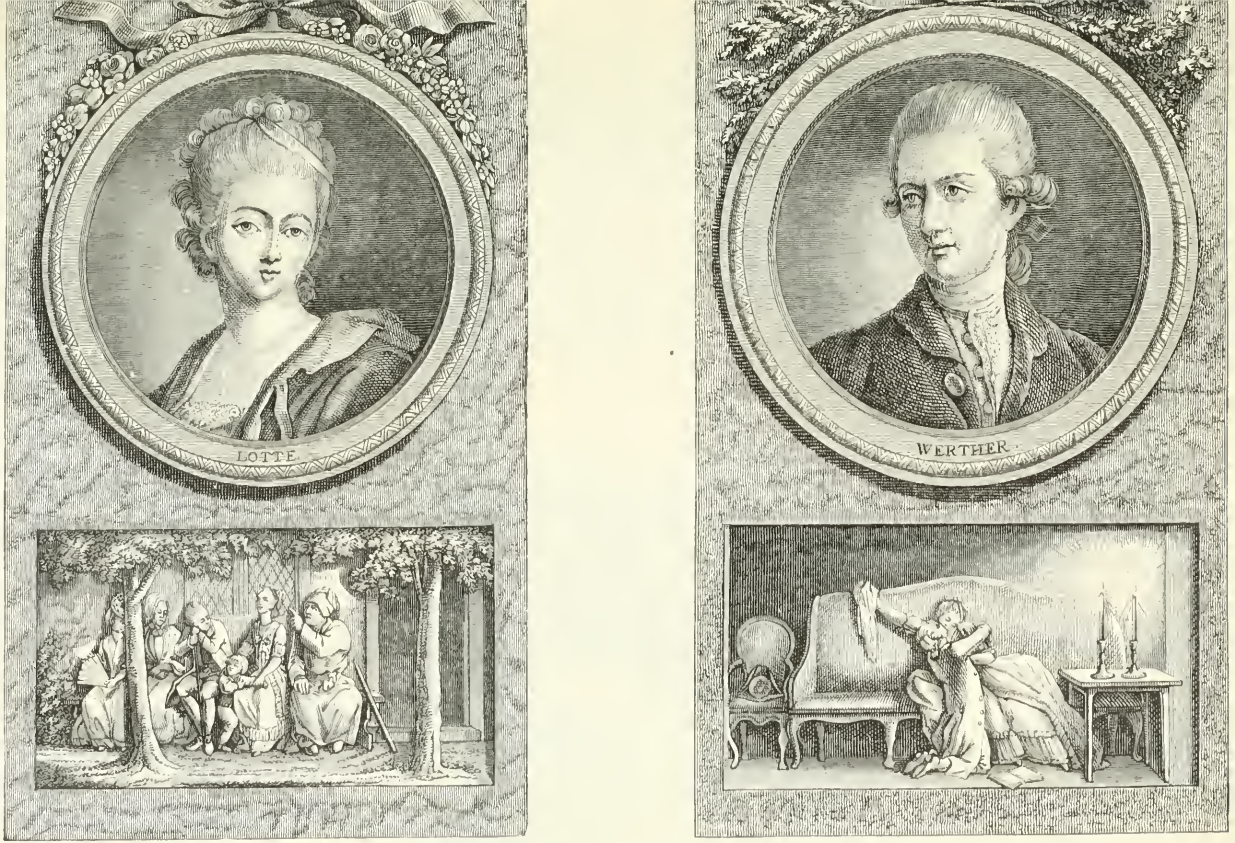


Abb. 146. Lotte und Werther.

„Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu sein;
Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?"

Nachstiche der Chodowieckischen Kupfer aus der rechtmäßigen Ausgabe, Frankfurt u. Leipzig 1778. Die Chodowieckischen Originale waren erschienen in dem Himburgischen Nachdruck in Berlin.

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß vor der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle;
Sey ein Mann und folge mir nicht nach."

Werthers Leiden.

in demselben Jahre übernommene Geschäftsreise nach Wetzlar, wo er Lotte zum letztenmal als Mädchen sah, durch Kestner aber Genaueres über Jerusalem erfuhr, gefördert und weiter entwickelt. Aber dennoch trat das Projekt wieder zurück — erst im Juni 1773 begann er, „aus der Verschmelzung seiner inneren Herzensgeschichte und der Geschichte Jerusalems seinen **Werther** zu bilden."

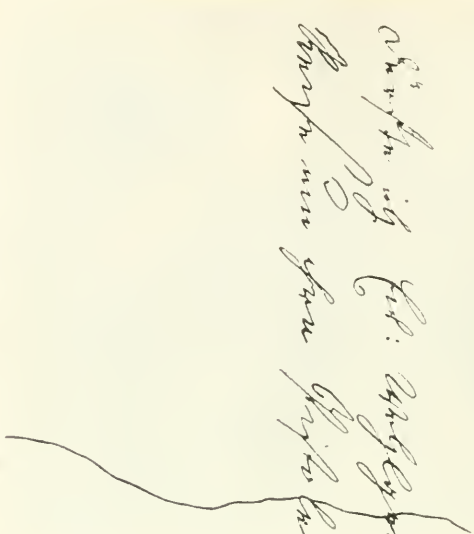


Abb. 147. Billet des jungen Jerusalem an Kestner, in welchem er letzteren um dessen Pistolen für den beabsichtigten Selbstmord ersucht. Original aus dem Nachlaß Kestners, ursprünglich zerrissen (wie der Strich andeutet) und fortgeworfen, dann nach erfolgter unverwandter Wichtigkeit hervorgesucht und wiederhergestellt.

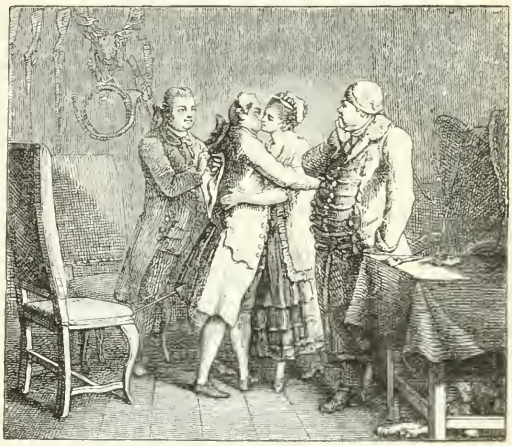
So sind die „**Leiden des jungen Werthers**" denn in der That „Bruchstücke einer großen Konfession," wie der Dichter seine Poesie insgesamt nennt. Werther ist teils Goethe selbst, „ohne seinen überquellenden Lebensmut und seine Gewalt über die Menschen" — teils Jerusalem, dessen Ehrgefühl durch den ihm als einem Bürgerlichen verweigerten Zutritt zu den Gesellschaften des Grafen Bassenheim ebenso gekränkt war, wie sein Herz durch die unerwiderte Liebe. Während Goethe Lottes Namen beibehalten und ihn berühmt gemacht hat für alle Zeiten, wird Kestner unter dem Namen Albert bereits als Lottes Ehemann und in einer für das Original wenig günstigen Weise dargestellt. Es ist leicht verständlich, daß Kestner und Lotte, die am Palmsonntage 1773 Hochzeit hielten (Goethe hatte die Trauringe besorgt), durch die Vermischung ihrer eigenen Personen und Verhältnisse mit der ihnen ganz fern liegenden Geschichte Jerusalems, aus der das Geklätsch der Leute wieder allerhand Rückschlüsse auf sie machte, sich gekränkt und verstimmt fühlten. Es gelang dem Dichter indes, sie zu versöhnen, und lange Zeit korrespondierten sie freundschaftlich mit ihm. Sechzehn Jahre nach Kestners Tode, im Jahre 1816, als beinahe 64jährige Frau, sah Lotte den Dichter wieder — 11 Jahre später starb sie in Hannover.

Was aber das Kestnersche Ehepaar nicht gewußt und nie erfahren, ist durch die 1879 von G. v. Loeper zum erstenmal veröffentlichten Briefe Goethes an Sophie

v. Laroche (vgl. S. 371) aus den Jahren 1773—1775 erst ganz klar gestellt worden: nämlich, daß im zweiten Teile, wo Lotte als Frau auftritt, nicht mehr Charlotte Buff das Modell ist, sondern Maximiliane Brentano in Frankfurt, Sophies älteste Tochter und später Bettinas Mutter. Von ihr stammen auch die schönen schwarzen Augen Lottes, die diese natürlich in beiden Teilen hat; der Dichter hatte wohl etwas zu tief in die ihrigen geschaut, wie sie vermutlich in die seinigen. Ihre Ehe mit dem älteren, ihr geistig durchaus unebenbürtigen, in seinen Geschäften ganz aufgehenden Manne, einem Witwer mit fünf Kindern, war wenig befriedigend und hätte sehr unglücklich werden können, wenn Goethe nicht — trotz Brentanos dringenden Einladungen — „zu ihrer beiderseitigen Ruhe" den trefflichen Entschluß gefaßt hätte, ihr Haus gänzlich zu meiden, was ihm jedenfalls nicht leicht wurde und ihn um so mehr drängte, in der Poesie „seiner Empfindung für sie Luft zu schaffen." Den ihm höchst unsympathischen Mann hat der Dichter dann im Albert des zweiten Teiles abkonterfeit. — Bei seinen späteren Besuchen in Frankfurt sah Goethe Maximiliane wieder, zum letztenmal im Frühjahr 1793, kurz vor ihrem frühzeitigen Tode.

Dieser Roman vollendete Goethes durch den „Götz" begründeten Ruhm. „Weiß nicht, ob's 'n Geschicht oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her und weiß einem die Thränen recht aus'm Kopf herauszuholen," urteilte der Wandsbecker Bote. Ganze Ströme von Thränen wurden darüber vergossen, nicht nur von jugendlich empfindsamen Seelen, sondern von ganz gesetzten und nüchternen Männern, ja, ein förmliches „Werther-Fieber" grassierte lange Zeit in Deutschland. Werthers Tracht, „blauer Frack und gelbe Hosen," wurde bei der jungen Welt Mode. Auf viele schwärmerische Gemüter wirkte das Buch ansteckend — sittlich verkommene Jünglinge folgten Werthers Vorgang, und man fand den Roman neben ihrer Leiche aufgeschlagen. Claudius' Mahnung: „Aber, wenn du ausgeweint hast, sanfter guter Jüngling! — so hebe den Kopf fröhlich auf und stemme die Hand in die Seite!" fand wohl nur selten Beachtung. Noch weniger konnte ein lächerlich albernes Machwerk des Berliner Aufklärichtpropheten Nicolai, „Die Freuden des jungen Werthers," in denen Werthers Pistol mit Hühnerblut geladen

Werther-Fieber.



Freuden
des
jungen Werthers

Leiden und Freuden
Werthers des Mannes.

Voran und zuletzt ein Gespräch.

Berlin,
bey Friedrich Nicolai.
1775.

Erster Druck von Nicolais „Freuden des jungen Werthers," nach dem Exemplar aus Hirzels Goethesammlung auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Abb. 148.

ist, der Selbstmörder leben bleibt und danach ein ehrsam vergnügtes Eheleben führt, irgend welche andere Wirkung haben, als die des verdienten Spottes, den Goethe darüber ergoß. Dennoch lag in den Anklagen ernster Männer wider das Buch ein Stachel, dem selbst Goethe nicht widerstreben konnte. Vilmar hat den Nerv dieser Beschuldigungen darin gefunden, daß das Buch „eine Krankheit der Zeit, nicht einen Kampf derselben und zwar bloß die Krankheit, nicht die Heilung schildere," daß Goethe „die formell und an der eigenen Person vollbrachte Heilung an dem Objekt nicht auch materiell vollzogen" habe. Ähnlich hat Lessing geurteilt; er meint: „Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften solle — müßte es noch eine kleine kalte Schlußrede haben." Auf den Titel einer neuen Ausgabe ließ der Dichter zum zweiten Teil denn auch die abmahnenden Worte drucken:

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtnis von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!"

Erster Druck von Goethes „Götter, Helden und Wieland," nach dem Exemplar aus Hirzels Goethesammlung auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Abb. 119.

Das „Wertherfieber" dauerte trotzdem noch einige Zeit fort; Franzosen und Engländer, Russen, Italiener, Schweden übersetzten das berühmte Buch, und für Bilder aller Art gab es — nächst Friedrich dem Großen — keine beliebteren Figuren als Werther und Lotte. Für die Litteratur schoß eine ganze Schar von Empfindsamkeitsromanen, deren berühmtesten, Millers „Siegwart", wir früher (S. 359) kennen gelernt haben daraus hervor.

Kleinere Schriften.

Nach seiner Rückkehr von Wetzlar hatte Goethe sich, auf das immer erneute Drängen seines Vaters, entschlossen, die Advokatenpraxis wieder aufzunehmen, — aber sehr ernste Folge gab er diesem Vorhaben nicht. Reiseausflüge, litterarische Arbeiten der verschiedensten Art, darunter z. B. „das Jahrmarktsfest zu Plunderswеilern" und die Abfertigung Wielands in „Götter, Helden und Wieland", machten ihm viel mehr Freude als die „garstigen Prozesse". Alles das ging neben dem „Werther" her, der innerhalb vier Wochen niedergeschrieben war.

Bald danach schrieb er sein Trauerspiel „**Clavigo**“ in acht Tagen, veranlaßt durch eine Episode der „Denkwürdigkeiten“ des Franzosen Beaumarchais, die damals eben erschienen waren und wegen des revolutionären Zuges, der sie durchwehte, allgemeines Aufsehen erregten. Clavigo.

Übereinstimmend mit dem Berichte des französischen Emporkömmlings — ja im zweiten Akt ganz wortgetreu — führt Goethe den Spanier Clavigo (Don Josef Clavijo y Flaxardo) vor, der Beaumarchais' schöner Schwester Marie das einst gegebene Heiratsversprechen nicht gehalten, als er zu einer hohen Stellung am Hof gelangt ist und eine glänzende Laufbahn sich ihm eröffnet hat. Darüber fällt das schwergekränkte Mädchen in eine tödliche Krankheit, ihre Schwester schreibt den ganzen Vorfall dem Bruder, der mit einem Freunde nach Madrid eilt, um sie zu rächen. Während nun aber Beaumarchais selbstgefällig erzählt, wie es ihm gelungen, den zweizüngigen Schurken zu stürzen und volle Genugthuung von der spanischen Regierung zu erlangen, erhob Goethe den Clavigo zum Helden und „stellte, mit dem nagenden Wurm im Herzen, den seine schuldvolle Untreue gegen Friederike von Sessenheim in ihm zurückgelassen, in diesem den tiefen Kampf dar, welcher im lebendigen Angedenken an die unglückliche Jugendgeliebte noch immer stürmisch in ihm auf- und abwogte.“ Dem Schwächling zur Seite steht Carlos, in dem Goethe nach seiner eigenen Erklärung „den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängnis wirken lassen“ wollte. Er ermutigt Clavigo, der sich durch Beaumarchais' Drängen zu einem schriftlichen schmählichen Eingeständnis seiner Schuld verstanden hatte, dann aber Marien aufs neue nahe getreten war, nochmals sein Wort zu brechen und sein Ansehen bei Hofe zu benützen, um den lästigen Schwager zu beseitigen. Darüber bricht Marien das Herz, — an ihrem Sarge, wo ihr Bruder mit dem treulosen Spanier zufällig zusammentrifft, kommt es zum Zweikampf zwischen beiden, und Clavigo stirbt bei der Leiche seiner Braut. (In Wirklichkeit kam Clavigo wieder zu hohen Ehren, lebte als angesehener Schriftsteller noch bis 1806 und lächelte wohl bei der Nachricht, wie oft er auf der deutschen Bühne schon umgebracht war.)

Mit diesem Stück hatte Goethe in die bescheidenen Schranken des bürgerlichen Trauerspieles eingelenkt, und manches erinnerte darin an „Emilia Galotti“; aber obgleich es gegen „Götz“ einen großen Fortschritt in der Bühnenkunst darstellt, konnte es doch sonst mit demselben durchaus nicht verglichen werden; und wenn auch Freund Mercks Urteil darüber: „Solch einen Quark mußt du künftig nicht mehr schreiben, das können die andern auch!“ wohl über das Ziel hinausschoß, so hat doch dieses Stück nie das Publikum recht befriedigt, wie es zur Zeit seiner Entstehung auch nur einen sehr geteilten Beifall fand.

So war Goethe 25 Jahr alt geworden — als Dichter hatte er einen Namen, aber eine Stellung im Leben, wie sie sein Vater wünschte oder wie er sie selbst begehrte, fehlte ihm noch. In seinen juristischen Geschäften ließ er sich gerne durch die zahlreichen Besuche von nah und fern stören: noch lieber folgte er jeder Verführung zu „einer Fahrt ins schöne Land.“ Da kamen Lavater und Basedow und blieben einige Zeit bei ihm; dann begleitete sie Goethe nach Ems und Coblenz, wo das spöttische Gedicht „Diner zu Coblenz“ entstand: Lavater erklärt einem Pfarrer die Geheimnisse der Apokalypse, Basedow sucht einem Tanzmeister zu beweisen, daß die Kindertaufe nicht mehr für unsere Zeiten sich zieme, während Goethe zwischen beiden sitzend, Diner zu Coblenz.

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten —

ganz behaglich einen Salm und danach einen Hahnen verzehrt. — Und so ging es weiter den ganzen Sommer von 1774 — bald ist er in Düsseldorf, um die Brüder Jacobi aufzusuchen, dann trifft er in Elberfeld mit Jung-Stilling zusammen, dazwischen fallen verschiedene litterarische Aufsätze und Entwürfe, so zum „Ewigen Juden“ vor allem aber zum „Faust.“

Fritz Jacobi.

Besonders schloß Goethe in Düsseldorf einen trotz mancher Differenzen dauernden Freundschaftsbund mit Joh. Georg Jacobis (S. 326 ff.) jüngerem Bruder Friedrich Heinrich, oder — kürzer — **Fritz Jacobi** (1743—1819). Dieser hatte dem Kaufmannsstande entsagt, um ganz der Philosophie und der Poesie zu leben, und nahm eine ansehnliche Stellung in dem damals kurpfälzischen Düsseldorf als kurfürstlicher Rat bei der Hofkammer ein. Fritz Jacobi und Goethe gewannen einander sofort lieb; von ihrem langjährigen Verkehr zeugt ihr mehr als drei Jahrzehnte währender, von Max Jacobi herausgegebener Briefwechsel. In Anlehnung an Goethes Stil schrieb Fritz Jacobi seine beiden Romane „Allwills Briefsammlung" und „Woldemar", die jetzt noch mehr vergessen sind wie seine philosophischen Schriften. Trotzdem ist er von bedeutendem Einfluß auf seine Zeit gewesen und hat einen ruhm- und ehrenvollen Namen hinterlassen.

Knebel.

Im Herbst kam Klopstock nach Frankfurt zu Goethe, der ihm den Plan und Bruchstücke des „Faust" mitteilte (an Sophie v. Laroche schrieb er über ihn: „Klopstock ist ein edler, großer Mensch, über dem der Friede Gottes ruht!") — im Dezember **Major v. Knebel**, ein Schüler von Uz und selbst Dichter, von Gleim als „zweiter Kleist" begrüßt. Knebel hatte den preußischen Militärdienst aufgegeben und war Instruktor bei dem zweiten Sohne der Herzogin Amalia von Weimar, Prinz Constantin, geworden. Mit diesem und dem siebzehnjährigen Erbprinzen von Weimar, Karl August, kam er nun auf einer größeren Reise nach Frankfurt. Die beiden Prinzen, zu denen Knebel den Dichter führte, empfingen ihn sehr frei und freundlich und luden ihn ein, sie nach Mainz zu begleiten, Goethe blieb einige Tage bei ihnen: als er nach Frankfurt zurückkehrte, fand er seine stets hochgeachtete Freundin Katharina von Klettenberg tot, ja schon begraben. „Meine Klettenberg ist tot," schrieb er darüber an Sophie von Laroche, „tot, eh' ich eine Ahndung einer gefährlichen Krankheit von ihr hatte. Gestorben, begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb! so viel war." Oft hat er ihrer noch gedacht und ihr manches Denkmal in seinen Schriften gesetzt; am schönsten charakterisiert das Verhältnis der beiden so verschiedenartigen und doch sich in vielem berührenden Menschen das kleine Gedicht, mit dem er ein Bild der Freundin, das sie in ihrem Zimmer vorstellte, begleitete:

Frl. v. Klettenbergs Tod.

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt;
Sieh dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott, der für euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Lili.

Über den geselligen Zerstreuungen des Winters entschwand dem Dichter aber bald das ernste Bild, und ein anderes, heitereres trat an seine Stelle: die in so vielen anmutigen Liedern und in den Erinnerungen hochgefeierte **„Lili."** So hieß Elisabeth Schönemann, die einzige Tochter eines großen Frankfurter Bankiers, in ihrem Familienkreise. Nach dem frühen Tode ihres Vaters von der Mutter, einer feingebildeten Französin, erzogen, war sie gerade sechzehn Jahr alt, als der Dichter sie kennen lernte. Die reizende Blondine, „im Genusse aller geselligen Vorteile und Weltvergnügungen aufgewachsen", an einen kleinen Hof von Verehrern längst schon gewöhnt, fühlte sich durch den Gedanken, einen so „singulären Menschen," wie Goethes Eltern ihren Sohn nannten, zu ihren Füßen zu sehen, ungemein gereizt — allein sie wollte ihn auch unverbrüchlich festhalten. Es gelang ihr in der That, ihn völlig in Fesseln zu schlagen. Er opferte ihr seine Lebensgewohnheiten, seine Naturlust, seine Abneigung gegen glänzende Gesellschaften — alles nur um in ihrer Nähe sein zu können. Um dieselbe Zeit, als dieses Verhältnis begann, hatte er einen anonymen Brief, unterzeichnet „Gustchen," erhalten; er kam von der jungen **Gräfin Auguste Stolberg**, der Schwester der beiden Hainbundsgenossen und Klopstocksjünger. Dadurch entstand eine jener romantischen Freundschaften, wie sie im Sinn der Zeit

Auguste Stolberg.

lagen, zwischen dem Dichter und der ihm persönlich ganz fremden Gräfin, die er niemals gesehen hat und die er trotzdem gewöhnlich in seinen Briefen mit „Gustchen“ und „du“ anredet. Aus diesem wunderlichen Briefwechsel fällt ein klareres Licht auf Goethes und Lilis Verhältnis, als aus der Schilderung des Greises in „Dichtung und Wahrheit,“ die ziemlich kühl gehalten ist. In dieser Korrespondenz stellt er sich dar, wie er um Lilis willen„ im galonnierten Rock, sonst von Kopf zu Fuß auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird; der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht.“ Diesem „Fastnachts-Goethe,“ wie er sich selbst nennt, stellt er den „im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuche und Stiefeln“ gegenüber, „der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maße auszudrücken sucht.“ So zog es ihn hin und her, aber mit stärkstem Drange doch zu Lili, der er — diesmal unter dem Namen „Belinde“ — zurief:

Abb. 150. Lili, Elisabeth Schönemann. Nach dem besten Familienbilde im Besitz ihrer Nachkommen, der gräflich Türckheimschen Familie.

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du Engel bist, ist Lieb und Güte,
Wo du bist, — Natur.

Auch andere Lieder zeugen von dem Zauber, den sie auf ihn übte, so das reizende:

Herz, mein Herz, was soll das geben,
Was bedränget dich so sehr? — —

Wie eine sehnsüchtige Klage aber klang der Schluß:

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verwandlung, ach! wie groß!
Liebe! Liebe laß mich los!

Drei Monate lang währte das Liebesspiel und Liebesmühen der beiden; Monate, in denen Lili ihren dichterischen Verehrer — nach seiner Auffassung — dadurch zu

fesseln suchte, daß sie ihn abwechselnd eifersüchtig machte und wieder beruhigte, während er sein Herz in den wunderlichen Briefen an „Gustchen" ausschüttete und sich in seinen Poesieen zu erleichtern suchte. „O, wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ginge zu Grunde," seufzte er. So entstand das kleine Schauspiel „Erwin und Elmire," in dem die Gefallsucht eines Mädchens, die dem Geliebten zur Pein wird, vielleicht Lili warnen sollte. So entstand „Claudine von Villa Bella," auch das Sturm- und Drangprodukt „**Stella**, ein Schauspiel für Liebende," das in krankhafter Lebensauffassung noch viel weiter ging, als das seltsame Doppelverhältnis Goethes zu Lili und Gustchen. Es rechtfertigt in seiner ursprünglichen Fassung die Doppelehe und ist mit Recht ein „verzerrtes Gegenbild zum Werther" genannt worden. Es ist ein von Anfang bis zum Ende verletzendes und peinvoll wirkendes Stück.

Stella.

Der Held Fernando, ein charakterloser Lump, verläßt seine tugendhafte Gattin Cäcilie und seine Tochter, um mit der schönen Stella, in die er sich verliebt, zu leben. Dann verläßt er auch diese, geht in den Krieg und findet bei seiner Heimkehr seine beiden Frauen beisammen, die dann einwilligen — auf den Vorschlag der ersten rechtmäßigen Gattin — wie die Frauen des Grafen v. Gleichen, ihm beide anzugehören.

In dieser Fassung schickte Goethe das Stück nicht nur an seine Freunde und Freundinnen (an Lili später mit einer eigenen Widmung), er ließ es auch drucken, und auf allen deutschen Bühnen wurde es ohne Anstoß gegeben, auch in Berlin ungeachtet des Mißfallens, das Friedrich der Große daran zu erkennen gab (später wurde es verboten). Erst lange Zeit nachher, im Jahre 1805, hielt es Goethe für angezeigt, den Schluß dahin zu ändern, daß Fernando sich erschießt und Stella Gift nimmt. In dieser Fassung steht es seitdem in Goethes Werken. Bernays teilt die originale Fassung in seinem „Jungen Goethe" mit.

Inzwischen hatte das Verhältnis des Dichters zu Lili fortgedauert „mit Hangen und Bangen." An eine Verlobung schienen beide nicht zu denken, ihnen beiden war eine solche kein naheliegendes Bedürfnis, und die beiderseitigen Familien waren keineswegs für ein Ehebündnis der Liebenden eingenommen. Da legte sich eine mit beiden Familien befreundete alte Jungfer, Demoiselle Delf, ins Mittel, leitete hüben und drüben die Unterhandlungen und setzte schließlich eine, allerdings etwas steif geratene Verlobung in Szene. „Ich stand," so erzählt uns der alte Goethe, „Lili gegenüber und reichte meine Hand dar. Sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, doch langsam, hinein. Nach einem tiefen Atemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme." Das war aber nichts als der Anfang vom Ende — im April hatte die Verlobung stattgefunden, und schon im Mai schrieb Goethe an Herder, daß alles vorbei sei. Allerdings ganz vorbei war es damals noch nicht, aber Goethe fand sich als Bräutigam höchst unbehaglich, seiner Schwiegermutter war er nicht vornehm und reich genug, seinen Eltern sagte die „Staatsdame" Lili nicht zu — beiderseits bedauerte man die abgenötigte Einwilligung; dazu setzte Goethes kurz zuvor an Schlosser ohne Neigung verheiratete Schwester Cornelia alles in Bewegung, um die Verlobung rückgängig zu machen. Die Reise in die Schweiz mit den Grafen Stolberg (vgl. S. 365), „Gustchens" Brüdern, kam ihm deshalb sehr gelegen: er wollte „den Versuch machen, ob er Lili entbehren könne." Auch unter den mannigfachen Anregungen dieser Reise, deren Beschreibung noch heute jeden Leser entzückt, wurde er die Gedanken an Lili nicht völlig los — auf dem See träumte er von ihr:

Goethe als Bräutigam.

Schweizer Reise.

Ang', mein Ang' was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?

Nach drei Monaten war er wieder in Frankfurt; — noch einmal erwachte — trotz seiner Briefschwärmerei für „Gustchen" — das Gefühl für Lili in voller Lebendigkeit. Wochen, Monate der alten Qual, die ihn im Frühjahr in die Schweiz getrieben hatte, folgten. Was in der „wogenden Seele des Dichters" vorging, zeigt ein Brief an „Gustchen," worin er Lili nennt „das Mädchen, das mich unglücklich macht ohne ihre

Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe, ich!“ und wo es weiterhin heißt: „Vergebens daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinne sog —“ Die „reichsgräfliche Seelenfreundin“ sprach sich gegen die Verbindung mit Lili aus; „der geistige Abstand zwischen euch ist allzugroß“, schrieb sie. „Unglücklicherweise macht der Abstand von mir das Band nur fester, das mich an sie zaubert,“ erwiderte er. Endlich kam es zum Bruch, nachdem

Abb. 151. Goethe im etwa 28. Lebensjahre.

Bildnis in Kupferstich in Lavaters „Physiognomischen Fragmenten, dritter Versuch.“ Leipzig und Winterthur, 1777, bei Weidmanns Erben und Reich, und Heinrich Steiner und Compagnie.

„Hier endlich einmal Goethe — zwar nur so wahr, als wahr ein Gesicht, wie das seinige auf Kupfer zu bringen möglich ist — Nein! auch das nicht, denn zu kraftlos unbestimmt ist doch der Schatten am Backenbeine; um ein Haar zu kleinlich das Aug und der Mund — und dennoch so wahr, als irgend ein Portrait von ihm, oder von irgend einem interessanten Kopf in Kupfer gebracht worden ist.“

(Aus Lavaters Erläuterung zu dem Kupfer.)

derselbe lange wie ein Gewitter gedroht hatte. Nach dem Berichte von Lilis Tochter, der die Mutter einst in einer vertraulichen Stunde nähere Aufschlüsse gegeben, hatte weder die fast unerträgliche Eifersucht Goethes, noch der Wunsch ihrer Familie, das Verhältnis gelöst zu sehen, den Bruch herbeigeführt, sondern die Enthüllung des früheren Verhältnisses Goethes zu Friederike Brion, zu der sich Lilis Mutter entschlossen, um der Sache ein Ende zu machen, hatte des jungen Mädchens Widerstandskraft gebrochen, wenn auch ihre Liebe nicht erschüttert. Nun drängte es ihn aber aus Frank-

furt, das „wie mit Besemen für ihn gekehrt“ war, heraus; nur wußte er nicht, wohin er gehen sollte. Inzwischen feierte seine Muse nicht; im Oktober übersetzte er das Hohelied Salomonis, das er in einem Briefe an Merck „die herrlichste Sammlung Liebeslieder“ nennt, „die Gott erschaffen hat.“ [G. von Loeper hat diese Übersetzung 1879 nach der in seinem Besitze befindlichen Handschrift zum ersten Male drucken lassen.] Vorübergehend dachte er daran, nach Italien zu gehen, da kam

Abb. 152. Herzog Karl August von Weimar. Aus den ersten Jahren seiner Freundschaft mit Goethe. Von Lips nach dem Leben gezeichnet 1780.

Ruf nach Weimar.

eine erneuerte Einladung des unlängst zur Regierung gelangten Herzogs **Karl August** nach Weimar. Am 7. November 1775 traf er dort ein — sechsundzwanzig Jahre alt — von allen, selbst von Wieland, mit Auszeichnung und Begeisterung empfangen. Das Bild Lilis tauchte aber noch immer wieder in ihm auf. Zu Anfang 1776 schrieb er ihr in das Exemplar der „Stella“:

Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah.

Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.

Herman Grimm hält es für möglich, daß der Dichter erst dann sich entschloß, in Weimar zu bleiben, als die letzte Aussicht auf eine Versöhnung mit Lili entschwunden war. Sie

heiratete im J. 1778 einen elsässischen Freiherrn von Türckheim, mit dem sie bis an ihren Tod (1817) in glücklicher Ehe lebte. Das Bild des einst heiß Geliebten bewahrte sie trotzdem noch in ihrer Seele, wenn sie auch gewiß niemals die ihr von der Freifrau v. Beaulieu-Marconnay, geb. Gräfin Egloffstein, in den Mund gelegten Äußerungen gethan hat. Dafür zeugt ihre unlängst von Graf Dürckheim, dem Gemahle ihrer Enkelin, u. d. T. „Lilis Bild" herausgegebene Biographie, die sie als eine Frau von ebenso großer Herzensgüte als mutiger Thatkraft erscheinen läßt. Auch Goethe hat sie wirklich, wie er es als Greis Eckermann versicherte, „tief wie keine andere vorher und nachher geliebt." Von einer gleichzeitigen Liebe zur Gräfin Stolberg kann trotz derartiger Beteuerungen in den Briefen an sie nicht die Rede sein. „Auguste," bemerkt Vilmar sehr fein, „vertritt nur Lili in der leidenschaftlich erregten Phantasie Goethes, ist sozusagen die andere Seite von Lili, wie das ja in ähnlichen leidenschaftlichen Verhältnissen gar oft vorkommt."

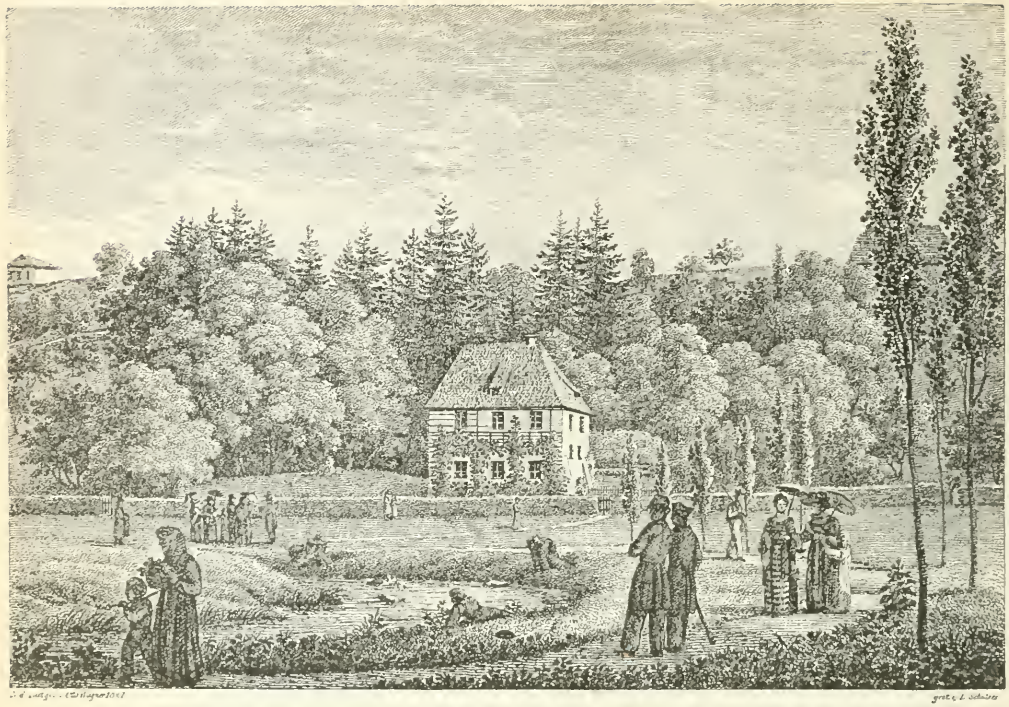
Goethes erste Jahrzehnte in Weimar (1775—1794).

Die Seele des Kreises, in dem Goethe eine so begeisterte Aufnahme gefunden, war die verwitwete Herzogin **Amalia**, die Tochter Karls von Braunschweig und der Schwester Friedrichs des Großen. Im achtzehnten Lebensjahre bereits Witwe geworden, hatte sie sechzehn Jahre lang die Regentschaft geführt. Sie war es, die Wieland zum Erzieher ihres Erbprinzen berief. Seitdem sie Karl August die Regentschaft übergeben, lebte sie ganz der Litteratur, der Musik, der Malerei — jetzt war sie sechsunddreißigjährig, aber noch von der zwanglosesten Heiterkeit und von Lebenslust übersprudelnd. Ihr ähnlich war der achtzehnjährige Fürst **Karl August**, mit dem, wie Hettner es ausdrückt, „der Geist der deutschen Sturm- und Drangperiode auf den Thron gestiegen war." Ein tolles Treiben, obgleich nicht so schlimm, wie es die gehässige Übertreibung Verstimmter darzustellen liebte, begann mit Goethes Ankunft in der kleinen Residenz. Die „tolle Kompanie, wie sie sich auf so einem kleinen Fleck nicht wieder zusammenfindet," bestand aus lauter Jugend, die das Austoben allerdings zuweilen recht gründlich betrieb. Goethe selbst gestand später zu, daß er anfänglich weiter gegangen, als es recht war. Wenige Jahre nachher mochte er nicht in Ilmenau sein. „Die Geister der alten Zeiten," sagte er, „lassen mir hier keine frohe Stunde; ich mag keinen Berg besteigen, die unangenehmen Erinnerungen haben alles besleckt." Übrigens mäßigte er sich in seinem exzentrischen Benehmen, sobald er in das amtliche Leben eintrat.

Herzogin Amalia.

Karl August.

Der Frankfurter Patriziersohn, in der ersten Zeit ganz als Gast behandelt, war dem Fürsten bald unentbehrlich geworden: jugendlich-feurig schloß er mit Goethe einen Freundschaftsbund, dem selbst das brüderliche Du bei allem vertrauteren Beisammensein nicht fehlte. Im April 1776 schenkte Karl August seinem Freunde ein sehr einfaches Gartenhäuschen, das am Abhange einer gegen die Nord- und Ostwinde schützenden Hügelkette vor dem Thore der Stadt und doch in ländlicher Abgeschiedenheit an der Ilm lag. Goethe war davon so entzückt, daß er es sechs Jahre lang Sommer und Winter hindurch bewohnte. Unter dem hochgewölbten schattigen Laubdach der von ihm selbst angepflanzten Bäume konnte er am besten einsam sinnen und dichten, aber er empfing auch dort gern Fremde wie Einheimische als Gäste und verstand es vortrefflich, sie geistig und leiblich zu bewirten. So schrieb er bald nach dem Einzug in dasselbe im Mai an Gustchen: „Den ganzen Nachmittag war die Herzogin-Mutter da und der Prinz und waren guten, lieben Humors, und ich habe dann so herumgehausvatert, wie alles weg war, ein Stück kalten Braten gegessen, und mit meinem Diener Philipp von seiner und meiner Welt geschwätzt, war ruhig und bin's und hoffe gut zu schlafen zu holdem Erwachen." Darum mochte er wohl für Marianne von Willemers Enkelin, Röschen Scharff, der er das umstehend mitgeteilte Bild des Gartenhäuschens zu Weihnachten 1827 schickte, darunter schreiben:



Übermüthig sieht's nicht aus
Dieses stille Gartenhaus.

Allen die darin verkehrt
Ward ein guter Muth bescheert
Goethe 1828

Abb. 153. Goethes Gartenhaus. Nach der Natur gezeichnet 1827 von Otto Wagner, gestochen von L. Schütze. Mit Goethes eigenhändiger Unterschrift 1828.

„Übermütig sieht's nicht aus,
Dieses stille Gartenhaus;
Allen die darin verkehrt
Ward ein guter Mut beschert."

Auch in die Ausgabe der Werke letzter Hand (1828) nahm der Dichter diese Zeilen auf, doch lauteten sie dort unter der Überschrift „Ländlich" etwas verändert:

„Übermütig sieht's nicht aus,
Dieses kleine Gartenhaus;
Allen die sich drin genährt,
Ward ein guter Mut beschert."

Als Greis hat der Dichter die Verse noch einmal verändert und erweitert. Im 7. Band der nachgelassenen Werke (1833) heißt es unter der Überschrift: „Gartenhaus am unteren Park":

„Übermütig sieht's nicht aus
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen die daselbst verkehrt,
Ward ein guter Mut beschert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor;
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort."

Auch als ihm 1782 der Herzog das weiterhin (S. 462) erwähnte Stadthaus schenkte, konnte er sich nicht entschließen, es zu verkaufen, weil er es sich „ärger als den Tod" dachte, sich von seinem „lieben Gärtchen" zu trennen, sondern zog sich nach wie vor dorthin häufig zurück, und noch heute steht es wohlerhalten da als unmittelbarste Erinnerung an jene ersten Jahre von Weimar.

Ein paar Jahre später überraschte Goethe den Herzog an dem Geburtstage seiner Gemahlin mit dem noch erhaltenen „Borkenhäuschen," auch „Luisenkloster" genannt, in welchem Karl August seitdem am liebsten weilte, obgleich es nur einen einzigen Raum enthielt, der sein Wohn-, Arbeits-, Empfangs- und Schlafzimmer zugleich war.

Am 11. Juni 1776 ernannte der Herzog seinen Freund zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Geheimen Conseil und einem Gehalt von 1200 Thalern. Das Verhältnis zwischen dem Fürsten und Dichter blieb aber das eines seltenen Freundschaftsbundes; auf allen weiteren Stufen amtlicher Würden, die Goethe erstieg, hat Karl August ihn stets als einen Freund und Bruder behandelt. 1779 ernannte er ihn zu seinem Geheimrat — 1782 wurde der Dichter auf des Fürsten Anregung vom Kaiser Joseph II geadelt (sein Wappen enthielt einen silbernen Stern in blauem Felde, über dem gekrönten Helme ragt ein zweiter Stern empor); seitdem erhielt er auch den Vorsitz in der Kammer. Goethe rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen auf jede Weise — volle zehn Jahre führte er die Regierungsgeschäfte mit großer Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, wenn auch nicht im Stil der aktenmäßigen Büreaukratie, und seine Bemühungen um die Förderung des Landeswohles waren mit bestem Erfolge gekrönt. Freilich seufzte er oft unter der Geschäftslast, die ihm oblag, und seine schriftstellerische Thätigkeit mußte unter der vielfachen Zersplitterung sehr zurücktreten; dennoch waren diese Jahre für ihn kein Verlust, wie oft behauptet worden, sondern eine notwendige Lebens- und Läuterungsschule; er selbst meinte, es sei ihm gegangen, wie den Linden: „Man schneidet ihnen den Gipfel weg und alle schönen Äste, daß sie neuen Trieb kriegen, sonst sterben sie von oben herein; — freilich stehen sie die ersten Jahre wie die Stangen da." — Seine Stellung war in dieser Zeit keine leichte; der ganze Hofadel beneidete den bürgerlichen Emporkömmling und machte ihm das Leben schwer, auch der Herzog durchkreuzte oft seine Pläne in seiner etwas brüsken Weise, was freilich ihr freundschaftliches Verhältnis nicht störte. Dagegen war der Verkehr mit Herder, den er schon 1776 als Generalsuperintendenten nach Weimar gezogen hatte, und mit dessen Frau jahrelang ein sehr genußreicher.

Geheimrat Goethe.

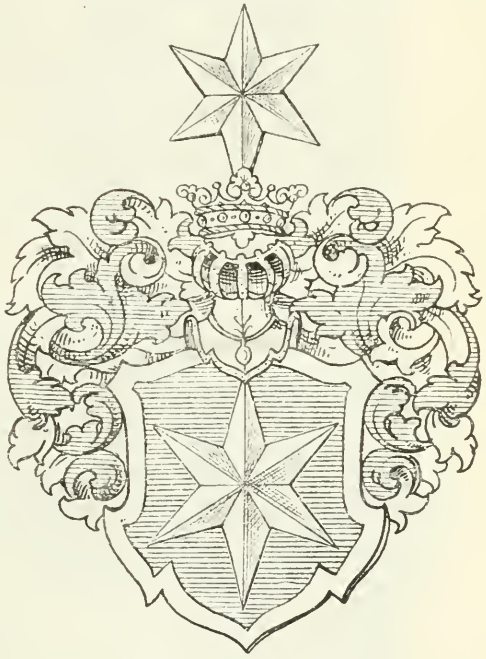


Abb. 154. Goethes Wappen.

Unter allen Frauen des Hofes fühlte sich Goethe von Anfang an am meisten zu **Charlotte von Stein** hingezogen. Sie war die Gattin des Oberstallmeisters und Hofdame, 33 Jahre alt, als der 26jährige Goethe sie kennen lernte, und bereits Mutter von sieben Kindern, eine zierliche, anmutige Erscheinung, eine unterrichtete, strebsame Frau. Goethes Briefe an sie aus den Jahren 1776—1826 liegen gedruckt vor; aus den Steinschen Familienpapieren hat Düntzer Charlottes Lebensbild zusammengestellt. Herman Grimm hat den Versuch gemacht, Goethes und Charlottes Verhältnis als „eine hingebende Freundschaft edelster Art" darzustellen. Die zahllosen Briefe, bald kurze Billets, bald längere Briefe, ja Tagebuchblätter, widersprechen dem aber entschieden, wenn sie

Charlotte v. Stein.

anderseits auch nicht die schweren Beschuldigungen rechtfertigen, welche von manchen Seiten daraus gefolgert worden sind. Es spricht sich darin eine tiefe, leidenschaftlich in Goethes Herz kochende und gärende Liebe zu der geistreichen und anmutigen Frau aus, die er für einen „schönen Talisman seines Lebens“ erklärt, und selbst Grimm gibt zu, daß „zu Anfang ihn, vielleicht auch sie das unklare Gefühl beherrschte, als sei es möglich, daß sich irgendwie eine Form finden lasse für eine Vereinigung.“ Ein derartiges, zehn Jahre dauerndes Verhältnis zu einer verheirateten Frau, wenn auch von dieser in strengen Schranken gehalten und von dem Ehemann geduldet, hat immer etwas Verletzendes, obgleich es sich aus der rücksichtslosen Ungebundenheit der damaligen Zeit verstehen läßt. Mit den Jahren klärte sich — unter manchen Wandelungen, ja vorübergehendem Bruch — die heiße Liebe zu rücksichtsvoller Neigung und Freundschaft ab, und so blieb es, als sie 1793 Witwe wurde, bis an ihren Tod im J. 1827. Ein Geständnis über dieses Verhältnis findet sich in seinen Werken nirgends, und es wäre vielleicht besser gewesen, auch seine Briefe an sie ruhen zu lassen. Dennoch würde uns damit eines der wichtigsten Dokumente zum Verständnis Goethes verloren gegangen sein. Diese merkwürdigen Briefe spiegeln die leisesten Stimmungen des Dichterherzens ab. Aber auch sein äußeres Leben tritt uns daraus entgegen; durch den Zauber der Goetheschen Beschreibungskunst kennen wir sein „liebes Gartenhäuschen“ am Park, als hätten wir selbst darin gelebt — wir sehen die Trauben, für die er Einsenker aus der Heimat hatte kommen lassen, am Fenster sich ranken, die jung im Garten gepflanzten Bäume ihre ersten Zweige allmählich zu Ästen entwickeln. Wir sehen ihn da ein- und ausgehen, mit dem Herzog stundenlang diskutieren, auch gelegentlich mit ihm und der Herzogin Biersuppe und kaltes Fleisch als Mittagsmahl einnehmen, nachts im Mantel davor im Freien schlafen und von Zeit zu Zeit erwachend nach den Sternen über sich sehen. Wer Thüringen kennen und lieben lernen will, lese diese Briefe: kaum ein bedeutender Punkt dieses schönen Stückes deutscher Erde dürfte zu finden sein, der nicht in denselben, von Goethes Meisterhand geschildert, vorkäme. Aber auch alles, was Goethe von Dichterwerken in diesen zehn Jahren hervorgebracht, „verdankt mittel- oder unmittelbar diesem Verhältnis seinen Ursprung.“ Seine „liebe Besänftigerin,“ die zugleich seine „stete Treiberin“ war, wird Tag für Tag von dem Fortgang seiner großen Dramen und Romane, wie von den kleineren Hofdichtungen unterrichtet; und manche köstliche Perle der lyrischen Poesie Goethes wird uns aus den Briefen an Charlotte von Stein erst recht verständlich.

Abb. 155. Frau von Stein. Nach einem Stiche des von ihr selbst 1790 zwischen zwei Spiegeln gezeichneten Bildes.

In Weimar waren seit Mitte des Jahrhunderts die besten Schauspielergesellschaften

aufgetreten; als Goethe hinkam, fand er das Theater mit dem Schlosse niedergebrannt und bemühte sich nun mit dem Herzog um das fürstliche Gesellschaftstheater, das einstweilen an die Stelle des größeren Instituts treten mußte. Auf dieser „Liebhaberbühne“ kamen meist nur kleine Stücke, Lust- und Singspiele, „flüchtige Tagesware“ zur Aufführung, die Herzogin-Mutter, der Herzog, Prinz Constantin, Goethe, Musäus Hofdichtungen.

Abb. 156. Herzogin Amalia von Weimar. Nach dem Bildnisse von Angelika Kauffmann.

waren unter den Darstellern; das übrige mußten Hofbeamte, Kavaliere, Militärs, Hofdamen und Pagen übernehmen. Diese vornehme Theatergesellschaft spielte meist in Weimar selbst, zog aber auch umher nach den benachbarten Schlössern, Ettersburg, Tiefurt, Belvedere, ja sogar nach Jena, Dornburg und Ilmenau. Am liebsten wurde im Freien gespielt. Goethe war die Seele des Ganzen; er dirigierte, leitete das Einstudieren und die Proben und spielte humoristische, wie ernste Rollen gleich vortrefflich. Seine Erfahrungen in dieser Thätigkeit hat er im „Wilhelm Meister“ niedergelegt, dessen Anfänge

in diese Zeit fallen. Zur Aufführung kamen — außer älteren Stücken, wie die „Laune des Verliebten," „die Mitschuldigen" „Stella," „Claudine von Villa Bella" — zahlreiche Gelegenheitsstücke von ihm, die zum Teil ihren Reiz durch Beziehungen auf das damalige Weimar hatten, und die uns jetzt mehr oder minder unverständlich und ungenießbar sind.

Lila.

So dichtete er für den Geburtstag der Herzogin Luise das kleine Singspiel „Lila," das, ganz auf Musik und die Erfindungen des Balletmeisters angelegt, später mehrfach von ihm überarbeitet wurde. Für denselben Zweck war die Operette „Jery und Bätely," eine Frucht der Schweizer Reise, die Goethe im Spätjahr 1779 mit dem

Abb. 157. Abendkreis der Herzogin Amalia. Nach einer gleichzeitigen Aquarelle von J. M. Kraus.
H. Meyer. Goethe. Einsiedel. Amalia. Herder.

Herzog machte, bestimmt. — Zu Tiefurt an der Ilm wurde unter freiem Himmel „die Fischerin" aufgeführt, worin Goethe früher gedichtete Lieder und Romanzen zusammenfaßte; der berühmte „Erlkönig" eröffnete das Spiel, das nicht besonders ansprach, so daß Goethe es müde wurde, der „Großmeister der Affen" zu sein, und erst zwei Jahre darauf eine neue Operette in italienischem Geschmack folgen ließ, „Scherz, List und Rache," die aber noch geringeren Erfolg hatte. Vor und zwischen diesen Stücken liegen einige andere kleine humoristische und zum Teil tendenziöse Dichtungen, von denen „der Triumph der Empfindsamkeit" das erwähnenswerteste ist. Diese „Tollheit," wie Goethe Charlotten schrieb, „so grob und toll als möglich erfunden", wurde am Geburtstage der Herzogin unter dem Titel „Die geflickte Braut" aufgeführt; sie verspottet in karikiert übertriebener Weise die Empfindsamkeitskrankheit und ihre Erzeugnisse, den „Werther" mit eingeschlossen.

Lieder.

Zwischen diese ausgelassenen Klänge tönte eine Reihe Lieder, die sich meist auf Charlotte von Stein beziehen, wie „Rastlose Liebe" „Wanderers Nachtlied" („Der du von dem Himmel bist" — am 12. Febr. 1776 „am Hange des Ettersberges" niedergeschrieben und Charlotten zugesandt) „Ein gleiches" („Über allen Gipfeln" — am 7. Sept. 1783 mit Bleistift an die Wand eines 1870 niedergebrannten Bretter-

häuschens auf dem Gickelhahn bei Ilmenau geschrieben) — „An Lida“ — „Zueignung“ (das später zum Eingang der Goetheschen Gedichtsammlung erschien, ursprünglich aber Charlotten gewidmet war) u. a., in denen nachweisbar eigene Herzenserfahrungen sich abspiegeln und die doch mit wunderbarem Zauber es verstehen, das „Augenblickliche zum Dauernden, das individuelle Gefühl zum Gefühl aller zu machen, ohne dem einen etwas zu nehmen oder dem andern etwas hinzuzufügen.“ Auch die Lieder voll tiefer Sehnsucht im „Wilhelm Meister“, „Nur wer die Sehnsucht kennt,“ und das tiefergreifende „Wer nie sein Brot mit Thränen aß,“ gehören bereits dieser Zeit an. Ebenso die Balladen „Der Fischer,“ „der Sänger,“ „das Blümchen Wunderschön“ und die Oden „Grenzen der Menschheit“ und „das Göttliche.“

Abb. 158. Goethe im 30. Lebensjahre. Von Max gemalt 1779. Im Besitze der Familie v. Cotta.

Die größten Werke seiner Muse beschäftigten außerdem den Dichter unablässig, ohne doch unter dem mancherlei Unbefriedigenden, was ihn in dieser Zeit hemmte und einengte, zu ihrer Vollendung ausreifen zu können. So Tasso, Wilhelm Meister, Egmont und Faust, so vor allem „Iphigenie auf Tauris,“ die im Februar 1779 begonnen, unter der fortwährenden Unruhe der lästigen Geschäfte, Rekrutenaushebungen und Amtsreisen, stetig gefördert, in der damaligen Prosafassung, welche jedoch vielfach den iambischen Rhythmus durchklingen läßt, beendet und am 6. April zum erstenmale am Hofe aufgeführt wurde. **Corona Schroeter**, die Schauspielerin und Sängerin, von der mit Unrecht behauptet wird, daß sie Goethe näher gestanden habe als Frau von Stein, mit der er aber wohl eine flüchtige Liebschaft hatte, spielte die Iphigenie, Knebel den Thoas, Seidler, ein Oberkonsistorialsekretär, den Arkas, Prinz Constantin den Pylades, Goethe den Orestes. „Nie werde ich den Eindruck vergessen,“ erzählt Hufeland, „den Goethe als Orest im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Iphigenie machte, man glaubte einen Apoll zu sehen; noch nie erblickte man eine solche Vereinigung körperlicher und geistiger Vollkommenheit und Schönheit als damals in Goethe.“ Der Dichter stand gerade im 30. Lebensjahre; ein kräftiger, breitschulteriger Mann, dem Hitze und Kälte wenig Unterschied machte, der oft Tage lang im Sattel blieb oder nachts im Walde biwakierte, der bei Bällen, Jagden, Schlittenpartien, Feuersbrünsten stets am längsten aushielt. Goethe als Orest.

Erst acht Jahre später in Italien sollte die in Prosa geschriebene und aufgeführte „Iphigenie“ zu der harmonischen Vollendung in Versen gelangen, in der wir sie jetzt fast nur kennen. Im J. 1779 aber war er froh, sie überhaupt zum Abschluß gebracht zu haben — kurz zuvor war ihm die Kriegskommission übertragen worden, und er war mit Geschäften mehr als je überhäuft. Dazu war die „Erziehung“ des Herzogs zur Selbständigkeit seine „stete geräuschlose Sorge.“ Ein Stück dieses Erziehungsplanes war auch die mit dem Fürsten im September im strengsten Inkognito unternommene Reise in die

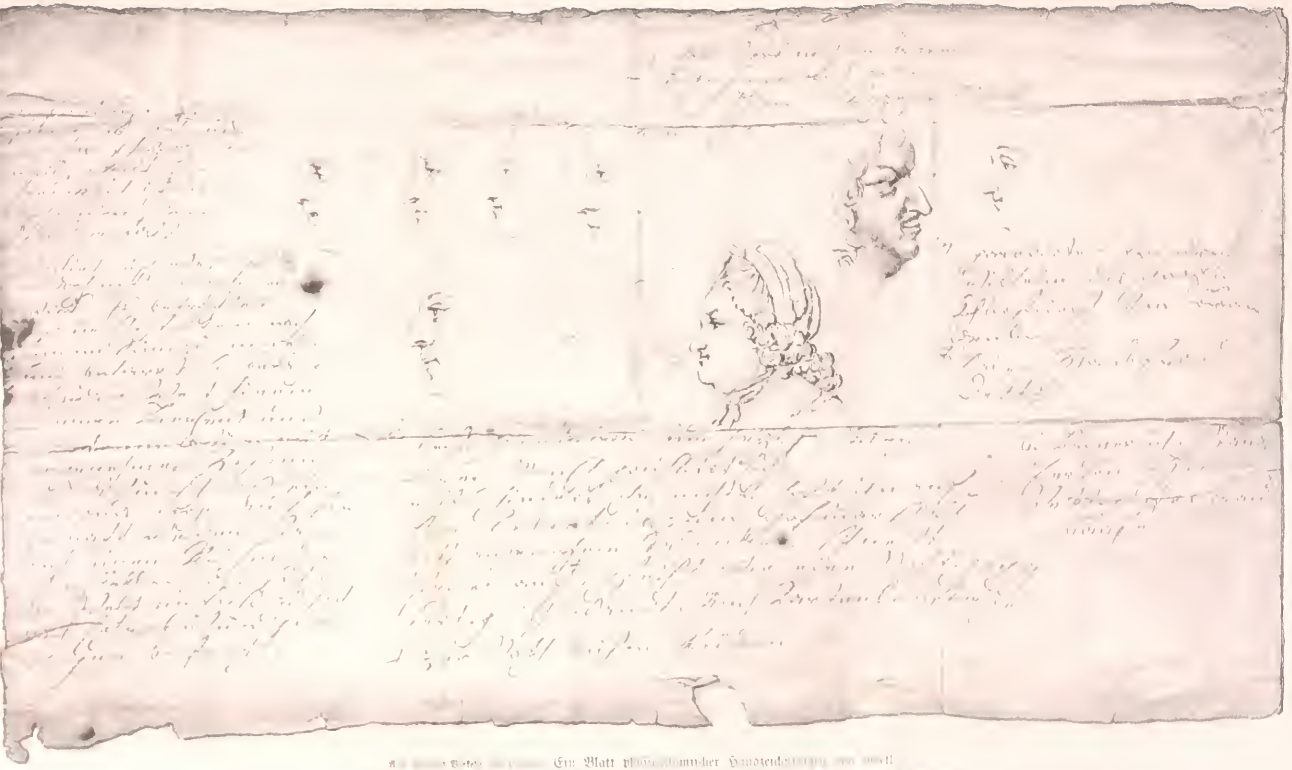
Schweiz. Unterwegs besuchten sie Goethes Eltern am Hirschgraben zu Frankfurt; von Straßburg aus machte Goethe einen Abstecher nach Sessenheim, wo er „gar freundlich und gut aufgenommen" wurde und von wo er ruhigen Herzens schied (vgl. S. 431). Auch Lili sah er glücklich verheiratet; dann besuchte er in Emmendingen trüben Herzens das Grab seiner im Juli 1777 verstorbenen Schwester Cornelia — „ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist," schreibt er wehmütig. Dann ging es in die Schweiz, wo er vor allem Lavater aufsuchte, von dem er damals ganz voll war und den er den „besten, größten, weisesten, innigsten aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne," nannte. Die Beschreibung der ganzen abenteuerlichen Reise nahm Goethe später aus seinen Berichten an Frau von Stein fast unverändert in seine Werke auf. Auf der Rückreise sah er zum erstenmale den damals zwanzigjährigen Schiller als Eleven der Militärakademie. Am 13. Januar 1780 waren die Reisenden wieder in Weimar, von dem Erfolge ihres Ausfluges ebenso befriedigt, wie der sie fröhlich begrüßende Freundeskreis.

Schweizer Reise.

Auch in den nun folgenden Jahren lag es Goethe an, den Herzog zum wirklichen Regenten werden zu lassen; schon äußerlich hob er das im Verkehr mit ihm hervor — der Herzog wird „der allergnädigste Herr", Goethe sein „allerunterthänigster Diener"; das was früher ein befreiendes Aufgeben von leeren Förmlichkeiten gewesen war, wurde mit den Jahren eine unnötige, lästige Spielerei, während die festgehaltene Form nun bei weitem größere Unabhängigkeit gestattete. Am 1. Juni 1782 zog er auch — der zunehmenden Geschäfte wegen — in die Stadt und zwar in das anfangs nur gemietete, ihm später aber vom Großherzog geschenkte Haus auf dem Frauenplan (jetzt „Goetheplatz"), in welchem er sich, wie Wieland sagt, „auf ministerialischem Fuß einzurichten" begann und für den ihm die Herzogin Amalia einen Teil der Möbel machen ließ, „da er so fein artig sei." In dieser, nach damaligem Maßstabe „geräumigen und prächtigen" Wohnung fand er auch Platz für seine Kunst- und Naturaliensammlungen. Nach wie vor aber blieb sein Gartenhäuschen für ihn eine Zuflucht aus dem Stadt- und Hofleben, und er fühlte mehr als je, „daß er diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte."

Nach den „diplomatischen Komödien", die der „Herr Kammerpräsident" als Abgesandter seines Herzogs an den zahlreichen thüringischen Höfen spielen mußte, erlustigte sich Goethe dann in freier Gotteswelt auf der „Steinjagd"; daneben wechselten Mineralogie und Anatomie, Zeichnen und Ätzen, Tuschen und Malen, Numismatik und Botanik bunt bei ihm ab. Oder er flüchtete mit dem zehnjährigen Fritz v. Stein, Charlottes Sohn, den er oft Monate lang bei sich hatte, ihn lehrend, bildend, mit ihm spielend, in den Harz; überhaupt verkehrte er immer gern mit Kindern, und die kleinen Herders und Wielands waren stets willkommene Gäste in seinem Garten. Immer mehr aber fühlte er, daß er „zum Schriftsteller geboren" sei; immer weniger befriedigte ihn sein gegenwärtiges Leben, das ihm zudem noch durch die aufreibende, aussichtslose Liebe zu Frau von Stein vollends vergällt wurde. Im J. 1785 schrieb er in einer Art von „autobiographischem Schema" die Worte: „Prüfung meiner Zustände — Was abging — Reise nach Italien vorgesetzt — Aberglaube." — Sein „Aberglaube" bestand darin, daß er meinte, es werde aus dieser Reise nichts werden, wenn irgend jemand vorher darum wisse. Nur mit dem Herzog besprach er seinen allmählich reifenden Plan, rüstete sich sonst aber nur ganz im Verborgenen zu dem Zuge nach dem Lande seiner vieljährigen Sehnsucht, indem er namentlich eifrig Italienisch trieb. Endlich schritt er zur Ausführung seiner Pläne; 1786 im Juli reiste er nach Karlsbad, wo die ganze Weimarsche Gesellschaft versammelt war, auch Frau von Stein und Herders. Nach vollendeter Kur reiste er am 3. September heimlich ab, ohne selbst Frau von Stein, die schon vorher nach Weimar zurückgekehrt war, davon zu unterrichten. Vom Herzog nahm er schriftlich Abschied: „Ich gehe allerlei Mängel zu verbessern und allerlei Lücken auszufüllen: es dringt und zwingt mich, in Gegenden mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden

Fritz v. Stein.



Unternehmung das beste." Als „Herr Müller" kam der Dichter am 9. September über den Brenner; am 14. war er in Verona; am 28. in Venedig. Es war ihm, als ob er in Italien „geboren und erzogen wäre und nur von einer Grönlandsfahrt zurückkäme." Überallhin begleitete ihn seine „Iphigenie." Am 18. Oktober kam er nach Bologna, am 29. nach Rom, von wo er zum erstenmale wieder an Frau von Stein schrieb. Fast zwei Jahre verlebte er in Italien — seine „Italienische Reise" enthält einen ausführlichen Bericht darüber. Italienische Reise.

Unter den Freunden, die sich in Rom um den Dichter sammelten, erwies sich der Maler Joh. Heinr. Wilh. Tischbein (geb. 1751 zu Hayna in Kurhessen, † 1829 zu Eutin) als besonders geeignet, sein Führer zu werden. Goethes Briefe sind lange Zeit seines Ruhmes voll, und obwohl weiterhin eine vorübergehende Entfremdung zwischen ihm Tischbein.

Abb. 159. Goethe in der römischen Campagna. Nach dem Originalgemälde von Joh. Heinr. Wilh. Tischbein (1787) in der Güntersburg bei Frankfurt a/M.

und dem Maler eintrat, ist doch das Freundschaftsband nie ganz gelöst, vielmehr im Alter neu geschürzt und gekräftigt worden. Damals aber entstand aus dem täglichen Verkehr der Freunde eines der bedeutendsten Goethebildnisse — „ein wirkliches Gemälde in großem historischen" Stil, wie Zarncke, der erste Kenner auf diesem Gebiet, es nennt. Tischbein hat seinen Freund in einen weißen Mantel gehüllt und malerisch hingestreckt auf den Trümmern eines altrömischen Bauwerkes inmitten der Campagna bei Rom dargestellt: die schönste Erinnerung an des Dichters Aufenthalt in der Siebenhügelstadt.

Bis zum 22. Februar 1787 blieb Goethe in Rom, wo er sich an der Hand Winckelmanns an ein ernstliches Studium der bildenden Kunst machte, auch zeichnete und seine schon mehrmals umgearbeitete „**Iphigenie auf Tauris**" in die reine Versform umschrieb, in der er sie veröffentlicht hat. Am 6. Januar 1787 schrieb er den Freunden in der Heimat, daß sie endlich fertig geworden, und las sie dem römischen Freundeskreise, zu dem Iphigenie.

außer Tischbein Angelika Kauffmann, die Porträtmalerin, Moritz u. a. gehörten, vor. Die Aufnahme war kühl — die Landsleute hatten ein feuriges, stürmendes, an Götz erinnerndes Stück erwartet und fühlten sich enttäuscht — auch die heimischen Freunde, Herder voran, äußerten sich nicht befriedigt; erst die spätere Zeit hat dem Werke die volle Anerkennung verschafft. Es ist lehrreich, Goethes Stück mit dem des griechischen Dramatikers Euripides zu vergleichen, von dem Goethe den Stoff entlehnte. Aber wie hat er ihn umgewandelt!

Euripides' Iphigenie.

Bei Euripides handelt es sich um die Wegführung des heiligen Artemisbildes aus dem Tempel der Göttin bei den Tauriern. Dorthin hatte Artemis die Tochter Agamemnons, Iphigenie, als Priesterin geführt, als der eigene Vater sie zu opfern im Begriff stand, um den Griechen günstige Fahrt nach Troja von den Göttern zu erringen. Von den Ihrigen totgeglaubt und selbst ohne Kunde aus der Heimat, waltet sie nun im fernen Lande des blutigen Amtes, die landenden Fremden nach altem Brauch der Göttin zu opfern, voll Bitterkeit gegen den Vater und voll Rachegedanken wider Menelaus und Helena, um die sie einst selbst hatte geopfert werden sollen. Da landete ihr Bruder Orestes. Auf Apollos Geheiß hat er die Mutter und deren Buhlen ermordet, um den von beiden umgebrachten Vater zu rächen. Um dieses Muttermordes willen verfolgen ihn die Erinnyen Tag und Nacht, aber Apollo hat ihm Lösung des Fluches versprochen, wenn er das Bild der Artemis, die wider ihren Willen in dem barbarischen Lande zu Taurien verehrt wurde, aus dem dortigen Tempel entwendete. Von Pylades begleitet ist er gekommen, das Geheiß des Gottes zu erfüllen. Von Rinderhirten entdeckt und gefangen genommen, werden sie vor Iphigenie, die Hüterin desselben Bildes, dessen Raub ihm geboten ist, geführt. Nach längerem Hin- und Herirren erkennen sich die Geschwister; und als nun Iphigenie den Zweck der Fahrt kennen gelernt, willigt sie in gemeinsame Flucht und Entwendung des Bildes durch eine gemeinsam ersonnene List. Thoas, König von Taurien, der arglos seine Einwilligung zur vorgeblich notwendigen Entsühnung des Bildes im Meerwasser gegeben, ist auf das höchste erzürnt, als er den Betrug entdeckt, und schickt sich an, die Fliehenden zu verfolgen. Da erscheint Pallas Athene, hält ihn zurück und verkündet, daß alles nach dem unerforschlichen Ratschluß der Götter also geschehen. Der König fügt sich dem Götterbefehl: „Wer der Götter Ruf vernimmt und ihm Gehorsam weigert, hegt unweisen Sinn," und läßt die Hellenen in ihre Heimat fahren.

Goethes Iphigenie.

Diesen griechischen Stoff hat nun Goethe in der großartigsten Weise verdeutscht oder — um mit Vilmar zu reden — er hat „den Geist des Altertums mit deutschem Leibe umkleidet," so sehr, daß Schiller die Iphigenie „erstaunlich ungriechisch und modern" nannte, während Wieland sie im „Merkur" als ein „altgriechisches Stück" feierte. Überdies ist die antik-heidnische Auffassung und äußerliche Lösung in die aus christlichem Geiste geborene, ethische umgebildet, daher der Hauch des Friedens, der das ganze Stück durchweht. Während in ihrem Hause Sünde auf Sünde sich häuft und Verbrechen und Fluch fortwüten, ist Iphigenie im fremden Lande rein geblieben, hat die barbarischen Skythen von dem blutigen Brauch der Fremdenopfer abgebracht und Segen über das rauhe Land verbreitet. Der König Thoas, durch ihr stilles, edles Walten ergriffen, wirbt um ihre Hand. Bescheiden, aber fest lehnt sie die Werbung ab, und da er weiter in sie dringt, entdeckt sie ihm das Geheimnis ihrer Abkunft aus dem verbrecherischen, den Göttern verhaßten Geschlechte des Tantalus. Der König wiederholt trotzdem seinen Antrag, doch vergebens: die Göttin, die sie rettete, habe allein das Recht auf ihr geweihtes Leben. Da gebietet er ihr, die der Göttin mit Unrecht bisher vorenthaltenen Opfer wieder aufzunehmen: zwei Fremde, die in den Höhlen des Ufers versteckt gefunden, sollen als die ersten wieder getötet werden. Thoas sendet sie zu ihr — es sind Orest und Pylades. Unter angenommenem Namen stellt sich der letztere ihr vor und erzählt auf ihr Befragen von Trojas Fall, von so vieler edler Helden Tod, von dem grausen Schicksal ihres eigenen elterlichen Hauses, ohne zu ahnen, wer sie ist. Orest sei sein von den Furien um eines Mordes willen verfolgter Bruder, dem Apollo zur Sühne befohlen habe „im Tempel

seiner Schwester der Hilfe segensvolle Hand zu erwarten." Orest vervollständigt den Bericht des Freundes, aber es widersteht ihm, das lügenhafte Gewebe desselben aufrecht zu erhalten — er nennt sich selbst als den Muttermörder:

„Ich bin Orest! und dieses schuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube sich und sucht den Tod;
In jeglicher Gestalt sei er willkommen – "

Als nun Iphigenie sich ihm als seine Schwester zu erkennen gibt, entsetzt er sich — die Schwester ist ja die Priesterin, die durch das Opfer des eigenen Bruders das entsetzliche Schicksal der Atriden vollenden soll. Nachdem er die geliebte Schwester aufgeregt gebeten, den Stahl ihm ins schuldbeladene Herz zu stoßen, sinkt er in Ermattung nieder. Aber mit seinem reuevollen Schuldbekenntnis ist auch der Fluch gesühnt und Friede über ihn gekommen — als die Schwester mit dem Freunde zu ihm zurückkehrt, haben die Furien ihn verlassen:

„Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen."

Pylades drängt zum Aufbruch; eine List soll ihnen helfen, das Skythenland zu verlassen. Iphigenie läßt sich bewegen, den König zu täuschen, indem sie ihm sagt, das Bild der Göttin sei durch einen Wahnsinnsausbruch des von den Furien verfolgten Fremdlings entweiht und müsse im Meereswasser gebadet und gesühnt werden, ehe das Opfer vollzogen werden könne. Diesen Augenblick wollen die Drei dann benützen, auf das hinter einem Vorsprung verborgene Schiff sich zu retten und mit dem Götterbilde in die Heimat zurückzufahren. Darüber aber ist ihr Geist trübe und unruhig geworden; sie bricht in die schmerzliche Klage aus:

„O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen — —"

Dennoch spricht sie die Lüge gegen des Königs Diener Arkas aus, wird aber durch dessen Entgegnung noch tiefer erregt — Pylades weiß sie von der Unerläßlichkeit seines Planes zu überzeugen — ihre Seele kämpft gewaltig, beinahe verfällt sie dem alten Trotz ihres Hauses wider die Gottheit. Noch herb und hart tritt sie dem zürnenden König gegenüber, der den Betrug ahnt; endlich überwindet sie sich selbst, gibt der Wahrheit die Ehre und bekennt in demütiger, reinster Offenheit ihre Schuld. Thoas, gerührt, überwältigt, wird vollends umgestimmt, als Orest nun mit hell erleuchtetem Auge den wahren Sinn des Apollowortes erkennt: unter der Schwester, die Orest von Tauriens Ufer nach Griechenland bringen soll, um den Fluch zu sühnen, hat der Gott nicht seine eigene Schwester, sondern Orests Schwester Iphigenie gemeint. So läßt denn Thoas die Dreie in die Heimat ziehen; Iphigenies edles, reines Wesen hat ihn besiegt, ihr mild versöhnendes Abschiedswort nötigt ihm sogar ein „Lebt wohl" zum Schlusse ab.

Nachdem Goethe noch zu Rom den Karneval angesehen, ging er am 22. Febr. 1787 nach Neapel und Sizilien. Im Juni war er wieder in Rom, wo er sich mit leidenschaftlichem Eifer den Kunststudien hingab und während der heißen Wochen auch den schon zwölf Jahre zuvor in Frankfurt geplanten und in Weimar „vertrödelten" **Egmont** vollendete, ohne ihn aus der Prosaform zu gebundener Rede sich erheben zu lassen.

Egmont.

Egmont, aus einer altadeligen Familie der Niederlande stammend, ein tapferer, verwegener Kriegsheld und Vorkämpfer der Freiheit seines Vaterlandes, für den alle Herzen des Volkes schlagen, nimmt den Kampf gegen Herzog Alba, den finstern, starren, gewaltthätigen Abgesandten Philipps II, mit jugendlicher Begeisterung auf. Von ernsteren Gedanken und Geschäften flüchtet er zu Klärchen, einem Mädchen aus dem Volke, das ihn eben so sehr bewundert wie sie ihn liebt, und das sich durch seine Liebe über jeden Makel erhaben und völlig berechtigt glaubt, mit dem „guten Brakenburg," ihrem treuherzigen Liebhaber, ein ziemlich schlechtes Spiel zu spielen. Durch seine leichtsinnige Sorglosigkeit geht Egmont zu Grunde „voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, wandelt er," wie Schiller in seiner berühmten Rezension in Anlehnung an ein Wort Egmonts selbst (Akt II, Szene 2) sich ausdrückt, „gefährlich wie ein Nachtwandler auf jäher Dachspitze." Unähnlich dem historischen Egmont, der aus Liebe zu seiner Frau und zahlreichen Familie sich in Brüssel zurückhalten ließ, während fast alle seine gleich ihm bedrohten Freunde, wie Oranien u. a., sich durch die Flucht retteten, bleibt er in leichtsinnigem Selbstvertrauen und fällt wehrlos in seines Gegners Schlingen. Alba entlockt ihm Äußerungen, die als Verletzung des Gehorsams gegen den König gedeutet werden können. Egmont tritt ein für die verbrieften Rechte der Provinzen, mit deren Aufhebung Alba gerade betraut ist. Am Schluß der Unterredung wird Egmont verhaftet, schuldig gesprochen und hingerichtet. Eine Anstrengung der energischen Geliebten Egmonts, das Volk zu seiner Befreiung anzustacheln, mißlingt. Vor seinem Tode erscheint ihm im Gefängnis die Gestalt Klärchens, die vorher Gift genommen, auf einer Wolke schwebend, im Traum als Göttin der Freiheit und verkündet ihm den Sieg seines Vaterlandes in dem Kampfe, als dessen erstes Opfer er falle, — mit einer Siegessymphonie schließt das Stück. Einen „Salto mortale in die Opernwelt" nennt Schiller die Schlußallegorie. Auch sonst ist vom Standpunkt strenger Kritik viel gegen dieses Stück einzuwenden. Es ist kaum ein

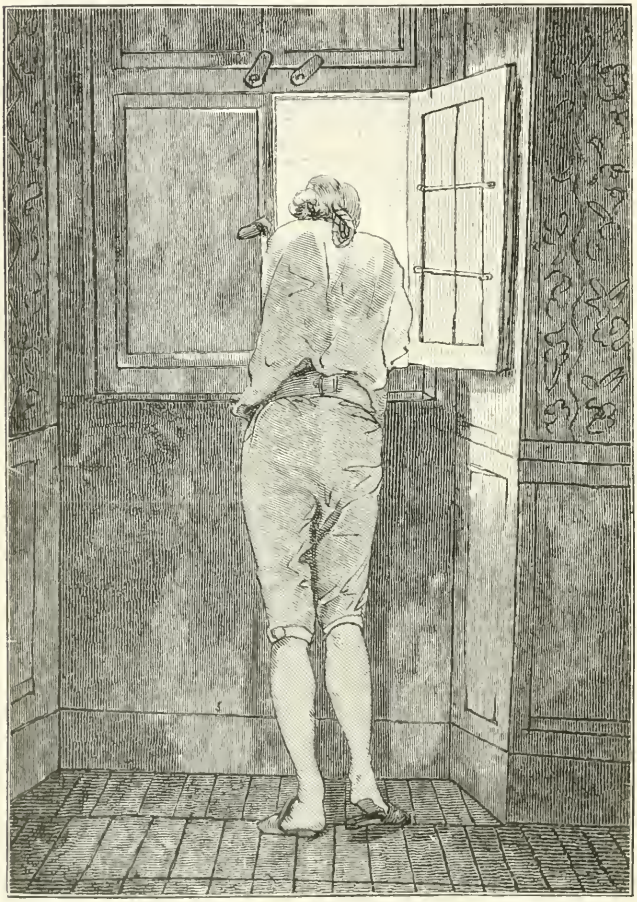


Abb. 160. Goethe am Fenster. Gezeichnet von Tischbein in Rom 1787.

95-8

Goethes Handschrift von „Freudvoll und leidvoll" aus Egmont.
Aus Goethes eigenhändigem Egmontmanuskript auf der K. Bibliothek zu Berlin.

Drama zu nennen — es sind lose aneinander gereihte, zum Teil meisterhaft durchgeführte Szenen, aus denen eine große Zeit uns lebendig entgegentritt und in welche ein Liebesidyll lose hineingewebt ist. Trotz dieser Ausstellungen ist der „Egmont" bis heute ein Liebling des Publikums geblieben.

In Rom.

Neben seinen Kunststudien und den erwähnten Dichtungen arbeitete Goethe in Rom auch am „Tasso" und am „Faust"; fast ein ganzes Jahr blieb er in „der Hauptstadt der Welt," nachdem er seinen Ausflug nach Sizilien vollendet hatte. Das Haus, das er in Rom bewohnte, ist heute vom Municipio mit einer Gedenktafel bezeichnet. Ein anderes Andenken bietet Tischbeins Aquarelle (S. 458), welche Goethe darstellt, wie er in Hemdsärmeln aus dem Fenster in ein Gärtchen hinabblickt, „wo Zitronenbäume in Kübeln standen, die ein alter Weltgeistlicher pflegte." Immer aufs neue verlängerte er seinen Aufenthalt, so sehr auch der Herzog und die Freunde ihn drängten, zurückzukehren. Endlich regte sich doch in ihm die Sehnsucht nach der Heimat; am 22. April 1788 riß er sich mit schwerem Herzen von Rom los.

Rückkehr aus Italien.

Am 18. Juni langte er in Weimar an. Mit allen Ehren wurde er von Hof und Gesellschaft empfangen, die Stellung, die ihm der Herzog für die Zukunft anwies, sagte ihm durchaus zu: es war die eines Freundes ohne andere Pflichten als die, welche er sich selbst auflegen mochte. Schon vor seiner Rückkehr war ein neuer Kammerpräsident ernannt und Goethe die Berechtigung zugesprochen, den Sessionen des Kollegii „von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben würden, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Landesherrn bestimmten Sessel einzunehmen." Trotz alledem konnte der Dichter sich in die deutschen Verhältnisse lange gar nicht wieder einleben — „aus Italien, dem formreichen," schreibt er, „war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heitern Himmel mit einem düstern zu vertauschen." Deutscher Natur, deutscher Kunst, deutschem Leben und Glauben war er völlig entfremdet worden; seine ganze Sehnsucht ging nach Italien zurück, nach südlicher Natur, nach antiker Kunst. Diese Sehnsucht nach Italien sprach er in den „Römischen Elegieen," die durchaus antik gedacht und gedichtet sind, aus; diese Sehnsucht ließ seine ergreifende Tragödie, den „**Tasso**", heranreifen. Schon nach Rom hatte Goethe zwei Akte davon, in poetischer Prosa geschrieben, mitgenommen; nur wenig wurde das Gedicht in Italien gefördert, aber auf dem Heimwege dichtete er daran, „um sich zu betäuben", und vollendete es in Weimar im Jahre 1789. Treten wir dem Stücke etwas näher.

Römische Elegieen.

Tasso.

Torquato Tasso überreicht sein eben vollendetes Epos, „Das befreite Jerusalem", dem Herzog Alphons von Ferrara, an dessen Hofe er lebt. Des Fürsten Schwester Leonore von Este setzt ihm zum Dank einen Lorbeerkranz auf das Haupt. Da tritt Antonio, der Minister des Herzogs, der eben nach glücklich vollendeten Staatsgeschäften aus Rom zurückgekehrt ist, herzu, und als er den Dichter in seinem Ehrenschmuck erblickt, hält er sich darüber auf:

„Mir war es längst bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig ist —"

meint er spöttisch und rückt Tasso die Kühnheit vor, sich neben die großen Dichter der Vorzeit, Vergil und Ariost, zu stellen. Ein Versuch Tassos, durch die Prinzessin angeregt, den Gegner zum Freunde zu gewinnen, mißlingt, ja das Mißverhältnis zwischen beiden steigert sich bis zu solchem Grade, daß der durch Antonios kalte Worte tief gekränkte und gereizte Dichter sich hinreißen läßt, im Palaste seines Fürsten den Degen zu ziehen und den Gehaßten zum Zweikampf zu fordern. Der Fürst, der sie in dieser Stellung überrascht, straft in mildester Form den Dichter wegen des Burgfriedenbruchs, äußert sich aber auch mit Antonio unzufrieden und beauftragt ihn, Tasso den Degen zurückzubringen, ihm in des Fürsten Namen die volle Freiheit wiederzugeben und mit edlen, wahren Worten sein Vertrauen zu gewinnen. Er versucht es; aber Tasso, durch die kurze Entziehung seiner Freiheit krankhaft aufgeregt, fordert als Beweis der Aufrichtigkeit Antonios, daß er

ihm vom Fürsten die Erlaubnis auswirke, Ferrara verlassen zu dürfen. Widerstrebend gesteht es ihm Alphons zu in der Hoffnung, ihn dadurch zu heilen. Huldvoll entläßt er ihn mit den Worten:

„Je eher du zu uns zurückekehrst,
Je schöner wirst du uns willkommen sein."

Durch den Abschiedsschmerz steigert sich aber Tassos Aufregung so sehr, daß er der Prinzessin gegenüber allen inneren Halt, alle Selbstbeherrschung verliert und, statt sich zu verabschieden, ihr seine Liebe gesteht, ja sich so weit vergißt, daß er sie leidenschaftlich in seine Arme drückt. Von der Prinzessin zurückgewiesen, verlassen von allen, bleibt ihm nur der ernste und besonnene Antonio, an dessen festem Wesen er sich aufrichtet und dessen Freundeshand er ergreift:

„Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berstend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf.
Ich fasse dich mit beiden Armen an.
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte."

Der historische Tasso.

In den Hauptzügen entspricht Goethes Tasso dem historischen Urbilde. Im J. 1544 in Sorrent geboren, wurde Tassos früh hervortretendes Dichtertalent von dem kunstsinnigen Hans der Este erkannt und er an den Hof von Ferrara gezogen. Dort besang er in manchem feurigen Liede die beiden Schwestern des Herzogs, ein Liebesverhältnis zu Leonore von Este hat er indes nie gehabt. Wohl aber fühlte er sich ähnlich unbehaglich im Verkehr mit der neidischen Höflingswelt, wie Goethe in Weimar, und das Mißverhältnis zwischen Dichtergeist und Hofgeist trat in beider Dichter Leben ähnlich störend ein. Tasso ging darin zu Grunde — sein krankhaft mißtrauisches Wesen wurde zuletzt zur wirklichen Geistesstörung, und ehe die in Rom vorbereitete Dichterkrönung für den leidlich Geheilten ins Werk gesetzt werden konnte, starb er 1595 im Kloster S. Onofrio in Rom, nahe dem Vatikan, jenseits des Tiber.

Goethe nannte seinen Tasso gegenüber Eckermann einen „gesteigerten Werther," den er gedichtet, „um sich zu befreien." So gehört denn dieses an Handlung arme, an innerem Leben aber reiche und in der Charakterzeichnung unübertroffene dramatische Gedicht auch zu den „Selbstbekenntnissen" Goethes, dessen erste zehn Jahre in Weimar sich darin widerspiegeln. Insbesondere klingt die Liebe Goethes zu Charlotte von Stein leise wehmütig hindurch. In Italien war er, nach seinem eigenen Ausdruck, „von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit allmählich wieder zu frischem Lebensgenuß genesen," er hatte die aufreibende, aussichtslose Neigung zu Charlotten überwunden, aber was sie ihm gewesen, sagt er in den schönen Versen:

„Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit einem Blick in deinen Blick geheilt —"

„Befreit und genesen" war er aus Italien heimgekehrt. Mit warmer Freundschaft, aber doch zurückhaltend trat er Frau von Stein gegenüber; sie konnte dies nicht verstehen und geriet vollends in Zorn, als der Dichter kurze Zeit nach seiner Heimkehr ein neues Verhältnis anknüpfte, das zu einem dauernden, zu einem ehelichen Bunde werden sollte. Am 13. Juli 1788 schloß Goethe eine „Gewissensehe" mit **Christiane Vulpius**, der Schwester des einst berühmten Verfassers des Räuberromans „Rinaldo Rinaldini." Von ihr erzählen die „Römischen Elegieen," von ihr handelt so manches anmutige Gedicht, so die reizende Parabel:

Christiane Vulpius

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
„Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?"

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort:
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Im Park auf dem Spaziergang war sie ihm begegnet mit einer Bitte um Holzunterstützung. Er gewährte die Bitte und nahm die Bittstellerin als Gehilfin für botanische Beschäftigungen in Dienst. Bald danach zog sie zu ihm, und von da an hat sie ganz die Stelle seiner Frau eingenommen, obgleich er erst im Jahre 1806 dem Bunde mit ihr die kirchliche Weihe verleihen ließ.

Die Mamsell.

Die Verbindung mit der „Mamsell" wurde ihm in Weimar sehr übel genommen; am Hofe, wie in der Stadt sprach man geringschätzig von seinen „elenden häuslichen Verhältnissen," während Christiane, deren Bild aus späteren Zeiten von dem „naiven Reiz ihrer Jugend wenig ahnen" ließ, ihm gerade angenehme, häuslich-gesellige Verhältnisse bereitete und auch Mutterwitz genug besaß, um „ein verständig Wort" mit ihm zu wechseln. Frau von Stein fand sich durch sein Verhältnis zu dem „armen Geschöpf" so tief beleidigt, daß sie auf lange Zeit ganz mit ihm brach. Immer mehr schränkte er seine Verbindungen ein — verstimmt und verbittert zog er sich in sein Haus und auf seine wissenschaftlichen Beschäftigungen zurück: neben dem Studium der Pflanzenwelt und der Knochenlehre stellte er optische Versuche und Beobachtungen an, aus denen seine „Farbenlehre" später hervorging. Das dichterische Schaffen trat darüber zurück. Die französische Revolution, die nicht ohne Eindruck auf ihn blieb, ihm aber mehr widrig als furchtbar war, rief ein paar Stücke hervor, so das Lustspiel „Der Groß-Cophta," in dem er die berüchtigte Halsbandgeschichte aus Marie Antoinettes Leben dramatisierte, das aber bei der Aufführung in Weimar „unerträglich gedankenleer und platt" gefunden wurde. Noch weniger gefiel „Der Bürgergeneral," eine einaktige Posse, in der das revolutionäre Maulheldentum in der Person eines ränkevollen Dorfbarbiers verspottet wurde. Diese etwas spöttische Behandlung der Revolution mißfiel allgemein, und das Stück wurde Goethes unwürdig befunden.

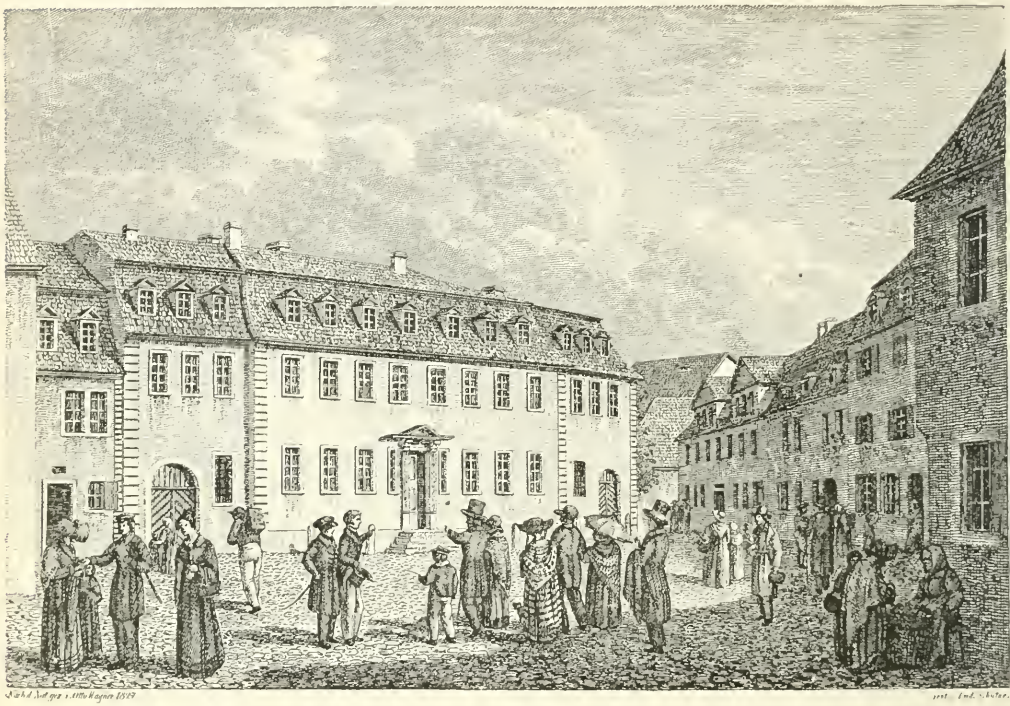
Farbenlehre.

Mitten in diese unbehagliche Zeit fallen dann noch einige Reisen. So fuhr er im Frühling 1790 der aus Italien zurückkehrenden Herzogin-Mutter bis Venedig entgegen: daher stammen die „Venetianischen Epigramme, in denen er „Weimarsche Situationen mit venetianischem Kolorit malte." Als er zurückkehrte, war der Herzog in Schlesien beim preußischen Heer; Goethe folgte ihm dahin; 1792 machte er in des Fürsten Gefolge den preußischen Feldzug gegen die Franzosen mit, den er in der „Campagne in Frankreich" beschrieb. Wichtiger als diese kleinen Schriften war die Bearbeitung des alten Tierepos „**Reinecke Fuchs**," zu der er auch durch die Zeitereignisse angeregt wurde: „ein heiterer Abglanz dieser verdüsterten Periode," wie Goedeke es nennt — „die unheilige Weltbibel," wie Goethe selbst es bezeichnete. Schon in früheren Jahren hatte er das alte Gedicht (vgl. S. 52 ff.) liebgewonnen; 1783 war durch Knebel ein schönes Exemplar desselben in seine Hände gekommen; zehn Jahre später, nach Ludwigs XVI Hinrichtung, nahm er es wieder vor, um „sich von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen." In zwölf Gesängen und in Hexametern, die ihm viel Mühe machten, vollendete er seine Bearbeitung, die, im allgemeinen treu dem Original folgend, doch — nach Jacob Grimms Urteil — „der natürlichen, einfachen Vertrautheit" entbehrt und darin dem alten Epos nachsteht. Das Derbe ist verfeinert, das Ganze höher gestimmt, dagegen sind alle außerhalb des Stoffes liegenden Anspielungen und satirischen Bezüge, wie sie das niederländische Gedicht vielfach enthält, fortgeblieben; „in dem heiter

Venetianische Epigramme.

Reinecke Fuchs.

bewegten Leben der Tierwelt, deren Schmerzen selbst uns noch komisch erscheinen, ist ein lachendes Bild des leidenschaftlichen, ränkevollen Menschentreibens farbenreich ausgeführt." In der neueren Zeit ist durch die trefflichen Zeichnungen Wilhelm Kaulbachs, mit denen das Gedicht 1846 in einer Prachtausgabe erschien, ein erneutes Interesse an dem „Reinecke Fuchs" erweckt worden.



Warum stehen sie davor?
Ist nicht Thüre da und Thor?

Kämen sie getrost herein
Würden wohl empfangen sein.
Goethe 1828

Abb. 161. Goethes Haus auf dem Frauenplan (jetzt Goetheplatz) in Weimar. Gezeichnet von Otto Wagner 1827 gestochen von L. Schütze. Mit Goethes eigenhändiger Unterschrift 1828.

Inzwischen hatte der Herzog seinem Freunde das von ihm bisher bewohnte Haus geschenkt und während ihrer Abwesenheit im Felde (vgl. S. 454) so stattlich ausbauen lassen, wie wir es auf dem obigen Bilde von Wagner erblicken. An dem dreieckig unregelmäßigen kleinen Platze, der damals „Frauenplan" hieß, streckte sich der vornehm aussehende braungelbe Bau mit seiner langen Fensterfront breit aus; eine Anzahl vorübergehender Personen bildeten die Staffage, dagegen fehlte der Brunnen in der Mitte des Platzes, um welchen sich täglich die schwatzenden Mägde versammelten. Darunter hatte Goethe für seine kleine Freundin, Röschen Scharff, der er das Bild mit dem des Gartenhäuschens (S. 448) schickte, eigenhändig die folgenden Zeilen gesetzt:

„Warum stehen sie davor,
Ist nicht Thüre da und Thor?
Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein."

Zurückgekehrt fand Goethe sein Haus fast fertig, doch hatte er noch die Freude, überall die letzte Hand anzulegen und ihm das Gepräge seines Genius aufdrücken zu können. So stammt von ihm die prächtige Treppe, eine angenehme Erinnerung an Italien, obgleich sie für die Verhältnisse des Hauses zu groß ist. Seit dem 4. Juli 1886 ist dieses, seit des Dichters Tode verschlossen gebliebene Haus mit seinen reichlichen Sammlungen den Freunden seiner Dichtung endlich zugänglich geworden.

* * *

In allen diesen Jahren hatte Goethe in Weimar ein fast vereinsamtes Leben geführt. Wieland und Herder hatten sich ihm entfremdet; Schiller, den er 1788 bei seiner Rückkehr aus Italien in Weimar gefunden und als Professor nach Jena gesandt hatte, stieß ihn ab, und sechs Jahre lang gingen die beiden Dichter nebeneinander, ohne sich verstehen, ohne sich vereinigen zu können. Endlich im Frühling des Jahres 1794 traten sie einander näher, und die Zeit „eines neuen Frühlings" brach an. Doch ehe wir ihren Freundschaftsbund und ihr elfjähriges Zusammenwirken betrachten, ist es nötig, **Schiller** selbst in seiner Jugend- und Mannesentwickelung näher ins Auge zu fassen.

Schillers Jugendleben (1759—1784).

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 zu Marbach, einem Städtchen in Württemberg, geboren. Sein Großvater und Urgroßvater waren ehrsame Bäcker gewesen, sein Vater hatte das Badergewerbe erlernt, als Feldscher eines bairischen Kavallerieregiments den österreichischen Erbfolgekrieg mitgemacht, sich dann als Chirurgus in Marbach niedergelassen und dort mit der Tochter des Löwenwirtes Kodweiß verheiratet. Wenige Jahre danach trat er jedoch in württembergischen Militärdienst und war Leutnant, als ihm sein Sohn Friedrich geboren wurde; allmählich stieg er bis zum Hauptmann auf und stand als solcher längere Zeit in Lorch an der Rems, wo sein Sohn den ersten Unterricht von dem Pfarrer Moser erhielt, dem er in den „Räubern" ein Denkmal gesetzt hat. Schillers Heimat.

Die Predigten dieses trefflichen Mannes ebenso sehr wie die täglichen Andachten des frommen Vaters wirkten nachhaltig auf das empfängliche Gemüt des Knaben: des Sohnes „Predigen in unserem Quartier, der Herberge zur Sonne" blieb dem Hauptmann in lebendiger Erinnerung, und er erzählte gern davon, wie man dem Kinde „statt Mantels einen schwarzen Schurz, und statt Überschlages ein Predigt-Lümpchen anthun müssen". So angethan stieg Friedrich auf einen Stuhl, um zu predigen, und konnte sehr böse werden, wenn die kleine, um ihn versammelte Gemeinde nicht aufmerksam zuhörte. Auch hatte er damals den lebhaften Wunsch, einst selbst ein Pfarrer zu werden.

Im J. 1766 zogen Schillers Eltern mit ihrem Sohne und dessen älterer Schwester Christophine (später an den Bibliothekar Reinwald in Gotha verheiratet) nach Ludwigsburg, wo der Knabe die lateinische Schule besuchte. Später sollte er in eine schwäbische Klosterschule kommen, da es sein Lieblingswunsch war, Theologie zu studieren; die dahin zielenden jährlichen Landexamina bestand er mit gutem Erfolge; 1772 wurde er konfirmiert — um dieselbe Zeit schrieb er, wohl durch den Religionsunterricht angeregt, ein Trauerspiel „Die Christen," das aber nicht erhalten ist. Da wurde plötzlich seinen Studien durch den Herzog Karl Eugen eine andere Richtung gegeben. Derselbe hatte nämlich kurz zuvor eine militärische Pflanzschule gegründet, in welcher Söhne von Offizieren vornehmlich zu Militärs, aber auch zu Zivilbeamten, Juristen und Medizinern herangebildet werden sollten. Für dieses neue Steckenpferd seiner Herrscherlaune suchte er nun Zöglinge und forderte auch den Hauptmann Schiller auf, seinen Sohn dorthin zu senden. So ungern dieser einwilligte, er mußte es doch thun; am 17. Januar 1773 trat Friedrich ein, um Jura zu studieren; 1775, als

die „herzogliche Militärakademie“ nach Stuttgart verlegt wurde, vertauschte er die Jura mit der Medizin, die er vielleicht seinem inzwischen erwachten Dichtertrieb nicht so fremdartig hielt. Fast acht Jahre lang, bis zum 17. Dezember 1780, blieb er in dieser Anstalt, die übrigens erst nach seinem Fortgang von Kaiser Joseph als „hohe Karlsschule“ zum Rang einer Universität mit drei Fakultäten erhoben wurde.

Abb. 162. Titelblatt der ersten höchst seltenen Auflage der „Räuber.“ Nach dem Exemplar, welches infolge der Koenigschen Litteraturgeschichte bei einem Lehrer in Schwaben zum Vorschein und in den Besitz der Verlagshandlung gekommen ist.

So wenig diese Anstalt unseren heutigen Anschauungen und Forderungen entspricht, so übertrieben sind doch die über sie noch immer im Schwange gehenden Urteile. Wohl herrschte darin eine strenge, dressurartige Disziplin, aber eine ebensolche herrschte auch auf den sächsischen Fürstenschulen: dazu war der Unterricht nicht schlecht, und die neue Litteratur war so wenig ausgeschlossen, daß Schiller nicht nur Rousseau und Ossian, Goethes Götz und Werther ꝛc. zu lesen bekam, sondern sogar in Goethes „Clavigo“ bei einer von den Zöglingen zum Geburtstag des Herzogs veranstalteten festlichen Aufführung die Titelrolle — übrigens, wie berichtet wird, „abscheulich, kreischend, brüllend“ — in jener Zeit spielte.

Kurz zuvor hatte Schiller den Dichter des „Clavigo“ gesehen, der auf seiner Schweizerreise mit Karl August Stuttgart berührte, und einen großen Eindruck von ihm empfangen. Ein seltsamer Kontrast! Dem zehn Jahre älteren, in vollster Manneskraft und Mannesschöne, von seinem jugendlichen Ruhme noch voll umgebenen Goethe stand der hochaufgeschossene, blasse, rothaarige Jüngling gegenüber, linkisch in seiner Haltung, in eine geschmacklose Uniform gepreßt, aber dennoch sich schon als Dichter fühlend!

Schädlich war auf der Karlsschule allerdings die Dressur zur Servilität. In einer der dienstpflichtlichen Selbstschilderungen, wie sie die Eleven alljährlich einreichen mußten, opferte der fünfzehnjährige Schiller sogar die Liebe zu den Eltern der Schmeichelei für den „fürstlichen Wohlthäter.“ In seiner damaligen Stilübung hieß es: „Dieser Fürst,

welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen!" Übrigens scheint der ja als tyrannisch bekannte Herzog, der den Dichter Schubart (S. 344) nach dem Hohen-Asperg schleppen und jahrelang im Kerker schmachten ließ, dem jungen Schiller wohlgewollt zu haben, und auch dieser hat seinen Fürsten mehr verehrt, als es nach den hochpathetischen, bombastischen Freiheitsausbrüchen, die uns neben jenen servilen Schriftstücken aufbewahrt sind, scheinen sollte. Zum Geburtstage des Fürsten (11. Febr. 1779) verfertigte er aus eigenem Antriebe ein Festspiel. In der „Freundin" des Herzogs, der Reichsgräfin Franziska von Hohenheim, erblickte der junge Dichter damals merkwürdigerweise ein „Ideal der Weiblichkeit." Franziska v. Hohenheim.

Schubart und Klinger waren um jene Zeit Schillers Vorbilder — Sturm und Drang gingen durch seine sämtlichen ersten dichterischen Versuche — eine revolutionäre Stimmung durchglühte sein ganzes Wesen. Vorübergehend hatte er — durch Klopstocks Messias angeregt — an ein Epos gedacht, dessen Held Moses sein sollte; bald aber erkannte er, daß das Drama die Form wäre, in welcher er seinem dichterischen Drange Ausdruck verleihen müsse. Glühende Begeisterung erweckten in ihm Leisewitzens „Julius von Tarent" (S. 367) und Gerstenbergs „Ugolino" (S. 343), nicht minder schwärmte er für Rousseau, dessen Ruhm eines seiner ersten Gedichte verherrlicht. Frühzeitig trug er sich mit allerlei Plänen zu Trauerspielen. Zwei Stoffe, „Der Student von Nassau" und „Cosmus von Medici", schwebten ihm insbesondere vor, und er arbeitete lange daran, ohne sie zu vollenden. Eine Erzählung von Schubart gab ihm endlich den Stoff zu seinem ersten vollendeten Drama. Er war 18 Jahr alt, als er die „Räuber" begann; vollendet wurden sie erst 1780. Bald danach, am 14. Dezbr. 1780, wurde er aus der Akademie entlassen.

Als Medicus ohne Portepee, d. h. als Regimentsfeldscher beim Grenadierregiment Augé in Stuttgart mit 18 Gulden Monatsgage trat Schiller ins praktische Leben, allein er besaß für seinen Beruf wenig Befähigung; glücklicherweise hatte er auch nicht viel zu thun und gab sich deshalb seinen Lieblingsneigungen hin, die ihm aber zunächst ebenso wenig Ruhm wie Gewinn eintrugen. Ja er geriet in Schuldennot, als er sich verleiten ließ, die „**Räuber**" im Sommer 1781 auf eigene Kosten drucken zu lassen. Auf dem Titelblatt dieser ersten Auflage befindet sich eine Vignette, die den Räuber Karl Moor darstellt, wie er beim Anblick seines aus dem Turm hervorgeholten Vaters Rache schwört (S. 464). Das Stück erregte großes Aufsehen und zündete vollends, als der Intendant des Mannheimer Theaters, Heribert v. Dalberg, es — von dem Dichter sehr gekürzt und gemildert — im Januar 1782 auf die Bühne brachte. Schiller war zugegen. Iffland spielte den Franz Moor. Der Erfolg war glänzend.

Rufen wir uns den Inhalt dieses jugendlichen, sturmvollen Stückes ins Gedächtnis.

Der regierende Graf Maximilian von Moor hat zwei Söhne, Karl und Franz. Karl studiert in Leipzig, Franz lebt mit seinem Vater auf dem Schlosse. Karl, der Ältere, eine edle, strebsame, aber ungezügelt und wild vorwärts stürmende Natur, der „vor diesem tintenkleckſenden Jahrhundert ekelt," hat sich auf der Universität zu allerhand tollen Streichen hinreißen lassen, die er seinem Vater in einem reumütigen Schreiben gesteht, um nach empfangener Vergebung heimzukehren und an der Seite seiner geliebten Amalia ein neues Leben anzufangen voll Glück und Frieden. Aber sein Bruder Franz, ebenso häßlichen Leibes, wie häßlicher Seele, der schon längst danach trachtet, Karl aus dem Erstgeburtsrecht, wie aus dem Besitz Amalias zu vertreiben, schmiedet einen falschen Brief, in dem ein Leipziger Geschäftsfreund dem greisen Vater mitteilt, Karl habe eine Reihe gemeiner Verbrechen begangen und werde steckbrieflich verfolgt. Der Greis glaubt alles, und ob sein Herz auch noch schwankt, so weicht er doch endlich den schändlichen Vorstellungen Franzens, ja beauftragt ihn, Karl Die Räuber.

zu schreiben, daß er seine Hand von ihm wende und daß Karl ihm nie mehr vor die Augen kommen solle. Franz führt den Auftrag so aus, daß Karl glaubt, sein Vater habe ihn verflucht und hasse ihn. Er gerät darüber in eine ungemessene Verzweiflung, er ruft wild: „Wenn Blutliebe zur Verräterin, wenn Vaterliebe zur Megäre wird: o so fange Feuer, männliche Gelassenheit! verwilde zum Tiger, sanftmütiges Lamm! und jede Faser recke sich auf zum Grimm und Verderben!“

Eine unbeschreibliche Wut gegen die Menschen erfaßt ihn: „O, ich möchte den Ozean vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen!“ und seine Kameraden, waghalsige Burschen, die aus allerhand Beweggründen mit der Gesellschaft sich überworfen haben, überreden ihn leicht, sie zu einer Räuberbande zu organisieren, andere dazu zu sammeln, ihr Hauptmann zu werden. „Mein Geist dürstet nach Thaten,“ ruft er, „mein Atem nach Freiheit, — Mörder, Räuber! — Mit diesem Worte war das Gesetz unter meine Füße gerollt — Menschen haben Menschheit vor mir verborgen, da ich an Menschheit appellierte, weg denn von mir, Sympathie und menschliche Schonung! — — Kommt, kommt! O, ich will mir eine fürchterliche Zerstreuung machen, es bleibt dabei, ich bin euer Hauptmann!“ Er sammelt seine Bande in den böhmischen Wäldern, hält strenge Mannszucht, stößt die grausam und aus roher Lust Mordenden aus seiner Schar und meint, mit ihr nun die Welt aus den

Abb. 163. Titel und Vorrede der zweigenaue Nachbildung nach dem Exemplar der Verlagsbuchhandlung. Die erste Auflage bis zu 500 Mark bezahlt. Auch die zweite ist nicht häufig; sie wurde für die die Geschicke

Angeln heben zu können; er verfolgt die Lasterhaften, straft die Hochgestellten, die Ehrenstellen und Ämter an die Meistbietenden verkaufen und den trauernden Patrioten von ihrer Thüre stoßen, erwürgt einen Pfaffen mit eigener Hand, weil derselbe „auf offener Kanzel geweint hatte, daß die Inquisition so in Zerfall käme" — kurz, er ist ein „edler Räuber", der die ungerechte Welt mit Schwert und Feuer zu heilen sucht. Inzwischen hat Franz das Maß seiner Greuelthaten auch bis zum Rande gefüllt, seinen unglücklichen Vater in einen abgelegenen Turm gesperrt, um ihn dort verhungern zu lassen, und als alleiniger Herr die Armen geplagt und mißhandelt. Amalia, der er den Glauben beigebracht, daß Karl in der Schlacht gefallen sei, hat aber seinen Bewerbungen widerstanden und ist dem Totgeglaubten treu geblieben. Das erwachende Gewissen und ein unwiderstehliches Heimweh treiben den berühmt gewordenen, allgefürchteten Räuber Moor in seine Heimat — er entdeckt den alten Vater, von dem er erst in vollem Umfange seines Bruders Franz Schändlichkeit erfährt — der Greis stirbt, als sein Befreier sich ihm zu erkennen gibt. Franz erwürgt sich selbst, als die Räuber ins Schloß brechen, um ihn zu fangen und lebend vor seinen Bruder zu führen, Amalia fällt von ihres Geliebten Hand, da die Genossen sie ihm nicht lassen, noch ihn freigeben wollen, er selbst erkennt den Irrtum seiner Wege. Die mißhandelte Ordnung bedarf eines Opfers — er will es sein, er will für sie den Tod erleiden. Er erinnert sich eines „armen Schelmen, der im Taglohn arbeitet und elf lebendige Kinder hat. — Man hat tausend Louisd'or geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert. Dem Mann kann geholfen werden." So geht er hin, sich selbst der strafenden Gerechtigkeit auszuliefern.

Das Stück, ganz aus dem Geist der Sturm- und

Vorrede

zur zwoten Auflage.

Die achthundert Exemplarien der ersten Auflage meiner Räuber sind bälder zerstreut worden, als alle Liebhaber zu dem Stük konnten befriedigt werden. Man unternahm daher eine zwote, die sich von der ersten an Pünklichkeit des Druks, und Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten ausnimmt, die dem feinern Theil des Publikums auffallend gewesen waren. Eine Verbesserung in dem Wesen des Stücks die den Wünschen meiner Freunde und Kritiker entspräche, durfte die Absicht dieser Auflage nicht seyn. Es

ten Auflage der Räuber,

lage (vgl. S. 461) gehört heute zu den großten Seltenheiten und wird Wiedergabe gewählt wegen des interessanten Streiflichts in der Vorrede auf des Buches.)

Charakter der Räuber.

Drangperiode geboren, trägt alle Schwächen und Auswüchse derselben reichlich zur Schau. Niemand hat den vornehmsten Fehler dieses Erstlingswerkes besser und schärfer kritisiert, als Schiller selbst, der ein paar Jahre danach (1784) in der „Rheinischen Thalia“ sich dahin äußerte: „Unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrigen Vermischung der Subordination und des Genius entsprang. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete.“ Alle die unklar gärenden Ideen der Genieperiode konzentrierten sich in den „Räubern“; charakteristisch für diese Grundstimmung war der zornig sich aufbäumende Löwe mit der Inschrift „In tirannos“ (Gegen die Tyrannen), welchen die Titelvignette der zweiten Auflage der Räuber (S. 466) zeigt. Trotz aller Übertreibungen und Ungeheuerlichkeiten ragen sie aber doch weit über die meisten Geniestücke durch ihre äußerst anregende Handlung und wahre Empfindung empor und machen die herrschenden Ideen der Zeit in einer weit durchschlagenderen Weise geltend.

Ungeachtet des großen Beifalls, den die „Räuber“ fanden, und der Aufregung, die dadurch über die Jugend kam — Gymnasiasten verschworen sich, in die böhmischen Wälder zu ziehen, und zahllose Banditenromane schossen ins Kraut — hatte Schillers Landesherr keine Notiz davon genommen. Da erregte eine Stelle, in der Graubünden als die „hohe Schule der Spitzbuben“ bezeichnet war, den Zorn eines Blattes in Chur, das gegen den verleumderischen Komödienschreiber einen heftigen Artikel losließ, der durch einen Übelwollenden in des Herzogs Hände gelangte. Da Schiller nun zudem im Mai 1782 ohne Urlaub nach Mannheim gegangen war, um einer wiederholten Aufführung der

Anthologie

auf das Jahr

1782.

Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko.

Erster Druck von Schillers „Anthologie,“ in welcher zuerst der größte Teil seiner Jugendgedichte erschien. Abb. 161.

„Räuber" beizuwohnen, so strafte ihn der Herzog bei seiner Rückkehr zunächst mit vierzehntägigem Arrest, verbot ihm überhaupt den Verkehr mit dem „Ausland", befahl ihm dann aber auch, „niemals mehr weder Komödie noch sonst so was" zu schreiben. Eine Störung des freundnachbarlichen Verhältnisses zwischen Württemberg und Graubünden mochte von dem gestrengen Herrn befürchtet und den Anlaß zu diesem für Schiller sehr drückenden Verbot gegeben haben. Ein schriftliches Gesuch um Aufhebung desselben wies der Herzog uneröffnet zurück, ja, er verbot es dem Bittsteller überhaupt, sich ferner schriftlich an ihn zu wenden. Da entschloß sich der Dichter zur Flucht; am 19. September hatte er Mannheim glücklich erreicht. Aber was nun? Wohl war es für ihn in jeder Beziehung ein Segen, daß er aus den Stuttgarter Verhältnissen herauskam: seine sittliche Natur drohte darin unterzugehen. Ein Blick in den gleich nach den „Räubern" von ihm anonym herausgegebenen Musenalmanach „Anthologie auf das Jahr 1782" mit einem „aus Tobolsko" datierten Vorwort und einer Widmung an den Tod, „den großmächtigsten Herren alles Fleisches" zeigt, in welch verderblicher Gemütsverfassung er sich damals befand. In einem „Triumphgesang der Hölle" tobt da ein Chor der Teufel aufs gotteslästerlichste; da ergeht er sich in „Leichenphantasien" und in wilden Liebesschwärmereien: Anthologie.

„Ständ' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie.

Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug, der süßen Sympathie."

Auch die „Kindsmörderin" und Schillers früheste Ballade „Graf Eberhard der Greiner" — beide an den Bänkelsängerton erinnernd — erschienen in der Anthologie. Mit Ausnahme einiger weniger fremder Beiträge war alles darin von Schiller, der übrigens seine Jugendlyrik selbst später am schärfsten beurteilt hat, indem er sie „überspannt und von unbändiger Imagination, nicht selten Schlüpfrigkeit mit platonischem Schwulst umschleiert" nennt.

An Schillers „Räuber" wie an Goethes „Götz" lehnten sich die **Ritter-** und **Räuberromane**, zu denen dann noch die **Geisterromane** — durch Schillers „Geisterseher" angeregt — kamen. Die Matadore unter den Verfassern dieser ungeheuerlichen Geschichten waren **Spieß** (1755—1799. „Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers"), **Cramer** (1758 bis 1817), dessen abenteuerliche, rohe und unsaubere Ritter- und Spitzbubengeschichten („Leben und Thaten des edlen Kix von Kaxburg" u. s. w.) sogar von den vornehmen Gesellschaftsschichten gelesen wurden und viele Auflagen erlebten, und **Vulpius** (1763 bis 1827) der Verfasser des Räuberromans „Rinaldo Rinaldini," an dem, nach einer ganz unbegründeten Sage, sein späterer Schwager Goethe sogar Anteil haben sollte. In dieser einst allbewunderten Geschichte steht das häufig gesungene Lied: Räuberromane.

In des Waldes düstern Gründen,
In den Höhlen tief versteckt — ꝛc.

Die „Anthologie" hatte einen sehr geteilten Beifall gefunden. Um so sicherer glaubte Schiller auf sein dramatisches Talent, insbesondere auf den „Fiesko", rechnen zu dürfen, den er nach Mannheim mitbrachte. Allein er sollte eine schwere Enttäuschung erleben. Dalberg war äußerst zurückhaltend, verweigerte jeden Geldvorschuß und gab endlich die kühle Entscheidung, daß der „Fiesko" „nicht brauchbar sei, folglich auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne." „Die Qual erlahme an meinem Stolz!" rief der schwer enttäuschte Dichter und überließ sein neues Werk dem Buchhändler Schwan, der es druckte und elf Louisd'or Honorar dafür zahlte, die zur Tilgung der Wirtshausschuld und zur Reise nach Bauerbach — einem Dörfchen bei Meiningen — notdürftig hinreichten. Dort besaß Frau von Wolzogen, mit deren Sohn er seit der Militärakademie befreundet war, ein Bauerngut, auf dem sie ihm eine Zuflucht anbot. Am 7. Dezember 1782 langte er dort an, „wie ein Schiffbrüchiger," meinte er selbst, „der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat." Schnell lebte er aber auf — der gelegentliche Um- Bauerbach.

gang mit Frau v. Wolzogen und deren sechzehnjähriger Tochter Lotte that ihm wohl; der Bibliothekar Reinwald in Meiningen, sein nachmaliger Schwager, versorgte ihn mit Büchern und besuchte ihn zuweilen. Sonst lebte er ganz einsam unter dem Namen „Ritter", arbeitete fleißig und vollendete die „Luise Millerin"; zugleich brütete er über anderen Plänen und entwarf die ersten Linien zum „Don Carlos," zu dem ihm Reinwald die Quellen herbeischaffte.

Inzwischen hatte Dalberg von dem neuen Stück Kunde erhalten und wandte sich wieder an den Dichter, als ob nichts vorgefallen sei. Nach längeren schriftlichen Verhandlungen ging Schiller Ende Juli 1783 nach Mannheim. Ein Kontrakt kam zustande, nach welchem der Dichter den „Fiesko" und die „Millerin" dem dortigen Theater überlassen und noch ein drittes Stück schreiben sollte; dafür erhielt er jährlich 300 Gulden und die ganze Einnahme einer Vorstellung von jedem seiner Stücke. Am 11. Januar 1784 wurde „**Die Verschwörung des Fiesko zu Genua**, ein republikanisches Trauerspiel," wie das Stück vollständig hieß, in Mannheim aufgeführt.

Inhalt des Fiesko.

Unter Andreas Doria hatte die Republik Genua die Höhe ihrer Macht erreicht. Uneigennützig hatte er nur ihr Bestes im Auge, für sich selbst hatte er alles verschmäht, was die alte Freiheit gefährden konnte, so den Herzogstitel und sogar die Würde eines lebenslänglichen Dogen; anders aber dachte sein unwürdiger Neffe, der rohe Wüstling Gianettino, (dessen Lieblingsfluch „Donner und Doria!"); ihm lag an nichts, als an der Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Wollust. In der ganzen Stadt war er verhaßt; bei Andreas' zunehmendem Alter spielte er den Herrn, wie ihn denn auch der Oheim zu seinem Erben und Nachfolger ersehen hatte; die Rechte der Familie, die Gesetze der Republik verspottete er und trachtete mit allen Kräften danach, die Herzogswürde zu erlangen. Gegen diese Tyrannis der Doria (in der Geschichte wesentlich veranlaßt durch eine von Andreas eingeführte Verfassung, die den Nobili wenig Vorrechte vor den Popolaren ließ) bildete sich eine Verschwörung, zu deren Leiter Fiesko, Graf von Lavagna (Giovanni Luigi de' Fieschi) sich durch die Kraft seines Geistes emporgeschwungen hatte. Seine eigenen ehrgeizigen Pläne wußte er unter der Maske jovialer Harmlosigkeit geschickt zu verbergen; durch großartige Gastfreundschaft und ein immer offenes Haus fesselte er die Nobili an sich, während er das Volk glauben machte, er schwärme für dessen Rechte und Freiheiten. Zu seinem Plane gehörte ein eng vertrauter Umgang mit Gianettino und ein scheinbares Liebesverhältnis mit dessen Schwester, der koketten Gräfin Julia — denn die Doria über seinen wahren Charakter zu täuschen und in falsche Sicherheit zu wiegen galt es vor allem. Insgeheim knüpfte er gleichzeitig Unterhandlungen mit Frankreich und dem französisch gesinnten Hause Farnese an. Unter den Verschworenen ragte Verrina hervor, ein unbeugsamer republikanischer Patriot, dessen Tochter Bertha von Bourgognino, einem Mitverschworenen, geliebt wurde. Da wird Bertha ein Opfer der Gewaltsamkeit Gianettinos: Verrina, außer sich, will sie zuerst töten, verbannt sie aber nur in ein unterirdisches Gewölbe, bis das Verbrechen gerächt sei, um dadurch die Verschwörung vollends zum Ausbruch zu bringen. Die Sturm- und Drangsprache, die in dem ganzen Stück noch mehr als in den „Räubern" vorherrscht, kommt hier aufs ungeheuerlichste zur Geltung. Seiner Tochter ruft er zu, „unterbrochen von Schauern":

„Dein Leben sei das gichterische Wälzen des sterbenden Wurms — der hartnäckige, zermalmende Kampf zwischen Sein und Vergehen! — Dieser Fluch hafte auf dir, bis Gianettino den letzten Odem verröchelt hat. — Wo nicht, so magst du ihn nachschleppen längs der Ewigkeit, bis man ausfindig macht, wo die zwei Enden ihres Ringes ineinander greifen."

Und weiterhin, als er Bourgognino, der am Todestage Gianettinos die Hand Berthas erhalten soll, mitteilt, daß auch Fiesko fallen müsse, weil er nach dem Sturze der Doria „Genuas gefährlichster Tyrann" sein werde, bereitet er ihn darauf mit folgenden Worten vor:

„Folge mir dahin, wo die Verwesung Leichname morsch frißt und der Tod seine schaudernde Tafel hält — dahin, wo das Gewinsel verlorener Seelen Teufel belustigt

und des Jammers undankbare Thränen im durchlöcherten Siebe der Ewigkeit ausrinnen — dahin mein Sohn, wo die Welt ihre Losung ändert und die Gottheit ihr allgütiges Wappen bricht — dort will ich zu dir durch Verzerrungen sprechen, und mit Zähnklappern wirst du hören."

Inzwischen hat auch Fiesko alles zur That des Aufstandes gerüstet. Unter dem Vorgeben, ein Schiff gegen die Korsaren zu rüsten, hat er eine Galeere in den Hafen einlaufen lassen und unter allerlei Vorwänden und in mannigfachen Verkleidungen auswärts gedungene Landtruppen in die Stadt gezogen. Der von Schiller ihm beigegebene Mohr, Muley Hassan, ein Erzschurke, hat sich von Gianettino dingen lassen, seinen Herrn umzubringen, während Julia ihn gewonnen hat, Fieskos Gemahlin Leonore zu vergiften. Der gewandte Graf überlistet ihn aber und begnadigt ihn, um ihn bei dem Aufstande zu benützen und Gianettinos Mordanschlag bekannt werden zu lassen, ja er schenkt ihm noch einmal das Leben, als der schwarze Halunke den ganzen Anschlag dem alten Andreas verraten und von demselben gebunden seinem Herrn zurückgeschickt wird. Trotz des Verrates kommt der Aufstand zur Ausführung — Fieskos Gemahlin wird glänzend an Julia gerächt; in ganzer Liebe ihm nun wieder hingegeben, sucht sie ihn von seinem blutigen Vorhaben zurückzuhalten, und da sie es nicht vermag, legt sie Männerkleidung an und eilt ihm nach. So geschieht es, daß sie von seiner eigenen Hand niedergestoßen wird, da er in unglückseliger Verblendung sie für Gianettino hält, der schon vorher von Berthas Bräutigam getötet ist, ohne daß Fiesko es erfahren hat. Als der Graf seinen Irrtum entdeckt, gerät er in eine entsetzliche Wut; „viehisch um sich hauend" ruft er:

„Tretet zurück, ihr menschlichen Gesichter — Ah, (mit frechem Zähneblecken gen Himmel) hätt' ich nur seinen Weltbau zwischen diesen Zähnen — ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein grinsendes Schensal zu zerkratzen, bis sie aussieht wie mein Schmerz —"

Er faßt sich aber wieder, vollendet sein Werk, erblickt sich endlich am Ziel als — Herzog von Genua: da erreicht ihn Verrinas rächende Hand und stößt den Tyrannen in die Meeresflut. Der Geschichte nach war er „durch einen unglücklichen Zufall am Ziele seiner Wünsche zu Grunde gegangen," indem er im Hafen verunglückte.

Charakter des Fiesko.

Wie schon aus den mitgeteilten Citaten hervorgeht, ist auch der „Fiesko" ganz und gar ein Erzeugnis der Sturm- und Drangperiode; noch mehr beweist das der Stoff. Wie die „Räuber" gegen die verdorbene Welt im allgemeinen, gegen Familie und Kultur, so stürmte „Fiesko" wider die alten konventionellen Staatsformen ungestüm an und vertrat die republikanischen Ideen, von denen das Zeitalter erfüllt war, aufs leidenschaftlichste. Es geschah das in der Anlehnung an bestimmte historische Ereignisse, aber gerade dadurch entstand ein Widerspruch — „der Dichter wollte eine gegen alle Unbill und Eifersucht siegende Revolution schildern, und der geschichtliche Stoff bot nur eine scheiternde und besiegte." In dem dramatisch ja höchst effektvollen Schlußwort Verrinas: „Ich gehe zum Andreas!" spricht sich die völlige Ergebnislosigkeit des ganzen Aufstandes aus. Dieser Widerspruch war so schreiend, daß Schiller sich auf Dalbergs Andringen zu einem andern Schluß für die Mannheimer Bühne bestimmen ließ, in welchem die Republik zum Siege gelangte; Fiesko verleugnet sich selbst, gibt sein ehrgeiziges Ziel daran und ist zufrieden damit, der glücklichste Bürger seines Volkes zu sein. Ungeachtet dieser dem Theaterpublikum gemachten Konzession fand „Fiesko" in Mannheim eine kühle Aufnahme; desto größer war der Erfolg in Berlin, auch in Wien, wo Kaiser Joseph II das Stück eigenhändig für die Darstellung auf dem Theater einrichtete.

Eine viel durchschlagendere Wirkung übte aber Schillers drittes Sturm- und Drangstück „Luise Millerin" oder, wie es Iffland nannte, **„Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel."**

Major Ferdinand von Walter ist von seinem Vater, dem allvermögenden Präsidenten in der Residenz eines deutschen Fürsten, zum Gemahl der verlassenen Geliebten von

Kabale u. Liebe.

Serenissimus, Lady Milford, bestimmt. „Ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling!“ ist des jungen Barons Antwort an diese. Sein Herz hat längst anders gewählt — er liebt Luise Miller, des Stadtmusikus einzige Tochter, und will sie trotz aller Vorurteile seines Standes, trotz aller Intriguen seines Vaters heiraten. Er meint:

„Wer kann den Bund zweier Herzen lösen oder die Töne eines Akkordes auseinanderreißen? — — Laß doch sehen, ob mein Adelsbrief älter ist als der Riß zum unendlichen Weltall, mein Wappen gültiger als die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: Dieses Weib ist für diesen Mann!“

Allein die Liebe erliegt der Kabale. Da der Präsident, ein Mann, der nichts kennt als „Adel und Karriere“ und zur Erreichung seiner ehrgeizigen Pläne vor keiner Schandthat zurückschreckt, seinen Sohn nicht zu freiwilligem Gehorsam bewegen kann, sucht er die Liebenden durch eine boshafte Intrigue zu trennen. Der alte Miller und seine Frau werden auf des Präsidenten Befehl gefangen genommen — der nichtswürdige Sekretär Wurm, eine Kreatur Sr. Exzellenz, versteht es, Luise zu überreden, nach seinem Diktat einen Liebesbrief an den geckenhaften Hofmarschall Kalb zu schreiben, angeblich um dadurch ihre Eltern zu befreien. Der Brief wird in Ferdinands Hände gespielt, der höchst auffälligerweise sogleich in die Falle geht, den Glauben an die Geliebte verliert und sie wie sich selbst durch ein Glas vergifteter Limonade tötet. Sterbend erfährt er die Wahrheit aus dem Munde der vor ihm scheidenden Luise.

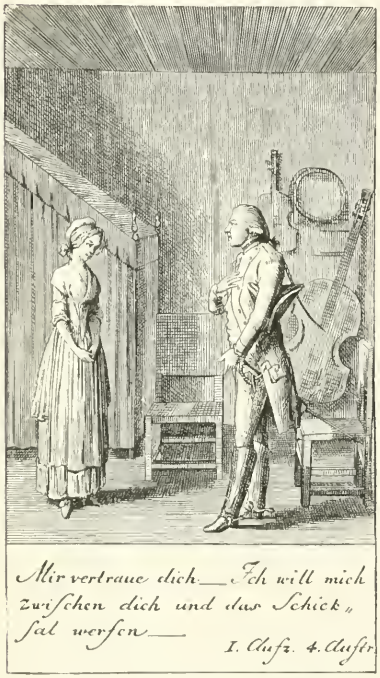


Abb. 165. Aus Chodowieckis Kupfern zu „Kabale und Liebe“ v. J. 1785.

So viel Unwahres und Leeres diese dritte Jugendarbeit Schillers enthält, so schwülstig und hohl pathetisch die Sprache derselben ist, so übertrieben und karikiert darin das Ringen „einer fabelhaften Tugend des Spießbürgertums mit einer eben so fabelhaften Niedertracht der Aristokratie“ sich darstellt — so richtig Goethes vornehmes Urteil ist, daß „dieses Stück mehr Äußerung eines ungewöhnlichen Talentes sei, als daß es von großer Bildungsreife des Autors zeuge“ — ein Fortschritt ist trotz alledem gegen die beiden früheren Stücke darin bemerklich. Die Charakteristik einzelner Personen, wie des Stadtmusikus Miller, ist vortrefflich, die Satire auf die damals in voller Blüte stehende Misere der Kleinstaaterei ist herb, hie und da überzeichnet, aber im wesentlichen getreu.

Charlotte von Kalb.

In die Zeit seines Mannheimer Theaterdichterlebens fällt auch Schillers Bekanntschaft mit der jedenfalls merkwürdigen, mit großer Seelentiefe begabten, aber exzentrischen und haltlosen **Charlotte von Kalb**, geb. Marschalk von Ostheim (geb. 25. Juli 1761). Gerade zu einer Aufführung von „Kabale und Liebe“ kam sie am 8. Mai 1784 in Mannheim an. Mit einem ihr höchst gleichgültigen Manne durch herzlose Verwandte verbunden, sah die 23jährige anmutige Frau in dem Dichter ihr ersehntes Ideal und begrüßte ihn sofort mit dem Auge schwärmerischer Liebe, die eine leidenschaftliche Erwiderung fand. Doch kämpfte Schiller dagegen und verkehrte viel mit Margarete Schwan, der Tochter seines Verlegers, ohne freilich zu einer Entscheidung ihr gegenüber kommen zu können. So spann sich denn das Verhältnis mit Frau von Kalb noch weiter fort und blieb nicht ohne Ein-

fluß auf Schillers Poesie. Das Gedicht „Freigeisterei der Leidenschaft", in welchem er das Recht der Leidenschaft gegen alle beschränkende Satzung behauptet — später zu dem farblosen „Kampf" herabgestimmt — ist ein Erzeugnis jener Zeit ringender Liebe, die sich auch im „Don Carlos" noch wiederspiegelt. Endlich mußte doch geschieden sein — Schiller sah es selbst ein, dazu war er des Verkehrs mit Dalberg und mit den Schauspielern längst überdrüssig geworden, weil er sah, daß seine hochstrebenden Ideale unbegriffen blieben und noch weniger unterstützt wurden.

Rheinische Thalia.

Um seinen Ideen Geltung zu verschaffen, begann er nun ein dramaturgisches Blatt, die „Rheinische Thalia", herauszugeben, in deren erstem Hefte er u. a. die Frage behandelt, was eine gute stehende Schaubühne wirken könne („Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet"); die Bühne wurde darin als eine Ergänzung der Religion und der Gesetze so ideal dargestellt, wie er wohl später es selbst kaum aufrecht erhalten hätte.

Abb. 166. Der jugendliche Schiller. Nach einer Zeichnung seiner Freundin Dora Stock aus dem Jahre 1785.

Noch in demselben Jahre 1784 war es dem Dichter vergönnt, dem Herzog Karl August von Weimar den ersten Akt des „Don Carlos" am Darmstädter Hof, wo derselbe zum Besuch seiner Verwandten sich aufhielt, vorzulesen. Zur Anerkennung erhielt er von Goethes Freunde den Titel eines „Herzoglichen Weimarischen Rates", was ihn mit Begeisterung für „den edelsten von Deutschlands Fürsten und den gefühlvollen Freund der Musen" erfüllte. Um so unerträglicher wurde ihm nun seine Stellung zum Mannheimer Theater, — er sehnte sich hinweg, und das um so mehr, als ihm von anderer Seite her sich neue Bahnen zu öffnen schienen. Im Juni bereits hatte der Dichter eine kostbare Brieftasche mit vier Porträts und begeisterten Zuschriften von einigen Verehrern in Leipzig erhalten; es war das für ihn eine große Ermutigung und Erfrischung gewesen, und es entwickelte sich daraus (merkwürdigerweise erst im Dezember d. J.) ein Briefwechsel, der bald zu einem für Schillers Leben bedeutsamen Freundschaftsbündnis führen sollte. Die Seele des kleinen Kreises, der den Dichter so erfreute, war der Konsistorialrat Chr. Gottfr. **Körner** (geb. 1756 in Leipzig, † zu Berlin 13. Mai 1831), der Vater des Dichters Theodor Körner, zu Dresden. Der Zug zu diesem edlen Manne, der ungeachtet seiner Begeisterung für Schillers Dichtungen doch stets eine aufrichtige Kritik an denselben übte, führte Schiller im April 1785 nach Leipzig, wo ihn Huber, Körners nachheriger Schwager,

Körner.

aufs wärmste empfing. Bald darauf lernte er Körner selbst kennen, der sich mit Rat und That sogleich als sein Freund bewährte. Zu diesem Kreise gehörten ferner die Töchter eines tüchtigen Künstlers, Minna Stock, Körners Braut, welche die Brieftasche gestickt hatte, und ihre Schwester Dora, welche sich selbst und die anderen drei gezeichnet hatte. Ihr verdanken wir auch das umstehende Bildnis Schillers aus der Leipziger Zeit.

Schillers zweite Dichterperiode (1785—1794).

In Gohlis.

Bis in den September 1785 wohnte Schiller — von Körner auf das freigebigste in seiner Geldbedrängnis unterstützt — in Gohlis bei Leipzig in einem bescheidenen Häuschen, das heute noch seinen Verehrern gezeigt wird. Dort entstand das sehr überschätzte, etwas phrasenhafte „Lied an die Freude“ (Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium!), das er später selbst für ein „schlechtes Gedicht“ erklärte.

Margarete Schwan.

Von Gohlis aus bewarb er sich auch um Margarete Schwan, die nach der Ansicht seines Vaters eine passende Partie für ihn war. Aber der alte Schwan war anderer Ansicht — ohne Margareten etwas davon zu sagen, gab er dem Dichter eine abschlägige Antwort und begründete dieselbe dadurch, „daß der Charakter seiner Tochter nicht für Schiller passe.“

In Loschwitz.

Endlich trieb ihn die Sehnsucht nach Körner von Leipzig fort — am 11. September fuhr er um Mitternacht mit Extrapost über die Elbbrücke in Dresden ein. Auf dem Körnerschen Weinberge in dem benachbarten Loschwitz lebte er nun vollends auf. Fast zwei volle Jahre verbrachte er dort sehr still und zurückgezogen, in fleißiger Arbeit und in trautem Verkehr mit dem Freunde, unter dessen „maßvollem und nachhaltigem Einflusse,“ wie Vilmar sagt, „eine sehr bedeutende Veränderung mit Schiller vorging, die man fast eine Umwandlung nennen kann: das Formlose, Maßlose, Exzentrische seines bisherigen Lebens verlor sich und schlug bis auf einen gewissen Grad in sein Gegenteil um.“

In Loschwitz wurde auch der „**Don Carlos**“ umgearbeitet und vollendet. Nach Lessings Vorgang im „Nathan“ hatte er dafür die reimlosen Jamben gewählt. Am 13. Juni 1787 schickte er an Schröder in Hamburg das fertige Stück; am 30. August ging es dort zum erstenmal über die Bühne. Dieses Stück, das den Übergang von Schillers Jugenddramen zu den fünf großen Dramen seiner vollendeten Dichterperiode bezeichnet, war aus mancherlei Wandelungen im Laufe von vier Jahren hervorgegangen. In Bauerbach als ein Tendenzstück gegen Pfaffentum und Inquisition, gegen Glaubensdruck und Despotismus entworfen, sollte es in Mannheim ein „Familiengemälde aus dem Hause Philipps II“ werden und war nun schließlich zu einem kosmopolitischen Tendenzdrama ausgestaltet worden. Schiller hat sich selbst sehr eingehend über die daraus hervorgehenden Unebenheiten und Mängel ausgesprochen und namentlich in seinen „Briefen über Don Carlos“ sie zu verteidigen gesucht. Nach seinem eigenen Ausspruch sollte Don Carlos nicht sowohl ein Theaterstück sein, als „eine dramatische Einkleidung zur äußeren Gestaltung seiner Ideen.“ Daher kam die ungeheuerliche Länge des Stückes, aus den verschiedenen Entwürfen aber die Zwiespältigkeit in der Ausführung; in den ersten drei Akten ist Carlos die Hauptperson, in den letzten Marquis Posa und dessen weltbürgerliche Beglückungsideen.

Der Gang des Stückes ist der folgende:

Don Carlos.

Don Carlos (in der Geschichte ein geistig und körperlich verkrüppelter Mensch) liebt seine Stiefmutter, Elisabeth von Valois, die früher für ihn bestimmte Braut (historisch hat ein solches Verhältnis nie stattgefunden, nur war sie das einzige Wesen, dem er Achtung und Zartgefühl bewies). So ist das Familienleben des Hauses nach allen Seiten zerrüttet: der König betrachtet seine Gemahlin, wie seinen Sohn mit Argwohn und Eifersucht — die beiden Liebenden verzehren sich im Groll gegen die Vorsehung und gegen den Mann, der sie unglücklich gemacht hat, und im ohnmächtigen Trachten, aus

dem Konflikte zwischen Leidenschaft und Pflicht einen Ausweg zu finden. Verschärft wird das Bittere ihrer Lage durch den Beichtvater des Königs, Domingo, und den grausamen Herzog Alba, die ihnen auspassen und jede Gelegenheit benützen, den König gegen sie aufzuhetzen. — Da kehrt des Infanten Jugendfreund, Marquis Posa, nach langjähriger Abwesenheit aus Brüssel zurück, dessen Herz für die Befreiung der schmählich unterjochten Niederlande glüht. Er verschafft Don Carlos eine Zusammenkunft mit der Königin, die ihn veranlaßt, seinen Vater um den Oberbefehl der nach Flandern bestimmten Armee zu bitten, um ihn dadurch aus dem müßigen Hinbrüten zu einem thatenvollen Leben emporzuraffen. Doch Philipp weist den Jüngling mit seinem Anliegen ab:

„— Dies Amt
Will einen Mann und keinen Jüngling —
Und Schrecken bändigt die Empörung nur — —
Der Herzog geht nach Flandern —"

Aus seinem dumpfen Schmerz reißt den aufs neue zur Unthätigkeit verurteilten Infanten ein Billet von Damenhand, das ihn zu einem Stelldichein einladet. Er meint, die Königin habe es geschrieben, und ist aufs höchste überrascht und unangenehm enttäuscht, als er die Prinzessin Eboli, eine Hofdame, die ihn seit lange liebt, an Stelle der Erwarteten findet. Er verhehlt seine Gefühle nicht:

„Ich zweifle fast, ob Carlos und die Fürstin
Von Eboli sich je verstehen können,
Wenn Liebe abgehandelt wird —"

erwidert er kühl auf ihre Andeutungen — sie errät, wen er liebt, und beschließt sich zu rächen: „Der König wisse den Betrug!" In Verbindung mit Domingo und Alba vollbringt sie den Verrat, indem sie die Schatulle der Königin erbricht und die an dieselben gerichteten Briefe des Infanten dem Könige mitteilt. Dieser gerät außer sich, kann es nicht glauben, fühlt sich vereinsamt —

„Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorsicht —
Du hast mir viel gegeben. Schenke mir
Jetzt einen Menschen —"

Der Mensch wird gefunden — es ist Marquis Posa, der von nun an in den Vordergrund des Interesses tritt und darin bis zum Schlusse des Stückes bleibt. Der „sonderbare Schwärmer," vor den König gerufen, will keine Gnade, er will die Gesetze genießen, er will nicht Fürstendiener sein, er will den „Käufer nicht betrügen." In langen Reden entwickelt er sodann, was er „als Bürger dieser Welt gedacht," seine weltbürgerlichen Freiheitsideen, seine Träume von Völkerbeglückung. Er ruft dem König zu:

„Lassen Sie
Großmütig, wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen — —
— Geben Sie Gedankenfreiheit."

Den wenig seinem geschichtlichen Urbilde gleichenden König ergreifen die mutigen Worte — er faßt Vertrauen zu dem jungen Mann, nimmt ihn in seine Dienste und gibt ihm eine einflußreiche Stelle bei Hofe, ja er schüttet ihm seine geheimsten Sorgen in betreff seiner Gemahlin aus und beauftragt ihn:

„Erforscht das Herz der Königin. Ich will
Euch Vollmacht geben, sie geheim zu sprechen."

Unangemeldet soll der Marquis künftig vor ihm erscheinen dürfen. Der Mann, der „den Käufer nicht betrügen wollte," läßt sich das alles gefallen, um hinter dem Rücken des Fürsten wider ihn zu intrigieren: Don Carlos soll heimlich nach Flandern gehen und von Brüssel aus in Verbindung mit Egmont und Oranien „den spanischen Thron durch seine Waffen zittern" machen. Die Königin soll den Infanten für diesen Plan begeistern.

Gleichzeitig haftet Posa dem König für seines Sohnes Bleiben, um dessen Entkommen desto sicherer und leichter zu machen. Von da an verwirren sich die Fäden durch Gegenintriguen und Mißverständnisse; Marquis Posa macht von einer ihm erteilten Generalvollmacht Gebrauch — man sieht eigentlich nicht recht, warum — und verhaftet seinen Freund Carlos, und dann — um diesen völlig frei zu machen und von jedem Argwohn zu entlasten — opfert er sich selbst, indem er dem König einen Brief in die Hände zu spielen weiß, der ihn als Verräter erscheinen läßt. Er wird erschossen, aber vergeblich ist seine Aufopferung; auch Carlos geht zu Grunde, von dem König und dem Großinquisitor überrascht, als er von der Königin Abschied nimmt, um zur Befreiung der Niederlande aufzubrechen. Mit dem herzlos kalten Worte:

„Kardinal, ich habe
Das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre!"

übergibt der König den unglücklichen Sohn seinem Henker.

In Weimar.

Im Juli 1787 siedelte Schiller von Dresden nach Weimar über. Mit schmerzbewegtem Herzen riß er sich von seinem Körner los. Der unglückliche Ausgang einer leidenschaftlichen Neigung zu einer herzlosen Kokette, Fräulein Henriette Elisabeth v. Arnim, die ihn in Dresden längere Zeit umstrickt gehalten, trieb ihn von dort hinweg, mehr noch das immer stärker werdende Verlangen nach einer gesicherten Lebensstellung, auf die ihn des Herzogs Karl August wiederholte Ermutigung in Weimar wohl rechnen lassen durfte. Am 21. Juli traf er in der herzoglichen Residenz ein; sie schien leer, der Herzog war im preußischen Lager, Goethe noch in Italien. Auch die regierende Herzogin, die, wie Schiller wußte, seine Dichtungen liebte, war von Weimar entfernt. Mit Herder und Wieland bahnte sich nur langsam ein Verkehr an. Dagegen fand er Charlotte von Kalb, und die Herzogin Amalia „hatte die Galanterie, sie zusammen zu bitten." Mit Charlotte feierte er in Knebels Garten Goethes Geburtstag, mit ihr fuhr er nach Jena, kurz — sie waren täglich beisammen. Ihr schwärmerisches Verhältnis wurde ähnlich dem Goethes zu der Stein in Weimar respektiert, als müsse es so sein. Charlotte, die sich in ihrer Ehe höchst unglücklich fühlte, scheint an eine Scheidung gedacht zu haben, um Schiller heiraten zu können. Zu seinem Heil entging der Dichter noch rechtzeitig dieser Gefahr; er hat es später erkannt, daß der Einfluß dieser Frau auf ihn kein wohlthätiger gewesen sei. Charlotte ist auch die

Abb. 167. Charlotte von Kalb. Gemalt 1785. Das Bildnis befindet sich in ihrer Heimat, Schloß Waltershausen in Thüringen.

„Titanide“ Jean Pauls, den sie zehn Jahre später auf einige Zeit fesselte, der ihr aber, wie vor ihm ihr Hauslehrer Hölderlin, glücklich entschlüpfte. Durch die unredliche Handlungsweise ihres Schwagers kam sie später um ihr ganzes Vermögen und versank in immer tieferes Elend. Als sie 1820 erblindete, erbarmte sich die Prinzessin Marianne von Preußen ihrer und bereitete ihr ein Asyl in einem Mansardenzimmer des königlichen Schlosses zu Berlin, wo sie fast 82 Jahre alt am 12. Mai 1843 starb. — Einen Beitrag zu ihrer Charakteristik hat Emil Palleske durch die Herausgabe ihrer „Gedenkblätter“ geliefert, die in der That das innerste Wesen der unglücklichen Frau treu wiederspiegeln.

Was Schiller von jener unglücklichen Frau rettete, war die Liebe zu einer anderen **Charlotte**, der Tochter der verwitweten Frau von Lengefeld, und die Freundschaft zu Charlottes älterer Schwester Karoline. Flüchtig hatte er die drei Damen schon in Mannheim kennen gelernt. Im Dezember besuchte er seine alte Freundin und Wohlthäterin, Frau von Wolzogen, in Meiningen; mit ihrem Sohne, seinem alten Schulfreunde, ritt er an einem trüben Dezembertage nach Rudolstadt, um die Bekanntschaft mit der Wolzogens nahe verwandten Familie v. Lengefeld zu erneuern. Schiller fühlte sich sofort wohl und frei in dem Kreise dieser liebenswürdigen und geistig angeregten Familie, und es wurde ihm schwer, sich von ihr zu trennen. Im Frühjahr 1788 trat er mit den beiden Schwestern in Briefwechsel; im Mai nahm er, des ungezwungenen Lebens halber, seinen Aufenthalt in Volkstedt, eine halbe Stunde von Rudolstadt. Dort lebte er im vertrautesten Verkehr mit Lengefelds, arbeitete fleißig an der „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“, zu der er durch den „Don Carlos“ geführt worden war, und las den Damen die einzelnen Abschnitte vor, wie sie vollendet waren; auch der Roman „Der Geisterseher“ beschäftigte ihn, aber in dem Maße immer weniger, als er unter dem Einfluß der neuen Eindrücke „ruhiger und klarer, und sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigt ward.“ Im Juli 1788 kam sein Geschichtswerk zum vorläufigen Abschluß; es ist ein Bruchstück geblieben, das mit der Begründung von Albas Herrschaft endigte. Obwohl es von der späteren Geschichtsforschung längst überholt ist, ist doch die Kunst der geschichtlichen Darstellung darin zu bewundern, und sie läßt das Werk noch in unserer Zeit lesenswert erscheinen.

Charlotte v. Lengefeld.

Abfall der Niederlande.

Mit seinen Geschichtsstudien ging Hand in Hand eine Vertiefung in das Altertum, für das ihn Voß' Homerübersetzung neu begeistert hatte. So entstand schon mitten unter den Vorbereitungen seiner niederländischen Geschichte seine Elegie von den **„Göttern Griechenlands“**, die Wieland im „Deutschen Merkur“ zuerst veröffentlichte. Dieses „melancholisch schöne Gedicht,“ wie Wolfgang Menzel es nennt, das den Untergang der heitern griechischen Götterwelt beklagt, bezeichnet einen entschiedenen Bruch mit der christlichen Weltanschauung. Nicht nur Friedrich Stolberg tadelte diese Verirrung, indem er es deutlich aussprach: „Die Poesie kann, wenn sie Poesie sein will, nicht die Unwahrheit im Gegensatz gegen die Wahrheit feiern wollen“ (worauf Schiller — acht Jahre später in den „Xenien“ — mit einer feierlichen Ausstoßung Stolbergs vom Parnaß antwortete), sondern selbst Körner erkannte es in dem Gedichte „Ideen zum Julianus Apostata“ und machte seinen Freund darauf aufmerksam, daß die christliche Religion „nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude ist.“ „Das erste Wunder“, bemerkt er sehr richtig, „das von ihrem Stifter erzählt wird, war, daß er die Gäste bei einer Hochzeit mit Wein versah.“ Freilich hat auch der frömmste Christenglaube aus dem vielangefochtenen Gedicht Wahrheit herausgelesen. Friedrich Perthes schrieb 1822 an Heimroth: „Es liegt etwas tief Ergreifendes für mich in Schillers Göttern Griechenlands; sie geben lebendig den Eindruck wieder, den die zu hölzernem Verstandesmechanismus und langweiligem Unglauben herabgesunkene Zeit auf ein tiefer angelegtes Gemüt macht.“ In ähnlichem Sinne haben sich Röpe u. a. in neuester Zeit darüber geäußert: Schiller habe nur den Gott des Rationalismus, diese Karikatur des christlichen Glaubens,

Götter Griechenlands.

gemeint, und diesem, allerdings im Vergleich mit den antiken Göttern toten, Gott gegenüber habe sein Gefühl ein gewisses Recht. Schiller selbst aber hat diesen Standpunkt nie geltend gemacht, wie es denn auch nachweislich ist, daß er von dem Gott der Offenbarung, den er durch seine fromme Mutter sehr wohl kannte und an den sich auch seine Schwiegermutter standhaft hielt, mit vollem Bewußtsein damals abgefallen war, während die Gedichte seiner letzten vollendeten Kunstperiode dahin strebten, Gott wieder zu erreichen.

Übersetzungen.

Zu jener Zeit lebte Schiller ganz in der Welt der Antike; auf den Wunsch Charlottes übersetzte er die „Iphigenie in Aulis“ und einige Szenen der „Phönicierinnen“ des Euripides; aus seiner damaligen Anschauung ging das Lehrgedicht „Die **Künstler**“ hervor, das, wie er selbst sagt, aus dem Innersten seines Wesens gequollen war. In etwas schwerfälliger Form und verworrener Darstellung will er die Bedeutung der Kunst für die Entwickelung des Menschengeschlechtes zeigen:

Künstler.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.

So ist ihm die Schönheit nur eine Vorstufe der Wahrheit, die Kunst die erste Bildnerin der Menschheit, die Künstler sind die Erzieher derselben. Ihnen ruft er zu:

„Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur;
Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendete Natur.

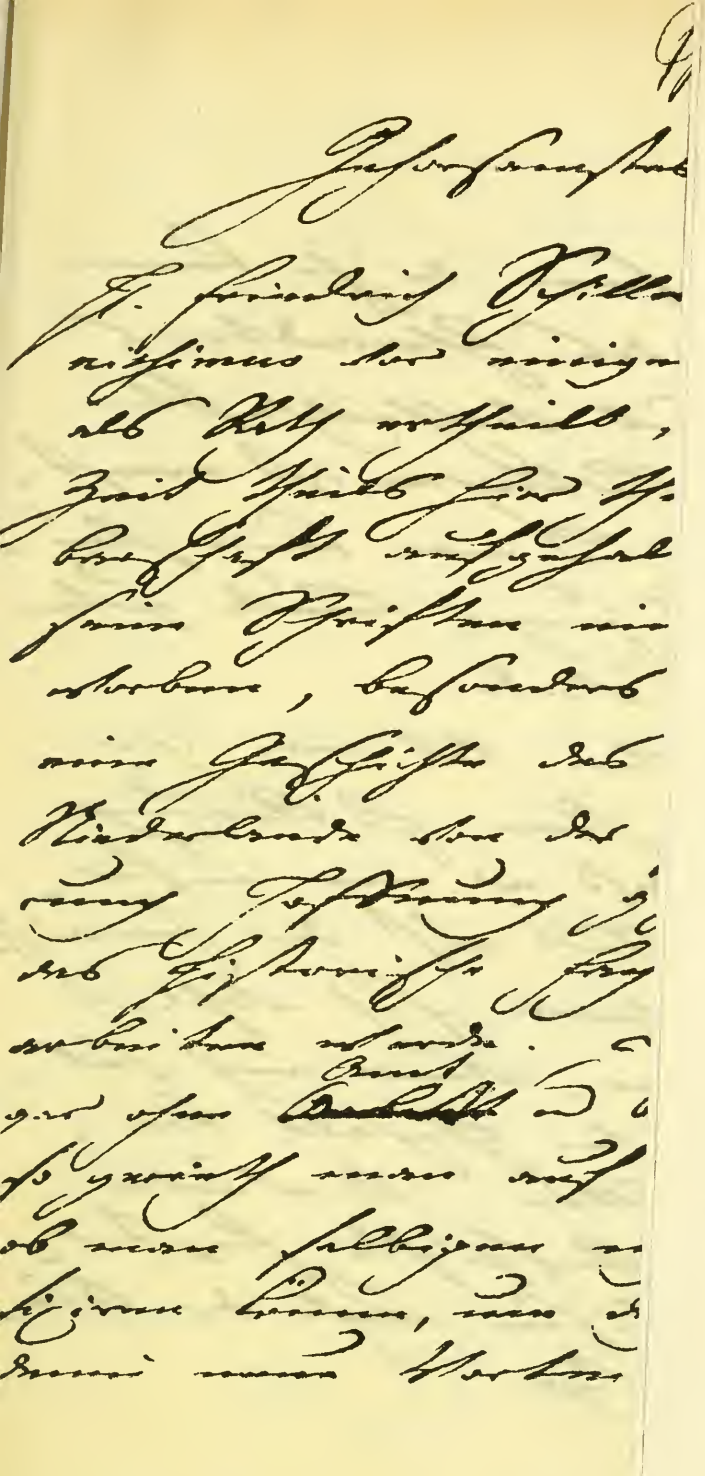
. . . . . .

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben.“

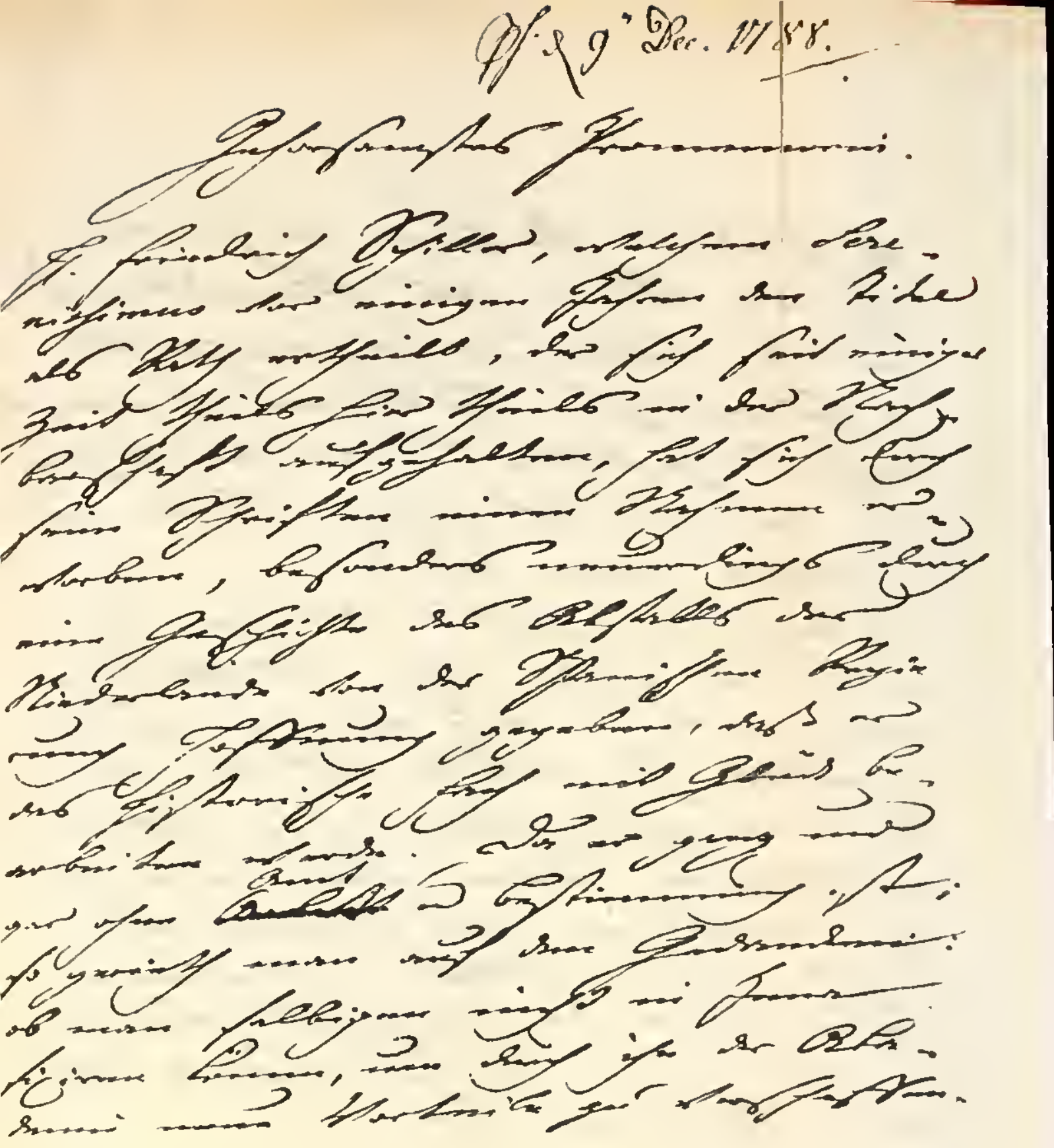
Egmont-Kritik.

Während dieses idyllischen Sommerlebens Schillers war Goethe aus Italien nach Weimar zurückgekehrt. Schiller hatte ihn mit seiner scharfen Egmont-Kritik empfangen — ehe Goethe sie gelesen hatte, kam er zum Besuch nach Rudolstadt, wo ihn die Lengefeldschen Schwestern mit Begeisterung begrüßten und ihm ihren Freund zuführten. Aber die beiden Dichter kamen sich in keiner Weise näher. Schiller fühlte sich durch Goethes äußere Erscheinung enttäuscht, noch mehr durch sein ganzes Wesen und meinte in seinem Berichte an Körner: „Ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir noch jetzt interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang an anders angelegt als das meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.“

Inzwischen kam für Schiller die Zeit des Abschiedes heran; aber als er am 12. November aufbrach, ließ er doch sein Herz im Lengefeldschen Hause — freilich schwankte er noch, zu welcher der beiden Schwestern es sich neige, doch trug Charlotte endlich den Sieg über Karoline (später an Wolzogen vermählt, die Biographin Schillers, † 11. Januar 1847) davon. Bald nach seiner Rückkehr veranlaßte Charlottes Freundin, Frau von Stein, Goethe, der sich damals noch nicht von ihr losgesagt hatte, etwas für Schiller zu thun, und da mittlerweile die Niederländische Geschichte ein gewisses Aufsehen gemacht hatte und in Jena eine Professur erledigt war, schien sich hier die beste Gelegenheit zu bieten, ihm ein Arbeitsfeld und eine feste Stellung zu eröffnen. Goethe befürwortete die Anstellung Schillers in dem höchst charakteristischen „Gehorsamsten Promemoria“ an das Conseil Karl Augusts vom 8. Dezember 1788, welches, bis in die kleinsten Papierfalten und Flecken getreu nachgebildet, aus den Schätzen der Hirzelschen Goethesammlung mit Erlaubnis der sie jetzt besitzenden Leipziger Universitätsbibliothek zum erstenmal in der gegenüberstehenden Beilage veröffentlicht wird.



„Gehorsamstes Promemoria" Goethes an das geheime Consilit
Professor der Geschichte in Jena. Datie
Genaue Nachbildung der in Hirzels Goethesammlung auf der Univ



„Gehorsamstes Promemoria" Goethes an das geheime Consilium Karl Augusts über die Anstellung Schillers als Professor der Geschichte in Jena. Datiert Weimar den 9 Dezember 1788

Genaue Nachbildung der in Hirzels Goethesammlung auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig aufbewahrten Handschrift

B.
478-

Nach längeren Vorverhandlungen (am 15. Dezember 1788 hatte ihm Goethe schon das Reskript aus der Regierung zugeschickt, das ihn anwies, sich auf die Professur einzurichten) wurde Schiller im März 1789 als außerordentlicher Professor — ohne Gehalt — nach Jena berufen zur großen Befriedigung seiner Eltern und der Freundinnen in Rudolstadt. Er selbst fühlte sich sehr unbehaglich dabei: „man hat mich übertölpelt," schrieb er an Körner. „Meine Idee war es immer, aber ich wollte ein paar Jahre zu meiner besseren Vorbereitung verstreichen lassen. In der neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen: mancher Student weiß vielleicht mehr Geschichte als der Herr Professor. Goethe sagt mir zwar: docendo discitur (durch Lehren lernt man), aber die Herren wissen nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist." Auch diese Anstellung brachte keine Annäherung zwischen den beiden Dichtern zu stande: vielmehr nahm die Spannung noch durch allerhand Umstände zu. „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege," schrieb Schiller an Körner, „und erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich so hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!"

Professor Schiller.

Alles Klagen half aber nichts. Schiller mußte nach Jena. Am 11. Mai 1789 siedelte er dahin über, am 26. Mai eröffnete er mit der Antrittsrede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" seine Vorlesungen unter großem Zulaufe (vor fast 500 Studenten), der indes nur zu bald abnahm. Als die Studenten bezahlen sollten, war ihre Begeisterung verflogen: ein Kolleg über römische Geschichte wurde kaum von dreißig Zuhörern besucht, von denen ihn nur zehn bezahlten. Er lebte dabei geistig aus der Hand in den Mund und mußte gewaltig arbeiten, da er täglich eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschreiben mußte, weil er sich auf sein Gedächtnis gar nicht verlassen konnte. Zu dieser Not, die dadurch ihren Stachel erhielt, daß Schiller im Grunde gar keine Neigung zu der akademischen Thätigkeit hatte, kamen kleinliche Plackereien händelsüchtiger Kollegen und die nie aufhörenden Geldsorgen. Ein Lichtpunkt für ihn war das Zusammensein mit den Lengefeldschen Damen in Lauchstädt in den Sommerferien 1789. Hier kam es zu einer Erklärung: Charlotte wurde Schillers Braut. Zunächst ganz im geheimen: erst im Dezember hielt er förmlich um ihre Hand an bei der Mutter, welche ihre Einwilligung erteilte. Um die „Mesalliance" einigermaßen auszugleichen, bat der Dichter dann den Herzog von Meiningen um den Hofratstitel, den er auch erhielt: Karl August aber gab ein weiteres zur Heirat — das Geld, d. h. eine fixe Jahreszulage von 200 Thalern. Schillers Eltern gaben überglücklich ihren Segen zu dem Ehebunde — die sehr bescheidenen Einrichtungen zu dem Hausstande waren bald getroffen; am 22. Februar

Abb. 168. Schillers Gattin Charlotte, geb. von Lengefeld.

1790 wurde Schiller mit seinem Lottchen in der Kirche des Dorfes Wenigen-Jena in aller Stille getraut. Die Ehe war eine sehr glückliche: Charlotte, die ihm vier Kinder gebar, überlebte ihn 21 Jahr lang; sie starb 1826 zu Bonn. Auf ihr Verhältnis wirft ihr von Fielitz u. d. T.: „Schiller und Lotte“ neu herausgegebener Briefwechsel das schönste Licht.

Durch seinen Ehestand im höchsten Grade befriedigt, arbeitete Schiller mit erneuter Lust und Freudigkeit. Neben seinen Kollegien schrieb er für Göschens „historischen Kalender für Damen“ die „**Geschichte des dreißigjährigen Krieges**,“ setzte eine schon früher begonnene Ausgabe der historischen Memoiren fort und lud sich für den folgenden Winter noch drei Kollegien auf. Unter dieser zu starken Anspannung seiner Kräfte brach er schon

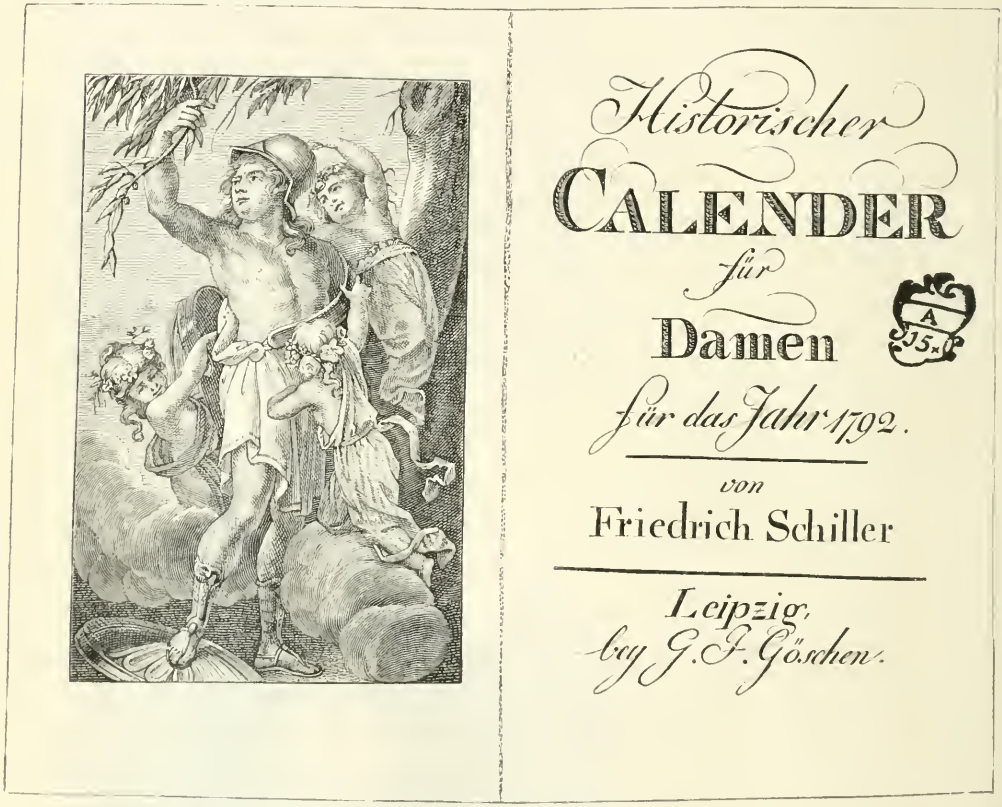


Abb. 169. Titelkupfer und Titel von Schillers historischem Kalender für Damen für das Jahr 1792, in welchem das dritte Buch der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ erschien.

im Winter 1790 zusammen. Bei einem Besuche, den er in den letzten Tagen des Jahres in Erfurt machte, wurde er von einem heftigen Katarrhfieber befallen, das sich im Januar 1791 in Jena mit großer Heftigkeit erneuerte und aus dem sich eine Brustkrankheit entwickelte, die seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete. Aber „wunderbar erhielt sich die Kraft seines Geistes,“ erzählt seine Schwägerin Karoline, „alle leidensfreien Tage waren heiter; er arbeitete und suchte die Gefahr, die er selbst in den ersten Zeiten für dringend hielt, den Seinen zu verbergen.“ Eine Badereise nach Karlsbad schaffte ihm einige Linderung, aber seine Mittel waren dadurch völlig erschöpft. Von Kollegienlesen konnte vorläufig nicht die Rede sein, ebensowenig vermochte er, wie früher,

Jena d

Ich muß dir unverzüglich schreib
mittheilen liebe Körner, das
lang ich lebe, aufs feurigste g
füllet. Ich bin auf lange
Sorgen los, ich habe die läng
des Geistes. Heute erhalt ich
vom Prinzen von Augusten
Schimmelmann die mir a
1000 Rthlr zum Geg
freiheit zu bleiben wo ich
meine Krankheit völlig z
Delikatesse und Feinheit
dieses Anerbieten macht
rühren als das Anerbieten
die Briefe in 8 oder 10 Tag
zwar, daß ich in Kopenh
der Prinz schreibt, daß
seyn wollte, man dazu
dieß geht sobald nicht,
gegen den Herzog von K
noch viele andere Ursachen

480a

Jena den 10. Dec. 91.

Ich muß dir unverzüglich schreiben, ich muß dir meine Freude mittheilen liebe Körner. Das, wornach ich mich schon so lang ich lebe, aufs feurigste gesehnt habe wird jetzt erfüllet. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los, ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalt ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann die mir auf drey Jahre jährlich 1000 Rthlr zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit zu bleiben wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Ueber die Delikatesse und Feinheit mit der der Prinz mir dieses Anerbieten macht könnte mich noch mehr rühren als das Anerbieten selbst. Ich werde dir die Briefe in 8 oder 10 Tagen schicken. Sie wünschen zwar, daß ich in Kopenhagen leben möchte, und der Prinz schreibt, daß wenn ich dann angestellt seyn wollte, man dazu Rath schaffen würde. Aber dieß geht sobald nicht, da meine Verbindlichkeit gegen den Herzog von W. noch zu neu ist, und noch viele andere Ursachen wegen. Aber hinreisen werde ich doch wenn es auch erst in 1 oder 2 Jahren geschieht.

Brief Schillers an Korner (Vater) vom 10. Dezember 1791, in welchem er diesem hocherfreut Mitteilung macht von der ihm zuteil gewordenen Dotation von 1000 Thalern jährlich.

Genaue Nachbildung des Originals im Besitze der Verlagshandlung

480 a 1

an
Herrn Appellationsrath
C. Körner
in
Fr.

auf seine schriftstellerischen Einkünfte sich zu verlassen. Von Körner, in dessen Schuld er noch immer war, mochte er nichts mehr annehmen; was Karl August geben konnte und sofort gab, reichte nicht weit. Da in der größten Not kam unerwartete Hilfe. Durch den dänischen Dichter Jens Baggesen, der Schiller 1790 in Jena gesehen hatte, veranlaßt, bot der Prinz Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg vereint mit dem dänischen Minister, Graf Ernst Schimmelmann, dem Rekonvaleszenten ein jährliches Geschenk von 1000 Thalern auf drei Jahre an, das derselbe mit dankbarem Herzen annahm.

Abb. 170. Schiller in Karlsbad 1791 (im 32. Lebensjahre). Nach einer gleichzeitigen Originalzeichnung seines Freundes, des Malers J. Chr. Reinhard.

Die ihm so vergönnte unabhängige Lage verwertete Schiller zum Studium der kantischen Philosophie, auch nahm er seinen dreißigjährigen Krieg wieder auf, fuhr in der Übertragung von Vergils Äneide fort und sann über eigenen neuen Dichtungen, namentlich dem „Wallenstein," zu dem er auf seiner Badereise in Böhmen manche frische Anregung erhalten hatte. Aus seinen philosophischen Studien, bei denen er immer den sittlichen und ästhetischen Zweck ins Auge faßte, gingen eine Reihe lehrreicher, anregender Aufsätze hervor: über „den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen," über „Anmut und Würde," über „naive und sentimentalische Dichtung," daran reihten sich die „Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen."

Im September 1792 wurde die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" vollendet, ein Werk, das alle Vorzüge, wie alle Mängel des „Abfalls der Niederlande" teilt, das übrigens in unseren Tagen fast nur noch aus den Proben in Lesebüchern, wie der trefflichen Beschreibung der „Eroberung Magdeburgs", bekannt ist. An den Zeitereignissen nahm Schiller regen Anteil, wahrte sich aber für die große Umwälzung in Frankreich von Anfang an einen ruhigen, historisch nüchternen Blick. Umsomehr mußte es ihn überraschen, als er vom Nationalkonvent in Paris den Ehrentitel eines „citoyen français" als „le sieur Gille, publiciste allemand" erhielt. Er wies denselben aber schaudernd zurück, als die Nachricht von Ludwigs XVI Ermordung ihn erreichte. „Ich kann," schrieb er an Körner, „seitdem keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln mich diese Schinderknechte an." Das Diplom gelangte erst im März 1798 durch Campe in seine Hände und wurde, nach genommener beglaubigter Abschrift für seine Kinder, der Weimarischen Bibliothek überlassen. Le sieur Gille.

Nachdem Schiller im Herbste 1792 einen Besuch seiner Mutter und seiner jüngsten Schwester Nanette gehabt hatte, machte er im folgenden Jahre einen langersehnten Besuch in der schwäbischen Heimat. Von Anfang August 1793 bis zur Mitte Mai 1794 hielt er sich dort auf, zuerst in Heilbronn, dann in Ludwigsburg, zuletzt in Stuttgart. Der Herzog, an den er geschrieben, antwortete nicht, war aber so gnädig, öffentlich zu äußern:

„Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignoriert werden." Er starb übrigens, während Schiller in Ludwigsburg verweilte, bereits am 24. Oktober 1793.

In seinem alten Heimatlande wurde dem Dichter auch sein erster Sohn geboren. Die Freude hierüber, wie der Verkehr mit dem Elternhause, dem der siebzigjährige Major Schiller in großer Rüstigkeit vorstand, thaten ihm wohl; dazu kam der Verkehr mit alten und neuen Freunden. Von großer Wichtigkeit für ihn war die mit dem Buch-
Cotta. händler **Johann Friedrich Cotta** angeknüpfte Bekanntschaft, die zu einem dauernden Freundschafts- und Geschäftsverhältnis führte. Mit ihm besprach er den Plan zu einem neuen litterarischen Unternehmen, das alle hervorragenden Schriftsteller heranziehen und zu gemeinsamer Arbeit vereinigen sollte. Cotta ging bereitwillig darauf ein, und seine Anerbietungen übertrafen alles, was bis dahin für deutsche Schriftsteller geschehen war. Um das neue Blatt — die „Horen" sollte es heißen — ins Werk zu setzen, kehrte Schiller im Mai nach Jena zurück. An die ersten Geister der Nation erließ er seine Einladung zur Mitarbeit, vor allem auch an Goethe, mit dem er kurz zuvor einen Gedankenaustausch gehabt hatte, der die Spannung zu heben versprach. Goethe antwortete freudig zustimmend, ja er kam selbst nach Jena, um sich mit Schiller auszusprechen, und von nun an kamen die beiden Männer sich rasch einander näher, wurden innige Freunde und blieben es, bis Schillers Tod den Bund löste.

Goethes und Schillers Zusammenwirken (1794—1805).

Schiller setzte auf das neue Journal, das in Monatsheften erscheinen sollte, große Hoffnungen: „es soll," schrieb er an Körner, „ein epochemachendes Werk sein, und alles,
Die Horen. was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen." In der That wurde die Ankündigung der „**Horen**" unter Schillers Redaktion mit großem Beifall begrüßt — die Zahl der Abonnenten stieg rasch auf 2000. Auch an Zusagen von Mitarbeitern fehlte es nicht, und nie hat ein Journal eine Reihe so glänzender Namen aufzuweisen gehabt wie der Prospekt der „Horen." Da waren nicht nur Engel und Matthisson, Herder, Garve und Knebel, Fritz Jacobi und der alte Gleim, da war das eben aufgehende Brüdergestirn Wilhelm und Alexander von Humboldt, da war neben dem Altmeister Kant der junge Philosoph Fichte, der kurz zuvor seine Vorlesungen in Jena mit der Antrittsrede „über die Würde des Menschen" eröffnet hatte, und noch viele andere. Aber Schiller sollte nur zu bald erfahren, wie wenig auf solche Zusagen zu rechnen ist. Die meisten schickten keine Zeile, andere Unbedeutendes — Goethe gab seine „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", die gegen den Grundsatz des Prospektus: „nicht zu politisieren" verstießen und mit dem etwas frostigen, gegen die französische Revolution gerichteten „Märchen" schlossen, später die „Römischen Elegien", an deren „zu rüstigen Gedanken" selbst Karl August Anstoß nahm, und doch stand „Wohlanständigkeit" und „der stille Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten" als „ausgesprochener Zweck" in Schillers Ankündigung des Blattes vom Dezember 1794. Mit den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes" eröffnete Schiller 1795 sein Blatt, auch sonst erschien ja manches Treffliche im Laufe des Jahres, aber es trat nur zu rasch Ebbe ein; Schiller mußte sich an jüngere Kräfte, wie die Brüder Schlegel, wenden und bald auch die Hilfe der schon damals sehr schreiblustigen Frauen in Anspruch nehmen. Mittelmäßige Romane, die neben besseren, wie Engels „Lorenz Stark" (S. 398) darin überwucherten, drohten dem Blatte vollends den Rest zu geben.

Der bedeutendste Roman der Zeit erschien nicht in Schillers Blatt, sondern sogleich in Buchform; umsomehr forderte er zu unliebsamen Vergleichen auf: es waren „**Wilhelm Meisters Lehrjahre**," die Goethe schon zwanzig Jahre früher entworfen, von denen die ersten sechs Bücher bereits 1785 vor der italienischen Reise geschrieben waren und die 1796 zum Abschluß kamen. Die „stück- und ruckweise" Entstehung dieses Romanes hat der künstlerischen Einheit großen Eintrag gethan; Goethe selbst klagte, „sein Werk entbehre

in jedem Betracht des fließend einheitlichen Gusses," auch schien der Abschluß nur ein vorläufiger und der Fortführung bedürftiger; trotzdem erregte das Werk großes Aufsehen und hatte für die Entwickelung der deutschen Dichtung, ja für die der deutschen Kultur eine durchschlagende Wirkung.

Versuchen wir uns die Hauptzüge dieser „persönlichsten" Dichtung Goethes, die augenscheinlich wieder eigne Erlebnisse abspiegelt, zu vergegenwärtigen.

Wilhelm Meister, der, wie Goethe in einem Briefe an Schiller scherzhaft meint, eigentlich Wilhelm Schüler heißen sollte, der Sohn eines reichen Kaufmannshauses, hat schon als Knabe sich in den Traum der Theaterwelt hineingelebt und in den Gestalten seiner Puppenkomödie ihn ausgebaut. Zum Jüngling herangewachsen spinnt er diese Träumereien fort — die „Philisterei beschränkter Häuslichkeit" stößt ihn ab — „sein Ideal winkt ihm nur in Poesie und Schauspiel." Aber jung und unerfahren, unentwickelt, dabei träg und keiner Energie fähig, verwechselt er die Liebe zu seinem Ideal mit der Liebe zu Marianne, einer leichtfertigen Schauspielerin, die ihre Kunst in wenig würdiger Weise vertritt. Ehe er sich seiner Verirrung bewußt geworden, gelangt er durch seinen Jugendfreund Werner zu einer ganz neuen Anschauung des ihm vom Vater zugedachten Lebensberufes — und lernt verstehen, daß auch der Handel eine ideale Seite hat, die er bisher nur verkannt hat. Diese Lehre wird durch den Schauspieler Melina ergänzt, den Wilhelm auf einer Reise kennen lernt: Melina entwirft ihm ein ergreifendes Bild von dem prosaischen Elend des vagabundierenden Schauspielerlebens, das er bis auf die Hefe durchgekostet hat. Und schließlich wird der so aus seiner Traumwelt aufgestörte Wilhelm vollends enttäuscht, als er den treulosen Verrat Mariannes entdeckt. Er beschließt, der Theaterwelt zu entsagen, gibt sich mit ganzem Ernste, aber ohne innere Freudigkeit und Teilnahme dem täglichen Geschäftsleben hin, und tritt — nach einiger Zeit dieses dumpf entsagenden Treibens — als Reisender für seines Vaters Geschäft eine Fahrt in die Welt an, die wie ein dunkles Rätsel vor ihm liegt. Er hat den ernsten Willen, seinem Berufe zu leben, aber kaum ist er unterwegs, so macht ihn ein von Fabrikarbeitern veranstaltetes Dilettantentheater demselben untreu: von neuem drängt sich ihm die Schauspielkunst als das höchste begehrenswerte Ziel seines Lebens auf, und noch verstärkt wird der Drang, als er bei einer Seiltänzergesellschaft die mißhandelte dreizehnjährige Mignon antrifft, die er von ihrem Quäler loskauft. Gleichzeitig kommt er in Verbindung mit einer bunten Komödiantenbande, unter denen die lockere Philine, der leichtfertige blonde Knabe Friedrich und ein paar andere aus dem Gesindel hervorragende Personen ihn bald anziehen, bald abstoßen. Wilhelms Hang und Drang zum Theater, wie sein unschlüssiger, hin und her schwankender Charakter halten ihn in dieser von Goethe lebenstreu gezeichneten Gesellschaft fest — er vergißt ganz und gar seinen Auftrag, sein Geschäft, seine nächstliegenden Pflichten, kurz er erweist sich, wie durch das ganze Buch hindurch, nicht als der Held, sondern als ein Geschöpf der Ereignisse. So läßt er sich denn auch überreden, Melina, der trotz seiner früheren Schmähreden dem Theater treu geblieben ist und nun als Direktor auftritt, die Mittel zum Ankauf einer Theatergarderobe aus der ihm anvertrauten Kasse vorzuschießen. Nun gehört er gleichsam zu dieser wunderlich zusammengewürfelten Gesellschaft, die in dem geheimnisvollen Harfner noch ein neues Element aufnimmt, das sich ernst und düster von dem bunten Treiben abhebt. Die ihm und Mignon, seinem aus schuldvollem Bunde entsprossenen, frühe geraubten und totgeglaubten Kinde, in den Mund gelegten Lieder: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß" — „Nur wer die Sehnsucht kennt" — „Kennst du das Land?" gehören zu den schönsten und unvergänglichsten Blüten der Goetheschen, ja der deutschen Lyrik überhaupt; es sind „wunderbare Lieder, die nach einer schönen, dunkel geahnten Heimat, wie nach einer ewigen, unirdischen, alles sehnsüchtige Verlangen der Seele wach rufen."

Wilhelm Meisters Lehrjahre. 1. 2. Buch.

Das dritte Buch führt uns in ein gräfliches Schloß, wohin Wilhelm die Schauspielergesellschaft begleitet und so zum erstenmal mit dem Leben der höheren Gesellschaft

3. Buch.

in Berührung kommt. Hier „fing er an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe, als er es sich gedacht. Er sah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe und verwunderte sich, wie einen leichten Anstand sie ihm zu geben wußten." Anderseits sieht er auch genug von den Schattenseiten dieses Lebens, um darin nicht die Verwirklichung seines Ideals zu finden, wenn er auch entschieden geneigt ist, sich „zu der vornehmen Welt empor zu bilden." Ehe er scheidet, erklärt sich noch in einem schwachen Augenblick die Liebe der schönen Gräfin zu ihm, dem auch sie schon längst nicht gleichgültig geblieben ist; sie ruht einen Moment in seinen Armen, bis die diamantene Fassung um das Miniaturbild ihres Gemahls sie empfindlich an ihren Fehltritt erinnert. Mit den Worten: „Fliehen Sie mich, wenn Sie mich lieben!" treibt sie ihn hinweg. Bald darauf verläßt er mit seinen Genossen das gräfliche Schloß und gerät nun — durch den Tod seines Vaters überdem unabhängig geworden — ganz und gar in das Theaterleben hinein.

4. u. 5. Buch.

Das vierte und fünfte Buch stellen eingehend die Bühnenwelt dar. Die breite Schilderung derselben erklärt sich aus dem „fast fieberhaften Drang nach dem Theater, der in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein sehr hervorstechender Zug in der allgemeinen Zeitstimmung" war. „Auf der Bühne wollte man die Poesie der Leidenschaft verwirklichen, deren Verwirklichung das Leben versagte," bemerkt Hettner sehr richtig. So hält denn Wilhelm das Theater mehr als je für die würdigste Lebensaufgabe — aus dem gräflichen Schlosse hat er einen neuen Antrieb dazu noch durch die Bekanntschaft mit Shakespeare erhalten, in dessen Dichtung ihn Jarno, „der kräftige, etwas schonungslose Vertreter des gesunden Menschenverstandes," eingeführt hat. Auf ihrem Wege werden die Reisenden von Räubern überfallen. Wilhelm, der sich mit großem Mute verteidigt, bleibt verwundet und bewußtlos auf dem Platze — die gutmütige Philine und die treue Mignon retten ihn — er selbst glaubt einer neu auftretenden Heldin, der schönen vornehmen „Amazone" (Natalie), die desselben Weges mit ihrem Oheim und einem Arzte kommend, ihn verbinden und pflegen läßt, ausschließlich seine Rettung zu verdanken. Wiederhergestellt reist er zu Serlo, einem befreundeten Schauspieldirektor, in die große Stadt. Hier betritt er selbst die Bühne und setzt eifrig seine Shakespearestudien fort. Was Goethe Wilhelm und seine Kunstgenossen über den „Hamlet" sagen läßt, gehört zu dem Bedeutendsten, das je darüber geschrieben worden. Serlos Schwester Aurelie ist eine Art von Ophelia, die dem geliebten Lothario, der sie verlassen, in schwärmerischer Selbstquälerei nachtrauert.

Nur zu bald aber erkennt Wilhelm, wie seine Ideen von der Wirkung des Theaters mit denen der Schauspieler und des Publikums im stärksten Widerspruch stehen — der Genius seines Lebens ruft ihm zu: „Flieh, Jüngling, flieh!" und er folgt. Sein Abgang von Serlos Bühne wird kaum bemerkt. Schon vorher hat dieselbe mancherlei Wandlungen durchgemacht und ist dem Verfall zugeeilt: Philine ist mit dem mehrerwähnten Friedrich, einem „Jungen aus gutem Hause," dem Bruder der Gräfin, der Amazone (Natalie) und Lotharios, durchgegangen; Aurelie ist nach einer Darstellung der „Emilia Galotti," in der sie die Orsina gespielt, gestorben. Melina arbeitet Serlos Bemühungen um Hebung des dramatischen Geschmackes entgegen, indem er zur vorherrschenden Pflege der Oper drängt. Vor ihrem Tode hat Aurelie ihrem Vertrauten, Wilhelm, einen Brief an den ungetreuen Lothario übergeben, und er macht sich auf den Weg, um ihn mit wohlgesetzter Rede zu überreichen. Ehe er aber auf dem Schlosse anlangt, werden wir in die Verhältnisse des Kreises, in den er nun eintreten soll, eingeweiht. Das geschieht durch die vielgenannten und vielbesprochenen **„Bekenntnisse einer schönen Seele."**

6. Buch. Bekenntnisse

Diesen „Bekenntnissen," die das sechste Buch einnehmen, liegt die Selbstbiographie der aus Goethes Jugendgeschichte (S. 424. 429) uns erinnerlichen Freundin des Dichters, Katharina von Klettenberg, zu Grunde, wie es der Hamburgische Archivar Lappenberg † 1865 in seinen „Reliquien der Fräulein von Klettenberg"

(Hamburg, 1849) unwiderleglich nachgewiesen hat. Unter erdichteten Namen und Umständen werden darin wirkliche Personen und Verhältnisse, wahre Thatsachen geschildert — Goethe hat die Aufzeichnungen seiner innig verehrten Jugendfreundin nur künstlerisch überarbeitet und lediglich das Ende zur Einfügung in sein Werk poetisch frei gestaltet. Diese Denkwürdigkeiten nehmen sich etwas wunderlich inmitten der bunten, lockeren Geschichten aus, die dem Leser bisher vorgeführt worden sind — für den Gang der Erzählung sind sie ganz und gar ohne Einfluß und bilden so sehr ein in sich abgeschlossenes Ganze, daß Graf Friedrich Stolberg sie wohl als einen Schatz aufheben konnte, nachdem er den Rest des Buches verbrannt hatte. Was Goethe damit gewollt? Goedeke antwortet scharfsinnig darauf: „Nach seiner ganzen Sinnes- und Denkungsart konnte er nichts anderes wollen, als einen Einfluß, den er einmal auf sich wirksam gefühlt hatte, objektiv festhalten." Allerdings eine rein objektive Darstellung ist es nicht — man merkt es bei aufmerksamer Lektüre doch bald, daß Goethe an das Bild, das die „schöne Seele" von sich selbst entwirft, nicht recht glaubte, sondern darin eine „gefühlsschwelgerische Selbstbespiegelung" sah, wie er ja auch die Entschließung des gräflichen Paares, der Herrnhutischen Gemeinde beizutreten, offenbar ironisch durchgeführt hat. Freiwillig hat die schöne Seele dem Ehebunde mit dem ihr innerlich fernstehenden Narciß entsagt und ist Stiftsdame geworden: die frühe verwaisten Kinder ihrer Schwester versprechen ihr einigen Ersatz für das fehlende häusliche Glück; aber sie muß es erleben, daß — um ihres Glaubens willen — der Oheim dieselben von ihr fern hält. Nur auf das älteste derselben, die schöne Gräfin, gewinnt sie später einen Einfluß; aber innerlich fern bleiben ihr deren Geschwister: Natalie, die „Amazone" in Wilhelms Reiseabenteuer, Lothario, der Liebhaber Aureliens und der blonde Friedrich, der Wildfang.

Dem Schlosse Lotharios schreitet inzwischen Wilhelm mit Aureliens Briefe und 7. 8. Buch.
der sorglich vorbereiteten Rede zu. Es ist die letzte Stufe seiner Lehrjahre und seiner Charakterbildung: durch eine Menge sich drängender Begebenheiten und ihm entgegentretender Persönlichkeiten soll Wilhelms Charakter zur Selbständigkeit entwickelt werden. Dieser Zweck wird indes keineswegs erreicht; die Unentschiedenheit seines Wesens verläßt ihn in den fortwährend wechselnden Situationen keinen Augenblick, und am Schluß ist er schwankender und durch Einflüsse bestimmbarer als je. Er bewundert Lothario, der ihm als das Ideal eines vornehmen Mannes erscheint, es auch in seinem äußeren Wesen ist. Aber sonst ist Lothario wenig vorbildlich — Wilhelm ähnlich ist er von einer Liebschaft zur anderen gegangen, befindet sich nun in ziemlich zerrütteten ökonomischen Verhältnissen und trachtet danach, eine haushälterische Frau zu bekommen, die fähig ist, ihn in seinen Plänen zur Aufbesserung seiner Güter zu unterstützen. Eine solche Frau glaubt er in Therese gefunden zu haben, die Jarno, der hier eine geheimnisvolle Rolle spielt, „ein Frauenzimmer" nennt, „wie es ihrer wenige gibt, die durch ihre Tüchtigkeit hundert Männer beschäme." Lothario verlobt sich mit ihr, tritt aber zurück, als er entdeckt, daß sie die Tochter einer Frau sei, mit der er selbst früher eine Verbindung gehabt. So ist Therese wieder frei, und Wilhelm verliebt sich natürlich sofort in diese „neue helle Erscheinung," obgleich das Bild Nataliens, seiner „Amazone", noch nicht ganz in ihm erloschen ist und obgleich Therese aus ihrer Neigung zu Lothario kein Hehl macht. Sie scheint Wilhelm aber die beste Mutter für den Sohn, den ihm die sterbende Marianne hinterlassen, und er bietet ihr seine Hand an. Sie willigt ein. Da wird durch Jarno entdeckt, daß Theresens Mutter eine andere sei, als man bisher geglaubt hat, daß also ihrer Verbindung mit Lothario nichts mehr im Wege stehe. Anfangs will sie weder an diese Entdeckung glauben, noch ihren neuen Verlobten aufgeben, aber sie läßt sich doch schließlich überzeugen, daß Wilhelm, der inzwischen in Lotharios Schwester, in Natalie, seine „Amazone" wieder gefunden, in einen Zustand des Schwankens und der Verwirrung geraten ist, dem nur sie ein Ende machen kann. So sagt sie denn Lothario, der ihr, trotz eines kleines Zwischenspieles mit der tief unter

Philine stehenden Lydia, doch treu geblieben ist, ihre Hand zu aber unter der Bedingung, daß Wilhelm und Natalie an ein und demselben Tage mit ihnen zum Altar gehen. „Sein Verstand", erklärt sie, „hat mich gewählt, sein Herz fordert Natalien, und mein Verstand wird seinem Herzen zu Hilfe kommen!" Auf diese Weise erhält der trotz seiner komödienhaften Lossprechung von der Lehrlingsschaft stets unklar, unentschieden, energielos gebliebene Wilhelm zum Lohn für sein „ideales Streben" die edle Natalie, die ihn längst geliebt, und von der man erwarten kann, daß durch sie in Wirklichkeit seine Lehrjahre zum Abschluß kommen.

Charakter d. Wilhelm Meister.

In völlig ungeschminkter, wenn auch nicht immer ganz unbefangener Weise zeigt dieser Roman das Leben wie es ist, und wenn er deshalb auch kein unsittliches Buch genannt werden darf, wie oft geschehen, so erregt er doch vielfach ein sittliches Mißbehagen, wofür man in der Entwickelung des Helden durchaus keinen Ersatz findet. „Die Zustände, die uns vorgeführt werden", urteilt Julian Schmidt sehr richtig, „sind unsittlich in hohem Grade, sie sind unfertig, schwankend, zerfahren, von einem unklaren Streben durchdrungen. — Die positiven Momente des sittlichen Lebens, Familie, Stand, Staat, Vaterland, Religion, fehlen ganz." Daß trotzdem das Buch dem aufmerksamen Leser einen reichen Geistesertrag bieten kann, daß man eine Fülle von Lebenserfahrungen und scharfen Beobachtungen darin findet, ist unleugbar, aber die unbedingte Apotheose dieses Romanes, welche die neuesten Goethomanen ihm zu teil werden lassen, wird dadurch in keiner Weise gerechtfertigt.

Urteile.

Unter den Bewunderern des Wilhelm Meister stand Schiller obenan; er hatte daran mitgearbeitet, da Goethe ihm die einzelnen Bogen vor dem Druck zuschickte und des Freundes Verbesserungen meist berücksichtigte, und verfolgte die Fortarbeit von Buch zu Buch mit dem regsten Interesse. Seine Briefe darüber sind voll Begeisterung, die in dem Ausspruch gipfelt: „Ich möchte mit dem nicht gut Freund sein, der diesen Roman nicht zu schätzen wüßte." (Schiller an Goethe, 19. Juni 1795.) Um so schärfer urteilte Herder, dessen Trennung von Goethe sich um diese Zeit endgültig vollzog.

Musen-Almanach 1796.

Inzwischen arbeitete Schiller an der Herausgabe eines „Musen-Almanachs" für das Jahr 1796. Goethe steuerte dazu bei, auch sonst eine Reihe talentvoller Dichter, deren Beiträge jedoch neben denen des Weimarer Freundespaares ganz verschwanden. Unter schweren körperlichen Leiden dichtete Schiller im Sommer 1795 für den Almanach „die Macht des Gesanges", den „Tanz", die „Ideale", „Würde der Frauen" u. a. Von Goethe stand darin „Die Nähe des Geliebten", „Epigramme aus Venedig" ꝛc. Eine ganz andere Bedeutung sollte der Musenalmanach des folgenden Jahres gewinnen; zunächst erschien darin manches Bedeutende von beiden Dichtern; so von Goethe die Idylle „Alexis und Dora", auch die bekannte Satire „Musen und Grazien in der Mark," die sich gegen Schmidt von Werneuchen, den Herausgeber des „Kalenders für Musen und Grazien" (S. 363), richtete ꝛc.; von Schiller „das Mädchen aus der Fremde", „Klage der Ceres" ꝛc. Aber berühmt wurde dieser zweite Jahrgang des Schillerschen Musenalmanachs durch die keck herausfordernden, unter dem Namen **„Xenien"** bekannten, kleinen Spottgedichte.

Xenien.

Den Anlaß dazu gab der Mißerfolg der „Horen", den die beiden Dichter ausschließlich „der Dummheit des Publikums" zuschrieben. Dazu kam die kühle, fast ablehnende Haltung, die man ihren neuen Arbeiten gegenüber fast allgemein annahm. In einem Briefe an Fichte klagt Schiller (3. August 1795): „Es gibt nichts Roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums; und an der Veränderung dieses elenden Geschmackes zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens. Freilich habe ich es noch nicht dahin gebracht; aber nicht weil meine Mittel falsch gewählt waren, sondern weil das Publikum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lektüre zu machen gewohnt ist und in ästhetischer Hinsicht zu tief gesunken ist, um so leicht wieder aufgerichtet werden zu können." Goethe, dessen Iphigenie

und Tasso in der neuen Ausgabe nur geringen Absatz fanden und dessen Wilhelm Meister viele Angriffe erlebte, hatte seiner Verstimmung in der Abhandlung über „litterarischen Sansculottismus“ einen scharfen Ausdruck gegeben. Von ihm ging auch der erste Gedanke zu den „Xenien“ aus, in denen man gemeinsam zu Gericht sitzen wollte über die Gegner, um „Raum zu gewinnen für das eigne ideale Streben,“ oder wie H. Grimm meint, um „die Firma Schiller und Goethe als eine absolut selbständige Macht den übrigen Firmen gegenüber aufzurichten.“ Schiller aber war nach allen Seiten „die treibende Seele des Unternehmens.“ Ohne ihn hätte Goethe sich wohl nie auf die Sache eingelassen.

Xenia — auf deutsch Gastgeschenke — gab bei den Alten der Hausherr seinen Gästen beim Abschiede mit, gute Bissen oder andere Gegenstände, bisweilen auch bloße Devisen in Epigrammen. „Xenia“ hatte deshalb der römische Satiriker Martial ein ganzes Buch seiner „Epigramme“ genannt, und diese nahmen Goethe und Schiller zu Vorbildern der ihrigen. Zuerst sollten nur die Zeitschriften darin aufs Korn genommen werden; bald aber wurde das Angriffsfeld erweitert, bis auf tausend sollte die Zahl der geflügelten Boten steigen. In Schillers kleinem Zimmer in Jena saßen die beiden Freunde zusammen und brüteten über ihrer „poetischen Teufelei“, schmiedeten die Pfeile, schärften, feilten, sortierten. Ungenannt sollten sie in die Welt gehen; ihre beiderseitigen Eigentumsrechte an den einzelnen Epigrammen sollten nie erörtert werden. Sie konnten es auch nicht; oft gab einer den Gedanken, der andere die Form, oder jener machte den ersten Vers, dieser den zweiten. So erschien denn der Musenalmanach für 1797 mit der unschuldigen Terpsichore als Vignette und mit dem gefährlichen Sprenggeschoß auf so vielen seiner Seiten.

Xenien-Almanach.

Die „Xenien“ werden beim Eingang zur Leipziger Messe von dem „ästhetischen Thorschreiber“ angehalten:

„Halt, Passagiere, wer seid ihr? Weß Standes und weß Charakters?
Niemand passieret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.“

Darauf antwortet das wilde Völklein:

„Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr, noch für minder,
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.“

Auch der „Visitator“ vermag sie nicht aufzuhalten — sie gelangen auf die Messe, wo sie nicht Waren, aber eine Glücksbude aufstellen:

„Hier ist Messe: geschwind, packt aus und schmücket die Bude!
Kommt, Autoren, und zieht; jeder versuche sein Glück!“

Und nun kommen die Autoren heran und ziehen; Lavater zuerst, dann in bunter Reihe Nicolai, Claudius, Thümmel, die Stolberge, Jean Paul u. s. f. Shakespeares gewaltiger Schatten wird heraufbeschworen gegen die Rührpoesie der Schröder, Iffland und Kotzebue. Neben vielen wahren und verdienten, ja heilsamen Satiren begegnen wir leider auch einer Reihe ungerechter und gehässiger Angriffe auf Personen und Sachen, die es gar nicht verdient hatten. Goedeke vergleicht deshalb treffend die Xenien mit einem „Wetter, das über die Häupter mit Donner und Blitz hinrollte und die Luft reinigte.“ Aber Boas schießt weit über das Ziel hinaus, wenn er darin eine „litterarische Reformation erblickt, die sich Luthers kirchlicher zur Seite stellt.“ Eine Unzahl von Gegenschriften erschienen; grobe, witzige, gemeine. Manso richtete „Gegengeschenke an die Sudelköche zu Weimar und Jena“, worin es hieß:

Xenienstreit.

„Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe, und wird sich so nehmen,
Fünfzig ist er und noch wirft er die Leute mit Kot.“

Eine Gegenschrift hieß „die Ochsiade“, eine andere „der Mückenalmanach.“ Nicolai eiferte gegen den „Furienalmanach“ und gab einen wütenden „Anhang“ dazu

„Himmel! was kommt da für ein Gesindel? Halt, Passagüre!—
Keiner passiret mir durch, eh'er den Pass mir gezeigt.“

Abb. 171. Aus dem Xenienstreite. Satirisches Kupfer vor den „Trogalien zur Verdauung der Xenien. Kochstädt, zu finden in der Speisekammer. 1797“. (Von C. F. Fulda in Halle.)

In diesen „Trogalien“ (Nachtisch, Knupperwerk) steht unter Nr. 9: „Die neumodischen Distichen,“ das bekannte:

In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der:
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

heraus ꝛc., in ähnlichem Ton ging es weiter. Die ganze Fehde hat Eduard Boas in seinem Buche „Schiller und Goethe im Xenienkampfe“ beschrieben. Die beiden Urheber des Federkrieges erwiderten nichts auf die Antixenien, aber sie gaben den Gedanken auf, die Xenien fortzusetzen. Vielmehr fühlten sie die Pflicht, wie es Goethe ausdrückte, sich fortan „bloß großer und würdiger Kunstwerke zu befleißigen und ihre Proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umzuwandeln.“

Neue Pläne.

Und mit allem Ernst gingen die beiden Männer alsbald ans Werk. Schiller, der sich lange mit anderen dramatischen Plänen, besonders mit den „Rittern von Malta,“ getragen, entschied sich im März 1796 für den Wallenstein, bearbeitete Goethes Egmont für die Bühne in einer völlig freien Weise nach seiner eigenen Auffassung und nahm an dem poetischen Schaffen des Freundes einen unermüdlich regen Anteil, obgleich ihn der Tod der über alles geliebten Schwester Nanette und des hochbetagten Vaters tief ergriff und lange bekümmerte. Während er aber noch Ende des Jahres in den Vorarbeiten zu seinem neuen Drama sich befand, hatte Goethe eines seiner schönsten und

bedeutendsten Gedichte geschaffen: „**Herrmann und Dorothea.**“ Im wesentlichen gehört dieses Werk dem Jahre 1796 an, wenn es auch erst im folgenden Jahre zur Durchfeilung, Vollendung und zum Druck gelangte. „Ich hab' es entstehen sehen und mich fast ebenso über die Art der Entstehung, als über das Werk verwundert,“ sagt Schiller davon. „Die Ausführung ist mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalb Hundert Hexameter schrieb. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu sehen.“ Herrmann und Dorothea.

Goethe selbst hat es zugestanden, daß Vossens „Luise,“ die er sehr schätzte und gern vorlas, sein Vorbild für „Herrmann und Dorothea“ gewesen sei. Aber wie unendlich hat er sein Vorbild übertroffen! — Die erste Anregung zu dieser gemütvollen Dichtung empfing er übrigens dadurch, daß im September 1795 französische Emigrierte, die ins Würzburgische geflüchtet, vom Bischof vertrieben, sich über das Eisenachische und Weimarische zerstreuten. Diese Wanderzüge erinnerten ihn an die ältere Emigrationsgeschichte der aus dem Erzbistum Salzburg vertriebenen Lutheraner. Er blätterte in den Berichten darüber und fand in einem 1732 unter dem Titel „Das Liebthätige Gera gegen die Saltzburgischen Emigranten“ erschienenen Buche die folgende Anekdote:

Abb. 172. Aus Chodowieckis Kupfern zu „Herrmann und Dorothea“ v. J. 1798; aus dem „Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799.“

„In Altmühl, einer Stadt im Ottingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passieren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefällt, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wollte, dieselbe zu heyrathen; erkundigt sich dahero bei denen andern Saltzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurücke gelassen. Hierauf geht dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen ermahnet, so hätte er sich nunmehro eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sey, sagt er ihm, es wäre eine Saltzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wollte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrikt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen;

allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne als auch den Emigranten zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser geht sofort zu seiner Saltzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, gantz wohl! Er versetzet weiter: Ob sie wol bey seinem Vater dienen wollte? Sie sagt: Gar gerne, wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Küh melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentiret. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexiren und antwortet: Ey, man solle sie nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brot wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erklärt sie sich: Wenn es denn Ernst seyn sollte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wollte ihn halten wie ihr Aug' im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehepfand reichet, greifet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wohl einen Mahl-Schatz geben; womit sie ihm ein Beutelchen überreichet, in welchem sich 200 Stück Dukaten befunden."

Aus dieser schlichten Erzählung erwuchs Goethes Gedicht. Anfangs klein angelegt, entwickelte es sich in behaglicher Breite zum Umfang von 2000 Hexametern in neun Gesängen. Inhaltlich wenig verändert, gewann es doch schon durch die Verlegung des kleinen Erlebnisses in die Gegenwart an Bedeutsamkeit; auf dem historischen Hintergrund der sturmbewegten Zeit des zu Ende gehenden XVIII. Jahrhunderts hebt sich die Handlung wirkungsvoll ab und „wirft" — nach Goethes eigenem Ausdruck — „die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurück." Schon dadurch unterscheidet sich Herrmann und Dorothea von Vossens „Luise" in hervorragender Weise, ebenso sehr durch die trefflich individualisierte Zeichnung sämtlicher Charaktere und die lebensvolle Anschaulichkeit eines jeden Vorganges im Verlauf der Erzählung. Aus Goethes treu eingehendem Studium der Alten, wie aus seinem Verkehr mit Leuten aus dem Volk ging die Wahrheit aller Figuren dieses Gedichtes hervor: man glaubt sie alle gekannt und mit ihnen gelebt zu haben: dieses Wirtspaar, diesen Apotheker, diesen Pfarrer, vor allem Herrmann und seine Braut. Darum ist dieses Gedicht ebenso volkstümlich und echt deutsch, wie es durchaus im Stil Homers gehalten ist. Darum ist es auch gleichgültig, ob man es ein „idyllisches Epos" oder ein „episches Idyll" oder ein „bürgerliches Epos" nennt — sein bester Ruhm ist, daß es trotz seiner homerischen, übrigens sehr ungezwungen gehandhabten Verse und der Musen-Überschriften — ein aus den Tiefen des Gemütes geflossenes, grunddeutsches Gedicht ist. Es war auch das einzige unter seinen größeren Gedichten, das Goethe noch in hohem Alter gerne wiederlesen mochte. Charakteristisch ist für den so oft als gefühllos und kalt dargestellten Dichter, was Frau von Wolzogen aus der Zeit der Entstehung erzählt: „Ich erinnere mich, wie uns Goethe in tiefer Herzensbewegung unter hervorquellenden Thränen den Gesang, der das Gespräch Herrmanns mit der Mutter unter dem Birnbaum enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen, sagte er, indem er sich die Thränen trocknete."

Balladenjahr.

Das Jahr 1797 war für die beiden Dichterfreunde das Jahr der Balladen. Schiller hatte in Jena einen Garten mit einem Sommerhäuschen gekauft, von dem man einen herrlichen Blick ins Saalthal hatte, und am 2. Mai 1797 davon Besitz genommen. Dort entstand im Lauf des Sommers neben den Vorarbeiten zum „Wallenstein" die Mehrzahl seiner Balladen: der „Taucher," der „Handschuh," der „Ring des Polykrates," der „Ritter Toggenburg," die „Kraniche des Ibykus," der „Gang nach dem Eisenhammer." Um dieselbe Zeit dichtete Goethe den „Zauber-

lehrling," die „Braut von Korinth," den „Schatzgräber," den „Gott und die Bajadere" und im Herbst auf der Schweizerreise die Balladen von der „schönen Müllerin." Alle diese Dichtungen erschienen im Musenalmanach von 1798, der darum der „Balladenalmanach" genannt wird. Doch auch die folgenden Jahre dauerte die Lust an der Ballade noch fort: ins Jahr 1798 fällt Schillers „Kampf mit dem Drachen" und die „Bürgschaft" und Goethes „Blümlein Wunderschön." 1801 entstand „Hero und Leander," 1803 der „Graf von Habsburg."

Im Gegensatz zu Goethes früheren Balladen, „Erlkönig," „Fischer" ꝛc., in denen der Volkston vorherrschte, kann man diese Balladen insgesamt der Kunstdichtung zurechnen. Ihre Stoffe sind zum großen Teil dem klassischen Altertum entnommen; in kunstvoller, strophisch gegliederter Form behandeln sie mit epischer Breite ein abgeschlossenes Ereignis, und der Handlung liegt stets eine tiefere Idee zu Grunde, die sich freilich nicht in lehrhafter Weise vordrängt, aber doch zwischen den Zeilen zu lesen ist.

In dem Balladenjahr beschäftigte sich Schiller auch mit einem Liede, das wohl die Krone seiner gesamten nichtdramatischen Dichtung genannt werden kann. Es war das **„Lied von der Glocke,"** das Vilmar sehr richtig als einen „Cyklus von Lebens- und Lehrbildern" charakterisiert. Die erste Anregung dazu hatte der Dichter schon 1788 empfangen, als er die in der Nähe von Rudolstadt befindliche Glockengießerei öfters besuchte und von dem Gusse eine lebendige Anschauung gewann. Mitten unter den Balladenplänen des Sommers 1797 kam ihm dann auch die Erinnerung wieder an jenen alten Stoff, er machte dazu Studien, ließ sie aber wieder liegen, und erst zwei Jahre später wurde das Gedicht vollendet und erschien im Musenalmanach von 1800, dem letzten, den Schiller herausgab. „In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt," urteilt Wilhelm von Humboldt, „das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt." Darum ist auch dieses kunstvoll gearbeitete Gedicht so allbeliebt in unserem Volk, wie kein anderes von Schiller; man wird nie müde, es zu hören oder in lebenden Bildern mit Rombergs Musik es dargestellt zu sehen, und zahlreich sind die geflügelten Worte, die uns daraus bei jeder Gelegenheit entgegentreten. Die Glocke.

Wilhelm von Humboldt (geb. 22. Juni 1767, † 1. April 1835), dessen jüngerer Bruder **Alexander** (geb. 14. Sept. 1769, † 6. Mai 1859) durch seine auch klassisch schön geschriebenen Werke „Kosmos" und „Ansichten der Natur" der Begründer der neueren Naturwissenschaft wurde, verdient hier besonders hervorgehoben zu werden, obgleich seine schriftstellerische Hauptthätigkeit der gelehrten Sprachwissenschaft und seine diplomatische Laufbahn der politischen Geschichte angehört. Schiller zu Liebe nahm er längere Zeit seinen Wohnsitz in Jena und übte auf seine dichterische Entwickelung einen wohlthätig maßgebenden Einfluß aus. Von ihrem innigen Freundschaftsbunde zeugt ihr 1830 veröffentlichter Briefwechsel. Auch mit Goethe stand er in langjährigem Geistesverkehr, von dem seine „Ästhetischen Versuche" über „Herrmann und Dorothea" und „Reineke Fuchs" ein dauerndes Denkmal geworden sind. Außer manchen schönen Gedichten Wilhelm von Humboldts sind seine „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede) mit Recht berühmt geworden. Wilhelm u. Alex. v. Humboldt.

Im Anfang des Jahres 1798 warf Schiller die lästige Bürde der „Horen" ab und arbeitete mit um so größerem Eifer am „Wallenstein," der ihm unter den Händen zu weiterem Umfange wuchs, als er anfänglich beabsichtigt hatte. Goethe, der seit der Schweizerreise die Farbenlehre studierte, eine kunstgeschichtliche Zeitschrift, „die Propyläen", vorbereitete und mit den Angelegenheiten des Theaters, das er seit 1790 dirigierte, vollauf beschäftigt war, folgte doch mit aufmerksam thätigem Anteil der neuen Arbeit des Freundes: am 12. Oktober 1798 eröffnete er das neuerbaute Theater in Propyläen.

Weimar mit „**Wallensteins Lager.**“ Am Geburtstage der Herzogin, 30. Januar 1799, gingen die „**Piccolomini**“ über die Bühne; am 20. April „**Wallensteins Tod.**“ Im Juli 1799 fand eine Aufführung vor Friedrich Wilhelm III und Königin Luise statt. Goethe schrieb einen Bericht über das Ganze in der von Cotta neugegründeten „Allgemeinen Zeitung.“ Der Erfolg des Aufgeführten, wie des gedruckten Stückes in ganz Deutschland war für Schiller ebenso ehrenvoll wie ermutigend.

Wallensteins Lager.

Das Vorspiel „Wallensteins Lager“, das Goethe in seiner Anzeige ein „Lust- und Lärmspiel“ nennt, gibt ein anschauliches Bild des wilden Soldatenlebens im dreißigjährigen Kriege und charakterisiert zugleich die Wurzel der Kraft des großen Feldherrn:

Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt;
Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen.

In den einzelnen Soldaten spiegelt sich das Regiment und der Regimentschef, dem sie angehören, ab; wie Schatten gehen sie den Hauptcharakteren der Tragödie voraus. So erkennt man in dem Pappenheimschen Kürassier den edlen Max Piccolomini; in dem Dragoner, der nur des Glückes Stern folgt, den Emporkömmling Buttler; in dem Wallenstein mit Leib und Seele ergebenen Trompeter den Grafen Terzky; in dem dummen Kroaten den nicht viel gescheiteren Isolani; in dem kaisertreuen Arkebusier den Tiefenbach; der Wachtmeister ist eine drollige Kopie des Feldherrn selbst:

Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt —

muß er sich mit Recht vorhalten lassen.

Die weiteren Figuren, Bauern, Bürger, der Kapuziner, die Gustel von Blasewitz ꝛc., sind alle wie aus dem Leben gegriffen und jedem, der sie einmal kennen gelernt, unvergeßlich. Und so verschiedenartig die Elemente dieses Lagers sind, sie beseelt alle ein Geist: für Wallenstein wollen sie leben und sterben; ja als verlautet, daß der Kaiser Wallensteins Scharen auflösen und seine Macht schwächen wolle, da bäumen sie sich dagegen auf wie ein Mann: weder Gewalt noch List solle sie von ihrem Vater trennen! Das treu historische und echt volkstümliche Genrebild, das vor uns in dem „Lager“ sich aufrollt, schließt mit dem schwungvollen Liede: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“ dessen Schlußworte:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!

auf das Bevorstehende stimmungsvoll vorbereiten.

Piccolomini.

Das fünfaktige Schauspiel „Die Piccolomini“ führt uns die Helden der ganzen Trilogie vor: Wallenstein, der auf sein selbstgeschaffenes Heer traut und trotzt und mit dessen Hilfe sich zum Herrscher in Deutschland machen will. Nach Böhmens Krone gelüstet es den ehrgeizigen Mann. Nur durch einen Bund mit den Schweden kann er sein Ziel erreichen, das macht ihn in doppeltem Sinne schwankend. Er schreckt vor dem Verrat am Kaiser zurück, und es widersteht ihm, deutsches Gebiet als Lohn für den Beistand an die Schweden abzutreten. Dazu wartet er auf den entscheidenden Wink der Sterne, an deren Einfluß er abergläubisch festhält. Um ihn aus dieser Unschlüssigkeit herauszureißen, verbinden sich Feldmarschall Illo, sein Vertrauter, und Graf Terzky, sein Schwager; rücksichtslos vordrängend wollen sie für ihn handeln. Sie wählen dazu ein betrügerisches Mittel. Durch ein untergeschobenes Blatt erschleichen sie beim festlichen Mahl die Unterschrift der Generale, wodurch sich diese eidlich verpflichten, ihrem Feldherrn gehorsam und treu zu bleiben, auch wenn er sich vom Kaiser lossage. Einer merkt aber den Verrat — es ist der scheinbar treueste Freund Wallensteins, Octavio Piccolomini, ein Italiener,

an dem der Feldherr mit der ganzen Kraft seines Sternenglaubens hängt, ohne zu ahnen, daß derselbe vom Kaiser geworben ist, ihn zu überwachen und zu Falle zu bringen. Der falsche Mann macht sein Opfer durch scheinbare Ergebenheit vollends sicher, anstatt ihn zur rechten Zeit zu warnen. Zwischen den beiden steht der Sohn Octavios, Max Piccolomini, ein gerader, offener Charakter, jugendlich begeistert für die Feldherrngröße Wallensteins, dessen Tochter Thekla er liebt. Ihm scheint der Verrat des großen Mannes undenkbar; auch als sein Vater ihn warnt und ihm mitteilt, daß Sesin, der im Auftrage Wallensteins mit den Schweden unterhandelt habe, gefangen genommen sei, will er ihm nicht glauben, sondern erklärt, er werde zum Herzog gehen und ihn selbst fragen. Er verläßt den Vater mit den Worten:

„Rein muß es bleiben zwischen mir und ihm,
Und, eh' der Tag sich neigt, muß sich's erklären,
Ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren."

Damit schließt das zweite Stück.

Wallensteins Tod.

Über Wallenstein zieht sich das Ungewitter immer drohender zusammen, und er, der zu frei gescherzt mit dem Gedanken, muß im Ernst erfüllen, was er gedacht, da er vernimmt, daß seine Feinde die wichtigsten Dokumente wider ihn in Händen haben. Er muß es einsehen:

„Nicht herzustellen mehr ist das Vertrauen,
Und mag ich handeln wie ich will, ich werde
Ein Landsverräter ihnen sein und bleiben;
Und kehr' ich noch so ehrlich auch zurück
Zu meiner Pflicht, es wird mir nichts mehr helfen —"

Durch den schwedischen Obristen Wrangel wird er vollends überzeugt, daß er keine Wahl mehr hat. So kommt er zu der That des offenen Abfalles — er schließt den Bund mit den Schweden und besiegelt damit den Verrat an dem Kaiser, zugleich aber auch sein eigenes Verderben. In hartnäckiger Selbstverblendung betraut er Octavio Piccolomini mit dem wichtigsten Posten, den der falsche Freund (durch einen geheimen kaiserlichen Befehl zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt) dazu benutzt, die Generale, besonders Buttler, einst Wallensteins treuesten Anhänger, auf seine Seite zu ziehen. Ganze Regimenter verlassen den Herzog, der mit seinem kleinen übriggebliebenen Anhang in die Acht gethan wird, und huldigen neu dem Kaiser. Doch der Feldherr bleibt unerschüttert; gefaßten Mutes ruft er:

„Es ist entschieden, nun ist's gut — und schnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen;
Die Brust ist wieder frei, der Geist ist hell;
Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen."

Entschlossen, für sein Haupt und für sein Leben zu fechten, schreitet er vor, aber fest und fester zieht sich das Netz über ihm zusammen. Eine ergreifende Szene ist es, als die Kürassiere mit Wallenstein verhandeln und endlich sich auf die Nachricht, daß Terzkys Regimenter den kaiserlichen Adler von den Fahnen gerissen, auch von ihm abwenden. Das Härteste für den Herzog ist, daß Max Piccolomini, nach schwerem Ringen, sich von ihm und damit von seinem gehofften Liebesglück losreißt. Es naht die Katastrophe, mit unablässig steigender Spannung herbeigeführt. Max hat im wilden Schlachtgetümmel den Tod gesucht und gefunden; Thekla sucht auf seinem Grabe ihr Ende. Mit geringer Macht zieht Wallenstein aus dem Lager zu Pilsen in die Festung Eger. Außer Illo und Terzky geht Buttler mit ihm, der von Octavio angestiftet ist, ihn zu töten, um sich an ihm zugleich zu rächen. Nun folgt zuerst die

Ermordung Illos und Terzkys, dann die Wallensteins selbst. Octavio erhält für seinen Judasdienst den Fürstenrang.

Durch den „Wallenstein" war Schiller zum Lieblingsdichter der Nation geworden. „Der Deutsche vernahm wieder", sagt Tieck, „was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter herauf gerufen habe." Und ob auch die Kritik zahlreiche Mängel daran aufgedeckt hat, ob manche die Liebesepisoden von Max und Thekla als überschwenglich verwerfen, dieses Drama ist doch unsere größte Tragödie, hinter der Schiller selbst in allen seinen späteren Werken zurückgeblieben ist. Historisch getreu hat Leopold Ranke in seiner „Geschichte Wallensteins" das Leben und den Charakter des großen Feldherrn mit Meisterhand dargestellt.

Schillers Pläne.

Es charakterisiert der beiden Freunde verschiedenartiges Schaffen, daß Schiller sich sofort nach der Vollendung des „Wallenstein" an ein neues Drama „Maria Stuart" machte, ein Stoff, den er schon einst in Bauerbach ins Auge gefaßt hatte. Sein unlängst veröffentlichter „Calender" zeigt, wie er bis ins Jahr 1809 hinaus Jahr für Jahr ein „neues Stück" geplant, ja das Honorar dafür haushälterisch in sein Budget eingetragen hatte: ein Arbeiten, das Goethe, dem „Gelegenheitsdichter" im besten und tiefsten Sinne des Wortes, ebenso unbegreiflich, wie unmöglich war. So ist denn auch in diesen Jahren Goethes Produktivität höchst unbedeutend; außer seinen wissenschaftlichen Arbeiten nahm er den „Faust" gelegentlich zur Hand, kramte in seinen alten Papieren, projektierte eine Ausgabe seiner Werke und warf sich endlich auf die Übersetzung französischer Theaterstücke. Er begann mit Voltaires „Mahomet;" am 17. Dezember 1799 las er dem Herzog und der Herzogin, die den Thee bei ihm nahmen, die Übersetzung vor; am 30. Januar 1800 wurde das Stück aufgeführt. Der Herzog, der zu dieser Arbeit die erste Anregung gegeben, war sehr erfreut darüber: er erwartete davon eine „Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks." Im Laufe des Jahres 1800 folgte die Übersetzung des „Tancred."

Goethes Übersetzungen.

Schiller in Weimar.

An allen diesen Arbeiten nahm auch Schiller einen um so regeren Anteil, als er noch zum Schluß des J. 1799 seinen langgehegten Wunsch und Vorsatz ausgeführt hatte und ganz nach Weimar übergesiedelt war, wozu ihm der Herzog 200 Thaler Zulage bewilligt hatte. Da er gleichzeitig auch der Sorge für den Musenalmanach überhoben wurde, konnte er sich um so eifriger seinen dramatischen Arbeiten hingeben. Durch den großartigen Erfolg seiner Wallensteindichtung hatte er dazu einen neuen Antrieb erhalten. Wenige Tage nach der Aufführung von Wallensteins Tod begann er die Vorstudien über die Geschichte der „**Maria Stuart**", doch hinderten ihn erst Krankheit, dann der Umzug nach Weimar an schneller Förderung seiner neuen Arbeit, so daß dieselbe erst am 9. Juni 1800 beendet wurde. Am 14. Juni erfolgte die Aufführung; die gefeierte Schauspielerin Karoline Jagemann spielte die Elisabeth. Der Dichter war mit dem Erfolge so sehr zufrieden, daß er meinte: „Ich fange endlich an, mich des dramatischen Organs zu bemächtigen." Und dennoch stand dieses Drama nicht nur unendlich gegen den Wallenstein zurück, sondern war wohl überhaupt seine schwächste Tragödie.

Maria Stuart.

Maria Stuart, die Tochter Jakobs V von Schottland und der Maria v. Guise, 1542 zu Linlithgow bei Edinburg geboren, erhielt nach dem frühen Tode des Vaters eine klösterliche Erziehung in Frankreich und wurde dann fünfzehnjährig an den Dauphin, den nachmaligen König Franz II, verheiratet. Nachdem sie kurze Zeit als Königin an dem üppigen Hofe von Paris gelebt, starben ihr Gemahl und ihre Mutter, und so kehrte die junge, schöne Frau 1561 in die Heimat zurück, um die Regierung selbst zu übernehmen. Da sie ihren Erbansprüchen auf England nicht entsagen wollte, schlug die Königin Elisabeth ihr Gesuch ab, über England den Heimweg nehmen zu dürfen. So brach die gegenseitige Feindschaft der beiden Königinnen aus, die so verhängnisvoll für Maria enden sollte.

Die Schottin häufte freilich Schuld auf Schuld. Nachdem sie den ihr verwandten Lord Darnley geheiratet und ihn zum König hatte ausrufen lassen, setzte sie die schon vorher begonnenen geheimen Unterhandlungen mit den katholischen Mächten desto energischer fort, wodurch sie sich die schottischen Lords vollends entfremdete. Als dann der rohe und charakterlose Darnley aus Eifersucht ihren vertrauten Kabinettsekretär David Riccio an ihrer Seite hatte ermorden lassen, äußerte sie ganz offen den Wunsch, eines solchen Gemahls wieder entledigt zu werden. Ein schottischer Magnat, der Earl von Bothwell, war ihr dazu behilflich. Nachdem sie den in Glasgow erkrankten Darnley nach Edinburg zurückgeführt, ihm, angeblich der besseren Luft willen, eine einsame Wohnung nicht weit vom Palast gegeben und ihn längere Zeit dort gepflegt hatte, sprengte Bothwell in einer Nacht, als Maria auf der Hochzeit einer Hofdame tanzte, den Unglücklichen durch Pulver in die Luft. Danach ließ er sich von seiner Frau scheiden, und Maria heiratete den Mörder ihres zweiten Gemahls, trotz aller Warnungen und flehentlichen Bitten der ihr wohlgesinnten Freunde nah und fern! Die schottischen Lords rückten vor das Schloß der Neuvermählten — Bothwell mußte fliehen, Maria geriet in die Gewalt ihrer Feinde, die sie nach Schloß Lochlevin als Gefangene brachten und sie zwangen, zu gunsten ihres einjährigen Sohnes, des nachmaligen Jakob VI (Jakob I in England), der Krone zu entsagen. Es gelang ihr allerdings, aus dem Gefängnisse zu entkommen; keck und verwegen setzte sie Tag und Nacht unter den größten Beschwerden ihren Weg nach England fort, wo sie sicher zu sein glaubte, Elisabeth in den Kampf gegen ihre Gegner mit sich fortzureißen. Aber sie mußte eine bittere Enttäuschung erleben — Elisabeth verweigerte jede persönliche Begegnung mit ihr, so lange sie sich nicht von dem Verdacht der Teilnahme an Darnleys Morde gereinigt haben würde. Inzwischen wurde sie wie eine Gefangene behandelt, von einem festen Schloß zum andern, endlich 1586 nach Fotheringhay, dem „altväterisch prächtigen Sitz der Prinzen des Hauses York," gebracht. Dorthin hat Schiller die Szene seines Trauerspiels verlegt. Aber der große geschichtliche Hintergrund, die politische und kirchliche Stellung der beiden Gegnerinnen werden nur angedeutet — im wesentlichen sind es zwei streitende Frauen, von denen die eine der Eifersucht der andern unterliegt. Elisabeth, die in Schillers Charakteristik als eine kalte, herzlose Heuchlerin uns abstößt, ist lächerlich eifersüchtig auf die Schönheit Marias, die, jugendlicher gehalten als sie zu jener Zeit war, ebensowohl den zweideutigen Leicester, wie den schwärmerischen Mortimer in sich verliebt macht; und darum vor allem muß Maria zu Grunde gehen, während nach der Geschichte es sich um Lebensfragen der englischen Politik handelte, die Elisabeth nicht preisgeben durfte. Auch sonst wird Maria in zu hellen, Elisabeth in zu dunklen Farben von dem Dichter gemalt. Marias Schuld ist verschleiert, gewissermaßen verjährt und abgebüßt; sie wird uns als bemitleidenswerte Gefangene dargestellt und gewinnt durch ihr teils demutsvolles, teils selbstbewußtes Wesen von vornherein unsern höchsten Anteil. In vollends unhistorischer Weise (der Dichter selbst nennt es eine „moralische Unmöglichkeit") wird dann die Katastrophe durch das Zusammentreffen der beiden Königinnen herbeigeführt. Um diese Szene möglich zu machen, schildert der Dichter die Gegnerin seiner Heldin, wie Julian Schmidt sagt, „mit einem Raffinement des Hasses, daß damit auch alles Interesse an ihr aufgehoben wird." — Elisabeth, in ihrer Eitelkeit tödlich gekränkt, kann nach dieser Begegnung nicht mehr Gnade üben, sie unterschreibt das Todesurteil, das Burleigh schnell vollstrecken läßt. So endet Maria Stuart ihr Leben auf dem Schafott, nachdem sie Gott ihre Sünden gebeichtet und — ebenfalls wider die Geschichte — das Abendmahl aus Priesterhand empfangen hat.

Neben der „Maria Stuart" hatte Schiller noch an den Übersetzungen fremder Dramen sich beteiligt, die, wie oben bereits erwähnt, durch den Herzog angeregt worden waren. Aber dem französischen Geschmack setzte er den englischen entgegen, und bearbeitete deshalb Shakespeares „**Macbeth**," der am 14. Mai 1800 in Weimar zur Auf- Macbeth.
führung kam. Was sich auch gegen diese Übersetzung sagen läßt, zur Einführung

Shakespeares in Deutschland hat sie unzweifelhaft viel beigetragen. Nachdem er sodann zwischen einigen anderen dramatischen Stoffen geschwankt, machte er sich im Juli 1800 an die romantische Tragödie der „**Jungfrau von Orleans**", die er am 16. April 1801 vollendete. Goethe, der sie wenige Tage danach gelesen, urteilte darüber: „Sie ist so brav, gut und schön, daß ich ihr nichts zu vergleichen weiß." Das Urteil der Zeitgenossen und der Nachwelt hat vielfach anders gelautet. Auf der Bühne erlebte das Stück allerdings überall einen glänzenden Erfolg; in Leipzig brachte das Publikum dem zur Aufführung anwesenden Dichter am 17. September 1801 eine großartige Huldigung dar.

Jungfrau v. Orleans.

Der Geschichte entsprechend stellte Schiller die Zustände dar, unter denen die Jugend des wunderbaren Mädchens von Orleans verfloß. Frankreich war damals seit Jahren mit England im Krieg, und Heinrichs V glänzender Sieg bei Azincourt über den wahnsinnigen Karl VI war so folgenreich, daß Heinrich VI bei seiner Thronbesteigung im J. 1422 im größten Teil des nördlichen Frankreichs als König anerkannt wurde, ja daß der Herzog von Burgund und die Witwe des bald danach gestorbenen Karls VI, die bayerische Prinzessin Isabeau, für ihn wider den eigenen Sohn der letzteren, Karl VII, Partei nahmen. Die Engländer drangen darauf siegreich über die Loire vorwärts, Graf Salisbury stand bereits vor Orleans, das der Übergabe nahe war, — da tauchte plötzlich die wunderbare Erscheinung der Jeanne d'Arc auf. Sie war 1410 in dem nach dem h. Remigius genannten Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs in der Champagne geboren und in einem Lebenskreise aufgewachsen, dem das Recht des gesalbten Königs als eine unmittelbar göttliche Institution galt. Friedlich hatte sie bis dahin die Herden ihres elterlichen Hauses geweidet, da war ihr die Mutter Gottes erschienen und hatte sie zur Rettung ihres Vaterlandes und Befreiung des Königs aufgerufen. Den hohen Auftrag auszuführen, muß sie Keuschheit geloben:

Eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht —

Gehorsam dem Befehl entsagt sie allem irdischen Glück, lehnt die Werbung ihres Freiers Raimond zu großem Leidwesen ihres Vaters ab und sagt ihrer Heimat ein schmerzbewegtes Lebewohl. Am Hofe des leichtfertigen Dauphin zu Chinon gelingt es ihr, Glauben zu finden; kriegerisch gerüstet zieht sie mit dem Heere in den Streit, tötet „alles Lebende, das der Schlachtgott ihr entgegenschickt," und treibt die Feinde in die Flucht. Die Engländer müssen die Belagerung von Orleans aufheben, Karl VII zieht in Rheims zur Krönung in die Kathedrale ein. Der Geschichte nach ging der Heldenlauf der Jungfrau hier zu Ende. Bei einem Ausfall, den sie mit 400 Gewaffneten machte, um das belagerte Compiegne zu entsetzen, geriet sie in die Hände der Burgunder, wurde den Engländern ausgeliefert und von diesen nach einem schmachvollen Prozesse 1431 als Hexe verbrannt. So elend konnte der Dichter seine Heldin nicht untergehen lassen; darum läßt er ihre göttliche Sendung zugleich ihr Verhängnis werden. Sie geht zu Grunde, weil sie, die gottgeweihte Jungfrau, doch nur ein schwaches irdisches Weib ist und in der Versuchung ihr Gelübde bricht. Die Hand der beiden tapfersten Feldherren, Dunois und Lahire, die um sie werben, weist sie allerdings zurück; auch Montgomery, der um Gnade flehend sie einen Augenblick schwankend gemacht, fällt von ihrer Hand — sogar dem gespenstischen schwarzen Ritter, der sie von ihrer Heldenbahn ablenken will, widersteht sie, da entzündet Lionel, ein edler Engländer, ihr Herz zu unwiderstehlicher Liebe — sie vermag ihn, den sie besiegt, nicht zu töten — entsetzt über sich selbst ruft sie aus:

„Ich, meines Landes Retterin,
Des höchsten Gottes Kriegerin,

Für meines Landes Feind entbrennen?
Darf ich's der keuschen Sonne nennen
Und mich vernichtet nicht die Scham?

Das Schuldbewußtsein wirft sie in den Staub. Als vor versammeltem Volk ihr eigener Vater auftritt und die härtesten Beschuldigungen gegen sie schleudert, schweigt sie, denn sie ist der Überzeugung:

„Weil es vom Vater kommt, so kommt's von Gott!"

Geächtet und verstoßen, als Zauberin des Landes verwiesen, irrt sie umher, bis die Feinde sie ergreifen. Den Tod heißt sie willkommen, und als Lionel sie davor schützen will, als er um ihre Liebe fleht, da weist sie ihn zurück — sie hat sich jetzt selbst überwunden. So ist sie innerlich neu erstarkt — und als die Schlacht sie wild umtobt, zerreißt sie mit übernatürlicher Kraft, einem Simson gleich, ihre Bande, stürzt hinaus in das Kriegsgetümmel und erkämpft den letzten entscheidenden Sieg für ihr Volk mit Darangabe ihres eigenen Lebens. Mit dem Jubelruf:

„Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude"

bricht sie theatralisch zusammen.

Die glänzende Sprache, die künstlerische Vollendung dieses auf den Bühneneffekt berechneten und auf dem Theater ungemein wirkungsvollen Stückes, der Zauber, den der Dichter seiner jungfräulichen Heldin zu verleihen wußte, haben seit jeher das nüchterne Urteil beirrt, und doch ist in dem Hauptmotiv, der religiösen Begeisterung Johannas, das phrasenhafte Pathos vorherrschend und die Schuld wird ebenso äußerlich durch die plötzliche Neigung zu Lionel herbeigeführt, wie der Heldin ganze Laufbahn durch ein äußerliches Gebot der Mutter Gottes.

Bald nach der Vollendung der „Jungfrau" ging Schiller nach Dresden, um sich bei seinem Freund Körner einmal wieder recht auszuspannen und zu erholen. Auch Goethe, der zu Anfang des Jahres 1801 eine „ungeheure Krankheit" durchgemacht hatte, verließ Weimar, um sich im Pyrmonter Bade zu stärken. Auf der Hin- und Rückreise hielt er sich in Göttingen auf, um die Bibliothek für seine naturwissenschaftlichen Studien zu benutzen. Nach Weimar zurückgekehrt, arbeitete er an dem Trauerspiel „Die natürliche Tochter", von dem aber bis zum Schluß des Jahres nur der erste Akt fertig wurde. — Gleichzeitig bearbeitete Schiller in freier Weise **„Turandot,"** eine Maskenkomödie des italienischen Dichters Gozzi, die zum Geburtstage der Herzogin am 30. Januar 1802 zur Aufführung kam. Das Stück fand wenig Beifall, nur die Rätsel darin gefielen allgemein. Turandot.

Ein ganzes Jahr verging, ehe Schiller sich für einen neuen Plan zu einer eigenen dramatischen Schöpfung entschloß. Lange schwankte er zwischen verschiedenen Entwürfen, den „Malteser", dem „Warbeck" und dem „Tell." Dazu hielten ihn der Kauf eines neuen Hauses und dessen notwendige Einrichtung fast bis in den Sommer 1802 vom Arbeiten ab. Am Tage seines Einzuges in dasselbe (30. April) starb seine Mutter, was ihn sehr erschütterte. Dann kamen öfter Anfälle von Krampfhusten, die ihn ernstlich belästigten. Zu seiner Erholung las er im Sommer den Äschylus und empfing daraus wohl eine verstärkte Anregung zu einem Stoff, den er neben den obenerwähnten schon lange mit sich herumgetragen hatte. Es war die alte Fabel des Bruderzwistes, die er in der **„Braut von Messina"** zu einer „äschyleischen Tragödie" gestalten wollte. Im September machte er sich mit voller Energie ans Werk — Ende Januar 1803 war das neue Stück vollendet; am 19. März wurde es in Weimar aufgeführt. Es machte einen großen Eindruck auf das Publikum: nach der Aufführung brachte man dem Dichter ein Lebehoch, „welches man sich sonst in Weimar noch niemals herausnahm." Der gedruckten Ausgabe hatte Schiller eine Abhandlung über den tragischen Chor beigegeben, um die neubelebte Anwendung desselben zu begründen.

Die Fabel dieses sprachlich vollendetsten Werkes Schillers hält sich durchweg an die des sophokleischen „König Ödipus“ — auch das feindliche Brüderpaar ist von Ödipus' Söhnen, Eteokles und Polyneikes, entlehnt. Sie ist die folgende:

Braut v. Messina.

Der Fürst von Messina hat in einem nächtlichen Traum zwei Lorbeerbäume und zwischen ihnen eine Lilie erblickt, die — plötzlich zur Flamme umgewandelt — alles um sich her verschlang. Ein sternkundiger Araber erklärt: seine Gemahlin Isabella werde von einer Tochter entbunden werden, welche beide Söhne ihm töten und seinen ganzen Stamm vernichten werde. Als nun die Tochter geboren ward, befahl er deshalb, sie sofort ins Meer zu werfen. Isabella hatte aber vor ihrer Entbindung auch „eines Traumes seltsames Orakel“ gehabt: ein Kind sah sie im Grase spielen, und zu seinen Füßen fromm gepaart einen Löwen und einen Adler liegen. Ein Mönch eröffnete ihr des Traumes Verständnis dahin: genesen würde sie einer Tochter,

Die ihr der Söhne streitende Gemüter
In heißer Liebesglut vereinen würde.

Dieses Wort hatte sich ihr tief eingeprägt und, dem Gott der Wahrheit mehr als dem der Lüge vertrauend, hatte sie die „Gottverheißene“ gerettet und „des Segens Tochter“ in einem Kloster heimlich auferziehen lassen. Jahre vergingen, der Vater starb, ohne von dem Dasein seiner Tochter eine Ahnung zu haben; seine Söhne Manuel und Cesar, von klein auf im Streit lebend, aber durch den Vater bisher in Schranken gehalten, beginnen auf dem Grabe des kaum Entseelten offenen Hader, ein Bruderkrieg droht das Land zu verwüsten, da gelingt es der Mutter endlich, ihre Söhne zu einer friedlichen Begegnung in der Stadt zu veranlassen. Ja, der grimmige Bruderhaß findet durch Isabellas Bitten ein Ende, und nun eröffnet sie ihnen auch das Geheimnis von der verborgen lebenden Schwester und wiederum bekennt ein jeder der Söhne, daß sein Herz bereits gewählt und daß er ihr noch heute die Geliebte zuführen wolle. Glücklich ruft Don Manuel:

„Es zieht die Freude ein durch alle Pforten,
Es füllt sich der verödete Palast
Und wird der Sitz der blüh'nden Anmut werden.“

Je größer die unerwartete Freude, um so jäher, schreckhafter kommt der Umschwung. Kaum hat Isabella gejubelt:

„Noch gestern sah ich mich im Witwenschleier,
Gleich einer Abgeschiednen, kinderlos.
In diesen öden Sälen ganz allein,
Und heute werden in der Jugend Glanz
Drei blüh'nde Töchter mir zur Seite stehn —“

da fällt der erste schwere Schlag: Diego, des Hauses alter, treuer Diener, der Beatrice, die Tochter, herbeiführen soll, kehrt ohne sie zurück mit der Trauerkunde, daß sie von Korsaren geraubt sei. Und nun folgt unaufhaltsam, Schlag auf Schlag, das Unheil — zuerst die grauenvolle Entdeckung, daß beide Brüder ein und dasselbe Mädchen lieben, dann Don Cesars wild aufflammender Zorn, als er Beatrice in den Armen des Bruders findet; in blinder Eifersucht ersticht er Don Manuel. Zu spät folgt die noch grausere Enthüllung, daß die Geliebte, um derentwillen er sich zum Brudermorde hat hinreißen lassen, die Schwester ist. Entsetzt klagt er:

„So bin ich schuldig einer Greuelthat,
Die keine Reu und Büßung kann versöhnen!“

und gibt sich den Tod, „unsühnbare Schuld zu sühnen.“ So hat sich das Schicksal erfüllt, das alte Fürstenhaus ist verödet:

Wie die Seher verkündet, so ist es gekommen.
Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick;
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden.

So reich an Schönheiten dieses Drama Schillers auch ist, so meisterhaft der Geist der Antike darin zur Anschauung kommt, so sehr hatte doch Herzog Karl August recht, als er an Goethe schrieb, „Schiller reite auf einem Steckenpferde, von dem ihn nur die Erfahrung werde absetzen helfen.“ Wohin die Fortbildung des geistreichen Experimentes Schillers notwendigerweise führen mußte, davon zeugen die späteren unsinnigen „Schicksalstragödien,“ die sich auf seinen Vorgang beriefen und wohl berufen durften. Auch die Anwendung des Chores erwies sich als eine Verirrung, so sehr er auch für dieses Stück notwendig erschien, und des Dichters Befürwortung hat sie nicht zu rechtfertigen vermocht. Schiller sah das wohl selbst nach langem Hinundherbewegen des Für und Wider ein; im Februar 1804 äußerte er gegen Goethe, „mit den griechischen Dingen sei es doch eine mißliche Sache auf unserem Theater.“

Vierzehn Tage nach der Aufführung der „Braut von Messina,“ am 2. April 1803, ging Goethes Drama „Die **Natürliche Tochter**“ in Weimar über die Bühne, von dem Publikum mit großer Kälte aufgenommen, von Schiller, Fichte, selbst von Herder, der seit der Konfirmation von Goethes Sohn dem Vater wieder etwas näher gekommen war, belobt und bewundert.

Natürliche Tochter.

Den Stoff zur „Natürlichen Tochter“ entnahm Goethe aus den von Schiller ihm schon 1799 mitgeteilten, übrigens ganz romanhaften „Denkwürdigkeiten der Prinzeß Stephanie Luise von Bourbon-Conti,“ einer natürlichen Tochter des Prinzen Louis François von Conti, die kurz vor ihrer bevorstehenden Legitimierung durch Ludwig XV zu einer Mißheirat mit einem Advokaten gezwungen wurde. Diesen Stoff wollte Goethe, wie er selbst sagt, zu einer Trilogie verarbeiten, in der er „das furchtbare Ereignis der französischen Revolution dichterisch zu gestalten hoffte.“ Das erste Stück dieser Trilogie, das allein zur Ausführung kam, ist die „Natürliche Tochter“, in der das Parteitreiben des Junkertums unter einem schwachen Königsregiment als der Anlaß der Revolution sich abspiegeln sollte. Da Goethe sich nun, wie schon früher erwähnt, persönlich aufs unangenehmste von der französischen Revolution berührt fühlte und es doch nicht vermochte, in seiner früheren Weise sich dichterisch von dieser peinlichen Stimmung zu befreien, entkleidete er den ausgewählten Stoff seines ganzen konkreten und geschichtlichen Gehaltes, ließ Zeit und Ort ganz unbestimmt, verflüchtigte die Charaktere und gestaltete daraus Figuren, die völlig den Eindruck von abstrakten Gebilden machen. Sie haben nicht einmal Namen und sind allgemein bezeichnet als König, Herzog, Graf, Hofmeisterin, Gerichtsrat ꝛc. Nur die Heldin heißt Eugenie, wobei Goethe aber auch an den griechischen Ursprung dieses Namens (εὐγενής, die Wohlgeborene, von edler Geburt) gedacht zu haben scheint. Ihre Abkunft ist ihr Verderben: des Herzogs Kind, zu den höchsten Ansprüchen berechtigt und in solchem Sinne erzogen, ist sie doch — weil illegitim — von dieser Stellung ausgeschlossen. Als ihre Mutter gestorben (die in den französischen Memoiren gegen sie am heftigsten intriguiert), gesteht der zur Opposition neigende Herzog dem König, was für Hof und Stadt schon längst ein offenbares Geheimnis war, und der Herrscher, ein gutmütiger wohlwollender Mann, stellt die Anerkennung der Herzogstochter schon zu seinem nächsten Geburtstag in Aussicht, wünscht es aber aus Furcht vor den auch ihn beherrschenden Junkern einstweilen verborgen gehalten zu wissen. Aber ehe der Plan zur Ausführung kommt, wird Eugenie — willenlos und schuldlos — das Spiel und das Opfer des eifersüchtigsten Parteigetriebes. Eugenies Bruder, der sich durch sie das Erbteil nicht schmälern lassen will, wird durch den Sekretär, einen klugen Weltmann, vertreten, der im Bunde mit zahlreichen Gesinnungsgenossen, die in Eugenies uneigennütziger

Liebe zu Fürst und Volk eine Gefahr für ihre Absichten erblicken, einen schändlichen Plan zu ihrem Verderben schmiedet. Eugenies Hofmeisterin, die sie erzogen, ja die sie aufrichtig liebt, soll das arme Mädchen dem gewissen Tod im mörderischen Klima einer fernen Insel zuführen, sie jedenfalls irgendwie verschwinden lassen. Sie willigt ein, da man ihr bedeutet, daß jede Weigerung den augenblicklichen Tod Eugenies zur Folge haben würde. So verschwindet Eugenie; dem Herzog wird beigebracht, sie sei auf der Jagd verunglückt und so furchtbar zerschmettert, daß er sie nie mehr erblicken dürfe. Unterdessen ist sie in Wirklichkeit mit der Hofmeisterin im Hafen angelangt; der schwache König hat sich bereden lassen, den Zankapfel der Parteien zu entfernen, und hat sie durch einen eigenhändigen Befehl der Hofmeisterin auf Tod und Leben übergeben. Rettung ist für die Geopferte nur möglich in der Entsagung auf ihre Rechte und in der Vermählung mit einem bürgerlichen Gatten. Einen solchen hat die Hofmeisterin in dem Gerichtsrat gefunden, einem wackern Mann, der die Volksrechte gegenüber der Willkür der höheren Kreise vertritt. Da alle Anstrengungen Eugenies, sich zu befreien, vergeblich sind, entschließt sie sich, dem Gerichtsrat ihre Hand zu reichen, wogegen er ihr verspricht, sie als Schwester zu betrachten. So wird sie dem Vaterlande erhalten, dem sie hofft, bei dem nahenden Umsturz aller bestehenden Verhältnisse einst dienen zu können.

„Gewiß reiht sich diese Tragödie," sagt Hettner, „in der plastisch klaren Ruhe und Feierlichkeit der Gruppierung, in der unsagbaren Macht und Musik ihrer Sprache, in der tiefen Innigkeit und Sinnigkeit der Gedanken und Empfindungen an das Allervollendetste, was Goethe jemals geschaffen. Aber das Ganze bleibt kalt und wirkungslos und für die Bühne für immer unbrauchbar."

Das zweite Stück sollte — wie man aus Goethes hinterlassenem „Schema der Fortsetzung" ersehen kann — den Ausbruch der Revolution vorführen, in der Eugenies Gemahl eine maßvolle Hauptrolle zu spielen bestimmt war. Im dritten Stück wäre dann Eugenie in der Hauptstadt erschienen als eine Stütze des Vaters und des Königs in höchster Bedrängnis und als eine Vermittlerin der Gegensätze. — Goethe gab aber die Fortsetzung auf, obgleich „die geliebten Szenen der Folge ihn manchmal wie unstäte Geister besuchten, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzten."

Schiller geadelt.

Durch diesen Mißerfolg des älteren Dichters strahlte Schillers Stern um so heller, aber ihr Freundesbund blieb unerschüttert. Wie in einem früheren Abschnitt erzählt, fehlte es nicht an intriganten Nebenbuhlern und Gegnern: aber sie vermochten allzumal nichts gegen die beiden Dichterfürsten auszurichten; auch des gewandten Kotzebue Bemühung, einen Bruch zwischen ihnen durch eine tendenziöse Verherrlichung Schillers auf Kosten Goethes herbeizuführen, mißlang vollständig (S. 401). Neidlos blickte der Altmeister auf des jüngeren Dichters Erfolge, dem auch solche Auszeichnungen nicht fehlten, die in den Hofkreisen am meisten galten. So war Schiller bereits 1802, auf Veranlassung des Herzogs, vom Kaiser geadelt worden, wodurch er und seine Frau endlich hoffähig wurden. Das Wappen war ein gespaltener Schild: oben in Gold ein rechts gewendetes, wachsendes silbernes Einhorn, unten in Blau ein goldener Querbalken; der Helm war mit einem natürlichen Lorbeerkranz geziert, aus dem das Einhorn hervorwächst. Auch sonst wurde ihm Anerkennung von hoher Seite zu teil. Als er im Juli 1803 in Lauchstedt zu seiner Erholung sich aufhielt, war der Prinz Eugen von Württemberg sein beständiger Begleiter. Nach Weimar zurückgekehrt, wurde er dem Könige von Schweden vorgestellt, der ihm zur Anerkennung für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges einen Brillantring schenkte. Von seinem alten Gönner Dalberg erhielt er wiederholt ansehnliche Geschenke an Geld und edlem Wein.

Französ. Stücke.

Um sich dem Herzog Karl August gefällig zu bezeigen, hatte Schiller schon zu Anfang 1803 sich mit den „französischen Theatralia" beschäftigt; und als die „Braut von Messina" beendet war, machte er sich an die Übersetzung zweier Lustspiele, die dem Publikum sehr zusagten. Es waren „Der Parasit" und „Der Neffe als Onkel," mit denen er am 12. Mai fertig geworden war. Über den Stoff zu einem

neuen eigenen Drama schwankte er aber lange. Inzwischen vollendete er einige Gedichte, so das „Siegesfest“ und den „Grafen von Habsburg.“ Endlich entschied er sich für die Erzählung von Wilhelm Tell, auf deren poetischen Gehalt ihn Goethe bereits 1797 aufmerksam machte, der auf seiner damaligen Schweizerreise den Plan zu einem Epos „Tell“ gefaßt, aber später wieder aufgegeben und den Stoff ausdrücklich dem Freunde abgetreten hatte. Am 25. August 1803 schrieb er in seinen Kalender: „Diesen Abend an den Tell gegangen.“ Noch lakonischer heißt es am 18. Februar 1804: „Den Tell geendigt.“ Diese schnelle Vollendung war um so erstaunlicher, da der Dichter auch in diesem halben Jahre vielfach leidend gewesen, dazu aber sehr gründlicher und mannigfaltiger Studien für die neue Arbeit benötigt war. Aus einer ganzen Reihe von geographischen und ethnographischen Büchern, wie aus alten Chroniken sammelte er Ausdrücke, Töne und Wendungen, um die richtige Lokalfarbe zu gewinnen — Palleske macht in seinem „Leben Schillers“ auf zahlreiche Verse aufmerksam, „die wie Alpenblumen wild gewachsen erscheinen und nur das Resultat der zur Natur gewordenen Kunst sind.“ Dazu kamen unliebsame Unterbrechungen, so im Dezember 1803 der Besuch der geistreichen, aber etwas ermüdend gesprächigen Frau von Staël, vor der auch Goethe gern „bis ans Ende der Welt“ geflohen wäre, und die Schiller um so beschwerlicher wurde, als er nur geringe Fertigkeit im Französischsprechen besaß. Beide Dichter waren herzlich froh, als sie endlich Anfang März nach Berlin ging.

Wilhelm Tell.

Abb. 173. Schillers Wappen.

Abb. 174. Eines von Schillers Siegeln. Einem Originalbriefe Schillers entnommen.

Ein paar Todesfälle, die Schiller nahe berührten, fielen ferner in diese Zeit der Arbeit am „**Tell.**“ Am 18. Dezember 1803 starb Herder, und so wenig Liebe er von ihm erfahren, so herbe er selbst zuletzt über „den Alten auf dem Topfberge“ geurteilt, der Tod des einst ihm so nahestehenden Freundes ergriff ihn doch tief. Noch mehr erschütterte ihn die Nachricht vom Hinscheiden des Herzogs von Meiningen, den er „in den letzten Zeiten wahrhaft lieb gewonnen hatte.“ Trotz aller dieser Hinderungen war der erste Akt vor Mitte Januar 1804 fertig, das Ganze am 18. Februar. Goethe, der sich schon über die einzelnen Teile sehr günstig geäußert hatte, schrieb, nachdem er es zu Ende gelesen, an Schiller: „Das Werk ist fürtrefflich geraten und hat mir einen schönen Abend verschafft.“ Am 17. März wurde der „Tell“ in Weimar mit ungeheurem Beifall aufgeführt; im Juli auch in Berlin, nach Beseitigung einiger politischer Bedenken, mit nicht geringerer Wirkung. Und doch läßt sich gegen den „Tell“, als dramatisches Kunstwerk aufgefaßt, viel einwenden, wie sich aus einer näheren Betrachtung des Stückes ergeben wird.

Wilhelm Tell.

Der Freiheitskampf der drei Schweizer Waldstätten, Schwyz, Uri und Unterwalden, gegen den Herzog Albrecht von Österreich (der 1298—1308 als Albrecht I Kaiser von Deutschland war), wie ihn die Chronisten des XV. Jahrhunderts, insbesondere Ägidius Tschudi, erzählen, ist das Thema des „Wilhelm Tell." Um diese drei Urkantone, die Friedrich II zu Reichsvogteien, welche unmittelbar unter dem Kaiser standen, erhoben hatte, unter das österreichische Joch des Hauses Habsburg zu bringen, hatte Albrecht ihnen zwei Landvögte geschickt, von denen der eine, Hermann Geßler von Brunneck in Küßnacht (am Luzerner See), über Uri und Schwyz, der andere, Beringer von Landenberg, auf der Burg zu Sarnen über Unterwalden mit großer Willkür und harter Bedrückung des Volkes schalteten. Auf jede am kaiserlichen Hof vorgebrachte Klage gab man den Unterdrückten zu verstehen, ihre Not würde aufhören, sobald sie sich der österreichischen Herrschaft unterwürfen. Da vereinigten sich einige hervorragende Männer der drei Kantone: Walther Fürst, Werner Stauffacher, dessen Zögern sein wackeres Weib Gertrud überwindet, Arnold von Melchthal, dessen Vater durch den Landvogt des Augenlichtes beraubt worden, mit noch dreißig gleichgesinnten Männern und erneuern auf dem Rütli den uralten Freiheitsbund zum Schutz ihrer Rechte und zur Abschüttelung des fremden Joches. Sie beschließen:

„Der sei gestoßen aus dem Recht der Schweizer,
Wer von Ergebung spricht an Österreich!"

Doch soll — dem Kaiser bleiben, was des Kaisers ist. Dem Reiche wollen sie treu bleiben. Sie schwören:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr."

Von dem Adel steht nur der alte Freiherr von Attinghausen, „der letzte seines Stammes", zu dem Volke und ist hocherfreut, in seiner Sterbestunde von dem zu hören, was die Landleute beschlossen und geschworen haben; auch daß sein österreichisch gesinnter Neffe, Ulrich v. Rudenz, durch seine Geliebte, Bertha von Brunneck, für die Sache des Volkes gewonnen ist, thut ihm wohl.

Inzwischen befreit Wilhelm Tell, von ihrem Bunde unabhängig, das Land von dem gefährlichsten Feinde, dem Landvogt Geßler. Geßler hatte ihn genötigt, von dem Haupte seines Knaben einen Apfel zu schießen, weil er sich geweigert, vor dem zu Altdorf aufgerichteten Herzogshut sich zu verbeugen. Der Schuß war gelungen, ohne das Kind zu verletzen; da fragt der Landvogt den Vater nach einem zweiten Pfeile, den derselbe vorher in den Koller gesteckt, und Tell bekennt offen, der sei für den Landvogt bestimmt gewesen, wenn der Knabe getroffen wäre. Gefesselt wird nun der wackere Schütze zu Schiff gebracht, um nach Küßnacht ins Gefängnis geführt zu werden. Unterwegs gerät das Fahrzeug durch einen Sturm in die größte Gefahr — Tell wird losgebunden, um es durch die aufschäumenden Fluten zu steuern — er lenkt es nach einem Felsvorsprung, springt hinauf und stößt es dann zurück in die Wellen. Trotzdem entgeht Geßler der Gefahr — er erreicht das Land; als er aber die hohle Gasse nach Küßnacht hinabreitet, erschießt ihn Tell, der ihm hinterrücks aufgelauert, mit einem Pfeile.

Als die Eidgenossen von Tells Verhaftung hören, beschließen sie, auf Rudenz' Drängen, nicht bis zu dem festgesetzten Tage der Abrechnung zu warten, sondern sofort ans Werk zu gehen, um den gefährdeten Freund und zugleich die „heimlich weggeraubte" Bertha zu retten. Sie erheben sich, zerstören die Zwingburgen, verjagen die Vögte und Untervögte ohne Blutvergießen. Da kommt die Nachricht, daß der Kaiser von seinem Neffen, Herzog Johann von Schwaben, ermordet sei; als ein Reichsbote die Landleute auffordert, den Mord zu rächen, weigern sie sich; als jedoch der Mörder bei Tell Hilfe und Schutz sucht, weist er ihn entrüstet zurück und noch mehr seine Berufung auf Tells eigene That. Er ruft ihm zu:

Zu Koenig Litte

J-02 9

Jägerliedchen für
Walther Tell
zwischen Actus III. anzufangen.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh im Morgenstrahl!

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute
Was da fleugt und kreucht.

Das „Jagerliedchen für Walther Tell" in Schillers eigenhandiger Niederschrift.
Nachbildung der Originalhandschrift des Dichters im Besitz des Herrn Stadtgerichtsrat
Lessing in Berlin.

„Unglücklicher!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?
— — — Nichts teil' ich mit dir Gemordet
Hast du, ich hab' mein Teuerstes verteidigt."

Doch erbarmt er sich endlich des Unglücklichen, zeigt ihm den Weg nach Italien, wo er dem Papst beichten solle, und entläßt ihn reich mit Gaben beladen. Kaum ist er fort, da erscheinen die Eidgenossen, um Tell, den „Erretter", leben zu lassen und ihm zu danken. Bertha von Bruneck erscheint mit Rudenz, dem sie ihre Hand reicht: „Die freie Schweizerin dem freien Mann!" Rudenz aber ruft: „Und frei erklär' ich alle meine Knechte."

Mit Ausnahme der Liebesepisode von Rudenz und Bertha ist Schiller fast in allen Punkten dem Bericht des Chronisten, an den noch Johannes von Müller glaubte, oft unter wörtlicher Benutzung der von ihm angeführten Reden, gefolgt. Der- selbe ist allerdings vor dem Licht der neueren Geschichtsforschung zu einem Mythen- gewebe verblaßt. Thatsache ist nur, daß 1291 die Männer aus den drei Urkantonen einen ewigen Bund unter sich schlossen, der als der Beginn der Schweizer Eid- genossenschaft zu betrachten ist. Es war aber nur eine Verbindung der Urkantone zu Schutz und Trutz, wie sie um jene Zeit auch rheinländische und schwäbische Städte unter sich eingingen. Adolf von Nassau (1291—1298) bestätigte ihnen die von Friedrich II verliehene Reichsunmittelbarkeit, was Albrecht unterließ, ohne jedoch zu versuchen, ihnen mit Gewalt das Habsburgische Joch aufzunötigen. Allerdings wurden sie erst durch Heinrich VII (1308—1313) und Ludwig den Bayer (1314—1347), die beide gegen Österreich standen, wirklich von der persönlichen Abhängigkeit gegen das Haus Habsburg enthoben. — Ebenso ist die ganze Erscheinung und die That des Tell, ja sein Name, eine Sage, die über Dänemark, Norwegen, Island ꝛc. verbreitet war und ver- mutlich aus einem uralten Naturmythus hervorging. Geschichte und Sage.

Ebensowenig wie diese geschichtliche Aufklärung, darf uns aber die Thatsache, daß der Stoff der Tellfabel sich mehr für ein Epos als für ein Drama eignet, daß in dem Schillerschen Stück eigentlich drei Handlungen (der Bund der drei Männer und der Waldstätten — Tells Schicksal — das Verhalten Attinghausens und seines Neffen) selb- ständig nebeneinander gehen und erst ganz zuletzt in einen Strom zusammenfließen, den Genuß an dieser herrlichen Dichtung trüben. Schlimmer dürfte die Ermordung Geßlers erscheinen, die auch trotz des langen Monologes Tells und trotz seiner sittlichen Entrüstung wider Johannes Parricida „in der ganzen Welt als heroisch-patriotisch- rühmlicher Meuchelmord gilt", wie Goethe es im neunzehnten Buch von „Dich- tung und Wahrheit" ausdrückt. Dagegen tritt die Grundidee, die unklar in den drei Sturm- und Drangstücken, gereinigter im „Don Carlos" erschien, hier künstlerisch vollendet hervor. Nicht mehr der Umsturz des Bestehenden, sondern die Erhaltung des ursprüng- lichen Zustandes und darum die Befreiung vom fremden Joche wird hier gefeiert. Auch ist nicht die Losreißung vom deutschen Reiche, wie man behauptet hat, sondern nur die Lossagung von Österreich unter Festhaltung der Reichszugehörigkeit das, was die Eidgenossen erstreben. Mit Recht hat man darum dieses Drama „eine nationale That" genannt — es wurde von Jahr zu Jahr mehr eine Art Bundeszeichen für die Ver- treter deutscher Freiheit gegen französische Vergewaltigung und Knechtung — ein Jahrzehnt danach kämpfte Deutschland den großen Freiheitskampf gegen den fremden Zwingherrn, aber noch mit ganz gespaltenen Kräften und ohne zum letzten, höchsten Ziele zu gelangen; erst in dem Kriege von 1870 hat die Grundidee des „Wilhelm Tell" in unserem Volk Fleisch und Blut gewonnen, und die 1866 errungene Befreiung von österreichischer Hegemonie hat in dem neuerstandenen geeinten Deutschen Reich ihre Krönung erfahren.

Reise nach Berlin.

Auf Ifflands Einladung ging Schiller Ende April mit seiner Frau nach Berlin; seine sämtlichen Stücke wurden aufgeführt; bei seinem Eintritt in die Loge wurde der Dichter von dem Publikum mit begeistertem Zuruf begrüßt. Am 13. Mai hatte er bei der Königin Luise eine Audienz. Auch hieß es, daß Friedrich Wilhelm III ihn in Berlin zu behalten wünsche. Die Verhandlungen darüber, die auch nach seiner Rückkehr noch fortgesetzt wurden, zerschlugen sich aber, und er war ganz zufrieden damit, da er ungern alte Verhältnisse zerrissen, am allerschwersten sich von Goethe getrennt haben würde.

In Weimar angelangt, beschäftigten Schiller wieder die verschiedenartigsten dramatischen Pläne, deren merkwürdig großer Umfang aus einem Notizblatt in seinem Kalender zu ersehen ist. Nach der Vollendung des „Tell“ hatte er sich für ein Thema aus der russischen Geschichte, den „Demetrius“ (in seinem Kalender „Die Bluthochzeit in Moskau“ genannt), entschlossen und dafür zu arbeiten angefangen; nach der Berliner Reise wurde er wieder schwankend und nahm einen andern Plan, „Die Prinzessin von Cleve“, auf, wurde aber bald darin durch eine schwere Erkältung unterbrochen, die er sich im Juli zuzog. Wochenlang wollten die Kräfte nicht wiederkehren. Erst im Oktober fing er an, sich etwas zu erholen und gewann neuen Lebensmut und neue Schaffensfreudigkeit. Es war das um so günstiger, als man im November die Großfürstin, die Gemahlin des Erbprinzen, in Weimar erwartete. Im Theater war nichts vorbereitet; Goethe, der mit der neubegründeten „Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung“ und mit allerhand wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt war, hatte sich von der Sache überraschen lassen und war für keine dichterische Schöpfung aufgelegt, so mußte denn Schiller aushelfen. Und in der That dichtete er innerhalb vier Tagen

Huldigung der Künste.

ein höchst sinniges Festspiel, „Die Huldigung der Künste“, das am 12. November 1804 zur Begrüßung der Erbprinzessin, welche vor Wehmut und Freude weinte, aufgeführt wurde.

Die Festlichkeiten, die sich an diese Aufführung schlossen, gingen über Schillers Kraft. Gleich danach klagte er über einen schlimmen Katarrh, den er in dem sehr strengen Winter wochenlang nicht los wurde und der trotz seines festen Willens sein freies Schaffen gänzlich lähmte. Um nicht ganz müßig zu sein, machte er sich an die Übersetzung der

Phädra.

„**Phädra**“ von Racine in reimlosen Jamben, die er in sechsundzwanzig Tagen vollendete, so daß sie am 30. Januar 1805 zum Geburtstage der Herzogin, zu Karl Augusts großer Freude und Genugthuung, gespielt werden konnte. Gleich danach versuchte er, den „Demetrius“ wieder aufzunehmen, aber nur mit Unterbrechungen konnte er daran arbeiten: er wurde aufs neue krank. Auch Goethe mußte um dieselbe Zeit das Bett hüten. Der junge Voß, der bei den Freunden abwechselnd wachte, erzählt: „Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftmut und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte!“ Endlich konnte Schiller wieder ausgehen — sein erster Weg war zu Goethe. Als sie einander sahen, erzählt Voß, fielen sich die beiden Freunde um den Hals und küßten sich in einem langen Kusse, ehe einer von ihnen ein Wort hervorbrachte. Seitdem regte Schiller den noch kränkelnden Freund zu erneuerter Arbeit an, so daß im Februar die Übersetzung von Diderots „Rameaus Neffe“ und das umfassendere Werk „Winckelmann und sein Jahrhundert“ fertig wurden. Anfang März begann auch Schiller mit ganzem Ernst wieder zu arbeiten, und zwar am „Demetrius“ und setzte es mit leidlicher Kraft den Monat April hindurch fort. Am 29. April ging er noch in das Theater; kurz zuvor besuchte ihn Goethe — es war das letzte Mal, daß sich die beiden Freunde sahen. Unwohl kehrte er nach Hause zurück. Am 1. Mai lag er darnieder an einem Katarrhfieber. Während der Krankheit phantasierte er viel von „Demetrius“ und rezitierte Szenen daraus, aber das Stück sollte unvollendet bleiben.

Demetrius.

Zwei Entwürfe des „Demetrius“ hat Schiller hinterlassen; von dem zweiten liegt der erste Akt und der Anfang des zweiten ausgeführt vor. Der Held war jener Mönch

Abb. 175. Schiller im Jahre 1787. Holzschnittnachbildung des Stichs von J. G. Müller nach dem Gemälde von A. Graff.

aus dem Kloster Tschudow, der sich im Jahre 1603 fälschlich für Demetrius (geb. 1583), den jüngsten im Jahre 1591 schmählich ermordeten Sohn des Zaren Iwan Wasiljewitsch IV, des Schrecklichen, ausgab, worin ihn seine Ähnlichkeit mit dem Ermordeten und andere Umstände unterstützten. Die Polen kamen ihm natürlich bereitwillig entgegen und förderten seine Pläne: mit König Sigismunds III Hilfe begann er den Feldzug gegen

Rußland, zog siegreich in Moskau ein und trat die Regierung an. Aber nach einer dreizehnmonatlichen Regierung (April 1605 bis 17. Mai 1606) entstand eine Revolution, wobei Demetrius und viele Polen ermordet wurden. — Die Exposition des Stückes, das großartige Bild des polnischen Reichstages, vor dem Demetrius erscheint und seine abenteuerlichen, dunklen Schicksale erzählt, dann die Errichtung eines Freischarenzuges gehören zu dem Bedeutendsten, das Schiller geschrieben. Der zweite Akt führt in das stille, leidvolle Klosterleben der Mutter des Demetrius, der Zarin Marfa; der Monolog, in dem sie ihrem Sohne entgegenjauchzt, war das Letzte, das der Dichter geschrieben — er lag auf seinem Schreibtisch, als er starb. Darin heißt es:

„Er ist's, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen.
— — — — — — — — — — — —
Ich habe nichts als mein Gebet und Flehn;
Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Seele,
Beflügelt send' ich's in des Himmels Höhn,
Wie eine Heerschar send' ich dir's entgegen."

Schillers Tod.

Am 9. Mai nachmittags, wenige Monate über 45 Jahre alt, wurde Schiller durch den Tod von seinen Leiden erlöst.

Goethe, der selbst wieder durch Krankheit ans Haus gefesselt wurde, war tiefbewegt, als er die Nachricht erhielt. Am 1. Juni schrieb er an Zelter: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins." Am 10. August fand eine Totenfeier statt; Schillers „Glocke" wurde dramatisch aufgeführt — daran schloß sich der berühmte „Epilog," in welchem Goethe seinem Freunde ein mächtiges dichterisches Denkmal gesetzt hat. Ein Wort daraus — seitdem in aller Munde — charakterisiert am schönsten den abgeschiedenen Dichter:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

* * *

Abb. 176. Johann Friedrich Freiherr von Cotta, der Verleger Schillers und Goethes. Nach einem von der J. G. Cottaschen Buchhandlung zur Verfügung gestellten Bildnisse.

Drei Tage nach ihres Mannes Abscheiden empfing Charlotte von Schiller ein Trostschreiben von **Cotta**, der „bloß von Dritten wußte", daß der Dichter gestorben sei, den er kurz zuvor noch auf seinem Krankenlager besucht hatte. Der Brief schloß mit den Worten: „Ich freue mich in dem Gedanken, daß Sie mich

unter Ihre redlichsten Freunde zählen!“ Das war keine Redensart, denn wenige Sätze vorher hieß es: „Da Sie nun dringende Ausgaben haben, so bitte ich auf jedes Bedürfnis per Wechsel auf mich zu ziehen.“ Der „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta“ beweist überdem, daß der Stuttgarter Verleger seit dem Anfange der Bekanntschaft mit Schiller im Jahre 1794 (vgl. S. 482) dem Dichter ein so treuer, uneigennütziger Freund gewesen war, wie ihn wohl selten ein Schriftsteller in seinem Verleger besessen hat.

J. F. Cotta.

Johann Friedrich Cotta, geboren in Stuttgart am 27. April 1764, der in Tübingen zuerst Mathematik, dann Jurisprudenz studiert hatte und nach abgelegter Prüfung Hofgerichtsadvokat in Tübingen geworden war, übernahm auf den Wunsch seines Vaters im Jahre 1787 die in schweren Verfall geratene, von seinem Ur-Urgroßvater Johann Georg Cotta 1659 gegründete J. G. Cottasche Buchhandlung in Tübingen, die er mit großer Umsicht und Energie wieder in die Höhe, ja zu einer nie geahnten Blüte brachte. Seine Grundsätze, die guten Autoren aufzusuchen und sich bei ihnen um Verlagsartikel zu bewerben, keine anderen als gute Bücher in Verlag zu nehmen und die Honorare der Autoren stets liberal zu bemessen, haben jedenfalls zu diesem glänzenden Ergebnis beigetragen, wie sie dem gesamten Buchhandel Deutschlands einen neuen Antrieb und einen großartigen Aufschwung gegeben haben. Im Jahre 1810 verlegte Cotta sein Geschäft nach Stuttgart, wo er in der ausgebreitetsten und mannigfaltigsten Weise bis an seinen Tod im Jahre 1832 unermüdlich wirkte. Im Cottaschen Verlage ist auch die große, 1879 vollendete, historisch-kritische Ausgabe von Schillers Werken unter Goedekes Leitung erschienen, ein würdiges Denkmal der einstigen Freundschaft.

Goethes Lebensabend (1805—1832).

Goethe allein.

Nach Schillers Tode fühlte sich Goethe tief vereinsamt. Eine Zeitlang suchte er Trost in dem Gedanken, des Freundes unvollendet gelassenes Drama „Demetrius“ zum Abschluß zu bringen, aber er gab es doch bald wieder auf, da er an dem Gelingen zweifelte. „Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt,“ erzählt er später, — „unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen.“ Um sein Leid zu vergessen, flüchtete er in die praktische Thätigkeit und in die Kunststudien zurück; er ließ den Anfang der „Farbenlehre“ drucken, vollendete sein Werk über Winckelmann, und als sein körperliches Befinden sich besserte, hielt er den Weimarschen Damen naturwissenschaftliche Vorträge. Kaum hatte er sich so wieder etwas gefaßt, da brachen die Napoleonischen Kriegsscharen über Deutschland herein und damit die Not- und Schmachjahre der Fremdherrschaft.

Schlacht bei Jena.

Goethe stand im 58. Lebensjahre, als die Folgen der Unglücksschlacht von Jena und Auerstädt auch Weimar in Mitleidenschaft zogen. Die herzogliche Residenz wurde drei Tage lang mit Mord und Brand heimgesucht. Die Herrschaft Karl Augusts war in Frage gestellt; nur die mutige Entschlossenheit der Herzogin Luise wendete größeres Verderben von Weimar ab und imponierte so sehr dem Kaiser Napoleon, daß er um ihretwillen den Herzog verschonte. Goethe selbst geriet durch ein paar französische Schlingel von der sogenannten „Löffelgarde,“ die sich gewaltsam bei ihm einquartiert und in seinem Weine berauscht hatten, in Lebensgefahr, aus der ihn die Geistesgegenwart seiner Freundin Christiane Vulpius, welche die Burschen entschlossenen Mutes hinauswarf, errettete. Bald danach langte Marschall Ney an, der bei ihm Quartier nahm und ihn vor jeder weiteren Unbill schützte.

Goethes Trauung.

Einige Tage danach, am 19. Oktober 1806, ließ sich Goethe aus Dankbarkeit gegen seine Freundin mit ihr in der Sakristei der Schloßkirche, in Gegenwart seines Sohnes und seines Sekretärs Riemer, von dem Oberkonsistorialrat Günther trauen. Christiane

war nun zur „Geheimrätin von Goethe“ erhoben, aber vor dem geringschätzigen Gerede und Spotte der Welt war sie dadurch doch nicht geschützt.

Bettina. Im April 1807 kam die Enkelin von Sophie Laroche, Clemens Brentanos Schwester **Bettina**, nach Weimar und wurde von Goethe sehr freundlich aufgenommen. Ein Briefwechsel zwischen dem Dichter und ihr folgte diesem Besuche und dauerte bis zum Jahre 1811 fort, wo Bettinas ungeziemendes Benehmen gegen seine Frau demselben ein Ende machte, ohne daß indes die Beziehungen ganz aufhörten; denn noch wenige Tage vor seinem Tode empfing Goethe Bettinas ältesten Sohn, der ihm ein Schreiben seiner Mutter vom 8. März 1832 überbrachte. Nach G. v. Loepers Forschungen (vgl. Briefe Goethes an Sophie von Laroche und Bettina Brentano. 1879) ist das Verhältnis Goethes zu Bettina in dem berühmten „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde,“ den man bisher für eine „romanhafte Erfindung“ hielt, „im wesentlichen richtig dargestellt.“ Durch den wortgetreuen Abdruck der Originale eines Briefes Bettinas an Goethe und vierzehn solcher von Goethe an Bettina und die Gegenüberstellung des ersten aus Bettinas Buch, wie die von ihr gemachten Zusätze zu den anderen, liefert er den Beweis, daß sie sich allerdings eine „künstlerische Umgestaltung“ der Originale erlaubt, aber trotzdem nur „hie und da überarbeitete (zum Teil ganz unbedeutend veränderte) authentische Schriftstücke veröffentlicht“ hat. Auch von den „Sonetten“ waren einige an sie gerichtet und Niederschriften von Goethes Hand in ihrem Besitz, die meisten waren allerdings an die achtzehnjährige schöne Pflegetochter des Buchhändlers Frommann in Jena, **Minna Herzlieb**, gerichtet, die Goethe von Kind auf gekannt hatte und die er als lieblich aufgeblühte Jungfrau — nach der gewöhnlichen Auffassung — leidenschaftlich geliebt haben soll. Herman Grimm hat indes mit Recht darauf hingewiesen, daß der Inhalt der Sonette „wenig leidenschaftlicher Natur“ ist, und daß Minna ausdrücklich versichert, „es sei niemals zwischen ihr und Goethe von Liebe die Rede gewesen.“

Abb. 177. Christiane Vulpius, Goethes Frau. Nach einem kleinen getuschten Porträt.

Sonette.

Minna Herzlieb.

Immer mehr lichtete sich der Kreis der Nächststehenden um den alternden Dichter. Herzogin Amalia †. Am 10. April 1807 starb die Herzogin Amalia, deren Nekrolog er im Auftrag ihres Sohnes schrieb, eine edle Frau, die, wie Fernow sagt, „den Fürsten mit dem Menschen in sich zu vereinigen wußte und die besseren Geister anzog, wo sie sie fand.“ Frau Rat †. Am 13. September 1808 starb Goethes Mutter im 78. Lebensjahre, von ihrem Sohn auf das tiefste betrauert.

Napoleon. Kurze Zeit nach diesem schmerzvollen Ereignis fand die berühmte Unterredung zwischen dem Dichter und Napoleon in Erfurt statt, die fast eine Stunde währte. Der

Abb. 178. Herzogin Amalia im Alter. Gemalt von Jagemann, gestochen von Steinla.

Eindruck war beiderseits ein nachhaltiger. Der Kaiser faßte ihn in den Ausspruch „Voilà un homme“ zusammen, oder wie Herman Grimm übersetzt: „Endlich einmal ein Mann, der mir in Deutschland gegenübersteht!“ Goethes Bewunderung des Eroberers war keine geringere; selbst 1812, als Napoleons stolzes Heer auf Rußlands Eisfeldern vernichtet war und das deutsche Volk sich zur Abschüttelung des fremden Joches erhob, äußerte er kühl: „Schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch

zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen." Und so fest glaubte er an Napoleons Unbesiegbarkeit, daß er seinen Sohn vom Eintritt in die zu Weimar organisierte Freiwilligenschar zurückhielt.

Hackerts Biographie.

Unbekümmert um die großen Weltbegebenheiten lebte Goethe in diesen Jahren auf das allerzurückgezogenste, machte alljährlich seine Sommerreise nach Karlsbad und beschäftigte sich vorwiegend mit wissenschaftlichen Arbeiten. Im Jahre 1807 begann er die Biographie des im April desselben Jahres gestorbenen Landschaftsmalers Philipp Hackert, dessen persönliche Bekanntschaft er einst in Rom gemacht hatte. Sie erschien aber erst 1811. Außer dem Schema zu den „Wahlverwandtschaften" fällt noch ein Gelegenheitsgedicht in das Jahr 1807, das allegorische Festspiel „Pandora," das aber ein Bruchstück geblieben ist. „Beide drücken das schmerzliche Gefühl der Entsagung aus," äußerte er selbst darüber, „und konnten also nebeneinander wohl gedeihen." Während aber der Versuch, den alten Prometheusmythus neu zu beleben, von den Lesern sehr kühl aufgenommen wurde, machten die **„Wahlverwandtschaften"** ein großes Aufsehen. Sie erschienen im Oktober 1809 als ein zweibändiger Roman.

Wahlverwandtschaften.

Wie in der Natur gewisse Stoffe sich unwiderstehlich anziehen und bestrebt sind, sich miteinander zu verbinden, was die Chemie mit dem Ausdruck „wahlverwandt" bezeichnet, während andere sich abstoßen, so verbinden sich auch die Menschen oder widerstreben einander, ohne daß ihr Wille dabei in Frage käme. Eine solche doppelte Wahlverwandtschaft geistiger Art tritt uns in Goethes Roman entgegen. Eduard und Charlotte, die einander in der Jugend geliebt haben, dann durch die Umstände getrennt und zu Konvenienzheiraten genötigt worden sind, haben in reiferem Alter als Witwer und Witwe die Verwirklichung ihrer Wünsche erreicht und leben in glücklicher Ehe, obgleich was sie verbindet, „mehr freundliches gegenseitiges Wohlwollen als tiefe ausfüllende Liebe" ist. Die Täuschung schwindet, sobald eine andere wahlverwandte Natur in ihre Nähe kommt. Es „scheidet sich sofort das einander Fremde, und es eint sich das Zusammengehörige," als Eduards alter Freund, der Hauptmann, und Charlottes Pflegetochter Ottilie in ihren Kreis treten. Eduard fühlt sich zu Ottilie, Charlotte zu dem Hauptmann gezogen, unvermeidlich, unwiderstehlich, wie die chemisch wahlverwandten Elemente. Unmerklich, aber um so sicherer wächst die seelenverderbliche Umstrickung, bis sie Eduard und Charlotte in einem geistigen Ehebruch zum tiefsten Fall kommen läßt. Eduard dringt nun auf Scheidung, da ihm die sittliche Kraft fehlt, seine frevelhafte Leidenschaft zu überwinden; auch Ottilie hofft wohl still auf eine solche Lösung, die es ihr ermöglicht, dem geliebten Manne ganz anzugehören. Aber der Hauptmann hält es für seine Pflicht, zu entsagen, und verläßt das Haus seiner Freunde; Charlotte sträubt sich um so mehr gegen eine Scheidung, als sie Hoffnung hat, Mutter zu werden, wovon sie eine neue Befestigung des ehelichen Bundes sich verspricht. Aber Eduard ist zu schwach, um sich selbst zu überwinden — er stürzt sich verzweiflungsvoll in den Krieg und zeichnet sich durch große Tapferkeit aus. Ottilie, die, wie Adolf Stahr bemerkt, „körperlich und geistig den Stempel der Krankhaftigkeit trägt, und uns von Anfang an in ihrer Erscheinung unjugendlich und unheimlich anmutet," wird immer in sich gekehrter und schreibt in ihrem Tagebuch greisenhaft weise Betrachtungen und Erfahrungen nieder, die schwerlich ihr eigen sein können. So naht die Katastrophe. Sie knüpft sich an das Kind, von dem Charlotte entbunden wird. Dasselbe ähnelt in auffälliger Weise sowohl Ottilien, von der es die Augen, wie dem Hauptmann, dessen Gesichtszüge es hat, und ist den Eltern eine fortwährende Mahnung an ihre beiderseitige Schuld. So wird dadurch der Ehegatten zerbrochenes Glück keineswegs wiederhergestellt, wie Charlotte einst gehofft; Eduard ist mit ebenso lebhaftem Verlangen nach einer Lösung seiner Ehefesseln aus dem Felde heimgekehrt, Ottilie nährt still ihre Liebe zu ihm und widmet sich ganz und gar dem Kinde Charlottens. Inzwischen gibt Charlotte, die stark und verständig genug ist, sich in ihr Geschick zu fügen,

die Hoffnung nicht auf, daß Eduard auch lernen werde, dasselbe zu thun. Aber er läßt nicht ab von seiner Liebe, und der Widerstand vermehrt dieselbe nur. Da ertrinkt das Kind eines Tages durch Ottilies Unvorsichtigkeit, und angesichts der Leiche glaubt Charlotte in die bisher stets verweigerte Scheidung willigen zu sollen. Auf Ottilie hat aber der Untergang des Kindes ganz anders gewirkt; er hat ihre Seele erleuchtet, und sie hat erkannt, wie unrecht sie gethan, danach zu verlangen, Eduards Weib zu werden. „Eduards Weib werde ich nie!“ erklärt sie Charlotten. „Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen, und niemand gedenke mich von meinem Vorsatz abzubringen.“ Und da sie auf ihrer Flucht von dem Schauplatz der Versuchung doch von Eduard unterwegs überrascht und wieder zurückgeführt wird, sucht sie in krankhafter Weise den Tod durch Enthaltung von Trank und Speise; sie führt den fürchterlichen Entschluß durch; auch das Gelübde des Schweigens gegen Eduard, das sie sich auferlegt, hält sie bis zum Augenblick ihres Todes, in dem sie es nur bricht, um ihn anzuflehen: „Versprich mir zu leben!“ Aber er vermag es nicht, der Zug zu ihr ist zu gewaltig. In Gram und Schmerz siecht er dahin — bald umschließt beide dasselbe Grabgewölbe, in welchem nach Charlottes Willen niemand weiter beigesetzt werden soll.

Ottilies Urbild.

Daß die „Wahlverwandtschaften“ auch zu Goethes Selbstbekenntnissen gehören, hat er selbst erklärt; „es ist kein Strich darin, den ich nicht selbst erlebt habe,“ äußerte er zu Eckermann, „freilich auch keiner so, wie er erlebt worden.“ Bisher hat man in seiner angeblichen späten Neigung zu Minna Herzlieb (vgl. S. 508), den Hauptschlüssel zu der inneren Entstehungsgeschichte dieses Romans zu finden versucht, Herman Grimm dagegen weist überzeugend nach, daß Goethe vor allem sein anfängliches Verhältnis zu Frau v. Stein in dem Roman habe widerspiegeln wollen. Die vorgeführten Ehelente waren, wie Herr von Stein und seine Frau, halb aus äußerlichen Ursachen zusammengekommen, ihnen aber läßt der Dichter durch Ottilie das widerfahren, was Stein und seiner Frau durch ihn selbst einst widerfahren war, H. Grimm sagt darüber noch weiter: „Schuldig war Ottilie nur, weil sie den Gedanken, eine Ehefrau aus dem Herzen ihres Mannes zu verdrängen, in sich aufkommen ließ. Und darin erkannte Goethe nachträglich seine Schuld: daß er in einer Stellung jahrelang verharrte, welche eine Sünde gegen die geheiligten Ordnungen war, auf deren Bewahrung die Menschheit gegründet ist.“ Das hindert natürlich nicht anzunehmen, daß Goethe von Minna Herzlieb die Hauptzüge zu seiner Ottilie entnommen hat, in die er dann noch andere hineinwob, so daß das Original zuletzt nicht mehr zu erkennen ist. In ihrer ganzen Erscheinung fehlt die Frische und Jugendlichkeit, die an Lotte Buff so entzückt, und ihre schließliche Erhebung zu einer Heiligen im Sinne des katholischen Glaubens ist sowohl sittlich wie ästhetisch abstoßend.

Die „Wahlverwandtschaften“ haben stets ebenso rückhaltslose Bewunderung wie scharfen Widerspruch gefunden. Manchen galten und gelten sie als das unerreichte Muster einer modernen Novelle; andere nennen den Stil manieriert, ja greisenhaft, und stehen nicht an, sie langweilig zu finden. Ebenso ist der Inhalt als unmoralisch, als eine Rechtfertigung des Ehebruches angefochten worden. Goethe selbst machte dagegen geltend, das was der Roman wolle, sei ja so deutlich: er bilde nur eine Illustration des Wortes Christi: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen.“ Freilich absolviert er selbst die Sünder, indem er zum Schluß Ottilie zur Heiligen erklärt, Eduard selig spricht und beiden ein schönes gemeinsames Wiedererwachen im Jenseits prophezeit. Dennoch thäte man unrecht, das Buch unbedingt als ein unsittliches zu verdammen; es stellt, wie Vilmar sagt, „eine wahre Krankheitsgeschichte des inwendigen Menschen dar; es zeigt das Gift, enthüllt schonungslos dessen tödliche Wirkungen, aber läßt sie nicht in uns überströmen.“ Vor

allem aber ist es ein künstlerisch vollendetes Abbild der Zeit, ein treues Kulturbild und deshalb schon von bleibendem Werte.

Neben diesem großen Romane ging während der Kriegsjahre die Arbeit am „Faust," dessen erster Teil abgeschlossen schon 1808 im Druck erschien, und an Wilhelm Meisters „Wanderjahren" stetig fort. Auf beides komme ich später eingehend zurück. Vor allem aber fällt in diese Zeit Goethes berühmte Selbstbiographie, deren erster Teil 1811 unter dem Titel: „Aus meinem Leben **Dichtung und Wahrheit**" erschien, welchem dann noch drei andere Teile folgten, die sein Leben bis zu seinem 26. Jahre fortführen und eine nur mangelhafte Ergänzung in der „Italienischen Reise," der „Schweizerreise," der „Campagne in Frankreich," der „Belagerung von Mainz," in den „Tag- und Jahresheften (Annalen)," besonders aber in seinem Briefwechsel finden.

Dichtung und Wahrheit.

„Wahrheit und Dichtung," wie diese klassische Lebensgeschichte später hieß, ging aus dem ernstesten Bestreben hervor, „das eigentliche Grundwahre möglichst darzustellen, das, insofern er es einsah, in seinem Leben obgewaltet hatte." Der von Goethe gewählte Titel weist schon darauf hin, daß hier keine absolut treue historische Urkunde vorliegt: wie in seiner Lebensskizze hie und da angedeutet, sind die Thatsachen oft untereinander verschoben, „um sie seinen künstlerischen Zwecken dienstbar und angemessen zu machen," manches Ungenaue in betreff der Begebenheiten und Personen hat sich eingeschlichen, und dennoch bietet das Ganze ein wahrheitstreues Bild des Mannes wie der Zeit, in der er lebte.

Kleinere Dichtungen.

Der hochbetagte Dichter, der mit Jugendfrische die Jugend seines Lebens erzählte, zeigte sich auch sonst ungewöhnlich rüstig, schaffenslustig, ja fröhlich gestimmt. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten kannte er keine Rast, und mehrere seiner schönsten kleinen Dichtungen stammen aus dieser Zeit, z. B. die Kantate „Johanna Sebus" (von Zelter komponiert), worin die kindlich treue, todesmutige Liebe einer braven Tochter in wachsender Sturm- und Wassersnot ergreifend dargestellt wird. Auch einige Romanzen, „Der Totentanz," „der getreue Eckart," „die wandelnde Glocke," stammen aus diesen Jahren: dazu kamen Volks- und Gesellschaftslieder; unter den letzteren „Ergo bibamus" u. a.

Der vorherrschende Ton seines Lebens und seiner Dichtung war nunmehr der einer wachsenden Beschaulichkeit und Einkehr in sich selbst. Jedes patriotische Herz wird aber des großen Dichters kühl abwehrende Haltung gegen die Erhebung unsers Volkes in den Freiheitskriegen schmerzlich berühren; und das Huldigungsgedicht, welches er im Juli 1812 in Karlsbad der Kaiserin von Frankreich widmete, ist kaum mehr zu bedauern, als das kühl vornehme, begeisterungslose Festspiel „Des Epimenides Erwachen," das am 30. März 1815 in Berlin zur Feier der Rückkehr des Königs aufgeführt wurde.

Epimenides Erwachen.

Das Festspiel knüpft an den Mythus von dem zur Zeit der Sieben Weisen lebenden Priester und Seher Epimenides von Kreta an, der einst in der diktäischen Höhle bei Knossos entschlummert und erst nach fünfzig Jahren wieder aufgewacht sein soll. Während er schläft, geht das Reich durch Ränke zu Grunde; das benützt ein Tyrann, nachdem er alles unterdrückt, um auch die Genien des Glaubens und der Liebe durch Schmeichelei in Fesseln zu schlagen — die Hoffnung aber erhält die Gebeugten durch ihre Tröstungen aufrecht. Da erwacht Epimenides, und die Völker brechen mit dem Rufe „Vorwärts" von Osten nach Westen auf, um den Despoten zu stürzen. Der Sieg wird errungen, die Deutschen empfangen ihr Lob und werden zur Einigkeit gemahnt:

„Zusammen haltet euren Wert,
Und euch ist niemand gleich!"

Dieses seltsame Festspiel wird weniger befremdlich erscheinen, wenn man erfährt, daß Goethe in den Jahren, wo sein Volk den großen Kampf um seine Freiheit, ja um sein

nationales Fortbestehen ausfocht, sich ganz und gar in die Welt des Orients versenkt hatte. Im Jahre 1813 lernte er den persischen Dichter Hafis in der Übersetzung von Hammer-Purgstall kennen und wurde dadurch mächtig angeregt, in das Wesen der morgenländischen Dichtung tiefer einzudringen. Das war der Anlaß zu der unter dem Titel „**Westöstlicher Divan**“ bekannten Sammlung von orientalisierenden Gedichten, die zum größten Teil in den Jahren 1814 und 1815 entstanden, aber erst später veröffentlicht wurden. Hafis.

Unter „Divan“ versteht man im Arabischen eine Sammlung von Poesien, eine Art Anthologie. Dieser Titel aber ist ebenso wie das in dem ganzen Liederbuche angebrachte orientalische Beiwerk nur eine Maske, unter welcher Goethe die nach Form und Inhalt durchaus deutschen Gedichte in die Welt treten ließ. „Alles was fremdartig darin erscheint,“ sagt Goedeke, „ist nur leicht angeeigneter Schmuck, unvollkommenes Kostüm.“ So versteckt sich die Nachtigall unter der orientalischen „Bulbul,“ die Rose unter dem unschönen „Gül,“ der Katzenjammer unter dem nicht gerade poetischeren „Bidamagbuden.“ Napoleon erscheint als „Timur“ — Goethe selbst, besonders kenntlich, als „Hatem“: Westöstlicher Divan.

Du beschreinst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,

Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Hatems Geliebte, **Suleika**, war Marianne v. Willemer geb. Jung, die Goethe 1814 — bald nach ihrer Verheiratung — bei Gelegenheit der ersten Jubelfeier der Leipziger Schlacht in seiner Vaterstadt Frankfurt kennen lernte. Die 30jährige Frau machte auf den 65jährigen Dichter einen tiefen Eindruck; im Sommer des folgenden Jahres verweilte er längere Zeit in der Willemerschen Familie, dann verbrachten sie gemeinsam einige Tage in Heidelberg. Nach diesem Zusammensein sahen sich Goethe und Marianne niemals wieder, aber bis an sein Lebensende blieben sie seitdem in dauernder und inniger Freundschaft verbunden; ein von dem Gemahle Mariannes gekanntes und gebilligtes Verhältnis, in das sich nur vorübergehend ein tieferes leidenschaftliches Gefühl mischte und das in einem herzlichen Briefwechsel einen beredten Ausdruck fand. Aus diesem nach Mariannes Tode 1877 von Th. Creizenach herausgegebenen Briefwechsel geht nun unwiderleglich hervor, daß nicht nur einige der schönsten Lieder des „Westöstlichen Divan,“ sondern gerade die allerschönsten, gefeiertsten und bekanntesten unter denselben gar nicht von Goethe, sondern von Marianne gedichtet sind, so z. B. das durch mehrere ausgezeichnete Kompositionen vielverbreitete „Lied an den Westwind“: Marianne Suleika.

Abb. 179. Marianne von Willemer zur Zeit ihrer Freundschaft mit Goethe. Nach dem Stich von Doris Raab im Verlage der Cottaschen Buchhandlung.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide;

Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide ꝛc.,

ebenso das „Lied an den Ostwind“:

Was bedeutet die Bewegung? Seiner Schwingen frische Regung
Bringt der Ost mir frohe Kunde? Kühlt des Herzens tiefe Wunde ꝛc. —

und mehrere andere.

Außer den Liebes- und Trinkliedern enthält die Sammlung eine Reihe von Sinnsprüchen, in denen Goethe die Naturreligion der Perser verherrlicht und zugleich seinen eigenen pantheistischen Anschauungen einen dichterischen Ausdruck gibt.

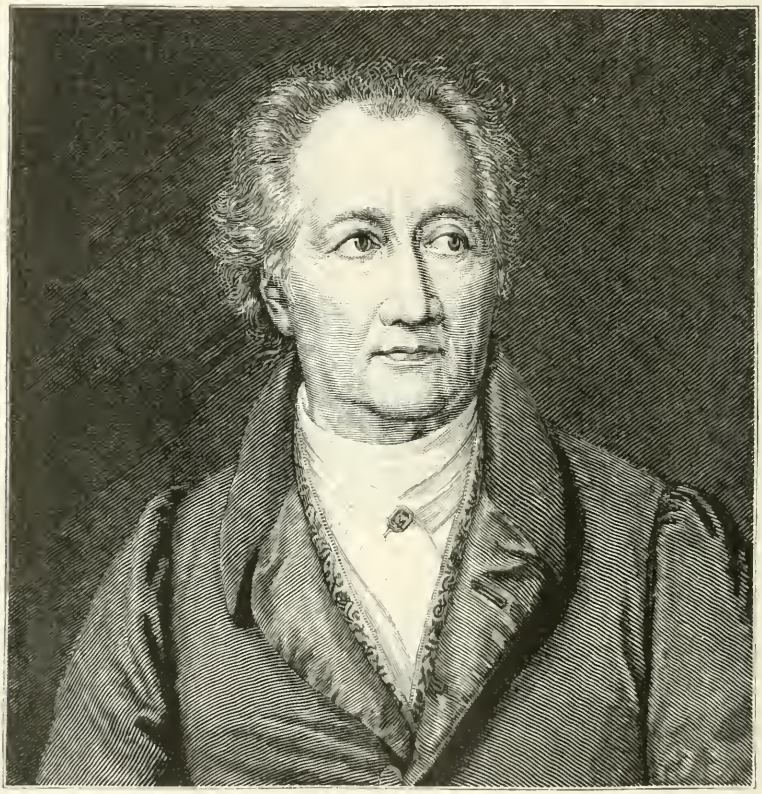


Abb. 180. Goethe im 69. Lebensjahre. Im Juni 1828 nach dem Leben gemalt von J. K. Stieler, im Auftrage des † Königs Ludwig I von Bayern. Das Original befindet sich in der Neuen Pinakothek zu München.

In dem von Goethe hier angeschlagenen Ton dichteten Platen, Rückert, Bodenstedt weiter und führten dadurch die orientalischen Formen in unsere Poesie ein.

Goethes Frau †.

Bald nachdem Goethe die Heldin seines „Divan“ kennen gelernt hatte, starb am 6. Juni 1816 seine „kleine Frau,“ die nahezu dreißig Jahre mit ihm verbunden gewesen war und die er aufrichtig geliebt hatte. Es traf ihn schwerer, als die Welt glauben mochte. Seinem Schmerz gab er einen tiefbewegten Ausdruck in den Versen:

Du versuchst, o Sonne, vergebens Der ganze Gewinn meines Lebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen Ist — ihren Verlust zu beweinen.

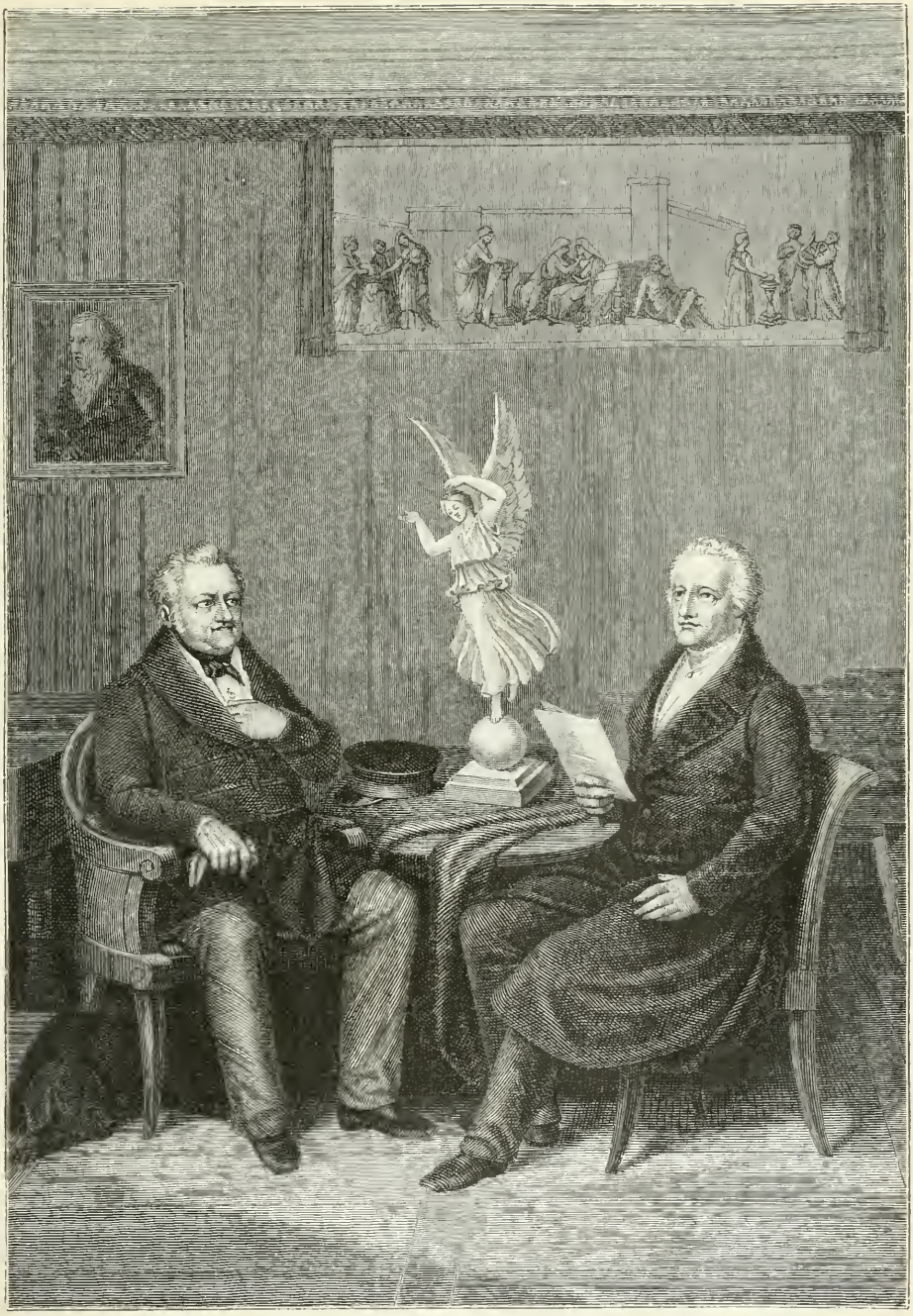


Abb. 181. Karl August bei Goethe. Gezeichnet und gestochen von Schwerdgeburth in Weimar.

Goethes Sohn †.

Durch die Heirat seines einzigen Sohnes kam in sein einsames Hauswesen wieder mehr Leben; und als auch der Sohn am 28. Oktober 1830 starb, tröstete ihn die liebevolle Schwiegertochter, und die Enkel erheiterten seinen Lebensabend.

Hund des Aubry.

Im Jahre 1817 legte Goethe die Leitung des Hoftheaters nieder. Er war derselben schon längst überdrüssig, da allerhand Mißverhältnisse seine Thätigkeit hemmten und seine Anschauungen nicht zur Geltung kommen ließen. Als nun — trotz seines Protestes — der Schauspieler Karsten mit seinem gelehrigen Pudel in dem Melodrama „Der Hund des Aubry“ von der Theaterintendanz auf die Bühne gelassen wurde, erklärte Goethe, er könne mit einem Theater, auf dem ein Hund spiele, nichts mehr zu thun haben, und fuhr nach Jena, um dort den Neubau der Bibliothek zu leiten. Ein Schreiben des Großherzogs folgte ihm dorthin; es lautete:

„Aus den mir zugegangenen Äußerungen habe ich die Überzeugung gewonnen, daß der Herr Geheime Rat von Goethe wünscht, seiner Funktion als Intendant enthoben zu sein, welches ich hiermit genehmige.

Karl August.“

Goethe betrat seitdem nie wieder das Theater. Sein Verhältnis zum Großherzog blieb übrigens davon unberührt. Das Jubelfest des Großherzogs am 4. September 1825, wie das Goethes am 7. November desselben Jahres wurde von beiden Freunden in der herzlichsten Weise gefeiert. Charakteristisch für ihren Verkehr ist noch u. a. folgender Zug. Am 28. August 1827 kam Karl August mit dem König Ludwig von Bayern in Goethes Studierzimmer, um ihn zum Geburtstage zu beglückwünschen. Der enthusiastische Bayernfürst war eigens nach Weimar gekommen, um dem Dichtergreise das Großkreuz der bayrischen Krone persönlich zu überreichen. Als nun, weil nach strenger Etikette ein Unterthan eine solche Auszeichnung nicht ohne seines Fürsten Genehmigung tragen darf, der immer förmlicher werdende Goethe sich zum Großherzog mit den Worten wandte: „Wenn mein gnädiger Fürst es gestattet,“ antwortete Karl August lachend: „Aber alter Kerl! mache doch kein dummes Zeug!“

Karl August †.

Ein Jahr danach, im Juni 1828, starb der Großherzog auf einer Reise; seine Gemahlin folgte ihm im Februar 1830. Goethes alte Freundin, Frau von Stein, war schon im Januar 1827 gestorben. Vorübergehend hatte der Greis gehofft, seine Einsamkeit durch einen zweiten Ehebund verscheucht zu sehen. In seinem 74. Jahre lernte er 1823 in Marienbad **Ulrike von Levezow** kennen, zu der er eine so leidenschaftliche, von ihr erwiderte Neigung faßte, daß er darüber krank wurde, weil er nach längerem Schwanken doch einsah oder sich von Freunden überzeugen ließ, daß er an eine Heirat nicht mehr denken könne. So riß er sich denn los; unter seinen Gedichten zeugt die „Trilogie der Leidenschaft“ von dieser Liebe, insbesondere ist das mittlere Gedicht „Elegie“:

Ulrike von Levezow.

Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen,
Von dieses Tages noch geschloss'ner Blüte? ꝛc.

Ulriken gewidmet. „Es ist eben ein Hang,“ bekannte er dem Kanzler Müller, „der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Island könnte ein charmantes Stück daraus fertigen; ein alter Onkel, der seine junge Nichte allzuheftig liebt.“ (Vgl. Eckermanns Gespräche mit Goethe I, 70 ff.)

Bis an seinen Tod blieb der Altmeister thätig, „allzeit beschäftigt,“ wie er es nannte, „die Kräfte zu nutzen, die ihm noch geblieben waren.“ Mit seinen litterarischen Gehilfen Riemer und Eckermann arbeitete er seit 1821 an der Redaktion seiner Werke in der Ausgabe letzter Hand. In demselben Jahre erschien auch der erste Band von „**Wilhelm Meisters Wanderjahren**:“ im Jahre 1829 wurde das Werk durch einen zweiten Band vollendet.

Abb. 182. Goethe im 83. Lebensjahre, nach dem Leben gezeichnet und gestochen von C. A. Schwerdgeburth. Weimar 1832.

Meisters Wanderjahre.

Wie aus Eckermanns Mitteilungen erhellt, sind die „Wanderjahre“ nicht viel mehr als „bunt zusammengeraffte Manuskriptvorräte.“ Eine Reihe kleinerer Novellen, mit denen Goethe in den schweren Zeitläuften sich zu unterhalten suchte, wie „die Flucht nach Ägypten“ und „St. Joseph II,“ „die pilgernde Thörin“, „die neue Melusine“ ꝛc. bilden den eigentlichen Kern des Buches, das die in den „Lehrjahren“ enthaltenen Ideen weiter ausführen und „die Einwirkung des vielgestaltigen Lebens auf

die Entwickelung der Individualität eines begabten Menschen zur Anschauung bringen“ will. In geschraubtem „Geheimratsstil“ und oft nachlässig gebauten Sätzen werden zwischen diesen meist gewaltsam eingefügten Stücken Wilhelm Meisters Erlebnisse berichtet und darin Goethes Ideen über Staat, Gesellschaft, Familie, Erziehung und noch unzählige andere Dinge entwickelt, aber nicht durch That und Handlung, sondern fast ausschließlich nur in Briefen und Tagebüchern.

Goethes Alter.

Bis in die allerletzten Tage seines Greisenalters blieb Goethe in vielseitiger und rastloser Geistesregsamkeit und Arbeit. Im 83. Jahre vollendete er das unbedingt großartigste und schönste Werk seines Lebens, den „**Faust**.“ Man kann diese gewaltige Dichtung wohl sein Lebenswerk nennen. Schon im elterlichen Hause zu Frankfurt dämmerte der Gedanke daran in seiner jungen Seele, als er dort seine mystisch-chemischen Studien trieb und das Volksbuch von Dr. Faust (vgl. S. 236 ff.), später ein Puppenspiel, das denselben Gegenstand behandelte, auf der Messe kennen lernte. Um 1772 lag die Konzeption seines „Faust,“ wie er selbst erzählt, „bei ihm jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge weniger ausführlich, vor.“ Er hatte damals seine Studienzeit abgeschlossen und war eben in Straßburg Doktor geworden. Von da an ließ er „die Absicht immer sachte neben sich hergehen und arbeitete nur die ihm gerade interessantesten Stellen einzeln durch —“. So entstanden schon in den siebziger Jahren einige abgeschlossene Stücke; in Rom 1788 die Szene in der Hexenküche; 1790 erschien das Fertiggewordene als Fragment gedruckt. Goethe verzweifelte aber daran, seinen großen Plan je zu vollenden. Auf Schillers Drängen nahm er ihn dann wieder auf, doch erst drei Jahre nach des Freundes Tode, 1808, kam der erste Teil vollendet heraus unter dem Titel „Faust, eine Tragödie.“ Seitdem blieb die Arbeit lange liegen, obgleich der erste Teil auch für Goethe nur ein Fragment war. Endlich im August 1824 wagte sich Goethe an die Bearbeitung des zweiten Teils, den er, sieben Jahre später, im August 1831 endlich vollendete. Als er den letzten Strich daran gethan hatte, siegelte er sein Werk ein und bestimmte, daß es erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollte. So umfaßt dieses größte Werk unserer Litteratur, seinem Werden nach, das ganze Leben seines Dichters vom Jünglings- bis zum Greisenalter; aber wie sehr sich auch das Selbsterlebte darin abspiegelt, es ist doch zugleich das von jedem denkenden, forschenden, ringenden Menschen Erlebte; insbesondere ist es mit Recht „die Tragödie der neuen Zeit“ genannt worden. Wie in Goethes Romanen die Bildung des Jahrhunderts, ihre Licht- und Schattenseiten, ihre Verirrungen und Laster episch zur Darstellung kommen, so wird im ersten Teil des „Faust“ das Titanenringen um das ewig Unergründliche, das ohnmächtige Rütteln an der verschlossenen Pforte des Jenseits, die Auflehnung gegen den kindlichen Christenglauben, das Suchen und Nichtfinden dramatisch dargestellt, während der zweite Teil eine Lösung der Konflikte anstrebt, freilich auch ohne sie zu erreichen.

Abb. 183. Verkleinerte Nachbildung eines im März 1832 in „Fraser's Magazine“ erschienenen Bildes Goethes, das Daniel Maclise auf Grund des Stieler'schen (S. 511) zugleich mit Benutzung einer Skizze von Thackeray entworfen hatte. Das verbreitetste aller Goethe-Bildnisse in England.

In dem vorausgeschickten Prolog „Zueignung“ spricht der Dichter es aus, daß in dem folgenden Drama sich seine eigene Jugendentwickelung widerspiegele: Prolog z. Faust.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten, halbverklungnen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf —

die Jugendgenossen aber sind nicht mehr —

Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang —

er sehnt sich nach dem „stillen, ernsten Geisterreich“ — Rührung überkommt ihn bei dem Gedanken:

Was ich besitze, seh' ich wie im weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Zwei Vorspiele dienen als Einleitung zu dem Drama. Das erste, humoristisch gehaltene „Vorspiel auf dem Theater“ deutet an, wie wenig sein Stück den Bühnenbedürfnissen genügen dürfte, zwischen denen und des Dichters Intentionen eine große Kluft sei. Der Theaterdirektor fordert den Theaterdichter auf, ein Stück herzustellen, welches den Strom der Zuschauer nach seiner Bude lenke — viel müsse darin geschehen, so daß die „Menge staunend gaffen kann:“ Vorspiele z. Faust.

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.

Dem Dichter widersteht ein so handwerksmäßiges Arbeiten, er will nur zum Ausdruck bringen, „was in tiefer Brust ihm entsprungen,“ nur Echtes, das der Nachwelt unverloren bleibt. Die lustige Person sekundiert den Theaterdirektor und mahnt den Dichter:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.“

Zuletzt wird der Theaterdirektor ungeduldig; er ruft:

„Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Thaten sehn!“

und mahnt den Dichter kurzweg:

„Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandiert die Poesie!“

Das zweite Vorspiel „Prolog im Himmel“ ist zum Teil dem alttestamentlichen Buch Hiob nachgebildet. Neben den drei Erzengeln, die den Herrn anbeten, tritt Mephistopheles, der böse gefallene Geist, auf, ergeht sich in Spottreden über „den kleinen Gott der Welt,“ über die sich plagenden Menschen, insbesondere über den Doktor Faust, und ruft dem Herrn, der ihn „seinen Knecht“ nennt, herausfordernd zu: Prolog im Himmel.

„Was wettet ihr? den sollt ihr noch verlieren!
Wenn ihr mir die Erlaubnis gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen.“

Der Herr gesteht ihm das zu:

„So lang er auf der Erde lebt,
So lange sei dir's nicht verboten.“

In der Tragödie erstem Teil erblicken wir Faust in seinem Studierzimmer. Er klagt, daß alle Wissenschaften, die er getrieben, ihm wohl Überlegenheit über die gewöhnlichen Köpfe, aber keine innere Befriedigung gewährt hätten — darum habe er sich der Magie ergeben. Voll Verlangen, höhere Offenbarungen zu empfangen, beschwört er die Geister, muß sich aber von dem in der Flamme erscheinenden Erdgeist sagen lassen: Faust I.

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!“

Aus dem an Verzweiflung grenzenden Schmerz über diese höhnende Zurechtweisung wird er durch seinen Famulus, den trockenen, philiströsen Wagner, der ihm mit allerhand langweiligen Fragen zusetzt, herausgerissen: aber als er ihn endlich losgeworden, da ergreift ihn die Erfahrung, daß er den heraufbeschworenen Geist nicht habe halten können, mit erneutem Jammergefühl, und er kommt zu dem Entschluß, durch einen „Saft, der eilig trunken macht,“ seinem traurigen Leben ein Ende zu machen und

Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt.

Schon hat er die „kristallne reine Schale,“ die einst „bei der Väter Freudenfeste“ erglänzt, mit der „braunen Flut“ gefüllt, an den Mund gesetzt, da vernimmt er vom nahen Dome Glockenklang und den Ostergesang der Engel: „Christ ist erstanden!“ Obwohl ihm der Glaube an die Himmelsbotschaft fehlt, mahnt ihn der Klang doch an seine Jugend, in der „ein Gebet ihm brünstiger Genuß“ war, und ruft ihn ins Leben zurück. Er läßt ab von seinem frevelhaften Vorhaben; gerührt ruft er:

„O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“

Mit seinem Famulus mischt er sich am Osternachmittag unter die fröhlich zum Thor hinausströmende Menge, und von dem Spaziergang heimgekehrt, fühlt er aufs neue in der nächtlichen Stille die Sehnsucht „nach des Lebens Quelle,“ nach „Offenbarung,“

Die nirgends würd'ger und schöner brennt
Als in dem neuen Testament.

Ihn drängt's, den Grundtext aufzuschlagen und „das heilige Original in sein geliebtes Deutsch zu übertragen.“ Sein ernstes Streben wird durch das Heulen und Bellen eines Pudels unterbrochen, der auf dem Spaziergang ihn umkreist hatte und ihm bis in sein Studierzimmer gefolgt war. Unheimlich wächst das Tier; bald erscheint es ihm wie „ein Nilpferd mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiß.“ Er beschwört es mit starken Zaubersprüchen, da entpuppt es sich als Mephistopheles, der, wie ein fahrender Schüler gekleidet, Faust seine Dienste anbietet. Die Versuchung wirkt — auf des Teufels lockende Verheißungen hin wagt es Faust und gelobt ihm:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!“

Nun führt Mephistopheles sein Opfer in die Welt „zum neuen Lebenslauf.“ Allein weder das Zechgelage lustiger Gesellen in Auerbachs Keller in Leipzig, noch das „tolle Zauberwesen“ in der Hexenküche vermögen ihn anzuziehen — da zeigt ihm Mephistopheles in einem Zauberspiegel das Bild eines schönen Weibes, bei dessen Anblick „sein Busen anfängt zu brennen.“ Es ist das Bild Gretchens, die er bald danach kennen lernt. Ihre Figur ist, wie Grimm überzeugend darlegt, auf Friederike von Sessenheim zurückzuführen, wenn sich auch einige Züge des Frankfurter Gretchens (vgl. S. 424) in dieselbe hineingemischt haben. Gerade zur Zeit der Entstehung des Faust hatte der Dichter „den ihn peinigenden Vorwurf auf der Seele: ein argloses Geschöpf in eine Leidenschaft verlockt zu haben und dann treulos davon gegangen zu sein.“ — Das Verhältnis wuchs in seiner freischaltenden dichterischen Phantasie „in die äußersten Konsequenzen hinein, deren es in Wirklichkeit hätte fähig werden können.“ Zu dem Drama kam zu der Gedankensünde die Thatsünde, zu der geistigen Verführung kam die leibliche mit allen ihren schweren Folgen. Das liebliche Gretchen, dessen reizend schnippisches und dabei vertrauensvolles Wesen Faust ebenso fesselt, wie dieselben Eigenschaften Friederikes einst Goethe, weicht in ihrer unbegrenzten Hingabe an den geliebten Mann vom Wege

Zu Koenig

520 a

Die dritte Seite aus Goethes eigener Handschrift der Brockenscene im Faust „Walpurgisnacht. Harzgebirg. Gegend von Schierke und Elend". Fragment im Besitz der k. Bibliothek zu Berlin. Geschenk Friedrich Wilhelm IV. Genaue Nachbildung.

der Unschuld. Und als sie einmal gefallen, erweist sich der alte Fluch der Sünde — sie erzeugt fortwährend neues Böses: Gretchen wird schuld am Tode ihrer Mutter, ihres Bruders, der sterbend sie verflucht. Jammernd liegt die Unglückliche zu Füßen des Marienbildes und fleht:

„Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Not!"

Aber es ist vergeblich. Das Bild kann ihr nicht helfen, und im Dom klingen ihr die Orgeltöne wie des Gerichtes Posaunen, und der böse Geist treibt den Stachel ihres beladenen Gewissens noch tiefer ihr ins Herz. Auch ihr Verführer ist unglücklich. Mephistopheles sucht Fausts Gewissen durch eine Wanderung auf den Brocken in der Walpurgisnacht zu übertäuben; allein das wüste Treiben des Blocksberges kann die Qual seines Innern nicht hinwegnehmen. Und nun kommt dazu die Kunde, daß Gretchen ihr Kind ermordet habe und im Kerker von des Wahnsinns Dunkel umnachtet schmachte, den Tod durch Henkershand erwartend. Faust ist außer sich; wild wütet er gegen Mephistopheles, der ihm das Gräßliche verheimlicht hat, und verlangt von ihm die Rettung der Eingekerkerten. Auf schwarzen Zauberpferden brausen sie dem fernen Gefängnis zu. Faust eilt hinein, seine Geliebte zu befreien, aber sie erkennt ihn nicht, sie versteht ihn nicht; als sie endlich des „Freundes Stimme" unterscheidet, kann sie sich doch nicht entschließen, mit ihm zu fliehen, und als vollends Mephistos widerliches Gesicht durch die Thür blickt, um zur Eile zu mahnen, übergibt sie sich lieber dem Gericht Gottes, als daß sie unter solchem Schutze flieht. „Dein bin ich, Vater! Rette mich!" fleht sie und findet Erhörung; trotz Mephistos Hohnwort: „Sie ist gerichtet" ruft die Stimme der Gnade aus der Höhe: „Ist gerettet." Faust dagegen wird weiter getrieben; er ist an Mephisto gebunden, der ihn mit den Worten „Her zu mir!" mit sich fortreißt. Doch klingt es ihm noch liebevoll mahnend, warnend nach aus der Geliebten Munde: „Heinrich! Heinrich!" Damit schließt der erste Teil.

Faust II.

Im zweiten Teil herrscht die Allegorie, das Symbolische, das Lehrhafte vor. Goethe selbst gesteht, daß er da viel „hineingeheimnißt" habe; bei einer gewaltigen Gedankenfülle treten uns doch Abstrakta anstatt individueller Menschen von Fleisch und Blut wie im ersten Teil entgegen. — Faust, zu neuem Leben erwacht, schlägt an der Hand des Mephistopheles neue Bahnen und Wege ein. Im ersten Akt erscheinen beide am Hofe des Kaisers, dessen Reich sich in elendem Zustande befindet, gerade in dem Augenblick, als die Staatsschuld bis ins Ungeheure gestiegen ist. Der Mummenschanz im kaiserlichen Palast wird aber trotzdem nicht ausgesetzt, weil Mephisto Hilfe in der Not zu schaffen weiß, indem er das Papiergeld erfindet, wodurch ein großer Reichtum ins Reich strömt. Zu hohen Ehren gekommen, müssen die beiden Genossen nun auch dem Kaiser dienen und ihn amüsieren. So hat Faust, auf Mephistos Macht bauend, dem Kaiser auf dessen Verlangen Helena und Paris zu zeigen versprochen. Mephisto hat über das Heidenvolk keine Gewalt, aber er ist Faust behilflich, zu den „Müttern", d. h. den ewigen unwandelbaren Urbildern aller Dinge, niederzusteigen und die beiden Gestalten des klassischen Altertums herbeizuholen. Er führt sie dem Hofe vor Augen, und während die Zuschauer ihre faden Bemerkungen machen, wird Faust selbst von dem Ideal der Schönheit, das er in Helena gefunden, so hingerissen, daß er nach dem Schattenbilde greifen will. Da „gehen die Geister in Dunst auf," Faust stürzt zu Boden, Mephisto nimmt ihn auf die Schulter und trägt ihn in sein ehemaliges Studierzimmer.

Im zweiten Akt wird, während Faust schläft, von Wagner der Homunculus geschaffen, d. h. wie Hettner es deutet: „das Verlangen des noch Ungestalteten nach Gestalt, das Seufzen des noch bloß Gedachten nach Dasein und Wirklichkeit." Dadurch sollen das innere Leben Fausts und seine Entwickelung versinnbildlicht werden. Endlich erwacht er aus seiner Bewußtlosigkeit auf griechischem Boden in der „klassischen Walpurgisnacht,"

in welcher die Kommentatoren „die allegorische Darstellung der Urgeschichte“ erkennen wollen. Als „die ersten großen Erd- und Geschichtsrevolutionen zu festem, maßgebendem Abschluß gekommen,“ zerfließt leuchtend der Homunculus. Faust aber jagt weiter dem Ideal der Schönheit nach.

Dieses findet er im dritten Akt in Helena, die sich vor ihrem Gatten auf seine Burg rettet. Helena wird mit Faust vermählt, worunter verstanden ist, daß „das Hellenentum im deutschen Geist und Gemüt eine schützende, liebevolle, geschirmte Stätte findet“, oder eine „Verschmelzung der antiken mit der mittelalterlichen Poesie.“ Aus diesem Bunde entsprießt ein Sohn Euphorion, in welchem Goethe dem englischen Dichter Byron als Träger des modernen Kunstgeistes ein Denkmal setzen wollte. In jugendlicher Rastlosigkeit vernichtet sich aber Euphorion selbst. Auch das griechische Ideal verschwindet wieder: Helena kehrt in das Schattenreich zurück und läßt Faust nur ihr Gewand, Kleid und Schleier, die schöne Form des Lebens, die „ihn über alles Gemeine rasch am Äther hinträgt.“

Im vierten Akt sehen wir Faust bemüht, auch praktisch thätig zu sein: „dieser Erdenkreis“, meint er, „gewährt noch Raum zu großen Thaten —

Erstaunenswürdiges soll geraten,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.“

Er beginnt, „das herrische Meer vom Ufer auszuschließen,“ das so gewonnene Land fruchtbar zu machen, er hilft dem Kaiser eine Schlacht über seine Feinde gewinnen, er legt Kolonien an, sendet Handelsschiffe aus, kurz er macht sich in segensreicher Weise um Handel und Industrie verdient. Wie der dritte Akt eine „allegorisierende Naturgeschichte des Kunstlebens,“ so soll der vierte Akt eine „allegorisierende Naturgeschichte des Staatslebens“ sein.

Was Faust zu leisten erstrebt, das hat er im fünften Akt größtenteils vollbracht. Er hat ein sehr hohes Alter erreicht und wohnt in einem Palast. Aber doch ist er nicht völlig befriedigt — was ihm den Besitz beschränkt, ärgert ihn, darüber wird er ungerecht und grausam. Nun nahen vier graue Gestalten, der Mangel, die Schuld, die Sorge, die Not, der verschlossenen Palastthür, aber nur die Sorge vermag durchs Schlüsselloch hineinzuschlüpfen, sie haucht ihn an und läßt ihn erblinden. Im Abziehen sehen die Grauen von ferne den herannahenden Bruder, den Tod.

Doch ist noch Fausts Kraft ungebrochen. Er ruft seine Knechte zu neuer Arbeit, zur Trockenlegung eines Sumpfes am Gebirge, auf — das Klirren der Spaten ergötzt ihn, und er wähnt, es sei die Menge, die ihm front, aber es sind die Lemuren (abgeschiedene Seelen der Verstorbenen), die sein . . . Grab graben! In völliger Selbsttäuschung sieht er im Geiste das Erstrebte schon vollendet und viele Millionen, die

Nicht sicher zwar, doch thätig frei da wohnen,

ein großes Volk, von Gefahren rings umgeben, das Leben und Freiheit täglich erobern muß, aber beide dadurch verdient. Er ruft:

„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehen,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
„Verweile doch, du bist so schön!“
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.“

Es ist sein letztes Wort; kaum hat er es vollendet, so sinkt er zurück, die Lemuren fassen ihn auf und legen ihn auf den Boden.

Mephistopheles ruft triumphierend: „Er fällt, es ist vollbracht.“ Um jedoch seine Beute ja nicht einzubüßen, beruft er das höllische Heer und heißt es, sich der fliehenden Seele zu bemächtigen. Aber die Engel eilen herbei, streuen Rosen und verdrängen dadurch die Teufel. Selbst Mephistopheles kann ihnen auf die Länge nicht widerstehen:

„Die Wetterbuben, die ich hasse,
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor!“

Er wird völlig berauscht, und als er wieder zu sich kommt, merkt er, daß die Himmlischen mit seiner Beute himmelwärts entflogen sind, daß sie „Faustens Unsterbliches“ entführt haben.

„Mir ist ein großer, einz'ger Schatz entwendet!
Die hohe Seele, die sich mir verpfändet,
Die haben sie mir pfiffig weggepascht,“

jammert der arme Teufel.

Die Engel aber singen:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen!“

„In diesen Versen,“ sagte Goethe zu Eckermann (6. Juni 1831), „ist der Schlüssel zu Faustens Rettung enthalten. In Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dies mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende (?) göttliche Gnade.“

Geheimnisvoll vieldeutig schließt das Ganze mit dem Chorus mysticus:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan:
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Ausdeutung des Faust.

An dem Sinne dieses zweiten Teiles ist seit seiner Veröffentlichung, die erst nach Goethes Tode erfolgte, von zahllosen Kommentatoren herumgedeutet worden (am erfolgreichsten vielleicht von H. Düntzer), und dennoch wird schwerlich je alles gefunden werden, was der Dichter unter den dunklen Rätseln hat verbergen wollen: es ist auch daran nicht zu viel verloren, denn Vilmar hat gewiß recht, wenn er versichert, daß „nach fünfzig Jahren dieser zweite Teil fast ganz ohne Verständnis, mithin auch ohne Interesse sein wird, während der erste Teil als ein unvergleichliches Meisterwerk noch nach Jahrhunderten die Bewunderung der kommenden Geschlechter erregen wird.“ Goethe selbst hat sich über die Faustdeuter aufgehalten, wie er denn einmal zu Eckermann sagte: „Die Deutschen machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Da kommen sie und fragen, welche Ideen ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selbst wüßte und aussprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle! Das wäre zur Not etwas, aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert und daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Besseren aufstrebender Mensch zu erlösen sei, das ist zwar ein wirksamer, manches erklärender guter Gedanke; aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene im besonderen zu Grunde liegt.“

Dennoch ist des Deutens bis auf den heutigen Tag kein Ende, wie aus Engels „Bibliotheca Faustiana“ (die Litteratur der Faustsage von 1510 bis Mitte 1873) ersichtlich ist; denn es nehmen die „Erläuterungsschriften“ zu Goethes „Faust“ in dieser umfassenden Bibliographie 160 Nummern ein.

Jahrzehnte lang galt allein der erste Theil des „Faust“ für aufführbar; am 3. und 4. Juli 1880 sind beide Theile (als „Mysterium in zwei Tagewerken“) unter Otto Devrients Leitung zum erstenmal in Berlin (nach vorheriger wiederholter Probe in Weimar) würdig und erfolgreich in Szene gegangen und seitdem an verschiedenen großen Bühnen zur Aufführung gekommen.

Wenige Monate nach der Vollendung der Faustdichtung — am 22. März 1832 — wurde Goethe aus der Mitte der Lebenden abberufen. Seine letzten verständlichen Worte waren an den Diener gerichtet: „Macht doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme.“ Um halb zwölf Uhr mittags drückte er sich ohne das geringste Zeichen des Schmerzes in die linke Ecke des Lehnstuhls und schlummerte sanft ein, um nicht wieder zu erwachen.

Eckermann sah ihn auf dem Totenlager. Er erzählt davon: „Auf dem Rücken ausgestreckt ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhabenen edlen Gesichtes. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz, und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Thränen freien Lauf zu lassen.“ So sah ihn auch der Maler Friedrich Preller (1804—1878) und zeichnete das im Tode noch lebende schöne Haupt. Am 26. März wurde der Sarg mit großem Trauergefolge nach der großherzoglichen Totenkapelle auf dem neuen Friedhof geführt und in der Fürstengruft neben dem Sarge Schillers beigesetzt.

Gar manches Denkmal ist dem größten deutschen Dichter in deutschen Städten aus Erz und Marmor errichtet worden; seine Werke und sein Leben immer gründlicher kennen zu lernen ist eine große Schar von Forschern beflissen, die seit 1880 die Ergebnisse ihrer Studien in dem von Ludwig Geiger herausgegebenen „Goethe-Jahrbuch“ niederlegen; das beste Denkmal ist aber die auf Grund des ursprünglichen Wortlautes der im Goethe-Archiv befindlichen Handschriften veranstaltete authentische Ausgabe seiner Werke, welche auch nach der sehr verdienstlichen im Hempelschen Verlage zu Berlin 1869—79 erschienenen ein Bedürfnis geblieben, erst im Jahre 1887 hat zu erscheinen anfangen können. So lange sie lebten, hatten nämlich die beiden Enkel Goethes, Wolfgang und Walther, das Archiv seines Hauses der benutzenden Forschung unerbittlich verschlossen gehalten. Als 1885 in Walther von Goethe der letzte Nachkomme des Dichters starb, öffneten sich die Pforten des Dichterhauses, denn in seinem Testament hatte er die Großherzogin Sophie von Sachsen zur Erbin des gesamten Goetheschen Familienarchivs eingesetzt. Unter dem Protektorat des Großherzogs von Weimar wurde nun die „deutsche Goethegesellschaft“ gegründet. Die Ausgabe der Werke wurde drei hervorragenden Gelehrten, G. v. Loeper, Wilh. Scherer und Erich Schmidt, anvertraut, welche die Grundsätze aufstellten, nach denen verfahren werden sollte, und welche die erforderlichen Mitarbeiter dazu wählten. Erich Schmidt wurde zugleich zum Direktor des Goethe-Archivs berufen, und als er, ein Jahr darauf, dem in der Blüte seines Mannesalters und Gelehrtenwirkens scheidenden Scherer auf dessen Lehrstuhl in Berlin folgte, trat an seine Stelle Bernhard Suphan, der rühmlich bekannte Herausgeber der Werke Herders (S. 409). Die „Ausgabe der Großherzogin Sophie von Sachsen“ bildet übrigens nur ein Glied in einer Reihe anderer litterarischer Unternehmungen, unter denen eine umfassende Goethe-Biographie den Hauptplatz einnehmen wird.

Goethe im Tode.

Im Jahre 1832 von Friedrich Preller nach der Natur gezeichnet.

IV. Das neunzehnte Jahrhundert.

1. Die romantische Schule.

Auf der Schwelle des alten und des neuen Jahrhunderts, in den Jahren 1799 und 1800 bildete sich in Jena die denkwürdige „poetisch-philosophische Gemeinschaft," welche unter dem Namen der **Romantischen Schule** — um mit ihrem letzten Vertreter, Eichendorff, zu reden — „wie eine prächtige Rakete funkelnd zum Himmel emporstieg und nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend oben in tausend bunte Sterne spurlos zerplatzte."

Jena. Jena war damals eine Hauptstätte der deutschen Geistesbildung und Literatur. Lehrend und lernend, anregend und strebend hatten sich dort eine große Zahl hervorragender Geister zusammengefunden: die Philosophen Fichte, Schelling und Steffens, von Dichtern die Brüder Schlegel, Brentano, Tieck u. a. Unter diesen Männern machte sich der Drang geltend, „dem einseitig verstandesmäßigen, rationalistisch aufklärenden Geiste des achtzehnten Jahrhunderts eine neue, von echter Poesie erfüllte und durchdrungene Lebensauffassung entgegenzustellen." „Die Einheit der Poesie mit dem Leben zu begreifen und zu verkündigen," war ein Grundgedanke dieser neuen Dichterschule, welche in dem von alters her der romanischen Poesie von Dante bis auf Tasso, von den alten spanischen Romanzen bis auf Cervantes anhaftenden phantastischen Zuge, aber auch in der mittelalterlichen Poesie unseres Volkes und in Shakespeare eine Verwirklichung ihres Ideals suchte und darum „romantisch" genannt wurde. In den „glänzenden Hervorbringungen des Mittelalters in Leben und Poesie" fand A. W. Schlegel die Wege, „auf denen der gottverlassene Vernunftkultus wiederum in den Tempel der wahren, gotterfüllten Gemütsandacht zurückgeführt werden könnte." „Die religiöse Innigkeit der Romantik," gesteht auch H. v. Treitschke zu, „machte mit einem Schlage dem selbstgefälligen Rationalismus ein Ende, der so lange über die ‚Nacht des Mittelalters' vornehm gelächelt hatte." Wenn sie so einerseits wieder das bis dahin unbekannte und noch mehr verkannte Mittelalter mit seinen reichen dichterischen Schätzen uns verständlich und zugänglich machten, übertrieben sie anderseits doch auch die Bedeutung desselben und lebten sich so in die Schönheit und Herrlichkeit des Katholizismus hinein, daß einige von ihnen schließlich dazu übertraten, vor allen Friedrich Schlegel, der seine Laufbahn mit einer „Blumenlese" aus Lessings Ansichten begonnen hatte und sie mit der Apotheose Philipps II und Albas schloß.

So gingen durchweg starke Schatten neben hellem Lichte durch die ganze romantische Richtung. Mit Recht bekämpften ihre Vertreter die Plattheit und Trivialität Kotzebues und Ifflands, die nüchterne Aufklärungssucht Nicolais, aber entschieden ungerecht waren sie in ihrem hochfahrenden Urteil über Schiller; ja sogar Goethe, den sie doch „den wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" nannten, dachten sie zu überflügeln, wie sie denn überhaupt an einer maßlosen Selbstüberschätzung krankten, die sich an ihnen selbst am meisten rächte. Wohl war es heilsam, daß sie gegen die elegische Weinerlichkeit und die sentimentale Naturauffassung gewisser Lyriker, wie Matthisson, protestierten und

mit Hilfe der Naturphilosophie des zu ihnen haltenden Philosophen Schelling in die Tiefe der Natur und des in ihr wirkenden Geistes zu dringen suchten; anderseits gerieten sie aber dadurch in ein Symbolisieren und in eine Mystik, die aller echten Poesie durchaus verderblich wurde; ein Irrweg, auf dem ihnen Goethe in den Dichtungen seines Greisenalters, wie wir gesehen haben, nur zu eifrig folgte. Anderseits muß anerkannt werden, daß — wenn auch ihre eigenen poetischen Leistungen meist nicht bedeutend und zum großen Teil heute ganz vergessen sind — sie doch auf allen Gebieten heilsam anregend gewirkt haben. Auf dem Boden der romantischen Schule ist die deutsche historische Sprachforschung der Gebrüder Grimm, wie die vergleichende Sprachwissenschaft erwachsen. Von ihr stammt ein neuer Aufschwung der deutschen Geschichtsforschung; in ihr liegen die Keime der neueren deutschen Malerschule; „durch sie," sagt Treitschke, „erschloß sich das Auge der Menschen wieder für die feierliche Großheit der gotischen Kunst, die vordem nur von einer stillen Gemeinde hellblickender Verehrer verstanden ward." Eine neue Richtung ging von ihr aus in der Musik: ihr ausgesprochenster Vertreter war Karl Maria von Weber, der Komponist des „Freischütz" und des „Oberon." Vor allem haben die Romantiker uns auch die fremdländische Dichtung (Dante, Calderon, Cervantes) erschlossen und insonderheit Shakespeare zu einem bei uns ganz einheimischen Dichter gemacht.

Schelling. Unter den Philosophen der romantischen Schule war **Schelling** (geb. am 27. Januar 1775 zu Leonberg im Württembergischen, 1798 Professor in Jena, danach in Würzburg, Erlangen, München, zuletzt in Berlin; gest. am 20. August 1854 zu Ragatz in der Schweiz) auch „ein Stück Poet," wie Heine sich spöttisch ausdrückt. Durch seine Philosophie ging ein dichterischer Zug. „Die Welt war ihm ein geniales Kunstwerk und die Philosophie eine Dichtung darüber" (Schröer). Unter dem Namen „Bonaventura" erschienen von ihm u. a. im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach für 1802 „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland" in Terzinen.

Steffens. Viel fruchtbarer war sein Schüler **Henrik Steffens** (geboren 1773 zu Stavanger in Norwegen, gest. 1845 als Professor zu Berlin), der aus Begeisterung für seine neue Heimat die Freiheitskriege mitmachte und sich das eiserne Kreuz erwarb. Von ihm stammen eine Reihe Prosadichtungen, unter denen die Novellencyklen „Die Familien Walseth und Leith" und „Die vier Norweger" ihrer Zeit sehr beliebt waren und es durch ihre meisterhaften nordischen Naturschilderungen auch wohl verdienten, die aber sonst durch das Vordrängen des Verfassers und durch seine langatmigen Darlegungen philosophischer, religiöser und politischer Ideen für uns Nachgeborne kaum noch genießbar sind. Einen zeitgeschichtlichen Wert hat seine Biographie „Was ich erlebte."

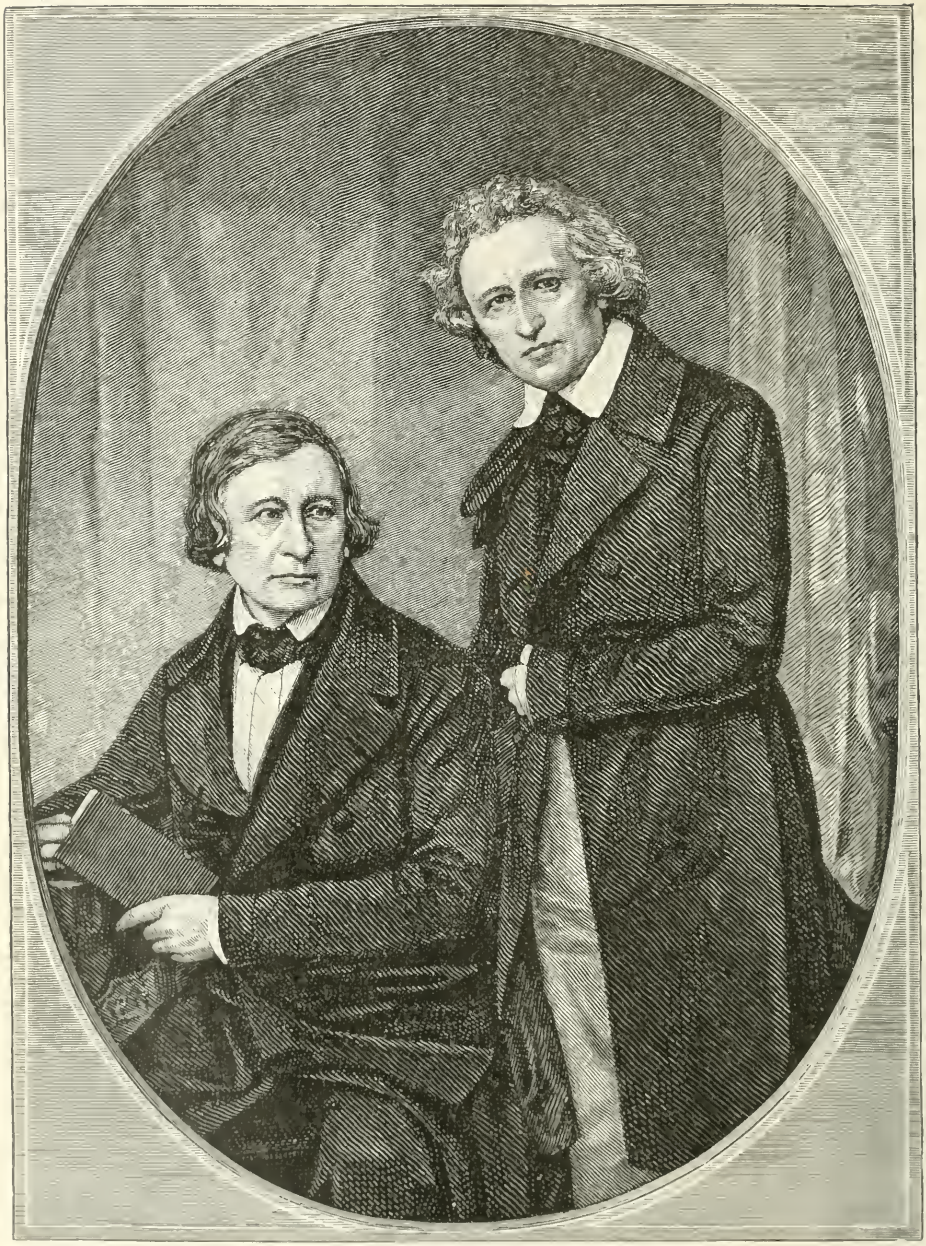
Jac. u. Wilh. Grimm. Die beiden „Sprachgewaltigen," wie Goethe sie nannte, **Jacob Grimm** (1785—1863) und **Wilhelm Grimm** (1786—1859), waren von Jugend auf innig miteinander verbunden. „Wir lebten in brüderlicher Gütergemeinschaft," erzählt Jacob, „Geld, Bücher und angelegte Kollektaneen gehörten uns zusammen; es war natürlich, auch viele unserer Arbeiten genau zu verbinden." Beide wirkten als Professoren zuerst in Göttingen, später bis an ihr Lebensende in Berlin. Von den Romantikern wurden beide zu ihren Forschungen und zur Sammlung der alten Sagen und Mythen angeregt. Während Jacob die größeren, in der Wissenschaft bahnbrechenden Werke schuf, die deutsche Grammatik, die deutsche Mythologie, die deutschen Rechtsaltertümer, die Geschichte der deutschen Sprache, und Wilhelm eine Reihe klassischer Werke unseres Mittelalters (Freidanks Bescheidenheit, Rolandslied ꝛc.) herausgab, verdanken wir ihrer

gemeinsamen Arbeit die Kinder- und Hausmärchen, die deutschen Sagen und das deutsche Wörterbuch.

Die ganze innere Geschichte der romantischen Schule, ihre Wahrheit und ihre Verirrung, spiegelte sich am deutlichsten in **Novalis** ab, einem Dichter, der seinen Gesinnungsgenossen, auch vielen seiner Zeitgenossen überhaupt als der tiefste galt, und für den auch die moderne Welt noch am meisten Verständnis und zum Teil sogar aufrichtige Verehrung hat.

Novalis. Novalis (= Neubruch, d. h. Hardenberg), wie sich **Friedrich Leopold von Hardenberg** nach einer Seitenlinie seines Geschlechts (de Novali) nannte, wurde am 2. Mai 1772 auf dem Familiengute Oberwiederstedt in der Grafschaft Mansfeld geboren. Von seinen Eltern, die der Brüdergemeinde nahestanden, erhielt er eine fromme Erziehung; in früher Jugend trat schon seine Neigung zur Poesie hervor. Im Herbst 1790 bezog er die Universität Jena, um Jura zu studieren. Fichte und Schelling gehörten dort zu seinen Lehrern; vor allem aber fühlte er sich von Schiller ergriffen, in dem er „den Erzieher des künftigen Jahrhunderts" erblickte. Schiller verdankte er auch die richtige Würdigung einer praktischen Lebensthätigkeit, der er sich dann in Leipzig und Wittenberg mit vollem Ernste hingab. 1794 trat er — nach ehrenvoll bestandenem Examen — zu Tennstädt bei Langensalza in die kursächsische Verwaltung ein. Der Ernst des Geschäftslebens verhinderte ihn nicht, seinen Geist nach allen Seiten fortzubilden; tiefer entwickelt wurde sein innerstes Wesen durch die Liebe zu der zwölfjährigen Sophie von Kühn, die im Jahre 1796 seine Braut, aber bereits am 19. März 1797 — zwei Tage nach ihrem 14. Geburtstage — ihm durch den Tod entrissen wurde. Der Schmerz über diesen herben Verlust, zu dem noch der eines ihm besonders nahe stehenden Bruders kam, brachte eine innere Lebenswandlung in ihm hervor, die in seinen „Hymnen an die Nacht" einen tiefpoetischen Ausdruck fand. Eine krankhafte Sehnsucht nach dem Tode sprach sich darin aus, aber auch der einfache Glaube seiner Kindheit kam darin wieder zu erneutem Leben. Die Wissenschaft half ihm die Todeslust überwinden; im Herbst 1797 bezog er die Bergakademie zu Freiberg, um tiefer in die Naturwissenschaften einzudringen und einige für seinen Beruf nötige Fachstudien zu treiben. Seinen dortigen Lehrer, den genialen Mineralogen und Geologen Werner hat er in dem „Meister" seines unvollendeten Romans „Die Lehrlinge von Sais" verewigt. Zu Julie, der Tochter des Berghauptmanns v. Charpentier, erwachte in ihm eine neue bräutliche Liebe, und er verlobte sich mit ihr. Die Jahre dieser zweiten Brautzeit, 1799 und 1800, waren auch die Blütezeit seines poetischen Schaffens. Durch Friedrich Schlegel, der ihn von seiner Leipziger Studienzeit her kannte, kam er in die Gemeinschaft der Romantiker, für die er „durch seine innerste Natur vorherbestimmt" war. Im Herbst 1799 las er dem poetischen Freundeskreise in Jena seine „geistlichen Lieder" vor, von denen manche („Wenn alle untren werden" — „Wenn ich ihn nur habe") in viele Gesangbücher christlicher Gemeinden übergingen, wie sie denn nur einzelne Teile eines Gesangbuches sein sollten, das er mit Tieck gemeinsam zu bearbeiten beabsichtigte. Neben einer tief innigen, wenn auch stark subjektiven Liebe zum Heiland tritt in einigen dieser Lieder ein mystisch-pantheistischer und daneben ein idealisierend katholischer Zug hervor, welche beide auch in seinen Prosaschriften oft merkwürdig zusammenklingen. An die Marienditchtung des Mittelalters erinnert es, wenn er ausruft:

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht.



Wilhelm Grimm. Jacob Grimm.

Abb. 181. Die Gebrüder Grimm, Photographie von Biow.

Nach dem Titelkupfer vor Grimms Deutschem Wörterbuch mit Bewilligung der Verlagshandlung S. Hirzel.

Auf Tiecks Anregung folgte den geistlichen Liedern sofort der Entwurf eines großen Romans, in welchem Novalis seine gesamte Weltanschauung dichterisch darzustellen beabsichtigte. Es war das der kaum zur Hälfte vollendete „Heinrich von Ofterdingen," in dem ein vollständiges Programm der romantischen Schule hervortritt. Poesie und Leben sollte darin als eines und als die Poesie als Führerin zur himmlischen, weltverklärenden Weisheit erscheinen. Das wird dargestellt in der „sinnbildlichen Geschichte eines idealen Dichters, für welchen der sagenhafte Name des mittelalterlichen Heinrich von Ofterdingen (vgl. S. 163) den Rahmen, des Verfassers eigenes Lebensgeschick und -ideal den Inhalt hergibt. Willibald Beyschlag skizziert den Entwurf in folgenden Worten: „Der werdende Dichter geht zuerst, durch bedeutungsvollste Welteindrücke vorbereitet, dem höchsten Lebens- und Liebesglücke rasch entgegen, wird hierauf ins tiefste Leid hinabgetaucht und ein Genosse der Toten, um dann, gereift und geweiht durch die erfahrene Höhe und Tiefe des Herzenslebens, die Welt des objektiven Geistes, das Reich der Geschichte (Italien), der Kunst (Griechenland) und der Religion (Orient), zu durchwandern. Nachdem er so zur Vollendung durchgedrungen, wird er verklärt und löst nun in seiner Verklärung die Aufgabe, die ihm auf dem ahnungsvollen ersten Höhepunkte seines Lebens in Märchenform prophetisch vorgehalten war, die Aufgabe, das goldene Zeitalter der Weltvollendung herbeizuführen." Einige der anmutigsten weltlichen Lieder von Novalis sind in diesem Romanfragment enthalten. Ich nenne zwei daraus. Das „Lied des Bergmannes" hebt an: Heinrich von Ofterdingen.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoß vergißt.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh' ꝛc.

Ein anderes preist den Wein:

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschoß,
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schoß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das gold'ne Kind hervor.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt ꝛc.

Mitten aus seinem poetischen Schaffen sollte Novalis jäh herausgerissen werden durch den Tod. Seit 1799 arbeitete er in Weißenfels als Assessor bei den kurfürstlichen Salinen; eine erledigte Amthauptmannsstelle war ihm zugesagt, und die Hochzeit mit seiner Julie war bereits anberaumt, als die ersten Anzeichen eines schweren Brustleidens hervortraten. Dasselbe machte reißend schnelle Fortschritte und raffte ihn in der Blüte seiner Jahre, am 25. März 1801, im noch nicht vollendeten 29. Jahre fort aus der Mitte der Lebenden. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages ist ihm 1872 auf dem Kirchhofe zu Weißenfels ein Denkmal errichtet worden.

Als Haupt der romantischen Schule ist **Ludwig Tieck** zu betrachten, der, nach Eichendorffs Meinung, „mit bewundernswerter Gewandtheit und aller Pracht eines glänzenden Talentes in die Poesie wirklich eingeführt hat, was der gedankenvolle Novalis nur hieroglyphisch angedeutet hatte."

Tiecks Leben.

Ludwig Tieck, der Sohn eines Seilermeisters, wurde am 31. Mai 1773 in Berlin geboren. Auf dem Gymnasium schloß er mit Heinrich Wackenroder einen innigen Freundschafts- und Gesinnungsbund, beschäftigte sich auf der Universität Göttingen vorwiegend mit der neueren Litteratur, besonders mit der englischen. Aus diesen Studien ging damals die Bühnenbearbeitung des „Sturm“ von Shakespeare hervor. Nachdem er dann einige Zeit in Berlin und Hamburg gelebt und durch zahlreiche Schriften, vor allem durch seinen Roman „William Lovell“, sich einen Namen gemacht hatte, heiratete er 1798 die Tochter des Hamburger Pastors Alberti, eines Hauptgegners des Pastors Goeze (vgl. S. 387). Vom Herbst 1799 bis zum Juni 1800 lebte er zu Jena im traulichen Verkehr mit den Brüdern Schlegel, den Philosophen Schelling und Fichte, Novalis und Brentano. Es war die Glanzzeit der neueren Schule, die in Tieck ihren Führer sah und ihn in der Herausgabe des „Poetischen Journals“ unterstützte. Die nächsten Jahre verlebte er in Dresden; 1804 unternahm er mit seiner Schwester Sophie, die sich an seinen litterarischen Unternehmungen beteiligte und auch einen Roman „Evremont“ im Sinne der Schule schrieb, seinem Bruder Friedrich, dem Bildhauer, und dem später als Kunsthistoriker und Novellist bekannt gewordenen Freiherrn von Rumohr eine Reise nach Italien, wohin er jedoch, durch Krankheit in München aufgehalten, erst im Sommer 1805 gelangte. In Rom studierte er mittelhochdeutsche Dichtungen in den Handschriften des Vatikan. Ein Ergebnis dieser Studien war u. a. die Herausgabe des „Frauendienst“ von Ulrich von Lichtenstein (vgl. S. 166 ff.). Im Herbst 1806 nach Deutschland zurückgekehrt, genoß er lange die Gastfreundschaft des Grafen Finkenstein auf dessen Gut Ziebingen bei Frankfurt a. O. und ging dann nach Wien, wo sein Freund Friedrich Schlegel eine einflußreiche Stellung gewonnen hatte. Da er aber nicht wie jener zur katholischen Kirche übertreten mochte, eröffneten sich ihm dort keine Aussichten, und er mußte sein bisheriges Wanderleben fortsetzen. So finden wir ihn denn bald darauf in München, dann in Prag, endlich 1817 in London, wo er Quellenstudien über das altenglische Theater und Shakespeare machte. Nach der Rückkehr aus England (1819) ließ er sich dauernd in Dresden nieder, wo er, Goethe nachfolgend, sich vorzüglich auf die Novellendichtung legte und seine weitberühmten Vorlesungsabende eröffnete. 1825 wurde er mit dem Titel Hofrat zum Dramaturgen des Hoftheaters ernannt. Nachdem er siebzehn Jahre in dieser Stellung gewirkt hatte, berief ihn 1841 der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV von Preußen nach Berlin, zunächst um als bühnenkundige Autorität die Einstudierung der „Antigone“ zu überwachen. Zugleich wurde ihm eine ansehnliche Pension und der Titel eines Geh. Hofrates bewilligt. Trotz seines schwächlichen Körpers und der ihn seit seinem 30. Jahre

Abb. 185. Ludwig Tieck, nach der Natur gezeichnet von Gießmann.

heimsuchenden Gicht erreichte Tieck ein hohes Alter; er starb am 28. April 1853 zu Berlin, fast achtzigjährig.

Tiecks Werke.

In vollen sechzig Jahren (1790—1849) hat Ludwig Tieck eine ungemein fruchtbare Schriftstellerthätigkeit entfaltet. 1790 debütierte er mit einem Idyll „Almansur;" 1849 ließ er sein letztes Werk erscheinen, einen „Epilog zur 100jährigen Geburtstagsfeier Goethes." Und doch war er kein eigentlich produktives Dichtergenie, sondern nur ein reiches Talent, das sich in die verschiedensten Zeiten und Geister hineinzuleben und daraus ein Neues zu gestalten verstand. So ist gleich als eines seiner Hauptverdienste voranzustellen, daß er die alten Sagen und Märchen zu neuem Leben erweckt hat. Bald in Prosa, bald in Versen, meist dramatisiert, hat er die Erzählungen von Blaubart und Rotkäppchen, vom kleinen Däumling, von Fortunat und Melusine u. s. w. in neue kostbare Gewande gekleidet und sie im „Phantasus" vereint herausgegeben.

Genoveva.

Der Charakter der romantischen Schule tritt besonders in seinem Trauerspiel „Leben und Tod der heiligen Genoveva" hervor. Darin waltet eine durchaus katholische Weltanschauung. Gleich im Eingange erscheint „der wackre Bonifacius" und ruft Deutschland in den Schoß der römischen Kirche zurück. Genoveva ist die Kirchenheilige, von der es am Schlusse heißt:

„Nun beten Fromme, wann sich Wetter türmen,
Im harten Kampfe mit dem alten Drachen:
Ora pro nobis, sancta Genoveva!"

Gestiefelter Kater.

In allen dramatischen Stücken Tiecks, die zur Aufführung durchweg ganz ungeeignet sind, herrscht ein ironisch-polemischer Charakter vor; mit einer trefflichen Komik kämpft er darin gegen das Philistertum in Leben und Poesie; so in dem „Gestiefelten Kater," in welchem der König das ancien régime vor der Revolution, der Popanz die kurze Volksherrschaft, Gottlieb die moderne Regierungsweise und der Kater den Genius des Fortschritts darstellt. Daneben wird das theatralische Unwesen der Zeit, insbesondere Iffland und Kotzebue, verspottet.

Zerbino.

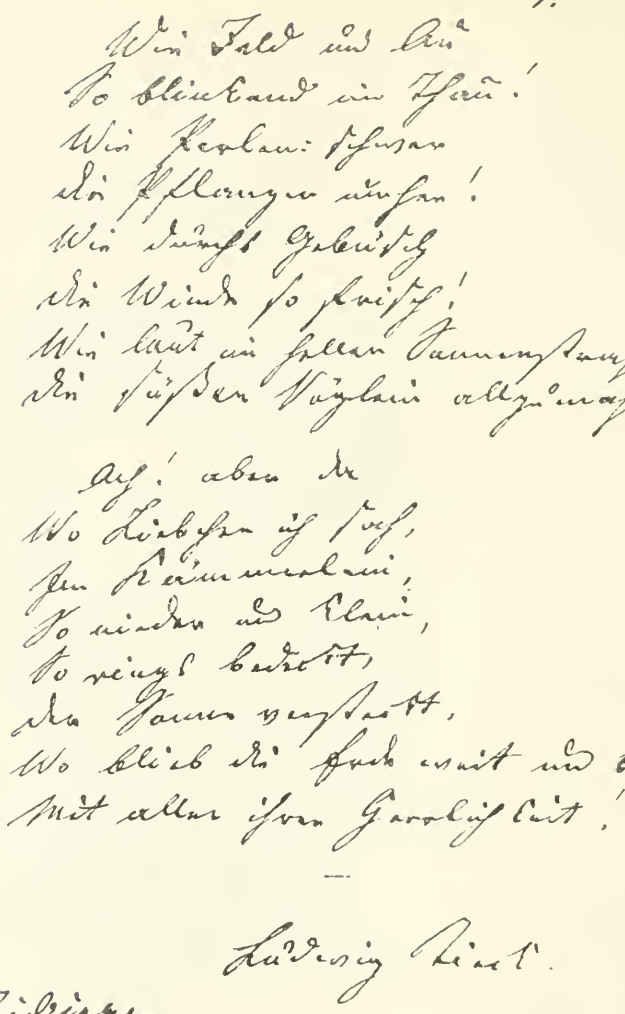
„Prinz Zerbino" ist eine Fortsetzung des „Gestiefelten Katers." Gottlieb ist König geworden, den Kater hat er zum Minister gemacht; Gottliebs Sohn Zerbino, eine krankhafte Natur, unternimmt eine Reise nach dem guten Geschmack, den er nirgends findet, bis er in den Zaubergarten der Poesie gelangt. Aber sein eigener Hund, der ihm entsprungen und heimgekehrt ist, wird Unterrichtsminister und rottet als solcher allen alten romantischen Aberglauben, auch den an die Poesie, aus. Als der Prinz endlich anlangt, wird er für verrückt erklärt und so lange eingesperrt, bis er alle Poesie abschwört.

Octavianus.

Nach dem bekannten Volksbuch hat Tieck den „Kaiser Octavianus" dramatisiert, der als „der Gipfel der romantisch-phantastischen Dichtung" gilt. In dem Vorspiel dazu, „der Aufzug der Romanze", erzählt die „Romanze" von ihrem Vater, dem Glauben, und ihrer Mutter, der Liebe, und gebietet dann:

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!"

Danach wird in einer Überfülle von Personen in der neubelebten Legende die ganze Geschichte des Christentums vorgebildet —: die Trennung der heidnischen Völker und ihre Vereinigung zu einer einigen Gemeinde durch die Kirche. In einer sehr verworrenen Weise und unglaublichen Stoffanhäufung erstrebt der Dichter eine allegorisch-symbolische Verherrlichung des Mittelalters. Das lyrische Element herrscht durchaus



1.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie Perlen schwer
Die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
Die Winde so frisch!
Wie laut im heller Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumahl!

Ach! aber da
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt,
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

—

Ludwig Tieck.

Zibingen,
den 27t April. 1817.

Abb. 186. Ludwig Tiecks eigenhändige Abschrift eines Gedichtes von J. G. Jacobi (vgl. S. 328). Nach dem Autograph im Besitz der Verlagsbuchhandlung.

vor: Julian Schmidt meint, das Ganze sähe aus „wie eine Sammlung lyrischer Gedichte." Aber soviel Schönheiten man in diesem Stück auch herausfinden mag, es ist doch weit über Gebühr und Verdienst gepriesen worden und erscheint uns jetzt kaum noch lesbar.

Lyrische Gedichte

Auch Tiecks Lyrik ist überschätzt worden. Es ist ja nicht zu leugnen, daß häufig innige und melodische Töne daraus erklingen und ein stiller Frieden darin

atmet, aber es ist in den meisten seiner Lieder doch zu wenig Gehalt und zu viel Getändel mit dem Wohllaut. Was er einmal singt:

„Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern"

tritt nur zu oft darin hervor. Unter seinen Romanzen kommt „Der getreue Eckart" der edlen Einfalt mittelalterlicher Epik am nächsten. Tiecks Übersetzung der Lieder der Minnesänger ist längst überholt worden, aber es ist sein unbestreitbares Verdienst, eine richtigere Würdigung dieser Poesie angebahnt zu haben, wie sein „Deutsches Theater" eine Reihe älterer Stücke von Hans Sachs u. a. wieder aus der unverdienten Vergessenheit herausriß. Ebenso anerkennenswert ist es, daß er uns mit dem altenglischen Theater bekannt gemacht und im Verein mit A. W. Schlegel uns das Verständnis für Shakespeare eröffnet hat. Allerdings ist sein Anteil an der berühmten Übersetzung ein kaum nennenswerter. Nachdem A. W. Schlegel innerhalb der Jahre 1797—1810 siebzehn Dramen Shakespeares übersetzt hatte und der Arbeit müde war, übernahm — nach langwierigen Unterhandlungen — Tieck die Fortsetzung, aber er kam nicht zur Ausführung. Seine ungewöhnlich begabte Tochter Dorothea entschloß sich, für ihn einzutreten. Zu ihrer Hilfe kam der Freund des Hauses, **Wolf Graf Baudissin** (geb. 1789 zu Rantzau, gest. 1878 zu Dresden) und übersetzte in weniger als drei Jahren zwölf Stücke (später noch ein dreizehntes), woran sie thätigen Anteil nahm. Abends wurde das am Tage Vollendete vorgelesen, dabei machte dann Tieck einige Bemerkungen — das war sein ganzer Anteil. Übersetzt hat er kein einziges Stück. Dagegen hat seine Tochter nach und nach sechs Stücke (darunter Coriolan und Macbeth) selbständig übertragen. Der großherzige Graf Baudissin überließ Tieck nicht nur die Ehre des Namens, sondern auch das Honorar, das er für seines Freundes Töchter bestimmte. Wie bereits früher (S. 129. 134) erwähnt, verdanken wir dem Grafen Baudissin auch mehrere treffliche Übertragungen aus unserer mittelhochdeutschen Poesie, und außerdem eine meisterhafte Verdeutschung des ganzen Molière. Ohne Scheu nahm Tieck den vollen Ruhm als Shakespeareübersetzer für sich in Anspruch; ja als Baudissin später vier Dramen, die Tieck für Shakespearesche hielt, übersetzte, gab er sie als seine Arbeit heraus, ohne auch nur des Freundes zu erwähnen. Dagegen ist die im ganzen noch unübertroffene Übersetzung des Don Quixote Tiecks eigenstes Werk.

Übersetzungen.

Baudissin.

Don Quixote.

Am meisten Anklang fand Tieck seiner Zeit als Novellendichter. Als solcher trat er schon in den ersten zwanziger Jahren auf mit „Peter Leberecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten," worin die Siegwart- und Werther-Romane verspottet werden, und mit „William Lovell," einem ziemlich unreifen Machwerk, das einen sentimentalen Don Juan zum Helden hat, der nach zahllosen Liebesabenteuern, an Leib und Seele verkommen, zuletzt im Duell erschossen wird. — Viel bedeutender war sein nächstes Werk der Künstlerroman „Franz Sternbalds Wanderungen." Der Held dieser „altdeutschen Geschichte," der an sentimentaler Kunstsehnsucht förmlich krankt, hat bei Albrecht Dürer in Nürnberg die Malerei gelernt und geht nun auf die Kunstwanderschaft, zuerst in die Niederlande, dann nach Italien, um sich im Umgang mit den großen Meistern in seiner Kunst weiter auszubilden. Dort findet er seine Geliebte, die er vor Jahren flüchtig erblickt und nie vergessen, und darf sie sein nennen; dort gelangt er zu dem Ideal der Kunst, wie es die romantische Schule in ihren Grundsätzen von der religiösen Heiligung derselben aufgestellt. Voll überschwenglicher Phantastik wird dieses Kunstthema durch das ganze Buch verfolgt, ja es wird gegen die Kirche der Reformation protestiert, weil sie das Schöne aus den Kirchen verbannt habe.

Franz Sternbald.

Der Keim zu „Sternbalds Wanderungen" liegt in dem „Brief eines jungen deutschen Malers in Rom an seinen Freund in Nürnberg," der in den „Herzensergießungen

eines kunstliebenden Klosterbruders" enthalten ist. Dieser Klosterbruder war aber
Wackenroder. niemand anders als Tiecks schwärmerischer Jugendfreund **Wilhelm Wackenroder** (1773—1798), der Kunst und Religion fast identifizierte, aber unbestreitbar viel dazu beigetragen hat, die altdeutsche Malerei wieder in Aufnahme zu bringen und die deutsch-romantische Malerschule ins Leben zu rufen.

Tiecks Novellen. Die Hauptthätigkeit Tiecks auf dem Gebiete der Novelle begann im J. 1822 mit der Erzählung „Die Gemälde," auf welche Jahr für Jahr eine große Reihe anderer folgten. Es wird uns jetzt schwer zu begreifen, daß diese Novellen ihrer Zeit mit Begeisterung haben aufgenommen werden können; denn ihnen fehlt fast durchweg nicht nur das, was man heutzutage für unentbehrlich hält: die Spannung, sondern die oft nur sehr dürftige Handlung verkümmert darin meist völlig unter den langatmigen, wenn auch geistreichen Salongesprächen über alle möglichen Interessen der Zeit, Fragen des sozialen Lebens, der Kunst, der Litteratur, der Religion. Dabei tritt in vielen seiner Novellen eine sehr auffällige Leichtfertigkeit in sittlichen Dingen hervor; so in dem „Jungen Tischlermeister" und besonders in seiner letzten Novelle „Vittoria Accorombona" (1840), worin die Ehe und die soziale Stellung der Frau geradezu frivol behandelt wird. Dagegen verdienen andere noch heute gelesen zu werden, so das „Dichterleben," dessen Held Shakespeare ist, und das Gegenstück dazu, „Der Tod des Dichters," in welchem die unglückliche Liebe des portugiesischen Dichters Camoens zu Katharina de Attayde und sein tragisches Ende geschildert wird. Die historische Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen," worin das schwärmerische Treiben der Camisarden und ihr begeisterter Kampf gegen Ludwigs XIV Kriegerscharen ergreifend und plastisch anschaulich dargestellt wird, ist leider unvollendet geblieben. Von den kleineren Erzählungen verdienen eine Auszeichnung „Die Gesellschaft auf dem Lande," die den Übergang von der alten zur neuen Mode und das Abschneiden des Zopfes sehr ergötzlich schildert, ferner „Musikalische Leiden und Freuden" und vor allem die allerliebste Geschichte „Des Lebens Überfluß."

Während Tieck durch seine große Produktivität und sein lange unbestrittenes Ansehen als das Haupt der romantischen Schule galt, waren doch die **Brüder Schlegel** die eigentlichen, wenn auch mehr kritischen, als poetischen Führer derselben. Sie entstammen aus einem alten Dichterhause. Ihr Großvater, zwei ihrer Oheime, wie ihr Vater Johann Adolf Schlegel (vgl. S. 308 ff.) hatten sich im Dienste der Musen versucht; freilich alle, ohne etwas Hervorragendes und Dauerndes zu hinterlassen.

A. W. v. Schlegel. **August Wilhelm Schlegel** war geboren zu Hannover am 8. September 1767, studierte zu Göttingen, wo Bürger einen nachhaltigen Einfluß auf ihn übte und ihn, „seinen lieben Sohn in Apoll," in die litterarische Welt einführte. 1798 wurde er Professor der Litteratur in Jena und gab während seines dortigen dreijährigen Aufenthaltes die Zeitschrift **„Athenäum"** heraus, durch welche die romantische Schule gewissermaßen offiziell begründet wurde. 1801 ging er nach Berlin, und seit 1804 war er der Begleiter von Neckers Tochter, der Frau von Staël, welche Goethe an ihn empfohlen hatte. Er reiste mit ihr nach Italien, Dänemark und Schweden. Während der Kriege von 1813 und 1814 stand er als Sekretär im Dienste des Kronprinzen von Schweden, dessen Proklamationen er zumeist verfaßte. Nach dem Friedensschlusse mit Frankreich lebte er bis zu dem Tode der Frau von Staël (1817) auf deren Landsitz Coppet am Genfersee. Im folgenden Jahre wurde er an der neugegründeten Universität Bonn als Professor der Litteratur angestellt, wo er bis an seinen Tod, 12. Mai 1845, in vielseitigster Weise thätig war. Seit 1815 nannte er sich auf Grund eines seinem Urahn von Kaiser Ferdinand III erteilten Adelsdiploms von Schlegel. In seinem Auftreten war seitdem etwas gesucht Vor-

nehmes. Er ging selten über die Straße, meist ritt er und trug deshalb Sporen, oder er fuhr, sogar in das Kolleg, in seiner gelben, den Bonnern höchst auffälligen Kalesche. Im modernsten Anzuge mit Glaceehandschuhen bestieg er das Katheder, sein Diener in „der freyherrlichst Schlegelschen Hauslivree", wie Heine erzählt, schritt ihm mit zwei silbernen Armleuchtern, in denen Wachskerzen brannten, voraus und blieb während der Vorlesung zur Seite seines Herrn stehen, um die Lichter zu putzen. Auf seinen Adel legte er ein so großes Gewicht, daß er Briefe, deren Adresse das „von" nicht enthielt, nicht annehmen wollte.

Schlegels eigene Dichtungen (u. a. ein Schauspiel „Jon") zeichnen sich durch große Formvollendung aus, sind aber meist ohne tieferen poetischen Gehalt. Dagegen hat er Großartiges als Übersetzer (vgl. S. 533) geleistet, und wenn auch sein eiteler Selbstruhm in einem seiner Sonette darin fehlgreift, daß er sich als Dichter — „aller, die es sind und waren, Besieger" nannte, so ist doch der Schluß zutreffend, so wünschenswert es auch gewesen wäre, daß er anderen dieses Urteil überlassen hätte. Er sagt: Dichtungen.

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde
Mit Shakespeares Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.

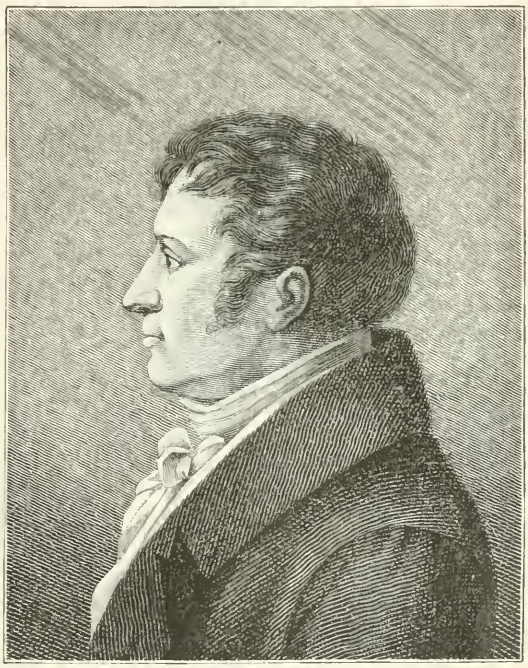


Abb. 187. August Wilhelm v. Schlegel, nach einem gleichzeitigen Stich.

So viele Vorzüge man neueren Übersetzern des großen Briten, insbesondere Otto Gildemeister und Bodenstedt, zuerkennen muß, Aug. Wilh. Schlegel hat doch die Bahn für die Kunst der Übersetzung gebrochen, und seine Shakespeare-Übersetzung wird stets eine klassische genannt werden müssen. „Was Shakespeare in voller Unabhängigkeit geschaffen," sagt Karl Goedeke, „schuf der von ihm völlig abhängige Übersetzer mit der Kraft und Gewalt, der Anmut und Laune eines ursprünglichen Dichters nach. Die mühsamste Arbeit erschien wie freier Erguß und leichtes Spiel. Mit vollem Recht nannte er sich den Schöpfer und das Bild der Regel. Und beides war er auch bei Dante und Calderon, von deren Wesen vor ihm noch keines deutschen Übersetzers Kunst eine Ahnung gehabt hatte." Übersetzungen.

Friedrich Schlegel, August Wilhelms jüngerer Bruder, am 10. März 1772 in Hannover geboren, kam erst im 16. Lebensjahre zum Studium, da er bis dahin als Friedrich Schlegel.

Lehrling in einem Leipziger Handelshause gedient hatte. Nachdem er in kurzer Zeit die ihm fehlenden Schulkenntnisse nachgeholt hatte, studierte er in Göttingen und Leipzig Philologie und besonders Geschichte der alten Litteratur, veröffentlichte mehrere litterarhistorische Schriften und vereinigte sich dann mit seinem älteren Bruder zur Herausgabe des mehrerwähnten „Athenäum," in dem er die Grundzüge der „romantischen Schule" mit so persönlichem Eintreten verfocht, daß man ihn oft als ihr eigentliches Haupt bezeichnet hat. Den obenerwähnten Satz der Schule, daß „die Poesie vom Leben nicht getrennt werden," „das ganze Leben in Poesie gleichsam eingetaucht sein müsse," suchte er in seinem berüchtigten Roman „**Lucinde**" durch eine Verherrlichung des griechischen Hetärentums, d. h. der „freien Liebe," auf Kosten der „prosaisch-philiströsen Ehe" auszuführen. Dieser unvollendet gebliebene, künstlerisch höchst mangelhafte Roman, der einen raffinierten Kultus der Sinnlichkeit predigt, fand damals vielen Beifall. Selbst **Schleiermacher** (1768 bis 1834), der berühmte Berliner Prediger, der um dieselbe Zeit seine von den Romantikern wie ein neues Evangelium begrüßten „Reden über die Religion" herausgab, nahm das sittlich wie ästhetisch gleich widerwärtige Buch in seinen anonym erschienenen „Vertrauten Briefen über die Lucinde" unbegreiflicherweise in Schutz, was zum Teil sich daraus erklärt, daß er damals mit Schlegel im freundschaftlichsten Verkehr lebte und von der neuen Schule ganz bezaubert war. Schiller erklärte das Werk Schlegels dagegen für „den Gipfel moderner Unform und Unnatur" und meinte: „Das Werk ist übrigens nicht ganz durchzulesen, weil einem das hohle Geschwätz gar zu übel macht." — Schlegel selbst mochte wohl später ähnlich denken; von der Gesamtausgabe seiner Werke hat er das anstößige Buch ausgeschlossen. Die Doktrin der „Lucinde" fand übrigens nicht nur Zustimmung, sondern auch praktische Befolgung innerhalb und außerhalb der romantischen Schule; Friedrich Schlegel selbst übertrug sie in das Leben, indem er die an den jüdischen Kaufmann Veit verheiratete Tochter Moses Mendelssohns, die seine Grundsätze teilte, vermochte, ihren Mann und ihre zwei Söhne zu verlassen und mit ihm nach Paris zu gehen. Sie war dort seine Studiengenossin und entschloß sich, ein Jahr nach ihrer Entführung, mit ihm in Köln zur katholischen Kirche überzutreten. Einige Jahre später ging er nach Wien, wo er Sekretär bei der Hof- und Staatskanzlei wurde. Im J. 1809 wurde er dem Hauptquartier des Erzherzogs Karl beigegeben und entwarf dort die vortrefflichen österreichischen Proklamationen gegen Napoleon. Neben seinen diplomatischen Geschäften

Lucinde.

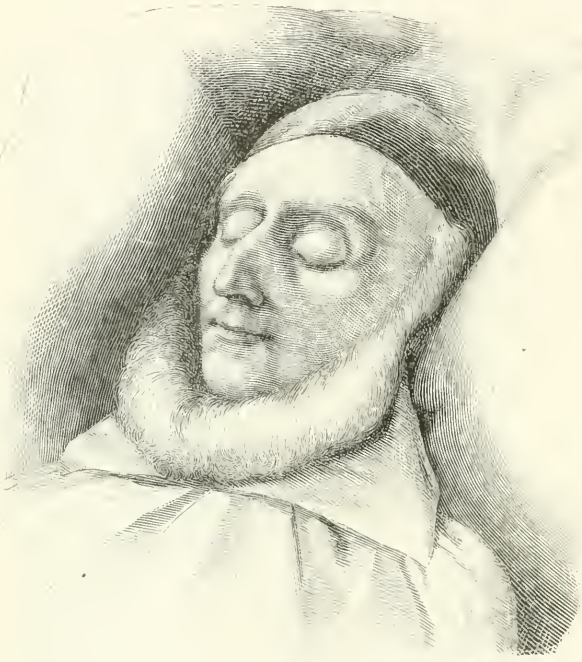


Abb. 188. August Wilhelm von Schlegel im Tode. Gezeichnet zu Bonn 1845 von Fr. Michelis.

hielt er in Wien Vorlesungen über die neuere Geschichte und über alte und neuere Litteratur. Nach dem Kriege wurde er zum österreichischen Legationsrat beim Bundestag ernannt; 1818 kehrte er in seine frühere Stellung zurück und nahm daneben seine Vorlesungen wieder auf. Im Winter 1828/29 hielt er in Dresden Vorlesungen über die Philosophie des Lebens, wurde aber inmitten derselben vom Schlage gerührt. Er starb am 11. Januar 1829.

Auch Friedrich Schlegels Bedeutung lag nicht in seinen Gedichten; ja er war gar kein Dichter. Sein ungeheuerliches Trauerspiel „Alarcos", das — von Goethe auf die Weimarer Bühne gebracht — von dem Publikum durch ein schallendes Gelächter verurteilt wurde, ist dafür ebenso sehr ein Beweis wie die „Lucinde." Einige ganz ansprechende lyrische Gedichte („Bei der Wartburg" — „Gelübde" — „Im Speßhart" u. a.) können dieses Urteil nicht umstoßen. Dagegen ist er durch sein Werk „Über die Sprache und Weisheit der Indier" ein Bahnbrecher für das Sanskritstudium geworden, und durch seine „Vorlesungen über die Geschichte der Litteratur" hat er den ersten Grund gelegt zu der neuen Wissenschaft der Litteraturgeschichte. Fr. Schlegels Dichtungen.

An die soeben besprochenen Häupter und Führer der romantischen Schule schlossen sich nun viele andere Dichter an, von denen wir die hervorragendsten näher ins Auge fassen: zuerst die leiblich und geistig verwandten, auch durch ein gemeinsames Werk engverbundenen Dichter **Brentano** und **Arnim.**

Clemens Brentano, ein geborener Katholik und Enkel der Schriftstellerin Sophie von La Roche (S. 370), geb. 8. September 1778 zu Thal-Ehrenbreitstein im Hause seiner Großeltern, bäumte sich gegen den ihm widerwärtigen kaufmännischen Beruf so energisch auf, daß sein Vater — ein aus dem Mailändischen eingewanderter reicher Frankfurter Kaufherr, der in zweiter Ehe Maximiliane La Roche (S. 439) geehelicht hatte — ihn seinen litterarischen Neigungen überließ. Nach des Vaters Tode ging er 1797 nach Jena, wo er sich den Romantikern begeistert anschloß. Einige seiner besten Lieder „Die lustigen Musikanten", „Lorelei", stammen aus jener Zeit. Die „Lore Lay", wie Brentano sein Lied betitelte, ist übrigens eine von ihm selbständig erfundene Sage und stammt keineswegs aus alter Zeit. Die zahlreichen Lorelei-Dichtungen (von Heine, Eichendorff ꝛc.) sind erst nach der von Brentano entstanden. — Das wilde Leben und Treiben, das er damals mit den romantischen Genossen führte, spiegelt sich ab in seinem ersten Roman „Godwi", den er selbst einen „verwilderten Roman" nannte und der in der That der „Lucinde" an innerer Gehaltlosigkeit und Unsittlichkeit nicht nachsteht. Nach einem höchst abenteuerlichen und unsteten Wanderleben am Rhein und an der Donau, während dessen er nach dem Tode seiner ersten Frau ein romantisches Ehebündnis geschlossen und wieder gelöst hatte, bekehrte er sich im J. 1817, bereute in leidenschaftlich lauter Weise seine früheren Verirrungen und zog sich, zwei Jahre später, ganz in das westfälische Kloster zu Dülmen zurück, wohin ihn das Interesse für die stigmatisierte „Heilige" Katharina Emmerich zog, deren Betrachtungen er aufschrieb und später veröffentlichte. Nach ihrem Tode (1824) nahm er das frühere Wanderleben wieder auf, blieb jedoch stets im Verkehr mit gläubigen Katholiken und arbeitete überall im Interesse der Propaganda seiner Kirche. Nach längerer Kränklichkeit und in bereits beginnender Geistesumnachtung starb er am 28. Juli 1842 im Hause seines Bruders Christian zu Aschaffenburg. Brentano.

Zu dem Knaben Clemens hatte einst Goethes Mutter gesagt: „Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Thränen geben." Das Wort hat sich in seiner Poesie und in seinem Leben be- Brentanos Dichtungen.

Abb. 189. Clemens Brentano. 1837 in München nach dem Leben gezeichnet von L. E. Grimm.

wahrheitet. Er war in der That ein Dichter, aber es fehlte ihm das Maß und die Zucht, die auch dem größten Genie unerläßlich sind — darum flatterte er hin und her zwischen Himmel und Erde, und seine Dichtung ist ein so seltsames Gemisch von Heiligem und Gemeinem, von Innigkeit und Verwilderung, daß sie im großen und ganzen einen abstoßenden Eindruck macht, der noch durch die Kenntnisnahme von seinem Leben vermehrt

wird, das er selbst vor jedermann nur zu offen dargelegt hat. Dennoch werden einige seiner Dichtungen immer einen verdienten Ehrenplatz in unserer Litteratur behaupten, so die ergreifende „Geschichte des braven Kasperl und des schönen Annerl", die — obgleich nicht ganz frei von den Exzentrizitäten des Verfassers — doch durch ihre Naivetät und idyllenartige Einfachheit eines tiefen Eindruckes auf jedes dichterisch empfängliche Gemüt nie verfehlen wird. Unter seinen Märchen ist das berühmteste „Gockel, Hinkel und Gackeleia"; es verdient auch seinen Ruhm, denn es ist trotz aller Längen und mancher Trivialitäten doch eine Dichtung von wahrer Tiefe und Innigkeit. Auch unter seinen Liedern sind neben manchen krankhaften einige unvergleichlich schöne, so das „Lied der Spinnerin" („Es sang vor langen Jahren wohl auch die Nachtigall"), die Romanze „Die Gottesmauer", vor allem das Lied „An eine Kranke", das tröstend anhebt:

Bleib nur stille,
Gottes Wille
Hat auch dich ja ausersehn;

Alle Armut, alle Fülle
Wird an dir vorübergehn — —

Des Knaben Wunderhorn.

Das Bedeutendste aber, was Brentano für unsere Litteratur geleistet, ist sein Anteil an der mit seinem Schwager, Achim v. Arnim, herausgegebenen Sammlung von alten deutschen Volksliedern **„Des Knaben Wunderhorn"** in drei Bänden (1806—1808). Hierdurch wurde Herders Bemühen, das Volkslied wieder zu Ehren zu bringen, vollends gekrönt. Wohl kann die Sammlung vor der heutigen Wissenschaft nicht mehr bestehen — die Texte sind häufig nicht echt, da die Herausgeber das Überlieferte vor allem in einer jedermann ansprechenden Form zu geben bedacht waren, um es für Gegenwart und Zukunft zu retten. Aber ihr Verdienst ist, dem Volksliede für immer einen Platz in der Litteratur und im Herzen unserer Nation erobert zu haben. Für die wissenschaftlich strengere Sichtung und Herstellung der ursprünglichen Texte hat dann insbesondere Ludwig Uhland gesorgt (vgl. S. 187); alle nachwachsenden Dichter aber haben aus diesem lange verschütteten Born echter Poesie geschöpft.

Görres.

Der dritte in ihrem Bunde war der spätere Vorkämpfer des Ultramontanismus, **Joseph von Görres** (1776—1848), der von 1806—8 in Heidelberg als Privatdozent lebte, mit Arnim und Brentano die „Zeitung für Einsiedler" herausgab und vornehmlich sich durch Sammlung und Neubelebung der „deutschen Volksbücher" ein großes Verdienst um unsere Litteratur erwarb.

Den ersten Anstoß zu diesem von Goethe freudig begrüßten Buche hatte übrigens **Arnim** gegeben, der auch sonst nächst Tieck der bedeutendste Dichter und einer der originellsten Köpfe der romantischen Schule war.

Arnim.

Ludwig Achim (Joachim) v. Arnim, geboren am 26. Juni 1781 zu Berlin, studierte in Halle und Göttingen Naturwissenschaften, aber schon früh überwog in ihm die Neigung zur Poesie. So durchwanderte er denn nach der Universitätszeit Deutschland die Kreuz und die Quer, später auch die Schweiz und Oberitalien, wobei er Volkslieder, Sagen und Märchen sammelte und mit einigen Romantikern, namentlich mit Brentano bekannt wurde. Brentano hatte auch in derselben Richtung gesammelt — nun arbeiteten sie in Heidelberg miteinander an der Ordnung und Bearbeitung ihrer Schätze für das „Wunderhorn." Im J. 1811 heiratete Arnim seines Freundes Schwester Elisabeth (Bettina) und lebte seitdem abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme in der Mark, wo er am 21. Januar 1831 an einem Schlagfluß starb.

Arnims Dichtungen.

Nach Eichendorffs Urteil hat Arnim die Romantik „am reinsten und gesündesten repräsentiert" durch „die Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung, die ihn weit über die andern erhebt." Eichendorff charakterisiert ihn noch weiter: „Männlich schön, von

edlem, hohem Wuchse, freimütig, feurig und mild, wacker, zuverlässig und ehrenhaft in allem Wesen, treu zu den Freunden haltend, wo diese von allen verlassen, — war Arnim in der That, was andere durch mittelalterlichen Aufputz gern scheinen wollten: eine ritterliche Erscheinung im besten Sinne." Eichendorff möchte aus ihm auch gern einen Vertreter katholischer Ideen in seiner Dichtung machen, es gelingt ihm das aber nicht; Arnim war im Leben wie im Dichten ein frommer Protestant, dem das „Gebet" in den „Kronenwächtern" aus eigenster Seele quoll:

Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich Dich, Herr, der Erde thue kund;
Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Mut;
Gib Kinder mir, die aller Liebe wert,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
Gib Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt!

Das Vaterländische, die Idee von Kaiser und Reich, und Luthers Reformation — das waren die Triebfedern seines Strebens, während sonst die Romantiker die hierarchische Form für das Höchste und Herrlichste hielten. So gab er auch die Predigten von Luthers Freunde Mathesius (S. 233) heraus, und wenn er in seinem übrigens ganz barocken Schauspiel „Halle und Jerusalem" einen Reisenden „in alle Welt ziehen und vom Christentum in tausend Worten sprechen" läßt, dann aber hinzufügt: „Seine Worte haben keine Kraft des ewigen Lebens, weil seine Liebe ohne That ist, von ihm kommen alle neuen poetischen Christen, die nämlich, die es nur in ihren Liedern sind," so denkt er dabei gewiß an das Christentum vieler seiner Freunde.

Leider fehlte es Arnim auch an der künstlerischen Gestaltung — er besaß eine Fülle von Gedanken und poetisches Genie, aber ihm fehlte die Abrundung und rechte Verbindung. Das zeigt sich in seinen Romanen, wie in seinen dramatischen Arbeiten. Der Grundgedanke seines ersten Romans „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" ist ein sittlich ernster: die Heldin, eine Waise aus einem verarmten adligen Geschlecht, fesselt einen edlen Mann durch alle Künste der Koketterie an sich, um reich zu heiraten, wird ihm aber bald nach der Vermählung untreu; sie erkennt indes ihre Schuld und bereut sie und lebt nun ganz ihrem Manne und ihren Kindern jahrelang in ungetrübtem Glück, bis sie zuletzt durch allerhand wunderliche Fügungen doch noch von der Strafe ereilt wird, indem sie plötzlich an demselben Tage und in derselben Stunde stirbt, in der sie einst ihrem Manne die Treue gebrochen hat. In diese Geschichte sind nun aber so viele breitspurige Episoden locker eingeflochten, daß dadurch die Lektüre ungemein erschwert wird.

Dolores.

Kronenwächter.

Noch phantastischer ausschweifend sind die „Kronenwächter," unter denen ein mittelalterlicher mystischer Ritterbund verstanden wird, der auf einem verzauberten Schlosse die alte Krone des Hohenstaufengeschlechts verwahrt und die Aufgabe hat, einen geheimen Abkömmling desselben wieder auf den deutschen Kaiserthron zu setzen. Nur der erste Band, der des geheimnisvollen Kronprätendenten, Bertholds, „erstes und zweites Leben" erzählt, ist vollendet. Ungeachtet der romantisch verworrenen Darstellung bekundet aber dieser Roman nicht nur die tiefe Geschichtskenntnis Arnims, sondern enthält auch einzelne meisterhafte Kulturbilder aus dem XVI. Jahrhundert.

Mehr von sich machte ihrer Zeit Arnims excentrische Gemahlin, **Bettina**, Brentanos Schwester, die „Sibylle der romantischen Litteraturperiode", reden.

Bettina.

Elisabeth von Arnim, geb. Brentano, am 4. April 1785 zu Frankfurt a. M. geboren, wurde nach dem frühen Tode der Mutter, der schönen Maximiliane v. Laroche,

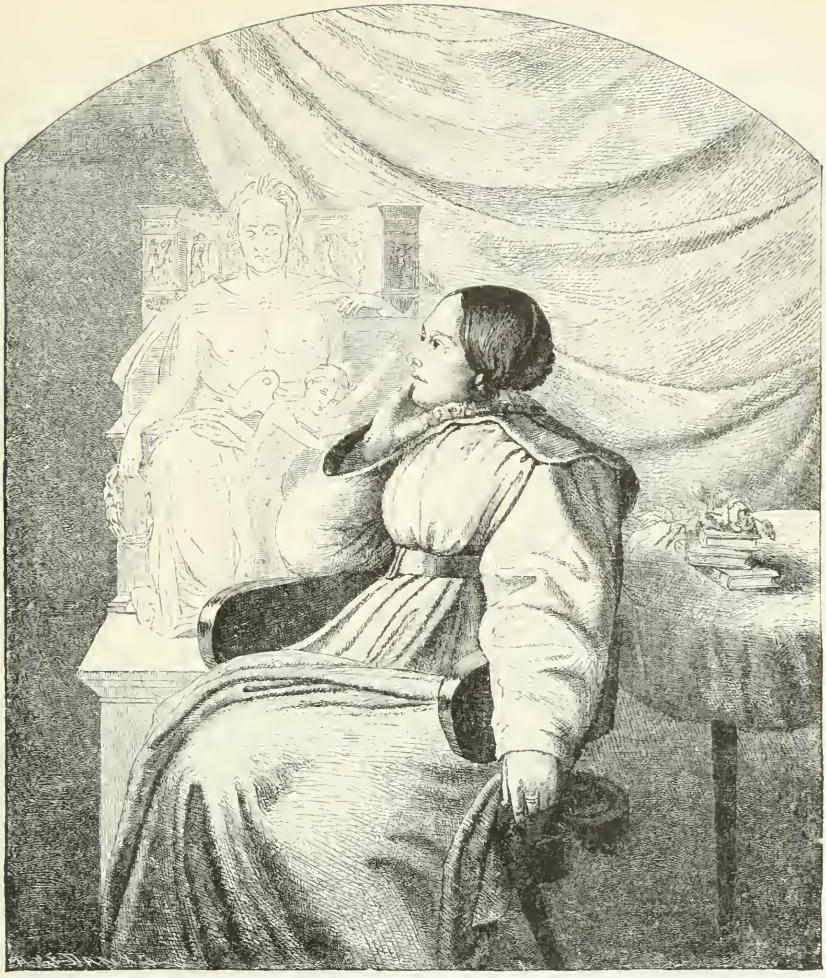


Abb. 190. Bettina von Arnim. 1838 nach dem Leben gezeichnet von Ludwig Emil Grimm.

in dem Kloster zu Fritzlar (Kurhessen) erzogen. Das reichbegabte Kind neigte zu allerlei unweiblichen Sonderbarkeiten, die mit der Zeit zunahmen und eine krankhafte Nahrung in dem Umgange mit dem schwärmerischen Stiftfräulein **Karoline von Günderode** (geb. 1779) fanden. Als diese unglückliche Dichterin um verschmähter Liebe willen sich 1806 erdolchte, schloß Bettina sich der Mutter Goethes an und trat bald darauf auch dem großen Dichter nahe, der aber die Beziehungen zu ihr abbrach, als sie seiner Frau nicht mit der gebührenden Achtung begegnete. 1811 heiratete sie Achim v. Arnim, den „ersten Menschen, dessen Ritterlichkeit und männliche Schönheit sie vor Jahren zuerst in Kassel gefesselt hatte.“ Auf seiner Besitzung Wiepersdorf bei Dahme in der Mark, wo sie den größten Teil des Günderode.

Jahres zubrachten, führten die glücklichen Gatten mit ihren Kindern ein „idyllisches Gutsherrn- und Familienleben", ohne daß darunter Dichtung und Kunst zu kurz kamen. Aber erst vier Jahre nach Arnims Tode (1831) trat Bettina als Schriftstellerin auf und zwar zuerst mit dem einst vielgepriesenen Buche „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (vgl. S. 508). Wirkliche Erlebnisse und phantastisches Beiwerk schlingen sich in und um einander in ihren Büchern über die Günderode und über ihren Bruder Clemens („Clemens Brentanos Frühlingskranz"). Beide sind — trotz vieler Überschwenglichkeiten — echte Dichterwerke, reich an tiefgefühlten Naturschilderungen und entzückenden kleinen Genrebildern. G. v. Loeper, ihr begeisterter Biograph, nennt dieselben „stilistisch vollendete Litteraturwerke," rämmt aber zum Schluß seiner Charakteristik doch ein: „Oft muß man freilich einen Superlativ der Begeisterung, einen fast bacchantischen Taumel und eine im Nebel sich verlierende Phantasie mit in Kauf nehmen, so daß man mit jenem Manne in der „Günderode" ausrufen möchte: Das geht über alle Unmöglichkeit hinaus!" Von völlig vorüberrauschender Wirkung waren ihre Schriften: „Dies Buch gehört dem König" und „Gespräche mit Dämonen", in denen die romantische Dichterin für die Emanzipation der Juden, Aufhebung der Todesstrafe, Volkssouveränetät ꝛc. eintrat. Ihre darin sich aussprechende Liebe zum Volke war übrigens keineswegs eine nur theoretische. Persönlich hatte sie das Voigtland in Berlin durchwandert und ohne Scheu vor ansteckenden Krankheiten Arme besucht und Kranke gepflegt. Auch ihren sieben Kindern ist sie stets eine treue Mutter gewesen. Am 20. Januar 1859 starb sie in Berlin. Das von Ludwig Emil Grimm, dem Bruder der Sprachforscher, 1838 entworfene Bildnis stellt Bettina dar neben ihrem Entwurfe zu einem Goethedenkmal, der sie jahrzehntelang bis an ihren Tod unabläßig beschäftigte.

An Armin reiht sich am besten ein Mann an, der bis in den Tod der Romantik getreu, einst hochgerühmt und dann arg verspottet, wenigstens in einer seiner Dichtungen noch heute mehr gelesen wird, als die meisten seiner poetischen Genossen, der ritterliche **Fouqué**, den Eichendorff den „Don Quixote der Romantik" genannt hat, der aber trotz aller seiner französisch-mittelalterlichen Velleitäten ein echt deutscher Mann und ein wahrer Dichter gewesen ist. „Sein Lorbeer ist von echter Art," sagt sogar Heinrich Heine von ihm.

Fouqué

Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué, aus einer französischen Emigrantenfamilie stammend, Enkel des preußischen Generals im Dienste Friedrichs d. Gr., wurde am 12. Februar 1777 zu Brandenburg a. d. Havel geboren und militärisch einfach erzogen. Früh in das Kürassierregiment Herzog v. Weimar eingetreten, nahm er als Kornet an dem Rheinfeldzug 1794 tapferen Anteil, zog sich aber danach aus Gesundheitsrücksichten zurück und lebte seit 1802 auf dem Gute seiner Gemahlin, Nennhausen bei Rathenow, ganz seinen poetischen Neigungen. A. W. Schlegel führte ihn in die Litteratur ein; seine ersten Dichtungen erschienen unter dem Pseudonym „Pellegrin." In den Freiheitskriegen trat er mit glühender Begeisterung in die Reihen der freiwilligen Jäger und sang seine kecken Soldatenlieder, von denen eines „Frisch auf zum fröhlichen Jagen" sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied, der ihm aufs ehrenvollste mit dem Charakter eines Majors erteilt wurde. Nach dem Tode seiner auch als Romandichterin bekannten zweiten Frau (1831), zog er nach Halle, wo er Vorlesungen über Zeitgeschichte und Poesie hielt. 1842 rief ihn Friedrich Wilhelm IV nach Berlin, wo er am 23. Januar 1843 starb.

Fouqués Dichtungen.

Seinen Ruhm verdankt Fouqué den zahlreichen Ritterromanen und Heldenspielen, die in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts von der Leserwelt verschlungen wurden,

Abb. 191. Friedrich Baron de la Motte Fouqué. 1818 nach dem Leben gemalt von W. Hensel.

um dann ebenso schnell wieder aus der Mode zu kommen. Nennenswert sind aus diesen Dichtungen „voll süßlicher Kraft und minniglicher Tugendhaftigkeit“ noch zwei, welche die längstverklungene Welt, in der er lebte, das ritterlich-feudale Mittelalter und das Nordlandsrecken tum, neu zu beleben suchten: „Der Zauberring„ und „Die Fahrten Thiodolfs des Isländers.“ Im großen und ganzen tritt uns in diesen Romanen, so formlos und phantastisch sie auch sind, ein Konterfei der alten Ritterzeit aus dem Ende des XII. Jahrhunderts entgegen; aber es fehlt den Rittern und Recken doch die Lebensfrische und Lebenswahrheit, — sind es auch keine Kopien der „preußischen Gardeoffiziere aus jener Zeit,“ wie Eichendorff behauptet, so sind es doch Don Quixotes aus alten Ritterbüchern künstlich konstruierte Helden, die uns fast komisch anmuten, jedenfalls uns nicht begeistern können. Daß es ihm trotzdem an warmer Empfindung,, großen Ideen, anmutigen Bildern, echt frommer Gesinnung und patriotischer Begeisterung nicht fehlt, wird niemand bestreiten, aber die Breite der Darstellung, die Manierthheit des Stils, die fortwährende Unterbrechung durch Einschiebung neuer, fernabliegender Episoden lassen einen dauernden, ungestörten Genuß nicht aufkommen. Da aber alle diese Geschmacksverirrungen in den weiteren Dichtungen Fouqués immer mehr stehende Manier wurden, ist es nicht zu verwundern, daß man sich daran müde las und daß zuletzt seine Werke kaum noch Aufnahme in den gewöhnlichen Almanachen und Taschenbüchern fanden. Bald war alles, was er geschrieben, vergessen; nur eines, die Krone seiner Dichtungen, erhielt sich in der Gunst des Publikums und wird noch immer aufs neue gedruckt und gelesen. Es ist das wunderliebliche Märchen „**Undine**.“

Undine. Undine, die Pflegetochter eines alten, braven Fischerpaares, ist eine Wassernixe und als solche seelenlos geboren. Nach alter Sage aber sollen diese Wesen eine Seele empfangen, sobald sie sich mit einem Manne vermählen. Der Ritter Huldbrand von Ringstetten verliebt sich in das kindlich-schalkhafte, lachende Mädchen und heiratet sie. Sofort wird das wilde und neckisch-launenhafte Geschöpf sanft und mild und dem ernsten Manne treu ergeben. Aber ihr Onkel, der alte Kühleborn, ein Waldbach, sucht sie in ihr Element zurückzulocken; dazu kommt Bertalda auf die Burg und sucht den ehelichen Frieden des jungen Paares zu stören. So lieb Huldbrand seine Undine hat — es zieht ihn doch von deren andersartigem Wesen zu dem ihm verwandten, menschlichen Bertaldas hin. Als eines Tages der alte Kühleborn auf einer Wasserfahrt Bertalda einen Goldschmuck raubt, schilt er Undine heftig, obgleich sie sofort reichen Ersatz für den Raub schafft, daß sie von ihrem alten Verwandten nicht lassen wolle. Da scheidet sie von ihm mit Thränen und kehrt in die Wellen zurück. Nun heiratet der Ritter Bertalda, aber am Hochzeitstage taucht aus der Tiefe des Elementes tiefverschleiert Undine hervor und tötet den Ritter mit einem Kuß. — Das alles ist so anmutig und sinnig erzählt, daß es trotz einzelner dunkeler, koboldartiger Stellen fesselt und seinen Zauber immer aufs neue übt.

Geistl. Lieder. Unter Fouqués geistlichen Liedern findet sich manch inniges, schlicht frommes neben vielen manierierten; eines der ansprechendsten ist betitelt „Trost:“

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme
Und gäb' dir keine Last;
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt.

Nun fällt — eins nach dem andern —
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft: —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht's man nie zu oft.

Die große Schar der übrigen Romantiker ist längst der Vergessenheit an

heimgefallen; ihre Namen hier aufzuführen liegt außerhalb meiner Aufgabe. Nur einige bedeutende Dichter, in denen die Richtung der Schule nachklingt oder auch schon ganz ausklingt, will ich noch hervorheben. So nenne ich hier gleich **Ernst Schulze**, den Dichter der „bezauberten Rose."

E. Schulze.

Ernst Konrad Friedrich Schulze, geb. am 22. März 1789 zu Celle, wuchs im Sande der Lüneburger Heide auf, die seine Phantasie mit Gestalten aus alten Ritterbüchern träumerisch belebte. In Göttingen, wo er Theologie studierte, erwachte und entwickelte sich seine Dichtergabe, welche neue Nahrung in seiner schwärmerischen, aber nie ausgesprochenen Liebe zu Cäcilie Tychsen, einem schönen und geistreichen Mädchen, fand. Sein schon bei ihren Lebzeiten hochgespanntes Gefühl steigerte sich vollends in krankhafter Weise, als die Geliebte ihm in der Blüte ihrer Jugend durch den Tod entrissen wurde. An ihrem Sterbebette gelobte er, ihr ein dichterisches Denkmal zu setzen. Aus den Freiheitskriegen, an denen er als freiwilliger Jäger teilgenommen, zurückgekehrt, ging er an sein romantisches Epos „Cäcilie," das er unter steigendem Brustleiden begeistert vollendete.

Abb. 192. Ernst Schulze. Nach einem gleichzeitigen Stich.

Der Gegenstand dieses Gedichtes ist die Eroberung der alten heidnischen Hauptstadt Dänemarks, Lethra, durch die christlichen Deutschen unter Otto I und stellt den Kampf des Evangeliums mit dem Götzendienste Odhins dar. Die zarte, bleiche Cäcilie erringt durch ihre Erscheinung den Sieg über die Heiden.

Bald nach Vollendung dieses Gedichtes folgte Schulze seiner vorangegangenen Geliebten. Am 29. Juni 1817 starb er in seiner Vaterstadt an der Schwindsucht. Nach seinem Tode erst erschien sein zweites Werk „Die bezauberte Rose" in dem Taschenbuch „Urania."

Bezauberte Rose.

Die „bezauberte Rose" ist eine schöne Prinzessin, Klotilde, die nur dann in die Menschengestalt zurückkehren soll, wenn der ihrer würdige Gemahl ihr naht. Drei Kaiser werben um sie — die Rose bleibt verschlossen; da kommt der Sänger Albino, der sie schon vor ihrer Verwandlung gekannt, singt zur Harfe, — und die Rose thut sich auf und ist erlöst.

An künstlerischer Abrundung und Gestaltung übertreffen beide Werke Schulzes alle Epen der romantischen Schule; auch seine Verse (Ottave rime) sind von seltenem Wohl-

lant, aber eine krankhafte Weichheit und Verschwommenheit herrscht darin vor, die den epischen Charakter ganz verwischt.

An Schulze reiht man nicht ohne Grund noch einen anderen geistesverwandten Dichter, dessen übrigens viel höhere Begabung frühzeitig in der Nacht des Wahnsinns unterging, den edlen **Hölderlin**, der, anfänglich zu Schillers Fahne schwörend, bald ganz in das Lager der Romantiker übertrat, von denen er sich dadurch unterschied, daß er in dem *alten Griechentum* die Verwirklichung seiner krankhaften Ideale suchte, die jene in der grauen Vorzeit und im mittelalterlichen Leben unseres Volkes verwirklicht wähnten.

Hölderlin.

Friedrich Hölderlin, geb. 20. März 1770 zu *Lauffen* am Neckar, trat 14 Jahre alt mit seinem Landsmann *Schelling* in das Seminar zu Denkendorf und bezog vier Jahre später das theologische Stift in Tübingen, wo u. a. der Philosoph *Hegel* sein Studiengenosse war. Einen Blick in sein inneres Leben und Streben gewähren die Briefe und Jugendgedichte, die im zweiten Band der von *Gustav Schwab* besorgten Gesamtausgabe seiner Werke Aufnahme gefunden haben. Die Ossian- und Wertherstimmung klingt darin warm empfunden durch. 1793 lernte er *Schiller* kennen, für den er seit lange schwärmte. Schon damals beherrschte ihn eine leidenschaftliche, durchaus *romantische* Liebe zum *Hellenentum*; er feierte es begeistert in seinen jugendlichen Gedichten, deren Gedankengang und Diktion oft an Schillers „Götter Griechenlands" und „Künstler" erinnern, und arbeitete an seinem Roman „Hyperion." Schiller vermittelte ihm auch gegen Ende 1793 eine Erzieherstelle im Hause seiner Freundin, der *Frau v. Kalb* (S. 476), und nahm ihn liebevoll auf, als er 1795 nach Jena kam. Aus einer Dozentenstelle, auf die Hölderlin hinarbeitete, wurde indes nichts, und er mußte es für ein Glück achten, in einem reichen Bankierhause zu Frankfurt a. M. wieder eine Hauslehrerstelle übernehmen zu können. Die Frau des Hauses, *Susette Gontard*, machte einen tiefen Eindruck auf seine Phantasie und auf sein Herz und erfüllte ihn mit einer leidenschaftlichen Liebe, an welcher er stufenweis zu Grunde ging.

Diotima.

Er feierte sie in seinen Liedern und in seinem Roman, dessen erster Band 1797 herauskam, als *Diotima*; aber so friedlich und ruhig er äußerlich erschien, so schwer waren die Kämpfe, die er innerlich um dieses hoffnungslosen Verhältnisses willen durchzumachen hatte. Endlich riß er sich los und verließ im September 1798 das Gontardsche Haus und Frankfurt ohne Abschied. Sein Lebensmut war gebrochen — und wenn auch seine poetische Kraft gerade in den folgenden vier Jahren die schönsten Früchte zeitigte, zehrte doch ein immer zunehmender Tiefsinn an seiner Seele; er konnte auch in der Fremde der glühenden Liebe zu seiner *Diotima* nicht Herr werden. Unstet irrte er umher, da sein Plan, ein „ästhetisches Journal" zu gründen, sich zerschlug, und nahm im 31. Lebensjahre (1801) wieder eine Hauslehrerstelle bei dem Hamburgischen Konsul zu Bordeaux an. Aber lange litt es ihn dort auch nicht; schon nach einem halben Jahre traf er plötzlich bei seiner Mutter in Nürtingen ein mit verwirrten Mienen und tobenden Gebärden, im Zustande des verzweifeltsten Irrsinns! Die Kunde von Diotimas Tode hatte vermutlich die schon lange drohende Geistesumnachtung vollendet. Die Poesie zwar verstummte nicht in ihm — er hat bis an seinen Tod gedichtet — ja, man hoffte vorübergehend, daß er wieder genesen werde. Seit 1806 erlosch diese Hoffnung, — sein Irrsinn zeigte sich als unheilbar. Man brachte ihn nach *Tübingen*, wo er in der Familie eines wackeren Tischlermeisters in stillem Wahnsinn noch siebenunddreißig Jahre lebte, bis ihn der Tod am 7. Juni 1843 sanft erlöste.

Das auf S. 547 wiedergegebene kleine Profilbild des Dichters wurde im Jahr 1825 von dem Maler *G. Schreiner*, den der damalige Tübinger Student *Eduard Mörike* bei ihm einführte, entworfen. Mörike sagt darüber: „Es ist in hohem Grade

ähnlich ausgefallen, besonders auch ist die Haltung, worin sich das Bemühen zeigt, einem subtilen Gedanken den gehörigen Ausdruck zu geben, sehr gut getroffen."

Hölderlins Roman „**Hyperion**, oder der Eremit in Griechenland," an dem er über sechs Jahre gearbeitet hatte, ist sehr richtig bezeichnet worden als „ein romantisch verschleiertes Bild des Autors, der sich mit seinen Erlebnissen, Forderungen und Träumen nach Griechenland und zwar nach dem Griechenland des vorigen Jahrhunderts versetzt." Eine kurze Inhaltskizze bestätigt diese Bezeichnung.

Hyperion.

Der Held Hyperion ist der Sohn eines wohlhabenden Mannes auf der Insel Tina. Angeleitet von einem edlen Greis, lernt er die Schöpfungen des alten Hellas kennen und gelobt, so edler Vorfahren würdig sich auszubilden. In Smyrna gewinnt er in dem heroischen Alabanda einen Freund, der ihn mit Patrioten bekannt macht und seinen Geist auf die Leiden des Vaterlandes lenkt. Getrennt von ihm durch einen Streit, in welchem einer den andern verkennt, begibt er sich nach der Insel Salamis, von wo er — auf die Einladung eines Bekannten — einen Ausflug nach Kalaurea macht. Dort findet er das Ideal seines Herzens, Diotima, und lebt mit ihr im innigsten geistigen und poetischen Verkehr. Aus diesem Glückstraum erweckt ihn die Not des Vaterlandes; Alabanda, der sich ihm brieflich wieder genähert, bewegt ihn, nach Morea zu gehen und dort sich mit ihm an die Spitze der Patrioten zu stellen, die das türkische Joch abwerfen wollen. Das Patriotenheer zeigt sich aber als eine unbändige, räuberische Horde; der ideale Hyperion entflieht ihrer Gemeinschaft und sucht Schutz auf der russischen Flotte. Von den Wunden, die er in der Schlacht bei Tschesme davongetragen, wieder genesen, will er sich mit Diotima vermählen, als diese hinwelkt und stirbt, verzehrt von übermächtigem Geistes- und Gemütsleben. Hyperion reist nach Italien, hält sich dann einige Zeit in Deutschland auf, dessen Einwohner er als ein zerrissenes, für alles Schöne unempfindliches Volk schildert, kehrt deshalb bald nach Griechenland zurück, um in gänzlicher Hingebung an die Natur und ihre Schönheit Beruhigung und neues Leben zu finden, wie es Hölderlin selbst, nachdem er das Geliebteste verloren, auch zu der Zeit versuchte, als er den Roman vollendete.

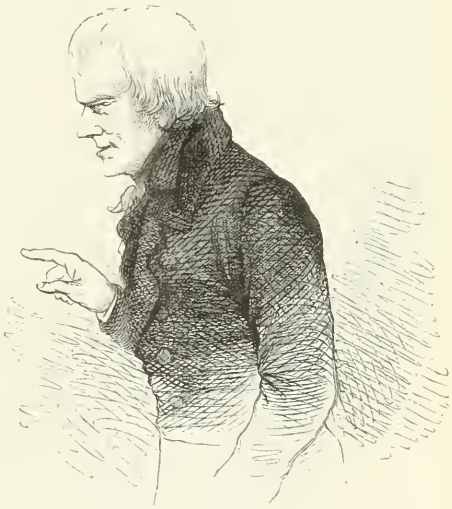


Abb. 193. Hölderlin im 55. Lebensjahre. Gezeichnet 1825 zu Tübingen von G. Schreiner.

Der dichterisch tief empfundene Roman ist, als Kunstwerk angesehen, durchaus verfehlt, aber er hat ein gewisses Interesse als Denkmal der damals herrschenden poetisch-pantheistischen Weltanschauung und als romantisch-phantastischer Vorläufer der Gesänge, welche zu Ende der zwanziger Jahre eine Reihe Dichter zu Ehren des griechischen Freiheitskampfes ertönen ließen. Hölderlin war zu lyrisch beanlagt, um ein Werk, das epische Kraft erheischt, zu schaffen. Als lyrischer Dichter wird er aber stets eine hohe Stelle in unserer Litteratur einnehmen. Seine älteren Lieder und odenartigen Gesänge zeichnen sich ohne Ausnahme durch äußere und innere antike Formvollendung aus. In vielen seiner Lieder dringt auch der deutsche Charakter mächtig hervor. Wie schön malt er — um nur eine Stelle anzuführen — in dem Gedichte „Der Wanderer" seine schwäbische Heimat:

Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
Und wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunklen Gebirg Festen und Hütten hinauf;
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch ans freundliche Tageslicht:
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.

Romantisches Drama.

Den Häuptern und Führern der romantischen Schule war es nicht gelungen, durch das Drama ihren Ideen nachhaltigen Ausdruck zu verschaffen, obgleich sie es alle versucht hatten. Auch die Dramen der Wiener Brüder **Collin** und zumal die des Dänen **Oehlenschläger** sind längst vergessen.

Brüder Collin.

Heinrich Joseph von Collin (1771—1811) schrieb seine einst berühmte hochpathetische Tragödie „Regulus" infolge einer Wette innerhalb sechs Wochen. Von seinen patriotisch warmen Gedichten ist heute fast nur die Ballade „Kaiser Max auf der Martinswand" bekannt. **Matthäus von Collin** (1779—1823) hielt die Oper „für den letzten Punkt, wohin das eigentliche Trauerspiel hinstrebt" und versuchte einen neuen, den „historischen Stil", dafür anzubahnen, in welchem er eine Reihe Dramen („Der Tod Friedrichs des Streitbaren", „Marius" ꝛc.) schrieb, die noch rascher in Vergessenheit geraten sind, als die Stücke seines älteren Bruders. Von seinen Balladen ist „der Zwerg" durch Schuberts schöne Komposition in der Erinnerung erhalten geblieben.

Heinrich v. Kleist.

Nur in zwei Vertretern lebt das romantische Drama noch auf dem Theater von heute fort; in **Heinrich von Kleist** und **Zacharias Werner**.

Heinrich von Kleist, am 18. Oktober 1777 zu Frankfurt a. O. geboren, trat in seinem 19. Jahre als Fähnrich bei der Garde zu Potsdam ein und machte als solcher den Rheinfeldzug mit: ein „eleganter, lebensfrischer junger Mann, mit einem großen musikalischen Talente ausgestattet." Nach dem Frieden wurde er des einförmigen Garnisondienstes bald überdrüssig, nahm trotz des Einspruches seiner Familie den Abschied und kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er die dortige Universität als Student bezog. Im elterlichen Haus bemühte er sich um die Bildung seiner Geschwister und arbeitete mit ganzem Ernste an seiner eigenen. Heimlich verlobte er sich mit Wilhelmine von Zenge, mit welcher er von 1800—1802 in regem Briefwechsel stand. In den uns erhaltenen Briefen (z. T. von Ed. von Bülow, neuerdings vollständiger von K. Biedermann herausgegeben) schlägt der zärtliche Ton des Liebenden häufig in den einer pedantischen Lehrhaftigkeit um. Er wollte sie „des höchsten Glückes des Menschen", das nach seiner Auffassung die Bildung gewährt, teilhaftig machen. So handelt ein Brief ausführlich von der „Bestimmung des Weibes", ein anderer verbreitet sich über das Thema: „Welcher von zwei Eheleuten verliert am meisten bei dem Tode eines andern?" Weiterhin läßt er denn seinen Plan verlauten, „nach Paris zu gehen und die neueste Philosophie in dieses neugierige Land zu verpflanzen." In Begleitung seiner Schwester Ulrike führte er diesen abenteuerlichen Plan aus. Bald überkam ihn aber in der französischen Hauptstadt eine tiefe Verstimmung; alle Gelehrsamkeit und Wissenschaft wurde ihm gründlich zuwider; nun wollte er in die Schweiz flüchten, um dort „im eigentlichen Verstand ein Bauer zu werden."

Dieser neue Plan, über dem es zur Auflösung seines Verlöbnisses kam, erwies sich natürlich erst recht nicht als stichhaltig. Aber die Reise in die Schweiz war in anderer Beziehung für ihn entscheidend. In Bern lernte er Heinrich Zschokke und Ludwig Wieland, den Sohn des Dichters, kennen, und im Umgang mit ihnen erwachte mit

einemmal sein schlummerndes poetisches Talent. In der Schweiz entstanden seine ersten Dramen, „Die Familie Schroffenstein“ und „Der zerbrochene Krug.“ Aber die beständigen Gemütsaufregungen warfen ihn auf ein schweres Krankenlager; Ulrike, die inzwischen nach Hause gereist war, kam wieder zu ihm, pflegte ihn und geleitete den Genesenen im Herbst 1802 zurück in die Heimat. Kleists Dramen.

Abb. 194. Heinrich von Kleist. Nach einem 1801 von Krüger gemalten Miniaturbilde.

Allein auch hier kam seine Seele zu keiner Ruhe. Sein inzwischen gedrucktes Drama: „Die Familie Schroffenstein“ blieb im Publikum fast unbeachtet. Es trieb ihn wieder hinaus in die Fremde. So ging er in die Schweiz, nach Mailand, endlich aufs neue nach Paris. Diese Reisen verzehrten das kleine Vermögen des Dichters; — als er wieder heimgekehrt war, gesellte sich zu der unterwegs immer häufiger hervorgetretenen Seelenverstimmung die peinlichste materielle Not. Im Winter 1804/5 erhielt er eine Stellung als Diätar in Königsberg, von der er kümmerlich sein Leben fristete. Die Amtsgeschäfte waren ihm überdies zuwider, und „die Poesie selbst (es entstanden um diese Zeit seine ersten Novellen) war nicht stark genug, seine Brust zu befreien.“ Die Unruhe trieb ihn endlich wieder hinweg. Nach der Schlacht von Eylau (7. Febr. 1807) wanderte er mit ein paar Freunden zu Fuß nach Berlin. Da begegnete es ihm, der ohne Paß war, daß er von den Franzosen angehalten und als vermeintlicher Schillscher Offizier ohne weiteres gefangen genommen und nach dem Schlosse Joux hoch im Jura, wo einst Mirabeau die wildesten Stunden seiner Jugend verlebt hatte, abgeführt wurde. Einige finstere Wochen, die ihm eine Ewigkeit dünkten, trugen nicht dazu bei, seine ruhelose Seele zu stillen; im April führte man ihn nach Chalons, endlich wurde er freigelassen.

Zurückgekehrt versuchte er es auf alle Weise, sich durch Herausgabe von Blättern („Phöbus“ — „Berliner Abendblätter“) und Aufführung seiner Dramen Anerkennung zu schaffen, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Auch seine zwei bedeutendsten

Dramen, „Das Käthchen von Heilbronn“ und „Prinz Friedrich von Homburg“, fanden keinen Beifall; das letztere konnte er weder zum Druck noch zur Aufführung bringen. Immer unheilvoller zogen sich die düsteren Schatten über dem unglücklichen Dichter zusammen: alle seine Versuche, sich eine Existenz zu begründen, waren fehlgeschlagen; das Elend des Vaterlandes, wie das Elend seines zerrissenen Innern nagten gleicherweise an seinem Herzen. Da machte er in Berlin eine Bekanntschaft, die ihn vollends in den Abgrund reißen sollte, die der musikalisch äußerst begabten Frau Henriette Vogel, die sich einbildete, an einer unheilbaren Krankheit zu leiden, und die schon seit langer Zeit den Todesgedanken als eine „Würze des geschmacklosen Lebens“ betrachtete. Kleist hegte ähnliche Gedanken; hatte er doch sogar einmal gegen seine Schwester den verzweifelten Ausspruch gethan: „Das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann.“ Ohne daß je ein leidenschaftliches Verhältnis zwischen ihm und Henriette Vogel stattgefunden, fühlten sie sich doch zu einander gezogen, und in einem Augenblick der Aufregung nahm sie ihm das feierliche Versprechen ab, ihr jeden Freundschaftsdienst zu leisten, den sie von ihm fordern werde. Im November 1811 bat sie ihn, mit ihr nach Potsdam zu fahren; da mahnte sie ihn an sein Wort und verlangte, daß er sie töten solle. Er erklärte sich bereit dazu. Nachdem sie beide die Nacht mit Briefschreiben zugebracht, begaben sie sich am 21. November an das Ufer des einsamen Wannsees (einer Einbuchtung der Havel in der Nähe von Potsdam), und dort erschoß der Unglückliche erst sie und dann sich selbst. Es war eine trübselige That der Verzweiflung an einer eigenen besseren Zukunft, wie an einer solchen für Deutschland. In seinem „letzten Liede“ hatte er gesungen:

Henriette Vogel.

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten;
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr:
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht von Thor zu Thor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden
Und legt die Leier thränend aus den Händen.

Schauerlich klingt der Brief, den das unglückselige Paar für Adam Müllers Frau hinterlassen hat. Kleist schrieb darin u. a.: „Es hat seine Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen und ich, wie zwei trübsinnige, trübselige Menschen, die sich immer ihrer Kälte wegen angeklagt haben, von ganzem Herzen lieb gewonnen haben, und der beste Beweis davon ist wohl, daß wir jetzt mit einander sterben.“ Und Henriette (eine verheiratete Frau!) fügte hinzu: „Lebt wohl denn, ihr, meine lieben Freunde, und erinnert euch in Freud und Leid der zwei wunderlichen Menschen, die bald ihre große Entdeckungsreise antreten werden.“

Wie Kleists Leben, so war seine Poesie: ungeachtet aller großen Vorzüge, die ihn als das größte dramatische Genie seit Schiller kennzeichnen, geht doch ein herber, düsterer, oft dämonisch leidenschaftlicher Zug durch die meisten seiner Dichtungen. So wird gleich in seinem ersten Drama „Die Familie Schroffenstein,“ das den Kampf und Untergang zweier edler Häuser zum Gegenstand hat, „die Selbstzerstörung der düstersten aller menschlichen Eigenschaften, des Argwohns,“ schonungslos dargestellt. Dem einen der feindlichen Häuser ist der Sohn gestorben — es hält den Todesfall für einen Mord, den die andere Linie begangen, und schwört blutige Vergeltung. Als die Mutter des Knaben, vor dem Schwur zurückbebend, ausruft: „O Gott, wie soll ein Weib sich rächen?“ erwidert ihr Gemahl: „In Gedanken. Würge sie betend!“ Mit diesem gräßlichen, gotteslästerlichen Rate beginnt der Kampf um eines „selbstgemachten Phantoms“ willen, und Schuldige wie Unschuldige gehen darüber zu Grunde.

Familie Schroffenstein.

In einem anderen Trauerspiel „Penthesilea“ schildert er in den glühendsten Farben diese entsetzliche Amazonenkönigin, wie sie zuerst in dem falschen Glauben, ihren geliebten Feind Achilles besiegt zu haben, sich ganz der berauschenden Freude darüber hingibt, wie sie aber in tigerartige Wut ausbricht, als sie erfährt, sie sei getäuscht worden und Achilles sei der Sieger gewesen. Dem geliebten Manne jagt sie, als er ihr arglos naht, einen Pfeil durch den Hals, überfällt ihn darauf wie ein wildes Tier und schlägt mit den Doggen um die Wette die Zähne in seine Brust, dann, zur Erkenntnis ihrer That gekommen und vernichtet durch das Gefühl der Reue, folgt sie ihm in den Tod. Es ist nicht zu verwundern, daß Goethe sich mit diesem Stücke nicht befreunden konnte. „Die Penthesilea ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden,“ schreibt er darüber an Kleist, der seltsamerweise an der Möglichkeit einer Aufführung dieses bizarren Stückes keinen Augenblick zweifelte. Penthesilea.

In dem Drama „Die Hermannsschlacht“ macht der Dichter in überwältigender Weise seinem Ingrimm über das fremdländische Joch und über die schmachvolle Rheinbundwirtschaft Luft und entwirft ein Bild des von allen Patrioten ersehnten Befreiungskampfes, wie er ihn sich vorstellt, indem er die Vertreibung der Römer durch den Cheruskerfürsten Hermann meisterhaft darstellt. Freilich mischen sich in dieses Nachtgemälde so manche grelle, dämonische Züge, und die Mittel zur Befreiung machen keinen lauteren Eindruck; unwillkürlich lenkt man von dieser „großartigen Poesie des Hasses“ den Blick auf die spätere Befreiung unseres Volkes und freut sich, daß sie edlere und großherzigere Wege eingeschlagen, als des Dichters ungestümer Geist ihr einst vorgezeichnet hatte. Dennoch hat Geibel nicht unrecht, wenn er den Tadlern dieses erschütternden Dramas zuruft: Hermannsschlacht.

Wollt ihr den Sänger Armins mir trostlos schelten und bitter?
Scheltet die bittre Zeit, welche das Lied ihn gelehrt.
Gern als erquickender Tau auf Lilien wär' es gefallen,
Aber ins dürre Gezweig schlug es als Hagelgewölk.

Von Kleists patriotischen Liedern wird noch weiterhin die Rede sein: seine in der Hempelschen Ausgabe veröffentlichten politischen Aufsätze kennzeichnen ihn als patriotischen Schriftsteller ersten Ranges.

Einen ergreifenden Gegensatz zu der grausen Figur der Penthesilea bildet die Heldin des historischen Ritterschauspiels „Das Käthchen von Heilbronn.“ „Die Kehrseite der Penthesilea“ nennt Kleist selbst die Heldin, „ihren anderen Pol, ein Wesen, das ebenso groß ist durch Hingebung, wie jene durch Handeln.“ Rührend ist die Hingabe dieser zweiten Griseldis an den Ritter Wetter vom Strahl, dem sie folgt, obgleich er sie wie einen Hund mit der Peitsche von sich treibt. Durch eine Art von tierischem Magnetismus und Somnambulismus sucht Kleist diese Liebesbezauberung zu motivieren. Schließlich offenbart sich die vermeintliche Waffenschmiedstochter in ihrem somnambulen Zustand als verloren gegangenes Kind des Kaisers, und der Ritter heiratet sie. „Ein frischer Duft weht uns aus diesem Stücke an, wie Erdgeruch aus umgebrochenem Acker,“ sagt Treitschke von diesem jugendlichsten und anmutigsten der Kleistschen Dramen. Käthchen v. Heilbronn.

Auch in seinem reifsten und vollendetsten Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg“ spielt das Schlafwachen eine etwas störende Rolle. Der Prinz hat wider die Ordre in der Schlacht von Fehrbellin den Feind angegriffen und durch seine unwiderstehliche Tapferkeit den Sieg davongetragen: der Große Kurfürst läßt ihn aber verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Da stellt es sich heraus, daß der Prinz im Zustand nachtwandelnder Bewußtlosigkeit sich befunden, als der Schlachtbefehl mitgeteilt wurde, wie er in ebenso träumerischem Zustande kurz zuvor seine Liebe zu Natalie, des Kurfürsten Nichte, verraten. So wird der Konflikt echt romantisch gelöst, der Friedrich v. Homburg.

Prinz wird freigesprochen und mit Natalie vermählt. — Ungeachtet der nicht wegzuleugnenden Schwächen dieses Stückes besitzen wir in demselben ein noch immer nicht genug gewürdigtes dramatisches Meisterwerk und zugleich eine patriotische Dichtung edelster Art. Das deutsche Soldatentum erfährt darin eine ideale und doch auf realster Basis beruhende Verherrlichung, wie nirgend sonstwo in unserer Poesie. Julian Schmidt nennt es „das Gegenstück und gewissermaßen die Rechtfertigung der Hermannsschlacht;“ und Tieck sagt: „Der Charakter des Kurfürsten ist ein Meisterstück: nur wenigen ist es gelungen, so überzeugend Majestät hinzustellen, in der sich Ernst, Kraft und Milde vereinigt, in jedem Moment groß und immer menschlich, ohne je in die leeren Reden und Bilder zu verfallen, mit denen schwächere Dichter so oft die Charaktere ihrer Fürsten ausmalen wollen.“

Der zerbrochene Krug.

Das Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ fiel in Weimar allerdings durch, hat aber später — namentlich durch des Berliner Hofschauspielers Döring treffliches Spiel — sich einen verdienten Platz auf der Bühne erworben und bis heute erhalten. „Mit der heiteren Kunst eines niederländischen Malers“ entwirft Kleist darin das drastische Bild einer sehr ergötzlichen Gerichtsszene, in welcher der Richter durch seine Bemühungen, einem anderen seine Schuld aufzubürden, sich in das von ihm selbst begangene Verbrechen hineinexaminiert; beim Herausspringen aus dem Fenster eines von ihm verfolgten Mädchens hatte er einen Krug zerbrochen, um dessen willen sein Nebenbuhler verklagt worden war.

Kleists Novellen.

Kleists Novellen zeugen durchweg von einem hervorragenden Erzählertalent; leider kommen in einigen die krankhaften Neigungen seines Wesens zur Geltung, so insonderheit in den Schauerstücken „der Findling“ und „das Bettelweib von Locarno.“ Dagegen sind „das Erdbeben in Chili“ und „die Verlobung auf St. Domingo“ entschieden „echte Novellen im Stil der alten Italiener.“ Die bekannteste und bedeutendste ist „Michael Kohlhaas“, die Geschichte eines märkischen Roßkammes zu Luthers Zeiten, dessen Namen noch heute eine Brücke bei Potsdam trägt. Obgleich der Erzähler von der wirklichen Geschichte vielfach abweicht und durch das romantische Hineinmischen des Zigeunerhaften gegen den Schluß hin sein sonst meisterhaftes Werk schädigt, glaubt man doch ein Aktenstück aus jener Zeit zu lesen. Der Kern der Geschichte ist der folgende:

Michael Kohlhaas.

Dem Roßhändler Michael Kohlhaas sind unter nichtigen Vorwänden von einem sächsischen Junker zwei Pferde völlig verdorben und der zu ihrer Pflege von ihrem Herrn angestellte Knecht ist aufs abscheulichste mißhandelt worden. Von dem sächsischen und brandenburgischen Kurfürsten, denen beiden von den Verwandten des Junkers die Sachlage verheimlicht wird, mit seiner Klage abgewiesen, faßt er den Plan, sich selbst Recht zu schaffen, und wendet dazu Mittel an, die viel schlimmer sind, als das ihm widerfahrene Unrecht. Freilich schreitet er erst dazu, als seine Frau, die selbst zum Kurfürsten von Brandenburg durchzudringen versucht hat, von einem Soldaten vor die Brust gestoßen, heimkehrt und an den Folgen der Mißhandlung stirbt. Von hinreißender Leidenschaft sind die Szenen, die nun folgen: wie er den Junker durch alle Schlupfwinkel verfolgt, alles erschlägt und niederbrennt, was demselben Beistand und Zuflucht gewährt. Doch entkommt der Junker nach Wittenberg, das Kohlhaas nun dreimal in Brand steckt. Der Arm der Obrigkeit ist zu schwach: alle wider ihn ausgesandten Heereshaufen vermögen nichts auszurichten. Schon macht er sich daran, auch Leipzig einzuäschern, als ihn ein von Luther gegen ihn verfaßter Aufruf zur Umkehr bewegt. Nach einer Unterredung mit dem von ihm hochverehrten Reformator wird er äußerlich mit der Obrigkeit versöhnt. Auf Luthers Verwendung wird ihm Amnestie und Untersuchung seiner Sache zugesichert, aber die Folgen seiner That wenden sich doch wider ihn: es werden ihm Fallstricke gelegt, und er erliegt der List seiner Feinde. Obgleich ihn der Kurfürst von Brandenburg vor einem qualvollen Tode bewahrt, bestellt der Kaiser — vom sächsischen Kurfürsten aufgefordert — einen Ankläger, der Kohlhaas wegen Landfriedensbruches belangt. Nun wird ihm zwar völlige Genugthuung für die ihm

vom Junker widerfahrene Unbill; für seine Übelthaten aber muß er den Tod durchs Schwert erleiden.

Der zweite Dramatiker der romantischen Schule, der einer eingehenden Betrachtung wert ist, war **Werner**, der Vater der Schicksalstragödie.

Zacharias Werner.

Zacharias Werner, 18. November 1768 zu Königsberg i. Pr. geboren, wurde nach dem frühen Tode des Vaters von seiner hochbegabten, aber von jeher exzentrischen Mutter erzogen und sein lebenlang beeinflußt. Sechzehnjährig begann er auf der Universität seiner Vaterstadt das Studium der Rechte, trieb daneben Philosophie und dichtete; schon 1789 erschien eine Sammlung seiner Gedichte, unter denen eines über Jesuiterei ganz im Geiste der „Aufklärichtperiode" gehalten war. Er trat dann in den praktischen Dienst und bekleidete zwölf Jahre lang das Amt eines expedierenden Sekretärs zuerst in seiner heimatlichen Provinz, dann in Warschau; 1805 wurde er als Geheimsekretär nach Berlin versetzt und damit in die größere litterarische Welt eingeführt, die ihn achtungsvoll aufnahm, da kurz zuvor sein erstes Drama „die Söhne des Thales" erschienen war. Im Verlauf dieser zwölf Jahre hatte er nicht weniger als drei Ehen ebenso leichtfertig geschlossen als wieder aufgelöst. Vor seiner Berufung nach Berlin am 24. Februar 1804 war ihm gleichzeitig sein liebster Freund, Munch, in Warschau und seine treue, geliebte Mutter, die in den letzten Jahren sich für die Jungfrau Maria, ihren Sohn für den Heiland hielt, gestorben. In Berlin vollendete er seinen „Martin Luther", dessen Titelrolle von Iffland gespielt wurde. Da ihm nach der Schlacht von Jena durch die übermütige Franzosenwirtschaft der Aufenthalt in Berlin verleidet wurde,

Abb. 195. Zacharias Werner, gezeichnet von seinem Freunde Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

folgte er seinem angeborenen Wandertriebe und ging auf Reisen. In Weimar verlebte er drei Monate im Verkehr mit Goethe und brachte dort seine romantische Tragödie „Wanda“ am Geburtstage der Herzogin Luise (30. Januar 1808) mit großem Beifall zur Aufführung. Dann ging er in die Schweiz, wo er sich längere Zeit bei Frau von Staël aufhielt und A. W. v. Schlegel sehr nahe trat, von dort nach Paris. Nach Deutschland zurückgekehrt, gewann er die Gunst des Fürsten Primas von Dalberg, der ihm eine Pension von 1000 Gulden verlieh, die später der Großherzog von Weimar übernahm. Endlich schlug er den Weg nach Italien ein, und „schwor in Rom seinen Irrglauben ab.“ Am 19. April 1811 trat er zur katholischen Kirche über, studierte Theologie und empfing, nach einem längeren Aufenthalt im Klerikal-Seminar zu Aschaffenburg, 1814 die priesterlichen Weihen. Vorher hatte er in „der Weihe der Unkraft“ eine poetische Buße für sein Lutherstück geleistet. Seitdem lebte er, mit kurzen Unterbrechungen, in Wien ohne bestimmte Anstellung seinem priesterlichen Berufe, trat vorübergehend in den Redemptoristenorden, hielt Predigten und Fastenvorträge, schrieb auch noch ein Drama „Die Mutter der Makkabäer“ und starb am 17. Januar 1823.

Werners Dramen.

In Zacharias Werner zeigt sich eine innere Zerrissenheit, die sein ganzes Leben erfüllt und auch nach seinem Übertritt nicht völlig überwunden worden ist. Seine tagebuchartigen unumwundenen Selbstbekenntnisse, seine Briefe und Gedichte beweisen, wie in ihm glühende Sinnlichkeit mit einem tiefen religiösen Gefühl um die Herrschaft rang, und „dieser Gegensatz und seine versuchte Lösung“, wie Eichendorff richtig urteilt, „ist der eigentliche Kern und Inhalt seiner Poesie.“ Dieselbe hat deshalb durchweg etwas Unerquickliches und Unbefriedigendes.

Söhne des Thales.

In seinem Drama „Die Söhne des Thales“ sucht Werner, wie er an Chamisso schrieb, „die Leute zum Heiligen mit Schellen zusammenzuklingeln“ oder mit anderen Worten: er wollte mittels der Symbole der Freimaurerei einem aufgeklärten Katholizismus die Bahn brechen; es war aber mehr „ein Hymnus auf die echte Maurerei,“ wie er selbst gesteht, indem Isis und die Jungfrau, Horus und Christus verwirrt durcheinander gewürfelt werden. Der Untergang der Templer, den er durch eine geheime Gesellschaft, „das Thal“, bewerkstelligen läßt, bildet die freilich tendenziös entstellte und verwirrte historische Fabel des Stückes.

Weihe der Kraft.

Unter seinen anderen Stücken verdient demnächst eine Erwähnung „Martin Luther oder die Weihe der Kraft.“ Abgesehen von einigen nüchternen, historisch gehaltenen Szenen hat er aus unserem großen Reformator einen „zerflossenen Fratzenschatten“ gemacht, wie Jean Paul sich ausdrückt; „dafür hätt' ihm Luther seinen Band Tischreden an den Kopf geworfen.“ Am meisten verzerrt ist die wackere Katharina von Bora. Sie will sich selbst ihren eigenen Heiland schaffen,

„Der mir gehört und doch im Geisterreich
Versöhnend herrsche, aller und doch mein auch,
Den möcht' ich fassen, mir ihn selbst gestalten.“

Als sie dann Luther erblickt, dem sie kurz zuvor geflucht hat, ruft sie: „Mein Urbild!“ und „betet fortan zu ihm“, läuft ihm überall nach, obwohl er sie keines Blickes würdigt, bis er sich überzeugt, daß er einer „Weihe seiner Kraft“ bedürfe, die er dann in Katharinas Liebe erhält! „Es ist kein Schauspiel mehr, es ist die Parodie einer ernsthaften, heiligen Kirchenangelegenheit, die sich begreiflich machen will, indem sie sich profaniert,“ schrieb Goethe 1806 über dieses Stück an seinen Freund Zelter.

Weihe der Unkraft.

Später that Werner, wie oben schon bemerkt, für dieses Stück wie für seine früheren Verirrungen zumal, in dem lyrisch allegorischen Gedicht „Die Weihe der Unkraft“ feierlich Buße.

Schließlich ist noch ein für das deutsche Drama lange verhängnisvolles Trauerspiel Werners: „Der 24. Februar," zu erwähnen, das 1809 in Weimar entstand, wie Hitzig in seinem Nekrolog versichert, „in einem projektierten Wettkampf mit Goethe zur Dichtung eines sogenannten Fluch- und Segengemäldes in dem begrenzten Raum von einem Akte." Ein Jahr später — an „seinem Tage" 1810 ließ es Goethe aufführen: im Druck erschien es erst 1815.

Der 24. Februar.

Auf der Grimsel lebt der Bauer und Wirt Kunz Kuruth mit seiner Frau Trude, einer Pfarrerstochter, die er einst wider den Willen seines Vaters geheiratet, in den dürftigsten Umständen. Der Fluch des Vaters lastet auf ihrem Ehebunde, denn als der alte Mann einst die ihm widerwärtige Frau mißhandelte, hatte Kunz nach ihm ein scharfes Messer geworfen. Obgleich es nicht traf, hatte es dem Vater doch einen tödlichen Schrecken eingejagt; mit dem Fluche: „Des Mörders Mörder seid!" war er zusammengebrochen und hatte den Geist aufgegeben. In grauser Weise erfüllte sich der Fluch. Der erste Sohn, den Trude gebar, „brachte das Kainszeichen schon auf dem linken Arm mit auf die Welt — 'ne Sense blutig rot." Als er zum Knaben herangewachsen, schneidet er seinem zweijährigen Schwesterchen mit dem nämlichen Messer, das Kunz nach seinem Vater geworfen, im Spiel den Hals ab. Unter den gräßlichsten Verwünschungen verstoßen, eilt der Unglückliche hinaus in die weite Welt, irrt lange umher, erwirbt ein Vermögen und kommt an dem verhängnisvollen Tage der bisherigen Mordthaten, dem 24. Februar, nach vielen Jahren unerkannt heim ins Elternhaus. Da mordet ihn der eigne Vater in der Nacht, um durch sein Geld sich vor der Pfändung zu retten. Sterbend gibt sich der Sohn zu erkennen. Der Vater überliefert sich den Gerichten. — Alle diese Mordthaten, die im Buche des Schicksals vorherbestimmt sind, geschehen am 24. Februar, demselben Tage, an dem einst 1804 Werners Mutter und sein intimer Freund, Mnioch, gestorben waren.

Schicksalstragödien.

Dieses Wernersche Schauerstück machte damals ein um so größeres Aufsehen, als es, dramatisch höchst wirkungsvoll, die inneren Mängel vergessen ließ und wie eine Gespenstergeschichte auch nüchterne Gemüter erschütterte. So forderte es denn die Nachahmung mächtig heraus und wurde die Mutter der berüchtigten **Schicksalstragödien**, die bis in die neueste Zeit auf unsern Bühnen gespukt haben.

Das allen diesen Stücken gemeinsame Charakterzeichen ist das blinde, zufallsartige Walten eines tückischen, eisern unerbittlichen Schicksals, das sein vorherbestimmtes Opfer — gleichviel ob schuldig oder unschuldig — widerstandslos in das Verderben reißt; oder mit anderen Worten jene „dämonisch-fatalistische Naturanschauung," die man mit Recht ein „Kind der Romantik" genannt hat; denn dem Bemühen Schillers gegenüber, die antike Schicksalsidee in der „Braut von Messina" neu zu beleben und sie zur Hauptträgerin einer tragischen Handlung zu machen, erscheinen die Schicksalsdramen der Romantiker wie fratzenhaft plumpe Zerrbilder.

Adolf Müllner.

Durch Werner angeregt, schrieb zuerst **Adolf Müllner** (geb. zu Langendorf bei Weißenfels 1774, 1798 Advokat in Weißenfels, seit 1815 ganz der Poesie lebend, 1829 gestorben) im Jahre 1812 ein einaktiges Schauspiel „Der neunundzwanzigste Februar," das sein Vorbild an Greueln noch überbot und die Schicksalstragödie vollends in die Mode brachte.

Der 29. Februar.

Walter Horst hat am 29. Februar ein Mädchen geheiratet, ohne zu ahnen, daß es seine Schwester ist: von ihren zwei Kindern ist eines, ein Mädchen, am 29. Februar

ertrunken, das andere, ein Knabe, noch am Leben. Sein Vater, der wider die Ehe war, hat ihn deshalb verflucht. An dem verhängnisvollen 29. Februar erscheint Walters Bruder, der bisher im Ausland gelebt, und klärt die Ehegatten über ihre Schuld auf. Als Sühnopfer ersticht Walter seinen Sohn, der einen dahin zielenden Traum gehabt und sehnsüchtig gebeten hat, sterben zu dürfen. Nach vollbrachtem Morde liefert Walter sich den Gerichten aus. Seine Frau verspricht ihm, der Hinrichtung beizuwohnen, damit ein Traum erfüllt werde, in welchem sie sein blutiges Haupt zu ihren Füßen habe rollen sehen. — Der Theaterzensur zu Liebe machte Müllner später die Geschwisterehe zu einer bloß vermeintlichen und des Sohnes Ermordung zu einer unbeabsichtigten. In Leipzig wurde aber das Stück in seiner ursprünglichen Fassung ohne Anstand aufgeführt und beifällig aufgenommen.

Auf Ifflands Rat machte Müllner sich noch in demselben Jahre an eine größere Tragödie, „Die Schuld," die im April 1813 auf dem Wiener Burgtheater zuerst aufgeführt wurde und dann eine siegreiche Runde über alle Bühnen machte.

Die Schuld.

Don Valeros, Grande von Kastilien, hat zwei Söhne, Carlos und Otto. Vor Ottos Geburt hat ein altes Bettelweib seiner Gemahlin prophezeit, daß der Sohn, den sie unterm Herzen trage, einst seinen älteren Bruder ermorden solle. Um dies unmöglich zu machen, hat die Mutter Otto bald nach der Geburt in eine fremde Familie nach Norwegen gegeben, ohne zu ahnen, daß sie gerade dadurch das geweissagte Unheil heraufbeschwört. Als Sohn jenes nordischen Hauses, unter dem Namen „Hugo, Graf von Örindur", wächst Otto auf, geht dann auf Reisen und verliebt sich in Spanien aufs leidenschaftlichste in Donna Elvira, seines Bruders Frau, ohne das nahe Verwandtschaftsverhältnis zu kennen. So wird die im Fluche angedrohte That herbeigeführt: Otto ermordet seinen Bruder Carlos unentdeckt auf der Jagd, nimmt Elvire zur Frau und zieht mit ihr nach dem Norden. Alles dieses ist vor Beginn des Stückes geschehen. In völliger Zurückgezogenheit leben nun die Ehegatten, äußerlich glücklich, innerlich ohne Frieden. Eines Tages — es ist der Jahrestag des Brudermordes — erfüllen beide bange, düstere Ahnungen; das blutige Gespenst des Ermordeten erschreckt sie — wie! wenn Carlos jetzt aus dem Grabe stiege und zwischen sie träte? Da öffnet sich die Thür, und hereintritt — Don Valeros, der in der ganzen Welt umherzieht, um den Mörder seines Sohnes Carlos ausfindig zu machen. Durch ein hinter der Szene betrachtetes Bild erkennt der alte Mann, daß Hugo sein Sohn Otto und des ermordeten Carlos Bruder ist (Akt III, Sz. 3). Daher der zum geflügelten Worte gewordene „Zwiespalt der Natur" (zwischen Haß und Liebe) in Valeros Innerm, von dem er vorher zu Örindur (Hugo) zu dessen Entsetzen gesprochen, nachdem er ihm seine düstern Erlebnisse mitgeteilt. Die oft falsch citierte Stelle lautet wörtlich im II. Akt, Sz. 5:

(Und) erklärt mir, Örindur,
Diesen Zwiespalt der Natur!
Bald möcht' ich im Blut sein Leben
Schwinden sehn, bald — ihm vergeben.

Der Allgewalt des Schicksals bürdet Örindur nun seine Schuld auf: „Ich bin bös nicht von Natur," meint er, „wahrlich nicht! Allein das Schicksal führt auf böse Wege mich!" und weiterhin: „Der Mensch thut nichts, es waltet über ihm verborgener Rat, und er muß, wie dieser schaltet." Dennoch glaubt er, nicht länger leben zu dürfen, denkt zuerst daran, sich hinrichten zu lassen, was er für sehr effektvoll hält; als aber Elvire im Gefühl ihrer Mitschuld, da sie schon bei Lebzeiten ihres ersten Gemahls mit Hugo im Einverständnis gewesen, sich den Dolch ins Herz stößt, ahmt er ihr Beispiel nach.

Grillparzer.

In Müllners Fußstapfen trat zunächst der Österreicher **Franz Grillparzer** mit seiner ersten dramatischen Arbeit, der Tragödie „Die Ahnfrau," die am 31. Januar 1817 zuerst im Theater an der Wien aufgeführt wurde und — trotz des verschobenen Grundgedankens — durch ihre prachtvolle, leidenschaftlich

glühende Sprache und die hinreißend schnell fortschreitende Handlung rasch die Herzen aller Theaterfreunde in ganz Deutschland eroberte.

Ahnfrau. Durch ihre Eltern ist Gräfin Bertha, die **Ahnfrau** des Borotinischen Grafenhauses, einst gezwungen worden, einem ungeliebten Manne ihre Hand zu reichen. Als sie ihm die Treue bricht, ermordet er sie und spricht zugleich den Fluch über sie aus: sie solle als Gespenst ruhelos umherwandeln, bis der letzte des aus der Sünde erwachsenen Geschlechtes den Tod gefunden habe. Grausig erfüllt sich der Fluch zum Unheil ihrer Nachkommen. Einer derselben hat zwei Kinder: Bertha, der Ahnfrau in Gestalt und Zügen täuschend ähnlich, und Jaromir, der, als dreijähriges Kind von einem Räuber gestohlen, selbst Räuber geworden und endlich als Hauptmann einer gefährlichen Bande die Gegend um das Schloß seines Vaters unsicher macht. Als eines Tages seine Genossen Bertha entführen, jagt er ihnen die Beute ab und führt die Schwester, in die er sich ahnungslos verliebt, zu dem Vater zurück, unter dem Vorgeben, selbst vor den Räubern geflüchtet zu sein, und hält um ihre Hand an. Sie wird ihm gewährt, aber gleich darauf kommt es zu einem Kampfe zwischen der vom Grafen aufgebotenen bewaffneten Macht und Jaromirs Genossen. Im Dunkel der Nacht ersticht der Unglückliche seinen eigenen Vater mit demselben Dolche, mit dem einst die Ahnfrau ermordet worden war. Noch ehe er erfahren, wen er getötet und wer seine Braut ist, hat er sich mit den oft citierten Worten (Akt III):

„Ja, ich bin's, du Unglückselige,
Bin der Räuber Jaromir!"

(zwischen welchen zwei Zeilen übrigens drei andere im Texte liegen) zu erkennen gegeben, aber als er es gehört, weist er doch den Vorwurf des Vatermordes mit den Worten zurück:

„Unsre Thaten sind nur Würfe — Aber das nicht, was er traf!
In des Zufalls blinde Macht — Dunkle Macht, und du kannst's wagen,
Ob sie frommen, ob sie töten? Rufst mir: Vatermörder! zu?
Wer weiß das in seinem Schlaf? Ich schlug Den, der mich geschlagen,
Meinen Wurf will ich vertreten, Meinen Vater schlugest du!"

In seiner Verblendung will er auch Bertha nicht aufgeben und geht, um sie aufzusuchen. Aber statt Berthas, die Gift genommen, erscheint ihm die Ahnfrau, zeigt ihm die tote Geliebte im Sarge und erdrückt ihn in tödlicher Umarmung. Dann spricht sie:

„Scheid in Frieden, Friedenloser! Sei gepriesen, ew'ge Macht!
Nun, wohlan! es ist vollbracht! Öffne dich, du stille Klause,
Durch der Schlüsse Schauernacht Denn die Ahnfrau kehrt nach Hause!"

Später wandte sich Grillparzer von dieser Richtung ganz ab und schrieb eine Reihe trefflicher Dramen. Unter seinen engeren Landsleuten werden wir ihm in einem späteren Abschnitte wieder begegnen und ihn genauer kennen lernen.

Zu den zahlreichen, meist völlig verschollenen Schicksalstragödiendichtern wird auch **Houwald** gerechnet, obgleich seine Dramen eigentlich mehr den Namen der „Schauer- und Rührstücke" verdienen.

Houwald. **Ernst Freiherr von Houwald**, am 29. November 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz geboren, als Landsyndikus der niederlausitzischen Stände 1845 gestorben, schrieb außer mehreren Erzählungen eine Reihe von Tragödien, von denen zwei, „Das Bild" und „Der Leuchtturm", am meisten in der Mode waren.

Zu den romantischen Dramatikern gehört endlich noch **Karl Immermann**. Seine Stücke, die bei ihrem Erscheinen bereits wenig oder keinen Erfolg

hatten, sind heute freilich schon völlig vergessen, und sein Name hat nur auf dem Gebiete des Romans einen dauernden Platz in unserer Dichtung; aber er mag doch hier eingereiht werden, weil er als Dramatiker den größten und bedeutendsten Gegner der romantischen Schule, **Platen**, heraufbeschwor.

Immermann.

Karl Leberecht Immermann, am 24. April 1796 zu Magdeburg geboren, sehr streng erzogen, bezog 1813 die Universität Halle, um Jura zu studieren, konnte — durch Krankheit verhindert — erst 1815 ins Feld gehen, wo er bei Belle Alliance mitkämpfte und an dem Einzuge in Paris teilnahm. Als Offizier entlassen, kehrte er zu seinen Rechtsstudien zurück, trat in den Staatsdienst und war 1827 bis zum Landgerichtsrat

Dramen.

in Düsseldorf aufgerückt. Damals schon hatte er eine ganze Reihe Dramen geschrieben, darunter auch eine Schicksalstragödie mit versöhnendem Ausgange. „Die Verschollene", dann „Das Thal von Roncevat", das in die alte Rolandssage eine Liebe des karolingischen Helden zu einer maurischen Prinzessin, die sich taufen läßt, hineindichtet; ferner das Trauerspiel „Cardenio und Celinde", dessen wüst unsittlichen Stoff einst Andreas Gryphius und neueren Datums Arnim in seinem „Halle und Jerusalem" bearbeitet hatte. Nicht mehr befriedigt das „Trauerspiel in Tirol", das in Andreas Hofers Geschichte allerhand Wunderbares — Träume, Engelerscheinungen — hineinmischt. Aber trotz aller Mißerfolge schrieb er Stück auf Stück — hie und da wurde auch eines aufgeführt und erlebte von gefälligen Rezensenten, namentlich von Heinrich Heine, eine lobpreisende Kritik: da erfuhr er mit einemmale einen Angriff, der mit Verzerrung seines Namens (in Nimmermann) seine ganze Bühnendichtung auf das unbarmherzigste geißelte. Es war der Graf Platen, der gegen ihn in die Schranken trat.

Platen.

August Graf von Platen-Hallermünde (aus einem alten pommersch-schwedischen Geschlecht) wurde am 24. Oktober 1796 zu Ansbach geboren, empfing eine soldatische Erziehung und machte als Offizier den Feldzug von 1815 mit, studierte dann in Würzburg und Erlangen Sprachen und Philosophie und lebte seit 1826 meist in Italien, wo er 1835 zu Syrakus starb. Nachdem Platen, wie er selbst urteilt, „viel zu frühe in die Zeit mit Ton und Klang getreten," und 1821 mit den Goethe gewidmeten „Gaselen" (einer aus dem Persischen stammenden Dichtungsform) debütiert hatte, schloß er sich in einer seiner ersten dramatischen Dichtungen, „Der gläserne Pantoffel" (einer Verschmelzung der Märchen von Aschenbrödel und Dornröschen), der romantischen Schule an, wurde dann aber durch die Schicksalstragödien derselben bald ganz entfremdet und machte schon in seinem Lustspiel „Der Schatz des Rhampsinit" dagegen Front. Auf Müllner bezog sich das darin vorkommende Wort:

„Die Schuld ist eine Mißgeburt der Zeit."

Doch was hier nur gelegentlich hervortrat, wurde zur ausgeprägten Satire in seinen zwei dem Aristophanes nachgebildeten Komödien: „Die verhängnisvolle Gabel" und „Der romantische Ödipus."

Verhängnisvolle Gabel.

Salome, die „Familienahnfrau", ist die unschuldige Ursache des Todes ihres Mannes: als sie einst vor einer Spinne bei Tische laut aufschrie, stach sich ihr Mann vor Schreck eine Gabel in den Schlund, worüber er elendiglich umkam. Dafür muß sie nach ihrem Tode als Gespenst umgehen und kommt nicht eher zur Ruhe, als bis die zwölf pausbackigen Kinder ihres Urnrsohnes Mopsus und dieser selbst von der verhängnisvoll spukenden Gabel durchbohrt sind. Die Verspottung der Schicksalstragödiendichter durch die Fabel dieses Stückes gipfelt aber in den sog. „Parabasen", d. i. satirischen Ansprachen an die Zuschauer, mit denen in der alten griechischen Komödie der Chorführer als Vertreter des Dichters zum Schluß jedes Aktes auftrat. Hier war es, wo Platen schonungslos die geistlose Dramenfabrikation Kotzebues in den oft citierten Versen verspottete:

Er schmierte wie man Stiefel schmiert, vergebt mir diese Trope,
Und war ein Held an Fruchtbarkeit, wie Calderon und Lope.

Als seine Nachfolger, „des Edlen Hintersassen," bezeichnet er dann Müllner und „ähnliche Gesichter,"

Die klein wie er als Menschen sind und groß wie er als Dichter!
Wir sehen einen solchen Knirps nach Lorbeerzweigen schielen,
Weil er geborgt ein Trauerspiel aus zehen Trauerspielen,
Indes er auch nur Scheußliches und Niegeschehnes zollte,
Das man, und wär' es auch geschehn, mit Nacht bedecken sollte.

Hatte Platen so den „Advokaten in Weißenfels" als den Hauptrepräsentanten der Schicksalstragödien aufs Korn genommen, obgleich er es entschieden in Abrede stellte, ein „Pasquill auf Müllner" beabsichtigt zu haben, so wählte er im „Romantischen Ödipus" sich Immermann zur Zielscheibe, in dessen Person er zugleich die gesamten Verirrungen der Romantik geißeln wollte. Veranlaßt war er wohl zu dieser Wahl durch ein boshaftes Xenion, das Immermann in Heines „Reisebildern" gegen Platens „Gaselen" losgelassen hatte:

„Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomieren dann Gaselen."

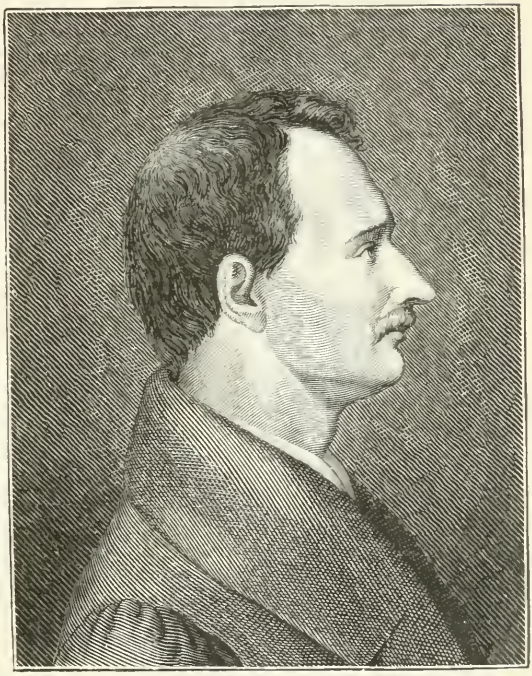


Abb. 196. August Graf Platen, nach einem gleichzeitigen Stich.

Die derbe Antwort auf diesen nicht eben feinen Angriff war der Held des „Romantischen Ödipus," der schwulstelnpöklerische Musensohn," der „Romantiker Nimmermann", von dem es in dem Stücke heißt (V, 190):

— Gesalbt zum Stellvertreter hab' ich dich
Der ganzen tollen Dichterlingsgenossenschaft,
Die auf dem Hackbrett Fieberträume phantasiert
Und unsere deutsche Heldensprache ganz entweiht.

Der romantische Ödipus.

Nimmermann lebt unter den Heidschnucken in der Lüneburger Heide, die dem Dichterheros voller Ehrfurcht dienen. Dort empfängt er den Besuch des Herrn Publikum, der als Reisender ihn aufsucht. Nachdem beide sich begrüßt, eröffnet der romantische Dichter seinem Gaste, daß er damit beschäftigt sei, den von Sophokles ganz verpfuschten „Ödipus" umzudichten. Publikum ist entzückt darüber, das neugeschaffene Meisterstück anhören zu dürfen — auch der, allen Deutschen überlästige, aus Berlin in die Heide verbannte „Verstand" wird als Zuschauer zugelassen. Es folgt nun Nimmermanns Umdichtung „Der romantische Ödipus," d. h. eine Verzerrung der herrlichen

antiken Tragödie nach dem Rezept der Romantiker, eine geistreiche Parodie der zu jener Zeit beliebtesten Dramen eines Müllner, Houwald, Raupach u. a. Publikum findet die „blutige Tragödiendichtung" — „zum Entsetzen meisterhaft, zum Fressen schön!" der Verstand protestiert dagegen und beharrrt auch dabei, als sich „der Stolz des Weltalls," Nimmermann, naht, ja dringt auf ihn mit vernichtend scharfer Kritik ein. Aber ohne Erfolg — ja, der romantische Dichter, in seiner Selbstbespiegelung sich immer mehr steigernd, schnappt zuletzt ganz über, worauf auch Publikum sich von ihm abwendet und ihn ins Tollhaus führt!

So geistreich das alles durchgeführt ist, so vollendet die Form, so anregend die Auslassungen über das wahre Wesen echter Poesie, welche sich durch den tollen Spuk hindurchflechten, unleugbar sind, — es berührt doch peinlich, das hoffärtige Gebaren Platens und seine persönliche Erbitterung auf den Gegner überall unverhohlen durchblicken zu sehen. Mochte er deshalb in seiner „Grabschrift" auch rühmen dürfen:

„Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertroffen,"

was hat er, und was haben wir dadurch gewonnen? Als litterarische Kuriosa liest man noch heute die zwei polemischen Komödien — alle anderen dramatischen Stücke aber, die Platen gedichtet, sind ebenso spurlos verschwunden und vergessen, wie die seines Gegners. Beider dauernde Bedeutung liegt auf anderem Gebiete.

Platens Verdienst.

Vor allem hat Platen sich in der That ein Verdienst um die Sprache erworben, er durfte mit Recht von sich rühmen:

„Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge"

Auch Jacob Grimm bezeugt es von ihm, daß er „sorgsam auf Reinheit und Frische des deutschen Ausdrucks" gehalten habe, und hebt seine tadellosen Reime anerkennend hervor. Platen war aber mehr als ein Meister der Form, er war in der That ein Dichter, dessen vollen Herzschlag man noch heute in manchen seiner Lieder herausfühlen kann. Wer wird nicht noch heute von Versen, wie den folgenden, mächtig ergriffen:

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen.
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Thor mit dem gotischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke ꝛc.

Allerdings ist nicht zu leugnen, daß in sehr vielen seiner Dichtungen der innere Zwiespalt und Lebensüberdruß, an denen seine Seele ebenso sehr krankte, wie an dem unbefriedigten Ruhmesdrange, auf die Poesie ertötend wirkte, daß er — wie Jacob Grimm sagt — „hin und wieder an das Kalte und Marmorne streift"; aber wer die Mühe nicht scheut, wird doch — außer den Prunkstücken aller Lesebücher „Der Pilger von St. Just," — „Das Grab im Busento" — „Sonette aus Venedig" ꝛc. ꝛc. — noch manchem tief und rein empfundenen Klang begegnen, der sich dem von mir mit geteilten Liede ebenbürtig anreiht. Auch sein Märchengedicht „Die Abassiden," das die Abenteuer der Söhne des Kalifen Harun al Raschid in neun Gesängen behandelt, ist eine anmutige Dichtung, die man mit ungemischtem Behagen genießt.

Abassiden.

Platens Gegner, der von ihm so arg verhöhnte Immermann, antwortete auf den „Ödipus" in einer weit über das Ziel hinausschießenden Schrift „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier," von der Platen gar keine Notiz nahm. Da auch Immermanns demnächst erscheinende Dichtung „Tulifäntchen," die ebenfalls auf den Grafen gemünzt war, ihres Zweckes gänzlich verfehlte und von dem Publikum

Tulifäntchen.

nur als ein harmloses, scherzhaftes Epos aufgefaßt wurde, fand der unerquickliche Streit ein Ende, und Immermann, der über die 1828 herausgekommenen Gedichte Platens sich bereits sehr anerkennend geäußert hatte, sagt nach dem am 5. Dez. 1835 in Syrakus erfolgenden Tode desselben geradezu: „Der Graf von Platen kommt in die Walhalla (die von König Ludwig von Bayern unweit Regensburg erbaute Ehrenhalle für ausgezeichnete deutsche Männer), und er gehört auch hinein trotz aller seiner Thorheiten und Mißgriffe." Platens Tod.

Ungeachtet des dürftigen Bühnenerfolges seiner Stücke schwärmte Immermann doch so unverbesserlich für das Theater, daß er für ein Jahr sich von seinem Amte beurlauben ließ, um eine ganz von ihm geleitete Bühne einzurichten. Trotz seines Eifers und seiner Begeisterung scheiterte aber das Unternehmen gänzlich, wohl zum Teil durch seine Vorliebe für die romantischen Dramen, und er mußte es baldwiederaufgeben. Auch die nach dem Streite mit Platen verfaßten Dramen, wie die Trilogie „Alexis," worin er „den Untergang der künstlichen und unnatürlichen Schöpfung Peters des Großen" darstellen wollte, errangen sich keine Anerkennung.

Abb. 197. Immermann. Nach dem Leben gezeichnet von C. F. Lessing.

Ein tiefsinniges Gedicht „Merlin" (in welchem er die Faustmythe mit der Gralsage zu verschmelzen suchte) blieb unverstanden. Nun machte er sich an einen Roman; 1836 erschienen „Die Epigonen." Merlin. Epigonen.

In Goetheschem Stil und nach Goetheschem Muster führt Immermann uns hier eine neue Auflage des Wilhelm Meister vor. Hermann, der Sohn eines Bremer Senators, läßt sich vom Zufall führen und erlebt dabei allerhand Abenteuer mit interessanten Frauen: mit Fiametta (Flämmchen), in welcher Mignon neu erstanden ist; mit Johanna,

einer unehelichen Schwester des Herzogs, die sich später als seine eigene Schwester entpuppt, wie er ein unehelicher Bruder desselben ist, und ihm die schöne Cornelie zuführt, mit der er früher schon verlobt gewesen. Von Cornelies Pflegevater, einem kinderlosen Bruder des Senators, dem die Güter des Herzogs verpfändet sind, erbt er zum Schluß dieselben und heiratet Cornelie. — So modern die ganze Geschichte auch ist, so ist doch ihr Grundzug ein wehmütiger Rückblick in die Vergangenheit. So heißt es an einer Stelle: „Der Fluch des gegenwärtigen Geschlechtes ist, sich auch ohne alles besondere Leid unselig zu fühlen. Ein ödes Wanken und Schwanken, ein lächerliches Sich-ernststellen und Zerstreutsein, ein Haschen, man weiß nicht wonach? Eine Furcht vor Schrecknissen, die um so unheimlicher sind, da sie keine Gestalt haben! Man muß noch zum Teil einer anderen Periode angehört haben, um den Gegensatz der Zeiten ganz empfinden zu können. — — Wir sind, um in einem Wort das ganze Elend auszusprechen, Epigonen (Nachgeborene), und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt.“ Der Kampf der neuen Zeit mit der alten, der weniger zu einem Siege, als zu kühler Ergebung führt, findet seinen lehrhaften Ausdruck in zahlreichen eingestreuten Gesprächen und Bemerkungen über sittliche, soziale, ökonomische, litterarische und politische Zustände, die oft die Handlung in störender Weise hemmen.

Münchhausen. Um so bedeutender war Immermanns zweiter Roman oder „eine Geschichte in Arabesken,“ wie er ihn nannte, „**Münchhausen**“, der 1838 erschien. — Auf Schnick-Schnack-Schnurr, dem baufälligen Schlosse seiner Ahnen, lebt der alte Baron von Schnuck-Puckelig-Erbsenschencher, der allmählich sein Vermögen verwirtschaftet, in der gewissen Hoffnung, jeden Tag als Geheimer Rat in das höchste Kollegium eintreten zu können, und dann nach dem Scheitern dieser Hoffnung dieselbe doch als fixe Idee noch immer nährt, mit seiner ebenfalls bejahrten, sentimental-prüden Tochter Emerentia und einem Schulmeister, dem die neubefohlene Lautlehre den Verstand verwirrt hat, so daß er seinen Namen Agesel in Agesilaos umwandelt, weil er sich einbildet, von Spartas Königen abzustammen. In dieses merkwürdige Kleeblatt mehr oder minder hirnverbrannter Menschen schneit eines Tages der Enkel des berühmten Lügen-Münchhausen hinein und bringt neues Leben in die wunderliche Gesellschaft. Seine endlosen Geschichten, die in geistreich satirischer Weise die sozialen, politischen und litterarischen Zustände der Zeit geißeln, ermüden aber zuletzt die anfangs ganz hingerissenen Zuhörer in solchem Maße, daß der Lügenschmied, um seinen Einfluß zu behaupten, den Plan einer Luftverdichtungsaktienkompanie erschwindelt, von deren Verwirklichung er dem Baron die fabelhaftesten Erfolge verheißt. Da der alte Herr die Sache aber ganz ernsthaft nimmt und sein Freund nun nicht aus der selbstgelegten Schlinge heraus kann, kommt es darüber zwischen beiden zum Bruche. Münchhausen verschwindet auf rätselhafte Weise; der alte Schloßherr, der in gesteigertem Wahnsinn sein Haus zum Einsturz gebracht, wie Agesel, kommen wieder zum Verstande; Emerentia, die in ihrer wahnwitzigen Schwärmerei sich in Münchhausens sehr materiell gesinnten Diener Karl Buttervogel verliebt, weil sie ihn für einen verkleideten Fürsten gehalten, dem sie einst als junges Mädchen in Nizza ihr Herz geschenkt, wird endlich enttäuscht und gewahrt, daß Münchhausen selbst der einstige Jugendgeliebte ist. Karl Buttervogel, der ganz unverfroren dem Baron die Absicht kund gibt, seine Tochter zu ehelichen, wird hinausgeohrfeigt und sucht das Weite. — In dieses Zerrbild aus dem Leben des heruntergekommenen Adels ist nun eine ganz reizende, urwüchsig-frische westfälische Dorfgeschichte so lose hineingewebt, daß sie neuerdings unter dem Titel

Oberhof. „**Der Oberhof**“ hat besonders herausgegeben werden können. In dem Hause des Hofschulzen, eines kernhaften westfälischen Bauern, dessen Leben und Treiben mit Meisterhand gezeichnet sind, begegnen wir Lisbeth, der Pflegetochter des Barons, die durch ihre Energie und Umsicht seit Jahren allein das Schloß und seine Insassen vor dem Untergang bewahrt hat, ohne zu ahnen, daß sie Emerentias und Münchhausens Kind ist. Auf ihren Fahrten durchs Land, um Zinsen für den Baron einzutreiben,

findet sie auf dem Oberhof stets gastfreundliche Aufnahme und guten Rat bei dem Hofschulzen. Dorthin kommt nun auch ein junger schwäbischer Edelmann, Oswald, auf einer abenteuerlichen Fahrt zur Verfolgung Münchhausens, der in einer seiner vielfachen Verkleidungen ihn und seine Cousine schwer beleidigt hat. Ehe er den Schwindler aufgefunden, trifft er mit Lisbeth in seltsamer Weise zusammen — auf der Jagd erreicht sein Schuß sie anstatt eines Rehes, auf das er gezielt hat; aber die Wunde ist ungefährlicher, als die folgende Herzenswunde, welche die beiden jungen Leute bald zu inniger Liebe verbindet. Den Münchhausen läßt er laufen, als er erfährt, in welchem Verhältnis derselbe — ohne es zu wissen — zu Lisbeth steht; aber Lisbeth führt er heim als sein Weib ins schwäbische Land.

Dieses Oberhofidyll wird für alle Zeiten ein poetisch wie kulturhistorisch gleich bedeutendes Erzeugnis unserer Litteratur bleiben, während die damit so locker verknüpfte Münchhauseniade in dem Maße an Wert verliert, als sie wegen ihrer zahlreichen Beziehungen auf längst vergessene Zustände und Personen immer unverständlicher werden muß.

Um die Zeit, da dieses bedeutendste Werk Immermanns vollendet wurde, hatte auch er selbst noch in vorgerücktem Alter ein langersehntes Liebesglück gefunden. Durch die Verheiratung mit einer Enkelin des Kanzlers Niemeyer löste er das Verhältnis zu der geschiedenen Gemahlin des Generals v. Lützow (Führers der nach ihm benannten Freischar), das ihn viele Jahre in unnatürliche Fesseln geschlagen hatte. Aber nur kurze Zeit sollte er das neugegründete Heimwesen genießen; ehe er sein Gedicht „Tristan und Isolde“ vollenden konnte, starb er am 25. August 1840 am Nervenfieber in Düsseldorf.

Hatten die Schicksalstragödien die Romantik im Drama auf die Spitze getrieben, so that es ein anderer Jünger derselben, **E. T. A. Hoffmann**, im Roman.

E. T. A. Hoffmann.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann wurde am 24. Januar 1776 zu Königsberg i/Pr. geboren und erwuchs dort zum Manne. Von seinen in unglücklichster Ehe lebenden Eltern ganz vernachlässigt, wurde er von einem wunderlich pedantischen Oheim erzogen, meist aber sich selbst überlassen und unglücklicherweise als ein Wunderkind und frühreifes Genie von der ganzen Familie angestaunt. Er zeichnete und musizierte vortrefflich, machte aber auch in den Wissenschaften gute Fortschritte, so daß er schon sehr jung auf die Universität kam, wo er die Rechte studierte und im 19. Jahre sein Auskultatorexamen bestand. Im J. 1800 kam er als Regierungsassessor nach Posen, wo er sich von dem wilden Strudel der leichtfertigen polnischen Wirtschaft ganz willenlos mit fortreißen ließ und — wie er sagte — „aus Grundsatz liederlich“ wurde. Seine angeborene Neigung zum Karikaturenzeichnen, wodurch er verschiedene hochgestellte Personen auf das empfindlichste beleidigte, wurde seiner Karriere nachteilig; eine zweijährige Verbannung nach Plozk war die Folge davon. Erst 1804 kam er als Rat nach Warschau, wo „ihm eine neue Welt aufging: prachtvolle Paläste neben schmutzigen, baufälligen Hütten, Mönche und Nonnen, Kamele und Tanzbären, slawischer Kaftan neben dem modischen Pariser Frack.“ Hier führte ihn sein späterer Biograph Hitzig bei Zacharias Werner ein. Bald schwärmte er für die romantische Schule, insbesondere für Tieck, musizierte, komponierte, malte und führte bei gewissenhafter Amtsführung ein völlig sorgenloses Künstlerleben, worin er sich durch die Nachrichten von der Jenaer Schlacht nicht im geringsten stören ließ. Nach dem Einmarsche der Franzosen seines Amtes beraubt, beschloß er, ganz Musiker zu werden. Nachdem er lange vergeblich eine feste Anstellung gesucht hatte, erhielt er eine solche als Musikdirektor am Theater zu Bamberg. Nun wurde sein Leben vollends unstet. Von Bamberg, wo auch seine litterarische Karriere mit den „Kreisleriana“ begann, ging er in ähnlicher Stellung nach Dresden und Leipzig. Von den großen Begebenheiten seiner

Zeit blieb er ganz unberührt: im Jahre 1813, mitten im Getümmel des Krieges arbeitete er an den „Phantasiestücken in Callots Manier," für die Jean Paul ein empfehlendes Vorwort schrieb. Nach Callot, einem französisch-lothringischen Maler des XVII. Jahrhunderts, der durch seine phantastischen und grotesken Radierungen berühmt ist, hat man ihn seitdem häufig „Callot-Hoffmann" genannt. Die „Phantasiestücke" sind eine Reihe von Kunstnovellen und Kunsterörterungen, die im ganzen die Schranken dichterischer Gestaltung noch innehalten und namentlich an maßgebenden Urteilen über Musik reich sind. Die Kunsturteile sind meist einem verrückten Musiker, Johannes Kreisler, in den Mund gelegt. Die großen Tonkünstler Beethoven, Mozart, Gluck, selbst der klassisch strenge Bach werden in den „Kreisleriana" dem größeren Publikum verständlich gemacht und die Schäden des dilettantischen Musiktreibens gegeißelt.

Phantasiestücke.

Abb. 198. Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. Selbstporträt aus seinem Nachlasse.

Endlich wurde durch einen Freund für Hoffmann der Wiedereintritt in den Staatsdienst vermittelt; zunächst als unbesoldeter Rat, dann mit vollem Gehalt trat er 1814 in Berlin beim Kammergericht wieder ein und blieb in dieser Stellung bis an sein Lebensende. Hier traf er seinen Warschauer Freund Hitzig als Kollegen wieder an und wurde durch ihn mit Fouqué, Chamisso und anderen Dichtern, die bei ihm zu sogenannten „Serapions-Abenden" zusammenkamen, bekannt und befreundet. Am Abend eines Tages, der nach dem von Hoffmanns Frau herbeigebrachten polnischen Kalender den Namen des heil. Serapion erhielt, war dieser Kreis eingeweiht und nach jenem Heiligen benannt worden. Die „Serapionsbrüder" befleißigten sich der höchsten Mäßigkeit; der geistige Austausch war die Hauptsache. Während man aber dort die Litteratur ernstlich und eifrig pflegte, brachte Hoffmann die Nächte im Weinhause von Lutter und Wegener zechend zu. Dort war er in seinem eigentlichen Elemente; von dem genialen Schauspieler Ludwig Devrient assistiert, war er die Seele des tollustigen Kreises, dessen Traditionen noch heute fortleben. Dort „verpuffte er allnächtlich," wie Eichendorff etwas scharf, aber nicht unwahr urteilt, „seine Feuerwerke von Witz und Phantasie und trieb zuletzt die Kunst, mit Hintansetzung seiner tieferen Intentionen, nur noch als Erwerb für die Weinkosten; er schrieb, um zu trinken, und trank, um zu schreiben." Auch sein Biograph Hitzig gibt zu, daß in diesen Zechnächten die Quelle von Hoffmanns „nachmaligem körperlichen und leider auch geistigen Verfall" zu suchen ist.

So wurde denn unter dem Einfluß dieser wüsten Orgien der Hang zum Dämonischen in ihm immer stärker; er beschwor förmlich die unheimlichen Gewalten herauf und arbeitete sich in seiner Studierstube — wenn er aus dem Weinhause zurückgekehrt war — in eine solche Aufregung hinein, daß er die Zerrbilder und Spukgestalten seiner Phantasie leibhaftig vor sich zu sehen glaubte und seine schon schlafende Frau zum

Schutz herbeirief, die in ihrer großen, selbstverleugnenden Liebe sofort aufstand, sich ankleidete, mit dem Strickstrumpf sich geduldig an seinen Schreibtisch setzte und ihm Gesellschaft leistete, bis er fertig war.

Auf diese Weise entstanden die in gesteigertem Maße schaurigen Geschichten, zuweilen von helleren und anmutigeren Erzeugnissen unterbrochen, die bewiesen, was sein seltenes Erzählertalent im Verein mit reicher Phantasie, Geist und Witz hätte leisten können, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich und seine Gaben in Zaum und Zucht zu halten.

Teufelselixire.

Das Problem der „Elixire des Teufels“ z. B. ist ein psychologisch bedeutendes und dichterisch dankbares: der Kapuziner Medardus berauscht sich wider das Gebot in altem köstlichen Wein aus einer unter den Reliquien seines Klosters aufbewahrten Flasche, die nach der Überlieferung ein Teufelselixir enthält, und wird dadurch zur Sünde verlockt. Seitdem gerät er aus einer groben Verirrung in die andere, fällt immer tiefer und wird sogar zum Mörder. Endlich kommt er zur Erkenntnis seiner Irrwege, thut Buße und errettet seine Seele. Statt nun dieses Problem künstlerisch zu lösen, benutzt Hoffmann es nur, um dem Leser durch Häufung alles möglichen Grauenvollen ein Grausen einzujagen. Und er erreicht auch sein Ziel nicht nur bei schwachen Gemütern — selbst stärkeren Geistern wird leicht wirr im Kopf und fieberhaft aufgeregt zu Mute, wenn sie etwa in einer sturmvollen Nacht bei matter Beleuchtung diese Spukgeschichten lesen oder sie von einem geschickten Vorleser anhören.

Nachtstücke.

Noch mehr des Schauders ist in den „Nachtstücken“ (1817) angehäuft, so gleich in dem „Sandmann,“ einer grausen Spukgeschichte, in welcher Wahnsinn und Wirklichkeit wild durcheinander wirbeln. Dem Helden der Geschichte, der zuletzt in Raserei sich von einem Turm zu Tode stürzt, werden darin als Knaben von einem unheimlichen Menschen, den er für den Sandmann hält, die Hände und Füße abgeschroben und wieder eingesetzt. Später verliebt er sich in ein Mädchen, die nichts anderes als eine Automatenfigur ist u. s. w. — Ebenso spielen Hexenmeister, Doppelgänger, Nachtwandler, Wahnsinnige eine Hauptrolle in den meisten übrigen Erzählungen dieser Sammlung. Die beste, wenn auch noch sehr aufregende, darunter ist „Das Majorat,“ wozu Erinnerungen aus der ersten Jugendzeit den Stoff geliefert haben.

Ungeachtet des Nachtschwärmens vernachlässigte Hoffmann keine seiner Dienstpflichten und schrieb dazu Bücher über Bücher. Alles edleren Umganges entschlug er sich immer mehr und mehr — der Serapionskreis hatte sich aufgelöst, nur mit Hitzig verkehrte er noch und beriet mit ihm seine litterarischen Entwürfe und Pläne. 1819 erschien das wunderlich-wüste Märchen „Klein-Zaches genannt Zinnober,“ die Ausführung eines fieberhaften Einfalles. Der Held ist ein abschreckend häßliches, kleines Scheusal, das von einer Fee die Gabe erhalten hat, daß alles Treffliche, was andere thun, ihm zugerechnet wird, während seine Verbrechen und Vergehen Unschuldigen zum Verderben gereichen. Endlich wird der Zauber gebrochen, und das häßliche Alräunchen kommt elend um.

Klein-Zaches.

In demselben Jahre erschienen die ersten Bände der in Journalen und Taschenbüchern verstreuten Erzählungen Hoffmanns in einer Einkleidung, die dem obenerwähnten Serapionsbunde entnommen war, und deshalb auch unter dem Titel „Die Serapionsbrüder.“ Ein fortlaufender Dialog, der ein möglichst treues Bild des alten Freundeskreises geben sollte, dient zur Einrahmung der Erzählungen. Diese Sammlung enthält die trefflichsten und anmutigsten Leistungen des Dichters, so u. a. „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen“ (eine kulturhistorische Novelle aus Nürnbergs alten Tagen, die uns wie ein altdeutsches Gemälde anmutet); „Der Artushof“ (eine in Danzig spielende Malergeschichte); „Das Fräulein von Scudery“ (eine spannende historische Erzählung aus Ludwigs XIV Zeit voll Poesie) und andere, die noch immer den alten Reiz ausüben und stets zu den besten Erzählungen unseres Volkes gehören werden.

Kater Murr.

Im folgenden Jahre erschienen die unvollendet gebliebenen „Lebensansichten des Kater Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern.“ Hitzig erzählt, daß sein Freund zu der äußeren Form dieses Buches durch einen außerordentlich schönen Kater veranlaßt worden sei, den er auferzogen hatte und der ihm wirklich mehr als gewöhnlichen Tierverstand zu haben schien. Der eigentliche Held der Dichtung ist aber der aus den „Phantasiestücken“ schon bekannte Johannes Kreisler, den Hitzig „eine Personifizierung des humoristischen Ichs Hoffmanns“ nennt, „weshalb auch in keinem seiner Werke so viel auf Wahrheit gegründete Beziehungen auf sein eigenes Leben zu finden sind, als in diesem.“ Die Erlebnisse des Katers und Kreislers schlingen sich durcheinander. Murrs Geschichte bricht alle Augenblicke mitten im Satze ab, und es folgen Fragmente aus der Biographie Kreislers. Der Verfasser erklärt diese bizarre Erzählungsart durch die Fiktion: als der Kater Murr, ein Nachkomme des gestiefelten Katers, seine Lebensansichten schrieb, habe er ohne Umstände ein gedrucktes Buch, das er bei seinem Herrn vorfand, zerrissen und die Blätter, die eben Kreislers Erlebnisse enthalten, harmlos, teils zur Unterlage, teils als Löschblätter benutzt. Aus Versehen seien sie dann mit dem Manuskript, als zu demselben gehörig, mit abgedruckt worden. Wer sich durch diese Ineinanderschachtelung und manche Längen nicht stören läßt, wird das von Humor oft übersprudelnde und an geistreich satirischen Schlaglichtern auf Erziehungsmethoden, Studententreiben, Poesie, Musik ꝛc. überreiche Buch noch immer mit Genuß lesen.

Abb. 199. Hoffmanns Zeichnung des wahnsinnigen Kreisler, die auf die Rückseite des Umschlags zum dritten Bande von Kater Murr kommen sollte. Aus seinem Nachlasse.

Brambilla.

Durch ein Heft Originalzeichnungen Callots, das Hoffmann geschenkt erhielt, wurde er zu dem Capriccio „Prinzessin Brambilla“ angeregt. Es ist eine launige, aber buntverwirrte römische Komödianten- und Karnevalsposse, die selbst Hitzig seinem Freunde gegenüber streng rügte. Auf Hitzigs Rat las Hoffmann den „Astrolog“ von Walter Scott und war entzückt davon. Sein letztes Werk, das Märchen „Meister Floh,“ zeigt indes nicht gerade einen Einfluß der empfohlenen Lektüre.

Meister Floh.

Bald danach erkrankte Hoffmann; die Rückenmarksdarre, die in ihrem Gefolge eine Lähmung der Extremitäten hatte, bildete sich aus und raffte ihn, nach entsetzlichen Leiden, im besten Mannesalter dahin. Dabei blieb sein Geist immer rege, oft konnte er heiter, ja ausgelassen lustig sein, doch kamen ihm auch ernste Gedanken — er sah das Unrecht seines Weinhaustreibens ein und gelobte feierlich seinem Freunde Hitzig, sein ganzes Leben ändern zu wollen, wenn Gott ihm die Gesundheit wieder schenke. Sein Testament zeugt von diesem reuigen Sinn, wie auch von dem glücklichen Ehebunde, in dem er — trotz seiner

Verirrungen — zwanzig Jahre mit seiner treuen, selbstlosen Frau gelebt hatte. Bis kurz vor seinem Tode diktierte er noch in einsamen Tages- und schlaflosen Nachtstunden einige kleine Dichtungen, so „Meister Wacht“ u. a. Die allerletzte, „Der Feind,“ ist unvollendet geblieben; er starb darüber am 25. Juni 1822 hin. Auf dem Jerusalemer Kirchhofe zu Berlin errichteten ihm Freunde ein schlichtes Denkmal, auf dem sie zu seinem Namen hinzufügten: „Ausgezeichnet im Amte, als Dichter, als Tonkünstler, als Maler.“ Sein Freund Hitzig setzte ihm noch ein dauerhafteres Denkmal in dem Buche: „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß.“

Hoffmanns Freund und Biograph **Jul. Ed. Hitzig**, 1780 zu Berlin geboren und erzogen, 1849 daselbst als pensionierter Kriminalrat gestorben, war lange der lebendige Mittelpunkt der in seiner „Mittwochsgesellschaft“ vereinten Dichterwelt Berlins, ohne selbst es über einige unbedeutende dichterische Jugendversuche herausgebracht zu haben. Hitzig.

Während Hoffmanns Dichtungen, von Loève-Veimars ins Französische übersetzt, in Frankreich einen entscheidenden Einfluß auf die durch Viktor Hugo u. a. vertretene Neuromantik übten, arbeitete sich **Chamisso**, ein Dichter französischen Blutes und Ursprunges, aus den Irrwegen der Romantik fast ganz zu deutscher Einfachheit und Gemütstiefe heraus.

Adelbert von Chamisso (oder Louis Charles Adelaide de Chamisso, wie er eigentlich hieß) wurde am 30. Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren. Unvergleichlich schön hat er der Erinnerung an diese Heimstätte als bejahrter Mann einen dichterischen Ausdruck gegeben: Chamisso.

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter diesen Fenstern
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Er war ein neunjähriger Knabe, als die Stürme der Revolution seine Eltern aus ihrem der Erde gleichgemachten Stammsitze völlig verarmt heraustrieben. Nach mancherlei Irrfahrten fand die unglückliche Familie endlich ein festes Asyl in Berlin. Adelbert, unter die Edelknaben der Gemahlin Friedrich Wilhelms II aufgenommen, besuchte das französische Gymnasium und trat dann als Fähnrich in preußische Dienste. Mit 20 Jahren wurde er Leutnant, studierte aber unablässig die Sprache und Litteratur seiner neuen Heimat, versuchte sich auch in eigener Produktion, erst in französischen, dann in deutschen Versen. Durch die Bekanntschaft mit Varnhagen, Hitzig und anderen gleichstrebenden Freunden wuchs die Schaffenslust und damit auch der Wunsch, sich gedruckt zu sehen. 1803 erschienen seine ersten romantischen Versuche, zusammen mit denen der Genossen als Musenalmanach auf das Jahr 1804, der — ominös genug — nach der Farbe seines Umschlages das „grüne Taschenbuch“ genannt wurde. Diese jugendlich grünen Erstlinge waren ihm später oft eine Quelle der Belustigung; fast nichts davon hat er in seine gesammelten Gedichte aufgenommen. Zwei Jahrgänge folgten dem ersten, ohne vom Publikum sonderlich beachtet zu werden. Bald danach mußte er ins Feld rücken; mit seinem Regimente machte er den Weserfeldzug mit und erlebte den schmachvollen Tag von Hameln im J. 1806. Den Schimpf, den die Übergabe dieser Stadt auf den deutschen Namen Musenalmanach.

heftete, empfand er tief, wie er es in einem ausführlichen Briefe an Varnhagen ergreifend darlegte. Gleich darauf kam er um seinen Abschied ein und ging nach Frankreich. „Dort will ich mich eine Zeit verbergen, bis ich wieder unter Euch mich einfinde; denn ein Deutscher, aber ein freier Deutscher bin ich in meinem Herzen und bleib' ich auf immerdar," schrieb er dem Freunde. Im Herbst 1807 kehrte er nach Berlin zurück, wo es ihm jedoch nicht wieder heimisch zu Mute werden wollte, weshalb er 1810 gern einem Rufe als Professor an das Lyceum zu Napoléonville in Frankreich folgte. Aber aus der Professur wurde nichts — trotz der unzweifelhaften Ernennung war keine Stelle vakant, und so ging er im Frühjahr zu Frau von Staël nach Coppet, wo er bis zum Herbst 1812 blieb, Englisch lernte, Botanik trieb und „unvergeßliche Tage mit der großartig wunderbaren Frau verlebte." Nach Berlin zurückgekehrt, studierte er drei Jahre lang aufs eifrigste Naturwissenschaften, ohne darüber seine Heimatlosigkeit inmitten all des patriotischen Aufschwungs der Zeit vergessen zu können. „Um sich zu zerstreuen und die Kinder Hitzigs zu ergötzen," wie er selbst erzählt, schrieb er im Jahre 1813 „Peter Schlemihls wundersame Geschichte," die ihn rasch in der ganzen zivilisierten Welt bekannt und berühmt machte.

Abb. 200. Chamissos Jugendbildnis, gezeichnet von Ernst Theodor Amadeus Hoffmann 1805.

Peter Schlemihl (ein jüdisches Wort, das soviel wie „Unglücklicher, Pechvogel" bedeutet), ein armer Bursch, verkauft dem Bösen, der in der Gestalt eines gefälligen alten Herrn auftritt, seinen Schatten um ein unermüdlich Gold spendendes Fortunatussäcklein. Aber seine Ruhe ist damit von ihm geschwunden — sein Reichtum kann ihn nicht vor dem Hohn und Abscheu der Menschen schützen, die mit einem Schattenlosen nichts zu thun haben wollen. In den Besitz seines verlorenen Gutes kann er aber nur gelangen, wenn er dem „grauen Manne" dafür seine Seele verschreibt. Das will er indes nicht thun; sein ewiges Heil gilt ihm mehr, als irdische Glückseligkeit. So schleudert er denn den Wunderbeutel fort und zieht arm in die weite Welt. Durch einen Zufall erhandelt er für sein letztes Geld ein paar Siebenmeilenstiefeln und beherrscht durch sie nun die ganze Erde, die er wandernd durchforscht und immer gründlicher kennen lernt, und findet darin Ruhe und Ergebung.

Peter Schlemihl.

In fast alle Sprachen Europas übersetzt, in England geradezu volkstümlich geworden und von Cruikshanks Meisterhand illustriert, reizte das Buch zu allerhand „kuriosen Hypothesen" über die Bedeutung des Schattens. Chamisso selbst hat alle und jede Tendenz seiner Dichtung in Abrede gestellt; in einem Briefe an seinen Freund, den Staatsrat Trinius in Petersburg, erklärte er die Entstehung des Schlemihl sehr einfach so: „Ich hatte auf einer Reise Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und mein ganzes

Das Klappergestell

1.

Was klappert im Hause so bald? Horch, horch!
Ich glaub, ich glaube, das ist der Storch.

Das war der Storch. Seid Kinder, nun still
Und hört, was euch ich erzählen nun will.

Es hat uns gebracht ein Brüderlein
Und hat gebissen Mutter ins Bein.

Sie singt nun Tag, das lustig Sonntag sei,
Sie meint, der Schmerz zu verjagen sei.

Hat Brüderlein fein gewaschen,
Und Zuckerwerk in Mengen gebracht,
Küssen.
Doch nur von dem Essen gefällt,
Wer artig ist und still sich verhält.

2

Und als das Kind geboren war
Da wußten die Mutter es zu sagen,
Da waren ihre Augen voll Thränen so klar,
Es strahlte so wonnig, so wissen.

Essen Lieb ist und warm, unsre süßeste Lust,
Viel Schmerzen um dich uns erhalten.
Ach! lehrt von Schmerzen die Erde nicht,
Und wüßt von Lieben der Erden!

3

Der Vater kam, der Vater hing uns seinen Jungen,
Und weil der Knaben so gewonnt,
So hat ihn auch der Alte gleich ins Herz gedrungen,
Wie wir im Herzen treu gewohnt.

Ach so ist schön, wie du nun schmeckst, die Freuden waren
Nicht so, wie sie gewesen sind,
Geduld, Geduld! und kommst du nicht zu unserm Jahren,
So wirst du wieder anders, Kind!

(Schluß nächste Seite.)

bewegliches Gut verloren. Fouqué frug: ob ich nicht auch meinen Schatten verloren hätte? Wir malten uns das Schicksal aus. Ein anderes Mal ward in einem Buche von Lafontaine geblättert, wo ein sehr gefälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde, — und ich meinte, wenn man dem Kerl ein gutes Wort gäbe, so zöge er auch noch Pferde und Wagen aus der Tasche. Nun war der Schlemihl fertig, und wie ich einmal auf dem Lande Langeweile und Muße genug hatte, fing ich an zu schreiben."

Und dennoch hat er — vielleicht ohne es bestimmt zu wollen — den eigenen Schmerz, das Weh der Vaterlandslosigkeit, im Schlemihl poetisch zum Ausdruck gebracht. Es liegt das ja so nahe anzunehmen. Sein Herz war geteilt zwischen seiner angeborenen und seiner neuen Heimat bei den Kämpfen um Deutschlands Befreiung: „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins!" rief er oft wehmütig aus. Immer ungeduldiger sehnte er sich aus diesem unbefriedigenden Zustande heraus und begrüßte es als eine Erlösung, als er im J. 1815 sich der von Graf Romanzoff ausgerüsteten Entdeckungsexpedition um die Erde als Naturforscher anschließen konnte. Die tagebuchartige Beschreibung

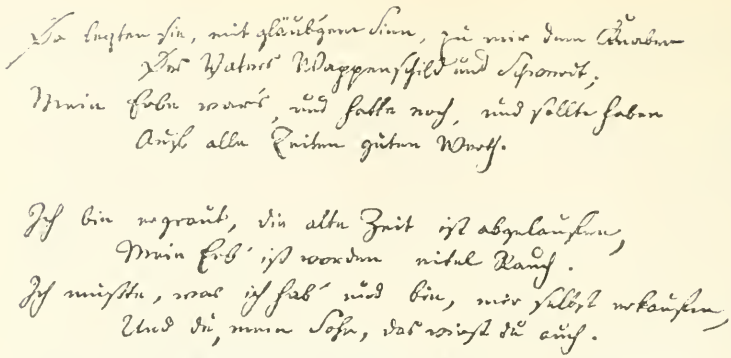


Abb. 201. „Der Klapperstorch," Gedicht von Chamisso, in der eigenhändigen Niederschrift des Dichters. Nach dem Autograph im Besitz der Verlagshandlung.

dieser Reise, die ihn über drei Jahre von Deutschland fernhielt, bildet einen ganzen, noch immer lesenswerten Band seiner gesammelten Werke.

Nach seiner Heimkehr faßte er Wurzel, wie nie zuvor im deutschen Lande. Die Universität Berlin ernannte ihn zum Ehrendoktor der Philosophie; als Kustos der botanischen Sammlungen fand er eine kleine Anstellung und vermählte sich. Jetzt fühlte er sich „am festen Ziele schwanken Strebens", nun sang er ein Jahr darauf:

„Ich habe nicht gehofft, gestrebt vergebens,
Mir blühen Weib und Kind so hold und traut."

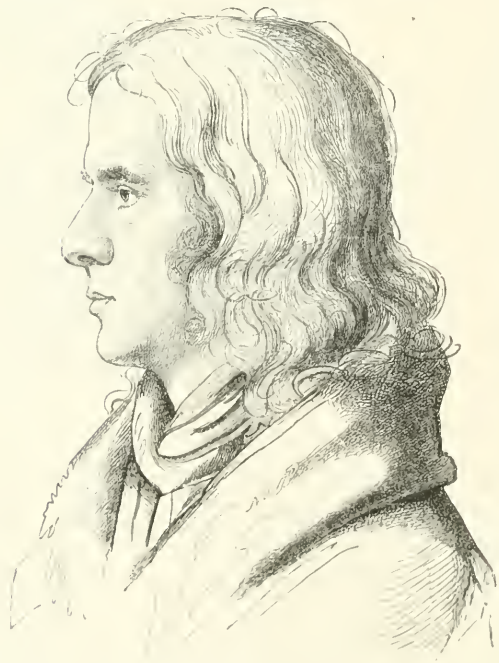


Abb. 202. Chamissos Bildnis aus dem Jahre 1828, gezeichnet von Franz Kugler.

Später wurde er Vorsteher der königlichen Herbarien und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Als Dichter wurde er lange ebensowenig anerkannt, wie er sich selbst als solchen anerkannte. Erst im Jahre 1829, wo sein „Salas y Gomez" in dem von A. Wendt herausgegebenen „Deutschen Musenalmanach" erschien, begann er an seinen Dichterberuf zu glauben, wie Glauben daran in weiten Kreisen zu erlangen. Nun erschien auch eine Sammlung seiner Gedichte, und er übernahm — von G. Schwab und Gandy unterstützt — die Redaktion des „Musenalmanachs." Während sein Dichterruhm von Jahr zu Jahr stieg, verwüstete eine chronische Bronchitis langsam seine Gesundheit. Sieben Jahre kämpfte er mit dieser Krankheit, gegen die sich alle Heilmittel vergeblich erwiesen. Den letzten, schwersten Stoß erhielt er 1837 durch den plötzlichen Tod seiner noch jugendlichen heißgeliebten Frau. Bald darauf schrieb er an Schwab: „Ich warte nun in Geduld meine Zeit ab und trage mit Geduld mein Kreuz, das mir am Ende gerecht und paßlich

scheint, und bete: Herr, dein Wille geschehe!“ Fünf Vierteljahre später schlug auch seine Stunde. Nachdem er vier Tage im Fiebertraum gelegen und in seiner Muttersprache beständig phantasiert hatte, vereinigte ihn am 21. August 1838 ein sanfter Tod mit der vorausgegangenen Gattin. — Sein Freund Hitzig gab seine Werke und seine Briefe mit einem Lebensabrisse heraus; ein ihm nahestehender Maler fügte ein getreues Bildnis hinzu, das ihn darstellt, wie er unter den hohen Bäumen seines Gartens aus seiner langen Pfeife rauchend auf einem mexikanischen Stuhle sitzt, den seine Frau ihm einst in schönen Tagen geschenkt hatte.

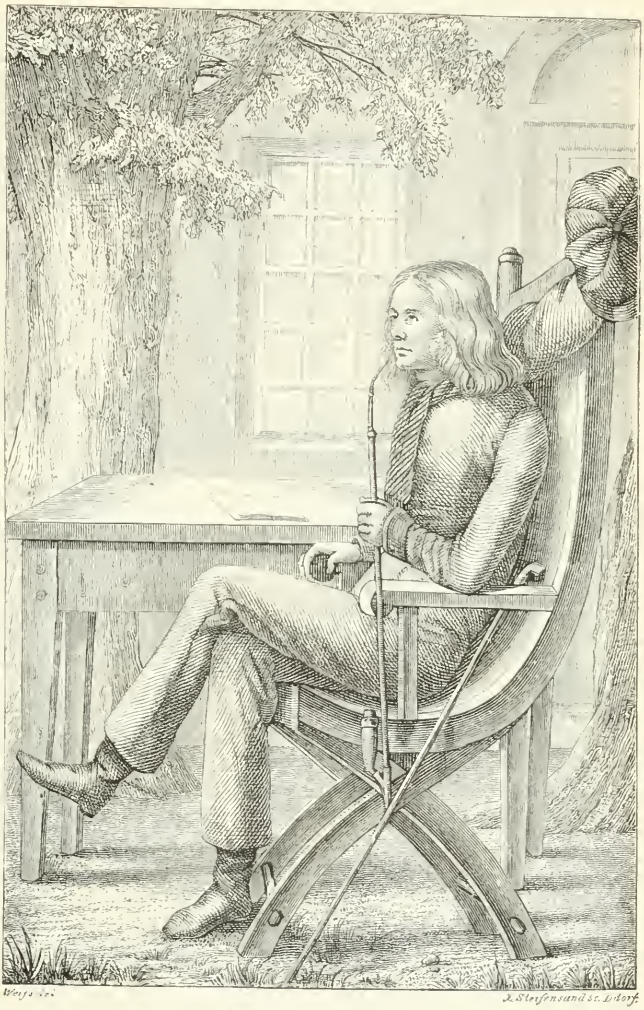


Abb. 203. Chamissos Bildnis aus seinen letzten Lebensjahren, gezeichnet von Weiß.

Wenn Chamisso auch bis an seinen Tod unsere Sprache ganz korrekt weder sprechen noch schreiben lernte, ist er doch im vollsten Sinne ein deutscher Dichter gewesen. „Die vielen Schnurren und Malicen in Ihren Gedichten,“ schrieb ihm der Kronprinz von Preußen, nachmaliger König Friedrich Wilhelm IV, am 16. Mai 1836, „sind keine welsche, sondern echt nationale, und sogar den gottlosen Béranger haben Sie nicht übersetzt, sondern verdeutscht!“ Aus echt deutschem Liederquell entströmte seine Poesie:

„Was mir im Busen schwoll, mir unbewußt,
Ich konnt' es nicht verhindern, ward Gesang;
Zum Liede ward mir jede süße Lust,
Zum Liede jeder Schmerz, mit dem ich rang.“

Frauenliebe.

Einem deutschen Gemüte entstammt sein reizender Liedercyklus: „Frauen-Liebe und Leben," der mit dem ersten Erwachen der jungfräulichen Liebe anhebt und mit der Liebe der Großmutter schließt. Wer, der es nicht wüßte, würde ahnen, daß ein geborener Franzose Verse geschrieben hat, wie diese:

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,

Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein ꝛc.

Und klingt es nicht urdeutsch, wenn er in dem schönen Cyklus „Lebenslieder und Bilder" sein Töchterlein besingt:

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldnes Töchterlein,

Und träumt von deiner Mutter
Und singt und wieget dich ein.

Wer könnte seine „Alte Waschfrau" ohne Rührung lesen? Wie schlicht und einfach ist das in treuer Pflichterfüllung sich abwickelnde Leben der Greisin geschildert! Wie wehmütig und doch wie tröstlich klingt es, wenn erzählt wird, daß sie in ihrer Einsamkeit sich selbst das Sterbehemd mit fleißiger Hand gefertigt und nun dem Tode still harrend entgegensieht:

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz,
Es ist ihr erstes und ihr letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.

Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Noch viel mehr könnte ich aus Chamissos Liedern anführen, das zu den edelsten und anmutigsten Blüten unserer neueren Lyrik überhaupt gehört, aber auch in seinen epischen Dichtungen vermisse ich nicht den „wahrhaft warmen dichterischen Herzschlag," den Goedeke unbegreiflicherweise seinen Poesien überhaupt abspricht. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß in manchen seiner Balladen und poetischen Erzählungen sich eine gewisse „Vorliebe für düstere und grelle Stoffe" ausspricht, in anderen ein „herber Beigeschmack" die beabsichtigte Wirkung auf unser Mitgefühl vernichtet. Grause Nachtstücke, wie „das Mordthal" — „die Giftmischerin" — „das Kruzifix" — „die Löwenbraut" u. a., anderseits Lieder, wie „der Invalid im Irrenhaus" — „der Bettler und sein Hund" sprechen für diese doppelte Verirrung. Chamisso hat das später selbst eingesehen; in zwei Briefen vom Jahre 1836 warnt er den dahin nur zu sehr neigenden Freiligrath vor der „Klippe — die Poesie im Gräßlichen zu suchen." Es sind aber solcher Sensationsgedichte, wie man sie heutzutage nennen würde, doch nur wenige: in den meisten, die hierher gehören, hat er sich zu mäßigen und sich des grell austönenden Schlusses zu enthalten gewußt. So ist seine vollendetste Dichtung

Salas y Gomez.

„Salas y Gomez" ein tief erschütterndes Seelengemälde, aber es endet in durchaus wohlthuender Weise. Der auf jenem kahl und bloß aus den Fluten der Südsee emporragenden Felsen gescheiterte Unglückliche hat Jahrzehnt um Jahrzehnt sein elendes Leben von den zahllosen Eiern der Wasservögel gefristet, bis ihm das Haar „den hagern Leib mit Silberglanz umwallt." Einst hat er Gott und sich verflucht, als ein Schiff, das ihm die langersehnte und heiß von Gott erflehte Rettung zu bringen schien, gefühllos vorüberfuhr, ohne von seiner Not etwas zu ahnen. Drei Tage und drei Nächte liegt er so verzagend, bis er endlich Thränen findet und sich in sein grauses Schicksal ergibt. Auch die Träume, die ihn nachts in seine Heimat zurückversetzen, vermag er zu verscheuchen, durch Gott überwindet er und bittet ihn, nur sterben zu dürfen, ehe Schiff und Menschen sein hartes Felsenlager erreichen:

Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt:
Doch fremd zu wallen in der Heimat, nein!
Durch Wermut wird das Bittre nicht versüßt.

Laß weltverlassen sterben mich allein
Und nur auf Deine Gnade noch vertrauen;
Von Deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

Was dieses meisterhafte Gedicht vor allem auszeichnet, der tief psychologische Zug, — zeigt sich ebenfalls in vielen anderen Schöpfungen Chamissos, so in „Abdallah", in der „Kreuzschau", in „Die Sonne bringt es an den Tag" u. s. f. Chamisso ist ein Meister der poetischen Erzählung, die er zu neuem Leben erweckte, nachdem sie lange in unserer Poesie vergessen war; aber auch die Volkssage und die Legende hat er mit Geschick behandelt, so im „Riesenspielzeug" und im „Heiligen Martin." Trefflich steht ihm der Humor, wie er vor allem in seiner höchst ergötzlichen „Tragischen Geschichte" („'s war einer, dem's zu Herzen ging, daß ihm der Zopf so hinten hing") hervorsprudelt.

Abb. 204. Gaudys Bildnis, gezeichnet 1838 von Franz Kugler.

Mit Gaudy gab Chamisso eine „freie Bearbeitung einer Liederauswahl von Béranger" heraus, die seine ungewöhnliche Gewandtheit in der Behandlung unserer Sprache in ein besonders helles Licht setzt.

Franz Freiherr von Gaudy, am 19. April 1800 in Frankfurt a. O. geboren, kam als zehnjähriger Knabe mit seinem Vater, der zum Gouverneur des Kronprinzen bernfen war, nach Berlin und dadurch in häufigen Verkehr mit dem späteren König Friedrich Wilhelm IV. Als sein Vater Generalgouverneur von Sachsen wurde, kam er nach Schulpforte, von wo er 1818 mit dem Zeugnis der Reife entlassen wurde. Auf des Vaters Wunsch Offizier geworden, quittierte er 1833 wieder den ihm nie sehr sympathischen Dienst, da er durch des Kronprinzen Gunst es vermochte, ganz seinen dichterischen Neigungen zu leben. Gedicht um Gedicht und Novelle um Novelle entstanden in Berlin unter seiner fleißigen Feder, dazwischen bereiste er Italien, was ihm dann neuen Anlaß und Stoff zur schriftstellerischen Bearbeitung („Mein Römerzug" — „Venetianische Novellen") gab. Als er am 6. Februar 1840 an einem Schlagflusse starb, umfaßten seine Werke nicht weniger als 24 Bände, in denen sie 1844 gesammelt erschienen. — Gaudys Dichtung ist durchweg

Franz v. Gaudy.

frisch, anmutig, humoristisch, aber meist leichte Ware; bald klingt sie an Heine, bald an die Romantiker, dann wieder an die Franzosen an. Ein gewisses Aufsehen machten in politisch stiller Zeit die „Kaiserlieder", in welcher der ehemals preußische Offizier den Sohn der Revolution und den Dränger unseres Vaterlandes à la Heine und Zedlitz verherrlichte. Das ergreifendste und vielleicht einzig der Fortdauer würdige darunter ist das der unglücklichen Josephine gewidmete mit der wirksamen Schlußstrophe:

Kaiserlieder.

Und die Kaiserin erhebt sich, zeichnet rasch das Pergament,
Das sie von der Herrscherkrone, das sie von dem Gatten trennt,
Scheidet mit verhülltem Auge, weinet unter Blumen fern,
Weinet bis zum Tod: entwichen ist mit ihr des Kaisers Stern.

Seine „Venetianischen Novellen" und sein „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen," in leichtem Feuilletonstil geschrieben und ohne geistige Anstrengung zu lesen, erfreuen sich noch heute einer gewissen Beliebtheit.

Als der „letzte Ritter der Romantik" ist endlich **Eichendorff** zu nennen, dessen Lieder fort und fort von hoch und niedrig geliebt und gesungen werden.

Eichendorff.

Joseph Freiherr von Eichendorff wurde am 10. März 1788 auf dem väterlichen Schlosse Lubowitz (bei Ratibor in Oberschlesien) geboren und verlebte seine glücklichen Knabenjahre unter den Augen der Eltern, welche in der Erziehung ihrer Söhne von dem katholischen Kaplan und einem Hauslehrer unterstützt wurden. Das Lernen wurde ihm leicht und machte ihm ebensoviel Freude, wie die eifrig geübten ritterlichen Künste. Früh erwachte in ihm der poetische Trieb, der durch die Lektüre von Romanen und Volksbüchern gefördert wurde, aber auch aus den Streifereien in Wald und Gebirge immer neue Nahrung sog. Das neue Testament und die Werke des Wandsbecker Boten erweckten ihn zum christlichen Glauben, dem er in mild katholischer Färbung bis an seinen Tod treu blieb. Das glänzende, prunkvolle Leben des elterlichen Hauses, in dem er aufwuchs, das heimatliche, wie das ganz mittelalterlich düstere Toster Schloß, in dem man öfters den Sommer zubrachte, ließen in seiner Seele Eindrücke zurück, die in seinen Werken bald einen poetischen Reflex fanden. Im Herbst 1801 kam er mit seinem älteren Bruder Wilhelm auf das katholische Gymnasium zu Breslau, wo Homer sein Liebling wurde, der ihn wider die Konviktordnung oft ganze Nächte in der ungeheizten Schlafstube wachhielt. Auch manche poetische Blüte sproßte schon in dieser Zeit empor, die in einer von Gymnasiasten geschriebenen „Wochenzeitung" Aufnahme fand.

Studentenjahre.

Im Frühjahre 1805 gingen die Brüder nach Halle, um Jura zu studieren. Aber die Poesie kam über den Rechtsstudien nicht zu kurz: „Novalis insbesondere erschloß eine ganz neue ahnungsvolle, träumerische Welt, die dem frohen Jugendtreiben einen tieferen Grundton verlieh." Aber erst in Heidelberg, wo der akademische Kursus seinen Abschluß finden sollte, kam Eichendorff in die volle Fühlung mit der romantischen Schule. Mit Arnim arbeitete er an des „Knaben Wunderhorn;" auch seine ersten Gedichte ließ er damals unter dem Namen „Florens" (der Blühende) in der von Friedrich Ast herausgegebenen „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" erscheinen.

Im Frühjahre 1808 verließ Eichendorff die schöne Neckarstadt, die, für seine Dichtung allezeit reichbefruchtend, von ihm noch in einer seiner letzten Schöpfungen, dem kleinen Epos „Robert und Guiscard" (1855) warm und innig gefeiert worden ist, und ging mit seinem Bruder nach Paris. Während ihres mehrmonatlichen Aufenthalts daselbst vertieften sie sich täglich in die unermeßlich reichen, aus allen Ländern der Erde zusammengeraubten Schätze des Louvre und verglichen daneben in der Kaiserlichen Bibliothek auf Görres' Wunsch mehrere altdeutsche Handschriften für dessen Ausgabe der Volksbücher.

Im Spätsommer langten sie wieder im heimischen Lubowitz an, nachdem sie auf der Rückreise noch Frankfurt, Nürnberg und Wien besucht hatten. Über zwei Jahre blieben sie nun zu Hause, um den alternden Vater in der Bewirtschaftung seines Gutes zu unterstützen. Die stählende und erfrischende Arbeit, welche die Erfüllung dieser Sohnespflicht mit sich brachte, war von wohlthätiger Wirkung auf die Entwickelung des Dichters. Außer dem größeren Teile seines Romanes: „Ahnung und Gegenwart" entstanden in diesen stillen Jahren viele seiner schönsten Lieder; auch die ernsten „Zeitlieder," welche dem Schmerze über Deutschlands langdauernde Schmach einen beredten Ausdruck geben und eine neue, thatenreiche Zeit der Befreiung heraufbeschwören, entstanden in diesen Jahren der Zurückgezogenheit. Damals lernte er auch Luise von Larisch kennen und sang ihr, die er erst nach fünfjährigem Harren heimführen sollte, Lied um Lied voll Anmut, Frische und Wohlklang, von denen die meisten wohl in der Sammlung seiner Gedichte (u. d. T.: „Frühling und Liebe") Aufnahme gefunden haben.

Aber auf die Länge genügte den Brüdern doch das ländliche Stilleben nicht, um so mehr als die politische Schwüle der Zeit schwer auf ihren Gemütern lastete. Durch einflußreiche Freunde und Verwandte in Österreich veranlaßt, gingen sie deshalb im Herbste 1810 nach Wien, um in österreichische Staatsdienste zu treten, wie es Friedrich von Schlegel schon vor ihnen gethan hatte. Glänzend bestanden sie die Staatsprüfungen, aber zur Erreichung ihres Zieles gelangten sie nicht. Die litterarischen Kreise, zu denen — um den Altmeister der Romantik geschart — Männer wie Adam Müller, Wilh. von Humboldt, Friedrich von Gentz, Theodor Körner u. a. gehörten, nahmen ihr ganzes Interesse in Anspruch. Unter dem Einflusse Dorothea Schlegels, die dem Romane den Titel gab, reifte „Ahnung und Gegenwart" zur Vollendung heran, blieb aber im Manuskripte bis 1815 liegen. Auch zahlreiche Lieder patriotischen Zornes — entstanden in jenen Tagen. Das von der Familie mir freundlichst mitgeteilte Bildnis, welches den jugendlichen Dichter, das Haupt von reichem glänzendbraunen Lockenhaar umwallt, in spanischer Tracht darstellt, stammt aus dieser Zeit. In Wien. Lieder der bräutlichen Liebe und des

Abb. 205. Joseph Frh. v. Eichendorff im Jahre 1811. Nach einem Porträt im Besitz der Familie.

So war das Jahr 1813 herangekommen. Endlich schien sich dem Dichter eine sichere Aussicht auf eine feste Anstellung im österreichischen Staatsdienste und damit auf die langersehnte Vermählung mit seiner Braut zu eröffnen, da erreichte ihn der Aufruf seines Königs vom 3. Februar. Ohne Zögern eilte er, während sein Bruder zu seinem Schmerze in Wien blieb, nach Breslau, meldete sich sofort im Gasthofe „Zum Goldenen Szepter," wo die Lützower ihren Werbeplatz aufgeschlagen hatten, und wurde dem Bataillon des Turnvaters Jahn zugewiesen. Aus dieser Zeit stammen seine Lieder: „An die Lützowschen Jäger" (Wunderliche Spießgesellen, denkt ihr noch an mich?) und „Auf der Feldwacht" (Mein Gewehr im Arm steh' ich hier verloren auf der Wacht").

Leider aber geschah in dem ganzen Feldzuge seiner Kampfeslust kein Genüge. Im Felde. Zuerst mußte er das Mißgeschick der mehr poetisch als kriegerisch berühmten Lützowschen Freischar teilen, und als er im Juli 1813 sie verließ und als Offizier in ein schlesisches Regiment eintrat, wurde er zum trostlosen Festungsdienste in dem durch die Belagerung schrecklich verwüsteten Torgau kommandiert, wo er bis zum Abschlusse des ersten Pariser Friedens blieb. Nun nahm er seinen Abschied, heiratete endlich seine Luise, ging mit ihr nach Berlin, wo er besonders viel im Hause Savignys verkehrte, korrespondierte

mit Fouqué über die Herausgabe seines Romanes: „Ahnung und Gegenwart“ und eilte dann wieder ins Feld, als Napoleon, von Elba entflohen, 1815 aufs neue die Welt beunruhigte. Aber auch diesmal war es ihm nicht vergönnt, an der großen Entscheidungsschlacht teilzunehmen, da sein Regiment zu spät anlangte. So blieb ihm nur die Verfolgung des Feindes nach Frankreich übrig, wobei es zu mehreren kleinen Scharmützeln kam, und am 7. Juli 1815 zog er mit den siegreichen Truppen in Paris ein, wo er — wie schon zuvor in Lüttich — dem General Gneisenau als dienstthuender Offizier beigegeben wurde.

Im Staatsdienst.

Auf die militärisch belebte Zeit in Paris folgte für den Dichter aufs neue ein langwieriger, leidiger Besatzungsdienst in Frankreich, und erst im Januar 1816 konnte er in die oberschlesische Heimat zurückkehren, wohin seine Frau mit dem inzwischen geborenen Sohne ihm vorausgegangen war. Sobald er seinen Abschied erhalten, meldete er sich zum Staatsdienste, und gegen Ende des Jahres trat er als Referendar bei der Königlichen Regierung zu Breslau ein. Als solcher arbeitete er drei Jahre, verkehrte viel mit K. von Holtei und war auch dichterisch thätig. Bei dem Tode seines Vaters (1818) mußte er den Schmerz erfahren, den alten Glanz seines Hauses zusammenbrechen zu sehen. Als dann auch die Mutter starb, ging sogar der alte Stammsitz Lubowitz, an den sich seine schönsten Jugenderinnerungen knüpften und der in allen seinen Dichtungen uns begegnet, in fremde Hände über. Um so eifriger warf er sich seitdem auf die Arbeiten seines Berufes.

In Danzig.

Nachdem er 1819 vor der Oberexaminationskommission zu Berlin die große Staatsprüfung mit Auszeichnung bestanden hatte, rückte er rasch in seiner amtlichen Laufbahn empor. Bereits 1821 begegnen wir ihm als Regierungsrat in der alten Hansestadt Danzig, wo er mit dem geistvollen Bischof von Ermland, Prinz Joseph von Hohenzollern, mit dem altlutherischen, litterarisch und musikalisch hochgebildeten Pastor Dr. Kniewel und mit dem Oberpräsidenten von Schön — drei sehr verschieden gearteten und religiös sehr verschieden denkenden Männern — bald in nahe freundschaftliche Beziehungen kam. Mit Schön insbesondere führte ihn ein beiden gemeinsames Interesse näher zusammen: die Wiederherstellung des Ordenshauses zu Marienburg. Eichendorff, der dem Weiterbau des alten Schlosses u. a. den ganzen Ertrag seines Dramas: „Der letzte Held von Marienburg“ zuwandte, erwarb sich auch weiterhin solche Verdienste um denselben, daß die dankbare Schloßverwaltung seinem Andenken in einem der Remter ein Fenster widmete, welches in leuchtenden Farben des Dichters Namen und Wappen trägt.

Sein amtlich sehr thätiges Leben war von der Poesie fortwährend durchflochten. In seiner anmutigen Sommervilleggiatur Silberhammer bei Danzig entstand das satirisch-witzige Spiel: „Krieg den Philistern!“ ein echt romantisches Produkt im Genre des Tieckschen Zerbino, und sein reizend frisches Idyll: „Aus dem Leben eines Taugenichts.“

In Königsberg.

Auf Veranlassung des Oberpräsidenten von Schön wurde er 1824 als Oberpräsidialrat nach Königsberg versetzt, wo er im anregenden Verkehr mit geistig hervorragenden Männern, wie dem Astronomen Bessel, dem Geschichtsschreiber Johannes Voigt, dem Kunsthistoriker Schnaase u. a., vor allem mit seinem Freunde v. Schön, lebte, aber so viel zu thun hatte, daß er seine poetische Thätigkeit sehr beschränken mußte. Trotzdem dichtete er in den Königsberger Jahren zwei Dramen: „Der letzte Held von Marienburg“ (Heinrich von Plauen) und „Ezelin von Romano.“

In Berlin.

Im Sommer 1831 folgte er dem Rufe nach Berlin, wo er bis 1844 als Rat im Kultusministerium das katholische Kirchen- und Schulwesen zu verwalten hatte. Zu den alten Freunden (Savigny, Raumer, Chamisso) fand sich dort noch ein neuer hinzu, der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy, dessen seelenvolle Musik seiner Dichtung so nahe verwandt war und der seine Lieder so meisterhaft komponiert hat, daß beider Namen im Liede fast zusammengewachsen erscheinen. Man erzählt, daß Mendelssohn Bartholdy stets ein Exemplar der Gedichte seines Freundes bei sich führte. Seine letzte Komposition war die des Nachtliedes: „Vergangen ist der lichte Tag.“ Es war sein

Schwanengesang, den eine Freundin ihm noch am Sterbetage vortrug; und auf dem Grabsteine des Frühgeschiedenen stehen die von ihm selbst ausgewählten Schlußzeilen des „Reiseliedes:"

„Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich."

Fast jedes Jahr des Berliner Aufenthaltes zeitigte auch eine mehr oder minder bedeutende poetische Frucht. Da entstand der Roman: „Dichter und ihre Gesellen;" da entstanden seine Novelle: „Das Schloß Durande" und das von allem Phantastischen und Grotesken freie, frisch geschriebene Lustspiel: „Die Freier." Da entstand manches neue Lied, das mit den älteren bis dahin mannigfach zerstreuten lyrischen Poesieen Eichendorffs 1837 zum erstenmal vereint in einer vollständigen Sammlung erschien.

Diese Gedichtsammlung gewann dem Dichter zahlreiche neue Freunde und stimmte selbst frühere Gegner günstig. In dem leidenschaftlichen „Manifest der Philosophie gegen die Romantik" von Echtermeyer und Ruge war er einst besonders scharf mitgenommen worden. Nun brachte der Echtermeyersche Musenalmanach für 1841 sogar Eichendorffs Bildnis und einige bisher ungedruckte Gedichte von ihm.

Im Jahre 1843 erhielt Eichendorff von König Friedrich Wilhelm IV den Auftrag, nach Westpreußen zu gehen, um eine Geschichte der Wiederherstellung des Schlosses Marienburg zu schreiben. Die Frucht dieser Reise: „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg," eine geistvolle, mit Liebe und Sachkenntnis geschriebene Monographie, gilt noch heute für eine wertvolle Arbeit. Unmittelbar danach wiederholte er seine schon früher — um der Differenzen mit dem Minister Eichhorn willen — erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste, die ihm aber erst im Juni 1844 gewährt wurde. Zu Marienburg.

Dreizehn Jahre waren dem alternden Dichter seitdem noch hienieden beschert. Ein schöner und reicher Lebensfeierabend, in körperlicher und geistiger Frische zugebracht und der Poesie wie litterarhistorischen Studien in reger Thätigkeit gewidmet. Er verlebte diese Jahre zum größten Teil in Berlin, die Sommermonate stets bei seinen Kindern in dem ihm sehr lieben Sedlnitz in österreichisch Schlesien, wo noch heute eine wunderschöne Eiche („Josephseiche") am Waldessaume des sog. Erlenbusches, unter der er oft gesessen, geträumt und gedichtet hat, als sein Liebling bezeichnet wird. Als dann im Jahre 1855 seine geliebte Frau nach einundvierzigjähriger glücklichster Verbindung ihm genommen wurde, bezog er ein Landhaus in der Nähe von Neiße, dem Wohnorte seiner verheirateten Tochter. Dort dichtete er noch das kleine Epos „Lucius," eine Erzählung aus der Zeit der ersten Christenverfolgungen zu Rom. Aber es war sein letztes Lied; am 26. November 1857 folgte er seiner Lebensgefährtin in die ewige Heimat. Das nebenstehende Bildnis vergegenwärtigt uns den Greis ein Jahr vor seinem Tode.

Abb. 206. Joseph Frh. v. Eichendorff im Jahre 1856. Nach einer von der Familie des Dichters zur Verfügung gestellten Photographie.

Eichendorffs dichterische Meisterschaft liegt in seinen Liedern, die gewöhnlich zuerst seine Prosadichtungen durchrankten, die aber — davon losgelöst — die meisten derselben überleben werden. Man hat sie „die reifste und schönste Frucht der Romantik" genannt — sie erheben sich jedoch zu großem Teil weit über die enge Begrenztheit derselben. Eichendorffs Lieder.

Den Grundton seiner Poesie hat er in seinem Mahnwort „An die Dichter“ sehr schön ausgesprochen:

Den lieben Gott laß in dir walten,
Aus frischer Brust nur treulich sing!
Was wahr in dir, wird sich gestalten;
Das andre ist erbärmlich Ding.

Schlichte, ungekünstelte Frömmigkeit und innere, seelenvolle Wahrheit klingen aus allen seinen Liedern heraus; was er erlebt und erfahren, das singt er, darum findet es auch im tiefsten Gemüt seines Volkes einen so lebendigen Widerklang; ja viele seiner Lieder sind zu Volksliedern geworden, die mancher anstimmt, ohne des Verfassers Namen zu kennen, so z. B. „Das zerbrochene Ringlein:“

„In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad ꝛc.“

Ein wunderbarer Wohlklang herrscht in seiner Poesie, die bald froh, bald trübgestimmt alles umfaßt, was die deutschen Dichter von jeher gern gesungen: Wanderlust und Waldeseinsamkeit, Freude an der Natur und Liebeswonne, Erhebung zu Gott und Ewigkeitstrost im Leid des Lebens. Eine Perle unter seinen Naturliedern ist die

Winternacht.

Verschneit liegt rings die ganze Welt,
Ich hab' nichts, was mich freuet,
Verlassen steht der Baum im Feld,
Hat längst sein Laub verstreuet.

Der Wind nun geht bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume,
Da rührt er seinen Wipfel sacht
Und redet wie im Traume.

Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Quellenrauschen,
Wo er im neuen Blütenkleid
Zu Gottes Lob wird rauschen.

Den tiefsten Einblick in sein innig frommes Dichtergemüt, wie in sein treues Vaterherz gewährt uns der Liedercyklus „Auf den Tod meines Kindes.“ Wie manches Elternherz mögen Verse, wie die folgenden, nicht schon getröstet und aus dem Weh der Erde zu Gott emporgerichtet haben!

Dort ist so tiefer Schatten;
Du schläfst in guter Ruh,
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott dich zu.

Die alten Weiden neigen
Sich auf dein Bett herein,
Die Vöglein in den Zweigen
Sie singen treu dich ein.

Und wie in goldnen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen —
Schlaf wohl, mein süßes Kind!

* * *

Mein liebes Kind, Ade!
Ich konnt' Ade nicht sagen,
Als sie dich fortgetragen,
Vor tiefem, tiefem Weh.

Jetzt auf lichtgrünem Plan
Stehst du im Myrtenkranze
Und lächelst aus dem Glanze
Mich still voll Mitleid an.

Und Jahre nahn und gehn,
Wie bald bin ich verstoben —
O bitt für mich da droben,
Daß wir uns wiedersehn!

Taugenichts

Die Novellen und Romane Eichendorffs beurteilt man gewöhnlich zu gering schätzig. Allerdings hat wohl jedermann an der jugendfrischen Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“ seine Freude. Wie lustig wandert es sich mit dem Müllerssohn hinaus in die Fremde! Wie stimmt man unwillkürlich ein, wenn er zur Geige singt:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld ꝛc.

Zwei stolz daherfahrende Damen sind so entzückt von seinem Spiel und Sang, daß sie ihn auf ihr Schloß mitnehmen. Erst Gärtnerbursch, dann Zolleinnehmer durch ihre Vermittelung geworden, behagt es ihm doch in beiden Stellen nicht — nur eines fesselt ihn, die Liebe zu der jungen Gräfin, so hoffnungslos sie auch ist. Als er endlich sie in der Gesellschaft eines Mannes erblickt, den er für ihren Bräutigam hält, läßt er Zollhaus und Zollamt im Stich und pilgert weiter hinaus in die Welt. So kommt er nach Italien und endlich nach vielen Abenteuern wieder zurück, wo es sich herausstellt, daß seine Geliebte gar keine Gräfin, sondern des alten Schloßportiers Nichte ist und daß sie keinen andern Mann so gern hat, als — ihren Taugenichts, der nun mit ihr in ein Schlößchen zieht, das ihnen der Graf nebst Garten und Weinberg geschenkt hat.

Außer dem „Taugenichts“ wird aber gemeinhin alles andere von Eichendorffs novellistischen Produkten in Bausch und Bogen als phantastisch, unklar und romantisch überschwenglich verworfen. Nun ist ja nicht zu leugnen, daß in allen seinen Prosadichtungen das Phantastische und Abenteuerliche vorherrscht und daß die einzelnen Szenen den Eindruck von duftigen Nebelbildern machen, die einander ablösend vor unseren Augen auftauchen und verschwinden. Das gilt namentlich von seinem ersten Roman „Ahnung und Gegenwart“, der während der Kriegsjahre erschienen war. Allerdings ist derselbe, wie Fouqué, der ihn herausgab, richtig bemerkt — „ein getreues Bild jener gewitterschwülen Zeit, in welcher das deutsche Volk das ihm zum Teil aufgedrungene, zum Teil von ihm freiwillig aufgenommene fremde Element zu bewältigen und sich dadurch gleichsam selbst wieder zu erkennen sucht, daß es sich in die verschwundenen größeren Zeiten zurückversetzte;“ aber die Begebenheiten sind verworren, die Darstellung entbehrt der plastischen Anschaulichkeit, und die Gestalten grenzen sich nicht gehörig ab. Dazu liegt etwas Unbefriedigendes in dem Ausgang: der Held des Romans, Graf Friedrich, geht nach mancherlei Wanderungen und Abenteuern in ein Kloster; Romana, die ihn bis zum Wahnsinn geliebt, ohne Erwiderung zu finden, erschießt sich und steckt zugleich ihr Schloß in Brand. Rudolf, Friedrichs Bruder, ergibt sich der Magie und geht nach Ägypten, „dem Lande der alten Wunder;“ auch Friedrichs bester Freund, Leontin, zieht mit seinem jungen Weibe über das Meer, um „sich die Ehre und die Erinnerung an die vergangene große Zeit sowie den tiefen Schmerz über die gegenwärtige heilig zu bewahren und dadurch der künftigen besseren würdig zu sein.“ Ahnung und Gegenwart

Phantastisch bunt ist auch der Roman „Dichter und ihre Gesellen,“ in dem eine ganze Schar allerhand fahrender Leute à la Wilhelm Meister „sich im tollen Treiben anziehen und abstoßen, kreuzen und fördern und wieder wie ein Schattenspiel einer Sommernacht vorüberhuschen. Dichter und ihre Gesellen.

Mit Genuß kann man aber noch immer mehrere der kleinen Novellen lesen. Namentlich gut vorgelesen, üben sie einen seltenen Reiz auf jedes poetisch empfängliche Gemüt aus: wer stets nur Spannendes und Sensationelles verlangt, wird freilich keine Befriedigung darin finden. Zur gemeinsamen Lektüre empfiehlt sich besonders „Das Marmorbild“, eine sinnige Umschreibung der alten Volkssage vom Venusberg mit einer im christlichen Sinne versöhnenden Lösung. Daneben nenne ich nur noch die „Entführung“ und vor allem „Schloß Durande“, ein wirklich packendes, scharf gezeichnetes und fest gegliedertes Lebensbild aus den Stürmen der französischen Revolution. Marmorbild. Schloß Durande.

Eichendorffs Dramen sind vergessen und werden wohl — trotz unleugbarer Schönheiten in den Trauerspielen „Ezelin von Romano“ und „Der letzte Held von Marienburg“ und trotz der echten Komik in dem Lustspiel „Die Freier“ — auch vergessen bleiben. Von entschieden dauerndem Werte sind aber seine Übersetzungen aus dem Spanischen, namentlich der geistlichen Schauspiele Calderons, die Goedeke „echt poetische Dramen.

Nachdichtungen in reiner, schöner Sprache und mit der heiligen Begeisterung des katholischen Dichters nachgeschaffen" nennt.

Litterarhistorisches.

In seinen litterarhistorischen Schriften, die ich — so einseitig sie manchmal auch zu Werke gehen — doch für ungemein anregend halte, beleuchtet Eichendorff auch die ältere romantische Poesie in oft recht scharfer Weise. Was er verlangt und was er in seinen eigenen Schriften erstrebt, ist „eine **der Schule entwachsene Romantik**, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die katholisierende Spielerei und mystische Überschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständnis der Natur sich herübergerettet hat."

* * *

Die jüngeren Dichtertalente, welche um die Wende des Jahrhunderts auftauchten, wandten sich meist der Romantik zu, so unter anderen der nach seinem Geburtsort genannte **Schmidt von Lübeck** (1766—1849), von dem eine Anzahl Lieder in den Volksmund übergegangen sind.

Schmidt v. Lübeck.

Dazu gehört des „Zitherbuben Morgenlied:"

Fröhlich und wohlgemut
Wandert das junge Blut
Über den Rhein und Belt
Auf und ab durch die Welt —

ferner der „Wanderer," durch Schuberts Komposition bekannt:

Ich komme vom Gebirge her,
Es dampft das Thal, es schäumt das Meer —

auch „Deutsches Lied:"

Von allen Ländern in der Welt
Das deutsche mir am besten gefällt,
Es tränft von Gottes Segen —

Einige Lyriker schlossen sich jedoch mehr an Schiller an. Dazu gehört der Leipziger **August Mahlmann** (1771—1826), von dem auch einige Liederzeilen noch als geflügelte Worte im Umlauf sind:

Mahlmann.

Dem „Reich der Freude" ist entnommen:

Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust
Und lauter Liedersang —

einem anderen Liede der Anfangsvers:

Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage

Auch den unermüdlichen Wanderer **Johann Gottlieb Seume** (ein Bauernsohn, 1763 zu Poserna bei Weißenfels geboren, 1810 in Teplitz gestorben) kann man hierher rechnen. Von seinen Liedern haben sich ebenfalls nur noch Bruchstücke in der Erinnerung erhalten.

Seume.

So stammt aus seinem Gedichte „Die Gesänge" das mannigfach veränderte biedermännische Wort:

Wo man singet, laß dich ruhig nieder,
Ohne Furcht, was man im Lande glaubt;
Wo man singet, wird kein Mensch beraubt;
Bösewichter haben keine Lieder.

So lange es noch an ernsteren ethnographischen Studien fehlte, wurde auch die innerlich unwahre, im Sinne der Rousseauschen Naturvölkerschwärmerei gemachte Erzählung „Der Wilde" vielfach mit gerührtem Pathos deklamiert. Jetzt sind daraus der jüngeren

Generation fast nur „Europens übertünchte Höflichkeit," der komische Trumpf: „Wir Wilden sind doch bess're Menschen" und der besonders gelungene Schluß: „Und er schlug sich seitwärts in die Büsche" bekannt.

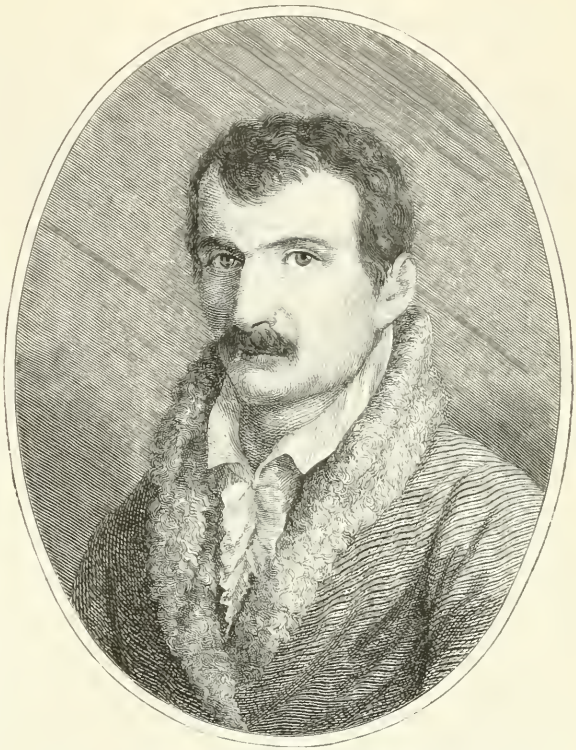


Abb. 207. Seume. 1809 von Schnorr von Carolsfeld gezeichnet.

Seumes autobiographische Schriften „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802", „Mein Sommer 1805" und „Mein Leben" sind von einem gewissen zeit- und kulturgeschichtlichen Interesse. Auch persönlichen Anteil wird man seinen Lebensschicksalen nicht versagen können. Der Bruch mit dem Glauben der Väter hatte ihn von Leipzig, wo er Theologie studierte, zum Kummer seiner verwitweten Mutter in die Fremde getrieben, aber hart war die Buße, die ihm dafür auferlegt wurde. Von hessischen Werbern ergriffen und an die Engländer verkauft, mußte er — ein geschworener Tyrannenfeind — wider die sich befreienden Amerikaner, später ebenso im russischen Dienste wider die Polen kämpfen. Daraus erklärt sich die Bitterkeit seines Wesens, die in allen seinen Schriften, vornehmlich in den nach seinem Tode erschienenen „Apokryphen," einer Reihe teils seicht rationalistischer, teils polternd demokratischer, teils aber auch ganz tüchtiger und edler Gedanken, zum Ausdruck kommt.

Eines ganz anderen Geistes waren die Dichtungen von **Fr. Adolf Krummacher**, geb. 13. Juli 1767 zu Tecklenburg in Westfalen, nach verschiedenen pfarramtlichen Stellungen gestorben als emer. Pastor von St. Ansgarii in Bremen am 4. April 1845. Fr. Adolf Krummacher.

In seinen „Hymnen" nahm er L. Tieck und Novalis zum Vorbilde; in seinen „Parabeln" folgte er Herder und vor allem der heiligen Schrift alten und neuen Testamentes. Über das Wesen dieser Dichtungsart, die durch ihn berühmt geworden ist, äußert er sich dahin: „Sie ist das poetische Gleichnis in der Auffassung des Lebens und Webens des inneren Menschen als eines fortschreitenden Epos, welches aus dem Schauplatz und den Umgebungen der Handelnden die Bilder nimmt, um damit die Regung, Entwickelung und Fortschreitung des Geistigen und Übersinnlichen zu bezeichnen." Die meisten seiner Parabeln sind in prosaischer Form abgefaßt; doch hat er, nach Goethes und Schillers Vor-

gang, auch einige in Versen gedichtet. Sie alle belebt ein kindlich frommer Sinn und ein liebevolles Verständnis der Natur: die Darstellung ist meist sinnig und naiv-gemütlich, nur selten artet sie in einen süßlich-spielenden Ton aus.

2. Die Sänger der Befreiungskriege.

1806. Am 6. August 1806 war das tausendjährige Reich Karls des Großen zu Grabe getragen worden; zwei Monate darauf ging auch Friedrichs des Großen Monarchie aus den Fugen. Sieben schwere Jahre der Knechtschaft, der Erniedrigung und Schmach folgten für das zu Boden liegende, von Napoleon zertretene deutsche Volk. Immermehr „bemächtigte sich", wie der große Prediger Schleiermacher bezeugt, „der Gemüter die trostlose Vorstellung, die lebendige geistige Kraft des Volkes sei ganz erschöpft und die Stunde des völligen Unterganges da — — viele sannen nur noch, wie man sich am bequemsten fügen könne dem fremden Joche." Wohl fehlte es auch in dieser dunklen Zeit nicht an mutigen Zeugen, vor allem erhob Ernst Moritz Arndt seine machtvolle Prophetenstimme im „Geist der Zeit," und als er vor dem korsischen Tyrannen fliehen mußte, wurden andere Stimmen laut, wie die von Steffens, Görres, und vor allem die Fichtes in seinen begeisternden „Reden an die deutsche Nation," die er im Winter 1807/8 den französischen Spähern zum Trotz in Berlin hielt. Der in Königsberg unter Scharnhorsts Teilnahme und unter Gneisenaus thätiger Mitwirkung entstandene „Tugendbund", der bald viele deutsche Vaterlandsfreunde auch außerhalb seiner Gründungsstätte in sich faßte, suchte den Mannesmut und die Manneszucht zu wecken und zu fördern und den Zorn wider den Reichsfeind zu schüren, und als er — auf Drängen der Franzosen — im Dezember 1809 durch königliche Kabinettsordre aufgelöst wurde, scharten sich seine Mitglieder in freier Weise um den Freiherrn vom Stein und Scharnhorst, um an Deutschlands innerer und äußerer Wiedererhebung zu arbeiten. Zur That schritten Hofer in Tirol, Dörnberg in Hessen, Schill in Preußen — aber es war verfrüht, alle drei scheiterten mit ihrem kühnen Beginnen. Endlich schlug Gottes Stunde. Sein Gericht traf den übermütigen Eroberer auf Rußlands Eisfeldern, und nun erhob sich Norddeutschland, Preußen an der Spitze, zur frischen That der Befreiung.

Fichtes Reden.

Tugendbund.

Das Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins im Jahre 1813 hatte im Geleit eine Erneuerung des religiösen Lebens, und beides gewann einen Ausdruck in dem neuerstehenden volksmäßigen Gesange. Neuerdings hat der Freiherr Franz W. von Ditfurth († 1880) die **historischen Volkslieder** jener Zeit gesammelt, die im Bänkelsängerton von Mund zu Mund tönten. Da sang man:

Volkslieder der Freiheitskriege.

„Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große mächt'ge Franzenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen ꝛc."

oder auch:

Warte,
Bonaparte;
Warte nur, warte, Napoleon,
Warte, warte, wir kriegen dich schon.
Ja der Ruff'
Hat uns gezeigt, wie man's machen muß:
Im ganzen Kremmel
Nicht eine Semmel,
Und auf den Hacken
Immer nur Hunger und Kosacken,
Ja der Ruff'
Hat uns gezeigt, wie man's machen muß.
Hin ist der Blitz
Deiner Sonne von Austerlitz,
Unterm Schnee
Liegen alle deine Corps d'Armée.
Warte,
Bonaparte;
Warte nur, warte, Napoleon,
Warte, warte, wir kriegen dich schon.

Zahllos waren die „in diesem Jahre gedruckten" Lieder auf fliegenden Blättern, die meist der Sturm der Zeiten verweht hat. Nicht zum Schaden der Litteratur. Es war viel Spreu darunter; auch die besten waren nur — nach Gustav Freytags treffendem Ausdruck — „die Vorläufer der schönen Jünglingspoesie," welche kurz darauf von den in den Kampf ziehenden Scharen angestimmt wurde. Dieser jugendliche Freiheitssang riß darum alles Volk so mit sich, weil er aus dem Geist und Herzen des Volkes geboren, ja im höchsten Sinne des Wortes Volksgesang war. Und doch war er auch ein Zweig der Romantik, der oft eben so einseitig und ungerecht geschmähten, wie einseitig und übertrieben gerühmten, spätgeborenen Enkelin der mittelalterlichen Poesie. Beide Brüder Schlegel hatten ernst zur Pflege des historisch-nationalen Schauspiels und zu patriotischer Poesie gemahnt. Heinrich v. Kleist hatte in seiner „Hermannsschlacht" (vgl. S. 551) die Zorngeißel über die elende Rheinbundspolitik geschwungen und in dem Liede „Germania an ihre Kinder" unser Volk zu den Waffen gerufen:

Wer in unzähligen Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

Clemens Brentano ließ ein gewaltiges „Sturmlied" durch die deutschen Lande brausen:

Auf, ihr Brüder! schließt die Glieder, stoßet nieder,
Wer nicht treu und fromm und bieder,
Dann kehrt uns die Freiheit wieder.

Fouqué stimmte begeistert in den vaterländischen Sang ein:

Wir wollen ein Heil erbauen
Für all das deutsche Land,
Im frohen Gottvertrauen
Mit rüstig starker Hand ꝛc.

Vor allem ist aber die Romantik in dem Sange der Befreiungskriege vertreten durch **Schenkendorf**, dessen Name mit denen Arndts und Körners den schönen Dreiklang bildet, der forttönen wird im Herzen unseres Volkes, so lange die Erinnerung an jene begeisterungsvollen Jahre darin lebt, die ja selbst wie ein romantisches Traumbild den Nachgeborenen lange Zeit erschienen war, bis in den großen Tagen von 1870/71 die Erfüllung anbrach.

Schenkendorf.

Maximilian Gottfried von Schenkendorf, am 11. Dezember 1783 in Tilsit geboren, wuchs mit seinem Bruder Karl, der 1813 im Kampfe fürs Vaterland fiel, in herzlicher Liebe verbunden auf. Nach einer harten Jugendzeit wurde er kaum fünfzehnjährig Student in Königsberg; da aber seine Lebensführung den strengen Eltern nicht zusagte, gaben sie ihn auf zwei Jahre in das Haus eines Landpredigers, das ihm wenig bot, von dem aus er indes Verbindungen anknüpfte, die für seine ganze innere Entwickelung glücklich bestimmend waren. In diese Zeit fällt sein erstes Auftreten als Schriftsteller. Die Gefahr, welche den Rentern des Schlosses Marienburg drohte, durch den Unverstand der unteren Behörden zu Magazinen umgestaltet zu werden, stachelte ihn zu dem Aufsatz „Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen" an, der, in dem Berliner Tageblatt

„Der Freimütige“ abgedruckt, die Rettung des altehrwürdigen Kunstbaues zur Folge hatte. Auf die Universität zurückgekehrt, studierte er fleißig Kameralia und brachte dann ein Jahr zur praktischen Übung auf dem Amte Waldau zu. Sein dichterischer Sinn fand hier Anregung und Ermunterung; auch lernte er hier die Frau kennen, die nach langem Kampfe endlich die seinige wurde.

Nach Königsberg als Kammerreferendar zurückgekehrt, fand er eine ihn in jeder Beziehung befriedigende Stellung in dem geistreichen Hause des Landhofmeisters v. Auerswald. Weiteren Antrieb zu seinem dichterischen Schaffen erhielt er in dem poetischen Kreise, der sich in dem Hause des Kaufmanns David Barckley sammelte. Die Seele dieses von der Romantik ganz beherrschten Kreises war die „mit allen Reizen äußerer und innerer Schönheit und echt weiblicher Würde reich ausgestattete Hausfrau.“ Das Jahr 1806, das Preußens Königspaar in die alte Hauptstadt führte, regte ihn zu patriotischer Thätigkeit an. Eine von ihm ins Leben gerufene Zeitschrift „Vesta“ erschien vom Juni bis Dezember 1807; ihrer kühnen Sprache wegen wurde sie aber durch die französischen Gewalthaber unterdrückt. Um so eifriger gab er sich nun einem von ihm gestifteten Dichterbunde hin, welcher sich die Pflege der Poesie und der Wissenschaft zum Ziele gesteckt hatte. Aus diesem Stillleben schreckte ihn ein Pistolenduell mit einem alten General auf, in das ihn sein ritterlicher Sinn verwickelt hatte. Er erhielt einen Schuß in die rechte Hand, die fortan gelähmt blieb. Mit der linken schrieb er seinen Nachruf an die vor der Zeit ihrem Gemahl und ihrem Volk entrissene Königin Luise:

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Lose?

Da mittlerweile der Kreis seiner nächsten Freunde sich immer mehr gelichtet hatte, verließ er Königsberg und zog seiner Braut nach, der inzwischen Witwe gewordenen Frau Barckley, die nach Baden übergesiedelt war. Am 15. Dezember 1812 wurde seine Trauung in Karlsruhe vollzogen: Jung-Stilling war einer der Zeugen. In ansprechendem Verkehr vergingen die Wintermonate dem Ehepaare — da rief ihn die preußische Erhebung auf das Feld der Ehren; das Schwert in der Linken eilte er nach Schlesien, um sich seinem Könige zur Verfügung zu stellen. Von nun an klingt jedes Ereignis des Befreiungskampfes in seinen Liedern wider. Aber nicht so sehr ist es die laute Kampf- und Siegesfreude, als die Vaterlands- und Heimatfreude, die daraus hervortönt; und durchweg ist sie eine innerlich vertiefte und christlich geweihte Freude. So feiert er den Landsturm:

Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern,
Ha, Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!

O zeuch durch unsre Felder
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm von Gott gesandt ꝛc.

Der Völkerschlacht von Leipzig wohnte der Dichter von Anfang bis zu Ende bei. Sein Pferd ward getroffen, er selbst blieb unversehrt. Nach dem großen Siege stellte der Freiherr vom Stein ihn bei der Centralverwaltung der Kriegsbewaffnung in Frankfurt a. M. an. Auch seine Lieder kamen zur Anerkennung: Stein ließ 400 Exemplare davon zur Verteilung unter die Soldaten drucken. Danach ins Hauptquartier gesendet, erlebte er die Schlacht von Brienne und wurde von Friedrich Wilhelm III zum Offizier ernannt. Der Friede führte ihn nach Karlsruhe zurück, aber seine Gesundheit war erschüttert, und er mußte in Aachen Heilung suchen. Die Rückkehr Napoleons sah er als eine Züchtigung Gottes für die auf dem Wiener Kongreß zu Tage getretenen Verirrungen an. Mahnend rief er in dem „Frühlingsgruß an das Vaterland:“

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.

Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust;
Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust!

Mit der Wiedereroberung von Paris sieht er das alte Kaisertum für Deutschland gewonnen:

O sei dann endlich weiser,
Du Herde ohne Hirt,
Und wähle schnell den Kaiser
Und zwing ihn, daß er's wird:

ruft er seinem Volke zu. Ein einiges Deutschland unter einem starken Kaiser ist ihm das heiß erwünschte Ideal für sein geliebtes deutsches Volk, in dem er die Krone aller Völker erblickt und das er in vollem Umfang — also auch das freventlich geraubte Elsaß eingeschlossen — äußerlich und innerlich frei zu sehen wünschte. Darum hat ihn Rückert auch als den „Kaiserherold" gefeiert:

Das ist von Schenkendorf der Max,
Der sang von Reich und Kaiser:
Der ließ die Sehnsucht rufen so laut,
Daß Deutschland ihn, die verlass'ne Braut,
Nennt ihren Kaiserherold.

Die Verwirklichung seiner Wünsche sollte Schenkendorf nicht erleben, aber auch der volle Kelch der Enttäuschung, den seine Gesinnungsgenossen zunächst leeren mußten, blieb ihm erspart. Im Jahre 1815 war er Regierungsrat zu Koblenz geworden — bereits zwei Jahre danach, an seinem 34. Geburtstage, wurde er allem Erdenleid durch einen sanften Tod entrückt. — Aus den letzten Jahren seines Lebens stammen die meisten seiner geistlichen Lieder, unter denen manch innig empfundenes uns sympathisch anmutet, während viele mehr oder minder katholisierend sind, ja geradezu die Jungfrau Maria als „süße Königin und Mutter" feiern. — Sein „Leben, Denken und Dichten" hat August Hagen trefflich geschildert. Am 11. Dezember 1861 wurde am Rheinufer oberhalb Koblenz seine Bronzebüste feierlich enthüllt und eingeweiht.

Die ganze Jugendlichkeit der vaterländischen Dichtung der Befreiungskriege erscheint gewissermaßen verkörpert in **Körner**, der sich in einem Frühling und Sommer durch sein feuriges Lied wie durch das freudige Dahingeben seines Lebens für immer ein Andenken im Herzen seines Volkes gesichert hat.

Theodor Körner.

Karl Theodor Körner, am 23. September 1791 in Dresden geboren, war der Sohn Chr. Gottfried Körners, des treuen Freundes Schillers (S. 473), in der Begeisterung für diesen aufgewachsen und früh bestrebt, in seine Fußtapfen zu treten. Seine ersten dichterischen Versuche, die vergessenen „Knospen", mit Ausnahme der „Bergmännischen Gedichte" schwache Nachklänge der Schillerschen Muse, fallen in die Zeit seines Besuches der Kreuzschule, wo ihn Mathematik und Geschichte vor allem beschäftigten. Daneben malte und musizierte er; auch war er ein tüchtiger Schwimmer und Fechter. Die Liebe zur Poesie begleitete ihn (1808) auf die Freiberger Bergakademie und von dort (1810) auf die Universität Leipzig, von wo er indes wegen eines Duells relegiert wurde. Da ihm deswegen auch in Berlin von der Universität die Aufnahme verweigert wurde, schickte ihn sein Vater (1811) nach Wien, wo er sich ganz der Poesie hingab. In Wilhelm von Humboldts und Friedrich von Schlegels Hause freundlich aufgenommen, verkehrte er außerdem sehr viel in Theaterkreisen. Dadurch angeregt und ermutigt, wagte er sich nun auf das dramatische Gebiet. Seine beiden ersten Stücke, „die Braut" und der „grüne Domino" fanden im Januar 1812 am Burgtheater eine sehr günstige Aufnahme; auch Goethe äußerte sich beifällig über dieselben. Nun folgte schnell Stück auf Stück; einen durchschlagenden Erfolg hatte im April das dreiaktige Drama „Toni" (nach Heinr. v. Kleists Erzählung „die Verlobung in St. Domingo"); mit der Darstellerin der Titelrolle, Antonie Adamsberger, verlobte sich der Dichter bald nachher. Bereits im Juni entstand das Trauerspiel „Zriny", das im Theater an der Wien am 30. Dezember mit stürmischer Begeisterung begrüßt wurde; aber auch in Deutschland fand es eine freudige Aufnahme. In dem helden-

Zriny.

mütigen Kampfe des ungarischen Grafen gegen die Übermacht des Sultans Soliman II leuchtete die Luft hindurch, ein Gleiches wider den Erbfeind Deutschlands zu versuchen; und in Zrinyi, der, unfähig seine Burg länger zu halten, sich unter die Feinde stürzt, während seine tapfere Gemahlin sich mit der Burg in die Luft sprengt, feierte man fast einen vaterländischen Helden. Niemand ahnte, wie bald der Dichter seinem Vorbilde nachfolgen sollte!

Eine große Zukunft schien sich dem Dichter zu eröffnen. Erzherzog Karl ließ ihn zu sich rufen und unterhielt sich eingehend mit ihm über Litteratur, dann aber auch über intimere Gegenstände, so daß ihm, wie er selbst schreibt, „das Herz gewaltig aufging und er frisch von der Seele wegschwatzte." Gleich darauf erhielt Körner seine Ernennung zum k. k. Hoftheaterdichter mit einem Jahrgehalt von 1500 Gulden.

Rosamunde. Am 11. Januar 1813 kam „Hedwig die Banditenbraut" im Burgtheater zur Aufführung, das ebenso wie „Rosamunde" noch vor der des „Zrinyi" vollendet worden war. Ein großes dramatisches Talent zeigt sich in diesen, wie in allen Stücken Körners ganz unleugbar; aber ebenso sehr eine große Flüchtigkeit der Konzeption sowohl wie der Ausführung. Die Überstürzung, mit welcher der vom Publikum verwöhnte 21jährige Dichter arbeitete, erklärt es wohl auch zumeist, daß er so häufig geistige Anleihen bei Schiller machte, aber ungerecht wäre es, in ihm lediglich einen Nachahmer seines großen Vorgängers erblicken zu wollen. Wenn man insbesondere sein letztes Stück „Rosamunde" ins Auge faßt, so ist darin ein Fortschritt gegen die früheren unverkennbar, und die Erwartung ist berechtigt, daß der Dichter zu einem ebenbürtigen Nachfolger Schillers herangereift wäre, wenn Gott ihn am Leben erhalten hätte. Aber der aus Preußen auch nach Wien dringende Ruf zu den Waffen ließ ihn rasch alles andere vergessen, Theaterlorbeeren und Liebesglück. „Deutschland steht auf!" schrieb er am 10. März 1813 an seinen Vater; „der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. — — Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung — ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. — Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Soll ich Komödie schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? —" Am 12. März schloß er noch einen Kontrakt mit dem Buchhändler Wallishauser über den zweiten Band seiner Dramen (vgl. die in der Beilage nachgebildete Quittung); dann nahm er Abschied von Wien und eilte nach Schlesien.

Abb. 208. Eine eigenhändige Radierung Körners, nach dem Original im Besitz der Verlagshandlung. Auf dem Stein halbblind im Vordergrunde hat sich Körner noch mit C. K. bezeichnet: er hieß Carl Theodor, letzterer Name wurde erst später vorherrschend.

Am 19. März 1813 trat er in die Lützowsche Freischar, die er als „Lützows wilde, verwegene Jagd" für immer berühmt gemacht hat. — Wie er den beginnenden Feldzug auffaßt, das hat Körner in seinem „Aufruf" gezeigt, wo er seinem Volke zuruft:

3-86 a

Quittung

Über Dreißig Stück kaiserliche Ducaten, welche mir Endsunterschriebenem von Hl. Buchhändler J. C. Wallishausen baar ausbezahlt worden sind, wogegen ich ihm die Manuscripte

1, Hedwig, in Drama in 3 Aufzügen.
2, die Gouvernante, eine Posse in einem Aufzuge.
3, Joseph Heiderich, eine dramatische Anecdote in einem Aufzug
4, der Vetter aus Bremen, in Spiel in Versen

als zweiten Band meiner dramatischen Beyträge zum Druck überlassen habe, und mich verbinde, selbige unter einem Zeitraum von sechs Jahren keinem Andern zu verkaufen. Urkund dessen meine Fertigung.

Wien, am 12ten März 1813.

Theodor Körner,
k. k. Hoftheaterdichter.

Quittung Theodor Körners als „k. k. Hoftheaterdichter", ausgestellt zu Wien am 12. März 1813, drei Tage vor seinem Abgange zum Lützowschen Freicorps.
Genaue Nachbildung des Originals im Besitze des Herrn W. Kunzel in Leipzig.

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg —

und nicht minder in seinem „Lied zur feierlichen Einsegnung des Freikorps:"

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Abb. 209. Theodor Körner in der Uniform der Lützower. Gemalt nach seinem Tode von seiner Schwester Emma Körner.

Derselbe religiöse Grundton klingt durch alle nun folgenden und unter dem Titel „Leier und Schwert" 1814 von dem Vater herausgegebenen patriotischen Lieder Körners bis auf sein letztes, kurz vor seinem Tode, am 26. August 1813, gedichtetes „Schwertlied," wo es zum Preise seiner guten Waffe heißt:

Laßt erst es in der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.

Wenige Stunden danach erfüllte sich die oft aus seinem Sange hervorbrechende Todesahnung; bei der Verfolgung des Feindes streckte ihn eine Kugel zu Boden: kaum 22 Jahre alt, mußte er sein Leben für das Vaterland lassen. Seine Waffenbrüder begruben ihn in der Nähe der Schwerinischen Sommerresidenz Ludwigslust bei dem Dorfe Wöbbelin unter einer hohen, mächtigen Eiche, unter der man später auch die Eltern und die Schwestern des Dichters zur letzten Ruhe bettete.

Abb. 210. Theodor Körner, von seinem Waffengefährten Olivier auf der Totenbahre unter der Eiche bei Wobbelin gezeichnet am 26. August 1813.

Körners Dramen sind — außer etwa Zrinn und ein paar Lustspielen — heute nahezu vergessen; aber seine Leier- und Schwert-Lieder leben noch im Munde des Volkes und sind 1870 und 1871 mit demselben Feuer gesungen worden, wie 1813 bis 1815. Freilich nicht alle, denn in manchen herrscht ein rhetorisches Pathos vor, das sie zum volksmäßigen Gesange ungeeignet erscheinen läßt. Das gilt u. a. selbst von dem viel gerühmten Gebet: „Vater, ich rufe Dich!" trotz der darin ausgesprochenen tiefen Empfindung und inneren Herzenserfahrung.

Am 18. Oktober 1871 wurde in Körners Geburtsstadt Dresden auf dem Georgplatze vor der Kreuzschule ein ehernes Standbild des so jung geschiedenen Dichters enthüllt; am 23. September 1875, seinem Geburtstage, ein Körner-Museum eröffnet, welches — außer den Körner-Reliquien — vieles enthält, das für die Kenntnis der ganzen Zeit der Befreiungskriege, wie für die Beziehungen der Häuser Körner und Schiller von hohem Werte ist.

An der Spitze der Vaterlandsdichter steht ein Mann, dessen Name noch heute jedes echten und rechten Deutschen Herz höher schlagen macht: **Ernst Moritz Arndt,** der vom achtzehnten bis ins neunzigste Jahr sich die Sangeskraft und Sangeslust lebendig erhalten hat.

E. M. Arndt.

Auf dem sagenreichen, schönen Eiland Rügen zu Schoritz wurde **Ernst Moritz Arndt** am zweiten Weihnachtsabend 1769 in einer deutschen Provinz unter schwedischem Zepter geboren; dort verlebte er seine glückliche Jugend im Angesicht des Meeres „seinen Reimen," meint er, „müsse man das Element des stürmischen baltischen Meeres und die Rauhigkeit des Nordens abfühlen." Ernst und streng, auf Gebet und Arbeit gegründet, war seine Erziehung: der frommen Mutter verdankte er seine Bibelfestigkeit, dem energischen Vater seine fast spartanische Abhärtung. Im Herbst 1787 kam er auf das Gymnasium zu Stralsund, aber ehe er die Universität bezog, brachte er noch zwei Jahre auf dem Landsitz seines Vaters zu, abwechselnd über den Büchern sitzend und im Freien seinen Leib abhärtend. Endlich bezog er — 22jährig — die Universität zu Greifswald, um Theologie zu studieren; von dort ging er nach Jena. Was damals Theologie hieß, konnte ihn wenig befriedigen, doch machte ihn auch die dort herrschende Vernunftweisheit

nicht irre an seinem Glauben, und von Fichte empfing er manche tiefe Anregung. Auf die Studienzeit folgten „zwei behagliche Jahre“ unter dem väterlichen Dach, wo er die Geschwister unterrichtete und — wie er selbst sagt — auch jezuweilen „mit Schall und Beifall“ predigte. Aber es litt ihn nicht lange daheim, die fetten rügenschen Pfründen und die Art, sie zu erlangen, stießen ihn mehr ab, als daß sie ihn lockten, zudem drängte es ihn hinaus, die Welt zu sehen. Anderthalb Jahre pilgerte er „herrlich wie ein Bruder Sorgenlos“ in Ungarn, Österreich und Oberitalien herum. Dann reiste er über Nizza und Marseille nach Paris, blieb dort einen ganzen Sommer und kehrte über Brüssel und Berlin wieder heim. Die Frucht dieser Lehr- und Wanderjahre legte er bald danach in seiner Schrift „Germanien und Europa“ nieder; zugleich aber schilderte er darin die Weltlage und „schüttete sein deutsches Herz aus,“ indem er offen von den Ursachen des Verfalls sprach und auf die Mittel zur Wiedererhebung hinwies.

Nun machte er sich daran, den eigenen Herd zu gründen, ließ sich (1800) als Privatdozent der Geschichte in Greifswald nieder und führte seine „alte Liebe,“ des Professors Quistorp Tochter, als sein Weib heim; aber nicht lange sollte er sein Glück genießen. Im Sommer 1801 schenkte ihm seine Frau einen Sohn, der ihr das junge Leben kostete. Mannhaft überwand er den Schmerz und fuhr treu in seinem Lehramt fort; dazwischen machte er längere Reisen nach Schweden.

Als dann „der welsche Hahn sein Victoria auf den Trümmern der geschändeten deutschen Herrlichkeit krähte,“ da ließ er (im Herbst 1805) den ersten Teil seines Buches „Geist der Zeit“ erscheinen, das zündend durch die deutschen Lande flog und allerorten den gerechten Zorn wider den korsischen Eindringling, wie die begeisterte Liebe zum Vaterlande weckte. Um jene Zeit war es auch, daß er in ein Duell mit einem schwedischen Offizier geriet, der das deutsche Volk verhöhnte. Er erhielt eine Kugel in den Leib und mußte zwei Monate lang in Stralsund das Bett hüten. Nun war seines Bleibens nicht länger in Deutschland. Durch seine kühnen Reden und Schriften war Napoleons Blick längst auf ihn gerichtet; ein ähnliches Schicksal drohte ihm, wie es der schmählich hingemordete Buchhändler Palm erlitten — um Weihnachten 1806 ging er deshalb nach Stockholm. Fast drei Jahre blieb er im Dienste der schwedischen Regierung. Als aber dort mit Gustavs IV Sturze auch eine franzosenfreundliche Partei zur Herrschaft kam, eilte er nach Pommern zurück und zog nun vermummt als Sprachmeister Allmann umher, wagte sich sogar nach Berlin, wirkte auch vorübergehend wieder als Professor in Greifswald, bis das Jahr 1812 ihn in die wichtige, langjährige freundschaftliche Verbindung mit dem Freiherrn vom Stein brachte, die er als Greis (1858) in seinen „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein“ so anregend geschildert hat.

Geist der Zeit.

Wanderungen mit v. Stein.

Stein, der — von Napoleon in Acht und Bann gethan — in Petersburg dem Kaiser Alexander ratend zur Seite stand, hatte Arndt dahin berufen, um unter den dortigen Deutschen durch seine Flugschriften und Lieder Propaganda für den Krieg wider Napoleon zu machen und ihn sonst in seinen Arbeiten zu unterstützen. Dort schrieb er u. a. den „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehrt wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll,“ der bald danach Deutschland von einem Ende zum anderen durchflog. Nachdem das göttliche Strafgericht Napoleon aus Rußland vertrieben, kehrten Stein und Arndt nach Deutschland zurück. Am 21. Januar 1813 langten sie in Königsberg an. Dort setzte Arndt seine patriotische Agitationsarbeit fort; zunächst schrieb er sein kleines Buch „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ worin er die Grundzüge für die Organisation des Volkskampfes wider die Vaterlandsfeinde entwarf und demselben das christliche Gepräge aufdrückte, das ihn durchweg gekennzeichnet hat.

Katechismus f. d. Kriegsmann.

Landsturm und Landwehr.

„Wenn also der Landsturm,“ hieß es darin, „die Glocke läutet gegen den Feind und auszieht, so soll das große Werk mit Gottesdienst und Gebet begonnen werden, denn die Herzen gehen desto mutiger in den Streit ꝛc.“

Im Dienste des Vaterlandes ging Arndt dann nach Breslau, Dresden, Reichenbach ꝛc., schrieb, redete, arbeitete mit und unter Stein, der mittlerweile an die Spitze der deutschen Zentralverwaltung getreten war. Da erschien ein neuer Teil vom „Geist der Zeit;“ da entstand Lied auf Lied, da sang er nach dem Leipziger Siege:

Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wem ward der Preis mit der Eisenhand?
Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
Die Welschen hat Gott verweht in den Sand;
Viele Tausende decken den grünen Rasen,
Die Übriggebliebenen entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang wie himmlische Zimbeln hell,
Habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen;
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

Arndts Zeitlieder.

So erklang Lied um Lied aus seinem treuen Mannesherzen als Echo der zahlreichen Kämpfe dieser Zeit bis auf Waterloo, und wohl darf man sagen, daß seit den Liedern von der Pavierschlacht solche Kriegsgesänge nie angestimmt worden waren. „Das unsterbliche Verdienst seiner Zeitlieder,“ sagt Vilmar, „ist das, daß sie die beste Stimmung der Zeit in voller Wahrheit ohne Übertreibung und Phrase poetisch aussprachen.“ Niemand hat wie er den deutschen Volkston getroffen, darum sind so viele seiner Lieder echte Volkslieder geworden, so vor allem „Des Deutschen Vaterland,“ das uns seitdem von Jahr zu Jahr immer überzeugender ins Herz gesungen, was für ein großes und herrliches Vaterland wir haben; so das prächtige „Lied vom Feldmarschall Blücher,“ das gewaltige „Vaterlandslied:“

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte —

und dann wieder solche, in denen sein tief ernster, frommer Sinn zum vollen Ausdruck kam und worin er darauf hinwies, was seinen lieben Deutschen vor allem not thäte. In dem Ruhmesjahre 1813 charakterisiert er den deutschen Mann also:

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann alles bricht, er zaget nicht;
Dem Frommen nimmer graut ꝛc.

Auch ihm ist, wie Körner, der begonnene Krieg ein heiliger Krieg; er stimmt an:

Frisch auf, ihr deutschen Scharen,
Frisch auf, zum heil'gen Krieg!
Gott wird sich offenbaren
Im Tode und im Sieg —

überall gibt er Gott die Ehre, am beredtesten und ergreifendsten in dem herrlichen „Bundeslied:“

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

So hat Ernst Moritz Arndt in seinen frischen Kriegs- und Wehrliedern den ganzen Kampf wider den Feind mitgefochten und zu der Rettung von dem fremdherrlichen Joche ebensoviel beigetragen, als die in Reih und Glied das Schwert führenden Männer. Als der Friede geschlossen war, ließ er sich am Rhein nieder, zuerst in Köln, später in Bonn. Dort baute er sich am Fluß angesichts des herrlichen Siebengebirges ein Haus

und gründete mit Schleiermachers Halbschwester ein neues, langentbehrtes Heimwesen. Im Herbste 1818 wurde ihm an der neugegründeten Universität eine segensreiche Thätigkeit als Professor der neueren Geschichte eröffnet. Niemand war besser zum Führer der Jugend gemacht als er; aber das fürchteten eben damals die deutschen Regierungen, die in der am 18. Oktober 1817 gegründeten allgemeinen deutschen Burschenschaft Verschwörung und Umsturzpläne witterten. Kotzebues Ermordung durch Sand, an der die Burschenschaft völlig unschuldig war, schien diese Ansicht zu bestätigen — die Burschenschaft wurde durch die Karlsbader Beschlüsse unterdrückt. Professoren und Studenten stellte man unter die strengste Aufsicht; eine allgemeine „Demagogenhetze" begann. Ihr unterlag auch nur zu bald Ernst Moritz Arndt. Burschenschaft.

Abb. 211. Ernst Moritz Arndt nach einem Bildnis aus dem Jahre 1817.

Grade damals war der vierte Teil seines „Geistes der Zeit" erschienen, in dem er die kühne Sprache „erschreckender Wahrheit," wie sie Stein einst genannt, gegen die Feinde im Innern richtete und den vollen Gewinn der Befreiungskriege auch für Deutschlands innere Entwickelung verlangte. Die Folge war eine plötzliche Haussuchung bei dem Verfasser, seine Papiere und Briefe wurden zusammengepackt und versiegelt mitgenommen. Aber damit begnügte man sich nicht; im folgenden Jahre wurde er von seinem Amte suspendiert und dazu einer Kriminaluntersuchung „wegen Teilnahme an burschenschaftlichen Umtrieben" unterworfen. Das Ergebnis dieser peinlichen Quälerei des wackeren Mannes war ein völlig unklares — weder ein Schuldig noch ein Unschuldig wurde ausgesprochen, sein Gehalt erhielt er auch fortbezahlt, aber den Lehrstuhl durfte er nicht wieder besteigen, und im kräftigsten Mannesalter mußte er gezwungen feiern.

Aber er feierte doch nicht ganz, sondern er war fleißig mit der Feder im Dienste des Vaterlandes und der Kirche. Der schon 1816 unierten Gemeinde Bonns diente er ohne Unterbrechung bis an seinen Tod als Ältester. In seinem trefflichen Büchlein „Vom Wort und vom Kirchenliede" wies er auf den herrlichen Schatz unseres dreihundertjährigen geistlichen Gesanges hin und drang auf ein einheitliches Kirchengesangbuch für ganz Deutschland. Aus seinem kindlich warmen Glauben gingen eine Reihe der schönsten geistlichen Lieder hervor, die in unseren evangelischen Gesangbüchern zum Teil bereit- Geistliche Lieder.

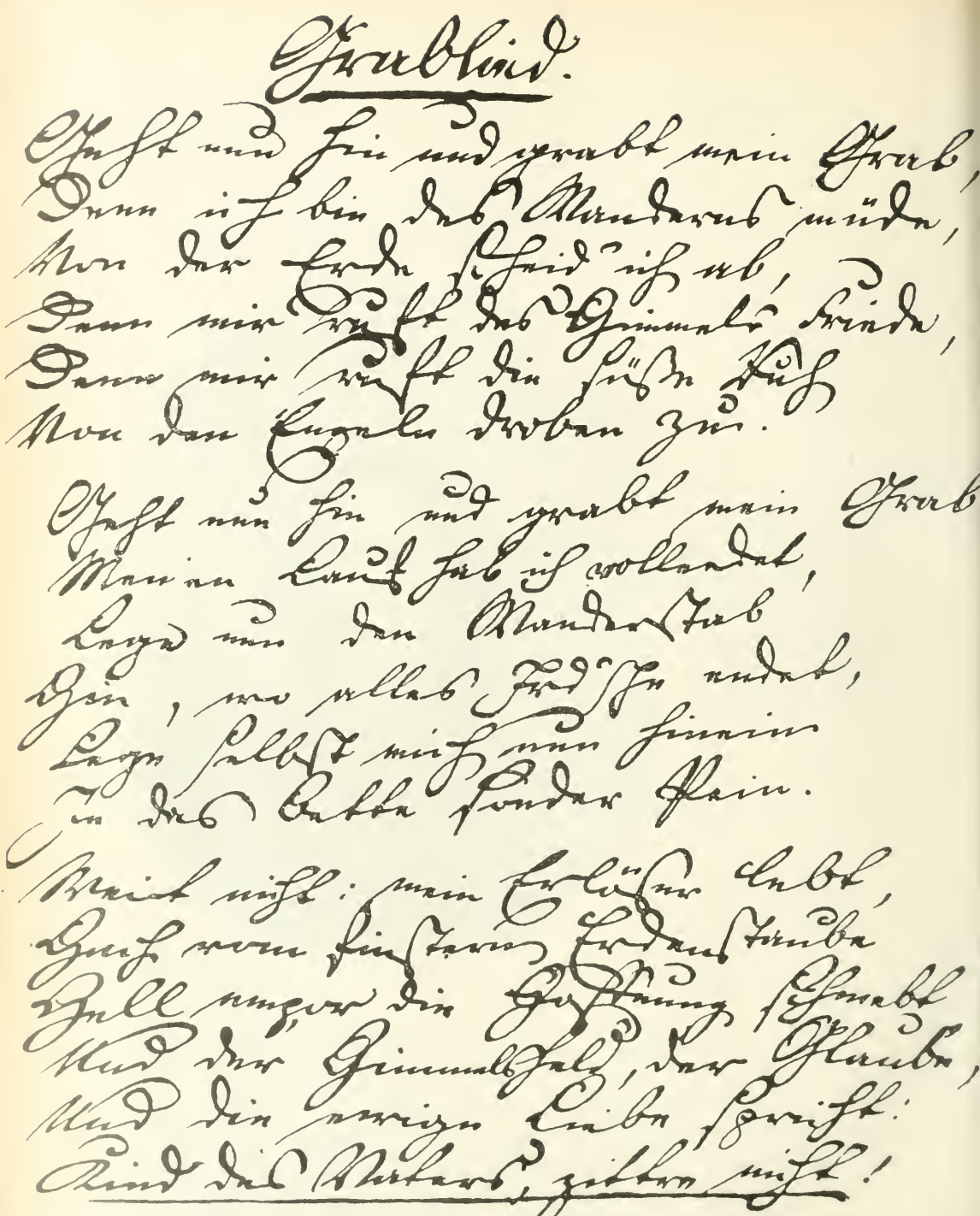


Abb. 212. Ernst Moritz Arndts Grablied in der Handschrift des Dichters aus seinem neunzigsten Jahre. Faksimile der ersten, zweiten und letzten Strophe.

willige Aufnahme gefunden haben. Charakteristisch darunter ist das „Grablied," welches er in vollster Manneskraft — vierzig Jahre vor seinem Tode — dichtete und in seinem neunzigsten Jahre nochmals mit kräftiger Hand für die letzte Sammlung seiner Gedichte niederschrieb. Anfangs- und Schlußstrophe davon lauten:

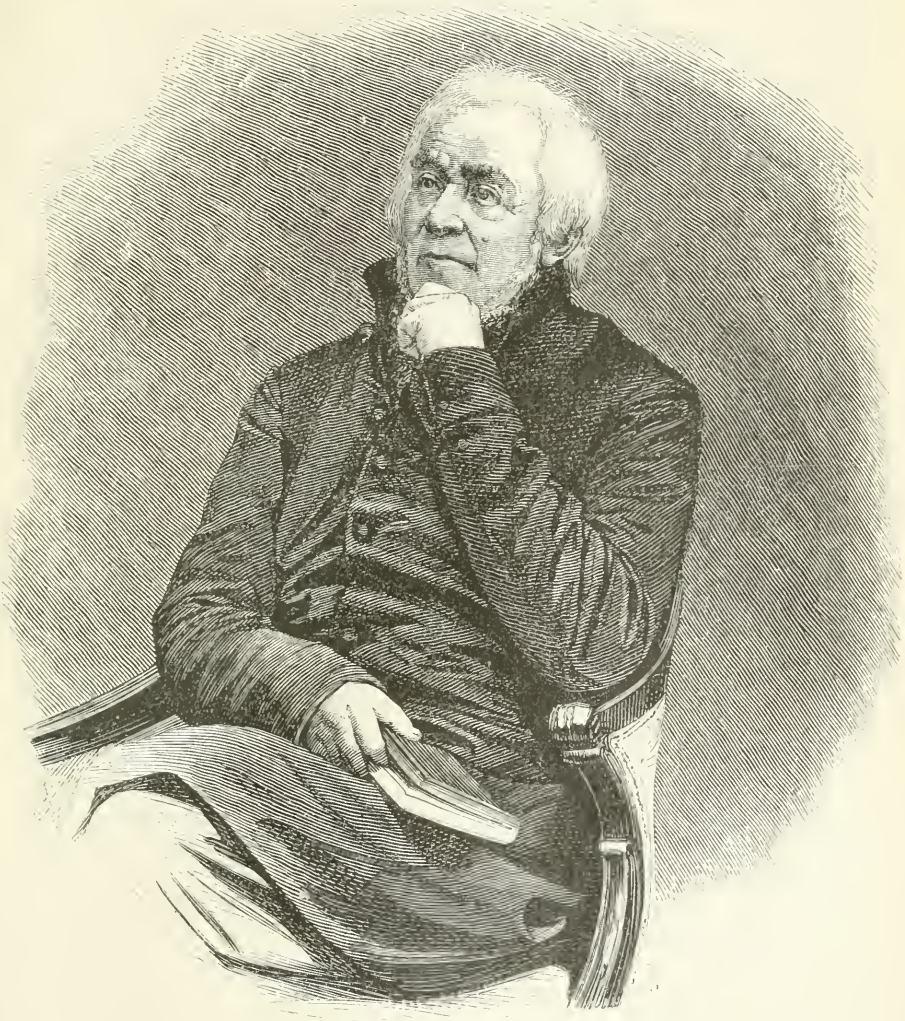


Abb. 213. Ernst Moritz Arndt im Jahre 1848. Dargestellt als Abgeordneter für den 15. Rheinpreußischen Wahlbezirk für das Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt. Aus den damals bei Jügel in Frankfurt erschienenen Bildnissen der Abgeordneten.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde scheid' ich ab,
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die süße Ruh'
Von den Engeln droben zu.

Weint nicht: mein Erlöser lebt,
Hoch vom finstern Erdenstaube
Hell empor die Hoffnung schwebt,
Und der Himmelsheld, der Glaube,
Und die ew'ge Liebe spricht:
Kind des Vaters, zittre nicht!

Erinnerungen.

Siebzig Jahre alt schrieb Arndt seine „Erinnerungen aus meinem äußeren Leben," ein ebenso mannhaftes wie wahrhaftes Selbstzeugnis zur Abwehr gegen die Verunglimpfungen der Feinde, das Muster einer Autobiographie. In seinen unlängst von Langenberg herausgegebenen „Briefen an eine Freundin" (Charlotte von Kathen † 1850, Schleiermachers Schwägerin, eine fromme Sängerin) hat dieselbe eine willkommene Ergänzung gefunden. Von Interesse ist es, aus diesen Briefen zu ersehen, daß Arndt, der geborene schwedische Unterthan, trotz seiner Sympathie für das Nordland, gerade während seines Aufenthaltes in Stockholm (1806—1809) seines deutschen Berufes erst recht sicher ward. So schreibt er von dort (1809): „Mein deutsches Vaterland und seine heilige Sache verlasse ich nicht, so lange noch ein Tropfen Blut in mir warm ist. Ich fühle jetzt inniger als je, daß ich den Deutschen angehöre und keinem anderen Volke angehören könnte noch möchte."

Bald danach — im Sommer 1840 — wurde ihm auch öffentliche Genugthuung zu teil; es war einer der ersten Regierungsakte Friedrich Wilhelms IV, den getreuen Eckart Deutschlands wieder in sein Lehramt einzusetzen und ihm die vor zwanzig Jahren weggenommenen Papiere zurückzugeben. In demselben Jahr antwortete der Sängerveteran auf das französische Kriegsgeschrei, das aufs neue nach dem Rhein begehrte, in seinem mächtigen Gedicht: „Und brauset der Sturmwind des Krieges heran" mit dem 1870 erst recht zu seiner vollen Geltung gekommenen Refrain:

So klinge die Losung: Zum Rhein! Übern Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Als achtzigjähriger Greis wurde er noch einmal von seinem Volke auf einen Ehrenplatz gestellt durch die Berufung in die gesetzgebende Reichsversammlung des Jahres 1848 zu Frankfurt a. M. Da wollte er, der in guten und schlimmen Tagen zu Deutschland gestanden, „das gute, alte deutsche Gewissen vorstellen und als solches eine Stimme haben." Den Traum seiner Sehnsucht, ein einträchtiges starkes Deutschland unter einem deutschen Kaiser, der kein anderer als Preußens König sein durfte, konnte freilich jene Versammlung nicht erfüllen; mit getäuschten Hoffnungen kehrte er in sein Heim am Rhein zurück; den Mut verlor er darum nicht, mit jugendlicher Frische glaubte er an die Zukunft seines Volkes. In solchem Geiste ließ er noch im letzten Jahrzehnt seines Lebens mehrere Bücher herausgehen und dichtete manch schönes Lied. Das letzte war der fünfzigjährigen Gedächtnisfeier des Todes Schills gewidmet. Sein letztes Wort war ein Lebewohl an seine Freunde, das er einer neuen Sammlung seiner Gedichte voranschickte. Bald darauf, nachdem er den 90. Geburtstag noch in vollster Rüstigkeit gefeiert, ist er am 29. Januar 1860 gestorben. 1865 wurde ihm in Bonn nach Afingers Modell ein Bronzedenkmal errichtet.

Rückert.

Noch ist unter den patriotischen Dichtern ein Süddeutscher zu nennen, der mit gewaltiger Stimme sich dem Sängerkampf wider den Erbfeind anschloß, dann aber — ohne je den vaterländischen Boden und das deutsche Herz einzubüßen — seine Poesie bis in die weitesten Fernen und Formen des Völkerlebens und Völkerdichtens schweifen ließ: **Rückert**, ein kosmopolitischer und doch ein echt deutscher Dichter.

Friedrich Rückert, ein Franke, am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt a. M. in Unterfranken geboren, verlebte seine Jugend in der ländlichen Stille des in einem westlichen Ausläufer des waldreichen Haßberges gelegenen Pfarrdorfes Oberlauringen, wohin sein Vater als Verwalter des freiherrlich Truchsessischen Justiz- und Kameralamtes 1791

versetzt wurde, als er kaum vier Jahre alt war. In dem poetischen Cyklus „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannssohnes“ hat Rückert als Mann diese frohe Zeit mit prächtigem Humor wieder aufleben lassen. Über dem Umherstreifen in der freien Natur kamen die Bücher nicht zu kurz, und 1802 bezog er — von dem Ortspfarrer gut vorbereitet — das Gymnasium seiner Vaterstadt, auf welchem er so rasche Fortschritte machte, daß er drei Jahre später, als Siebzehnjähriger, zur Universität reif erklärt werden konnte. Das juristische Studium, das er auf seines Vaters Wunsch in Würzburg begann, war ihm indes bald verleidet, er wandte sich der Philologie zu, der er bis zum Schluß der akademischen Zeit (1809) treu blieb. Zwischen den gelehrten Studien fingen die dichterischen Keime an emporzusprießen; in den Ferien regte ihn besonders die Sagenwelt seiner Heimat zu dichterischer Gestaltung vielfach an. Dabei schlug sein Herz warm für das schwer bedrängte Vaterland und jubelte den Freiheitsregungen, die in Fichtes und Ernst Moritz Arndts Reden und Schriften sich kundgaben, begeistert zu. Endlich konnte er die Unthätigkeit nicht länger aushalten. Da sein bayrisches Vaterland mit Napoleon verbündet war, machte er sich im Sommer 1809 auf, um — dem Aufrufe des Erzherzogs Karl folgend — in die österreichische Armee einzutreten. Schon war er bis Dresden gekommen, als ihn die erschütternde Nachricht von der Niederlage bei Wagram erreichte und zur Umkehr nötigte. So kehrte er denn ins Elternhaus zurück, um dort seine Studien fortzusetzen und sich auf die akademische Laufbahn vorzubereiten. 1811 begann er in Jena Vorlesungen über allgemeine orientalische und griechische Mythologie zu halten. Aber nach zwei Semestern wandte er Jena wieder den Rücken; auch die ihm zugedachte Stelle am Gymnasium zu Hanau trat er nicht an und verließ die Stadt plötzlich, als die Nachricht von dem Gottesgericht, welches in Rußland über Napoleon hereingebrochen war, ihn erreichte. Sein heißer Wunsch, sich dem Feldzuge gegen die französischen Eindringlinge anzuschließen, wurde leider durch seine geschwächte Gesundheit vereitelt. So mußte er sich denn darauf beschränken, „sein Pfund zu benutzen“ und „durch irdischeren Gesang in das irdische Getriebe“ einzugreifen. Im Laufe des Jahres 1813 entstanden 52 seiner „Geharnischten Sonette“ und eine Reihe der Kriegs- und Siegeslieder, mit welchen er seit dem Brande von Moskau die Heldenthaten seines Volkes in allen einzelnen Zügen begleitete. Aber nur eines davon, das „Lied des fränkischen Jägers“ („Um Pfingsten, wenn der Kuckuck ruft“), gelangte noch im Jahre 1813 in einer Würzburger Zeitschrift, der von Danziger herausgegebenen „Aurora“, zum Druck. Alles andere erschien erst im Juni 1814 in Heidelberg unter dem Gesamtnamen: „Deutsche Gedichte,“ deren Verlag Abraham Voß, des Dichters Sohn, in Heidelberg vermittelte, wie dieser es auch war, der das von Rückert bescheidentlich gewählte Pseudonym Freimund Reimer in Reimar umwandelte. Die satirisch-politische Komödie „Napoleon und der Drache“ erschien 1815 bei Cotta in Stuttgart. Diese Daten beweisen, daß von einer unmittelbaren Mitwirkung in der Volkserhebung, wie sie zuweilen den Rückertschen Kriegsliedern zugeschrieben wird, nicht wohl die Rede sein kann. Damit sollen ihr Wert und ihre Bedeutung aber nicht beeinträchtigt werden. Die „Geharnischten Sonette“ sind die geistvollsten poetischen Gedenkblätter der Befreiungskriege und werden es stets bleiben. Was er damit gewollt, drückt der Dichter folgendermaßen aus:

Jugenderinnerungen.

Geharnischte Sonette.

Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend,
Zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte:
Nun denn, mein Geist, geh auch an dein Geschäfte,
Den Arm mit den dir eignen Waffen putzend.

Wie kühne Krieger jetzt, mit Glutblick trutzend,
In Reihn sich stellend, heben ihre Schäfte;
So stell auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharnischter Sonette ein paar Dutzend!

Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
Aufquellt, wie Riesen aus des Stromes Bette,
Stellt euch in eure rauschenden Geschwader!

Schließt eure Glieder zu vereinter Kette
Und ruft, mithadernd, in den großen Hader
Erst: Waffen! Waffen! und dann: Rette! Rette!

Zeitgedichte.

Recht volksbeliebt sind weder diese originellen, geistvollen Sonette, noch Rückerts „Zeitgedichte“ geworden. Die Sonette waren ja auch in erster Linie an die höheren Bildungsschichten Deutschlands gerichtet, aber die Zeitgedichte — „kriegerische Spott- und Ehrenlieder“ — wollten und sollten nach des Dichters Absicht ins Volk dringen. Ein ernst sittlicher Ton zeichnet sie alle aus, zum Gewissen reden sie mächtig, unseres Volkes Siege preisen sie als Gottes Thaten, aber selten treffen sie den Volkston wie sein Lied „Auf die Schlacht bei Leipzig“; nur wenige sind singbar, wie z. B. das folgende:

O wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab' ich rasch mich dargestellt,
Alles andere, hoch und tief,
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar danach mich umgeschaut,
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

In seine zahlreichen Ehrenlieder zum Preise der Helden von 1813—1815 hat er verstanden, zahlreiche kleine Geschichten, mit neckisch liebenswürdigem Humor erzählt, hineinzuflechten, die sonst der Vergessenheit anheimgefallen wären.

Wohlthuend berühren vor allem diejenigen seiner patriotischen Gedichte, welche Deutschlands Zerrissenheit beklagen und ein einiges Deutschland heransehnen. So klingt das Verlangen nach einem unter starker Kaiserhand geeinigten Deutschland hindurch in dem volksmäßig gehaltenen Liede „Barbarossa,“ auch in der „Straßburger Tanne,“ die ihren jüngeren Waldgeschwistern den Tag für Elsaß prophezeit,

Da wohnen wird und wachen
Ein Fürst auf deutscher Flur.

Und in des „Rheinstroms Gruß“ heißt der alte deutsche Rhein die aus Frankreich heimkehrenden Scharen willkommen und gibt ihnen folgende Mahnung an ihre heimatlichen Flüsse mit:

Deutsche Flüss' in der Gewässer
Noch so stolzer Fläche!
Einzeln seid ihr doch nicht besser
Als die Wiesenbäche;
Aber wenn ihr, deutsche Flüsse,
Strömet eure Wassergüsse
In ein Bett, in eines,
Das ist groß, ich mein' es!

In den „drei Gesellen“ triumphiert das „Deutschland hoch!“ über die Sonderrufe „Preußen hoch!“ und „Österreich hoch!“

So sehr nahm in diesen Jahren den Dichter die Erhebung seines Volkes in Anspruch, daß er „die Liebe, die zu zweien ruht unterm Dache der Myrten, nicht singen“ mochte. „Es ist wie durch einen Zauberschlag,“ schrieb er damals an einen Freund, der ihn zu erotischen Dichtungen bewegen wollte, „die ganze romantische Feenwelt vor meiner Phantasie versunken und die der Wirklichkeit aufgestiegen. Ich kann nicht anders, ich muß der Zeit ein Opfer bringen. Ob sie mich dann vielleicht loslasse und der Romantik wieder überliefere, steht abzuwarten.“ Aber zum Weihnachtsfest 1813, das er bei den Eltern und Geschwistern verlebte, dichtete er doch die allerliebsten „Fünf Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein“ („Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ ꝛc.), die noch heute die Lieblinge unserer Kinder sind.

In Stuttgart.

Die „Deutschen Gedichte“ hatten die Aufmerksamkeit der litterarischen und buchhändlerischen Kreise auf den jungen Dichter gelenkt. Im November 1815 lud ihn Cotta nach Stuttgart ein, um seine Mitredaktion für das „Morgenblatt für gebildete Stände“ zu gewinnen. Um jene Zeit schildert ihn Gustav Schwab als „großen bleichen Jüngling,

von Kopf zu Fuß schwarz altdeutsch gekleidet, lange schwarze Schulterlocken tragend, mit Augen nicht groß, aber tiefliegend, funkelnd und braun.“ So sah ihn auch sein Freund, der bekannte Künstler Karl Barth, der ihn 1818 in Rom porträtierte, wohin der Dichter schon Ende 1817 gegangen war, da „der mechanische Dienst mit seiner Gebundenheit“ ihm nicht länger zusagte. Der romantische Strom der Zeit hatte damals in der Siebenhügelstadt eine große deutsche Künstlerkolonie zusammengeführt, in welcher der altdeutsche Rock, das Barett und das lang herabwallende Haar reichlich vertreten waren. Dazu gehörten die Maler Schnorr, Cornelius, Overbeck, Veit, der Bildhauer Thorwaldsen, der Geschichtschreiber Niebuhr und sein Sekretär Bunsen, der dichtende Kronprinz Ludwig von Bayern, endlich auch ein Kranz geistreicher Frauen, Henriette In Rom.

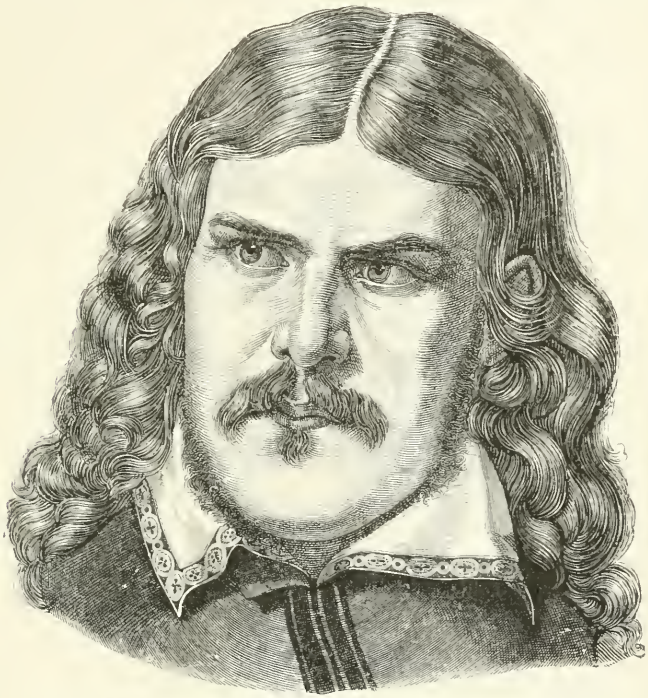


Abb. 214. Friedrich Rückert im Jahre 1818. Nach einer in Rom angefertigten Zeichnung von Karl Barth.

Herz, Dorothea Schlegel u. a. Alle hießen den hochgewachsenen, mit seinem schwarzen Schnurrbart ganz martialisch dreinschauenden Dichter der „Geharnischten Sonette“ in ihrer Mitte willkommen.

Nach einjährigem Aufenthalte in Italien ging Rückert nach Wien, wo er von dem berühmten Orientalisten Freiherrn von Hammer-Purgstall (1774—1856) in die arabische, persische und türkische Sprache und Litteratur eingeführt wurde. Er lebte sich in den Geist dieser fernen Welt und ihrer Formen ganz hinein und war seitdem bemüht, die letzteren in Deutschland einzuführen. In Wien.

In Koburg, wohin er 1820 übersiedelte, trieben die fortgesetzten orientalischen Studien eine Reihe poetischer Früchte; so die sinnlich-erotischen „Östlichen Rosen,“ in denen vieles aus Hafis u. a. übersetzt, anderes nachgebildet ist; die Ghasele, in denen er Platens Vorgänger und Meister war; und die „Verwandlungen des Abu Östliche Rosen.

Makamen. Seid von Serug oder die **Makamen** des Hariri." Die Form dieser dem Arabischen frei nachgebildeten Makamen ist ein Gemisch von gereimter Prosa und eingestreuten Gedichten, das in seinen endlosen Wort- und Klangspielen und in seiner übertriebenen Bilderfülle bald ermüdend wirkt. Das Wort „Makame" bedeutet eine litterarische Zusammenkunft, bei denen aus dem Stegreif erzählt wurde, dann auch Erzählung.

Während Rückert so eine wachsende Meisterschaft in der Kenntnis, Beherrschung und Verdeutschung der morgenländischen Sprachen und Dichtungen sich erwarb, hielt er sich doch Herz und Sinn offen für deutsches Lieben und deutsche Lieder. In diese Zeit seines Mannesalters fällt sein **„Liebesfrühling"**. Die unter diesem Namen bekannte und berühmte Liedernovelle schildert in fünf Sträußen die Geschichte seiner Liebe zu Luise Wiethaus-Fischer vom ersten Augenblicke des seligen Findens bis zur Vermählung. Hier kann man wohl sagen: „Das ganze Leben löste sich ihm in Poesie auf:" — denn in den über vierhundert Liedern, aus welchen sich dieses Werk zusammensetzt, ist keine Empfindung, ja kaum ein Atemzug und Herzschlag der Liebenden unbesungen geblieben, während es an Handlung und an Thatsächlichem fehlt, das sich in den beigegebenen Liederreihen „Agnes" und „Amaryllis" (zwei Jugendgeliebte) viel mehr findet. Es sind in dem „Liebesfrühling" gewiß viele zarte, seelenvolle Lieder, in denen sich das tiefste Herzensleben auf das ergreifendste offenbart. Ich brauche zum Belege dafür nur an die folgenden zu erinnern: „Dein Bild, Geliebte, möcht' ich haben" — „Mir ist, nun ich dich habe" — „Wenn die Rosen aufgeblüht" — „Der Frühling lacht von grünen Höhen" ꝛc. ꝛc. Und was kann es Naiveres und Anmutigeres geben, als das Hinaussehnen des jungen Mädchens: „O süße Mutter, ich kann nicht spinnen —." Wie tief gefühlt ist auch das Gebet vor der Hochzeit: „Herr, der du alles wohlgemacht!" Doch viel Mattes und Leeres findet sich daneben, und oft wirkt eine willkürliche Schwerreimerei und mühevolle Verskünstelei höchst störend. Neben geistreichen und tiefen Gedanken findet sich endlich viel Unbedeutendes und Triviales. So singt da einmal auf den Promenaden die Nachtigall:

Liebesfrühling.

Laf't ihr eben, liebe Herren,
Zeitungen vielleicht?
Das genügt dem Abendstern,
Daß er gleich erbleicht.

Nagt am Konversations-
Lexikon ihr noch?
Bin ich dieses Lexikons
Kein Artikel doch!

Trotz alledem dürfte Paul Heyse recht haben, wenn er von Rückerts Lyrik überhaupt und vom „Liebesfrühling" insbesondere sagt:

„Nicht jedes Blatt ist eine Wunderblüte,
Doch nie ließ uns ein Geist in solcher Fülle
Des Lieb'- und Liederfrühlings Zauber ahnen."

Durch König Ludwigs I von Bayern Befürwortung erhielt Rückert im Jahre 1826 einen Ruf zum Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen, dem er gerne folgte, da sein wachsender Hausstand ihm eine gesicherte Existenz wünschenswert machte. Seine fünfzehnjährige akademische Thätigkeit (1826—1841) war aber niemals sehr lebhaft, ja er suchte es meist so einzurichten, daß er nicht zu lesen brauchte, auch leistete er nichts Hervorragendes in gelehrt philologischen Arbeiten: seinen Hauptberuf erkannte er in der gründlichen Erforschung und poetischen Nachbildung orientalischer Dichterwerke. Darin brachte er es nun bald zu einer nie dagewesenen Meisterschaft. 'Ein geborenes Sprachgenie, durfte er wohl sagen: „Mir lebt jede Sprache, die Menschen schrieben;" denn er übersetzte nicht, er verdeutschte was er aus den verschiedensten orientalischen Dichtungen für unser Volk auswählte, freilich oft auf Kosten des Charakters der Originale.

Nal und Damajanti. So opferte er in dem aus dem Sanskrit übertragenen „Nal und Damajanti," einer Episode aus dem althindostanischen Heldenepos „Mahabharata", wie Goedeke hervorhebt, „die ruhige, strenge Form und den epischen Ton des Originals einer lyrischen Weichheit auf." Aber freilich ist dadurch das Gedicht um so mehr ein deutsches ge-

worden, wozu es der tief ethische Inhalt auch besonders geeignet erscheinen läßt: es ist ein Preis der ehelichen Frauentreue, die unter allen Mühsalen und Prüfungen unerschütterlich aushält. — Noch freier behandelt waren das chinesische Liederbuch „Schiking“ und das dem persischen Königsbuche des Firdusi (S. 1) entnommene Epos „Rustem und Sohrab,“ das an unser Hildebrandslied (S. 11 f.) mannigfach anklingt. Rustem und Sohrab. Daran reiht sich das indische Lehrgedicht „Die Weisheit des Brahmanen,“ das aus gnomenartigen Sprüchen, Fabeln und Parabeln in Alexandrinern besteht und worin er seine eigene Philosophie und Lebensanschauung unter der Maske eines Brahmanen vorträgt.

Die „**Weisheit des Brahmanen**“ erschien innerhalb der Jahre 1836—1839 in sechs Bänden und umfaßte zwanzig Bücher. Rückert wollte darin „ein Ganzes, das besteht aus tausend kleinen Ganzen“ darbieten, und in der That muß man sein Werk nicht als ein eng zusammenhängendes auffassen und beurteilen; er selbst sagt: Weisheit des Brahmanen.

Dies anspruchslose [Buch] macht die kurzen Gäng' euch leicht:
Denn wo ihr still stehn wollt, habt ihr ein Ziel erreicht.

Wenn man dies beherzigt, wird man hie und da hineingreifen und überall neben manchem Unbedeutenden, Trocknen eine Fülle geistreicher Gedanken finden, die anregend und befruchtend auf den Geist des Lesers wirken. Die mystisch-pantheistische Richtung, die auch in anderen Gedichten Rückerts, wie z. B. in der „sterbenden Blume“ hervortritt, spricht sich in diesem Lehrgedicht noch unverhüllter aus; so heißt es darin:

Der Unbedingte, der sein eignes Sein bedingt,
Selbst durch Hervorbringung der Welt hervor sich bringt.

Ein anderes Mal sogar:

O Sonn', ich bin dein Strahl; o Ros', ich bin dein Duft,
Ich bin dein Tropf, o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft.

Anderseits macht er aber gegen den Materialismus als gegen eine blinde mechanische Weltanschauung entschieden Front, wenn er sagt:

Ich fühle mich kein Rad im blinden Radgetriebe,
Und unterbringen kann ich nirgends meine Liebe.

Und an anderer Stelle finden wir das folgende tiefsinnige Epigramm:

Die Natur ist Gottes Buch! | Mißlingt daran der Leseversuch,
Doch ohne Gottes Offenbarung | Den anstellt menschliche Erfahrung.

„Im tiefsten Grunde,“ urteilt Wilhelm Baur, „ist Rückert ein poetischer Verkündiger der ewigen Liebe, die in der Krippe zu Bethlehem sich am hellsten geoffenbart hat.“ Davon zeugen, außer vielen anderen, schon sein schönes Adventslied: „Dein König kommt in niedren Hüllen,“ und sein tiefernstes Gedicht: „Bethlehem und Golgatha“ aufs entschiedenste. Und wie christlich stimmungsvoll ist sein „Abendlied:“

Ich stand auf Berges Halde, | Des Himmels Wolken tauten
Als Sonn' hinunter ging, | Der Erde Frieden zu,
Und sah, wie überm Walde | Bei Abendglockenlauten
Des Abends Goldnetz hing. | Ging die Natur zur Ruh.

Aber auch unter seinen „Vierzeilen,“ „Angereihten Perlen“ ꝛc. findet sich viel christliche Spruchweisheit. Ja, das verunglückte „Leben Jesu,“ eine eintönige Evangelienharmonie in Alexandrinern, welche an die gereimten Bibelübersetzungen des XVI. Jahrhunderts erinnert, war aus einer christlich-apologetischen Absicht, den Angriffen David Strauß' gegenüber, hervorgegangen. Auch in seinem Alter war es ihm eine Lieblingsarbeit, ältere Kirchengesänge aus den lateinischen Originalen zu übersetzen oder umzudichten. Sein Sohn, Professor Heinrich Rückert, bezeugt (in den Grenzboten Leben Jesu.

1866 Nr. 14. 15) ausdrücklich, daß ein schlichter Choral ihn aufs tiefste rühren konnte, wie er auch den Gottesdienst in der Dorfkirche zu Neuseß niemals versäumte, obwohl er gegen die übliche protestantische Kanzelberedsamkeit der Neuzeit viel einzuwenden hatte.

Zu dem Schönsten, was aus Rückerts fruchtbarem Liederhorn hervorgegangen, bot ihm ein schmerzliches Familienereignis Anlaß. Rasch hintereinander wurden ihm um die Wende von 1833/34 seine zwei jüngsten Kinder durch das Scharlachfieber genommen, und es ist charakteristisch für seine Dichtweise, daß die „Kindertotenlieder," welche treu abspiegeln was damals durch seine und seiner Frau Seelen ging, in seinem Pult ungedruckt liegen blieben und erst sechs Jahre nach seinem Tode zum Druck gelangten. Auch diese Lieder, welche ebensosehr von der Tiefe seines Schmerzes, wie von der Stärke seiner Christenhoffnung zeugen, sind so zahlreich, daß sie nicht alle gleichwertig sein können, aber viele darunter („Lebt wohl, ihr Geschwister" — „Ich hatt' dich lieb, mein Töchterlein" — „Deine Kinder, hier verloren, wirst du droben wiedersehen") sind von einer tief ergreifenden Innigkeit und haben schon vielen trauernden Elternherzen reichen Trost gespendet.

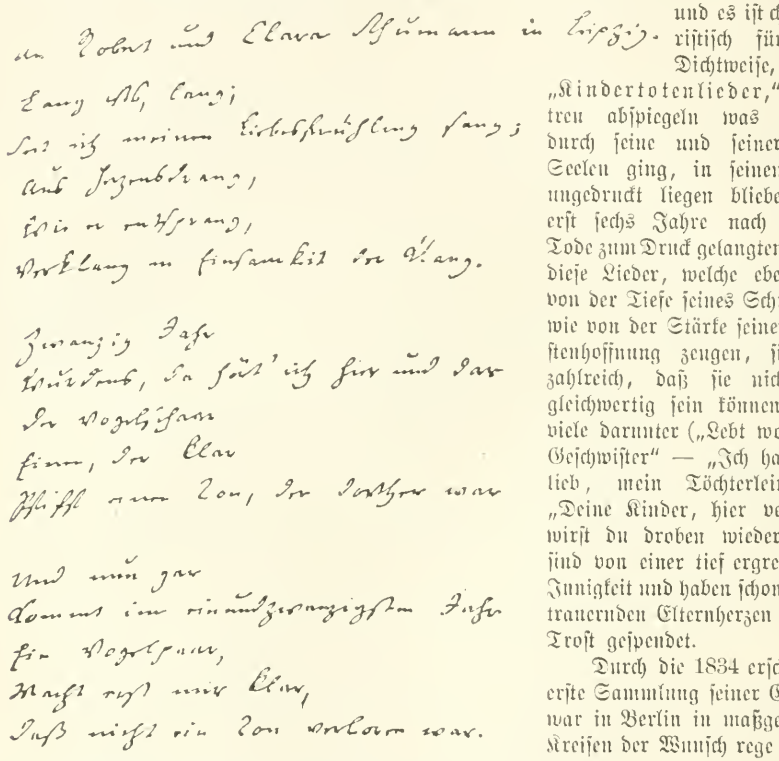


Abb. 215. Rückerts eigenhändige Niederschrift eines 1842 an Robert und Klara Schumann gerichteten Liedes. Nach dem Original im Besitz des Herrn Dr. Conrad Beyer in Zürich.

Durch die 1834 erschienene erste Sammlung seiner Gedichte war in Berlin in maßgebenden Kreisen der Wunsch rege geworden, Rückert dorthin zu ziehen. Aber erst im Herbst 1841 kam es dazu, daß Friedrich Wilhelm IV ihn durch ein ehrenvolles Handschreiben zum Professor der orientalischen Sprachen an die dortige Universität berief. Rückert kam voll großer Erwartungen in Berlin an, fand sich aber bald nach allen Richtungen hin enttäuscht. Insbesondere hatte er sich von dem persönlichen Verkehr mit dem geistreichen König und von dessen Förderung seiner dramatischen Pläne sehr viel versprochen; nun wurde er selten bei Hof eingeladen, und seine Dramen (Heinrich IV — Saul und David — Christofero Columbo ꝛc.) wurden kühl aufgenommen, wie sie es allerdings nicht anders verdienten. Dazu konnte er sich ebensowenig in das politische wie in das litterarische Parteigetriebe fügen; den einen galt er als Revolutionär, den anderen als Reaktionär. Ebensowenig konnte er sich in die geheimrätlichen Kreise, in deren Mitte er wohnte und zu denen er nach Titel und Stellung gehörte, hineingewöhnen. Seine Vorlesungen wurden, nachdem die erste Neugier befriedigt war, schwach besucht, da er wenig Anregendes in seinem Vortrag hatte und überdem zu leise sprach; bald hielt er sie nur noch in seinem Arbeitszimmer, da selten die zu einem Collegium erforderliche Dreizahl überschritten wurde. Endlich konnte er auch den Berliner Winter

In Berlin.

nicht vertragen und mußte jeden Theaterbesuch, auf den er sich vorher so sehr gefreut hatte, mit ernster Unpäßlichkeit büßen. — Selten gab es einen Lichtpunkt in diesen einsamen Wintern für den Dichter, aber es fehlte daran auch nicht ganz. So erfreute ihn 1842 Klara Schumann durch ihr schönes Spiel, und ihr Mann, Robert Schumann, durch den Vortrag seiner stimmungsvollen Kompositionen von zwölf Liedern aus dem „Liebesfrühling“ (zwei Hefte, Op. 37). Den Dank für diesen Genuß brachte Rückert dem „Vogelpaar“ in dem gegenüberstehend autographisch mitgeteilten Liede: „Lang ist's, lang, Seit ich meinen Liebesfrühling sang,“ das in dem „Berliner Taschenbuch“ von Alex. Dunker, Hänel und Kletke 1843 zum Abdrucke kam, in der Gesamtausgabe von Rückerts Werken aber nicht Aufnahme gefunden hat. Es mag bei diesem Anlaß noch bemerkt werden, daß Robert Schumann auch zahlreiche andere Lieder Rückerts (z. B. „Adventlied“ — „Neujahrslied“ — „Ritornelle“ u. a.) komponiert hat. Außerdem haben Fr. Schubert, Robert Franz, Ferdinand Hiller u. a. vieles von Rückert in Musik gesetzt.

Feierabend.

Auf die einsamen Winter in Berlin (zuletzt brachte er seine Familie gar nicht mehr mit und führte eine höchst einfache Junggesellenwirtschaft) folgten stets frohbewegte Sommer, die er in seinem freundlichen Häuschen zu Neuseß bei Koburg zubrachte, was er bei seiner Anstellung sich ausbedungen hatte. Zwei Tage vor der Märzrevolution 1848 verließ er die Residenz zum letztenmal und richtete bald danach ein Gesuch um Dienstentlassung nach Berlin, die der König ihm nach einigen Verhandlungen mit der Hälfte seines Gehaltes als Pension bewilligte. — Fast achtzehn Jahre hat danach der Feierabend des greisen Dichters gewährt. Rastlos arbeitend und dichtend hat er denselben in dem idyllischen Frieden der Landeinsamkeit verlebt. Die Natur, die er in so zahllosen Tönen besungen, war ihm eine jeden Frühling mit Jubel neu begrüßte Freundin und Freudenspenderin. Sein Haus und seine Familie machten sein ganzes Glück aus; nachdem 1857 seine geliebte Luise von ihm geschieden, waren seine Tochter Maria, seine Schwiegertochter und seine Enkel die Freude und der Trost seiner Einsamkeit. Am 31. Januar 1866 wurde die nie erloschene Sehnsucht nach seiner Frau erfüllt und er wieder mit ihr in der Ewigkeit vereint.

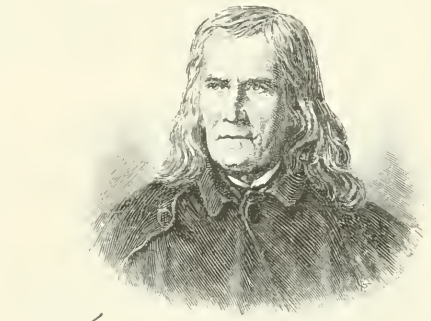


Abb. 216. Friedrich Rückert in seinen letzten Lebensjahren.

Poetisches Tagebuch.

Auf diesen Abend seines Lebens wirft das von seiner Tochter Maria zu seinem hundertjährigen Geburtstage herausgegebene „Poetische Tagebuch“ helle und erfreuliche Schlaglichter und ergänzt in erwünschter Weise die zu seinen Lebzeiten schon veröffentlichten „Haus- und Jahreslieder.“ Dasselbe eröffnet — die Jahre 1850—1866 umfassend — ganz neue Blicke in des Dichters tiefes Gemüt, besonders in seine bis an den Tod nie erlöschende Liebe zu seiner Frau, und bietet einen neuen Beweis für die unglaubliche poetische Fruchtbarkeit Rückerts. Es ist wirklich, wie Mises-Fechner einst sagte: „Rückert gleicht einem Weinstocke, der nicht einzelne Beeren, sondern ganze Trauben von Gedichten auf einmal mit natürlicher Rundung und Fülle hervorquellen läßt.“ Es sind nun allerdings „viel bunte Steinchen, Kies und Sand“ unter dem, was die „Flut“ seiner Poesie an den Strand geworfen, aber es liegen auch „echte Perlen“

in großer Zahl darunter; oder wie der Dichter es bescheiden in seinem „Motto zum Nachlaß“ ausspricht, seine Poesie ist reich an „Vergißmeinnichten“:

Meine kleinen Gedichte
Kommen wie kleine Blumen mir vor,
Lauter winzige Wichte,
Aber zusammen doch ein Flor,
Und hervor aus dem Chor
Blicken Vergißmeinnichte.

3. Der schwäbische Dichterkreis.

Aus der romantischen Schule hervorgegangen, aber über sie hinausgewachsen und in das Herz seines Volkes hineingedrungen, wie kaum ein anderer Dichter neuer und alter Zeit, ist ein Sohn des an Geschichtserinnerungen reichen und von jeher saugeslustigen Schwabenlandes, **Uhland**, um den sich ein Kreis stammgenössischer Mitstrebender und Mitdichtender so eng und warm gruppierte, daß man ihn oft das Haupt einer Schule genannt hat. Mit Recht hat einer aus ihrer Mitte, Justinus Kerner, dagegen protestiert:

Bei uns gilt keine Schule.
Mit eignem Schnabel jeder singt,
Was halt ihm aus dem Herzen dringt —

und an einer andern Stelle:

Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur,
Da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt Natur.

Das Haupt aber des **schwäbischen Dichterkreises** darf man Uhland wohl nennen; als solches haben die Genossen ihn stets betrachtet und geehrt.

Uhlands Leben.

Ludwig Uhland, am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, stammte aus einer Kaufmanns- und Gelehrtenfamilie. Sein Urgroßvater gründete eine noch jetzt bestehende Handlung in der Universitätsstadt, sein Großvater war Professor der Theologie, sein Vater Universitätssekretär. Nach gut absolvierter lateinischer Schule wurde der begabte Knabe schon im fünfzehnten Jahre als Jurist auf der Universität inskribiert („gegen meines Herzens Drang,“ erklärte er 1816 in dem Liede „Die neue Muse“); seine ganze Vorliebe gehörte den philologischen Studien, insbesondere den germanistischen, an. Aus derselben Zeit stammen seine ersten dichterischen Versuche:

Meines Lebens zarte Blüte
Hat die Zeit nun abgestreift,
Und, bewahrt durch Gottes Güte,
Sind die Früchte bald gereift —

sang er seinen Eltern am Neujahr 1802. Die alten Lieder von Hildebrand und von Walther von Aquitanien förderten seinen poetischen Trieb, wie sein Verlangen nach wissenschaftlicher Erforschung unserer ältesten Litteraturschätze. Weitere Nahrung fand er in des „Knaben Wunderhorn“ und in Herders „Stimmen der Völker“; er erlernte eine Reihe fremder Sprachen „stille für sich,“ um die alten Lieder im Urtext lesen zu können. 1804 kam Justinus Kerner nach Tübingen; das bewegliche, zutrauliche Wesen desselben übte auf den zurückgezogenen Uhland einen günstigen Einfluß. Durch ihn wurde er mit anderen tüchtigen Studenten bekannt, aus denen sich bald ein engerer Freundeskreis bildete, dem u. a. auch der Dichter Carl Mayer angehörte. Das Jahr 1805 — sein achtzehntes — war reich an Liedern. Nicht alle gleichwertig: manche noch im Banne der älteren Romantik, aber doch auch viele, die über sie hinausgewachsen sind. Da sang er das gefühlsselige „Ade, du Schäfer mein,“ aus dem Heines Gehässigkeit fälschlich den Grundton der Uhlandschen Poesie heraushören wollte. Aber auch die köstlichen Perlen unter seinen Liedern: „Die Kapelle“ und „Des Schäfers Sonntagslied“ gehören schon in dieses frühe Jahr seines Lebens. 1806 erschienen zum erstenmal

Gedichte von Uhland in dem Musenalmanach des Romantikers Leo v. Seckendorf; 1808 seine ersten Balladen in Arnims „Zeitung für Einsiedler." Mit den Freunden vereinte er sich zur Abfassung eines geschriebenen Sonntagsblattes, in welchen er Bruchstücke aus den Nibelungen mitteilte, denen er historische Erläuterungen beifügte. Dahinein schrieb er eine die Zuhörer lebhaft ergreifende Abhandlung: „Über das Romantische." In derselben heißt es: „Die Romantik ist nicht bloß ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt was Worte dürftig oder nimmer aussprechen, sie ist das Buch voll seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunklen Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab- und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen." Und zum Schluß forderte er die Freunde auf: „Nun, so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt!" Die Abreise der Freunde und der notwendige Abschluß des juristischen Fachstudiums störten diese Bestrebungen; er rüstete sich auf die Prüfungen, die er ehrenvoll bestand. Nun war er Doktor der Rechte, und die Advokatur stand ihm offen, aber sein Herz gehörte mehr als je der Poesie an. So studierte er denn auch in Paris, wohin er 1810 gegangen war, fleißiger die alt- In Paris
französischen und altdeutschen Gedichthandschriften, als das französische Recht und Gerichtsverfahren, wie sein Vater es vor allem wünschte. Die Frucht dieser Studien war die gehaltvolle, auch von Franzosen anerkannte und oft citierte Abhandlung über das altfranzösische Epos, die später in Fouqués „Musen" zum Abdruck gelangte. Auch manches deutsche Gedicht (z. B. „Graf Eberhards Weißdorn") entstand auf französischem Boden.

Abb. 217. Ludwig Uhland im Jahre 1832. Nach einer Radierung von Franz Kugler.

Nach achtmonatlichem Aufenthalte kehrte er in die Heimat zurück, wo er mit Gustav Schwab und durch ihn mit anderen strebsamen Freunden der Poesie bekannt wurde. Seine eigenen Gedichte wurden im großen Publikum wenig beachtet: Cotta wollte sie nicht in Verlag nehmen. Doch Uhland ließ sich dadurch nicht entmutigen; zwischen Dichten und Verfertigen von Prozeßschriften verflossen ihm die Jahre 1811 und 1812. Im Dezember 1812 siedelte er nach Stuttgart über, wo er zuerst im Justizministerium als Accessist arbeitete. Seine Stellung sagte ihm gar nicht zu; für die Litteratur behielt er fast gar keine Zeit. Auch wurmte es ihn, an dem Kampfe wider Frankreich nicht teilnehmen zu können. „Der Landsturm," schreibt er an seine Mutter, „steht nun zwar auf dem Papier, er wird Ihnen aber wenig Sorge machen, denn wenn er jemals

Lieder von 1813.

zusammengerufen würde, so hat man dafür gesorgt, daß kein Unglück mit Gewehren geschehe.“ Resigniert sang er da:

Und bin ich nicht geboren
Zum hohen Heldentum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm,

Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Seine Lieder „Vorwärts!“ und „Die Siegesbotschaft“ reihen sich würdig denen der norddeutschen Sangesgenossen an. Das letzte schließt:

Da schwingt's sich überm Rhein empor
Und bricht den düstern Wolkenflor;
Ist's stolzer Adler Sonnenflug?
Ist's tönereicher Schwäne Zug?

Es rauscht und singt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht so Heil'ges nicht zum Spott,
Viktoria! mit uns ist Gott.

Inzwischen hatte Uhland seine Entlassung aus dem Staatsdienste, dem er anderthalb Jahr unbesoldet obgelegen, genommen und war wieder in die Advokatur eingetreten. Er fühlte sich darin nicht glücklicher, es fehlte ihm besonders „das Talent zum Erwerb.“ Dazu sagte ihm die Entwickelung der Württembergischen Verhältnisse nicht zu, und er hielt es für seine Pflicht, wider die vom König oktroyierte Verfassung zu protestieren und auf die Wiederherstellung der alten landständischen Rechte, wie sie bis auf die Franzosenzeit bestanden hatten, zu dringen. In einer Reihe „vaterländischer,“ oder besser politischer Lieder, die auf Flugblättern das Land durchflogen, stand er „für das gute alte Recht“ ein:

Politische Lieder.

Und wo bei altem gutem Wein
Der Württemberger zecht,

Soll stets der erste Trinkspruch sein:
Das alte gute Recht!

Trotz dieses mehr lokalen Kampfes vergaß er nie des größeren deutschen Vaterlandes, und als es ihm endlich im Sommer 1815 gelang, seine gesammelten Gedichte bei Cotta zum Erscheinen zu bringen, gab er ihnen eine Widmung „An das Vaterland“ mit auf den Weg:

Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!

Denn dir, dem neuerstandnen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Dramen.

Aus seinem deutschen Herzen herausgeboren war auch das Trauerspiel: „Ernst, Herzog von Schwaben,“ das er im August 1817 vollendete und dem sich bald danach ein sinnverwandtes zweites Drama: „Ludwig der Bayer“ zugesellte.

Im Jahre 1819 erhielt Württemberg eine auf sein alteinheimisches Recht begründete, zwischen König und Volk vereinbarte Verfassung: auch Uhland hatte als Abgeordneter mit daran gearbeitet. Zur Feier dieses gelungenen Werkes wurde in Stuttgart „Ernst, Herzog von Schwaben“ aufgeführt; Eßlair trug den dazu eigens von dem Dichter verfaßten Prolog vor. Auch in die neue Ständeversammlung wurde Uhland als Abgeordneter gewählt. — Und nun wagte er es auch, sich um die Hand eines jungen Mädchens zu bewerben, das er schon seit Jahren liebte, ohne seine Neigung zu erklären, weil er seine Lage für zu bescheiden hielt, um einen Hausstand zu begründen. Im Mai 1820 führte er Emma Vischer aus Kalw als seine Frau heim. Seinen Pflichten in der Ständeversammlung lag er mit der unverbrüchlichsten Treue ob, daneben machte er sich aber nun mit erneutem Eifer an das Studium unserer alten Dichtung: die früher (S. 165) erwähnte treffliche Schrift über Walther von der Vogelweide war die erste Frucht dieser Studien. Nach Ablauf der sechsjährigen Wahlperiode gab er die ständische Beschäftigung ganz auf und richtete sein Streben und Arbeiten ausschließlich auf eine akademische Lehrthätigkeit. Endlich folgte auch die Regierung dem Vorschlag des Universitätssenates in Tübingen und ernannte ihn 1830 zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur.

Hochzeit.

Als er bei der Übersiedelung nach Tübingen an das Ende der Stuttgarter Gemarkung kam, fand er seine Stuttgarter Freunde und ständische Genossen, die ihm Glück

auf die Reise wünschten und einen Lorbeerkranz überreichten. Er dankte ihnen herzlich, aber den Lorbeerkranz hing er im nächsten Walde an einer Eiche auf, mit der Bemerkung gegen seine Frau: „Ich kann doch nicht mit einem Lorbeerkranz in Tübingen ankommen!“ worauf er noch scherzend hinzufügte: „Wie wird der nächste Wanderer sich wundern, daß diese Eiche Lorbeerblätter trägt!“

Professor Uhland.

Die studierende Jugend kam Uhland mit Zutrauen und Neigung entgegen. Er las die Geschichte der deutschen Poesie vom XIII.—XVI. Jahrhundert nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Manuskript, der Frucht vieljähriger Forschung, später die romanische und germanische Sagengeschichte und fühlte sich wohl in diesem Wirkungskreise. Die Mitteilungen aus seiner akademischen Thätigkeit, welche Ludwig Holland 1887 zum hundertjährigen Geburtstage des Dichters herausgegeben, beweisen, wie er es verstand, auf die Studenten in dem ganz eigenartigen „Stylisticum“ (Übungen im schriftlichen und mündlichen Vortrag) einzuwirken und sie in der vielseitigsten Weise auf den verschiedensten Gebieten anzuregen. Leider durfte er sich der Wiedervereinigung mit seinen Eltern nicht lange freuen; rasch hintereinander starben sie im Sommer 1831 — wehmütig sang Uhland ihnen nach:

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

Entlassung.

Auch das ihm lieb gewordene Amt sollte er nur ein paar Jahre bekleiden; als er, 1833 wieder in den Landtag getreten, der Regierung opponierte, versagte sie ihm den weiteren Urlaub, dessen er als Staatsdiener jetzt bedurfte, „weil er für die Universität unentbehrlich sei“, und erteilte ihm dann — ein echter Schwabenstreich! — „sehr gern die nachgesuchte gleichbaldige Entlassung aus dem Staatsdienst.“ Es war auch auf Uhlands Seite ein vergebliches Opfer. Nach sechs Jahren fruchtloser Abmühung trat er selbst zurück und entzog sich jeder ferneren Neuwahl; die akademische Thätigkeit war ihm aber für immer verschlossen.

Volkslieder.

So kehrte er denn zu seinen einsamen Studien, die auch während der Landtagsperiode nie geruht hatten, mit erneutem Eifer nach Tübingen zurück und setzte namentlich die wissenschaftliche, planmäßige Sammlung und Bearbeitung deutscher Volkslieder (vgl. S. 187) fort, welche allmählich zu einem klassischen, meisterhaften Werke heranreifte. Im Dienste dieser Studien machte er weitausgedehnte Reisen nach Nord und Süd, meist mit seiner Frau, und überall, in Wien wie in Kopenhagen, in Leipzig wie in Berlin, wurde er mit größeren Ehren empfangen, als ihm lieb war. „Du liebest nicht das laute Lieben!“ sang Schwab einst seinem anspruchslosen Freunde zu.

Mit dem Jahre 1819 war des Dichters Muse verstummt. Im Jahre 1829 und besonders im Frühling und Sommer 1834 regte sich die Lust zum Dichten noch einmal. Von 1829 datieren „Bertran de Born“ und „der Waller,“ von 1834 „die Bidassoabrücke,“ „Singenthal,“ „das Glück von Edenhall.“ Dazwischen und danach gibt es nur hier und da ein Gelegenheitsgedicht, so der vorhin erwähnte wehmütig-innige Nachruf an seine Eltern, ein anderer auf den frühen Tod eines Kindes seiner Schwester:

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? Wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.

und einige andere Kleinigkeiten — das war alles. Warum Uhland im besten Mannesalter — als erst zweiunddreißigjähriger Mann — zu singen aufgehört? Ich meine, er selbst hat die beste Antwort gegeben, als er einem Fremden, der ihn fragte, warum er seine Muse gar so lange ruhen ließe, lachend erwiderte, daß nicht er die Muse, sondern

die Muse ihn in Ruhe lasse. Und zu dem amerikanischen Dichter Bayard Taylor sagte er auf eine ähnliche Frage: „Es ist für mich nicht mehr das Bedürfnis des Aussprechens vorhanden, und ich dichte nie ohne entschiedene Nötigung meines Innern."

In Frankfurt 1848.

Nach neun friedvollen Jahren, die Uhland in seinem anmutig an der Neckarbrücke gelegenen Hause mit dem am Österberg terrassenförmig aufgestuften Garten seinen wissenschaftlichen Forschungen stille verlebt, unterbrach das stürmische Jahr 1848 mit einemmal wieder seine Arbeit. Er war der Eifrigsten einer in Frankfurt, wo er sich entschieden

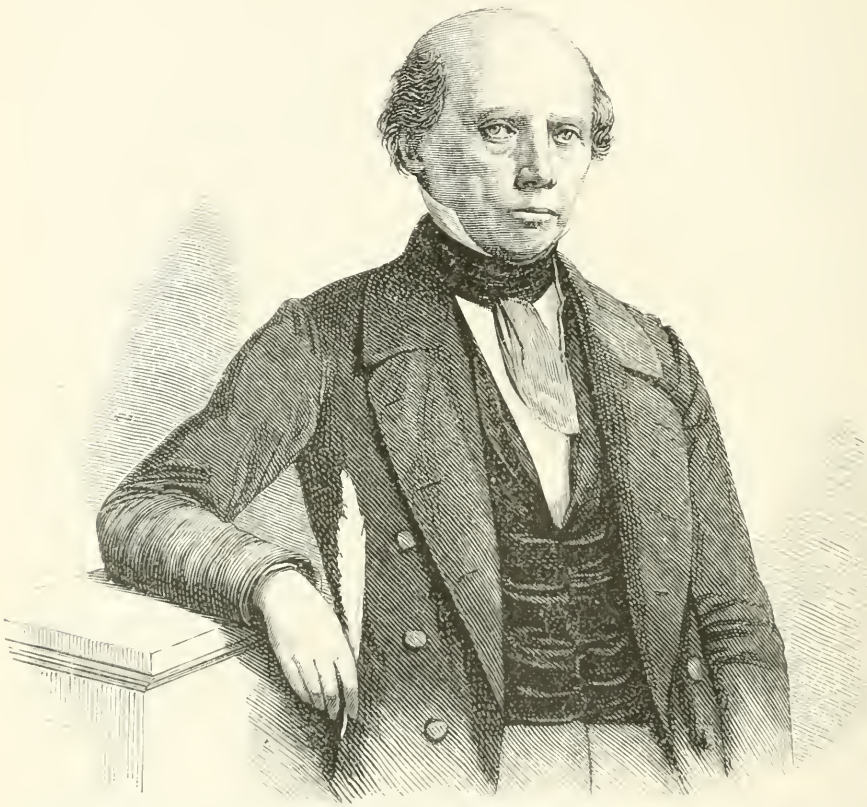


Abb. 218. Ludwig Uhland im Jahre 1848. Dargestellt als Abgeordneter für Tübingen, 6. Württembergischer Wahlbezirk für das Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt. Aus den damals bei Jügel in Frankfurt erschienenen Bildnissen der Abgeordneten.

wider das preußische Erbkaisertum und den Ausschluß Österreichs aus Deutschland aussprach, ja in seinem politischen Idealismus so weit ging, daß er bei der Wahl des Reichsverwesers seine Stimme Heinrich von Gagern gab und bei dieser Gelegenheit (23. Januar 1849) die Rede hielt, welche mit den Worten schloß: „Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist!" Bei der Kaiserwahl hatte er sich der Abstimmung enthalten, die Reichsverfassung hatte er abgelehnt. Dieser seiner politischen Stellung gemäß lehnte er auch im Jahre 1853 die ihm gleichzeitig zugedachte Verleihung des preußischen Ordens pour le mérite und des bayrischen Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft ab, ersteres trotz der beweglichen Vorstellungen des greisen Alexander v. Humboldt.

Mit dem Rumpfparlament wanderte er dann nach Stuttgart und harrte dabei aus, bis dasselbe auseinander getrieben wurde. Damit schloß Uhlands politische Laufbahn; schmerzlich enttäuscht, aber ohne Erbitterung kehrte er nun für immer in die Ruhe am eigenen Herd zurück und lebte fortan nur seinem Hause und der Wissenschaft. Die Ergebnisse seiner Forschungen erschienen in der von Franz Pfeiffer gegründeten Zeitschrift „Germania."

Lebensabend.

Rüstig bis über die Siebziger hinaus kannte er kaum eine Beschwerde des Alters, machte weite Fußtouren, badete bei kühlstem Wetter im freien Fluß oder auf Reisen im Bodensee und arbeitete mit unverminderter Kraft. Am 21./22. Februar 1862 starb sein alter Freund Kerner. Ungeachtet der strengen Winterkälte ließ sich Uhland nicht abhalten, dem Abgeschiedenen das Grabgeleit zu geben. Zwei Tage darauf fühlte er sich heiser, erkrankte dann ernstlicher und kam, trotz einer ohne Chloroform vollzogenen Operation und einer Salzbadekur den Sommer über nicht mehr zu der alten Kraft, hatte matte, bedrückte Tage und schlaflose Nächte. Sein Lebenstag neigte sich zu Ende, als der Herbst anbrach. Am 6. November ließ er sich mit fromm gehobener Stimmung das Abendmahl reichen; am 13. November verließ der unsterbliche Geist die müde Hülle. Seine treue Gattin, mit der er über zweiundvierzig Jahre im glücklichsten Bunde gelebt und die ihn überlebte, hat aus seinem Nachlasse und aus eigener Erinnerung ein Lebensbild entworfen, das bei aller Wärme des nahen Anteils doch völlig unparteiisch gehalten ist. Am 5. Juni 1881 ist sie ihm in die Ewigkeit gefolgt.

Abb. 219. Uhlands Altersbildnis, nach der letzten Photographie im Besitze seines Großneffen, Dr. L. Meyer in Stuttgart.

Uhlands Lyrik.

„Uhland ist der einzige Lyriker der (romantischen) Schule," schrieb Heinrich Heine 1836, „dessen Lieder in die Herzen der großen Menge gedrungen sind." — In der That ging seine Dichtung von der Romantik aus, unter deren Ägide und in deren Organen sie auch zuerst an die Öffentlichkeit trat, aber sie ging darin nicht auf. „Aus dem schwülen Dickicht der Romantik", sagt W. Wackernagel, „ist er hinübergeschritten zu der hellen, frischlustigen Aue der Volksmäßigkeit." Knapp, schlicht, wahrhaftig sind alle seine Lieder, frei von allem falschen Pathos und gekünstelten Wesen in Ausdruck und Form, dazu so melodisch, daß sie zum Singen geradezu einzuladen scheinen. Darum haben die Tonkünstler gewetteifert, in mannigfachen Weisen das musikalische Echo seiner Dichterworte zu wecken, und an seinen Namen werden stets die von Kreutzer, Silcher, Schumann

und Mendelssohn geknüpft bleiben. Darum sind so viele seiner Lieder in den Volksmund übergegangen, und Tausende singen das Lied vom „Guten Kameraden“ oder das von der „Wirtin Töchterlein,“ ohne seines Verfassers zu gedenken, ja oft ohne seinen Namen zu wissen. Es war eine Stunde seliger Genugthuung, wird erzählt, als Uhland einmal auf einer Wanderung in der Haardt in den Klosterträmmern von Limpurg unerkannt rastete und seine eigenen Lieder von jugendlichen Stimmen gesungen durch das Gewölbe schallten.

Einen weiten Bereich umfaßt Uhlands Gesang. Er selbst hat es angedeutet:

Ich sang in vor'gen Tagen — Von alten frommen Sagen,
Der Lieder mancherlei, — Von Minne, Wein und Mai.

Von Minne klingt es wider in den „Wanderliedern“, deren letztes alles Liebesglück und alle Liebessehnsucht in wenigen Worten so ergreifend durchfühlen läßt:

Heimkehr.

O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz nicht, Fels, du drähnest schwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

Frühlingslieder.

Nur selten feiert sein Lied den Wein, um so häufiger den Frühling, die hoffnungsreiche Jugendzeit der Natur:

Die linden Lüfte sind erwacht, — O frischer Duft, o neuer Klang!
Sie säuseln und weben Tag und Nacht, — Nun, armes Herze, sei nicht bang,
Sie schaffen an allen Enden. — Nun muß sich alles, alles wenden!

Von der Natur richtet sich aber sein Blick empor zu der Welt der Ewigkeit, von dem irdischen zu dem künftigen Frühling, der droben anbricht. So wenig Worte er davon macht, so entschieden ernst und schlicht fromm ist der Grundton der Uhlandschen Dichtung. Wie innig ist die Sonntagsfeier des Schäfers:

Anbetend knie' ich hier. — Als knieten viele ungesehn
O süßes Grauen! geheimes Wehn! — Und beteten mit mir.

Und läßt das vieldeutige Gedicht „Die verlorne Kirche“ etwa einen religiös unklaren Eindruck in des Lesers Herzen, so feiert das Lied „An den Unsichtbaren“ doch mit um so größerer Entschiedenheit den ewigen Sohn Gottes:

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast Dein heilig Dunkel einst verlassen,
Und trateſt sichtbar Deinem Volk entgegen.

Welch süßes Heil, Dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte Deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an Deinem Mahle saßen!
O selig, der an Deiner Brust gelegen!

Klingt durch manches seiner Lieder ein schwermütiger Ton, wie in der „Kapelle:“

Droben bringt man sie zu Grabe, — Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Die sich freuten in dem Thal. — Dir auch singt man dort einmal —

so fehlt es doch auch nicht an feinerem und derberem Humor. Wie reizend ist das „Theelied,“ in dem es u. a. heißt:

Den Männern will es schwer gelingen,
Zu fühlen deine tiefe Kraft;
Nur zarte Frauenlippen dringen
In deines Zaubers Eigenschaft.

Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern!

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ~~[illegible]~~ ruft so ~~[illegible]~~ klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab.
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

6089

Uhlands eigenhändige Niederschrift von „Schäfers Sonntagslied" und der „Kapelle." Wir verdanken die Originale und die Erlaubnis ihrer Nachbildung der Güte der Nichte des Dichters, Frau Luise Meyer in Stuttgart.

Wie ergötzlich ruft er im „Metzelsuppenlied:“

Es lebe zahm und wildes Schwein!
Sie leben alle, groß und klein,
Die blonden und die braunen!

Epische Lyrik.

Uhlands höchste Bedeutung liegt aber in seiner epischen Poesie, in seinen Balladen und Romanzen. Auch hier hat er den ersten Anstoß von der romantischen Schule empfangen, aber wie er nur selten sich der romanischen Versmaße bedient, sondern immer wieder gern zu den einfacheren volksmäßigen Dichtungsformen der Heimat zurückkehrt, so ließ er sich auch nicht innerlich von dem Mittelalter fesseln, sondern er erwarb es nur, um es als einen Besitz für die Gegenwart zu erhalten. „Daß wir von den Sagen der Väter nicht bloß wissen,“ urteilt Vilmar, „sondern sie als geistiges Eigentum haben, daß wir sie wirklich besitzen, verdanken wir ihm.“ Was keine Litteratur- und keine Weltgeschichte vermocht — Uhland hat uns Gestalten, wie die Karls des Großen und Rolands, Sigfrids, Haralds und Taillefers wieder heraufgezaubert, so lebendig, so wirklich, daß wir sie zu sehen glauben und sie für immer fest umrissen in der Erinnerung behalten. Und hat nicht der württembergische Held, Graf Eberhard der Rauschebart, sich aller Deutschen Herzen erobert? „Mit hellem Schwertesklang ist er durch unsere Zeiten gebrochen“ und hat „der tapferen Väter Thaten, der alten Waffen Glanz“ wieder zu Ehren gebracht. Doch auch die ferner liegenden Stoffe hat er uns nahe zu bringen verstanden, so die Helden der „Sängerliebe“, den Castellan von Coucy, Dante, Don Massias, so Bertran de Born u. a.

Dramen.

Mit einer gewissen Geringschätzung hat man stets von Uhlands Dramen gesprochen, und doch gehören die zwei am meisten genannten und bekannten, „Ernst, Herzog von Schwaben“ und „Ludwig der Bayer“, zu den schönsten Stücken der Uhlandschen Dichtung. Allerdings sind darin einzelne Partien, die ein vorwiegend episches Gepräge tragen, z. B. Werner von Kyburgs Erzählung von der Kaiserwahl; dennoch geht man wohl zu weit, wenn man sie, wie Hillebrand, „gewissermaßen nur dramatisierte Romanzen“ nennt. Jedenfalls sind sie ganz gut aufführbar; freilich dem gewöhnlichen Theaterpublikum werden sie nicht zusagen, was einst Heine, der sonst auf Uhland trotz des oben citierten Wortes sehr herabsah, in seiner derb-witzigen Weise gewiß richtig motiviert: „Das Publikum verspeist mit Wonne des Herrn Raupachs dürre Erbsen und Madame Birch-Pfeiffers Saubohnen; Uhlands Perlen findet es ungenießbar.“ — Dem sei nun wie ihm wolle, — können wir diese Stücke nicht sehen, so wollen wir sie um so eifriger lesen; sie sind es wert, vor allem „Herzog Ernst“, der an die alte Sage (S. 50 f., vgl. S. 242) anknüpft. Deutsche Treue ist das Thema dieses Dramas: weil Ernst von seinem Freunde Werner von Kyburg nicht lassen will, darum geht er zu Grunde, und auch die hingebendste Mutterliebe Giselas vermag ihn nicht zu retten. Das zweite Stück „Ludwig der Bayer,“ von Uhland selbst als ein „Symbol der deutschen Stammeseinheit“ aufgefaßt, handelt von dem Kampf der Gegenkönige, des Herzogs Ludwig von Bayern, und Friedrichs des Schönen von Österreich, von ihrer Aussöhnung und gemeinsamen Regierung.

Dramat. Nachlaß.

Neuerdings hat Uhlands Schüler, Adalbert von Keller, den ganzen dramatischen Nachlaß seines Lehrers herausgegeben. Unter den Tragödienentwürfen sind die zu zwei Nibelungendramen, „Sigfrids Tod“ und „Chriemhildens Rache“, besonders erwähnenswert. Sehr schön ist das schon früher bekannte dramatische Fragment „Konradin.“

Neben Uhland gilt sein Freund **Justinus Kerner** als ein Haupt des schwäbischen Dichterkreises, dessen gastlich behaglichen Mittelpunkt lange Jahre hindurch sein weitberühmtes Haus am Fuße der Burg Weibertreu bildete.

Justinus Kerner.

Justinus Andreas Kerner wurde am 18. September 1786 in Ludwigsburg geboren. Sein Vater, der Oberamtmann, ein Mann von Geist und Humor, überließ die

Kerners Bilderbuch.

Erziehung dieses Jüngstgeborenen ganz der frommen, stillen Mutter, die einen nachhaltigen Einfluß auf den Charakter ihres Sohnes übte. In dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ hat Justinus ihr ein Denkmal gesetzt und seine erste Jugend höchst anziehend geschildert. Im J. 1795 ließ der Vater sich nach Maulbronn versetzen, wo er nach wenigen Jahren starb. Aus der einsamen mittelalterlichen Cistercienserabtei zog die Witwe mit dem dreizehnjährigen Knaben nun wieder in das moderne Ludwigsburg zurück, wo dessen bisher mangelhafter Unterricht kräftiger und wirksamer fortgesetzt wurde. Justinus gewann Geschmack an alten und neuen Sprachen, versuchte sich auch in gereimten Übersetzungen und Nachbildungen, mußte aber bald davon ablassen, da er ein Handwerk lernen sollte. Bei einem Schreiner fing er an, noch während der Schulzeit zu arbeiten und hat manchen Sarg gefertigt, auch einen Tisch, der ihm in späteren Jahren noch als Eßtisch diente. Nach der Konfirmation aber sollte er Konditor werden, „weil er zeichnen, malen und Reime dichten könne.“ Durch die Vermittelung eines väterlichen Freundes, des auch als Dichter bekannten, damaligen Diakonus, Karl Philipp Conz (geb. 1762, gest. 1827 als Professor der klassischen Litteratur in Tübingen) wurde er davor bewahrt, aber in die Ludwigsburger Tuchfabrik gegeben, um die Kaufmannschaft zu erlernen. Da mußte er Leinwandsäcke zuschneiden, Tücher darin vernähen, Briefe kopieren, Ballen signieren, aber er verlor den Mut nicht; ja auf der Tuchleiter, auf der er den größten Teil seiner Tage zubrachte, entstand manches Gedicht, sogar ein Lustspiel in Jamben „Die zwölf betrogenen württembergischen Pastores,“ worin ein Jude, der sich für einen emigrierten Grafen ausgegeben, den Pastoren Geld abschwindelt: eine wirklich vorgekommene Geschichte. Dennoch ging ihm allmählich der Humor aus, er paßte eben gar nicht zum Kaufmann. Endlich gelang es ihm, die Fesseln abzuschütteln. Conz ebnete ihm die Wege zum Studium; im Herbst 1804 wanderte er zu Fuß nach Tübingen. Ein ihm vor den Thoren der Stadt zugewehtes Blättchen, auf dem ein Rezept geschrieben war, bestimmte ihn, Arzt zu werden, um so mehr, als er sich zur Naturforschung schon als Knabe hingezogen gefühlt hatte, und er hat diesen Entschluß nie bereut.

Mit größtem Eifer machte sich Kerner an das gewählte Studium, daneben erhielt aber seine poetische Begabung einen neuen Antrieb durch den Umgang mit Uhland und den bald um beide sich bildenden Kreis gleichgesinnter strebsamer Jünglinge, die in ihrem „Sonntagsblatt“ zunächst ihre Dichtungen niederlegten. In diese glückliche Studentenzeit fällt auch Kerners Jugendliebe, der unlängst seine Tochter, Maria Niethammer, in ihrem Buche „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus“ ein anmutiges Denkmal gesetzt hat. An Uhlands Geburtstag 1807, bei einem Ausflug auf die Achalm bei Reutlingen, fand Justinus sein Rickele, Friederike Ehmann, eine Pfarrerstochter, und in ihr das Glück seines Lebens. Das langjährige Brautleben war seinen Studien nur förderlich und seiner poetischen Thätigkeit erst recht. Außer vielen kleineren Poesien, von denen manche in der „Zeitung für Einsiedler“ Aufnahme fanden, verfaßte er mit Uhland damals die zweiaktige Posse „Die Bärenritter,“ die zuerst nur in das „Sonntagsblatt“ (Vgl. S. 603) kam.

Rickele.

Ende 1808 erlangte er die medizinische Doktorwürde, im darauffolgenden Frühjahr trat er eine Reise zu seiner weiteren Ausbildung an. Mit leichtem Gepäck und seinem Lieblingsinstrument, der Maultrommel, fuhr er auf einem Frachtschiff neckarabwärts bis Heidelberg, und da ist das vielgesungene Wanderlied „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein“ zwischen Bergen und Burgen entstanden. Er verweilte längere Zeit in Hamburg, wo sein Bruder ein bedeutender Arzt war, in Berlin und Wien und kehrte erst 1810 in seine Heimat zurück. Sein Streben war nunmehr, eine feste Stellung zu gewinnen, um sein Rickele endlich heimführen und mit ihr einen Hausstand begründen zu können: aber erst im Februar 1813 sollte er dieses Ziel erreichen. Nachdem er im Wildbad als Badearzt gewirkt und durch seine „Reiseschatten,“ wie durch seinen poetischen Almanach seinen Dichterberuf dokumentiert hatte, siedelte er mit seiner jungen Frau nach

Reiseschatten.

Welzheim über, wo er eine größere Praxis zu finden hoffte. Von dort wurde er 1816 zum Oberamtsarzt von Gaildorf befördert, 1819 dann in derselben Eigenschaft nach Weinsberg, dem sagenberühmten altschwäbischen Städtchen am Neckar, versetzt.

In Weinsberg.

Hier schlugen der Dichter und seine Familie bald feste Wurzeln. Im Jahre 1822 baute er auf einem von der Gemeinde ihm geschenkten Platz am Fuße des Schloßberges mit der alten Burg Weibertreue ein eigenes Haus, das einige Jahre später durch einen Anbau, das „Schweizerhaus," noch erweitert wurde. Dazu kaufte er der Stadt einen alten Turm der Stadtmauer ab, zog ihn mit in den Garten und richtete darin ein Gastzimmer ein.

Die Gastfreundschaft des Kernerschen Hauses kannte gar keine Grenzen; es war eine echte Dichterherberge; zugleich aber „ein Asyl, wo Empfängliche Anregung für Geist und Herz, Bekümmerte Trost, Lebensmüde Erfrischung suchten und fanden."

Dichterherberge.

Alle Räume waren oft so voll, daß für die Familie selbst kaum Platz blieb. Da kehrten die Dichter von nahe und fern ein: Lenau, Matthisson, Tieck; natürlich am häufigsten die Landsleute, Uhland, Schwab u. s. w. Da weilten und wohnten Könige und Grafen: Gustav IV von Schweden, Prinz Adalbert von Bayern, Graf Alexander von Württemberg, dann wieder Varnhagen von Ense und die Rahel, aber auch jeder Wanderbursch und reisende Händler wurde willkommen geheißen, ja Kerners Tochter erzählt, daß eines Tages ein Handwerksbursch, angesichts der Wagen vor der Thür, des gedeckten Tisches im Garten und der aus- und eingehenden Gäste sich vor einem Wirtshaus glaubte, ganz ungeniert die Treppe hinaufstieg und der Frau Doktorin zurief: „Frau Wirtin, einen Schoppen," den das gute Rickele ihm auch sofort brachte und sich lange mit ihm aufs freundlichste unterhielt. Erst als er nach der Zeche fragte, erfuhr er seinen Irrtum. Neben Prinz Adalbert von Bayern setzte Kerner einmal einen seiner guten Freunde, einen Tiroler Handschuhhändler, ganz gemütlich zu Tische, und neben der „Seherin von Prevorst," die drei Jahre in Kerners Hause lebte und deren Geschichte er 1829 herausgab, nachdem er 1824 bereits die „Geschichte zweier Somnambulen" veröffentlicht hatte, wohnte lange darin der bekannte Theologe David Strauß, der ihm nahe befreundet war.

Abb. 220. Friederike Hauffe, die Seherin von Prevorst.

Die als „Seherin von Prevorst" berühmt gewordene Frau Friederike Hauffe, geb. Wanner, war 1801 in dem württembergischen Dorfe Prevorst geboren. Im neunzehnten Jahre verheiratet, hatten die körperlichen Beschwerden, denen sie seit ihrer Kindheit unterworfen war, von Jahr zu Jahr zugenommen, und sie war zuletzt in einen Zustand höchster Nervenzerrüttung geraten, aus welchem sich der Somnambulismus in ihr entwickelte. Im Jahre 1826 wurde sie nach Weinsberg gebracht, um von Kerner einer magnetischen Behandlung unterworfen zu werden. Aber bald mußte er erkennen, daß für die unglückliche Frau keine Genesung zu erhoffen sei, er war deshalb nur darauf bedacht, ihr Seelenleiden zu ergründen, das unter seiner Behandlung zu sehr auffälligen Ergebnissen führte. Während zweier Jahre gab sie im schlafwachen Zustande allerhand Aufschlüsse über das innere Leben und den Verkehr der Geisterwelt mit den Lebenden ꝛc., bis sie im Mai 1829 zu ihrer Familie nach Löwenstein in der Nähe ihres Geburtsortes zurückkehrte, wo sie bald darauf starb. — Sehr merkwürdig ist, was David Strauß über die Geschichte der

Seherin v. Prevorst.

Seherin urteilt. Er sagt in seinen „Charakteristiken und Kritiken“: „Für uns ist die Meinung derer gar nicht vorhanden, welche den Thatbestand von Kerners Schrift in der Art angreifen, daß sie teils Betrug der kranken Frau, teils durchgängig falsche Beobachtung des Arztes unterstellen — eine Vermutung, von deren Grundlosigkeit sich zu überzeugen nicht bloß Augenzeugen, wie der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes, sondern alle unbefangenen Leser der Kernerschen Schrift in den Stand gesetzt sind.“ Die Seherin selbst schildert er in folgenden Worten: „Das leidensvolle, aber edel und zart gebildete Gesicht, von himmlischer Verklärung übergossen, die Sprache das reinste Deutsch, der Vortrag sanft, langsam, feierlich, musikalisch, fast wie ein Rezitativ; der Inhalt überschwengliche Gefühle, die bald wie lichte, bald wie dunkle Wolken über die Seele zogen und wieder zerflossen, bald stärkere, bald sanftere Luftzüge durch die Saiten einer Äolsharfe, Unterhaltungen mit oder über selige oder unselige Geister mit einer Wahrheit durchgeführt, daß wir nicht zweifeln konnten, hier wirklich eine Seherin, teilhaftig des Verkehrs mit einer höheren Welt, vor uns zu haben.“

Abb. 221. Justinus Kerner in seinem 74. Lebensjahre nach einer Photographie aus dem Jahre 1860.

Durch die „Seherin von Prevorst,“ wie überhaupt durch Kerners Beobachtungen der s. g. Nachtseite der Natur, kam sein Haus vollends in den Mund der Leute. Der Turm im Garten hieß im Volksmund der „Geisterturm“; es hieß, der Weinsberger Magus beschwöre dort allnächtlich die Schar der Geister. Das zog dann wieder eine neue Reihe von Besuchern — Neugierige und Gläubige, unter letzteren Friedr. v. Meyern, Passavant u. a. — herbei; ja, man kann sagen, viel mehr als durch seine Gedichte, war Kerner durch seine Thätigkeit auf dem Gebiete des Magnetismus und Geisterwesens bekannt. Er selbst stellt sich das launige „Prognostikon“:

Flüchtig leb' ich durchs Gedicht,
Durch des Arztes Kunst nur flüchtig;
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und schimpft tüchtig.

Aber wer auch des Geisterspukes spottete, freute sich doch der herzlichen, ungefärbten Liebe des wackeren Hausherrn und seines unermüdlich für alle kochenden und backenden Rickele, deren Hand ihm eben so treu bei seiner Schriftstellerei half, wie in der Küche:

Und wenn die liebe treue Hand
Sich mir aufs Herz, das bange, legt,
Wird mir der Zauber wohl bekannt,
Den diese Hand still in sich trägt

hat er noch im Alter seiner treuen Lebensgefährtin zugesungen. „Ohne sein Rickele," erzählt die Tochter, „konnte der Vater nichts unternehmen. Kein Brief wurde abgeschickt, den sie nicht vorher gelesen hatte. Nichts, was er schrieb, dünkte ihm fertig, ohne daß die Mutter ihr Urteil abgegeben, — in mancher Nacht, wenn er nicht schlafen konnte, diktierte er ihr." Wohl mochte er mit Bezug auf die „Weiber von Weinsberg" von ihr sagen:

Getragen hat mein Weib mich nicht, aber ertragen,
Das war ein schwereres Gewicht, als ich mag sagen.

So war es ihm denn auch, je älter er wurde, desto gemütlicher daheim unter der Weibertreue, zu deren Ausbau er, von einem Frauenverein unterstützt, die Mittel herbeigeschafft hatte. Treu und gewissenhaft lag er seinem ärztlichen Berufe ob, bis die lange schon hervorgetretene Gesichtsschwäche in fast völlige Erblindung überging. 1851 mußte er um seine Pensionierung nachsuchen. Drei Jahre darauf wurde ihm auch die ebenso gemütvolle wie verständige Hausfrau, mit der er einundvierzig Jahre lang eine außerordentlich glückliche Ehe geführt hatte, durch den Tod entrissen. Acht Jahre mußte er ohne sie leben: er litt darunter um so mehr, als das Licht seiner Augen mehr und mehr schwand und in den zwei letzten Jahren ihn Gichtschmerzen ganz ans Zimmer fesselten; endlich in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1862 durfte er, wie er es so dringend ersehnt, ihr folgen. Auf dem Weinsberger Kirchhof, wo sie Seite an Seite gebettet sind, erinnert eine Platte mit der von ihm angegebenen Inschrift:

„Friederike Kerner und ihr Justinus"

an das droben wieder vereinte treue Ehepaar.

Kerners Dichtungen.

In Justinus Kerners Dichtung spiegelt sich sein Leben wieder. Es ist „die Nachtseite der Romantik," wie Eichendorff sagt, „wo seine Dichtung weilt, jener melancholische Tiefsinn, der ihn anderwärts zum Somnambulismus und zur Geisterschau geführt hat." Aus seinen Liedern tönt fast immer die Klage und eine krankhafte Sehnsucht nach dem Jenseits. Die Tanne, die er preist, erinnert ihn an den Sarg:

— welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!

erwidert sie der sich brüstenden Rebe. Beim Flachs denkt er an das Totenhemd:

Bleich in dich gehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

Das Leben selbst erscheint ihm wie eine Krankheit, von der er nur im Tode genesen kann:

O armer Sohn der Arzenei:
Bist selbst erkrankt im Herzen,
Kennst der Heilkräuter mancherlei,
Such eins für eigne Schmerzen!
Welt, daß ich's finde, laß mich los!
Mich heilt nur meines Grabes Moos.

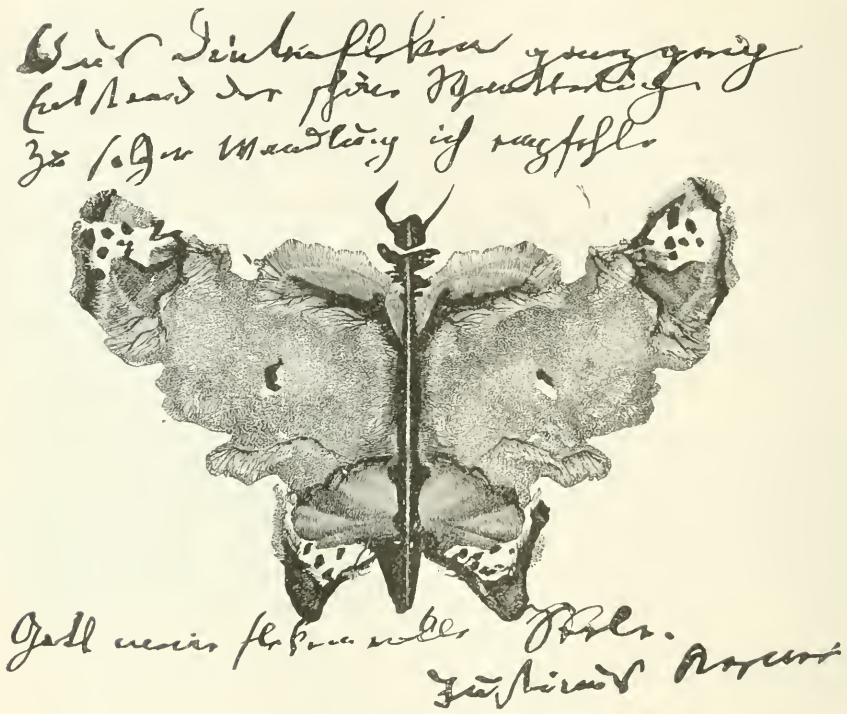
Es war das bei Kerner ein angeborener und unter frühem Druck großgewachsener Zug, und er war auch darin von seinen Nachtretern, den Weltschmerzsängern verschieden, daß er im frommen Christenglauben doch einen Halt besaß; so tröstet er die Verlassenen:

Mensch! bist du ganz verlassen,
Klag keinen Augenblick!
Da kannst du erst dich fassen,
Kannst gehn in Gott zurück!

Oder er ruft die innerlich Versinkenden zum Kampf wider die Sünde in der eigenen Brust auf:

Ruf auf, ruf auf den Geist, der tief,
Als wie in eines Kerkers Nacht,
Schon längst in deinem Innern schlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht!
Aus hartem Kieselsteine ist
Zu locken ird'schen Feuers Glut;

O Mensch! wenn noch so hart du bist,
In dir ein Funke Gottes ruht.
Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.



Aus Dintenflecken ganz gering
Entstand der schöne Schmetterling.

Zu solcher Wandlung ich empfehle
Gott meine fleckenvolle Seele.

Justinus Kerner.

Abb. 222. Eine „Kleckspographie" Justinus Kerners. Im Besitz der Verlagshandlung.

In manchem Liede glaubt man den Wiederschein seines häuslichen Glückes und den Einfluß seines Rickele zu erkennen, so in dem reizenden „Guter Rat:"

Hält, Armer dich gefangen noch
Des Erdentreibens Lust,
So drücke, dich zu retten, doch
Dein Kindlein an die Brust.

Blick ihm ins Auge unverwandt,
Tief in den sel'gen Grund:
Hab acht, du siehst das beste Land
Allein in seinem Rund.

Noch freier hebt er sich empor in dem glücklich auffauchzenden „Wanderlied," in welchem Wandersehnsucht und Heimatliebe so wunderbar zusammenklingen:

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.

So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

In diesem Liede zeigt sich auch ein Hauptcharakterzug der Kernerschen Muse: ihre Singbarkeit. „Seinen Liedern," sagt Goedeke, „scheint die Melodie gleich eingeboren; sie tönen und klingen, auch da, wo sie nur seufzen." Das macht seine Lieder so volkstümlich, das erklärt, daß Kenner des Volksliedes, wie Arnim und Brentano, Kerners „Handwerksburschenlied" (Mir träumt, ich flög' gar bange) als altes Volkslied in des „Knaben Wunderhorn" aufnahmen.

Balladen.

Auch in seinen Romanzen und Balladen schlägt er die echten Töne des Volksliedes an, und es gibt so manche darunter, an denen man sich wirklich ergötzen kann. Ich brauche nur an den „Reichsten Fürsten" und den „Geiger von Gmünd" zu erinnern. In den meisten aber herrscht das Gespenstige und geisterhaft Schauerliche vor, das jeden gesunden Genuß unmöglich macht; davon ist selbst „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe" nicht ganz frei — am höchsten gesteigert erscheint es in den „Vier wahnsinnigen Brüdern."

Reiseschatten.

Und dabei war Kerner der fröhlichen Lust und einem gesunden Humor keineswegs abhold. Wie in seinem Leben, so auch in seiner Dichtung konnte er häufig in ein herzliches Lachen ausbrechen, und seine „Reiseschatten," die er 1811 unter dem Pseudonym des Schattenspielers Luchs herausgab, sind eines der ergötzlichsten Erzeugnisse unserer humoristischen Prosadichtung, das trotz gelegentlicher düsterer Schatten, die über die lustigen Szenen huschen, doch voller Anmut ist und dauernden Wert besitzt. In das Gebiet des Kernerschen Humors darf man auch die von ihm beim allmählichen Erblinden erfundenen und scherzweise so benannten „Klecksographien" rechnen, d. h. die aus dem unbemerkten Tintenflecken in den Falten des Papiers entstandenen und von ihm nur mit wenigen Strichen und Punkten nachgebesserten Doppelbilder, von denen ich gegenüberstehend eine Probe mitteile. Zu jeder dieser meist dämonisch-phantastischen Gestalten dichtete er eine Erklärung, welche das frühere Wesen derselben im Leben zu deuten suchte. Eine ganze Reihe derselben hatte er zu einem „Hadesbuch" vereinigt und 1857 mit einer noch eigenhändig geschriebenen Vorrede versehen, welche sich über die Entstehung dieser Naturbilder verbreitete, die aber, wie das Ganze, nie zum Abdrucke gekommen ist.

Klecksographien.

Der dritte im Bunde der schwäbischen Sänger ist **Gustav Schwab**, ein auch sonst um die Litteratur vielfach verdienter Mann.

G. Schwab.

Gustav Schwab, am 19. Juni 1792 in Stuttgart geboren, bezog nach sorgfältiger Haus- und Gymnasialbildung im achtzehnten Jahre die heimatliche Hochschule und studierte als Tübinger Stiftler zuerst Philosophie und Philologie, dann Theologie. Dort wurde er mit Kerner und Uhland befreundet, die auf seine dichterische Entwickelung einen bestimmenden Einfluß übten; in Kerners „Poetischem Almanach" für 1812 erschienen seine ersten Gedichte. Eine von ihm ins Leben gerufene Studentenverbindung, die „Romantika", hatte eine vorwiegend ästhetische Richtung. Nachdem er die in Schwaben übliche Vikariatszeit absolviert hatte, begab er sich im Frühjahr 1815 auf die ebenfalls übliche Studienreise, deren Hauptziel Berlin war. Unterwegs begrüßte er die Dichtergenossen: Rückert, Goethe, auch Schillers Witwe; in Berlin verkehrte er meist mit Varnhagen, Hitzig, Chamisso, E. T. A. Hoffmann und Fouqué. Auf der Rückreise lernte er in Kassel die Brüder Grimm kennen. Die Thätigkeit als Repetent am Tübinger Stift, die er sodann antrat, ließ ihm hinreichend Muße für die Poesie; er dichtete die Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph und bearbeitete den Froschmeuseler (vgl. S. 216). 1817 kam er als Professor an das Obere Gymnasium in Stuttgart, wo er zugleich seinen Hausstand begründete. In dieser Stellung entwickelte er eine ungemein vielseitige Thätigkeit: außer seinen eigenen Dichtungen gab er Paul Flemings Gedichte (vgl. S. 260 f.) neubearbeitet heraus, unternahm eine Beschreibung der schwäbischen Alp, beteiligte sich an der Redaktion des Morgenblattes, schrieb Kritiken, lieferte eine treffliche Verdeutschung von Lamartines „Méditations poétiques" u. s. w. — Daneben fand er

noch Zeit zu Wanderungen in seinem Heimatlande und in der Schweiz, ja zu einer längeren Reise nach Paris. Bei dieser unglaublichen Vielgeschäftigkeit stand sein gastliches Haus einheimischen, wie auswärtigen Besuchern jederzeit offen und bildete einen litterarischen Mittelpunkt insbesondere für jüngere aufstrebende Talente, die an ihm einen freundlichen Berater fanden und zu ihm pilgerten, wie einst zu Vater Gleim und zu Bodmer. Nachdem er so zwanzig Jahre lang trotz mancher Anfeindungen und trüber Erfahrungen in unermüdlicher Treue gewirkt hatte, war er froh, durch ein ländliches Pfarramt dem unruhigen Treiben entrückt zu werden. Im Herbst 1837 erhielt er die Pfarre zu Gomaringen bei Tübingen und übernahm dieses Amt mit großer Begeisterung und Herzensfreude. Vier stille, friedliche Jahre verlebte er hier: bei treuester Pflichterfüllung blieb ihm doch immer Zeit zu litterarischer Thätigkeit und zu Reisen. Im Sommer 1841 kehrte er als Pfarrer von St. Leonhard nach seiner Vaterstadt zurück — vier Jahre darauf erfolgte seine Ernennung zum Oberkonsistorialrat und Oberstudienrat. Seine zahlreichen Amtsarbeiten hinderten ihn jedoch nicht, an den litterarischen Aufgaben seines Lebens fortzuarbeiten und festliche Ereignisse häufig durch sein rednerisches und dichterisches Talent zu verschönern. So hielt er die Weiherede bei der Enthüllung des Standbildes Schillers in Stuttgart, dessen Lebensbild er auch geschrieben hat. Am 2. November 1850 trug er bei einem zum Besten der Schleswig-Holsteiner gegebenen Konzert ein Gedicht vor — es war sein Schwanengesang. In der Nacht vom 3. auf den 4. November wurde er sanft aus der Zeit in die Ewigkeit entrückt. Sein Leben und Wirken hat Karl Klüpfel geschildert.

Schwabs Dichtungen.

Schwab hat sich selbst Uhlands Schüler genannt:

Doch laß mich immer froh gestehn,
Daß ich dein ält'ster Schüler bin:
Will den in mir die Nachwelt sehen,
So zieht mein Schatten aufrecht hin.

Der Schüler hat dem Meister Ehre gemacht, wenn er auch nicht dessen tiefere poetische Veranlagung besaß und sich vergeblich bemühte, den Mangel durch größere Pracht der Sprache und rhetorisches Pathos zu ersetzen. Darum sind seine Lieder bis auf eines bereits ziemlich verklungen, dies eine wird freilich immer ein Liebling der studierenden Jugend bleiben, das vielgesungene „Bemooster Bursche zieh' ich aus".

Nächst Herder hat es Schwab sodann verstanden, die dichterischen Klänge der Legende uns wieder nahe zu bringen; seine „Legende von den heiligen drei Königen" zeichnet sich durch große Einfachheit aus. Auch um die poetische Behandlung der Sage, vornehmlich seiner engeren schwäbischen Heimat, machte er sich verdient, wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß er dabei oft der Reimerei ziemlich nahe kam. Aber als er mehr und mehr seinen Blick von dem Nächstliegenden zu dem allgemein menschlich Ergreifenden erheben lernte, wuchs auch der Wert seiner Balladendichtung, und eine ganze Reihe derselben wird in unserer Poesie allezeit einen Ehrenplatz behaupten. In ergreifender Weise zeigt er in „Elsbeth von Kalw" die Macht der weiblichen Treue, die in dem Konflikt zwischen dem kindlichen Gehorsam und der Liebe zu dem Erwählten ihres Herzens freudig den Tod mit ihm erleidet:

Und mild erquickt, entflieht sein Geist,
Und ihres Leibes Band zerreißt.
Ihr Herz befreit mit wildem Schlage
An seiner Brust sich von der Plage.

Ebenso zeigt er die Macht der Wahrheit selbst über die verdorbensten Gemüter in „Johannes Kant." — Die Krone aller seiner Dichtungen wird aber immer „Das Gewitter" bleiben. An ein wirkliches Ereignis angeknüpft, gibt sich darin in erschütternder Weise die jedem Alter gleiche Nähe des Todes kund, und doch leuchtet ein Hoffnungsstrahl durch den ergreifenden Schluß, der Blick auf den Feiertag der ewigen Seligkeit, wenn es heißt:

Vier Leben endet ein Schlag
Und morgen ist's Feiertag.

Manche schöne geistliche Dichtung findet sich auch unter Schwabs Poesien, wenn auch keine in kirchlichem Tone. Die schönste darunter, „Am Morgen des Himmelfahrtstages", die Albert Knapp in seinen „Evangelischen Liederschatz" aufgenommen hat, schließt mit den Worten:

Blick hinauf zum Himmelsbogen,
Siehest du den Wiederschein
Von der Bahn, die Er geflogen?
Lädt dich nicht ein Schimmer ein?
Will das Himmelslicht ermatten?
Ringen Zweifel um den Sieg?
Es ist nur der Wolke Schatten,
Hinter der Er aufwärtsstieg.

An die drei Häupter des schwäbischen Dichterkreises schließen sich zahlreiche Genossen und Jünger, aus denen ich nur einige der bedeutenderen hervorhebe.

Karl Mayer.

Karl Mayer (geb. am 22. März 1786 zu Neckarbischofsheim, gest. 1870 als pensionierter Oberjustizrat in Tübingen) sang manch schönes, sinniges Lied in seines Freundes Uhland Weise und brachte es namentlich in dem kleinen landschaftlichen Naturbilde zur Meisterschaft. Zur Probe diene „Der Sonne Dank:"

Auf grüner Bergwand steht ein Haus,
Sieht nach der Sonne treu hinaus;
Drum gibt sie, eh' sie scheiden muß,
Ihm dankbar ihren letzten Kuß.

Für den ganzen Kreis dieser Dichter ist von Wichtigkeit Mayers Werk „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen." Seine Autobiographie erschien im „Album schwäbischer Dichter."

Im Gegensatz zu Karl Mayer gehen die Gedichte von **Gustav Pfizer** (geb. 1807 zu Stuttgart, wo er noch als pensionierter Gymnasialprofessor lebt) zu sehr ins Breite; dazu haben sie einen vorwiegend reflektierenden Charakter. Rhetorisches Pathos sucht in seinen epischen Dichtungen vergeblich den Mangel an schöpferischer Dichterkraft zu ersetzen. Er selbst ist sich dessen wohl bewußt und spricht es offen aus in den „das letzte Gedicht" überschriebenen Strophen:

Wenn ich oft in Liedern schon
Ausgeströmt die Seele:
Fühlt' ich, daß der vollste Ton
Meinem Spiel noch fehle,

Der gewaltig den Tribut
Aller Herzen fodre,
Drin die ew'ge Flammenglut
Des Prometheus lodre.

Waiblinger.

Ungleich höher begabt war der seiner Maß- und Zuchtlosigkeit früh erlegene **Wilhelm Waiblinger**, dessen Leben in manchen Stücken an Joh. Chr. Günther (S. 282 f.) erinnert. Am 21. Nov. 1804 zu Heilbronn geboren, zeigte er schon auf der Schule ein ungewöhnliches Talent, aber daneben einen verhängnisvollen Hang zu Ausschweifungen aller Art. Auch in Stuttgart gelang es seinem Lehrer Gustav Schwab nicht, ihn in geregeltere Bahnen zu leiten. Auf dem Tübinger Stift, daß er 1822 bezog, führte er ein so wildes Leben, daß er zuletzt ausgewiesen wurde. Dort war im Umgange mit dem geistesumnachteten Hölderlin (S. 547 f.) und in Nachahmung des „Hyperion" sein Roman in Briefen „Phaeton" entstanden, den Waiblinger später selbst als „eine unreife Jugendarbeit" verspottete. Als eine späte wertvolle Frucht dieses Verkehres schrieb er aber in Italien „Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn." Aus der Tübinger Zeit stammen noch u. a. „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands" in freien reimlosen Jamben geschrieben, die seinen Ruhm begründeten, obgleich die darin behandelten Begebenheiten durchaus nicht poetisch waren. Von Cotta unterstützt ging Waiblinger 1827 nach Rom, wo er Schilderungen italienischer Gegenden und Volksszenen, humoristische Skizzen und Novellen („Die Briten in Rom") ꝛc. schrieb, sich aber

dabei einem immer wüsteren Leben hingab, welches ihn körperlich so zerrüttete, daß er am 17. Januar 1830 bereits starb, nachdem er zuletzt noch Stärkung in Gottes Wort gefunden, auch das heilige Abendmahl mit würdigem Ernste genommen hatte. Auf dem protestantischen Friedhofe zu Rom liegt er dicht neben Goethes einzigem Sohne begraben. „Der Drang und Ungestüm seiner heftigen Natur," wie er selbst zugesteht, macht sich auch in den besten seiner Erzeugnisse geltend; doch findet man in seinen, von Mörike metrisch redigiert, 1844 erschienenen Gedichten manches Schöne. Zu besserer Würdigung seines Dichterwertes wird die von Richard Weitbrecht vorbereitete Auswahl aus seinen in neun Bänden von H. v. Canitz herausgegebenen Werken beitragen.

W. Hauff.

Auch **Wilhelm Hauff** (geb. 29. Nov. 1802 zu Stuttgart) darf hier erwähnt werden, obgleich er vereinzelt unter den Dichtern seiner engeren Heimat steht. „Zwar das schwäbische Gemüt in seiner Wärme und Innigkeit tritt überall hervor," sagt Julius Klaiber von ihm, „aber seine Phantasie hat nichts von einem mystischen Element" — von jenem vertieften Innenleben, das die Welt im ahnungsreichen Helldunkel des Gemüts reflektiert (und das alle mehr oder weniger haben): was sie schafft, ist klar, bestimmt, scharf umrissen. Es war ein „junges, frisches, farbenhelles Leben, ein reicher Frühling, dem kein Herbst gegeben," wie Uhland ihm ins frühe Grab nachrief. Schon in der Knabenzeit zeigte sich sein Erzählertalent, das seine Schwester und einige Freundinnen derselben in traulichen Abendstunden genossen; aus einer alten Leihbibliothek und aus des Großvaters Bibliothek gewann er dafür immer neue Nahrung und eine „wunderliche Selbstbildung", wie sein älterer Bruder, der langjährige Redakteur des „Morgenblattes", sagte. Der Landessitte gemäß machte er dann den Weg durch das Tübinger Stift ohne sonderlichen Zug zur Theologie, aber auch ohne Widerstreben. Dort, mitten im fröhlichen Studentenleben, wo manch scherzhaftes Gedicht ihm bereits gelungen, entstand sein bestes Lied. Sein Neffe Klaiber erzählt, daß der schwermütige Gesang eines Landmädchens, den er von seinem Zimmer aus vernommen, ihn dazu angeregt — „wie von einem tiefen Hauch der Ahnung betroffen, dichtet er im Angesicht der Morgenröte, die den Himmel färbt, in einem Zuge das Lied, das für ihn selbst so prophetisch werden sollte, vom „Morgenrot, dem Boten frühen Todes." Dieses von ihm „Reiters Morgengesang" betitelte Lied ist, wie sein anderes „Soldatenliebe" (Steh' ich in finstrer Mitternacht), völlig zum Volksliede geworden. Übrigens klingen darin die ersten zwei Strophen des alten Volksliedes: „Ach wie bald schwindet Schönheit und Gestalt!" rc. zum Teil wörtlich wieder; auch die Melodie ist bei beiden Liedern dieselbe. Im Hause des Kriegsratpräsidenten Freiherrn v. Hügel, in das er 1824 als Erzieher eintrat, schrieb er für seine Zöglinge die Märchen nieder, die

Abb. 223. Wilhelm Hauff. Gemalt von J. M. Holder.

Morgenrot.

Märchen.

heute noch alt und jung so gerne liest. Vom Februar 1825 an entstanden in rascher Reihenfolge seine anderen Dichtungen: „Memoiren des Satans", eine geistreich-burleske Geschichte, zu der ihn wohl die Hoffmann-Callotschen Nachtstücke (vgl. S. 565 f.) anregten; „der Mann im Monde", eine nachahmende Verspottung des damals vielgelesenen leichtfertigen Romanschriftstellers Clauren (Hofrat Heun in Berlin), die er unter dessen Pseudonym veröffentlichte und später durch seine geistreiche „Kontrovers-Predigt" in wünschenswerter Weise ergänzte; seine Novellen, unter denen „das Bild des Kaisers" eine kleine Perle von bleibendem Werte ist; die „Phantasieen im Bremer Ratskeller," endlich sein historischer Roman „Lichtenstein", der uns die Zeit des Herzogs Ulrich von Württemberg lebendig vorführt. Seiner Zeit mit großem Beifall aufgenommen, hat derselbe, trotz mancher offenbaren Schwächen, noch heute seine Anziehungskraft nicht verloren. Eine reiche dichterische Zukunft schien Hauff verheißen zu sein; man erblickte in ihm einen deutschen Walter Scott — aber es sollte ihm nicht vergönnt sein, die Erwartungen, die sein Vaterland von ihm hegte, zu erfüllen. Nachdem er im Februar 1827 seinen Hausstand gegründet, im Sommer Vorstudien zu einem neuen Roman gemacht hatte, zu dem der Tirolerkrieg von 1809 den geschichtlichen Hintergrund bilden sollte, schied er bereits am 18. November 1827 im „raschen Sturm eines tückischen Fiebers" plötzlich dahin, nachdem ihm noch acht Tage zuvor mit der Geburt eines Kindes die Krönung irdischen Glückes zu teil geworden. Lichtenstein.

Zum Schluß sei zweier erst jüngst dahingeschiedener schwäbischer Sangesgenossen, **Mörike** und **Kurz**, gedacht, die manches Verwandte mit einander haben.

Eduard Mörike, eines Arztes Sohn, am 8. September 1804 zu Ludwigsburg geboren, kam nach seiner Konfirmation auf das Seminar zu Urach und von dort auf das Tübinger Stift, wo er aber mehr die alten Klassiker und Goethe, als Theologie studierte. Doch bestand er seine Prüfung und trat ins Pfarramt zu Cleversulzbach, das er indes 1844 wegen andauernder Kränklichkeit aufgeben mußte. Nachdem er sieben Jahre privatisiert, trat er als Lehrer der deutschen Litteratur in das Katharinenstift zu Stuttgart, dem er bis 1866 angehörte. Seitdem lebte er im Ruhestand. Der 4. Juni 1875 war sein Todestag. Mörike.

Mörikes Poesie wird immer einen Platz neben der Uhlands und Kerners verdienen, wenn er auch beiden nicht ebenbürtig genannt werden kann. Gleich ihnen ging auch er aus der Romantik hervor, die namentlich in seinem Roman „Maler Nolten" hineinspielt, der sonst zu den Epigonen von Goethes „Wilhelm Meister" gehört und die Entwickelung des Helden durch die Liebe zum Vorwurf hat. Im Alter machte sich Mörike an eine Umarbeitung seines Jugendwerkes, die nach seinem Tode Julius Klaiber mit pietätvoller Hand ergänzt und vollendet hat (1877). Auch in seinen Balladen ist der romantische Zug wahrzunehmen, oft verschwimmen die Gestalten ganz im Unklaren und Nebelhaften. Sehr schön ist dagegen seine Romanze „Schön-Rohtraut", die in ihrem knappen Ausdruck durchweg an Goethe erinnert. — Seine humoristisch-idyllischen Dichtungen sind ungemein ansprechend. „Der alte Turmhahn", durch Ludwig Richters reizende Illustration erst recht zur Geltung gekommen, ist da besonders zu nennen, demnächst seine „Idylle vom Bodensee." Vor allem aber geht durch seine Lieder ein frischer, seelenvoller Ton; „man sieht ihnen an," sagt Vischer, „daß sie gesungen sind, wie der Vogel singt, der auf den Zweigen sitzt — wie das Volkslied lassen sie sich nicht lesen, ohne sie innerlich oder laut in die Lüfte zu singen." In der That — klingt „Das verlassene Mägdlein" nicht ganz wie ein Volkslied? Maler Nolten.

Früh, wenn die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flamme Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich da kommt es mir,
Treuloser Knabe!
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Hermann Kurz.

Ein Schüler Uhlands, aber auch in gewissem Sinne Mörikes war **Hermann Kurz** (geb. 30. Nov. 1813 in Reutlingen, † 10. Okt. 1873 als Bibliothekar in Tübingen), dessen gesammelte Werke Paul Heyse 1874 mit einer Biographie des Dichters herausgab. „Manches", sagt Heyse, „von seinem Schönsten und Tiefsten ist, dem unbewußten Zuge dieser Wahlverwandtschaft folgend, in Tonarten gedichtet, die der ältere Freund angeschlagen, und jene zarte Mischung von Schwärmerei und Schalkheit, von Bildung und Naivetät, von historischem Sinn und spielender Märchenphantasie ließe sich in gleicher Weise selbst in den reifsten Werken beider Dichter nachweisen, in denen auch der jüngere die volle Selbständigkeit der Form gewonnen hatte." Die bleibendste von Hermann Kurz' Dichtungen ist sein Roman „Schillers Heimatsjahre", der ein treues Bild des schwäbischen Lebens, Dichtens und Trachtens im vorigen Jahrhundert darbietet. Auch als Übersetzer (Tristan und Isolde, Ariost ꝛc.) hat sich Hermann Kurz hervorgethan.

Mit den schwäbischen Dichtern mannigfach verwandt in Liederton und Liedesart, wenn auch in vielen Stücken durchaus eigenartig, war ein Dessauer, **Wilhelm Müller**, der Vater des berühmten Sprachforschers Max Müller.

Wilhelm Müller.

Wilhelm Müller, den 7. Oktober 1794 zu Dessau geboren, wurde von seinem Vater, einem intelligenten Schneidermeister, sehr sorgfältig erzogen. Schon in dem Knaben erwachte die Reimlust, und kaum zwölfjährig hatte er einen ganzen Band Elegien, Oden, kleine Lieder wie zum Druck fertig gestellt. 1812 bezog er die Universität Berlin, um Philologie zu studieren, trat aber im folgenden Jahre als Freiwilliger unter die Gardejäger und nahm an mehreren Schlachten teil. 1814 war er wieder in Berlin, wo er sich mit der älteren deutschen Litteratur, insonderheit mit den Minnesängern beschäftigte, auch eine „Blumenlese" aus den letzteren herausgab. Der Verkehr mit Brentano und Arnim brachte ihn der romantischen Schule nahe, in deren Sinn er manches schrieb. Seine Studien und Dichtungen wurden 1817 durch die Einladung des Freiherrn von Sack zu einer Reise nach Ägypten und Griechenland unterbrochen. Müller ging mit Freuden darauf ein, aber in Italien trennten sich die beiden Reisenden bereits — Müller blieb den Sommer 1818 in Albano und kehrte erst im nächsten Frühjahr nach Berlin zurück, wo er einen Teil seiner Reiseerlebnisse in dem Buche „Rom, Römer und Römerinnen" niederlegte. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr erhielt er einen Ruf in seine Vaterstadt als Lehrer der klassischen Sprachen am Gymnasium. Er folgte demselben gern, übernahm dazu das Amt des Bibliothekars und gründete bald danach seinen Hausstand, indem er sich mit einer Enkelin des bekannten Pädagogen Basedow vermählte. Nun erwachte die Liederlust mit neuer Macht in ihm, und neben seinen sonstigen Arbeiten, wie der Übersetzung griechischer Volkslieder und der Herausgabe der Dichter des XVII. Jahrhunderts, entstanden die „77 Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten", denen später ein zweites Bändchen folgte. Diese Lieder voll heller, inniger Naturfreude sind im besten Sinne Volkslieder geworden. Von Franz Schubert und Theodor Fröhlich komponiert, werden sie durch ganz Deutschland gesungen, und Tausende, die auf der Wanderschaft anstimmen „Das Wandern ist des Müllers Lust", — „Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht" u. s. w., oder die der Geliebten oder dem Geliebten zusingen: „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein", wissen nicht, daß sie dem „Sänger der Griechenfreiheit" verdanken, was ihnen einen solchen Genuß bereitet. Und doch wie kalt lassen uns heute die einst aus begeistertem Herzen erklungenen und ebenso begeistert von den Philhellenen aufgenommenen „Griechenlieder", denen Wilhelm Müller zumeist seinen Ruhm verdankt! Sie

Waldhornisten-lieder.

Griechen-lieder.

sind fast verklungen und werden es auch wohl bleiben, obgleich sich neuerdings das Interesse den freilich mit slawischem und albanesischem Blute stark gemischten Nachkommen des alten Kulturvolkes wieder zugewendet hat. Dagegen ertönen fort und fort seine einfachen, frischen, wie spielend entstandenen Müller-, Jäger- und Postillonslieder aus Herz und Mund seines Volkes.

Nur wenige Jahre sollte der Dichter sein häusliches Glück genießen. Nachdem er im Sommer 1827 mit seiner Frau an den Rhein und nach Schwaben gereist war, mit Uhland und Gustav Schwab schöne Tage verlebt hatte und von früheren Leiden gänzlich geheilt schien, überraschte ihn der Tod völlig unerwartet in der Nacht des 30. September; noch vor Mitternacht hatte ein Herzschlag ihn im Schlafe getötet. — Gustav Schwab gab seine Gedichte, Novellen und vermischten Schriften im J. 1830 heraus und begleitete sie mit einem Lebensbilde. Eine neue Ausgabe der Gedichte seines Vaters hat Max Müller im J. 1868 veranstaltet.

Eine ganz eigenartige Erscheinung nicht nur unter den süddeutschen Dichtern, sondern in unserer gesamten Dichtung nimmt **Hebel** ein, einmal weil er es verstand, die Mundart seiner Heimat in der Poesie zur anerkannten Geltung zu bringen, dann aber weil es ihm gelang, in seinen Prosaschriften den Volkston im höchsten und besten Sinne zu treffen.

Hebel. **Johann Peter Hebel** wurde am 10. Mai 1760 auf der Reise zu Basel geboren. Sein eigentlicher Heimatsort war das sechs Stunden von Basel gelegene Dorf Hausen im Schwarzwalde. Nach dem frühen Tode seines Vaters, eines armen Webers, hatte die Mutter Mühe, sich und den Knaben ordentlich durchzubringen; dennoch gelang es ihr, ihn nach Schopfheim in die lateinische Schule zu schicken. Des Knaben reiche Begabung und redliche Anstrengung veranlaßten dann andere Gönner, ihn — nach dem Tode der treuen Mutter — auf das Gymnasium nach Karlsruhe zu schicken, von wo er 1778 nach Erlangen ging, um Theologie zu studieren. Der Mann hielt, was der Knabe versprochen: nach verschiedenen untergeordneten Stellungen wurde er Kirchenrat und Gymnasialdirektor in Karlsruhe, und der arme Webersohn starb als Prälat und Mitglied der ersten badischen Kammer. Auf einer Geschäftsreise ereilte ihn der Tod am 22. September 1826 zu Schwetzingen.

Schon Voß hatte, wie früher (S. 364) erzählt, die Mundart dichterisch zu verwenden gesucht; seine plattdeutschen Idyllen „De Winterawend" und „De Geldhapers" waren es, welche Hebel zur Nachfolge anregten. So entstanden die „Alemannischen Gedichte," die 1803 zu Karlsruhe gesammelt erschienen. Es waren Lieder in der naiv-schalkhaften, vokalreichen Mundart des Landstriches, in welchem Hebel seine Kindheit verlebt hatte, einer Mundart, die nach seiner eigenen Untersuchung „in dem Winkel des Rheines zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgäu und weiterhin in mancherlei Abwandelungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Teile von Schwaben herrscht." Der von ihm gewählte „Ton" dieser Mundart ist der des ihm altvertrauten Wiesenthales, mit Baslerisch vermischt. In diesen Gedichten spiegelt sich das Leben, die Denkart und Gesittung seiner Heimat und ihrer Bewohner auf das allertreueste ab, und zugleich liegt über denselben ein warmer Hauch von Poesie und tiefer Gemütsinnigkeit. Goethe begrüßte diese neue Dichtererscheinung auf das anerkennendste in der Jenaischen Litteraturzeitung. Er rühmte insbesondere die „Wiese" wegen ihrer meisterhaften Naturschilderung. Der Dichter stellt diesen kleinen Fluß, der auf dem Feldberg entspringt, dar „als ein immer fortschreitendes und wachsendes Mädchen, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und sich zuletzt mit dem Rheine vermählt." Begeistert begrüßt sie den herrlichen Strom: Alemannische Gedichte.

Jo er ischs, er ischs, i hörs am freudige Brusche!
Jo er ischs, er ischs mit sine blauen Auge,
Mit de Schwitzerhosen und mit der sammete Chretze,
Mit de christalene Chnöpfen am perlefarbige Brusttuch,
Mit de breite Brust und mit de chräftige Stotze (Beine),
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rots-Her vo Basel,
Stolz in sine Schritten und schön in sine Gebehrde.

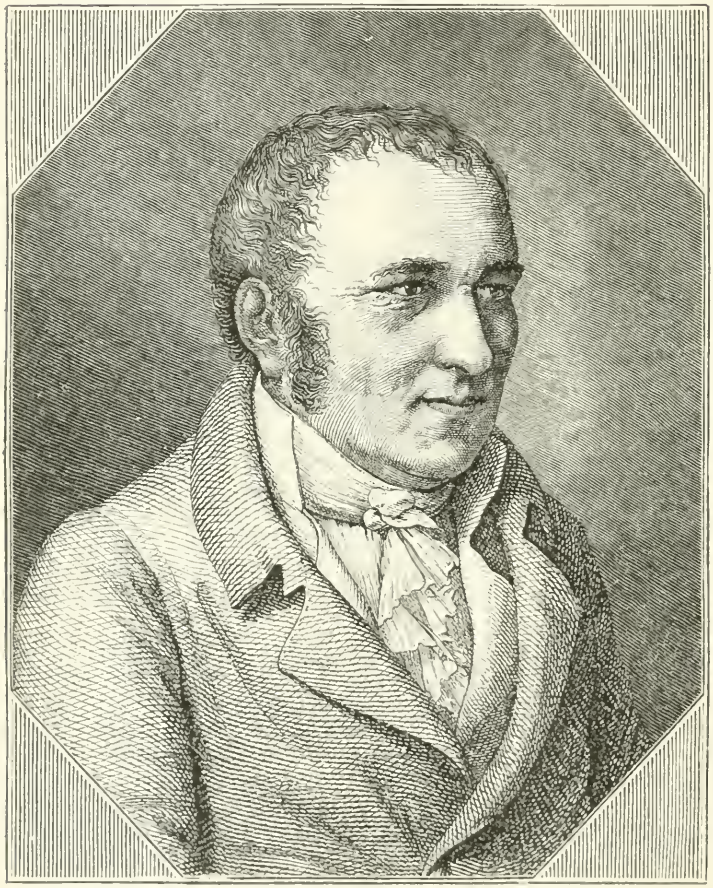


Abb. 221. J. P. Hebel. Bildnis nach dem Leben von Fr. Müller.

Ein gesunder, frommer Sinn spricht sich durchweg in Hebels Gedichten aus, so wenig Wesens er auch davon macht; man kann sagen: der kindliche Glaube, den der Dichter sich bis ins Alter gewahrt hat, ist der Herzschlag seiner Poesie. Hie und da mischt sich störend ein reflektierender und moralisierender Zug in den volkstümlichen Ton; ebenso wirkt der dem Mundartlichen ganz besonders widerstrebende Hexameter in einzelnen Gedichten unangenehm. Die treffliche Ausgabe von Götzinger hilft über die Schwierigkeiten hinweg, welche dem Norddeutschen die Mundart bereitet. Wer sich gar nicht damit zurecht finden kann, lese die Gedichte in Reinicks hochdeutscher Übersetzung, die zudem durch Ludwig Richters Illustrationen einen erhöhten Reiz erhalten hat. Neuerdings hat Johann Meyer, der bedeutendste plattdeutsche Dichter nach Fritz Reuter und Klaus Groth, einen „Plattdeutschen Hebel" herausgegeben, ein Wagstück, das man kaum als gelungen bezeichnen kann, für das auch wohl am wenigsten ein Bedürfnis vorlag.

Zu seinem 100jährigen Geburtstag (1860) begrüßte Viktor Scheffel den unter

seinem Volke wie wenige andere fortlebenden Dichter in dessen eigenster Sprache mit einem warmem Festgruß. Darin heißt es u. a.:

Se lang im Feldberggrund ne Tanne wurzlet
Und d' Wiese strömt und d' Wehre und de Rhi,
Se lang no Maidli flink und dundersuett
Und Buebe Obeds um de Liechtspohn sitze,
Wenns Marei seit: Verzehlis nännis, Atti,
Se lang weiß me vo Dir und wird me wüsse!
S' isch kein meh cho, der g'junge het wie du
So frisch vom Herzen und so heimet-treu ꝛc.

Unübertroffen steht Hebel in seiner Prosa da. In seinem „Rheinischen Hausfreund" hat er das mustergültige Ideal eines echten Volkskalenders geschaffen, und die in dem „Schatzkästlein" daraus zusammengestellten Erzählungen, für deren „Rohmaterial" er dem „Rollwagenbüchlein" des Jörg Wickram (S. 244) zu manchem Danke verpflichtet ist, sind, wie Vilmar sagt, „an Laune, an tiefem und warmem Gefühl, an Lebhaftigkeit der Darstellung vollkommen unübertroffen — — sie sind die Freude der Jugend und die Unterhaltung des Alters, und wie alle echte Natur- und Volksdichtung eigentlich niemals durchzulesen und auszuschöpfen."

Im Hofgarten zu Karlsruhe und in Schwetzingen ist diesem wahren Volksfreunde und Volksdichter ein Denkmal errichtet. Ein gutes Lebensbild Hebels hat Längin geschrieben; seine Briefe hat Otto Behaghel herausgegeben.

Neben Hebel verdient **J. Martin Usteri** (geb. 1763 in Zürich, † 1827 in Rapperschwyl) genannt zu werden. Er dichtete in schweizerischer (Züricher) Mundart zwei Idyllen in Hexametern, „De Vikari," in welchem der Seelenkampf eines jungen Mädchens geschildert wird, das ihre Liebe dem Wohle des Vaters zum Opfer bringt, und „De Herr Heiri," der in den bürgerlichen Kreisen einer Schweizerstadt spielt. — Von Usteris hochdeutschen Poesien hat sich der zuerst im Göttinger Musenalmanach von 1796 erschienene bekannte Rundgesang „Freuet euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht" bis auf unsere Zeit erhalten. Usteri.

Zum Schlusse möge noch zweier anderer Schweizer gedacht werden, welche dem schwäbischen Dichterkreise meist zugesellt werden. Der erste ist **Abr. Emanuel Fröhlich** (geb. 1796 zu Brugg im Aargau, gest. 1865), dessen Fabeln den epischen Charakter meist zurücktreten lassen und oft ins Gebiet der Parabel hinüberschweifen, aber sich durch Originalität und Sinnigkeit auszeichnen. Fromme Klänge läßt er in seinen „Elegien an Wieg' und Sarg" ertönen. — Der zweite ist **Karl Rudolf Tanner** (geb. 1796 zu Lentwyl im Aargau, gest. 1849 in Aarau), der ähnlich Karl Meyer (S. 617) mit Vorliebe das kleine Naturbild behandelte und daneben — außer patriotischen Gedichten — manches innig fromme Lied sang. Fröhlich. Tanner.

4. Österreichische Dichter.

Die deutsche Poesie hat seit jeher des alten Arndts Losungswort: „Das ganze Deutschland soll es sein!" verwirklicht. Schweizer und Elsäßer haben in ihr stets ein eben so unbestrittenes Heimatrecht gehabt, wie Schwaben und Sachsen. Auch des Anteils Österreichs habe ich je und je zu gedenken Anlaß gehabt. Selten aber hatte bisher die Poesie dort einen höheren Schwung genommen, und wo sie es versuchte, hatte es ihren Vertretern (wie z. B.

Denis, S. 342 f.) doch an der ausreichenden Kraft gefehlt, und ihre Wirkung war eine ephemere geblieben. Zumeist aber hatte sie sich in niederen Regionen bewegt, sich in Travestien (Blumauer) versucht oder die leichte volkstümliche Komödie und Lokalposse (Nestroy, Bäuerle ꝛc.) behandelt. Erst durch den Einfluß der romantischen Schule erweiterte sich der poetische Gesichtskreis und vertiefte sich das poetische Streben in dem gemütlichen Österreich. Das kam zuvörderst auf dem Gebiet des Dramas zur Geltung. Die Brüder Collin (S. 548) und Grillparzer in seiner „Ahnfrau“ (S. 556) sind des Zeugen. Wohl vermochten die ersteren nicht durchzudringen, und über die „Ahnfrau“, wie über die Schicksalstragödie insgesamt ergoß der Wiener Satiriker Castelli (1781—1843) in der Travestie „der Schicksalstrumpf“ seinen Spott. Grillparzer aber wuchs schnell über die romantische Anwandlung hinaus und schuf eine Reihe Dramen, die durchweg einen Ehrenplatz in unserer Litteratur beanspruchen dürfen.

Aus der Romantik Jugendwildnis,
Wo er den ersten Kranz sich brach,
Zog ihn der ernsten Muse Bildnis
Auf vielverschlungnem Pfad sich nach

singt Paul Heyse 1871 von ihm.

Grillparzer.

Franz Grillparzer, eines Advokaten Sohn, wurde am 15. Januar 1791 in der alten Kaiserstadt Wien geboren und studierte auf der dortigen Universität die Rechte. Als sein Vater 1809 starb, unterhielt er seine mittellos zurückgebliebene, von ihm zärtlich geliebte Mutter und seine Geschwister durch Privatstunden, fand aber trotzdem Zeit, sich mit Geschichte und Litteratur gründlich zu beschäftigen. Insbesondere zogen ihn die spanischen Dramatiker sehr an, und er hat später in seinen „Studien zum spanischen Theater“ bewiesen, mit welchem Fleiß er sich in dieselben vertieft. 1813 trat er in den Staatsdienst als Konzeptspraktikant bei der kaiserlichen Hofkammer (dem späteren Finanzministerium), in welcher Stellung er durch die Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit seiner Vorgesetzten viel zu leiden hatte. So kam er denn auch in seiner amtlichen Karriere nur langsam vorwärts, wurde erst 1823 Hofkonzipist, 1833 endlich Archivdirektor. Auf diesem ihm wenig zusagenden Posten, der durch das herrschende Regierungssystem und allerhand daraus sich ergebende Konflikte noch unleidlicher gemacht wurde, mußte er bis 1856 ausharren, in welchem Jahre er mit dem Hofratstitel pensioniert wurde.

In die Zeit dieses trübseligen Beamtenlebens, das den meisten Menschen alle Lust an der Poesie verleidet haben würde, fällt Grillparzers umfangreiches dichterisches Schaffen.

Sappho.

Nach mehreren kleinen dramatischen Versuchen entwarf und schrieb er innerhalb sechzehn Tagen die früher besprochene „Ahnfrau“ (S. 557), welche 1817 erfolgreich über alle Bühnen Deutschlands ging. Bereits im April 1818 folgte ein zweites Drama „**Sappho**“, das — von dem Erstlingswerk grundverschieden — einen großartigen Fortschritt dokumentiert. Die Heldin dieses Stückes ist die im Altertum von den Zeitgenossen ebenso hoch verehrte, wie in der attischen Komödie stark verunglimpfte griechische Dichterin Sappho (zwischen 628 und 568 v. Chr.), von der eine Tradition erzählt, sie habe sich vom leukadischen Felsen ins Meer gestürzt, weil ein Jüngling Phaon ihre Liebe verschmähte und mit Untreue belohnte. Aus diesem anekdotenartigen Stoff hat Grillparzer ein ergreifendes Seelengemälde geschaffen, das den Zwiespalt zwischen Dichtung und Leben zur lebendigsten Anschauung bringt. Als Sappho erkennt, daß der von ihr geliebte Mann sie wohl verehrt, aber doch in Wahrheit ihr Gefühl nie erwiedert hat, daß er deshalb nicht schuldig zu nennen ist, wenn er die anmutige Sklavin Melitta ihr

vorzieht, gerät sie wohl zuerst in leidenschaftlichen Zorn, dann aber überwindet sie ihr Herz, segnet das junge Paar und stürzt sich in die Fluten, um ganz den Göttern anzugehören.

Der Ertrag dieses Dramas ermöglichte es dem Dichter, das „Capua der Geister" — wie er Wien später einmal in einem Gedichte nannte — für einige Zeit zu verlassen, seine wankende Gesundheit in Gastein zu kräftigen und im folgenden Jahre Italien zu bereisen. Erst 1821 trat er mit einer neuen dramatischen Dichtung vor die Öffentlichkeit. Es war **„das goldene Vließ"**, eine Trilogie, welche Goedeke also charakterisiert: „Die Friedlosigkeit der schuldbeladenen Brust ist das Thema dieser gewaltigen Dichtung, die, in weiten, großen, fast gigantischen Zügen angelegt, in der Ausführung so kurz und knapp gehalten ist, daß der Dichter sich fast auf die Angelpunkte der Handlung beschränkt, ohne deshalb, wo es erforderlich, dem vollen, tiefen, schweren Strome der Gedanken, Empfindungen und Leidenschaften zu wehren." Das goldene Vließ.

Die Königstochter Medea, des Aietes dämonische Tochter, ist die Heldin der drei Dramen, aus denen das „goldene Vließ" besteht. Mit der Ermordung des Gastfreundes ihres Vaters, des Phryxus, im düster nebelhaften Kolchis, das ihre Heimat ist, hebt ihr grauses Geschick an. Unter dem Fluche des von Aietes Ermordeten, der dorthin gekommen, um das goldene Vließ dem Gotte des Landes zu weihen, bricht sie zusammen, und alle Furien reißen sie von dem Hause des verbrecherischen Vaters hinweg. Am Meere haust sie fortan in einem einsamen Turm. Dort findet sie Jason, der Führer der Argonauten, welcher mit der Blüte der hellenischen Jugend herbeigeeilt ist, um den Ermordeten zu rächen und das Heiligtum den Barbaren zu entreißen. Sie folgt dem fremden Mann, der um sie wirbt, in wildester Liebesglut — ein willenloses Eigentum — auf sein schnellruderiges Schiff, nachdem sie ihm mit ihrer Kunst noch über die Schrecken der Drachenhöhle, in der das goldene Vließ bisher gelegen, hinweggeholfen hat. Nun lastet des Phryxus Fluch, der am Besitz des strahlenden Vließes haftet, auch auf ihr; des eigenen Vaters Fluch kommt dazu. Er ruft ihr nach: I. Der Gastfreund. II. Argonauten.

Nicht sterben sollst du, leben,
Leben in Schmach und Schande, verstoßen, verflucht,
Ohne Vater, ohne Heimat, ohne Götter!
Du hast mich betrogen, verraten;
Nicht mehr betreten sollst du mein Haus!
Ausgestoßen sollst du sein, wie das Tier der Wildnis,
Sollst in der Fremde sterben, verlassen, allein.

Der doppelte Fluch weicht hinfort nicht mehr von dem unglücklichen Weibe. Ihr düsteres, unheimliches Wesen, ihre angeborene Wildheit, die Fremdartigkeit ihrer Sitten scheuchen jedermann von ihr zurück, ja entfremden ihr auch den Gemahl, der sie einst im Übermut seiner Jugend entführte, ohne zu bedenken, was er that. Sie leidet schwer darunter, aber vergeblich kämpft sie gegen ihr eigenes Wesen, vergeblich ist es, daß sie vor den Thoren Korinths ihr Zaubergerät, das entsetzliche Vermächtnis ihrer Mutter, und das goldene Vließ, den noch entsetzlicheren Erwerb ihres Gemahls, in festgefügter Truhe vergräbt. Vergeblich spricht sie: III. Medea.

Der Nacht, die sie gebar, geb' ich sie wieder,
Und schwach, ein schutzlos, hilfsbedürftig Weib,
Werf' ich mich in des Gatten offne Arme.

Es ist zu spät. Gora, ihre Amme, spricht nur die Wahrheit, wenn sie ihr zuruft:

Ein Greuel bleibt die Kolcherin dem Volke,
Ein Schrecken die Vertraute dunkler Mächte.
Wo du dich zeigst, weicht alles scheu zurück
Und flucht dir!

Immer weiter reißt die Kluft zwischen ihr und Jason, in dessen Brust dazu noch eine alte Neigung zu Kreusa, der Tochter des Königs Kreon, neu erwacht. Als Medea dessen gewiß wird, ist es um ihre mühsam erstrebte Fassung geschehen — Eifersucht und Durst nach Rache lodern in ihr empor, und als nun vollends auch die eigenen Kinder sie verleugnen, schreitet die furchtbar unselige Frau zum Äußersten und vollbringt das Ungeheuerste an ihren Feinden und an sich selber. Die Königsburg geht in denselben Flammen zu Grunde, welche, aus einem Goldgefäß, dem verderblichen Geschenke Medeas, emporlodernd, ihre Nebenbuhlerin verzehrt haben. Dann fallen von der Hand der eigenen Mutter — Jasons und ihre eigenen Kinder. Nichts wird aus dem Brand der Königsburg gerettet; nur das goldene Vließ, das Medea vorher wieder ausgegraben und dem König heuchlerisch geschenkt, um sich die Wege zur Rache zu bahnen, hebt sie unverletzt und strahlend aus dem Schutt empor. Um die Schultern schlägt sie es und entflieht freudlos der Stätte des Verderbens, um in Delphi dem Gotte zurückzugeben, was Phryxus einst von ihm empfing, und ihr ferneres Geschick den dortigen Priestern anheimzustellen.

Mit glänzendem Erfolge war das „Goldene Vließ" am Wiener Hofburgtheater aufgeführt worden. Auch über sämtliche deutsche Bühnen nahm es ebenso wie zuvor die „Sappho" siegreich seinen Weg. In Wien errang nicht minder das nächste Stück „Ottokars Glück und Ende", das am 19. Februar 1825 zum erstenmal dort gegeben wurde, einen um so begeisterteren Beifall, als es zwei Jahre lang von der Zensurbehörde beanstandet und erst auf besondere Erlaubnis des Kaisers zugelassen worden war.

Ottokars Glück und Ende.

Mit diesem Stück wandte sich Grillparzer von der antiken Welt zur Geschichte seines Vaterlandes. Er stellt darin das allmähliche Wachsen des zur Weltmonarchie aufstrebenden Böhmens, seinen Sturz durch Rudolf von Habsburg und damit die Gründung der habsburgischen Dynastie dar. König Ottokar von Böhmen geht unter durch seine maßlose Herrsch- und Ruhmsucht, während in Rudolf von Habsburg ein Glück und Frieden verheißendes Gestirn aufgeht. Über der Leiche des besiegten Gegners spricht Rudolf in versöhnlichem Geiste:

So liegst du nackt und schmucklos, großer König,
Das Haupt gelegt in deines Dieners Schoß;
Und ist von deinem Prunk und Reichtum allem
Nicht eine arme Decke dir geblieben,
Als Leichentuch zu hüllen deinen Leib.
Den Kaisermantel, dem du nachgestrebt,
Ich nehm' ihn ab und breit' ihn über dich,
Daß als ein Kaiser du begraben werdest,
Der du gestorben als ein Bettler bist.

Außerhalb Österreichs vermochte dieses Stück keinen Boden zu gewinnen; man hielt es für eine ganz ausschließlich österreichische Dichtung und zögerte, es zur Aufführung zu bringen. In Berlin blieb es bis zum Jahre 1830 liegen, ehe es auf der Hofbühne zugelassen wurde. Und doch ging Grillparzer auch darin von der ihm durchweg eigenen freien Geschichtsauffassung aus, welche ein Österreich ohne den mächtigen Hinterhalt des Deutschen Reiches sich gar nicht denken konnte. Ja, vielleicht hatte der aufrichtig deutschgesinnte Dichter durch die Figur des Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Zollern, sogar andeuten wollen, daß auch die „habsburgische Dynastie einmal ihren Gegner finden werde, der ihrer Herrschaft Schranken setzte." Jedenfalls war Grillparzer so wenig österreichisch befangen, daß er in einem späteren Drama „Ein Bruderzwist in Habsburg" das Gestirn der habsburgischen Dynastie im Niedergange zeigte, weil dieselbe nicht verstanden, die große Religions- und Kirchenfrage der Reformationszeit mit

Nur weiter geht das tolle Treiben,
Von vorwärts! vorwärts! erschallt das Land;
Ich möchte, wärs möglich, stehen bleiben
Wo Schiller und Göthe stand.

Franz Grillparzer

Abb. 225. Grillparzer. Nach dem Leben gemalt von Kriehuber im Jahr 1858.

richtigem Verständnis zu behandeln. Überdies hatte er in Ottokars Schicksal wohl das eines anderen, jedem Deutschen damals noch in frischester Erinnerung gegenwärtigen Gewalthabers zeichnen wollen; wer dächte nicht an den ersten Napoleon, wenn er den Böhmenkönig sterbend bekennen hört:

Ein jeder ist ein Held nun wider mich,
Der Zahltag ist erschienen, und sie zahlen.
Ich hab' nicht gut in deiner Welt gehaust,
Du großer Gott! Wie Sturm und Ungewitter
Bin ich gezogen über Deine Fluren,
Du aber bist's allein, der stürmen kann,
Denn Du allein kannst heilen, großer Gott!
Wer war ich Wurm, daß ich mich unterwand
Den Herrn der Welten frevelnd nachzuspielen!

Desungeachtet begann damals schon sich die tendenziöse Mißdeutung in Deutschland zu verbreiten, Grillparzer sei ein „österreichischer Lokaldichter, zwar von großer Begabung, aber nur relativ für seine Heimat, für das übrige Deutschland passe er nicht." So ging die Behauptung von Blatt zu Blatt und wurde erst recht geglaubt, als die zunächst (1828) folgende Dichtung: „Ein treuer Diener seines Herrn," wie erzählt wurde, selbst dem Kaiser Franz so hyperloyal erschien, daß er sie um jeden Preis kaufen wollte, um Druck und weitere Aufführung für immer zu hindern. Ganz unverständlich, denn dieses durchaus originelle Trauerspiel behandelt einen historischen Stoff ohne irgend eine nähere Beziehung zu dem regierenden Kaiserhause von Österreich. Der Inhalt ist dieser:

Ein treuer Diener seines Herrn.

Der alte Banchanns ist mit der Fürsorge für das Reich und das Haus seines Königs, Andreas von Ungarn, betraut, während dieser eine Fahrt nach dem heiligen Lande unternimmt. Banchanns' jugendliche Frau Erny, die schon vorher von Otto v. Meran, dem leichtfertigen Bruder der Königin, mit unverschämten Zumutungen belästigt worden ist, hat doppelt zu leiden, da weder ihr Gemahl noch die leichtfertige Königin dem sittenlosen Treiben des Prinzen Einhalt zu gebieten vermögen. Endlich gelingt es Otto, mit der von ihm geliebten Frau durch List allein zusammenzukommen, aber als er sie mit Gewalt entführen will, entzieht sie sich der Schmach durch Selbstmord. Um ihren Bruder zu schützen, gibt sich die Königin nun den empörten Verwandten des Banchanns gegenüber für die Mörderin aus; ihr Leben ist bedroht, nicht minder das ihres Sohnes und ihres Bruders. Da tritt der königstreue Banchanns selbstverleugnend für sie ein, aber es gelingt ihm nur, des Königs Kind und Otto zu retten, während die fliehende Königin von einem nachgeworfenen Dolche tödlich getroffen wird. Als König Andreas heimkehrt, sieht der treue Diener die Ehre seines Weibes, an der er nie gezweifelt hat, durch das Zeugnis ihres Verfolgers gerettet.

Da der Dichter dem Verlangen des Kaisers nicht willfahren konnte noch wollte, wurden die Aufführungen dieses Stückes fortgesetzt, wenn auch mit verringertem Beifall.

Noch einmal kehrte Grillparzer zur Antike zurück. In der Tragödie: „Des Meeres und der Liebe Wellen" behandelt er die mit dichterischer Erfindungskraft ausgebaute und ausgestaltete Sage von Hero und Leander. Zum erstenmal erlebte er einen Mißerfolg; das Stück wurde am 3. April 1831 vom Publikum sehr kühl aufgenommen. Auch das 1834 folgende Stück „Der Traum ein Leben," das er ein dramatisches Märchen nannte, wollte bei den Zuschauern nicht recht verfangen. Vollends aber war es um seine Popularität an der Donau geschehen, als er 1838 mit einem Lustspiele: „Weh dem der lügt" hervortrat. Das Stück, das — nach einer Erzählung des Gregor von Tours — eine ernstsittliche Frage behandelt und das wohl als Lustspiel verfehlt war, gefiel dem an derbere Speise gewöhnten Wiener Publikum ganz und gar nicht: in geradezu roher Weise wurde es ausgepfiffen.

Meeres- und Liebes-Wellen.

Weh dem der lügt.

Entrüstet zog Grillparzer sich von diesem Tage an aus der Öffentlichkeit zurück, und da auch in Deutschland die Kritik sich immer entschiedener wider ihn erklärt hatte, wurde der einsam lebende Dichter bald zu einer fast mythischen Person, von deren Thun und Treiben niemand bei uns etwas wußte. In seiner Heimat fehlte es ihm übrigens — trotz seiner theatralischen Niederlagen — nicht an Anerkennung. Im Jahre 1841 wurde sein fünfzigster Geburtstag in Wien mit großer Teilnahme gefeiert, ja sogar eine Medaille auf ihn geschlagen; 1847 wurde er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1861 zum lebenslänglichen Reichsrat, 1864 zum Ehrenbürger der Stadt Wien ernannt.

Des so mannigfach geehrten Dichters äußere Lage war bei alledem eine so beschränkte, daß er nicht daran denken mochte, seine Jugendgeliebte Katharina Fröhlich zu ehelichen. Sie blieb seine „ewige Braut," wie er sie nannte, und als ihr Haar, wie das seinige, mehr und mehr ergraute, führte sie im Verein mit ihren zwei älteren Schwestern ihm seine einfache Junggesellenwirtschaft. Fünfundzwanzig Jahre wohnten die vier zusammen im vierten Stock eines unansehnlichen Hauses der Spiegelgasse, einer der engsten, nahe am Graben gelegenen Straßen von Alt-Wien. Dort entstanden — besonders nach Grillparzers Pensionierung — eine Reihe kleinerer und größerer Dichtungen. Nur weniges drang davon an die Öffentlichkeit, wie u. a. sein berühmtes Gedicht „An Radetzky" und ein paar dramatische Fragmente, deren Aufführung er sich in den letzten Jahren abringen ließ; das meiste blieb in seinem Schreibtisch und wurde erst nach seinem Tode veröffentlicht. Das bedeutendste in diesem Nachlasse ist vielleicht „die Jüdin von Toledo", eine dem Lope de Vega frei nachgedichtete und besonders innerlich vertiefte Tragödie. Katharina Fröhlich.

Allmählich brach sich auch bei uns eine etwas günstigere Stimmung über Grillparzer Bahn. 1859 erkor ihn — aus Anlaß des Schillerjubiläums — die Universität Leipzig zum Ehrendoktor, und 1871, am 15. Januar, beteiligte sich Deutschland — soweit es damals die Umstände zuließen — an der glänzenden, von den Wienern ins Werk gesetzten Feier seines achtzigsten Geburtstages.

Ein Jahr danach, am 21. Januar 1872 entschlief der greise Dichter sanft und leicht in seinem alten schwarzen Sessel, um hienieden nicht mehr zu erwachen. Vier Monate danach folgte ihm seine „ewige Braut" in das Land des Friedens. Grillparzers Tod

Erst nach seinem Abscheiden kam Grillparzers ganzer Dichterwert zur vollen Anerkennung. Dazu trug — nachdem Goedeke und Geibel in litterarischen Würdigungen vorgearbeitet hatten — namentlich die von H. Laube und Josef Weilen veranstaltete vollständige Ausgabe seiner Werke bei, die erst ein Gesamtbild seines poetischen Schaffens ermöglichte. Besonders wertvoll darin sind auch ein Stück Selbstbiographie und zwei Novellen, in deren einer, „Der arme Spielmann," er wohl auch sich selbst in leichter Verhüllung abgespiegelt hat. Gesamtausgabe.

Treffend hat Laube sein Urteil über Grillparzer zusammengefaßt in den Worten: „Eigen und selbständig war er durchweg, eigen und selbständig wird er in unserer Litteratur dastehen, eine Gestalt von Granit. Sie schimmert nicht, aber sie ist fest, sie dauert. Und ich meine deshalb: auch die Nachwelt wird sie in Ehren halten." Auch eine „Lebensgeschichte" Grillparzers hat Heinrich Laube kurz vor seinem Tode (1884) geschrieben, die dadurch besonders wertvoll ist, daß sie reichhaltige Auszüge aus des Dichters ungedruckten Tagebüchern und Erinnerungen darbietet.

Neben der dramatischen Poesie, deren übrige Vertreter in Österreich wir bei der weiteren Entwickelung des modernen Dramas kennen lernen werden, blühte auch dort die lyrische und epische Dichtung, zum Teil unter dem Geistesdruck des Metternichschen Polizeiregiments mit politischer Färbung, zum Teil ohne irgend welche Beziehung auf die Gegenwart und ohne tendenziöse Bei-

mischung. Die Vertreter derselben reihen sich würdig dem schwäbischen Dichterkreise an, ja haben mit demselben manche verwandte Züge, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß in einigen von ihnen mehr Glanz und Feuer der Darstellung und sinnlich kräftiges Wesen als tiefe Empfindung hervortritt. Eine hervorragende Stellung nehmen unter ihnen Zedlitz, Lenau und Grün ein.

Zedlitz.

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz, am 28. Februar 1790 zu Johannesberg in Österreichisch-Schlesien geboren, trat 1807 in das österreichische Husarenregiment Erzherzog Ferdinand, mit dem er als Ordonnanzoffizier des Fürsten v. Hohenzollern an den Schlachten von Regensburg, Aspern und Wagram teilnahm und sich in ehrenvollster Weise dabei auszeichnete. Aus Familienrücksichten nahm er seinen Abschied, verheiratete sich und lebte teils seiner litterarischen Thätigkeit, teils der Landwirtschaft, den Winter in Wien, den Sommer auf seinem Gütchen in Ungarn. Nach dem Tode seiner Gemahlin trat er (1837) in den Staatsdienst. Metternich verschaffte ihm eine Stelle bei der Staatskanzlei, worin ihm besonders die Vertretung der österreichischen Politik in der Presse zufiel. 1851 wurde er Ministerresident des Großherzogs von Weimar und zugleich Geschäftsträger des Herzogs von Braunschweig, d. h. diplomatischer Vertreter der beiden Fürstenhöfe am Wiener Hofe, zog sich bald danach aber von den Staatsgeschäften zurück und starb am 16. März 1862 in Wien.

Abb. 226. Joseph Christian Freiherr von Zedlitz. Stich nach dem Leben.

Zedlitz trat ziemlich jung mit lyrischen Dichtungen vor das Publikum, die zuerst in Almanachen, dann gesammelt bei Cotta erschienen und rasch seinen Dichterruf begründeten. Am meisten Aufsehen machte darunter die bekannte „Nächtliche Heerschau," ein sensationell höchst wirksames Gespensterbild zu Ehren des ersten Napoleon. Einen lebhaften Anklang fanden auch die 1827 erschienenen „Totenkränze," in denen er die italienische Kanzone (13 iambische gereimte Verse) als lyrisch-elegische Strophe durch äußerst gewandte Behandlung bei uns zur Geltung brachte. Aber nicht nur die klangvollen Verse sind bei dieser Dichtung beachtenswert, sondern auch ihr Inhalt. Eine Wanderung zu den Gräbern großer Kriegshelden (Napoleon, Wallenstein), Dichter (Tasso, Shakespeare), Liebender (Romeo und Julie), Wohlthäter der Menschheit (Canning, Joseph II, Max v. Bayern) gibt ihm Anlaß zu ernst schwermütigen und wieder zu froh erhebenden Betrachtungen

Totenkränze.

die mit einem Preise der Begeisterung, „dem Born, der ew'ges Leben quillet", und mit der zuversichtlichen Hoffnung schließt, daß ihr unter Gott die Zukunft gehöre:

Denn einer, weiß ich, kreiset in den Sternen
Und locket Harmonien aus ihrem Reigen,
Schwebt auf den Wassern, heißt die Stürme schweigen
Und läßt den Pharus leuchten in den Fernen.
Ihm fällt umsonst kein Saatkorn aus den Händen;
Ist's Zeit, wird er die Ernte auch vollenden.

Während des Krieges Österreichs gegen Italien unter Radetzky schrieb Zedlitz das „Soldatenbüchlein", in dem er „das offene, treue und wahre" Österreich und seine Helden, Hainau, Windischgrätz ꝛc., pries: eine unbedeutende, selbst in Österreich bereits längst verklungene Dichtung. — Ebenso vergessen sind seine Dramen, unter denen das Trauerspiel „Turturell" an die Schicksalstragödien streifte, die übrigen im spanischen Stil gedichtet waren. „Es fehlte ihm die Kraft selbständiger Erfindung und mehr noch die Kunst der Charakteristik zum Dramatiker", urteilt Goedeke. „Seine Männer sprechen schönrednerisch wie verkleidete Frauenzimmer, und alles verschwimmt im blühenden Phrasenwesen." Dagegen hat sein romantisches Märchen „Das Waldfräulein" viele Bewunderer und Bewunderinnen gefunden, und es ist in der That ein Stück echter Poesie voll zarter Anmut und lieblichem Farbenduft, freilich auch eine Apotheose der sinnlichen Liebe, die oft nicht ganz frei von Lüsternheit ist und die darum von ihm „die echte" genannt wird, weil „in die Menschenbrust Natur sie legte." — Ganz meisterhaft ist die Übersetzung von Byrons „Childe Harold", welche wir Zedlitz verdanken: eine echte dichterische Verdeutschung, die in freiester Bewegung das Original nie aus dem Auge verliert. Waldfräulein.

Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau, unter seinem Dichternamen **Nikolaus Lenau** zumeist bekannt, wurde am 13. August 1802 zu Csatád, einem Dorfe unweit Temeswar, geboren, verlebte seine Kindheit in Ungarns alter Königstadt Ofen (Buda) und in Tokai, wohin seine frühverwitwete Mutter mit ihrem zweiten Gatten gezogen war. Siebzehnjährig bezog er die Universität Wien, um Philosophie zu studieren. Er war ein frommer Knabe gewesen, jetzt waren Zweifel in ihm erwacht, deren Lösung er in der erwähnten Wissenschaft suchen wollte, aber er fand sie nicht darin. Nachdem er sich drei Jahre lang damit vergeblich geplagt, ging er zur Jurisprudenz über, um sich eine künftige Existenz zu sichern — trotz alles pflichtmäßigen Arbeitens konnte er auch darin keine Befriedigung finden und vertauschte sie deshalb mit der Medizin, die er auf Kosten seiner Gesundheit mit dem größten Eifer studierte. Neun Studienjahre waren so vergangen — er hatte viel gelernt, aber was er erstrebt, die Wahrheit und in ihr den Frieden, hatte er nicht ge- Lenau.

Abb. 227. Lenau im Jahre 1841. Nach Kriehubers Bildnis.

funden, und so war ihm alles Studium zuwider geworden. Der Zweifel nagte mit wachsender Stärke an seiner Seele, und eine tiefe Schwermut trübte ihm jede Lebensfreude. Dazu starb ihm die über alles geliebte Mutter. Vorübergehend fand er Beruhigung in dem Verkehr mit den schwäbischen Dichtern Uhland, Kerner, Schwab, die er von Heidelberg aus, wo er seine medizinischen Studien zum Abschluß bringen wollte, öfters besuchte. Dennoch warf der Trübsinn immer breitere und dunklere Schatten auf seinen Lebensweg. Während seine Gedichte zum erstenmal gesammelt in den Druck ge-

Gedichte von Nicolaus Lenau. 1.

Die Drei. (1.)

Schön Drei'n, weg nimmer
Dringt Deinen Kuß ins Thal,
Durch die frost Felsenenge
Deinem stillen Kuß zu wag.

Zerg, o Drei'n, wie dein Zweig
In die Brust den Bogen drang,
Wie dein Wort die Felsenwände
Wundig fort und fort zerzüge.

Aber nimm, wie Alles flieht,
Schneidest du mit deinem Lied,
Wann dich Liebe fortbewogen,
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen wandern Rosse,
Traurig Rind herumgenossen
Fort die grauen Felsenzinnen
Und auf deiner Linden Dinnen.

Abends dann vom Alpensang
Tönt herauf ihr banges Klang
Von der trüben Felsenhöhle,
Wann die Hirt zurückbeschwöre.

Zeigen. (2.)

Meinen Pferden lieber Herren,
Herr, wir sind ihr müdegeworden,
Weit ist über Berg und Thal
Von euch scheint der letzte Mal!
Wie ihr wachset und euch dehnet,
Voneinander euch entfernet,
Zeigen, wie der Abend zieht,
Daß ihr fest und zwei wachset.
Kindeswuchs und Abendschatten
Zeigt den Wandern auf den Bergen
Abgemessnen Stunden machen,
Wie sich ihre Tore neigen.

Abb. 228. Zwei Gedichte Lenaus in eigenhändiger Niederschrift. Nach dem Autograph im Besitz der Verlagshandlung. (Die letzte Strophe von Nr. 1 befindet sich nur in den ersten Drucken.)

langten, ergriff ihn plötzlich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Amerika. Im Sommer 1832 schiffte er hinüber und verweilte ein ganzes Jahr in dem „Lande voll träumerischem Trug", wie er es bald genug enttäuscht nannte. Manches schöne Gedicht (Das Blockhaus, Niagara, Die drei Indianer ꝛc.) entstand auf seinen Wanderungen durch die Vereinigten Staaten; aber seine Seele kam zu keiner Ruhe; rastlos, friedelos kehrte er wieder nach Europa zurück. Er lebte nun abwechselnd in Wien und in Stuttgart — lange duldete es ihn aber nie an einem Orte. Im Sommer 1844 schien eine glückliche Liebe in sein Leben Licht bringen zu sollen; aber kaum hatte er sich mit dem Mädchen seiner Herzens-

wahl verlobt, als das lange über ihm gewitterschwer drohende Leiden zum vollen Ausbruch kam und er unheilbarer Geistesstörung anheimfiel. Nach sechs Jahren des tiefsten Elends wurde er am 22. August 1850 in der Irrenanstalt zu Oberdöbling bei Wien durch den Tod erlöst.

Lenaus Dichtung. In Lenaus Dichtung spiegelt sich sein Leben ab. Er glich selbst dem Schmetterling, von dem er einst gesungen:

Ihn trieb's vom trauten Blumenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom scherzend holden Frühlingsstande
Ins ernste, kalte Flutgebraus.

Kaum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduld'ges Kind,
Kam sausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort der böse Wind

— — — — — — —

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimatglück;
Der schwache Flatt'rer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

Ein tieferes Verständnis seiner Lebensentwickelung eröffnet uns das Gedicht „Glaube, Wissen, Handeln." Da schildert er das Paradies, „wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt", das er gekannt und das er verlassen:

Und in der Forschung Wälder trat, ein Thor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.

Die daraus hervorgehende Rastlosigkeit und Unbefriedigtheit dringt immer aufs neue in Lenaus Poesie hervor und läßt den Leser nie zu einem reinen und ruhigen Genuß kommen, so sehr auch die unvergleichlichen einzelnen Schönheiten darin ihn fesseln mögen. Ein unheilbares Schmerzgefühl verdunkelt ihm alle Schönheit der Natur und läßt ihn die Nachtseite des Menschenlebens mit Vorliebe schildern. Wohl dringt zuweilen ein fröhlicher Ton durch seine Lieder. So feiert er des Lenzes Kommen:

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüt' und Duft.

aber lieber verweilt er doch bei dem „Herbstgefühl:"

Der Buchenwald ist herbstlich schon gerötet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben,
Doch Rosen sind's, wobei kein Lied mehr flötet.

Trefflich sind seine Schilderungen aus dem Volksleben, namentlich aus dem seiner magyarischen Heimat, sei es daß er die „Heideschenke" oder „drei Zigeuner" oder den „Steyertanz" uns vorführt. Aber auch in diesen Liedern herrscht das Lyrische vor; zum Epischen reichte seine Kraft nicht aus. Das zeigt sich in den drei größeren Dichtungen dieses Gebietes: im „Faust," der ein in seiner Verworrenheit erschütterndes Abbild seines eigenen Ringens vorführt, im „Savonarola" und in den „Albigensern," welche beide den Unsegen der Hierarchie beleuchten und den Blick auf die Zeit hinlenken wollen, Epische Dichtungen.

Wo Licht und Stärke, Freud' und Frieden
In Christo allen wird gemein.

Anton Alexander Graf von Auersperg, den Freunden der Poesie unter dem Namen **Anastasius Grün** bekannt, wurde am 11. April 1806 im Komturgebäude des deutschen Ritterordens zu Laibach in Krain geboren. Von seinem Vater, der 1818 starb, ererbte er die in den Alpen wunderschön gelegene Herrschaft Thurn am Hart (= am Grün.

Walde) und Gurkfeld in Unterkrain. Im Stammschloß seines uralten Geschlechtes brachte er seine ersten Lebensjahre zu und wurde dann auf das Theresianum nach Wien geschickt, das er nach dem Tode des Vaters mit einem Privatinstitute vertauschte, wonach er auf der dortigen Universität und in Graz Philosophie und Jurisprudenz studierte. Auf die Studienjahre folgten die Wanderjahre durch Italien, Frankreich und England, aus denen manche poetische Frucht später gezeitigt wurde. 1831 trat er den väterlichen Besitz an, aber erst acht Jahre später gründete er den eigenen Herd durch seine Vermählung mit der Reichsgräfin Maria von Attems und lebte nun abwechselnd auf seinen Gütern und in Wien. 1832 erschien er als Mitglied der krainischen Stände auf der Herrenbank in der Laibacher Landstube. Bald war er die Seele der „offenen und der versteckten Opposition der ehrsamen Landschaft des Herzogtums Krain." Mit mannhaftem Eifer wirkte er da für einen gerechteren Steuermodus und insbesondere aus Liebe zu seinem „lustigen grünen Wald" für die Hebung der Krainer Waldwirtschaft. 1848 wurde er wegen der in seinen Gedichten ausgesprochenen freisinnigen Anschauungen in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, von der er arg enttäuscht zurückkehrte; später, als Österreich eine Konstitution erhalten hatte, wurde er zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt, nahm auch wiederholt an dem Krainer und Steiermärkischen Landtage teil. Am 11. April 1876 feierte er noch in rüstiger Kraft seinen siebzigsten Geburtstag, von ganz Deutschland warm beglückwünscht — wenige Monate danach, am 12. September, ereilte ihn der Tod in Graz. Seine Witwe folgte ihm im J. 1880 in die ewige Heimat. „Verschollenes und Vergilbtes" aus seinem Leben hat P. v. Radics herausgegeben.

Abb. 229. Anastasius Grün. (Anton Alexander Graf von Auersperg.)

Grüns Werke.

Anastasius Grün (was nach seiner eigenen Auslegung bedeutet: „als Grün auferstanden oder wiedererstehend, nachdem der wahre Name der damaligen Zensurverhältnisse halber nicht wagen konnte, mit einiger Aussicht auf ungestörte Wirksamkeit litterarisch aufzutreten") veröffentlichte zuerst in Almanachen seine „Blätter der Liebe," die er seiner Mutter widmete. Es waren jugendlich tändelnde Lieder, die er in reiferem Alter fast sämtlich verwarf und von seinen gesammelten Gedichten ausschloß. Seinen Dichterruhm begründete er durch sein nächstes Werk „Der letzte Ritter," einen Romanzencyklus im Nibelungenversmaß. Es war dies ein moderner „Teuerdank" (S. 175), zum Preise Kaiser Maximilians I. gesungen, dessen Ritterlichkeit und Mannhaftigkeit er unserem „seidenen Zeitalter" als Spiegelbild vorhalten wollte. Die glänzende, bilderreiche Sprache, die kräftige, lebendige Schilderung, die das ganze durchströmende ideale Gesinnung errangen diesem Werke einen durchschlagenden Erfolg, und doch ist derselbe kein dauernder

zu nennen. Feste Wurzeln hat der „letzte Ritter“ nicht in unserem Volke geschlagen, dazu war Maximilian nicht der rechte deutsche Nationalheld, und die Zerstückelung seines Lebens in einzelne, lose aneinander gereihte Abenteuer macht erst recht einen epischen Gesamteindruck unmöglich. Zündend wirkte in der besonders dafür empfänglichen Zeit (1830) die hie und da durchbrechende Freiheitsbegeisterung. So ruft der scheidende Max seinem Enkel Karl V zu: Der letzte Ritter.

Dich rufen andere Kämpfer, die Schwerter rosten ein,
Ein Kampf wird's der Gedanken, der Geist wird Kämpfer sein;
Ein schlichtes Mönchlein predigt zu Wittenberg im Dom,
Da bebt auf altem Thronsitz der Mönche Fürst zu Rom.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Geläutert schwebt aus Gluten dann der Gedank' ans Licht
Und schwingt sich zu den Sternen. O hemm im Flug ihn nicht!
Frei wie der Sonnenadler muß der Gedanke sein,
Dann fliegt er auch wie jener zu Licht und Sonn' allein.

Von der Romantik ausgegangen hatte Grün so bereits ihre Schranken durchbrochen, nun sollte er vollends auf den offenen Markt der Gegenwart hinaustreten und für ihre Wünsche und Bestrebungen eine Lanze einlegen. Das that er in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten,“ die anonym erschienen und durch ihren politisch freisinnigen Ton ein ungeheures Aufsehen machten. Ebenso rasch sind sie dann wieder vergessen worden: das Schicksal aller Tendenzdichtung! Dennoch unterscheiden sie sich sehr vorteilhaft durch die Haltung und Würde ihres Ausdruckes von der bei uns später erklingenden Revolutionsdichtung und erinnern oft an die Lieder Walthers von der Vogelweide an Kaiser und Papst (S. 163 f.); Wolfgang Menzel nennt sie „die Musik der Zukunft, in denen nicht die Klage, sondern die Hoffnung überwiege, und welche ein freudiger, mutiger Ton durchziehe.“ — Einen höheren Schwung nahm Grün in dem übrigens auch politisch gefärbten „Schutt“ (1835). Aus dem Schutt und den Trümmern einer alten zerfallenen Welt — das ist etwa der Gedankengang — wird ein Neues erblühen, ja ein Tag wird anbrechen, ein Ostertag, wo ein Rosengehege auf Golgatha blüht, wo alles Land der Erde ein sonniger Garten ist und ewiger Friede herrscht. Spaziergänge.

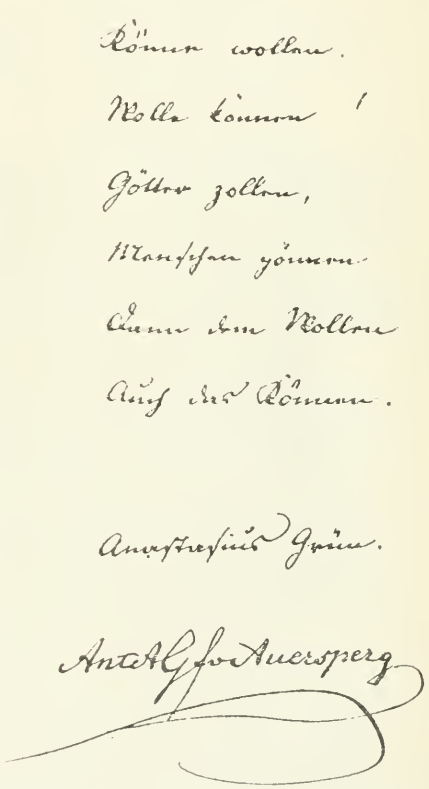


Abb. 230. Die Handschrift Anastasius Grüns, nach dem Autograph im Besitz der Verlagshandlung.

Zwei humoristische Dichtungen „Nibelungen im Frack“ und der „Pfaff von Kahlenberg“, vermochten sich nicht recht Bahn zu brechen. Das erste verspottet in der lächerlichen Leidenschaft des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg (1688—1731) für die Baßgeige das nutzlose Treiben der kleinen Fürsten und ihrer Höfe überhaupt; das zweite erneuert in geschickter Weise einen der besten Humoristisches.

Schwankstoffe unseres Volkes (vgl. S. 238). Aber der ermüdende Bilderreichtum in Grüns Sprache und die vorherrschende Reflexion seiner Poesie ließen diese letzten größeren Dichtungen nicht zur rechten Geltung kommen. Selbst unter seinen kleineren Poesien — 1837 als „Gedichte" gesammelt erschienen — sind wenige auch nur annähernd so allgemein beliebt wie alles, was Uhland gesungen. Dennoch gehören viele seiner Lieder zu den schönsten unserer Lyrik. Wie weiß er die „Mannesthräne" zu charakterisieren:

Grüns Gedichte

Doch es gleicht des Mannes Thräne
Edlem Harz aus Ostens Flur;
Tief ins Herz des Baums verschlossen,
Quillt's freiwillig selten nur.

Perlen unter seinen Gedichten sind ferner „Der Ring" — „Wandergruß" — „die Baumpredigt," vor allem „das Blatt im Buche," das an Uhlands Kunst, in wenig Zügen ein ganzes Seelengemälde zu entwerfen, erinnert:

Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat,
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die einst im Lenz ihr's gepflückt.
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt.

Und wie tief ergreifend hat er die Unvergänglichkeit und Unverwüstlichkeit der Poesie in „Der letzte Dichter" geschildert, wo es zum Schlusse heißt:

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.

Nach seinem Tode erschien eine von ihm selbst noch vorbereitete Nachlese aus seinen Gedichten u. d. T.: „In der Veranda," in der sich manches Schöne („Prinz Eugenius," „der Tambour von Ulm" u. a.) findet.

Eine stattliche Reihe von minder hervorragenden Dichtern schließt sich diesen vier am meisten bei uns genannten und bekannten Österreichern an. Nur einige seien an dieser Stelle noch hervorgehoben.

Pyrker.

Im heroischen Epos that sich der Erzbischof von Erlau, **Ladislaw Pyrker von Felsö-Eör** (geb. 2. Novbr. 1772 zu Langk in Ungarn, gest. 5. Dez. 1847 zu Wien), hervor. In der „Tunisias" behandelt er den Zug Karls V nach Tunis zur Befreiung der Christensklaven; in der „Rudolfias" den von Grillparzer dramatisch dargestellten Krieg Ottokars von Böhmen und Rudolfs von Habsburg in einer etwas breiten und rhetorisch hochtrabenden Weise und in guten fließenden Hexametern. Die Götter der heidnischen Epen und die Engel der christlichen ersetzt er durch die Seelen der verstorbenen Helden, die aus ferner Wolkenhöhe den auf Erden geschehenden Thaten als ziemlich überflüssige Zuschauer beiwohnen. — Viel ansprechender sind Pyrkers „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen," die weit mehr Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung bekunden, als seine Epen.

Ebert.

Ferner ist der Deutschböhme **Egon Ebert** (geb. 5. Juni 1801 in Prag, wo er am 24. Oktober 1882 starb) zu nennen, der nach langem Schwanken zwischen den Klassikern und Romantikern sich Uhland anschloß und manche schöne Ballade dichtete. Im Epischen liegt seine dichterische Kraft, und Stücke, wie „Frau Hitt" — „Schwerting der Sachsenherzog" — „der Sängerkönig im Palast" — „der Rhonegletscher", haben unsern reichen Balladenschatz in erfreulicher Weise vermehrt. Mit Vorliebe hat er böhmische Stoffe behandelt, so namentlich in seinem Heldengedicht „Wlasta," welches den Krieg der böhmischen Amazonen im Nibelungenversmaß behandelt.

Seidl.

Auch **Joh. Gabriel Seidl** (1804 in Wien geboren, wo er 1875 als kaiserlicher Schatzmeister und Regierungsrat starb) verdient Erwähnung, der sein Bedeutendstes in der Ballade und demnächst in mundartlichen (niederösterreichischen) Gedichten leistete. Vortrefflich ist sein „Haus Enter," der dem Bruder des von ihm im Kriege Erschlagenen

sein schönes Tirol zeigt, das er gegen jenen verteidigt, und ihn dadurch versöhnt. Manches frische Lied hat Seidl, außer den Balladen, gesungen; auch der neue Text der österreichischen Nationalhymne „Gott erhalte Franz den Kaiser," deren Melodie von Haydn herstammt, ist sein Werk.

Endlich sind noch erwähnenswert die Wiener: **Johann Nepomuk Vogl** (1802—1866), dem wir das vielgesungene Lied „Das Erkennen" verdanken: „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand —" mit dem ergreifenden Schluß: Vogl.

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutterang' hat ihn doch gleich erkannt.

und **Ernst Freiherr von Feuchtersleben** (geb. 1806 in Wien, Arzt; starb 1849 als Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium), der Dichter des ganz in den Volksmund übergegangenen Liedes: „Es ist bestimmt in Gottes Rat," sehr bekannt auch durch sein weitverbreitetes Buch „Zur Diätetik der Seele," worin er nachzuweisen sucht, daß „die Gesundheit des Körpers durch Kräftigung der geistigen Thätigkeit und der Willenskraft erhalten oder wiederhergestellt werden könne." Feuchtersleben.

---

5. Das junge Deutschland.

Auf die Begeisterung der Freiheitskriege war nur zu rasch eine bittere Enttäuschung gefolgt. An Stelle des ersehnten und erträumten neuerstandenen deutschen Kaisers war der deutsche Bundestag, an Stelle des in alter Herrlichkeit wiedergeborenen deutschen Reiches war der deutsche Bund getreten. Von Wiederherstellung der alten Grenzen des Vaterlandes war auch nach dem glorreichen Siege von Belle Alliance keine Rede. „Preußen und Deutschland steht trotz seiner Anstrengungen immer wieder als der Betrogene vor der ganzen Welt da," rief in heller Entrüstung der alte Blücher nach dem Schluß des zweiten Pariser Friedens. Die aus den Freiheitskriegen geborene allgemeine deutsche Burschenschaft erhielt durch die Sandsche Frevelthat den Todesstoß (vgl. S. 591); die „demagogischen Umtriebe" gaben Metternich erwünschten Anlaß, alle und jede freie patriotische Regung in unserem Volke zu unterdrücken, sogar die Jahresfeier der Leipziger Völkerschlacht wurde verboten. Eine allgemeine Verstimmung hatte sich der Gemüter bemächtigt. In vielen wirkte das seit der Fremdherrschaft wiedererwachte religiöse Leben heilsam fort; im Christenglauben fanden sie einen festen Halt gegenüber den Mißständen der Zeit. Mit dem vom Amt entsetzten E. M. Arndt, mit dem Freiherrn vom Stein, wie mit sovielen andern gleichgesinnten Männern, harrten sie besserer Tage, ohne doch die Hände müßig in den Schoß zu legen. Viele dagegen gaben sich der geistreich bestrickenden Philosophie des seit 1818 in Berlin lehrenden Professors **Hegel** (1770—1831) hin, der an Stelle des alten geoffenbarten Gottes der Bibel einen Gott konstruierte, der „erst Person wird durch die Person, die ihn denkt", also „einen durch das Denken zum Bewußtsein gekommenen Gott." Metternich. Hegel.

Da entstand zu Anfang der dreißiger Jahre eine litterarische Bewegung so zersetzender und alles in Frage stellender Natur, daß die Zeit des „Sturmes

und Trauges“ wiedergekommen schien. Von politischer Opposition ausgehend, griff diese gefährliche Geistesströmung auf das religiöse Gebiet hinüber, verwarf auch Hegels wie jede andere Philosophie, ja fand in dem Herabziehen aller geistigen Größen ihre Lust, strebte dahin, sich von aller sozialen, politischen und kirchlichen Ordnung loszumachen, und drohte bald die sittlichen Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft überhaupt zu untergraben, ja alle und jede Sitte zu vernichten. Die französische Julirevolution hatte dazu den Anstoß gegeben; mit einem Schlage wurde alles Französische ohne Auswahl zum mustergültigen Vorbild erhoben und der altdeutsche Rock der Klopstockianer, wie der Tugendbündner beiseite geworfen. Romantische und klassische Poesie waren dieser Richtung gleicherweise verhaßt; an Stelle des Ideals trat das Sinnliche, an Stelle des Glaubens Emanzipation des Fleisches und die freie Liebe. Die Vorfechter dieser radikalen Strömung waren eine Anzahl talentvoller Juden, die ihr eigenes Volk und den Glauben ihrer Väter ebenso sehr verhöhnten, wie unser Volk und den Christenglauben, auf den sie sich aus Zweckmäßigkeitsgründen hatten taufen lassen.

Juden.

Seitdem einst Lessing für die Juden eingetreten war und sein Freund Mendelssohn, der bis in den Tod an dem Glauben seiner Väter festhielt, den Namen seines verachteten Volkes in der litterarischen Welt zu Ehren gebracht hatte, war politisch wie sozial ihre Stellung eine ganz andere geworden. Wenn auch langsam, so doch sicher und siegreich bahnte sich ihre völlige Gleichstellung mit den Christen an. Im Anfang unseres Jahrhunderts war das Haus der schönen und geistreichen Jüdin **Henriette Herz** (1764—1847) der Vereinigungspunkt für die geistigen Größen Berlins; namentlich stand sie mit Schleiermacher in lebendigstem Ideenaustausch und Verkehr. Eine große Rolle spielte ebenfalls die Jüdin **Rahel** (1771—1833) in den vornehmsten Gesellschaften der Residenz, die seitdem durch die Aufzeichnungen ihres Mannes, des vielschreibenden **Varnhagen von Ense** (1785—1858), auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist.

Henriette Herz.

Trotz alledem fehlte um die dreißiger Jahre noch sehr viel an der sozialen Ausgleichung des Unterschieds zwischen Juden und Christen, und die Nachricht von der in der Julirevolution vollendeten Emanzipation der französischen Juden stachelte ihre deutschen Glaubensgenossen zu erneutem Kampfe um dasselbe Ziel an. Manche, wie Rahels Bruder, Ludwig Robert, Michael Beer u. a., gebrauchten hierzu niemals unwürdige Waffen: die meisten aber führten den Kampf in der rücksichtslosesten Weise „mit lediglich negierenden Mitteln ohne allen und jeden positiven Rückhalt“ und dehnten ihn auf dieselben politischen und religiösen Institutionen aus, die sie scheinbar durch ihren unwahren Übertritt zum Christentum anerkannt hatten. Innerlich fühlten sie sich ja unserer Nationalität wie unserer Religion gleicherweise fremd.

An der Spitze dieser jüdischen Stürmer standen **Ludwig Börne** und **Heinrich Heine**, die eine Zeitlang miteinander gemeinsam kämpften, bald aber in bitterster Feindschaft die Waffen gegeneinander wendeten. Ihr Glaubensgenosse, Professor Grätz in Breslau, nennt sie in seiner „Geschichte der Juden“ (Band XI. S. 367) „zwei Racheengel, welche mit feurigen Ruten die Querköpfigkeit der Deutschen peitschten und ihre Armseligkeit schonungslos aufdeckten!“ — Er hätte hinzufügen können: Und die Deutschen haben diese Ruten lange Zeit aufs demütigste geküßt, ja sie thun es zum Teil noch heute!

Börne.

Ludwig Börne (Löb Baruch), am 6. Mai 1786 zu Frankfurt a. M. geboren, war der Sohn des jüdischen Wechslers Jakob Baruch. In der talmudistischen Überliefe-

rung erzogen, wurde sein Blick schon frühe durch seinen Hauslehrer darüber hinausgelenkt. Seine bedeutenden Anlagen und seine Schwächlichkeit befreiten ihn von der Lebensaufgabe seines Vaters und Großvaters, die als finanzielle Agenten an kleineren Höfen thätig gewesen waren. Um Medizin zu studieren, kam er nach Berlin in das Haus des angesehenen Arztes Markus Herz, in dessen vorerwähnte, damals 38jährige Frau Henriette er sich leidenschaftlich verliebte, wie aus seinen gedruckten Briefen an dieselbe ersichtlich ist. Nach dem Tode ihres Mannes gestand er ihr, was er fühlte, beruhigte sich aber unter ihren freundlich ablehnenden und begütigenden Worten und hatte fortan in der Geliebten eine mütterliche Freundin. Im J. 1807 vertauschte er die Medizin mit den Staatswissenschaften, die er in Heidelberg und Gießen studierte, und wurde 1811 im damaligen Großherzogtum Frankfurt als Polizeiaktuar in seiner Vaterstadt angestellt. Als nach Napoleons Sturz aber die altfreistädtische Verfassung wieder ins Leben trat, wurde er als Jude seines Amtes entlassen, was ihn zuerst bewog, für die Sache seiner Glaubensgenossen, die sich in Frankfurt um 140,000 Gulden die Emanzipation erworben hatten, in die Schranken zu treten. Von da an gab er sich ganz der publizistischen Thätigkeit hin, seit 1818 unter dem berühmt gewordenen Namen, den er beim Übertritt zum Christentum angenommen hatte. Bei seinen verschiedenen Zeitschriften „Wage," „Zeitschwingen" ꝛc. kam er nie aus dem Konflikt mit der Zensur heraus; denn von Theaterrezensionen, in denen er u. a. die Schicksalstragödien scharf und treffend beleuchtete, ging er bald zu politisch gefärbten Artikeln über, und so sehr er unter humoristischer Hülle die scharfen Spitzen seiner Angriffe zu verschleiern suchte, — es half ihm nichts; die „Zeitschwingen" wurden nach kurzer Zeit verboten. Nun schrieb er in dieses und jenes Blatt, aber er blieb aphoristisch und kam über den Feuilletonstil nicht heraus; zu einer gründlichen litterarischen Thätigkeit oder zu einer künstlerischen Schöpfung gelangte er ebenso wenig, wie zu einer festen bürgerlichen Lebensstellung. Unstät hin und her wandernd war er bald in Paris, bald in München und Stuttgart, bald wieder in seiner Vaterstadt. Seine Gesundheit wurde schon in diesen Jahren durch einen Blutsturz erschüttert, dazu wurde er schwerhörig. 1825 gewährte ihm der Tod seines Vaters eine gesicherte Unabhängigkeit, und in Jeanette Wohl, der geschiedenen

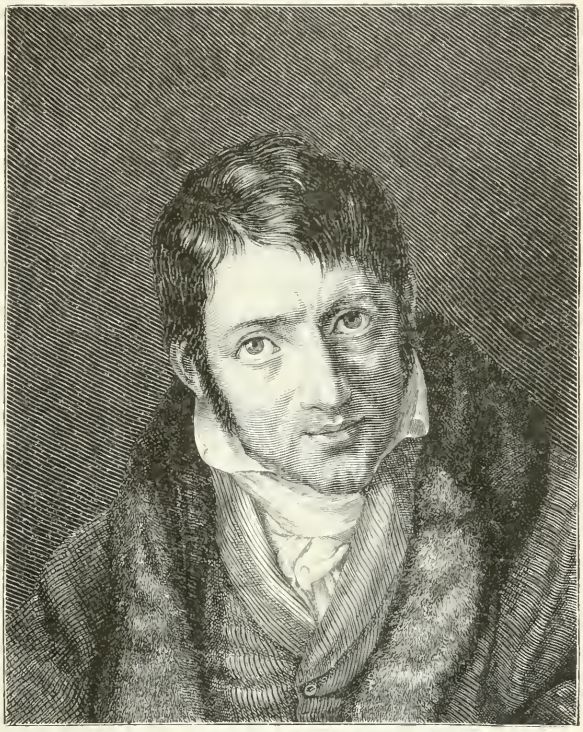


Abb. 231. Ludwig Börne. Nach einem gleichzeitigen Stich.

Gattin des Rentiers Otten, fand er eine Freundin, die ihm bald auch eine treue Pflegerin in seinem fortwährend kränklichen Zustande wurde: ein Verhältnis, das indes nie den grob anstößigen Charakter gehabt hat, den Heine hineinlegen wollte.

Im Jahre 1825 gab er seiner schwärmerischen Begeisterung für Jean Paul einen Ausdruck in der auf ihn gehaltenen Denkrede, die neben vielem Schönen zahlreiche Übertreibungen enthält. Während er Goethe in fanatischer Weise angriff und ihn als den „gereimten Knecht" verhöhnte, konnte er nicht Worte genug finden, Jean Paul in den Himmel zu erheben. Mit Jean Pauls Tode, meint er, „sei eine Krone gefallen, ein Schwert gebrochen." — „Fragt ihr", fährt er fort, „wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruht? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab." In seines Meisters Fußtapfen tretend, schrieb er die kleinen Humoresken: „Der Eßkünstler", „Monographie der deutschen Postschnecke" 2c., an denen man noch heute sich ergötzen kann.

Humoresken.

Die französische Julirevolution führte Börne nach Frankreichs Hauptstadt, von wo er seine „Briefe aus Paris" schrieb, die vom Bundestage verboten, aber dadurch erst recht verbreitet wurden. Der Hauptinhalt dieser Brandbriefe — denn so muß man sie nennen — ist eine fortwährende Aufreizung unseres Volkes zur Revolution, daneben eine Anhäufung von allen möglichen Schmähungen auf Deutschland, dem er in maßloser Härte alle nur denkbaren Laster und Dummheiten vorwirft. Das geschieht durchweg in gewandter, geistreicher, witziger Sprache, aber aus dem „Geist, der verneint", geboren, ohne auch nur einen positiven Gedanken, es sei denn der, daß uns Deutschen das Heil von Frankreich kommen müsse und werde. In einer später herausgegebenen Zeitschrift „La balance" wollte er deutsches und französisches Wesen vermitteln; und es ist nicht zu leugnen, daß er hierin sich ruhiger und gerechter über unser Volk ausläßt. Beachtenswert ist insbesondere die Parallele zwischen Uhland und Béranger; aber wie phrasenhaft klingt es, wenn er sagt: „Die Lektüre von Bérangers Liedern würde den Kampfzorn der Deutschen entwaffnen, wenn sie feindlich in Frankreich einfielen; wenn die Franzosen durch Kriegslust und durch Nationaleitelkeit noch einmal sich gegen Deutschland wenden, mögen sie von Uhland lernen, daß ein Volk, welches seinen Ruhm in die Gerechtigkeit setzt, niemals unterjocht wird, und daß seine Freundschaft vorteilhafter ist, als der Sieg selbst."

Briefe aus Paris.

Gegen Ende seines Lebens wandte sich Börne religiösen Betrachtungen zu, was Heine neuen Anlaß zu Spöttereien gab, übersetzte die berühmten, religiös radikalen „Paroles d'un croyant" von Lamennais und schrieb selbst manches in verwandtem Sinne, indem er ebenfalls Politisches und Religiöses stets ineinander wob. — Am 12. Februar 1837 erlag Börne seinem Brustleiden. Auf dem Père la Chaise ist er begraben. Der französische Demagog Raspail hielt ihm an seinem Grabe eine feurige Lobrede; drei Jahre später ließ ein Landsmann und Gesinnungsgenosse eine boshafte Schmähschrift gegen ihn los: „Über Ludwig Börne" (1840), welche später Gutzkow zu widerlegen suchte. Es war Heinrich Heine.

Heinrich Heine, des Handelsmanns Samson Heine Sohn, wurde am 13. Dezember 1799 zu Düsseldorf geboren, in orthodox-jüdischer Weise erzogen und dann zu einem Wechsler in Frankfurt in die kaufmännische Lehre gethan. Mit Hilfe seines Oheims, Salomon Heine, errichtete er später in Hamburg ein Kommissionsgeschäft, das aber nach kurzer Zeit liquidierte. Nun gewährte ihm sein Oheim die Mittel zum Studium der Rechte; 1819 begann er dasselbe — als Harry Heine immatrikuliert — in Bonn, nachdem er die Zulassungsprüfung notdürftig bestanden hatte. Aber in Bonn, wie in Göttingen, wohin er im folgenden Jahre ging, gab er sich mehr mit altdeutscher Litteratur und indischer Poesie 2c., als mit „den eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme", wie er seine Fachwissenschaft nannte, ab. In Bonn schloß er sich begeistert an den Romantiker A. W. v. Schlegel an, den er später in seiner „Romantischen Schule" so boshaft vernunglimpfte. 1821 ging er nach Berlin, wo er in den Salons der Rahel viel verkehrte, auch an dem „Verein der Kultur und Wissenschaft der Juden" einen thätigen Anteil nahm.

Heine.

Aber die religiöse Seite des Vereines stieß ihn bald zurück, da ihm jede positive Religion gleich sehr zuwider war; überdem zog ihn das wilde Leben der Weinschenken mehr an, als alles ernste Arbeiten und Wirken. Dazwischen erschien die erste Sammlung seiner Gedichte (1822), die damals beim Publikum nur wenig Eingang fanden. Der Gedichte. Grundcharakter der Heineschen Lyrik tritt darin aber bereits unverkennbar hervor: eine gewisse Neigung zu der Traumwelt der Romantik — er selbst nennt sich „den letzten Romantiker“ — verbunden mit dem ätzendsten, nichts schonenden Witz; eine wahrhaft tiefe dichterische Anschauung neben der gottlosesten Frivolität und der widrigsten Obszönität. Die dunklen und abstoßenden Seiten seines Wesens kamen freilich erst zur vollen Herrschaft in seinen späteren Dichtungen. Doch schon in dieser ersten Sammlung begegnen wir einer Szene, wo der Dichter bei der Geliebten im Grabe schwelgend den Ruf der Auferstehungsposaune überhören will. Unter den „Romanzen“ sind zwei seiner schönsten, „Die Grenadiere,“ in der er seiner Schwärmerei für Napoleon I Ausdruck gab, und „Belsazar.“

Noch weniger fanden zwei Tragödien Heines, „William Ratcliff“ und „Almansor“, Anklang, die während seines Berliner Aufenthaltes entstanden. Charakteristisch für den Dichter ist der Haß gegen das Christentum, der sich in dem „Almansor“ ausspricht. Es wird dargestellt als Religion des Todes und des Blutes (in den Reisebildern IV, 43 heißt es „eine trübselige, blutrünstige Delinquentenreligion“), und seine Anhänger werden auf Kosten des verherrlichten Mauren Almansor teils als Einfaltspinsel, teils als Schufte charakterisiert. Zuleima aber, die von Almansor geliebte Christin, wird von ihm mit in den Abgrund gerissen.

Abb. 232. Heines Bildnis im 29. Jahre, gezeichnet von Franz Kugler.

Mit seinen Studien war Heine in Berlin nicht aus der Stelle gekommen. Im Sommer 1823 gebrauchte er das Seebad zu Kuxhaven gegen sein nervöses Kopfweh, dann war er wieder eine Zeitlang in Göttingen, im April 1824 aufs neue in Berlin. Dort begann er seine historische Novelle: „Der Rabbi von Bacharach,“ die er aber nie vollendet hat. Sie hebt an mit einer glänzenden Schilderung der Passahfeier; das Ganze sollte ein mittelalterliches Kulturbild werden, natürlich zur Verherrlichung der von den Christen verfolgten Juden. Im Herbst desselben Jahres unternahm er die Wanderung durch den Harz, deren Beschreibung zuerst im „Gesellschafter“ erschien und dann in den ersten Teil der „Reisebilder“ aufgenommen wurde. Endlich 1825 bestand er sein juristisches Examen und promovierte als Doktor der Rechte, womit er „seine Juristerei als abgemacht“ betrachtete. Kurz nach der Promotion (am 28. Juni) ließ er sich, wohl im Gedanken an die ihm sonst verschlossene staatliche Karriere, in Heiligenstadt taufen, aus welchem Anlaß er die Taufe. Namen Christian Johann Heinrich erhielt, — „aus Luxusübermut,“ wie er nachher

eingestand, da er „nichts so sehr haßte als das Christentum, nichts so sehr als das Kreuz, da er im Herzen ein Jude sei!“

Reisebilder. 1826 erschien der erste Band der „Reisebilder,“ dem später mehrere, immer zügelloser und cynischer geschriebene Teile folgten; 1827 „Das Buch der Lieder.“ Die „Reisebilder“ machten Heine mit einem Schlage beliebt — was daran gefiel, war der übermütig-satirische Ton, in dem er sich über die politischen und religiösen Zustände lustig machte, die pasquillartige Polemik gegen ehrenwerte Männer — z. B. Spitta, der sein

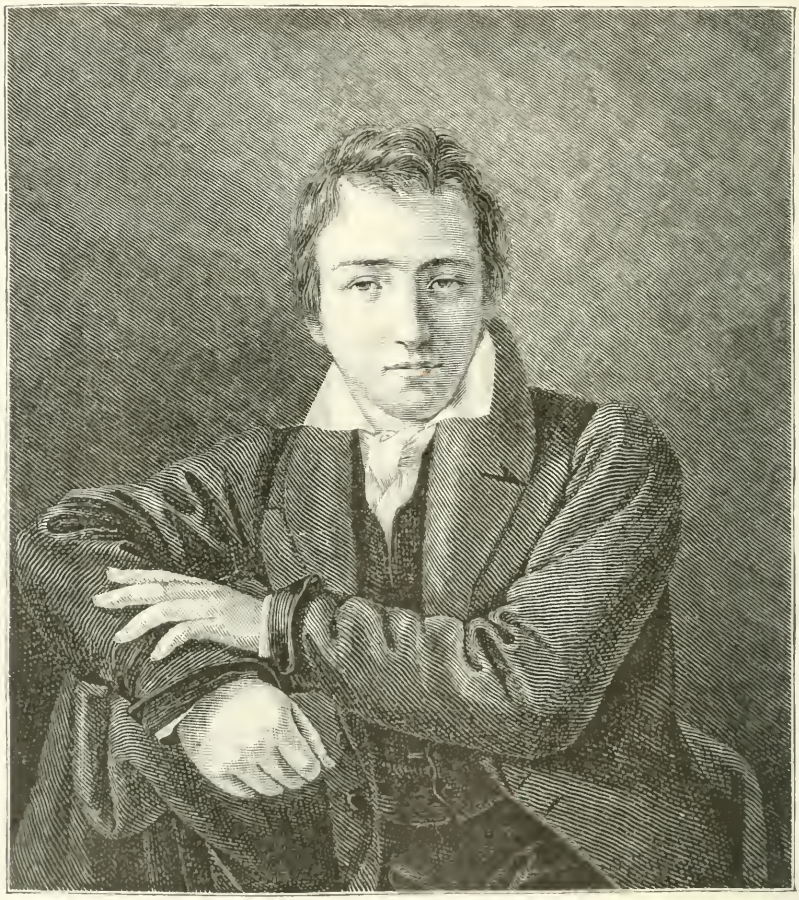


Abb. 233. Jugendbildnis Heinrich Heines. Gemalt von Moritz Oppenheim. Nach der außerordentlich seltenen Lithographie dieses Bildnisses im Besitz der Verlagshandlung.

Studiengenosse gewesen, Platen u. a. —, die seitdem in seinen Schriften vorherrscht. Auch die Begeisterung für den besiegten Imperator, wie sie besonders im Buche „Le Grand“ hervortrat, wirkte blendend in einer politisch stillen Zeit; Leuten, die an allem Glauben Schiffbruch gelitten, imponierte ein Zukunftsbild wie dieses: „Sankt Helena ist das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahrten in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz stärken durch große Erinnerungen an die Thaten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht in den

Evangelien Las Cases, Omeara und Antomarchi" (II, 161), und sie bemerkten die Gotteslästerung darin ebensowenig wie die Verhöhnung unseres Volkes. Endlich — und nicht am geringsten — fesselten die reizenden Schilderungen und gelegentlich eingestreuten schönen Verse, namentlich in der „Harzreise," selbst ernstere Gemüter. Das „Buch der Lieder," das übrigens kein einziges neues Lied, sondern nur das bisher zerstreut Erschienene gesammelt enthält, begründete vollends seinen Ruhm. Es enthält auch das Schönste, das er gedichtet, ja manches darunter gehört zu dem Schönsten, was unsere ganze Lyrik aufzuweisen hat. Lieder, wie „Du bist wie eine Blume" — „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" — „Ein Fichtenbaum steht einsam" — „Du schönes Fischermädchen" — „Die Lotosblume ängstigt" — und viele andere klingen in unser aller Herzen fort und werden nie ganz verklingen. Und doch ist R. Köpkes strenges Urteil berechtigt, das dahin sich ausspricht: „In der lyrischen Poesie hatte sich mit Heines Liedern ein verneinender Geist in glänzender und populärer Hülle erhoben, deren bestes Teil von Goethe entlehnt war. Der scharfe, fressende Hohn, der alles, was über dem einzelnen Menschen steht, angriff, das Gefühl verspottete und endlich sich selbst vernichtete, war in diesen leichten Versen durch Deutschland getragen worden." Denn nur wenige seiner Lieder kann man ungetrübt genießen — in vielen zerstört Heine selbst in frivoler Ironie die Stimmung, die er in sich und anderen kaum angeregt hat; man denke nur z. B. an das „Seegespenst," das mit einem grellen Mißton („Doktor, sind Sie des Teufels?") schließt. Am widerlichsten, freilich am charakteristischten für Heines Manier ist der Schluß des unvergleichlich schönen Hymnus auf Christus, der zuerst in den Reisebildern (I, 277 ff.) u. d. T. „Frieden" erschien: Buch der Lieder.

Hoch am Himmel stand die Sonne
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne,
Und das rote, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
Am Rosenband das gleitende Schiff
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen in hochgetürmter,
Ragender Stadt.
O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Zogen Menschen, weißgekleidete,
Palmzweigtragende,
Und wo sich zwei begegneten,
Sahn sie sich an, verständnisinnig
Und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung,
Küßten sie sich auf die Stirne
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimal selig sprachen sie:
„Gelobt sei Jesu Christ!"

Wer könnte sich nicht an diesem Liede erbauen? Wer würde anstehen, seinen Verfasser für einen ernsten Christen zu halten? Aber man höre, was Heine anhängt:

Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Was gäbest du drum,
Geliebtester!
Der du in Kopf und Lenden so schwach

Und im Glauben so stark bist
Und die Dreifaltigkeit ehrst in Einfalt
Und den Mops und das Kreuz und die Pfote
Der hohen Gönnerin täglich küssest,
Und dich hinaufgefrömmelt hast
Zum Hofrat und dann zum Justizrat,
Und endlich zum Rate bei der Regierung
In der frommen Stadt,
Wo der Sand und der Glauben blüht
Und der heiligen Sprea geduldiges Wasser
Die Seelen wäscht und den Thee verdünnt.

Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Geliebtester!
Du trügest es, höhern Ortes, zu Markt,
Dein weiches, blinzelndes Antlitz
Verschwämme ganz in Andacht und Demut,
Und die Hocherlauchte,
Verzückt und wonnebebend,
Sänke betend mit dir aufs Knie,
Und ihr Auge, selig strahlend,
Verhieß' dir eine Gehaltzulage
Von hundert Thalern Preußisch Kurant,
Und du stammeltest händefaltend:
Gelobt sei Jesu Christ!

Im „Buch der Lieder" fehlt dieser echt mephistophelische Schluß allerdings — in den „Reisebildern" (ich citiere aus der III. Aufl. 1840) blieb er fort und fort stehen.

In einigen seiner Lieder ist das unwahre Spielen mit dem Weltschmerz widerlich, so wenn er ausruft:

Ich unglückseliger Atlas! Eine Welt,
Die ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen! ꝛc.

Auch sonst kokettiert er geradezu mit seiner Persönlichkeit in der zudringlichsten Weise. Endlich sind schon hier häufige Anklänge jener sittlichen Roheit und sinnlichen Lüsternheit, von der seine späteren Gedichte bis zum Ekel überschäumen. Es scheint oft, daß er nur für seine Genossen dichtet, denen er einmal zuruft:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch,
Nur wenn wir im Kot uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

„Vergiftet sind meine Lieder," hat er ein anderes Mal selbst bekannt.

Französische Pension.

In Paris, wohin Heine 1831 seinen bleibenden Aufenthalt verlegte, begann seine eigentliche revolutionäre Schriftstellerei, die zur vollen Wirkung kam, als im Jahre 1835 der Bundestag mit den Schriften des „Jungen Deutschland" auch die seinigen verbot. Da sein spöttischer Protest dagegen natürlich wirkungslos blieb, benutzte er diesen Umstand, um sich von dem Ministerium Guizot eine feste Einnahme zu verschaffen, obgleich seine Schriften in Deutschland weiter gedruckt und verkauft wurden. Von 1836 an erhielt Heine jährlich 4800 Frank bis zur Februarrevolution von 1848, wie er selbst sagt, „als Anteil an dem großen Almosen, das das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in der Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten." Immer fester wurzelte er seitdem in dem französischen Boden. Paris ist ihm, wie er sagt, „das neue Jerusalem und der Rhein der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister." Er schrieb nun auch meist in französischer Sprache und für französische Blätter; und viele seiner Prosaschriften sind Rückübersetzungen ins Deutsche. In seinen zahlreichen Prosaschriften ist es ebenfalls vor allem der Christenglaube, wider den er kämpft. Wohl kann er gelegentlich von der Bibel in einer Weise sprechen, die das Herz eines Freundes derselben wohlthuend berührt. So sagt er einmal (in der Vorrede zu seinem Buche „Über Deutschland"): „Es ist ein altes, schlichtes Buch — das werkeltägig und anspruchslos aussieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt; ein Buch, das so traulich, so segnend gütig uns anblickt wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche liest mit den lieben, bebenden Lippen — und dieses Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man diese auch die heilige Schrift; wer

Prosaschriften.

seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes." — Wenn man aber weiter in Heines Werken liest, trifft man nur zu bald auf eine völlige Gleichstellung des „reinen und makellosen Lebens Spinozas," mit dem „seines göttlichen Vetters, Jesu Christi." — „Auch wie dieser litt er für seine Lehre, wie dieser trug er die Dornenkrone." Ja, noch mehr, er erzählt geradezu in blasphemischer Weise, wie es geschehen sei, daß der uralte Jehovah, d. h. der persönliche, seiner selbst bewußte Gott, allen Glauben unter den Menschen verlor und zuletzt, an sich selbst verzweifelnd, auf seinem Sterbebette lag. „Hört ihr das Glöcklein klingen?" fährt er fort, „beugt die Kniee, sie bringen die Sakramente einem sterbenden Gott."

Demnächst kämpft er für die Rehabilitation des Fleisches, ja verkündet geradezu ein Evangelium des Fleisches. Das müsse eine abergläubische und wahrhafter Liebe unfähige Jungfrau sein — so lautet etwa die Summe seiner Lehre — welche die Keuschheit versparen wolle auf den Segen des Priesters. Die Bande der Ehe möchten sich wohl für Leibeigene schicken, freier Menschen seien sie unwürdig. Das war die nur zu logische Folge des von J. J. Rousseau einst ausgegebenen paradoxen Stichwortes: „Retournons à la nature."

Endlich wird in allen diesen Schriften je und je unser Volk zum höheren Ruhme Frankreichs verunglimpft. Statt vieler nur ein paar Stellen, wo er von unserem „sogenannten Freiheitskriege" spricht. Da heißt es:

„Wir hätten auch den Napoleon ganz ruhig ertragen. Aber unsere Fürsten, während sie hofften, durch Gott von ihm befreit zu werden, gaben sie auch zugleich dem Gedanken Raum, daß die zusammengefaßten Kräfte ihrer Völker dabei mitwirksam sein möchten, man suchte in dieser Absicht den Gemeinsinn unter den Deutschen zu wecken — — man befahl uns den Patriotismus, und wir wurden Patrioten; denn wir thun alles, was uns unsre Fürsten befehlen! —" Und weiterhin:

„Als Gott, der Schnee und die Kosaken die besten Kräfte des Napoleon zerstört hatten, erhielten wir Deutsche den allerhöchsten Befehl, uns vom fremden Joch zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzulang ertragenen Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodieen und schlechten Verse der Körnerschen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit; denn wir thun alles, was uns von unsern Fürsten befohlen wird." (Sämtl. Werke VI. S. 51 f.)

So schrieb ein in Deutschland geborener Mann in französischer und dann auch in deutscher Sprache über unseren großen Befreiungskampf von 1813. Und doch gibt es Leute, die Heine einen „großen Patrioten" nennen!

Seit 1835 lebte Heine mit einer „Freundin," Mathilde Mirat, einem „Wesen von harmlosem Geplauder und trefflichem Herzen", zusammen, die erst 1841 ihm kirchlich angetraut wurde und die ihn bis an sein Lebensende mit großer Treue pflegte.

Im Herbst 1843 machte Heine — „ein kleines, etwas korpulentes Männchen mit kleinen schlauen Augen," wie Arnold Ruge ihn damals schildert — einen Besuch in dem vorgedachten „Lande der Philister;" die Eindrücke, welche er dort empfangen haben will, schildert das Gedicht „Deutschland, ein Wintermärchen," das — 1844 in Paris geschrieben — an Cynismus seine bisherigen Pariser Produkte in Prosa und Versen noch überbietet und seinem Haß gegen den Heiland einen ebenso empörend rohen Ausdruck gibt, wie seinem Zorne gegen Preußen und seiner Mißachtung gegen Deutschland insgemein. Beim Anblick eines Kruzifixes ruft er: Wintermärchen.

Und als der Morgennebel zerrann,
Da sah ich am Wege ragen
Im Frührotschein das Bild des Manns,
Der an das Kreuz geschlagen.

Mit Wehmut erfüllt mich jedes Mal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlösen gewollt,
Du Narr, du Menschheitsretter!

Und doch versichert er im Vorwort: „Die freie Luft des Ortes (Paris) wehete in manche Strophe weit schärfer hinein, als mir eigentlich lieb war. Ich unterließ nicht, schon gleich zu mildern und auszuscheiden, was mit dem deutschen Klima unverträglich schien.“ Später habe er noch weiter umgearbeitet ꝛc. Wie mag da wohl der erste Entwurf ausgesehen haben! Charakteristisch tritt auch in diesem Gedichte Heines Vorliebe für den ersten Napoleon hervor:

Mir sind
Die Thränen ins Auge gekommen,
Als ich den verschollenen Liebesruf,
Das „Vive l'empereur!“ vernommen —

ruft er, während er über Friedrich Rotbart und über unseres Volkes Sehnsucht nach der Wiedererrichtung des alten deutschen Kaisertums nicht genug witzeln und höhnen kann.

Atta Troll.

1847 erschien „Atta Troll, ein Sommernachtstraum,“ der bereits 1841 entstanden und in Laubes „Zeitung für die elegante Welt“ fragmentarisch abgedruckt war. Heine nennt ihn „das letzte freie Waldlied der Romantik,“ aber in Wahrheit ist er eine Verhöhnung der Romantik. „Er ging bei den Romantikern in die Schule“, heißt es von dem Helden, „um nachher den Schulmeister durchzuprügeln.“ Es bekommen aber viele andere Leute darin Schläge, so u. a. Freiligrath, die schwäbischen Dichter, Deutschland insgesamt und gelegentlich das verhaßte Christentum. Noch gesteigert womöglich erschien das alles im „Romanzero“ (1851), obgleich er in einem Nachwort von der „Rückkehr des verlorenen Sohnes spricht, der bei den Hegelianern die Schweine gehütet,“ und von seiner Bekehrung zum Glauben an den persönlichen Gott, „der Arme zum Helfen habe.“ Wirklich hieß es, daß Heine auf seinem achtjährigen schmerzensreichen Krankenlager in der „Matratzengruft“ zur Erkenntnis seiner Verirrungen und zum Glauben an den lebendigen Gott gekommen sei. Man braucht aber nur den „Romanzero“ zu lesen, um sich zu überzeugen, wie in „seinem Munde sich selbst das Gebet in Lästerung

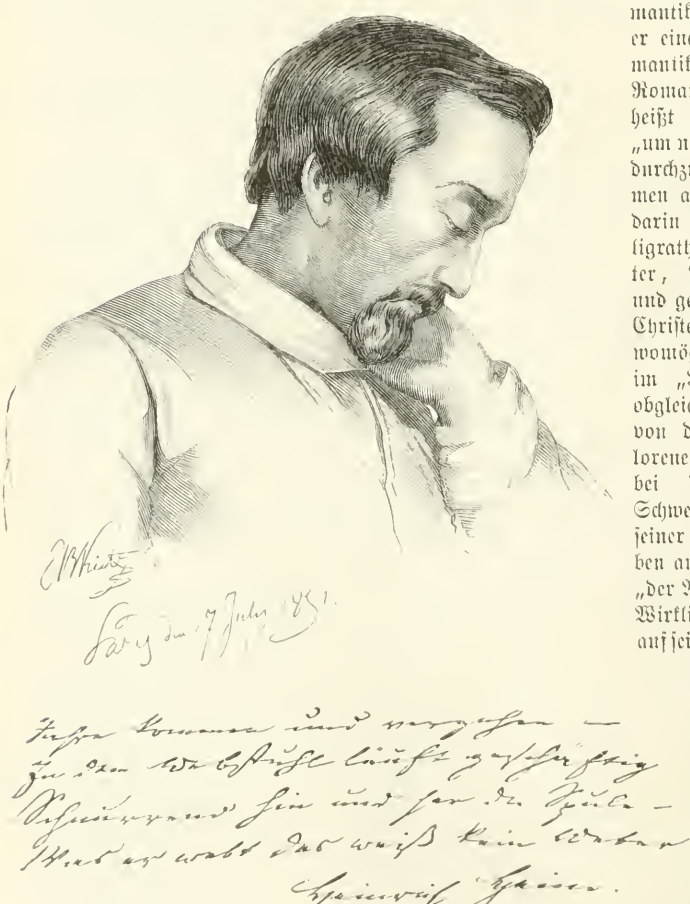


Abb. 234. Heinrich Heine in seiner Krankheit. Gezeichnet von Mietz zu Paris im Jahre 1851.

verwandelt." Nicht minder macht sich oft ein roher Cynismus in vielen seiner „letzten Gedichte" (1853—1855) und in den „Gedichten aus dem Nachlaß" breit. Heine blieb jedenfalls unverändert in seinem alles bespöttelnden, nichts heilig haltenden Wesen bis ans Ende. Noch wenige Stunden vor seinem Tode antwortete er auf die Frage eines Bekannten, wie er mit Gott stehe, spöttisch: „Soyez tranquille! Dieu me pardonnera, c'est son métier!" Bald danach stand er vor seinem Richter. Morgens 4 Uhr am 17. Februar 1856 starb er.

Die 1884 erschienenen Mitteilungen der „Mouche" (Camilla Selden), mit welcher Heine in den letzten anderthalb Jahren seines Lebens freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte, bringen wenig neues über seine letzten Tage. Einen noch geringeren Ertrag für seine Biographie bieten die mit geschickter litterarischer Reklame angekündigten und von Eduard Engel herausgegebenen s. g. „Memoiren Heines", deren witzlose Cynismen besser ungedruckt hätten bleiben sollen.

Heines Einfluß.

„Heines Einfluß auf die deutsche Litteratur ist sehr groß, aber durchaus verderblich gewesen", sagt Karl Goedeke, zum Schluß einer meisterhaften Charakteristik des Lebens und Dichtens Heines und fügt hinzu: „Er nahm der Poesie den Ernst wie die Heiterkeit und gab ihr dafür den Spaß und die Grimasse. — — — Er hat niemals einen positiven, befreienden Gedanken aufgestellt, der sein Eigentum wäre; den durch alle seine Schriften durchlaufenden Gedanken, daß die Unsittlichkeit ein Recht auf Existenz habe, kann man weder einen freimachenden noch einen positiven nennen."

Junges Deutschland.

Um das von Heine in seinen Pariser Büchern entfaltete Banner sammelte sich nun eine Anzahl junger Litteraten, die gewöhnlich unter dem Namen **„Das junge Deutschland"** zusammengefaßt werden. Seltsam genug! Von deutschem Geist und Wesen war wenig in ihren Schriften zu spüren. „Ihre nächsten Vorbilder", sagte der bekannte Theolog von Jena, Karl Hase, der Heine als ihren „Heerführer" bezeichnet, in einer akademischen Rede vom J. 1837, „sind die Saint-Simonisten, welche mit Abschaffung des Christentums Spinozas Gott anbeteten, welche am meisten sich dessen rühmten, daß Saint-Simon als ein Heiland des Fleisches auferstanden sei, während Christus sich nur um den Geist bekümmert habe; welche eine bewegliche Ehe empfahlen, nach dem freien Weibe suchten und diese Emanzipation des weiblichen Geschlechtes dergestalt begannen, daß den Ehrenplatz der Jungfrauen und Ehefrauen Freudenmädchen einnehmen sollten. Sonach weit entfernt, daß uns das junge Deutschland etwas Neues gebracht hätte, ist es nur das Abbild und die Wiederholung einer Sekte, deren Eintagleben vor einem spöttischen Lächeln des französischen Volkes verschwunden ist." Und da die geistreiche Dichterin George Sand auf dem Gebiete der schönen Litteratur den St. Simonismus vertrat, so wurden ihre Romane auch maßgebend für die belletristischen Erzeugnisse dieser Schriftstellergruppe.

Woher kam nun der so wenig ihnen gebührende Name? Zunächst muß konstatiert werden, daß sie nichts mit dem rein politisch gefärbten „Jungen Deutschland" gemein hatten, welches im J. 1834 mit „Jung Italien", „Jung Polen" ꝛc. unter der Phrase „Freiheit, Gleichheit und Humanität" in der Schweiz sich verbündete. Politische Tendenzen und Sympathien, obgleich sie — mehr oder minder — davon ausgingen und gelegentlich darauf zurückkamen, haben doch nie im Vordergrunde ihrer Interessen gestanden. Auch haben sie niemals eine fest-

gegliederte Gemeinschaft gebildet, nur die Stimmung und Gesinnung war ihnen gemeinsam, und derselben gaben sie an verschiedenen Orten, in verschiedenen Gewändern — Romanen, Briefen, Reisebeschreibungen, Feuilletons u. s. w. — in verschiedenen Organen, politischen und belletristischen Zeitschriften, Taschenbüchern u. s. w. — einen allerdings verwandten, weil aus derselben Quelle stammenden Ausdruck. Den Namen, unter dem sie berühmt geworden sind, verdanken sie einem von ihnen, **Wienbarg**, vor allem aber dem damals noch zu Frankfurt residierenden Deutschen Bundestage.

Wienbarg.

Der Holsteiner **Ludolf Wienbarg** (1802—1872), damals Privatdozent in Kiel, gab nämlich den zur Herrschaft strebenden Ideen einen übrigens gemäßigten Ausdruck in den „Ästhetischen Feldzügen", die 1834 erschienen. Vielfach auf Heine verweisend, fordert er darin auf, mit dem Zwange veralteter Vorurteile in Kirche und Staat, in Religion und Wissenschaft, mit den sozialen Privilegien und ihren Formen u. s. w. energisch zu brechen, die Frauen zu emanzipieren und vor allem unser ganzes Leben durch einen wiedererweckten Hellenismus harmonisch zu gestalten und der Schönheit einen begeisterten Kultus zu widmen. In der Vorrede zu diesem etwas phrasenhaften, jetzt ziemlich verschollenen Buche hieß es nun: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden", also nicht dem alten, das in Adelsvorurteilen, Gelehrtendünkel und im Philistertum verkommen sei. — Bald sollte diese Benennung zum Stichwort hüben und drüben werden.

Bundestagsdekret.

Die bestimmte Anwendung dieses Ausdruckes aber machte der Deutsche Bundestag in seinem Bannedekret vom 10. Dezember 1835, indem er fünf Autoren, Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg und Theodor Mundt, unter dem Namen „Junges Deutschland" zusammenfaßte, das er weiterhin charakterisierte als „eine litterarische Schule, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören." Das an diese Einleitung geknüpfte Verbot der bereits erschienenen, wie der zukünftigen Schriften des „Jungen Deutschland" hatte allerdings nur zur Folge, daß dieselben erst recht gelesen wurden.

Gutzkow.

Als der bedeutendste und hervorragendste unter der vom hohen Bundestage auserwählten Fünfzahl ist nun — nächst Heine — der Berliner **Gutzkow** zu bezeichnen. Ein Buch von ihm war es auch, wie wir sogleich sehen werden, welches das obenerwähnte Dekret von Frankfurt veranlaßte.

Karl Gutzkow wurde am 17. März 1811 in einem Seitengebäude der Akademie der Künste und Wissenschaften, das einen Teil des Marstalls, Wagenremisen und die Wohnungen der Bediensteten enthält, in Berlin geboren. Sein Vater war erster Bereiter des Prinzen Wilhelm von Preußen. Seine Jugend, die er höchst anziehend in dem Buche „Aus der Knabenzeit" geschildert hat, stand unter dem Einfluß des christlichen Offenbarungsglaubens. Mit seinem Vater besuchte er von klein auf die Kirche und die „Konventikel." Bei dem zum Mystizismus geneigten Vetter Wilhelm lernte er das „Gebet im Kämmerlein" kennen. Bibel, Gesangbuch und Predigtpostille waren „die ersten Nahrungsquellen des Wissenstriebes." Nebenbei hatte der Knabe „eine geheime christliche Lieblingslektüre"; das war ein Band Predigten von Häfeli, einem schweizerischen Geistlichen aus Lavaters Schule. „Der durchgehende Ton dieser Predigten war: ob Jesus von Nazareth lebender Retter und König, Souverän der Schöpfung, Erlöser von Sünd

und Tod oder ein hingerichteter Rabbi aus Galiläa sei?“ (Also dieselbe Frage, die Gutzkow in der „Wally“ diesem Buche ganz entgegengesetzt beantwortete.) „Es war des Knaben liebstes Buch. Immer wieder wurde es einsam, laut gelesen, so laut, daß man's ein Predigen nennen konnte. Hier thronte Gott über allen Wolken und Wassern, und Christus unter ihm schwang die Blutfahne mit dem Wappen des Lammes. — — Du herrliches Buch! Was hast du die Seele des Kindes wie mit Engelfittichen und in Himmel unendlicher Entzückung gehoben! Mit diesem wunderbaren Buche brachen in die religiöse Nacht des Kindes Strahlen der Morgenröte.“ Doch bald kamen andere Bücher hinzu: „eine alte zerrissene Übersetzung des Don Quixote förderte die allmähliche Erlösung von dem gewaltigen Druck einer dumpfen überreligiösen Stimmung.“ Dennoch hielt der Jüngling das Studium der Theologie und ein heimatliches Pastorat als Lebensziel stets unverrückt im Auge. Nachdem er 1821—1829 das Friedrich-Werdersche Gymnasium besucht hatte, bezog er die Universität seiner Vaterstadt und wurde als Theologe immatrikuliert. Schleiermacher und Hegel waren seine einflußreichsten Lehrer. „Auf Schleiermachers Kanzel habe ich selbst gestanden,“ erzählt er in den „Rückblicken auf mein Leben,“ „und im Talar eine Predigt gehalten.“ Doch zog ihn schon in Berlin die Philologie mehr an, als das von ihm gewählte Berufsstudium, und unter der von Paris herüberwehenden Zeitströmung entfremdete er sich dem letzteren immer mehr. Die Julirevolution riß ihn vollends davon los, dennoch hat er sein lebenlang die alte Liebe nicht ganz lassen können; in Romanen, Dramen ꝛc. hat er bis an seinen Tod eigentlich immerfort gepredigt, freilich in anderem Geiste, als in dem frommen seines Knabenalters.

Seine publizistische Kanzel errichtete Gutzkow sich zunächst in dem „Forum der Journallitteratur,“ das er 1831 ins Leben rief und das es auf 70 Abonnenten brachte. In dem ersten Heft dieser „antikritischen Quartalschrift,“ wie er sie nannte, erschien ein Aufsatz: „Wolfgang Menzel und die über ihn ergangenen Urteile,“ worin er den „Mann seines Herzens“ aufs wärmste gegen seine Gegner verteidigte. Als Menzel, dessen „Litteraturblatt“ damals im höchsten Ansehen stand, denselben gelesen hatte, lud er den jungen Autor sofort ein, zu ihm nach Stuttgart zu kommen, da seine Thätigkeit als Mitglied der württembergischen Kammer es ihm längst wünschenswert gemacht hatte, einen Gehilfen in der Redaktion zu haben. Ohne Zögern folgte Gutzkow dem verlockenden Rufe zum Schmerze seiner Eltern, welche der dadurch endgültig besiegelte Abfall von der Theologie aufs tiefste erregte. Menzel, den „die Natur mit breiten Schultern, kräftiger Brust, dunklem Haar ausgestattet,“ empfing den „blassen, magern, blonden Berliner Ankömmling“ aufs herzlichste. Etwa zwei Jahre dauerte Gutzkows Verbindung mit dem „dämonischen Polyhistor,“ an den ihn „Bande des Gemüts und der Überzeugung fesselten,“ trotz mehrfacher Aufforderung von Freunden, sich von ihm zu trennen. In diesen zwei Jahren weilte Gutzkow übrigens nur vorübergehend in der Schwabenhauptstadt. Nachdem er in Jena den philosophischen Doktorgrad erworben, ging er 1832 nach Heidelberg, um Jura zu studieren — „nicht aus gedankenlosem Umsatteln oder aus innerer Haltlosigkeit,“ wie er sagt, „sondern mit dem von frühester Kindheit angestrebten Ziele: Vervollkommne dich nach Kräften!“ In München setzte er seine Studien fort, machte dazwischen Abstecher nach Leipzig, Berlin, Hamburg, wo er Laube, Th. Mundt und Wienbarg kennen lernte, und veröffentlichte — mit Menzels Hilfe — die „Briefe eines Narren an eine Närrin.“ 1833 hatte er trotz alledem noch eine Oberlehrerstelle „ambiert,“ ja der „Schulamtskandidat“ Gutzkow hatte bereits seine schriftlichen Prüfungsarbeiten eingereicht, da erschien bei Cotta sein erstes bedeutenderes Werk „Maha Guru, Geschichte eines Gottes,“ und sofort zog er seine Meldung zum mündlichen Examen zurück, um hinfort ein freies, unabhängiges Litteratenleben zu führen.

Für Menzel

Nur ein Wort von den beiden Erstlingsschriften Gutzkows. Die „Briefe eines Narren an eine Närrin“ polemisieren in jeanpaulischem Stil wider die damaligen Zustände in Staat und Kirche und treten für J. J. Rousseaus Sozialideen ein; „Maha Guru“ ist eine phantastisch-ironische Dichtung, welche in tibetanischem Gewande europäische

Briefe eines Narren.

Maha Guru.

Zustände persifliert. Beide Schriften blieben — trotz Menzels günstiger Rezension — ziemlich unbeachtet.

Bald darauf folgte der Bruch mit dem „Manne seines Herzens." Menzel erzählt den Anlaß dazu in seinen „Denkwürdigkeiten" (S. 304): „Ich sah mich durch seinen Abfall zur unsittlichen Partei und namentlich durch seinen Roman Wally, worin er von Christo als von einem Judenjungen sprach, genötigt, den Verkehr mit ihm abzubrechen und mich auch öffentlich von ihm loszusagen — ich behandelte ihn, wie er es verdiente, und entlud ein starkes Gewitter über den Sumpf des ganzen sogenannten jungen Deutschland."

Wie war Gutzkow zu diesem Buche gekommen, das, wie er selbst sagt, „das Piedestal seines ersten Rufes schuf"? Zwei Ereignisse geben Antwort auf diese Frage.

Charlotte Stieglitz.

Am 21. Dezember 1834 hatte sich **Charlotte Stieglitz**, die krankhaft überspannte Frau des Dichters Heinrich Stieglitz in Berlin, durch einen Dolchstich ums Leben gebracht, um ihren in dumpfes Hinbrüten versunkenen Mann zu neuer Kraftentfaltung und womöglich zu erhöhter Produktionsfähigkeit anzustacheln. „Dieser grauenvolle Tod," erklärte Gutzkow 1851, „der so ernst das Berliner ästhetische Theelöffelgeklapper unterbrach, wurde die Anlehnung unseres Buches (der Wally), zu welchem ein von einem jungen Mädchen in Gesellschaft wie mit starrem Schrecken ausgestoßenes Wort: „O schweigen Sie! Wie läßt sich begreifen, was wir glauben sollen?" die erste Veranlassung bot.

In den „Rückblicken" (S. 141) gerät dieses junge Mädchen „bei zufälliger Berührung der theologischen Streitigkeiten des Tages und der Christusfrage in eine ihn erschreckende Aufregung. Mit beiden Händen abwehrend, die Augen weit aufgerissen, rief sie mir entgegen: Davon reden Sie nicht! An all das zu denken macht wahnsinnig!"

„Selbstmord um eine Idee, Selbstmord um eine im Glauben und in der Liebe wankend gewordene und fortgezogene Stütze — es erschien nicht unmöglich, wie der Autor wenigstens wollte, eine tragische Parallele zu geben zum scheinbaren Leichtsinn einer gedankenlosen Außenseite. — — Dieser Roman, veranlaßt durch den Tod der Charlotte Stieglitz, wollte den Versuch machen, ein Interesse an den Ideen wie eine persönliche und reine Herzensangelegenheit und unter der nächsten Alltäglichkeit darzustellen."

Ein zweiter indirekter Anlaß zur „Wally" lag in dem Erscheinen des „Leben Jesu" von David Strauß (1835—36), das durch seine antichristliche Tendenz ein großes Aufsehen erregte. Gutzkow, der, wie manche andere unter den „Aufgeklärten," durch den „in nichts, in Nebel zergehenden Mythen-Christus" von Strauß' Erfindung doch nicht recht befriedigt war, beabsichtigte, einen Auszug aus den „Fragmenten des Wolfenbüttelschen Ungenannten" (vgl. S. 387) zu veröffentlichen. „Um den Kern dieses Auszuges" (den Gutzkows Hamburger Verleger aus Furcht vor den Pastoren seiner Stadt nicht drucken lassen wollte) entstand **„Wally, die Zweiflerin,"** welche 1835 in Mannheim herauskam.

Wally.

Unter dem Titel „Vergangene Tage" hat Gutzkow 1851 die „Wally," etwas durchgefeilt, hie und da ein wenig gemildert, im ganzen aber unverändert aufs neue herausgegeben. Bei der folgenden Analyse haben mir beide Ausgaben vorgelegen; durch V. A. mache ich gelegentlich auf die Veränderung der neuen Ausgabe aufmerksam.

Inhalt der Wally.

Wally, eine „die Schönheit Aphroditens übertreffende Erscheinung," läßt auf einem Spazierritte fünf kostbare Ringe, die sie von ebensoviel allmonatlich wechselnden Anbetern erhalten, von ihrer Reitgerte gleiten, an der sie als Trophäen ihrer Koketterie zu stecken pflegten. Ein des Weges daherschreitender Unbekannter hebt sie auf — sie läßt es geschehen. Auf einem Balle erblickt sie die Ringe wieder, die Cäsar — so heißt der Unbekannte — in einem Anfall toller Laune über seine Handschuhe gezogen hat. Auf die „einem ihrer Employés, einem blondhaarigen Referendar," hingeworfene Bemerkung

Wallys erhält Cäsar fünf Forderungen, aus denen er mit einer leichten Verwundung hervorgeht. Wally, die zuweilen ernste Regungen hat und Sonntags beim Glockenläuten und Orgelklang in Thränen dasitzt (V. A.: „unglücklich war, wenn sie an den verlorenen Glauben ihrer Kindheit dachte"), fängt an, sich für Cäsar zu interessieren, dessen geistreich blasiertes Geplauder doch anziehender ist, als das Geschwätz ihrer Kourmacher. Nur als er sie einst fragt: „Glauben Sie, daß Christus von den Toten auferstanden ist?" gerät sie außer sich. „O Gott, lassen Sie, lassen Sie, ich kann darüber nicht nachdenken —". Sie stockte. In ihrem Auge sprach sich ein zerreißender Schmerz aus. Sie erhob sich unruhig und war für diesen Abend verschwunden. Der kalte Cäsar, der hiervon nichts begriff, war von ihr entzückt.

In Schwalbach, wohin Wally mit ihrer nervösen Tante geht, sieht sie Cäsar wieder, der alles aufbietet, ihr die trübe Zeit zu verkürzen und ihr Schauergeschichten aus dem dortigen Leben erzählt, die sie mit großer Apathie aufnimmt. Cäsar bereut fast die Mühe, ihr nachgereist zu sein, denkt aber doch daran, bei ihr noch zu irgend einem Ziele zu gelangen. „War es nicht Liebe, die ihn entflammte, so war es die Aufgabe, die sich seine Eitelkeit gestellt hatte, Wally, die Ungezähmte und Unbändige, überwunden zu haben." Eines Tages kommen sie durch die Reflexion, daß sie beide „einen Mund zum Küssen haben," daß sie „Kinder desselben Planeten sind, beide Menschen, beide alternd, beide den Tod fürchtend, beide elend," zu einer Umarmung, die Wally zuläßt — „nicht weil sie ihn liebte, oder aus Egoismus, aus Stolz überwunden zu haben, sondern weil sie sich als das schwache Glied der großen Wesenkette fühlte, die Gott erschaffen hat."

„Die Übereinkunft der Liebe zwischen Wally und Cäsar hatte ihren Verhältnissen ein neues Kolorit gegeben," dessen „Farben jedoch allmählich zu erbleichen" drohen. Eines Tages belauscht Wally ein Gespräch Cäsars mit einem Freunde über Religion. Cäsar erklärt dieselbe für „das Produkt der Verzweiflung" — sein Freund Waldemar dagegen meint: „Echte Religion ist positive Heilkraft; aber gleicht das Christentum nicht einer Latwerge („Arznei" V. A.), die aus hundert Ingredienzien zusammengekocht ist? — — Die unerhörte Überladenheit des Christentums aus traditionellen, historischen und biblischen Ursachen macht, daß es für den Schmerz der Seele ganz ohne Wirkung ist." Als Wally das hört, wankt sie ohnmächtig fort. Waldemars Rede hatte „auf ihre Seele wie die Berührung eines kranken Zahnes gewirkt." So gibt sie sich weiter „tastend und anpochend einem ganz bewußtlosen Sinnen, einem träumerischen Fühlen hin." Da erlebte sie — in einer schlaflosen Nacht ins Freie hinausgetrieben — das schaudervolle Ende einer der Schauergeschichten Cäsars: den Tod einer unglücklichen Frau, die an einem dumpfen Trommelgeräusch in ihrem Ohr gelitten, seitdem ein verschmähter Liebhaber, ein Tambour, sich um ihretwillen getötet; ein Leiden, das sie in steigendem Maße zum Wahnsinn getrieben. Wally sieht, wie das unglückliche Weib ihren Kopf in den losen Sand wühlt und dazu laute Angstschreie ausstößt. Am Morgen findet man sie tot. — Nun duldet es Wally nicht länger in Schwalbach, sie ruht nicht, bis ihre Tante mit ihr abreist.

Im Winter ist Wally wieder unermüdlich in dem Spiel der Koketterie. „Sie ließ die Welt wie elastische Figuren auf dem Resonanzboden ihrer Einfälle springen. — Cäsar war die Balancierstange dieses Equilibre. Er rektifizierte wie irgend ein chemisches Natron all die barocken Konfusionen, die Wally anrichtete." Eines Tages teilt sie ihm mit, daß sie den sardinischen Gesandten („auf Befehl ihres Vaters" V. A.) heiraten werde, ladet ihn aber bald darauf zu einem vertrauten Gespräch ein. Eine widerliche Zärtlichkeitsszene folgt: Cäsar, der nicht einmal recht weiß, ob er sie liebt, fordert von Wally in raffinierter Sinnlichkeit, was einst Sigune dem Tschionatulander (in den Bruchstücken des Wolframschen „Titurel") in kindlicher Naivität gewährt, fordert, daß sie (V. A.) „sich ihm nicht etwa sinnlich, sondern geistig vermähle, vermähle durch den Anblick ihrer ganzen natürlichen Schönheit." Wally erhebt sich und verläßt das Zimmer, ohne ihn eines Wortes zu würdigen. Bald aber findet sie, daß „ihre Weigerung kleinlich" (V. A.)

gewesen (ursprünglich hieß es: „sie war sich mit ihrer Tugend recht abgeschmackt vorgekommen") — kurz, sie gewährt ihm jetzt seine Bitte, weil „das Poetische höher steht als die Gesetze der Moral und des Herkommens." Nach der Trauung (also nachdem sie an heiliger Stätte feierlich gelobt, dem sardinischen Gesandten als sein Weib anzugehören) zeigt sie sich Cäsar, wie er gewünscht — mit faunischer Lüsternheit wird die ganze Szene ausgemalt; „das Ganze ist ein Frevel," meint der Autor, aber ein „Frevel der Unschuld" („und ewiger, schmerzlicher Entsagung" V. A.). Ja, in der Neubearbeitung nennt er den häßlichen Vorgang eine „geistige Vermählung, welche eben die geschlossen hatten, die sich liebten und nicht besitzen durften."

Was wird nun aus den „geistig Vermählten?" Wally geht mit ihrem Gemahl nach Paris, wo sie den Becher der Zerstreuung bis auf die Neige leert. Ihr Mann ist ein elender, schurkischer Geizhals, der — um in den Besitz des Vermögens seines Bruders zu kommen — denselben zur Liebe gegen seine Frau reizt. Und da Wally den „närrischen Schwager" zurückweist, jagt derselbe sich — in höchst sensationeller Weise — vor dem Fenster ihres Schlafzimmers eine Kugel durch den Kopf, daß die Scheiben zerspringen und „blutige Teile eines zersprungenen Schädels auf dem Fußboden liegen." Cäsar, der schon einige Zeit vorher wieder aufgetaucht ist, entführt sie aus Paris.

Zurückgezogen leben Cäsar und Wally in Deutschland. „Wie beglückt mich Cäsars Liebe!" schreibt sie in ihr Tagebuch. Trotzdem fängt er an, sich für eine ihrer Freundinnen Delphine zu interessieren. Delphine ist Jüdin. Wally nennt sie glücklich, „denn niemals wird ihr die Religion irgend eine Ängstlichkeit verursachen." Weshalb? — „Sie braucht jene Stufenleiter von positiven Lehren und historischen Thatsachen nicht, welche die Christin erst zu erklimmen hat, um eine Einsicht in das Wesen der Religion zu bekommen." Wally meint, daß für „christliche Männer, die widerspenstig gegen den Katechismus sind, die Liebe einer Jüdin von besonderem Reize sein muß." Gleich darauf sagt die geistig Vermählte von dem „Geliebtesten": „Cäsar entdeckt, glaube ich, in der Liebe zu Jüdinnen noch einen andern Reiz. Er hat eine heillose Ansicht von der Ehe und will die letztere durchaus nicht als ein Institut der Kirche gelten lassen. Das Sakrament der Ehe ist nach seiner Theorie die Liebe, nicht des Priesters Segen. Wie glücklich würde Cäsar sein, wenn er je heiratete, es ohne kirchliche Zeremonie thun zu dürfen!"

So kühl sie das niederschreibt, sie entsetzt sich doch vor dem Gedanken, es könnte sich verwirklichen, was sie fürchtet. „Ich lebe und sterbe mit Cäsar," schreibt sie ein paar Blätter weiter.

Und das Ungeheuerliche geschieht. Während Wally fortfährt, sich abwechselnd mit Gedanken über Cäsar und über die Religion zu peinigen, wirbt Cäsar um „die reiche Jüdin," geht mit ihr eine bürgerliche Verbindung ein und entfernt sich kühlen Herzens von der unglückseligen Wally, die nun immer tiefer in Nacht und Verzweiflung gerät. „Ist Cäsar nicht mein Gatte?" (V. A.) ruft sie nach seiner Entfernung aus. Noch einmal sucht sie eine Annäherung. Um ihren religiösen Zweifeln ein Ende zu machen, schreibt sie an ihn und beschwört ihn feierlichst, „seine ernsthafte Meinung über Religion und Christentum zu sagen." Lange muß sie warten. Endlich kommt Cäsars „Glaubensbekenntnis," das freilich doch etwas ganz anderes ist, als ein Auszug aus den „Fragmenten des Wolfenbüttelschen Ungenannten." Es sind ennisch gotteslästerliche Auslassungen, deren Abscheulichkeit Gutzkow selbst gefühlt zu haben scheint, als er sein Buch — nach 16 Jahren — zum erstenmal wieder las! In der neuen Ausgabe läßt er z. B. Ausdrücke, wie „kriminalistisch strafbar," wie er die Dogmen von der Offenbarung und Inspiration 1835 nannte, fort. Das „Truggewebe" von Wundern mildert er in ein „Mythengewebe" u. s. f. Dagegen setzt er ein „vielleicht" zu dem Ausspruch über Jesus, er sei „der edelste Mensch, dessen Namen die Geschichte aufbewahrt hat." In Summa stellt er unsern Heiland hinsichtlich seiner Bestrebungen und seines Todes mit Thomas Münzer gleich, der mit Recht auf Luther, den Papst von Wittenberg gescholten habe, nennt ihn

einen „falschen Messias“, wie Thendas und Bar Kochba. Das Ganze läuft aus in einen allerdings durch mancherlei Ausstellungen abgeschwächten Preis des St. Simonismus und der „Worte eines Gläubigen“ von Lamennais.

Dieses Geschwätz, über welches ein ernsthafter Blick in das Neue Testament ihr hätte hinweghelfen können, erschütterte Wally aufs gewaltigste. „Sie saß da, versteinert wie Niobe, der man das Teuerste und Liebste tötet. — Noch sechs Monate hielt sie ein Leben aus, dessen Stütze (durch Cäsar und die Religion“ V. A.) weggenommen war.“ Immer mehr Nacht wird es in ihrer Seele, immer entschiedener faßt sie den gräßlichen Entschluß des Selbstmordes. Endlich stößt sie sich den Dolch ins Herz, nachdem sie noch Cäsar und Delphine einen Abschiedsgruß gesendet. „Sie wurde mit Gepränge bestattet. Die, welche am Grabe standen, beweinten nicht sie selbst, sondern ihre Jugend.“

Mit Widerstreben habe ich eine so eingehende Analyse dieses unsauberen Buches niedergeschrieben. Ich habe es deshalb gethan, weil gewisse Kritiker darüber meist mit einigen beiläufigen Bemerkungen hinwegeilen, es halb tadeln, halb entschuldigen, oder auch als eine Jugendverirrung Gutzkows hinstellen. In seiner erneuerten Ausgabe von 1851 hat sich aber Gutzkow ganz ausdrücklich dazu aufs neue bekannt und nur aus Opportunitätsgründen die „Signunenszene“ bereut, sie aber trotzdem ziemlich unverändert wieder abgedruckt. Ich habe aber auch darum so lange bei diesem Buche verweilt, weil es — trotz seiner künstlerischen Unfertigkeit und seiner psychologischen Widersprüche, trotz seiner oft äußerst geschraubten Sprache — doch das bedeutendste Produkt des „Jungen Deutschland“ ist, wie Gutzkow der hervorragendste Vertreter desselben, ja weil es geradezu typisch für die belletristische Litteratur der dreißiger Jahre genannt werden kann.

Wirkung der Wally.

Nach Gutzkows eigener Mitteilung war „die Wirkung des im September 1835 von einem Neuling erschienenen Buches“ anfangs ein bedenkliches Schweigen. Der Sturm des Unwillens begann erst mit Menzels scharfer Rezension, welche Gutzkow so erzürnte, daß er den ehemaligen „Mann seines Herzens“ durch Wienbarg auf Pistolen fordern ließ, worauf ihm Menzel sehr kühl antwortete: „Nicht hinter Hecken und Zäunen erwarte ich meinen Gegner, sondern auf dem offenen Felde der Litteratur.“ Nun folgte ein Broschürenkampf, der das Übel nur ärger machte, darauf der Bannstrahl aus Frankfurt. Gutzkow wurde schließlich verhaftet und vom badischen Hofgericht in Mannheim zu dreimonatlicher Haft verurteilt „wegen der durch die Presse begangenen verächtlichen Darstellung des Glaubens der christlichen Religionsgesellschaften.“ Natürlich wurde das Buch nun erst recht gelesen, obgleich es in Mannheim mit Beschlag belegt und überall konfisziert wurde, wo die Polizei seiner habhaft werden konnte. „Schade“, meint Gutzkow, „daß es nur in 800 Exemplaren gedruckt war! Das Doppelte, ja Dreifache des Preises bot man, um ein Exemplar zu haben.“

Ungeachtet der Kerkerhaft, ungeachtet des über seinen Werken schwebenden Bundesbannes, zu dem noch ein Verbot selbst der *zukünftigen* Werke vom Minister des Innern und der Polizei in Berlin hinzukam, setzte Gutzkow seine litterarische Thätigkeit unermüdet fort. Im Gefängnis entstand die Schrift „*Zur Philosophie der Geschichte*“, die eine Auseinandersetzung mit Hegels System bezweckte. Im Gefängnis wurde auch der Roman „**Seraphine**“ vollendet, der aber erst 1837 zum Drucke kam, als Gutzkow nach dem „freien Hamburg“ übergesiedelt war.

Seraphine.

Der erste Teil der „*Seraphine*“ ist nach des Dichters Mitteilung „selbsterlebt. Die dort geschilderte Beklagenswerte hieß Leopoldine Spohn, die ihn wider Willen fesselte,“ als er in Berlin studierte. „Ich wollte beweisen“, sagt er in der Widmung, „daß der in mir waltenden Gedankenzeugung nicht in dem Grade, als ich dafür verrufen bin, die *weibliche* Seite fehlt.“ Nun, ein weibliches Wesen wird uns allerdings in Seraphine vorgeführt, aber sie ist noch weniger anziehend, als *Wally*, gegen die man sich schließlich eines gewissen Mitleides nicht erwehren kann. Seraphine hat viele Liebhaber, zuerst Arthur, den sie „wie eine Beute in ihr väterliches Haus schleppt“, worüber er zu spät er-

schrickt und sich schnell in ihre Stiefschwester Auguste verliebt. Seraphine entsagt und erhört bald darauf Philipp, der in demselben Hause Livreejäger war, in dem sie als Gesellschafterin eine Stelle gefunden, unter der Bedingung, daß er vom Katholizismus zum Protestantismus überträte. Inzwischen denkt Arthur noch immer an sie, „wie an einen Engel, den er durch seine Ungeduld und Zerrissenheit um den Himmel betrogen hatte“ — so bekennt er seiner neuen Geliebten Julie, der Frau des Ministers von Magnus, zu deren Anbetern auch Edmund von Oppen, der Sohn des Hauses, in dem Seraphine lebt, gehört. Seraphinens Trauung mit Philipp soll stattfinden — da flieht sie vor dem heiligen Akte aus der Kirche „im weißen bräutlichen Gewande und wankt leichenblaß, hilferufend auf Edmund zu,“ der übrigens schon längst „an ihrer feinen, diskantierten Stimme Gefallen gefunden.“ Nun kehrt sie zu ihren Eltern zurück, wo Edmund sie täglich besucht und sie ihn herzlich umarmt, wenn sie allein sind. Aber Edmund wird unglücklich durch dieses Liebesverhältnis. Warum? „Weil wir uns mißverstanden und uns, statt nach der Eingebung unserer Liebe, nach einem System behandelten.“ Dennoch werden sie „förmlich versprochen“, wozu seine Familie seufzend ihre Zustimmung gibt. Aber eine neue Mißstimmung folgt, die ihre Lösung dadurch findet, daß Philipp seine ehemalige Braut entführt. Und nun ist sie wieder ganz zärtlich gegen diesen, folgt ihm ins Haus seiner Mutter, bleibt dort und sucht Philipps Bruder, einen liederlichen Musiker, auf gute Wege zu bringen. „Ich Wunderliche dachte schon daran, ihn durch den Einsatz meiner selbst in die moralische Welt wieder zurückzuführen.“ Darüber kommt es zum Streit zwischen den Brüdern; der Musiker denunziert Philipp als Wilddieb, der nun ins Gefängnis geworfen wird. Aus Verzweiflung darüber wird Seraphine — Erzieherin! Zunächst bei einer Institutsvorsteherin, wo Arthur sie wiedersieht, der mit seiner neuen Geliebten, Julie von Magnus, dorthin kommt, dann bei der letzteren selbst, da deren Tochter aus der Pension ins Elternhaus zurückkehrt. Nun „verlangt es Seraphinens Natur, daß sie sich Herrn von Magnus mit Vorliebe widmet“ — sie „betrachtet sich als den Genius, der diesem Hause gefehlt hatte.“ Während Arthur und Edmund Julie den Hof machen, thut es bei Seraphine Herr von Magnus, dessen „ausgetrocknetes Herz sich auszufurchen und zu glätten begann“ und der bei seinen begeisterten Reden über Religion zuweilen so ergriffen wird, daß er sie umarmt. Dennoch verläßt sie das Haus, erscheint aber zur rechten Zeit wieder, um Arthur und Edmund, die sich Julies wegen duellieren wollen, mit den Worten: „Liebt euch! Ihr seid eins, eins in mir, haßt euch nicht!“ auseinanderzubringen. Julie wird nun auch tugendhaft und sorgt für ihren kranken Mann. Seraphine heiratet den in der Haft ganz verwilderten Philipp und stirbt nach dem Tode ihres erstgeborenen Kindes.

Das ist „Seraphine“, und nun denke man sich über dieses übrigens etwas unwahrscheinliche Wesen noch eine gewisse Dosis rationalistisch-sentimentaler Religiosität ergossen, und man wird verstehen, daß sie dem mit ihr experimentierenden Autor keine neuen Freunde gewinnen konnte.

Nicht mehr Erfolg hatte Gutzkows nächstfolgender Roman „**Blasedow und seine Söhne**“, der 1838 in drei Bänden herauskam. Er nannte ihn einen komischen Roman, andere haben ihn einen pädagogischen Roman genannt; er ist keines von beiden; eher könnte er eine Satire oder eine Karikaturensammlung heißen. Doch man urteile selbst!

Blasedow und seine Söhne.

Der Pfarrer Blasedow in Kleinbetteln, der mit seinem Ehegespons und mit seinem Konsistorium in nie endendem Hader lebt, glaubt, seine Bestimmung verfehlt zu haben, und erklärt deshalb: „Mit meinen Kindern will ich mich an meinem Vater rächen — sie sollen keinen Schritt in der Ausbildung ihres Geistes vergeblich thun.“ Dabei „interessierten ihn seine Kinder nur als Stoff, nicht als Person. Er sah in ihnen nur, was sie werden konnten; ihr eigenes Wesen zog ihn nicht an.“ Endlich „kommen seine prophetischen Gedanken zur Reife“ — während sein Kollege Tobianus für seine Frau sorgt, erzieht er seine Söhne zu dem Beruf, für den er sie prädestiniert hält: Oskar soll Schlachtenmaler, Amandus soll Bildhauer, Theobald Volksdichter, Alboin satirischer

Schriftsteller werden. Darüber hält er den kleinen Jungen langstilige Reden, die sie nicht verstehen; dann geht er ans Werk. Nur eine Probe seiner Erziehungsmethode: „Blasedow grübelte, wie er Alboin, ohne daß er verdürbe, doch hinlänglich schlecht werden lassen konnte, um einen guten Spötter aus ihm zu machen.“ Und nun „lockert er die Seele des Knaben und sein noch ganz mit grünen Blättern bedecktes Selbstbewußtsein früh auf — — hetzt ihn zu schlechten Streichen auf, die er sodann bestraft — macht ihm einen künstlichen Buckel und läßt ihn ein Jahr lang als Äsop im Dorfe herumstolzieren“ ꝛc. ꝛc. Ähnlich werden die anderen Söhne erzogen. Kein Wunder, daß sein neidischer Kollege Geigenspinner an den Konsistorialrat Braustrumpf berichtet: „Blasedow leide am Hirn!“ Kein Wunder, daß aus den vier so mißerzogenen Knaben allzumal Galgenstricke werden. Aus der Residenz Kaputh, wohin sie aufs Gymnasium gegangen, schreiben sie die schändlichsten Lügen über ihre Fortschritte, jeder in der von dem Alten gewünschten Richtung — sehr bald werden sie alle vier von der Schule gejagt. Nun geben sie ein Journal mit Karikaturen heraus, zu dem sie das Geld durch nichtswürdige Prellereien zusammenbringen. Endlich müssen sie dem Vater alles eingestehen, der inzwischen es so toll getrieben hat, daß er seines Amtes entsetzt worden ist! Und nun beginnt ein gemeinsames, sechs Jahre dauerndes Vagabundenleben. Die vier Brüder ziehen als wandernde Schauspieler umher, ihr Vater begleitet sie als — Lampenputzer „mit still in sich lächelnder Entsagung!“ Als auch das nicht mehr geht, hilft die ganze saubere Gesellschaft einem verschuldeten Grafen von der Neige zu einer schwindelhaften Reklame für ein Wunderbad, das auf seinen Gütern entdeckt sein und alle möglichen Übel heilen soll. Oskar wird Badeinspektor, Amandus und Theobald figurieren als Badeärzte, Alboin, der sich Blasé d'Eau nennt, hält die Amalien-Badebank! Der Alte predigt gelegentlich, so richtet er einmal eine 26 Seiten lange Standrede gegen Pietismus an eine Dame, „die da mystisch werden wollte.“ Dann aber versinkt er immer mehr in sich, geht allein und spricht nichts, und nun überträgt ihm der Graf die Rolle eines unglücklichen Spielers. „Als solcher war er ein notwendiges Requisit eines vornehmen Badeortes und zeigte sich darin wie der durchdachteste Meister.“ Endlich wird der betrügerische Schwindel entlarvt, und nun gehen die fünf nach Ägypten, veranlaßt durch Blasedows Stiefsohn, der dort Mohammedaner geworden ist und als „Generaldirektor des Nilschlammes“ eine angesehene Stellung bekleidet. „Blasedow ergriff es als eine Lieblingsidee, in einer Pyramide dereinst begraben werden zu können oder sanft und unbewußt an der Pest einzuschlummern.“

Abb. 235. Gutzkow. Nach einem Bildnis aus den vierziger Jahren.

Auch im Drama wollte es Gutzkow in dieser ersten Periode seiner litterarischen Thätigkeit nicht besser gelingen. Fast gleichzeitig mit der „Wally“ war eine Tragödie „Nero“ von ihm erschienen, die von August Lewald als vollständig bühnenunfähig Nero.

verurteilt wurde. Nach Gutzkows „Vorwort“ sollte diese Tragödie (später nannte er sie richtiger „Tragikomödie“) „den von der Griechenzeit bis auf unsere Tage noch unentschiedenen Kampf des Schönen mit dem Guten schildern.“ In Wahrheit will er aber wohl in Neros Zeit der unsrigen einen Warnungsspiegel vorhalten. Es geschieht das in einer barocken Weise, die an die Romantiker erinnert, und das Drama ist — trotz mancher einzelnen schwunghaften Stellen und von scharfer Beobachtung zeugenden Parallelen — ein verfehltes zu nennen. Ebenso blieb das allerdings bühnengerechte Drama „König Saul“ (1838) ohne Beachtung und Wirkung; und erst „Richard Savage“ (1839) führte Gutzkow „in die Bretterwelt ein, die Bretterwelt vor und hinter den Lampen.“ Mit demselben erlebte er in Frankfurt a. M. seinen ersten Bühnenerfolg, ja er wurde sogar von dem Publikum hervorgerufen.

König Saul.

Abb. 236. Karl Gutzkow, nach einer Photographie aus dem Anfang der siebziger Jahre.

Von diesem Zeitpunkte gehört seine Dichterthätigkeit der neuesten Zeit an und wird deshalb in einem späteren Abschnitt ihre Würdigung finden. Hier sei nur seines weiteren Lebensganges in kurzen Umrissen gedacht.

Nach seiner Entlassung aus dem Mannheimer Gefängnis hatte Gutzkow mit einer Frankfurterin, Amalie Klönne, in deren Vaterstadt einen Hausstand begründet, der anfangs solche Sorgen mit sich brachte, daß er noch 1837 nach der Taufe seines Erstgeborenen „nicht die Mittel hatte, seine Gäste in traulichem Kreise festzuhalten“ („Rückblicke“). In demselben Jahre siedelte er dann nach Hamburg über, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis 1842 blieb und den „Telegraph für Deutschland“ herausgab. Unter den Schriften, die neben diesem Blatt aus seiner nie rastenden Feder hervorgingen, erwähne ich nur sein gegen Heine gerichtetes „Leben Börnes.“

Rasch folgten nun auf den vorhin erwähnten „Richard Savage“ die bedeutendsten Dramen Gutzkows — zum Teil auf Reisen entstanden, so „Zopf und Schwert“ 1844 in Mailand; „Uriel Acosta“ 1846 in Paris — in Summa 27 Stücke, von denen eine ganze Reihe sich seitdem auf der deutschen Bühne erfolgreich behauptet hat.

Wechselnder Aufenthalt

Von Paris zurückgekehrt, wohnte Gutzkow wieder in Frankfurt, bis er 1846 einen Ruf als Dramaturg an das Dresdener Hoftheater erhielt: eine für sein reizbares Naturell besonders schwierige und dornenvolle Stellung. Die Revolutionstage von 1848 erlebte er in Berlin, hielt selbst eine „beschwichtigende“ Rede an die Berliner unter dem vergoldeten Gitter des Königsbalkons, wurde dann aber durch eigene Erkrankung und den Tod seiner Frau von weiterer Beteiligung zurückgehalten. Als infolge des Maiaufstandes das Dresdener Hoftheater aufgelöst ward, büßte er auch seine Stelle ein und ging zunächst wieder nach Frankfurt zurück, wo er nach einem Jahre eine zweite Ehe mit der Tochter des Buchhändlers Meidinger schloß. Bald danach verließ er Frankfurt und schlug wiederum seinen Wohnsitz in Dresden auf, wo er nun bis zum Jahre 1861 lebte, eine Wochenschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ herausgab und seine zwei großen Romane: „Die Ritter vom Geist“ und „Der Zauberer von Rom“, verfaßte.

Es scheint, daß selbst diese rastlose Arbeit, von der ich nur das hervorragendste angeführt habe, ihn nicht sorgenfrei zu stellen vermochte. So übernahm er denn 1861 das mit einem Gehalt von 500 Thalern verbundene Amt eines Generalsekretärs der In Weimar. von ihm selbst einst mitbegründeten Schillerstiftung in Weimar. Allein von Anfang an fühlte er sich in der kleinen Residenz nicht recht behaglich, da er sich mit Dingelstedt, dem Präsidenten der Stiftung, in keiner Weise zu stellen vermochte. Auch war die mit seinem Amte verbundene Arbeit keine geringe, und da seine Nerven schon durch sein übermäßiges Schaffen in Dresden und die krankhaft übertriebene Sorge um die Zukunft seiner Familie sehr angegriffen waren, trat bald ein solcher Grad von Überreizung ein, daß er sich einbildete, es existiere eine geheime Verschwörung wider ihn, die sein Leben und seinen Ruf bedrohe. In einer besonders dunkeln Stunde — am 15. Januar 1865 — suchte er seinen Qualen ein Ende zu machen, allein die Verwundung, die er sich mit einem Dolche beibrachte, war keine tödliche. In der Heilanstalt des Dr. Falco zu Gilgenberg bei Baireuth fand er Heilung für Leib und Geist. Als er im Herbst 1865 genesen zu Frau und Kindern zurückkehrte, wurde er durch eine reiche Dotation überrascht, welche seine Freunde und Verehrer in ganz Deutschland während seiner Erkrankung zusammengebracht hatten. Aber er dachte nicht daran, schon Feierabend zu machen — nachdem er den Winter zur Nachkur in Vevey verlebt, ließ er sich zu Kesselstadt bei Hanau nieder und begann seinen historischen Roman „Hohenschwangau," der 1867—68 in fünf Bänden erschien. Mit einem an Überhastung grenzenden Eifer folgte nun ein Buch nach dem anderen, aber man merkte ihnen die abnehmende Kraft nur zu sehr an, dazu trat eine hochgradige Erregtheit und krankhafte Empfindlichkeit in den sein eigenes Leben bis zum Jahre 1849 erzählenden, mehrerwähnten „Rückblicken auf mein Letzte Schriften. Leben" (1875) und vor allem in der litterarischen Streitschrift „Dionysius Longinus oder über den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Litteratur" (1878) hervor. Es wäre unrecht, mit ihm ob dieser beiden Produktionen zu streng ins Gericht zu gehen, aber eines geht klar aus der letzterwähnten Schrift hervor, daß — so viel Wandlungen er sonst in seinem langen Leben und Schriftstellerwirken durchgemacht haben mag (wovon aus Anlaß seines letzten Romans „Die neuen Serapionsbrüder" noch die Rede sein wird) — seine feindliche Stellung zum Christentum bis ans Ende dieselbe blieb, wie sie in seinen Büchern von 1835 zuerst hervortrat. Der Roman des Ägyptologen Georg Ebers „Homo sum" erschien ihm „so quälend, so brustbeengend, so von pietistischem Hauch durchweht," daß er nach den ersten 80 Seiten das Buch weglegte und sich gedrungen fühlte, gegen die „Nazarener", „stockpetrinischen Christen," „Leipziger Neuchristen" eine Lanze einzulegen, ehe er — unter der Ägide des alten heidnischen Gelehrten Dionysius Longinus — den eigentlichen Kampf wider die neuere Dichtung insgesamt, von Heinrich Heine bis auf Scheffel unternahm! Es ist das ja ein Zeichen von Überzeugungstreue, die eben so sehr Anerkennung verdient, wie überhaupt sein Unabhängigkeitssinn, sein Kampfesmut, sein eiserner Fleiß, der sich niemals genug that und nie ermüdete, seine Werke endlos durchzufeilen, zu kürzen, umzuarbeiten. Um so mehr berührt es peinlich, wenn man sieht, wie sein Leben sich in rastlosem Jagen nach Beifall, in einer ermüdenden Selbstbespiegelung, in einer verbitterten Stimmung gegen jede kritische Äußerung seiner Gegner verzehrte und aufrieb.

Nachdem er noch mehrmals den Aufenthalt gewechselt, ging er im Herbst 1877 nach dem mit Frankfurt eng verbundenen Sachsenhausen, war dort noch ein ganzes Jahr mit der gründlichen Umarbeitung seines Romans „Hohenschwangau" eifrig beschäftigt und wurde über dieser Arbeit in der Nacht vom 15. auf den 16. Dezember 1878 durch den Tod aus dieser Welt abberufen. Eine starke Dosis Chloral, an dessen Gebrauch ihn seine Schlaflosigkeit gewöhnt hatte, scheint ihm die Sinne ganz benommen zu haben; ohne es zu merken, warf er das Licht um, das Bett fing Feuer, und er erstickte in dem dadurch erzeugten Dunste; „in Rauch und Gluten," wie Hackert in den „Rittern vom Geist" und Gutzkows Tod. Lucinde im „Zauberer von Rom" schied er vom Leben," sagt sein neuester Biograph, Joh. Proelß.

Es ist Gutzkow stets höchst ärgerlich gewesen, daß er mit einem Manne zusammen genannt wurde, der ihm ganz besonders antipathisch war. „Ich habe nicht einen einzigen Charakterzug mit Laube gemein, schreibe einen anderen Stil, habe eine ganz andere Produktionstendenz. Da hindert aber nichts. Ewig nennt der Unsinn unserer Kompilatoren mich mit ihm zusammen!“ ruft er erbittert im „Dionysius Longinus“ aus, als er auf dieses Thema kommt. Und doch hatten die beiden im Anfange der dreißiger Jahre nicht nur in nahem Verkehr gestanden, sondern sie hatten — was hier allein bestimmend ist — auch dieselben Ziele, wenn auch auf verschiedene Weise verfolgt, die ich eingangs dieses Abschnittes als die des „Jungen Deutschland“ hervorhob. Die erste Autorenperiode **Laubes** liefert dafür den Beweis.

Laube.

Heinrich Laube wurde am 18. September 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren. Sein Vater, ein ehrsamer Maurer, schickte ihn in die Bürgerschule und dachte an nichts anderes, als aus ihm einst einen Handwerker zu machen. Dennoch widerstand er dem Sohne nicht, als derselbe nach einer höheren Bildung verlangte, obgleich er ihm die Mittel dazu nicht selbst gewähren konnte. Durch Stundengeben und Freitische schlug sich der junge Mann auf dem Gymnasium zu Glogau und Schweidnitz durch und bezog 1826 die Universität Halle, um Theologie zu studieren. Zahlreiche schlechte Witze auf die von ihm gewählte Wissenschaft und ihre Vertreter in seinen ersten Werken zeugen davon, daß er hie und da in die theologischen Lehrsäle hineingeguckt hat; sein vornehmstes Absehen ging aber auf ein heiteres, ungebundenes Studentenleben, das er in der Gemeinschaft der Burschenschafter zu genießen suchte. Dieses Ziel verfolgte er so eifrig, daß er 1828 nach sechswöchentlichem Karzeraufenthalt als „der Burschenschaft verdächtig“ Halle verlassen mußte. Auch in Breslau, wohin er nun ging, zog ihn der Fechtboden mehr an als die Wissenschaft, welchen Namen sie auch tragen mochte. Da wurde, zuerst durch die Romantiker, dann durch den Lustspieldichter Karl Schall, sein Interesse an der Poesie und vornehmlich am Theater erweckt. In ersterer Richtung soll er sogar eine spanische Romanze „sich haben zu schulden kommen lassen“ — eine Verirrung, die ihm später wohl nie wieder begegnet ist. Mit großem Eifer übernahm er dagegen die Theaterrezensionen für die Breslauer Zeitung und versuchte sich auch bald in eigenen dramatischen Produktionen. Zwei Stücke, „Gustav Adolf,“ eine Tragödie, und „Zaganini,“ eine Posse, deren travestierter Held der große Geiger Paganini war, errangen einen ephemeren Erfolg auf der Breslauer Bühne. — Trotz dieser ersten Lorbeeren machte Laube dennoch einen Versuch, in das gewählte Berufsstudium wieder einzulenken, nahm eine Hauslehrerstelle an, um sich auf das Examen vorzubereiten, und faßte das Pfarramt aufs neue ins Auge. Die polnische Revolution entriß ihn aber diesen Plänen für immer; sie regte ihn zu seinem ersten größeren Buch „Das neue Jahrhundert“ an, das 1832—33 in zwei Teilen erschien und für ihn ein durchschlagendes Debüt in der Litteratur war.

Abb. 237. Heinrich Laube.

Gleichzeitig siedelte Laube nach Leipzig über, wo er die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" übernahm, die allwöchentlich — nach Gutzkows Urteil — „einen im wesentlichen unreifen, im Stil galoppierenden, manchmal in Karriere durchgehenden Artikel brachte, der bei alledem ein Thema des Tages mit Frische und Natürlichkeit behandelte." Damals trat „immer mehr persönliche Berührung, ja Freundschaft zwischen den jungen Tageshelden (Laube und Gutzkow) ein." Im Herbst 1833 saßen sie zusammen am Gardasee, und Gutzkow las Laubes „**Junges Europa**," das in drei Abteilungen („Die Poeten" — „Die Krieger" — „Die Bürger") langsam zum Abschluß kam und in seinem Verlauf eine Wandlung dokumentiert, die mit ihrem Verfasser allmählich vor sich ging. Junges Europa.

In den „Poeten" (1833), der ersten Novelle in Briefen, wird die Julirevolution verherrlicht — „der hochrote, blutige Kampf eines Volkes um sein Recht" — Emanzipation nach allen Seiten verlangt, der Staat für den Feind des Fortschrittes, das Christentum für eine „Entstellung des Werkes Christi durch die Handwerker", die Sittlichkeit für Vorurteil, die Ehe für eine „Form" erklärt, „welche der äußeren Dinge wegen da sei und namentlich den materiellen Besitz des Weibes sichere." Die Treue in der Liebe wird geradezu verhöhnt: „Alle die tausend gebrochenen Herzen, alle die langweiligen, verdrossenen Ehen sind die Kinder der Treue. — Die Treue ist das große Gängelband der menschlichen Faulheit und Schwäche — — ist eine Sünde wider den Geist der Zeit ꝛc. — Eine freie göttliche Liebe soll an Stelle der Ehe treten." Poeten.

Zwischen den „Poeten" und ihrer Fortsetzung „die Krieger" lagen ungefähr vier Jahre, Jahre voller Erfahrungen der mannigfachsten Art. Der Ertrag der „Poeten" war so ansehnlich gewesen, daß er ihrem Verfasser eine Reise nach Bayern, Oberitalien und Österreich ermöglichte, auf welcher ihn Gutzkow, wie vorhin angedeutet, begleitete. Die Frucht dieser Reise waren die „**Reisenovellen**", von denen die ersten beiden Bände 1834 erschienen, vier andere 1836 und 1837 folgten. An Heines „Reisebilder" sich anlehnend, verdient dieses Werk kaum den Titel „Novellen", denn der verbindende Faden der novellistischen Handlung ist ein sehr dünner; die Hauptsache bildet eine feuilletonistisch leichtfertige, zum Teil herzlich langweilige und fade Planderei über die besuchten Städte mit eingemischten geistlosen Witzen über das Christentum sowohl katholischer wie protestantischer Konfession, ja die Religion überhaupt („Die Religionen sind leider nötig wie die Kinderkrankheiten, aber die besten Kinder gehen dabei zu Grunde"), und mit grob sinnlich im Stile Thümmels und Heinses ausgemalten Liebesabenteuern, in denen das „weiße und verführerische Fleisch" oder wie es in dem jungdeutschen Jargon hieß, die „Poesie des Fleisches" (Gottschall nennt es „die neue Lyrik des Fleisches") eine Hauptrolle spielt. Aber so schal auch dieses Geplauder, so unreif die Urteile des Autors sind, dem Durchschnittspublikum gefiel das Prickelnde und Lüstern-sinnliche eben so sehr wie das berechtigte und unberechtigte Räsonnieren — kurz, Laube wurde durch die ersten Bände der „Reisenovellen" erst eigentlich ein bekannter und genannter Mann. Nun wurden auch die Behörden auf seine radikalen Äußerungen aufmerksam. Auf eine Anregung von Berlin erhielt Laube eines Tages von der Leipziger Polizei den Befehl, die Stadt sofort zu verlassen. Als er tollkühn genug zweimal nun sogar nach Berlin ging, wurde er als ehemaliges Mitglied der Hallenser Burschenschaft verhaftet und neun Monate lang in der Hausvogtei festgehalten. Danach wurde ihm Naumburg als Wohnort angewiesen, den er nicht verlassen durfte, ja er wurde unter die spezielle Aufsicht des dortigen Landrats gestellt. Bald darauf verfielen auch seine Schriften dem Verbot des Bundesrates. Dennoch betrieb er von hier aus seine Bewerbung um eine geliebte Frau, die geistvolle junge Witwe eines Leipziger Professors, Idnna Hänel, die er auf verstohlenen Ausflügen nach Leipzig im Brockhausischen Hause öfters sah und die ihm bald ihr Jawort gab. Reisenovellen. Idnna Hänel.

Seine Hochzeitsreise mit ihr im Jahre 1847 war eigentümlicher Art. Ungeachtet der auf ihm noch lastenden Verbannung war er nach Berlin zurückgekehrt, ohne um

Erlaubnis zu fragen, um dort seine Hochzeit vorzubereiten. Man legte ihm nichts in den Weg — da wurde er plötzlich zu dem Minister des Innern und der Polizei, Herrn v. Rochow, berufen. Was hatte das zu bedeuten? Laube erzählt es in seinen „Erinnerungen“ folgendermaßen:

„Se. Exzellenz saß eine Weile schweigend in seinem Armsessel und schnupfte. Endlich fragte er mit halber Stimme: „Sie wollen sich verheiraten?“ — Herr Gott, dachte ich, ist mir das vielleicht auch verboten? Ich faßte mich nach Kräften und antwortete bündig: „Ja!“ — „Dann wollen Sie eine Hochzeitsreise machen?“ — „Wenn's sein kann, o ja!“ — „Weil wir schon im Spätherbste sind? Das Wetter ist mild. Es wäre mir angenehm, wenn Sie an den Rhein reisten.“ — Stumme Verbeugung von meiner Seite. Mir war's wie ein Märchen. Wo zielte das hin? Der Minister fuhr lächelnd fort, er lächelte wirklich: „Aber nicht bloß an den schönen Mittelrhein, sondern auch an den Oberrhein —“

„Kurz und gut, Straßburg war das mir zugedachte Ziel. Dorthin sollte jemand geschickt werden zur Beobachtung. Dort hatte Louis Napoleon soeben seinen Putsch gemacht, und es war dem Minister um genaue Auskunft zu thun, ob der Napoleonide dort wirklich Chancen gehabt habe oder haben könne. Denn „jeder Napoleon auf dem Throne Frankreichs ist eine Gefahr für Preußen“, bemerkte Herr v. Rochow, ein Wort, welches sich 25 Jahre später wirklich bewährte. Jene Beobachtung nun sollte ganz unscheinbar vor sich gehen. Bei der Hochzeitsreise eines sogenannten Demagogen werde sicherlich kein Mensch daran denken, daß die preußische Regierung beobachten lasse.“

Hochzeit. Laube übernahm den Auftrag und reiste sofort zur Hochzeit, und zwar nach Lützen. Leipzig, wo seine Braut wohnte und wo die richtige Stätte gewesen wäre für die Trauung, war ihm verschlossen, denn von dort war er noch immer verbannt. „Lützen war das nächste preußische Städtchen. Dort wurde denn die Ehe eingesegnet, welche mir die Lebensgefährtin schenkte. Aus der Kirche stiegen wir in den Wagen und fuhren nach Straßburg.“

Und schon ein Jahr darauf begleitete ihn seine Frau wieder auf einer offiziellen Fahrt — diesmal aber ins Gefängnis. Ein allerdings nicht unerträgliches Gefängnis, nämlich auf Schloß Muskau in der Niederlausitz mit seinem fünf Viertel Meilen weiten Park, in welchem er sich die Jagdpassion zuzog, schließlich aber doch ein Gefängnis, wo der zu anderthalbjähriger Haft verurteilte Laube bis zum Neujahrstage 1839 blieb, seine Frau Iduna als freiwillige Haftgefährtin ihm zur Seite.

Auf Verwendung der Frau des Fürsten Pückler, einer Tochter des Staatsministers von Hardenberg, war nämlich die ihm für die Teilnahme an der burschenschaftlichen Verbindung in Halle zuerteilte siebenjährige Festungsstrafe in eine $1\frac{1}{2}$jährige auf ihres Mannes Gut zu verlebende Zeit umgestaltet worden. Der etwas blasierte, aber jedenfalls geistreiche Fürst **Pückler-Muskau** (geb. 1785, gest. 1871), der 1830—31 durch die „Briefe eines Verstorbenen“ Aufsehen erregt und 1835 seine Reisebilder „Semilassos (semi lasso = der Halbmüde) vorletzter Weltgang“ veröffentlicht hatte, übte einen unleugbaren Einfluß auf Laube. Gutzkow sagt in seinen „Rückblicken“: „Laube machte damals seine Übergänge zu allerhand aristokratischem, fürstpücklerischem, selbst metternichschem Wesen, das uns schließlich trennte.“

Pückler-Muskau.

Die Umwandlung Laubes bezog sich vorwiegend auf seine politischen und sozialen Anschauungen. Das trat bereits im III. und IV. Bande der „Reisenovellen“ (1836 und noch mehr in der zweiten Abteilung des „Jungen Europa“, betitelt „Die Krieger“, (1837) hervor. Insbesondere erscheint in dem letztgenannten Werke die höchst anschaulich geschilderte polnische Revolution in ganz anderem Lichte, als einst in dem mit einseitiger jugendlicher Begeisterung geschriebenen „Neuen Jahrhundert“, und man lernt das gepriesene Polenvolk kennen, wie es in Wirklichkeit war und ist!

Die Krieger.

Die Bürger. Noch entschiedener zeigt sich die Wandlung in dem Schlußbande „Die Bürger.“ Der Poetenverein, d. h. die Repräsentanten der jungdeutschen Richtung, haben nach einander

mehr oder minder eingesehen, daß Selbstsucht, Arbeitsscheu, Eitelkeit und Genußsucht die Quellen der trostlosen Zustände sind, daß die übermütigen Jugendpläne, mit denen sie die Welt umgestalten wollten, nicht zum Ziele führen, daß „das Neue schlechter als das Alte", daß der Zorn der französischen Republikaner „sehr mit Deklamation verbrämt" war. Nur seine Ansichten über Ehe und Liebe waren nicht andere geworden. Wenn auch der lüsterne Ton, der in den „Kriegern" bei Schilderung der verschiedenen durch die Leidenschaft allein motivierten Liebesszenen je und je durchklingt, in den „Bürgern" und in den „Neuen Reisenovellen" zurücktritt, so fehlt es doch an einer ethisch höheren Auffassung der Liebe. Vor allem aber beweist die neue Ausgabe der frivolen Werke des Wielandjüngers Heinse (vgl. S. 380 f.), welche Laube im Jahre 1838 mit einer begeistert anerkennenden Vorrede begleitete, daß er in diesem Punkte dem jungdeutschen Programm treugeblieben war! Auch die Vorliebe für französische Stoffe und die darin gebotenen sinnlichen Motive, wie sie sich in mehreren seiner späteren Romane und Dramen ausspricht, ist eine Erbschaft jener so ganz undeutschen Richtung.

So zog es ihn denn auch nach Ablauf der Strafzeit in Muskau vor allem nach Frankreich. Dahin ging er 1839 mit seiner Frau, weilte längere Zeit in Paris, bereiste dann das Land nach allen Richtungen und ging schließlich übers Mittelmeer nach Algier. Zurückgekehrt übernahm er aufs neue die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" in Leipzig. Hier wandte er sich auch mit erneuerter Energie dem Theater zu. In den vierziger Jahren folgten auf eine Reihe kleiner und größerer Romane die ersten sechs seiner Dramen. Im April 1848 gingen auf dem Burgtheater zu Wien die bisher dort nicht zugelassenen „Karlsschüler" zum erstenmal unter rauschendem Beifall über die Bühne; und nur die Mairevolution verschuldete es, daß man nicht damals schon den Dichter zum Theaterdirektor machte. Dazu kam, daß der böhmische Kreis Elbogen ihn als Abgeordneten in die deutsche Nationalversammlung wählte. Heine hatte seinen Freund Laube einmal „das große flammende Herz" genannt, „das aus dem jungen Deutschland am glänzendsten hervorleuchtet." In Frankfurt zeigte sich nun, wie sehr sich dieses flammende Herz abgekühlt hatte — der einst so kecke Stürmer gehörte dem Zentrum und der erbkaiserlichen Partei an. Da er wegen der Kaiserfrage mit seinen Wählern in Widerspruch geriet, legte er im März 1849 sein Mandat nieder. Reisen. Dramen.

Noch in demselben Jahre wurde ihm ein Ruf zu teil, der seinen Wünschen auf das befriedigendste entgegenkam. Am 1. Januar 1850 trat er seine Funktion am k. k. Hofburgtheater zu Wien als artistischer Direktor an, in welcher Stellung er bis zum September 1867 verblieb. Zwei Jahre später übernahm er die Direktion des Leipziger Stadttheaters, kehrte aber bereits 1871 in die österreichische Kaiserstadt zurück. Die Gründerzeit rief bald danach ein neues Theater dort ins Leben: das Wiener Stadttheater. Laube wurde mit der Direktion desselben betraut, die er ein paarmal vorübergehend niedergelegt, anfangs 1880 aufs neue übernommen, bald darauf aber definitiv aufgegeben hat. Ein Jahr zuvor hatte er seine langjährige Lebensgefährtin Iduna durch den Tod verloren. Am 1. August 1884 schied er selbst aus seinem arbeitsamen Leben. — Von seiner Thätigkeit als Romandichter, Dramatiker und Dramaturg wird in einem späteren Abschnitt die Rede sein.

Der Fünfte in der Reihe der vom Frankfurter Bannstrahl Getroffenen ist **Theodor Mundt**, „der Doktrinär unter den Jungdeutschen."

Theodor Mundt, geb. 29. September 1808 zu Potsdam, studierte Philologie und Philosophie in Berlin und trat 1832 als Mitredakteur bei den „Blättern für litterarische Unterhaltung" in Leipzig ein. Seine Beteiligung an den Bestrebungen der Jungdeutschen und seine im Geiste derselben geschriebenen Bücher ließen ihn erst 1842 dazu kommen, sich in Berlin als Privatdozent zu habilitieren. Im Revolutionsjahre 1848 erhielt er einen Ruf als Professor der Litteratur und Geschichte nach Breslau, aber schon 1850 rief ihn Theodor Mundt.

die Berliner Universität zurück; an ihr war er als Professor und Universitätsbibliothekar bis an seinen Tod (30. Nov. 1861) thätig.

Madonna. Mundt trat vornehmlich in seinem 1835 erschienenen Buche „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen" für die Emanzipation oder, wie er es nennt, für die „Wiedereinsetzung des Fleisches" auf. Besonders widerlich ist darin die Mischung von heiligen und unsauberen Dingen. Christus, meint er, sei ein „eingefleischter Gott, das rechte Weltkind, nach dem die Welt geseufzt habe, nicht allein geboren, um die Welt mit Gott, sondern auch um uns mit der Welt zu versöhnen, indem er die Welt und ihre Freuden heiligte als Sinnbilder des Ewigen, den Liebesrausch als Andacht." Ähnlich wird die Heldin des Buches zu einer weltheiligen Madonna gemacht. Er schließt eine lange Rede, die er an sie gerichtet, mit den Worten: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, du kannst keine größere Heilige auf Erden sein, als wenn du eine weltliche bist! Schönes Mädchen, ich erwähle dich zu meiner Heiligen, damit du nicht zu sehr verzagst an dir! Ich grüße dich als meine Heilige, eine Weltheilige! Ich küsse dich!" Und nun sinkt sie ihm in die Arme ꝛc. — „Die jungen Herren," schrieb anläßlich dieses Buches Friedrich Jacobs an Friedrich Perthes, „sind trunken von Hochmut, Dünkel und französischer Ruchlosigkeit, und da sie in diesem Zustande alles, was ihnen in den Sinn kommt, herausprudeln, so scheinen sie, wie alle Trunkene, stärker, als sie wirklich sind. Gott wird schon sorgen, daß auch die Giftbäume nicht in den Himmel wachsen." Bei Mundt war dafür insbesondere gesorgt. Sein blendend geistreicher Stil war doch so phrasenhaft und dabei philosophisch schwerfällig, daß er das Durchschnittspublikum vom Lesen abschreckte; dazu fehlte es ihm an aller Erfindungs- und Gestaltungskraft, so daß seine zahlreichen Novellen und Romane („Thomas Münzer" — „Graf Mirabeau" — „Robespierre" ꝛc.) trotz ihrer dem Zeitgeiste huldigenden Tendenz, niemals ein Publikum gefunden haben und heute ziemlich vergessen sind. Auch seine Apotheose der Selbstmörderin Charlotte Stieglitz (vgl. S. 650), aus der er eine vorbildliche Märtyrerin und eine Heilige machte, hatte einen nur ganz ephemeren Erfolg.

Aus der weiteren Peripherie des „Jungen Deutschland" hebe ich nur noch **Kühne** und **Jung** hervor.

Kühne. **Gustav Kühne,** geb. 27. Dezember 1806 zu Magdeburg, studierte in Berlin unter Hegel Philosophie, redigierte von 1835—1842 die „Zeitung für die elegante Welt," von 1846—1856 die „Europa," beides in Leipzig, und siedelte dann nach Dresden über, wo er am 22. April 1888 starb. — Kühne zeichnete sich von Anfang an durch größere Milde und Mäßigung im Urteil aus, als sie sonst den Jungdeutschen eigen war; auch überwarf er sich sehr bald mit den Wortführern derselben, insbesondere mit Gutzkow, der es nie vergessen konnte, daß Kühne sich höchst abfällig über den „Nero" geäußert hatte. Die Ziele der Jungdeutschen treten übrigens nur in Kühnes Novelle „Eine Quarantaine im Irrenhause" (1835) hervor; insbesondere legt er dem Pastor Faigenheim Ideen in den Mund, die mit den von Moleschott und Büchner später entwickelten fast ganz übereinstimmen. In seinen darauf folgenden historischen Romanen („Klosternovellen" — „die Rebellen von Irland" — „Wittenberg und Rom") tritt die geschichtlich treue Auffassung an Stelle der Tendenz; dennoch herrscht darin ein reflektierender Zug vor, der, so geistreich er auch Zustände und Verhältnisse beleuchtet, den Mangel an Erfindung und frischbelebter Handlung nicht zu ersetzen vermag. Als einen feinsinnigen Kritiker wird man ihn in seinen „Weiblichen und männlichen Charakteren" anerkennen müssen, auch wo man mit seinen Urteilen nicht übereinstimmen kann.

Alex. Jung. Von den Bestrebungen des „Jungen Deutschland" ging auch **Alexander Jung** aus. Zu Rastenburg i. Ostpr. 28. März 1799 geboren, studierte er in Königsberg und Berlin Theologie und Philosophie, mußte aber wegen Kränklichkeit den Gedanken an ein Lehramt aufgeben und ließ sich in Königsberg in Pr. als Schriftsteller nieder. Außer dem Philosophen Rosenkranz hatte Schelling auf ihn einen nachhaltigen Einfluß, der sich in

allen seinen Schriften bemerkbar macht. Die ideale Richtung seines ganzen Strebens erhob ihn bald über die jungdeutsche Doktrin, leider geht ihm aber alle Gestaltungskraft ab: in allen seinen Büchern herrscht die Reflexion überwuchernd vor. So haben denn seine Novellen und Romane („Der Bettler von St. James" — „Rosmarin"), unter denen sein letzter „Darwin, komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten" gegen die Affentheorie und die Schopenhauersche Philosophie gerichtet ist, sich trotz unleugbarer Schönheiten und tiefer Wahrheiten niemals rechte Bahn brechen können. Trotz vieljähriger körperlicher Leiden ist Jung bis in sein hohes Alter († 20. August 1884) litterarisch thätig geblieben.

Das Junge Deutschland, das am kürzesten mit dem Worte „so wenig jung wie deutsch" charakterisiert worden ist, zerfiel nach kurzer Zeit in sich selbst. Wohl hatte das Frankfurter Verbot weder dem weiteren Wachsen dieser Litteratur ein Ziel gesetzt, noch viel weniger die Richtung selbst beseitigt. Ja, mit dem Anfange des Jahres 1838 trat sie in neuem, vornehm philosophischem Gewande in den von Ruge und Echtermeyer herausgegebenen, anfangs „Hallischen," seit 1841 „Deutschen Jahrbüchern für Litteratur und Kunst" mit erneutem Eifer wieder hinaus auf den öffentlichen Kampfplatz; aber die persönliche Eitelkeit ließ ihren Vertretern keine Ruhe und stachelte sie an, sich untereinander zu befehden — das brachte sie in Mißachtung und bald in Vergessenheit, soweit sie sich nicht mit dem „Bestehenden verständigten" und gemäßigtere Werke schrieben. Einen verderblichen Einfluß aber haben sie trotzdem geübt: der größte Teil der deutschen Journalistik wurde von ihrem Geiste angesteckt und beherrscht, ja, „durch tausend geheime Kanäle hat sich dieselbe in das innere Leben des deutschen Volkes eingefressen." Aber auch eine Gegenströmung bereitete sich vor, welche dem uralten und doch neuverjüngten echten deutschen Wesen endlich wieder Bahn brach. Nicht am mindesten hat dazu ein Mann beigetragen, der um seines allerdings oft zu weit gehenden Eifers und um seiner rücksichtslosen Polemik willen auch von Freunden getadelt, doch zu den bestverleumdeten Charakteren gehört, die unser Volk hervorgebracht hat. Ich meine **Wolfgang Menzel**, den erbittertsten und erfolgreichsten Gegner der Jungdeutschen.

Wolfgang Menzel.

Wolfgang Menzel, am 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien geboren, wuchs nach dem frühen Tode seines Vaters im Hause einer frommen, streng lutherischen Großmutter auf. In seine Kindheit fallen die Freveltaten der Franzosen, die auch sein anmutiges Heimatthal plündernd heimsuchten und deren langwieriger Übelwirtschaft das Vermögen seiner Mutter zum Opfer fiel. Keinen größeren Wunsch hatte der in der Erbitterung gegen die Eindringlinge heranwachsende Knabe und Jüngling, als eines Tages in den Befreiungskampf mit eintreten zu können. Ein herber Schmerz war es deshalb für ihn, als er 1815, noch sechzehnjährig, in die Armee eingetreten, infolge der raschen Entscheidung im Felde die Waffen niederlegen mußte, ehe er sie gebraucht hatte. Er kehrte auf das Elisabethgymnasium in Breslau zurück, das er seit 1814 besucht, folgte 1818 als begeisterter Turner dem wackern Jahn zu Fuß nach Berlin und ging von dort nach Jena, wo er Theologie und Philologie studieren wollte. Am 18. Oktober 1818 beteiligte er sich an der Begründung der allgemeinen deutschen Burschenschaft, die — nach seinem und seiner Freunde Ideale — ein Vorbild werden sollte für die Einigung der ganzen deutschen Nation. Als dann die Verfolgung der Burschenschaften anhob, ging er nach Bonn, wo er E. M. Arndt kennen lernte, mußte aber bald seinen Stab weiter setzen, da die fortgehenden Untersuchungen ihm keine Ruhe ließen. Zu Fuß wanderte er nach der

Schweiz, wo er an verschiedenen Orten Turnplätze nach Jahns System einrichtete und dann vier Jahre als Lehrer an der Stadtschule zu Aarau thätig war. In jener Zeit erschienen seine „Deutschen Streckverse“, witzige und geistreiche Gedankenschnitzel

Geschichte der Deutschen.

à la Jean Paul. Vor allem aber begann er damals schon ein Hauptwerk seines Lebens, die „Geschichte der Deutschen.“ Um dasselbe besser zu fördern, ging er 1825 nach Heidelberg und wäre vielleicht ganz dort geblieben, wenn ihn Cotta nicht aufgefordert hätte, nach Stuttgart als Redakteur des „Litteraturblattes“ überzusiedeln. Bald danach gründete er mit einer Schwäbin seinen Hausstand in der württembergischen Residenz und begann sein kritisches Zepter zu schwingen; mit kurzen Unterbrechungen ist er nahezu 45 Jahre an der Spitze seines Blattes thätig gewesen. Acht Jahre lang nahm er auch als Mitglied des württembergischen Landtages an dem politischen Leben thätigen Teil; von 1838 an lebte er aber ausschließlich seinen litterarischen Aufgaben. Sehr groß ist die Zahl seiner Bücher, aber meist sind sie schon vergessen. Wer weiß jetzt noch, daß er im Tieckschen Geist und Sinn dramatische Märchen („Rübezahl“ — „Narzissus“) gedichtet und einen großen Roman „Furore“ geschrieben? Wie wenige der Mitlebenden — ob sie wohl darüber aburteilen — haben seine „deutsche Litteratur“ gelesen? Wer kennt auch nur einen Teil seiner geschichtlichen, mythologischen, politischen Schriften, wer gar sein dreibändiges Werk über Naturkunde? Die meisten kennen ihn nur aus dem wütenden Geschrei der Jungdeutschen, die ihn ebenso unverdient als „Denunzianten“ (Heine), wie als „Franzosenfresser“ (Börne) — unzähliger anderer Schimpfwörter nicht zu gedenken — ihrer großen, leichtgläubigen Lesergemeinde vorführten. Allerdings hat Menzel oft blind dreingehauen und den Mund sehr voll genommen; gegen Goethe erfüllte ihn geradezu eine Idiosynkrasie, und auch sonst wog er seine Worte nicht ab — aber es waren nicht persönliche Motive, die ihn trieben, sondern wirkliche heiße Liebe zu seinem Volke und zu seinem Vaterlande und ein ernster Eifer um Gottes Haus und Christi Kirche. Ein Eiferer mit Unverstand ist er wohl hie und da gewesen, aber niemals ein Denunziant. Den welschen Geist hat er bis aufs Blut und in oft ungemessener Sprache bekämpft, aber Franzosenfresser ist er nicht mehr gewesen, als alle, die 1870 wider Frankreich ins Feld zogen! Eines soll ihm vor allem unvergessen bleiben: unentwegt hat er sein ganzes Leben für deutsche Einheit unter der Hohenzollern Führung wider unberechtigten Partikularismus gekämpft, und schon 1849 hat er es in den Neujahrsbetrachtungen seines Litteraturblattes gegenüber der Frankfurter Nationalversammlung ausgesprochen: „Ihr werdet mit eurem geschwätzigen Parlament keinen Kaiser zustandebringen: sollen wir wieder einen Kaiser haben, so wird er auf dem Schlachtfelde gemacht werden.“ Darum war der Feldzug von 1870—71, in welchem zwei seiner Söhne das eiserne Kreuz erwarben, für ihn ein Jubelfest, das seine höchsten Jugendhoffnungen erfüllte, und eine größere Freude und Ehre hat er nie gehabt, als da er die sechste Auflage seiner „Geschichte der Deutschen“ dem Kaiser Wilhelm, „dem ruhmvollen Wiederhersteller des Deutschen Reiches“ widmen durfte. Ehe er das nahe bevorstehende Fest der goldnen Hochzeit feiern konnte, wurde er

Deutsche Litteratur.

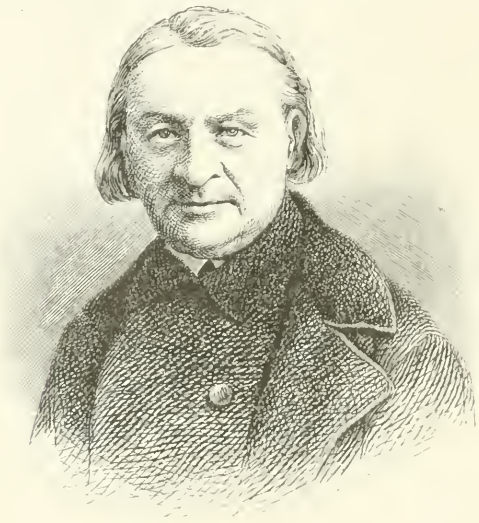


Abb. 238. Wolfgang Menzel.

am 23. April 1873 aus seinem rastlos thätigen Leben abberufen. — Die von seinem Sohne 1877 herausgegebenen „Denkwürdigkeiten" zeigen uns den Mann, wie er leibte und lebte, ungeschminkt und unverfälscht, und spiegeln zugleich fast 60 Jahre deutscher Kulturgeschichte getreulich ab. Menzels Denkwürdigkeiten.

6. Revolutionäre und national-politische Poesie der vierziger Jahre.

Während die Jungdeutschen die Politik immer nur gestreift und zudem mit der „eleganten Welt" und den Hohen dieser Erde häufig etwas kokettiert, auch ihre Weisheit in einer der Menge ganz unverständlichen Sprache vorgetragen hatten, traten in den vierziger Jahren eine Reihe Männer auf, die im Geiste des unentwegt radikalen Börne den Kampf wider „Tyrannen und Pfaffen", wider Adel und Kapital, ja zum Teil wider jedwedes Eigentum und jedwede Religion mit erneuter Kraft und in einer leidenschaftlich erhitzten, dem Ungebildetsten verständlichen Sprache neu aufnahmen und mit rücksichtslosester Konsequenz fortführten. Diesen Kampf in seinem ganzen Umfang zu beleuchten, liegt außer meiner Absicht und würde die Aufgabe dieses Buches völlig verrücken; ich habe es nur mit der Entwickelung der deutschen Dichtung zu thun und muß mich deshalb darauf beschränken, zu zeigen, inwieweit auch sie in diese staubige Arena herabgezogen worden ist. So ist es denn die demokratisch-politische Poesie oder genauer **revolutionäre Poesie**, welche mir in diesem Abschnitt zunächst zu besprechen obliegt.

Die Sturmglocke zum Aufstand des „geknechteten" Volkes ertönte 1841 in den „Gedichten eines Lebendigen", die nicht nur auf die unreife Jugend, sondern auf viele sonst verständige Leute eine berauschende Wirkung übten. Und doch herrschte darin die Phrase vor, und ein deklamatorisches Pathos mußte den Mangel an Gedanken und an wahrhaft idealer Begeisterung ersetzen. In einer Zeit politischer Verstimmung und eines mangelnden höheren Nationalstrebens zündeten lärmende Aufrufe, die darin gipfelten: „Zu sterben mit dem Donnerruf: Der Freiheit eine Gasse!" oder in dem übrigens E. M. Arndt entlehnten Refrain: „Wir haben lang genug geliebt und wollen endlich hassen!" oder gar in dem wild leidenschaftlichen Schrei: „Reißt die Kreuze aus der Erden, alle sollen Schwerter werden!" Gedichte eines Lebendigen.

Georg Herwegh, der Verfasser dieser dem „Verstorbenen", d. h. dem Fürsten Pückler-Muskau (vgl. S. 660), in höhnischen donquixotischen Tiraden gewidmeten Lieder, wurde am 31. Mai 1817 zu Stuttgart geboren. Nach Vollendung der Gymnasialstudien trat er in das theologische Stift zu Tübingen, hielt es darin jedoch nicht lange aus und entschied sich für ein sog. freies Litteratenleben. Längere Zeit hatte er in Stuttgart an der damals dort erscheinenden „Europa" mitgearbeitet, als ihn das Los traf, ins Militär zu treten. Die Beleidigung eines Offiziers verwickelte ihn aber bald in eine Untersuchung, der er sich durch die Flucht nach der Schweiz entzog. Dort fand er einen Verleger für die „Gedichte eines Lebendigen" und dadurch wohl auch die Mittel zu einer Reise nach Paris, wo er Mitarbeiter für eine von ihm geplante radikale Zeitschrift gewinnen wollte. Als er wieder nach Deutschland zurückkehrte, hatten seine Lieder allerorten so zündend gewirkt, daß seine Reise durch die Heimat einem Triumphzuge glich. In Berlin ließ König Friedrich Wilhelm IV sich den Dichter durch den berühmten Arzt Schönlein vorstellen und hatte eine lange Unterredung mit ihm, die er mit den Worten: „Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition" eröffnete und mit den Worten: „Wir wollen ehrliche Feinde Herwegh.

sein“ schloß. Als bald darauf aber die vorerwähnte Zeitschrift noch vor dem Erscheinen von dem preußischen Ministerium verboten wurde, richtete er einen höchst taktlosen, kindisch aufbegehrenden Brief an den edlen Monarchen, anstatt ihn einfach in angemessener Form um die Rücknahme des Verbotes zu bitten. Aber nicht zufrieden damit renommierte er mit der Abschrift des unwürdigen Schriftstückes noch bei Freunden, die dasselbe dann — wie er behauptete, wider seinen Willen, aber doch jedenfalls nicht ohne seine Mitschuld — veröffentlichten. Die Ausweisung aus dem preußischen Staate war die sehr milde Folge seines ungeziemenden Benehmens, das wie Mut aussah und ihn deshalb bei dem großen Haufen erst recht populär machte. Auch sonst war seine Reise nicht erfolglos gewesen; er hatte in Berlin eine reiche jüdische Bankierstochter, Emma Siegmund, kennen gelernt, die ihm bald darauf als Gattin in die Schweiz folgte. Lange duldete es ihn dort aber auch nicht — es zog ihn nach dem Dorado der Jungdeutschen, nach Paris. Dort nahm er fortan seinen bleibenden Aufenthalt, von dort entsandte er einen zweiten Band seiner „Gedichte“, in welchem er sich ganz als Atheisten offenbarte und Ludwig Feuerbach, den Materialisten, verherrlichte, in die Heimat, übersetzte auch Lamartines Werke und harrte in sehr eleganten und bequemen Räumen und bei recht gutem Leben der nahenden „Tage der Freiheit für das geknechtete Volk!“ Sofort nach der Februarrevolution 1848 trat er bei mehreren Kundgebungen seiner Landsleute in Paris als Führer auf, stellte sich dann an die Spitze einer deutsch-französischen Freischar, mit der er im April in Baden einen Einfall machte, um Deutschland in eine Republik zu verwandeln. Aber kaum dort angelangt, ließ er sich, obgleich er 800—1000 Mann hatte, von einer halben Kompanie Württemberger bei Schopfheim in die Flucht schlagen und entkam nur durch den größeren Mut seiner Frau, die ihn — wie erzählt wird — unter dem Spritzleder des Wagens versteckt, aus Deutschland wieder herauskutschierte. Seitdem lebte er begreiflicherweise ganz zurückgezogen zuerst in Paris, dann in Zürich, zuletzt in Lichtenthal bei Baden-Baden, wo er am 7. April 1875 unbeachtet starb.

Herweghs Gedichte.

Ungeachtet der Hohlheit seiner politischen Poesie steckte in Herwegh ein echter Dichter. Außer seinen Übersetzungen Lamartines, auch einiger Stücke von Shakespeare (in Bodenstedts Ausgabe) finden sich inmitten der „garstigen politischen“ Lieder manche Perlen echter Lyrik; so ist — um nur eines zu erwähnen — das unserem Volke so ureigene „Heimweh“ vielleicht niemals tiefgefühlter ausgedrückt worden, als in dem Liede:

O Land, das mich so gastlich aufgenommen,
O rebenlaubumkränzter, stolzer Fluß —
Kaum bin ich eurer Schwelle nah gekommen,
Klingt schon mein Gruß herb wie ein Scheidegruß.
Was soll dem Auge eure Schönheit frommen,
Wenn diese arme Seele betteln muß?
Er ist so kalt, der fremde Sonnenschein,
Ich möchte, ja ich möcht' zu Hause sein!
Die Schwalben seh' ich schon im stillen Flug
Die Häuser — nur das meine nicht — umschweben;
O warme Luft, und doch nicht warm genug,
Verpflanzte Blumen wieder zu beleben!
Der Baum, der seine jungen Sprossen schlug,
Was wird dem Fremdling er im Herbste geben?
Vielleicht ein Kreuz und einen Totenschrein —
Mich friert, mich friert! Ich möcht' zu Hause sein!

Tingelstedt.

Durch Herwegh wurde **Franz Dingelstedt** angeregt, mit in die Schranken der demokratisch-politischen Dichtung einzutreten. Am 30. Juni 1814 zu Halsdorf in Oberhessen geboren, hatte er in Marburg Theologie und Philologie studiert, 1834 vor der

theologischen Fakultät sein erstes Examen „cum laude“ bestanden, und war bereits 1836 als Lehrer an dem Lyceum zu Cassel angestellt, aber zwei Jahre darauf wegen einiger mißliebigen Gedichte an das Gymnasium zu Fulda versetzt worden. Der litterarischen Mode folgend debütierte er 1839 mit einem „Wanderbuch“ à la Heine und Laube und trat sodann 1841 in Herweghs Fußtapfen mit den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters,“ von denen Hillebrand wohl etwas zu herb urteilt: „Sie scheinen im ganzen mehr auf plebejischen Effekt angelegt, als poetisch ersonnen,“ in denen aber jedenfalls die demokratische Gesinnungstüchtigkeit den poetischen Gehalt bei weitem übertraf. In sehr gut gebauten Versen ergießt der „Nachtwächter“ seinen Spott und Zorn über das „feine, vornehme Pack,“ über die „heuchlerischen Pfaffen,“ die „hartherzigen Minister;“ merkwürdigerweise auch — anläßlich eines Blickes in das Frankfurter Judenviertel — über die Juden. Man traut kaum seinen Augen, wenn man inmitten der „kosmopolitisch“ radikalen Ergüsse folgende Verse findet: Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters.

Sie sind dahin, die vielgeschmähten Tage,
Das Blättlein hat schon leise sich gewandt,
Der Jude ringt uns unter ew'ger Klage
Listig das Heft aus ungeschickter Hand.

Emanzipiert, wie ihr es einst verrammelt,
Dies zähe Volk! Die Mode wechselt ja!
Es hat schon längst zu Haufen sich gesammelt
Und steht als Macht, euch gegenüber, da.

Den Landmann drängt es hart aus seinem Sitze,
Den Krämer scheucht es von dem Markte fort:
Und halb um Gold und halb mit Sklavenwitze
Kauft es dem Zeitgeist ab sein Losungswort. — —

Was kann dem Stamm Emanzipieren frommen,
Der nie von Schacher sich emanzipiert?
Was ihr ihm schenken wollt, hat er genommen,
Dieweil ihr um Prinzipien disputiert.

Wohin ihr faßt, ihr werdet Juden fassen,
Allüberall das Lieblingsvolk des Herrn.
Geht, sperrt sie wieder in die alten Gassen,
Eh' sie euch in ein Christenviertel sperr'n!

Zuletzt träumt der „Nachtwächter“ von einem goldenen Reiche, wo es kein Militär, keine Polizei, keine Steuern gibt, wo ein Glaube herrscht ohne Pfaffen und ohne Muckerei ꝛc.

Es scheint, daß die hessische Regierung darin keine große Gefahr erblickt habe, wenigstens ließ sie Dingelstedt diesmal ganz unbehelligt in seinem Amte; aus freier Initiative nahm er selbst indes bald darauf seine Entlassung und trat in die Dienste der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Nachdem er lange Zeit als ihr Korrespondent auf Reisen im Ausland gewesen, zog er doch die Hofgunst der Volksgunst vor und folgte 1843 einem Rufe an den württembergischen Hof als Bibliothekar des Königs mit dem Titel eines Hofrates; 1846 wurde er Dramaturg des Stuttgarter Hoftheaters.

Sein in München zuerst aufgeführtes und mit Begeisterung begrüßtes Trauerspiel „Das Haus des Barneveldt“ verschaffte ihm 1850 einen Ruf dorthin als Intendant des Hoftheaters. Als solcher veranstaltete er zum erstenmal ein sogenanntes Gesamtgastspiel der vorzüglichsten deutschen Schauspieler in einem Dutzend klassischer Dramen. Sechs Jahre wirkte er in dieser Thätigkeit unter den zahlreichsten und zum Teil unglaublichsten Schwierigkeiten, die er später höchst launig in den „Münchener Bilderbogen“ geschildert hat. Im Januar 1857 erhielt er von König Max seine Entlassung, und im Herbst desselben Jahres „debütierte“ er als Generalintendant des Hoftheaters in In München.

Weimar. In den Jahren seines dortigen „Stilllebens," wie er es nennt, brachte er insbesondere die sog. „Historien" Shakespeares nach eigener Bearbeitung in glänzender Weise zur Aufführung. Zehn Jahre darauf übernahm er die Direktion des Hofoperntheaters in Wien, die er 1872 — als Nachfolger Laubes — mit der des Hofburgtheaters vertauschte. Durch sein ausgewähltes, klassisches Repertoire, wie durch seine Inszenierungen hat sich Dingelstedt ein unzweifelhaftes Verdienst erworben. In Bayern geadelt, ist er nie wieder auf seine jugendlichen Anschauungen zurückgekommen. Seine späteren Gedichtsammlungen enthalten neben Liebesliedern, Romanzen und Balladen manchen Zornausbruch über die revolutionären Früchte des Jahres 1848. Nach der Schlacht bei Königgrätz ruft er dem König Wilhelm von Preußen zu:

Wag's um den letzten Preis zu werben
Und mit der Zeit, dem Volk zu gehn,
König von Preußen, du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehn!

ein Wunsch, der denn doch glücklicherweise nicht so ganz in Erfüllung gegangen ist! Dingelstedts zahlreiche Novellen und Romane sind teils etwas sentimental („Unter der Erde"), teils Salonnovellen „von fashionablem Schwung" („Die Amazone" 2c.). Am 15. Mai 1881 ist er nach längerer Krankheit zu Wien gestorben.

Nikolaus Becker.

Gegenüber den Herausforderungen Frankreichs, die immer aufs neue den Rhein begehrten, hatte **Nikolaus Becker** (1809—1845) im J. 1840 sein bekanntes Lied angestimmt: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" Kaum war es erklungen, so stimmte ganz Deutschland in die fließende Weise mit ein. Da erschien ein langes Gegengedicht, das wie eine politische Rede klang und nachzuweisen suchte, daß — ehe man von einem freien Rhein spräche — erst die Presse, das Wort, der Geist frei sein müsse:

Dann lohnt es sich bis in den Tod zu fechten,
Dann, deutsch und frei, dann bleibt er unser Rhein!

Als Verfasser nannte sich **Robert Prutz**, der bald auch weiter den politischen Sang ertönen ließ.

Prutz.

Robert Ernst Prutz, geb. 30. Mai 1816 zu Stettin, studierte zu Berlin, Breslau und Halle Philologie und Geschichte, schloß sich nach seiner Promotion ganz der jungdeutschen Richtung an, beteiligte sich an Ruges obenerwähnten „Jahrbüchern" (S. 663) und debütierte 1840 mit seinem „Rheinlied" als politischer Dichter. Seine Richtung zog ihm allerhand polizeiliche Maßregelungen zu; in Jena und in Halle verweigerte man ihm die Erlaubnis, sich als Privatdozent zu habilitieren, ja sogar Privatvorlesungen zu halten. Er mußte sich deshalb auf seine schriftstellerische Thätigkeit beschränken, veröffentlichte einige wissenschaftliche Monographien (u. a. eine über den „Göttinger Dichterbund"), geriet daneben aber immer mehr in die politische Tendenzpoesie hinein. Der erste Band Gedichte, mit dem er 1841 an die Öffentlichkeit trat, enthielt noch vieles Unpolitische und darunter manches Wertvolle, z. B. „die Mutter des Kosaken," „der Renegat," vor allem die wirklich ergreifende Ballade „Bretagne," in welcher der Untergang einer frommen Christengemeinde durch die Kugeln der blutdürstigen Freiheitsmänner dargestellt wird. Derselbe Dichter, der später gegen das Kreuz so manches Mal protestierte, schließt hier sein Lied:

Bretagne.

Fahrt wohl, ihr frommen Beter! — Keiner kam ans Ufer wieder,
Die Gemeinde mit dem Priester schlang die falsche Welle nieder,
Nur am Morgen, unter Trümmern, zwischen Klippen und Gestein,
Schwamm das Kreuz, das wunderselge, bei des Frührots Rosenschein.

Die zweite Gedichtsammlung (1843) erklärte dagegen von vornherein der „alten Wein- und Liebeslyrik" den Krieg und verteidigte in der Prutz eigenen lehrhaften Weise die politische Poesie. Sie herrscht denn auch vor in dem ganzen Bande: im Grunde ist es derselbe Geist, der aus Herwegh spricht, aber weniger wild und weniger sprudelnd.

Die politische Wochenstube.

Nach Platens Vorgang (S. 559) schrieb Prutz auch ein aristophanisches Lustspiel: „**Die politische Wochenstube,**" das in etwas schwerfälliger, aber doch fließender Form die christlich-germanischen Bestrebungen in glänzend satirischen Zügen verspottet, das deutsche Volk als einen gefesselten Sklaven und die deutschen Fürsten als seine Tyrannen darstellt, gegen die es sich erheben und die es stürzen müsse. Insonderheit richtet die Satire sich wider Friedrich Wilhelm IV und seine in edelster Absicht unternommenen Werke: den Kölner Dombau, den neuerrichteten Schwanenorden ꝛc. Infolgedessen wurde wider den Dichter eine Anklage auf Majestätsbeleidigung gerichtet, die aber der König (wie man erzählt, auf Alexander v. Humboldts Vorstellungen) sofort niederschlug.

Dramen.

Auf die jedenfalls einer Aufführung sich gänzlich entziehende satirische Komödie ließ Prutz mehrere historische Dramen („Moritz von Sachsen" — „Karl von Bourbon" — „Erich der Bauernkönig") in rascher Reihenfolge erscheinen, welche einen ephemeren Erfolg errangen, weil sie — im Grunde ganz unhistorisch — die „Stimmungen und Schlagwörter der vierziger Jahre" auf die Bühne brachten. Auch wissenschaftlich hatte Prutz sich mit dem Drama beschäftigt, in Berlin Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters gehalten und im Druck herausgegeben und kurze Zeit (1847) als Dramaturg des Hamburger Stadttheaters gewirkt. Der März 1848 rief ihn nach Berlin zurück, wo er in den demokratischen Klubs bis zur Novemberkatastrophe eine Rolle spielte. Ostern 1849 erhielt er eine außerordentliche Professur der Litteraturgeschichte in Halle, die er zehn Jahre später freiwillig niederlegte. Seitdem hat er in seiner Vaterstadt Stettin gelebt und ist dort am 2. Mai 1872 gestorben.

Das Engelchen.

Zu Prutz' politischer Dichtung muß man auch seinen sozialistischen Roman: „Das Engelchen" rechnen, denn im Grunde werden darin die arbeitenden Klassen wider die niederträchtigen Fabrikanten und wider die fanatischen Pastoren — um es milde auszudrücken — aufgeregt. Auch ein zweiter Roman „Felix" hat politische Färbung. Der Held ist ein junger Dichter, der sich 1848 an dem Umsturztreiben beteiligt hat, aber durch die Liebe sich zur Poesie zurückführen läßt. — Wenn man des Verfassers eigene spätere Gedichtsammlungen („Aus der Heimat" 1858 — „Herbstrosen" 1864 — „Buch der Liebe" 1869) ansieht, sollte man meinen, mit ihm sei eine ähnliche Wandlung vorgegangen. Der alternde Dichter, der längst verheiratet und Familienvater war, besingt darin die Liebe mit glühenden, oft sinnlich lüsternen Farben. Er wird es nicht müde, „die flammend heißen Lippen" zu preisen, „die sich fest an seinen durstigen Mund saugen." In der Geliebten liebt er Gott — das nennt er „Heiligung." Daneben finden sich Lieder, die in ganz ansprechender und gemütvoller Weise das Glück des Familienlebens preisen. — Dennoch kehrte er noch einmal zur politischen Poesie zurück. Es war ein höchst charakteristischer Abschluß derselben. In dem Gedichte „Mai 1866" stimmte er einen so radikal herausfordernden Ton an, daß man ihm wegen Majestätsbeleidigung den Prozeß machte und ihn zu dreimonatlicher Gefängnisstrafe verurteilte, die indes durch die Amnestie niedergeschlagen wurde. In dem Gedicht: „Juli 1866" machte er mit seinen Gesinnungsgenossen die durch Königgrätz veranlaßte Schwenkung zur Rechten mit.

Mai und Juni 1866.

Als Dichter überragt die Vorhergenannten um ein Beträchtliches **Hoffmann von Fallersleben,** der auch um die Erforschung unserer Sprache und Litteratur sich hervorragende Verdienste erworben hat.

Hoffmann v. Fallersleben.

August Heinrich Hoffmann wurde am 2. April 1798 in Fallersleben (einem Flecken in der jetzigen preußischen Landdrostei Lüneburg) wonach er sich später nannte,

geboren, absolvierte seinen Gymnasialkursus in Helmstädt und Braunschweig und bezog 1816 die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren, widmete sich indes bald ausschließlich dem Studium der Litteraturgeschichte und der deutschen Philologie. In Bonn, wohin er 1819 ging, zog er noch dazu das Niederländische in den Kreis seiner Forschungen, die er danach auf der holländischen Universität Leiden mit gutem Erfolge weiter betrieb. Nachdem er sodann einige Zeit in Berlin privatisiert hatte, erhielt er 1823 eine Anstellung als Kustos an der Universitätsbibliothek zu Breslau, habilitierte sich gleichzeitig als Privatdozent, wurde aber erst 1830 zum außerordentlichen und 1835 zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur ernannt. Letzteres geschah, wie er in seiner eigentümlichen, sehr umständlich geschriebenen Autobiographie („Mein Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen." 1868. Sechs Bände) erzählt, so spät, weil die philosophische Fakultät ihm „eindringenden philosophischen Geist, Studienassiduität und Vorlesungsgabe" abgesprochen habe. Daß etwas Wahres in diesem Urteil gewesen, beweist allein schon seine Abirrung auf das unfruchtbare Gebiet der Tendenzpoesie, in das sich schwerlich ein ganz von seiner Wissenschaft erfüllter Mann so weit eingelassen haben würde. Das schließt nicht aus, daß er wissenschaftliche Gaben von dauerndem Werte hinterlassen hat. Ich nenne nur als in eine Geschichte der deutschen Dichtung besonders gehörig seine Sammlung der „Deutschen Gesellschaftslieder des XVI. und XVII. Jahrhunderts", seine „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit", seine Monographieen über Joh. Chr. Günther, Barthol. Ringwaldt, Benjamin Schmolk ꝛc., die nebst anderen in den „Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte" gesammelt erschienen sind ꝛc. ꝛc. Dennoch hatten seine germanistischen Leistungen durchweg etwas Fragmentarisches an sich, wie er denn auch zu keinem ernsthaften Leben und Streben gekommen ist, als ihm dazu jede nur mögliche Förderung zu Gebote stand.

Unpolitische Lieder.

Im Jahre 1840 und 1844 erschienen seine „**Unpolitischen Lieder**," die politisch so anstößig befunden wurden, daß ihr Verfasser durch königliches Dekret vom 20. Dezember 1842 ohne Pension seiner Professur enthoben wurde. Jahrelang irrte er nun umher und verzehrte sein Talent in fruchtlosem Demagogenwesen, bald hier bald dort polizeilich gemaßregelt und ausgewiesen, bald mit Fackelzügen und Festessen gefeiert. Das Jahr 1848 brachte ihm die Rehabilitation in Preußen; auch bezog er seitdem das gesetzliche Wartegeld als Pension. Im nächsten Jahre gründete er — 51jährig — mit seiner Nichte Ida zum Berge einen Hausstand, wohnte nun längere Zeit in Bingerbrück a/Rh., dann in Neuwied, seit 1853 in Weimar, wo er rüstig im Dienste seiner Wissenschaft wirkte und schaffte, endlich seit 1860 in der ehemaligen Benediktinerabtei Corvey an der Weser, wohin ihn der Herzog von Ratibor als Bibliothekar berufen hatte. Übermäßig beschäftigt war er dort jedenfalls nicht. Als ihn Paul Lindau, den er 1868 in Elberfeld besuchte, fragte, ob ihn sein Amt sehr in Anspruch nähme, antwortete er lachend: „Nicht allzusehr. Sechs Monate im Jahre verreise ich, und die übrigen sechs Monate ist die Bibliothek geschlossen." Der noch immer rast- und ruhelos Umherfahrende war damals siebzig Jahre alt. „Es war ein Hüne", erzählt Lindau, „seine große, breitschulterige Gestalt hielt sich noch merkwürdig stramm; nur der Kopf war etwas vornüber gebeugt. In der einen starken Faust trug er einen ungeheuren Knüppel, vermutlich eine junge Eiche, die er in einer müßigen Stunde selbst entwurzelt hatte, in der andern hielt er seine Mütze, die, ihrem Alter und ihrer Gestalt nach zu schließen, aus seinen Jugendjahren stammen mochte. Trotz der Mittsommerhitze waren seine Kleider, die allen Geboten der Mode trotzten, aus dicken Winterstoffen gefertigt, über seinen Schultern hing ein gestrickter Shawl. Von seiner Weste hatte er nur die beiden unteren Knöpfe zugemacht; sie bauschte weit auf und zeigte einen halben Quadratfuß des ungestärkten, ungeplätteten, aber ordentlich gemangelten Hemdes aus derber westfälischer Leinwand. Um den Hals hatte er ein breites Tuch aus feuerroter Seide geschlungen. Der Kopf war bedeutend und, wie die ganze Erscheinung des Mannes, sehr eigentümlich. Um die hohe, mit tiefen Furchen durchzogene Stirn flatterte mähnenartig

Und bist du nur ein Glöcklein —
Frisch auf, frisch auf, mein Sang!
Es stürzt auch die Lawine
Von eines Glöckleins Klang.

Hoffmann von Fallersleben.

Abb. 239. Hoffmann von Fallersleben.

das ganz erbleichte, lange, struppige Haar. Das dunkle, kluge Auge war merkwürdig feurig und sprühte Leben und Lebenslust wie das eines zwanzigjährigen Jünglings."

Bis an sein Lebensende war Hoffmann rührig und rüstig. Am 19. Januar 1874 starb er in Corvey.

Unpolitische Lieder.

Im Mittelpunkt der dichterischen Thätigkeit Hoffmanns steht unzweifelhaft seine politische Poesie. Äußerlich angesehen nimmt sie einen größeren Umfang ein, als man gewöhnlich glaubt, denn an die zwei Bände „Unpolitische Lieder" schlossen sich — abgesehen von einzelnen hie und da verstreuten Gedichten — die tendenziös gefärbten Sammlungen: „Deutsche Lieder aus der Schweiz" — „Deutsche Gassenlieder" — „Diavolini" — „Hoffmannsche Tropfen" — „Streiflichter." — Wichtiger aber ist der sehr bedeutende Einfluß, den er in der „vormärzlichen" Zeit auf weite Volksschichten geübt hat. Gottschall nennt ihn ganz richtig einmal den „politischen Wanderdichter der Bewegungsjahre," der „die Stichwörter des Liberalismus in Musik setzte und vom Blatte sang." Gleich den „Fahrenden" des Mittelalters zog er, seit seiner Amtsentsetzung, im Lande umher von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und sang — bald beim Bier, bald beim Wein, nicht selten zum Knall der springenden Champagnerpfropfen — seine so harmlos und schalkhaft klingenden und doch oft so giftigen und bösartigen Ausfälle auf Adel und Klerus, Polizei und Zensur, Titel und Orden, Aristokraten und Mucker, Fürsten und Könige. Diese kleinen politischen Volkslieder hafteten ganz anders in der Seele der in die modernen Refrains jubelnd miteinstimmenden Hörer, als die schwerfälligen Jamben von Robert Prutz oder die pathetischen Dithyramben Herweghs. Und was so im kecken, oft geradezu possenhaften Bänkelsängerton in den gedankenlosen großen Haufen hineingedrungen war, das pflanzte sich rasch fort von Mund zu Mund, nährte die Unzufriedenheit, die Erbitterung, den frivolen Scherz über Ernstes und Heiliges und untergrub die Pietät in Haus und Staat und Kirche. Es ist, als ob er sich und sein Treiben selbst verspottet, wenn Hoffmann in einem Liede einmal sagt:

Alle Lauheit geht zu nichte,
Und der Freisinn wird gestählt
Auf der Bierbank
Und dem Gang der Weltgeschichte
Fühlen wir uns mitvermählt
Auf der Bierbank.

Was hat sie uns genützt, diese Bierbankpolitik? und was hat sie den Männern genützt, welche sie genährt und gepflegt mit ihrem Dichtertalent? Wer von den Bierbankphilistern, die ja nimmer aussterben, denkt jetzt noch an diesen ganzen politischen Singsang? Nur der Litterarhistoriker darf ihn nicht ignorieren, so gern er es auch thäte.

Ja, ganz und gar wäre der Dichter Hoffmann von Fallersleben vergessen, wenn es nicht noch ein anderes Blatt in seinem Lebensbuche gäbe: ein Blatt voll der schönsten, reinsten, volkstümlichsten, durchweg sangbaren, ja zum Singen so recht einladenden Poesie, ein Blatt, das nimmermehr aus dem Leben und Herzen unseres Volkes herausgerissen werden wird, ein Blatt, das wieder recht zu Ehren gekommen ist, als 1866 und 1870 an Stelle des Räsonnierens ein frisches männliches Thun zum Durchbruch gelangte! Da hat man mit rechtem Verständnis angestimmt:

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt.

Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist!

Da ist vor allem wieder und wieder gesungen worden:

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält;

Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

Und wie viele haben ihm das „Heimweh in Frankreich" nachgefühlt!

Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschem Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein!
— — — — — — — — — — — — — —
Und würde selbst die Fremde mir zum Grabe,
Gern sterb' ich, denn ich lebte nur für dich.

Die Heimkehrenden werden gejauchzt haben:

Deutsche Worte hör' ich wieder —
Sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Land der Freude, Land der Lieder,
Schönes, heitres Vaterland!
Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutschland, du mein Trost, mein Glück!

Er selbst aber, der greise Sänger, hat in den Liedesjubel von 1870 wieder und wieder jugendfrisch eingestimmt und im Januar 1871 begeistert seinem geliebten Deutschland zugerufen:

Wer hat für dich in blut'ger Schlacht
Besiegt den ärgsten Feind?
Wer hat dich groß und stark gemacht,
Dich brüderlich geeint?
Wer ist, wenn je ein Feind noch droht,
Dein bester Hort und Schutz?
Wer geht für dich in Kampf und Tod
Der ganzen Welt zu Trutz?

Du, edles Deutschland, freue dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, ... dein Kaiser Wilhelm ist's!

Aber in den zahlreichen Sammlungen wirklich unpolitischer Lieder, die Hoffmann vor 1840 und dann wieder in den letzten Jahrzehnten seines Lebens herausgegeben, werden alle Klänge der Lyrik angeschlagen: neben der Vaterlandsliebe auch die deutsche Lenzesfreude und die deutsche Wanderlust:

Über die Hügel und über die Berge hin
Sing' ich und ruf' ich, wie glücklich ich bin.
Sonniges Wetter,
Rauschende Blätter,
Vögelgeschmetter,
Wonnige Lust!

Dazwischen ernstere Töne, die den Blick aufwärts lenken:

Abend wird es wieder:
Über Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder,
Und es ruht die Welt.
Nur der Bach ergießet
Sich am Felsen dort,
Und er braust und fließet
Immer, immer fort.
Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh,
Keine Glocke klinget
Ihm ein Rastlied zu.
So in deinem Streben
Bist, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh.

Dann wieder vernehmen wir den Zecherjubel und fröhliche Kriegesweisen. Wie versteht er es da so meisterhaft, das alte Volkslied zu reproduzieren, wie unübertroffen sind seine Landsknechtslieder (vgl. S. 224 f.)! Natürlich fehlt es auch nicht an Liebesliedern. Eines der zartesten und innigsten stammt aus seiner ältesten Dichterzeit. Ich setze es ganz her:

Du siehst mich an und kennst mich nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Die Wünsche weißt du nicht, die reinen,
Die du so unbewußt erregt;
Ich muß mich freun und möchte weinen,
So hast du mir mein Herz bewegt.

Kenn' ich dein Glück, du kennst es nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Welch schönes Los ist dir beschieden!
Wie eine Lilie auf dem Feld,
So heiter und so still zufrieden
Lebst du in deiner kleinen Welt.

Mich treibt's im Leben hin und her,
Als ob ich niemals glücklich wär',
Kann keinen Frieden mir erjagen
Und keine Heiterkeit und Ruh;
Und hab' in meinen schönsten Tagen
Nur einen Wunsch: lebt' ich wie du!

Kinder-Lieder.

Ganz besonders reizend sind seine Kinderlieder, denen man durchweg anmerkt, daß sie aus dem Verkehr mit den Kindern und aus der Liebe zu ihnen entsprossen sind; und es sind nicht nur Lieder aus dem Kinderleben, sondern vorwiegend herzig schlichte Lieder für die Kinder, wie sie kaum irgend ein anderer Dichter so trefflich geschaffen hat. Tier- und Pflanzenwelt beleben sich für das Kind, das mit beiden wie mit seinesgleichen verkehrt; Winter und Lenz, Sommer und Herbst reden zu uns aus der Kinderseele. Neckischer Humor und ernste Töne wechseln darin ab. Von den letzteren noch eine Probe:

Schmetterlings Sterbelied.

Leb' wohl, mein Vater Sonnenschein!
Du, meine Mutter Blütenduft!
Ihr Schwestern all' und Brüderlein
Im süßen Hauch der Himmelsluft!

Ich schwebte gern mit euch umher
In Wald und Wiese, Au und Feld;
Nie war mein Herz von Sorgen schwer,
Ungern verlaß ich diese Welt.

So sang der müde Schmetterling,
So sang er sich sein Sterbelied.
Kaum als er an zu leben fing,
War hin sein Leben, und er schied.

Nach seinem Tode erschien eine Auswahl seiner Gedichte mit einem Geleitwort seines Freundes Freiligrath; darin heißt es von dem heimgegangenen „Spielmann:"

Da füllt er sich den Becher,
Da schlägt er auf den Tisch;
Da hebt er an zu singen,
Das klingt so hell, so frisch —
Von Liebe, Frühling, Freiheit,
Von Wein und Jugendlust,
Von Frauen und von Blumen
Singt er aus voller Brust;
Singt: Deutschland über alles!
Das jubelt und das klagt;
Bald Kriegs-, bald Kinderlieder,
Kein Ton ist ihm versagt.
Da lauscht im Kahn der Ferge,
Der Wandrer hemmt den Schritt;
Die Mädchen, die Studenten,
Die Kinder singen mit
Und drängen sich zur Laube
Und treten froh herein
Und segnen ihren Sänger
Bei Wein und Rebenschein.

Nichts charakterisiert so trefflich den wirklich unpolitischen Hoffmann, als dieses Freundeswort: und ihm gilt auch der Schluß:

Im Volk in seinen Liedern
Fortlebt er allezeit!

Wie klingt das anders, als der politisch aufgeregte Sang, den Freiligrath 1844 von Asmannshausen an Hoffmann von Fallersleben richtete zur Erinnerung an eine im August des vorhergehenden Jahres in Koblenz gemeinsam durchzechte Nacht! Da hieß es:

Jetzt auf einmal eben
Denk' ich wieder, wie im Traum,
Jener Nacht im Riesen,
Wo wir den Champagnerschaum
Von den Gläsern bliesen;
Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich alles wußte,
Bis ich deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte.

Düster mit verkohltem Docht
Flackerten die Kerzen;
Düster und von Zorn durchpocht
Brannten unsere Herzen;
Dennoch oft, gleichwie ein Blitz,
Finstrer Wolk' entquollen,
Brach ein Lachen, brach ein Witz
Hell durch unser Grollen.

Auf jene finstere Nacht, in der die zwei deutschen „Volksfreunde" am Rhein bis um zwei Uhr beim Champagner „finster mit einander zechten," wird die politische Umwandlung Freiligraths und sein Übertritt zur Opposition gewöhnlich zurückgeführt, und es geht aus dem Liede unzweifelhaft hervor, daß sie mindestens eine Entscheidung in seinem Leben herbeigeführt hat (er selbst gibt zu, daß sie „ein Sandkorn in der Wage seiner Entschlüsse" gewesen sei). Daß dieselbe aber doch schon vorher sich angebahnt, ja vielleicht in Freiligraths dichterischer Beanlagung und Entwickelung mit Notwendigkeit gelegen, wird aus der Skizze seines Lebens und Dichtens hervorgehen.

Hermann Ferdinand Freiligrath wurde am 17. Juni 1810 in der anmutigen kleinen Residenzstadt Detmold in Westfalen geboren. Sein Vater, ein Schullehrer, bestimmte ihn zum Kaufmannsstand aus Rücksicht auf einen wohlhabenden Oheim in Edinburg, in dessen Geschäft er eines Tages eintreten sollte. So wurde denn die Gymnasialzeit vorzeitig abgebrochen, ehe er über das Lateinische hinausgekommen war; sechzehnjährig kam er nach Soest in die kaufmännische Lehre, wohl sehr wider Wunsch und Willen — Freiligrath.

Da liegt sie finster mit Türmen und Wall,
Die mich lehren soll den Erwerb,
Die mich grämlich sperrt in der Prosa Stall
Und dichten heißt Zeitverderb —

hat er später in der Rückerinnerung an diese zweite Station seines Lebens geklagt.

Außer der Bibel hatten Reisebeschreibungen des Knaben rege Phantasie am meisten bisher beschäftigt und sein Sinnen und Trachten den fernsten Himmelsstrichen zugelenkt. In seiner ersten Dichtung, die 1826 in Soest entstand, offenbart sich dieser Zug und damit zugleich die Eigenart seines Talentes. Der Moosthee, den er aus Gesundheitsrücksichten trinken muß, lenkt den Blick des jungen Dichters auf den Geiser und den Hekla, die ihm denselben gesandt, auf die von Eise starrende vulkanische Insel, auf die weitoffenen Krater, die himmelan den flüssigen Brand werfen; bei dem Lodern dieser Glut fühlt er sich kühner und stärker,

Und die Wildheit der Berserker
Tobt durch mein genesend Blut —

er gelobt, daß wenn dieser Insel Pflanzen ihm den Lebensbecher reichen, er ihr gleichen wolle — —

Wie rot und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Farör Eis:
So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen.

So lautete das Programm des sechzehnjährigen Dichters; ein Blick in seine Poesie zeigt, wie lange er denselben nur zu treu geblieben ist.

Zu der bisherigen Lieblingslektüre kam in der fünfjährigen Lehrzeit zu Soest die der englischen und der französischen Dichter. Byron und Viktor Hugo wurden seine Vorbilder und Meister, die er damals schon zu übersetzen versuchte. Auf die Jagd selbst

begleitete ihn Byron als Genosse, und anstatt den Fuchs zu verfolgen, schlägt er den „Mazeppa“ auf —

Muß sehn, ob ich's deutsch nur reimen kann!
Mögen immer die andern lachen und sagen:
„Ha, ha, der lateinische Jägersmann!“

Jugendgedichte.

Eine gründliche Kenntnis der beiden fremden Sprachen und die ihm bis zuletzt eigene große freie, schöne Handschrift waren Früchte der Soester Lehrzeit. Während derselben starb ihm der Vater, der die letzten Jahre seines Lebens als Buchhalter in Soest verlebt hatte. Kurz darauf starb plötzlich sein Brüderchen Otto — seinen Schmerz darüber drückte er in einer Elegie aus, die er seinem Freunde Ludwig Merckel zusandte, der sie erst in neuester Zeit der Öffentlichkeit übergeben hat. Ich citiere daraus den Schluß, um einen Einblick in das reiche und warme Gemüt und damit zugleich in das innerste Wesen des Dichters zu gewähren:

O, leb wohl! ins Händchen diese Blume
Drück' ich dir, von Vaters Grab gepflückt!
Schwinge sie in Gottes Heiligtume,
Wenn dein Aug' den Vater dort erblickt!
Grüß den Vater, Otto! beim Empfange
Bring ihm Ferdinands, des Bruders Gruß!
Küsse jubelnd ihm auf Mund und Wange
Diesen heißen, heißen letzten Kuß!

Otto! Bruder! lebe wohl, wir glauben
An ein Dort — das macht die Trennung leicht!
Diese Locke laß mich dir noch rauben,
Diese Locke, ach! von Thränen feucht!
Lebe wohl! und sterb' ich einst, dann gleite
An mein Sterbebett im Lichtgewand!
Und zu allen Lieben dort geleite,
Engelchen! mich deine Bruderhand!

Als „eine Klage um den Vater,“ wie Schmidt-Weißenfels erzählt, und nicht, wie vielfach angenommen wird, „im Liebesweh einer späteren Zeit“, dichtete er — mit 19 Jahren — das schönste seiner Lieder, das seelenvolle: „O lieb, so lang du lieben kannst!“ Erst zwanzig Jahre später, vielleicht weil er es bis dahin selbst nicht genügend gewürdigt hatte, nahm er es in die „Zwischen den Garben“ betitelte „Nachlese“ auf.

Noch manche andere Jugendgedichte gehören übrigens der Soester Zeit an. Bald ist es ein Nachklang aus der Kindheit, wo ihm die Mutter die Bilderbibel zeigte, der nun in anschaulichen Bildern eine Gestalt gewinnt, so das alttestamentliche „Nebo“ mit dem auf Moses Tod zurückblickenden charakteristischen Schluß:

Auf einem Berge sterben,
Wohl muß das köstlich sein!
Wo sich die Wolken färben
Im Morgensonnenschein.

Tief unten der Welt Gewimmel,
Forst, Flur und Stromeslauf,
Und oben thut der Himmel
Die goldnen Pforten auf.

Bald ist es eine vaterländische Anregung, wie sie in „Barbarossas erstes Erwachen“ zum Ausdruck kommt, bald ist es ein lokaler Anlaß: so versetzt ihn das dem Abbruch bestimmte „Nöttenthor zu Soest“ zurück in die Nibelungenzeit und er besingt „die Gestalten, die kräftig einst Germanien gezeugt;“ oder er dichtet ein „Weihnachtslied“ zur Bescherung der Soester Waisenkinder ꝛc. Doch auch ein afrikanisches Lied stammt aus dem Spätjahr 1830: „Der Scheik am Sinai,“ wohl veranlaßt durch die Eroberung Algiers durch die Franzosen, zugleich sein erstes politisches Gedicht, da die Schlußpointe eine

Verspottung des Bürgerkönigs Ludwig Philipp enthält. Als der greise Scheik vernommen, die Trikolore wehe auf Algiers Türmen, wähnt er, Napoleon sei wiedergekommen. Da man ihm aber ein Goldstück mit dem Kopfe Ludwig Philipps zeigt, seufzt er und spricht:

„Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht!"

Aus der kleinen, abgelegenen Landstadt Westfalens kam Freiligrath 1831 in die See- und Weltstadt Amsterdam, wo er sechs Jahre in einem großen Wechselgeschäft arbeitete, da durch ein Geschäftsunglück seines Edinburger Oheims ihm jede Aussicht, zu diesem zu gehen, benommen war. Hier gewann seine Poesie nun eine ganz neue Befruchtung; er sah nun, ja er erlebte bis zu einem gewissen Grade, was er bisher nur gelesen, im Verkehr mit den Seeleuten und den Eingebornen der fernen Länder, nach denen die holländischen Schiffe segeln; dazu kam das Hafengewühl, der Mastenwald, das Meer, endlich die merkwürdige Stadt selbst und das Volk mit seiner so ereignisreichen Geschichte, kurz es konnte nicht fehlen, daß seine dichterische Schaffenslust einen täglich wachsenden Antrieb erhielt und daß Gedicht auf Gedicht daraus hervorging.

1835 erschienen die ersten Gedichte Freiligraths in Chamissos Musenalmanach (S. 567) vor einem größeren Publikum: neben dem „Moosthee" der „Löwenritt", „Scipio" und „Anno Domini". In demselben Jahre brachte das Cottasche Morgenblatt zwei andere Gedichte: „An das Meer" und „Schiffbruch." Mit einem Schlage wurde Freiligrath durch diese Veröffentlichungen ein berühmter Dichter: Gutzkow, damals ein Stimmführer der Kritik, begrüßte ihn als den „deutschen Viktor Hugo;" in den Schulen wurde namentlich der „Löwenritt" fortan ein beliebtes Deklamationsstück; Cotta forderte ihn auf, eine größere Sammlung seiner Gedichte zusammenzustellen, die er verlegen wollte.

Im folgenden Jahre gab Freiligrath seine Stelle in Amsterdam auf und ging nach Soest zurück, um in Muße dem ehrenvollen Rufe des großen Verlegers zu entsprechen; aber erst 1838, nachdem er inzwischen doch eine neue Kommisstelle in Barmen angenommen hatte, erschien das ungeduldig erwartete Buch, das — außer zahlreichen eigenen Gedichten — die ersten Proben der meisterhaften Übersetzungskunst Freiligraths enthielt.

Erste Gedichtsammlung.

Die Wirkung dieser ersten Sammlung seiner Gedichte war geradezu berauschend. Das Nationale trat darin entschieden zurück, aber das Fremdartige, das Ausländische, das überdies ja niemals seines Eindruckes auf unser Volk verfehlt hat, war mit einer so hinreißenden Anschaulichkeit, mit einer so blendenden Farbenfülle und dazu in so klangreicher Volltönigkeit vorgeführt, daß die meisten Leser sich kritiklos dem wunderbaren Zauber hingaben. Die politische Aufregung und Verstimmung der Zeit war außerdem der Wirkung dieser — wie Freiligrath es vorhergesagt — „siedend, zischend in die Phantasie fahrenden" Gedichte, durch die zum Teil ein pessimistischer Zug ging, in hohem Grade günstig. Die einen vergaßen über den drastischen Genrebildern aus der Fremde, was ihnen in der Heimat nicht gefiel, die andern zogen mit Vorliebe Vergleiche zwischen den Zuständen in Irland, wie sie der Dichter in der „irischen Witwe" vorführte, und denjenigen in manchen Gegenden Deutschlands, ja es gab einige, die geradezu behaupteten, Freiligrath habe im „Löwenritt" ein von seinen Tyrannen zu Tode gehetztes Volk allegorisch vorführen wollen. Mit einem Worte: es waren gewissermaßen die Vorklänge der von vielen ersehnten, von vielen prophezeiten Revolution. Er selbst schrieb später darüber: „Meine erste Phase, die Wüsten- und Löwen-Poesie war im Grunde auch nur revolutionär; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung, wie gegen die zahme Sozietät."

Meine Stoffe.

Es fehlte allerdings auch gleich zu Anfang nicht an kritischen Stimmen, wie es aus seinem Gedichte: „Meine Stoffe" hervorgeht. Man rief ihm zu:

„Sei wach den Stimmen deiner Zeit!
Horch auf in deines Volkes Grenzen;
Die eigne Lust, das eigne Leid
Woll uns in deinem Kelch kredenzen.

Nur heute noch den Orient
Vertausche mit des Abends Landen!
Die Sonne sticht, die Wüste brennt!
O lasse nicht dein Lied versanden."

Der Dichter erwidert:

„O könnt' ich folgen eurem Rat!
Doch düster durch versengte Halme

Wall' ich der Wüste dürren Pfad:
Wächst in der Wüste nicht die Palme?"

Eine weltschmerzliche Resignation, wie auch sonst noch manches Mal aus den Gedichten dieser ersten Periode (z. B. aus dem oft citierten, phantastisch überspannten Sehnsuchtsruf: „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren!") klingt aus dieser Erwiderung. Und doch wußte er, wohin die Erfüllung dieses Sehnens in die Ferne führen mußte. In dem unübertroffen schönen Heimwehliede „Der ausgewanderte Dichter" hat er es gezeigt. Der Unglückliche, der im Unmut sein Vaterland verlassen und bei den Atlantiden sich angesiedelt, ist schon nach Jahresfrist so weit, daß er verzweifelnd ausruft:

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz ist einsam und mein Aug' ist trübe,
Es reuet mich, was frevelnd ich gesprochen —
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildnis Segen?
Allein, allein! o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

Es waren eben zwei Seelen in des Dichters Brust; die eine zog ihn hinaus in die bunte, alles phantastisch Ersehnte verheißende Fremde, die andere hielt ihn fest an der geliebten Heimat. Aus der ersten sproßten die exotischen Glanzstücke, denen er seinen frühen Ruhm verdankt, und die innerlich damit verwandten Revolutionslieder; aus der zweiten die von ihm selbst zum Teil unterschätzten, vom Publikum anfangs fast übersehenen innigen deutschen Lieder, die seinen Ruhm dauernd gemacht haben und die niemals ganz verklingen werden.

Ein großer Bewunderer Freiligraths und zugleich ein ihm nahestehender Freund, Wilhelm Buchner, hat den Erfolg der ersten Gedichte des achtundzwanzigjährigen Poeten folgendermaßen charakterisiert: „Wie er in seiner „Landrinette" mit lebendigen Farben den Einsturm der Kunstreiter in die Rennbahn schildert, so sprengte er selbst auf die Bühne im glänzenden Waffenschmuck, blitzenden Auges, kühner Gebärde, ein ganzer Mann, und alles Volk erkannte auch in bisweilen fremdartiger Verhüllung den durch und durch genialen Dichter." Zugestanden — aber wie man sich an der Pracht des Zirkus einige Stunden wohl freuen kann, dann aber ermüdet und im Grunde unbefriedigt heimkehrt, so bewundert man die poetischen Bravourstücke, in denen der Sprach- und Verskünstler vorherrscht, wohl auch, man wird ihrer aber bald überdrüssig; ja es sind nicht wenige darunter, die auf jedes edle Gemüt in ihrer exzentrischen Grassheit sofort abstoßend wirken — man denke nur an „Scipio", den Lieblingssklaven, der seinem Herrn sarkastisch bewundernd, alles zugesteht, was derselbe an Herrlichkeiten der mannigfachsten Art besitzt, zuletzt aber doch meint:

„Massa, du bist sehr reich! Wer zählte die Gerichte,
Womit man dich bedient, den Wein, die saft'gen Früchte?
Aus deiner Küche tönt den ganzen Tag Geräusch;
Doch ein Gericht, o Herr, fehlt dir, dein Mahl zu krönen;
Kein andres kommt ihm gleich an Wohlgeschmack: die Sehnen
Stärkt es; o zürne nicht! — ich meine Menschenfleisch!"

Man denke an die widerliche Erdrosselungsszene in der „seidenen Schnur;“ an die gräßliche, aller Ästhetik hohnsprechende, nur auf Sensationseffekt berechnete Schilderung in „Anno Domini,“ wie die graue Sünderin Brunhilde durchs Frankenlager geschleift wird:

Jetzt auf ihr Antlitz, das blutrünst'ge, fiel der roten
Wachtfeuer Glut, die da vor jedem Zelte lohten;
Jetzt wusch mit eis'gem Guß den Staub von ihrer Stirn
Ein Arm des Marnestromes; weit vorgequollen stierte
Ihr Aug', und das Kamel, drauf man sie morgens führte
Durchs ganze Heer, ward jetzt bespritzt von ihrem Hirn.

Und damit wird dann Gottes Strafgericht über die Erde, „die befahrte Sünderin,“ verglichen: es wird —

— wie des Lagers Feuer
Dem Antlitz der Brunhild, so dieser Sonnen Schein
Dem zuckenden Gesicht der Erde, der halbtoten,
Ein flackernd gräßlich Licht zuwerfen — —

Aber abgesehen von diesen und anderen Ausartungen sind schon die Schwerfälligkeit im Rhythmus, die Häufung von ferneliegenden Wörtern, die den meisten Lesern ohne Konversationslexikon und Fremdwörterbuch unverständlich und unaussprechlich sind, und das Rhetorisch-deklamatorische in der ganzen Darstellung ein Hindernis für das Fortleben der meisten Gedichte dieser ersten Sammlung im Volke. Dennoch ist keines darunter, das nicht den Stempel des dichterischen Genius trägt, und einige sind echte Perlen unserer Dichtung. Wie meisterhaft wird die Heimwehqual des zum Zirkustrommler herabgewürdigten „Mohrenfürsten“ geschildert:

Er denkt an den fernen, fernen Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den Tiger;
Und daß er geschwungen im Kampfe das Schwert,
Und daß er nimmer zum Lager gekehrt;
Und daß Sie Blumen für ihn gepflückt,
Und daß Sie das Haar mit Perlen geschmückt —
Sein Auge ward naß, mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es rasselnd zersprang.

Von vaterländischen Stoffen ist „Prinz Eugen, der edle Ritter“ das einzige nennenswerte in dieser Sammlung, aber es ist eine Perle. Dagegen kommt das deutsche Gemüt und die Liebe zur Heimat — außer in den bereits früher genannten und einigen erst späteren Sammlungen einverleibten Liedern — schon hier zur Geltung. Die weitgereiste „Tanne“ zieht es heimwärts:

— Doch nach dem Heimatberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich ins Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug —

O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!

Aus einem treuen deutschen Herzen stammt der Mahnruf an die „Auswanderer“:

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen;
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Wie innig und warm, und dabei doch wie eigenartig ist „die Bilderbibel," deren Schlußstrophe freilich tief wehmütig berührt:

O Zeit, du bist vergangen! Die teuren Eltern beide,
Ein Märchen scheinst du mir! Der stillzufriedne Sinn,
Der Bilderbibel Prangen, Der Kindheit Lust und Freude —
Das gläub'ge Aug' dafür, Alles dahin, dahin!

Das Paradies der Kindheit war mit dem kindlichen Glauben verloren gegangen; daher wohl kam seine verzweifelte, pessimistische Anschauung von dem Berufe des Dichters:

„Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!"

ruft er bei dem Tode des unglücklichen, seinem wüsten Leben erlegenen Dichters Grabbe aus, und auch in dem exzentrischen Gedichte „Der Reiter" entwickelt er eine ähnlich trübselige Ansicht von dem Los des Dichters:

— ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten;
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten!

Ehestand. Eine ruhigere, friedvollere Zeit schien für den jugendlichen Dichter mit der Begründung eines eigenen Hausstandes anzubrechen. In dem romantisch gelegenen Städtchen Unkel am Rhein, wo er sich im Herbst 1839 nach Darangabe seines bisherigen Lebensberufes niedergelassen, lernte er Ida Melos, die Tochter eines Professors in Weimar, kennen, die als Kind noch zu des greisen Goethes Lieblingen gehört hatte und nun als Erzieherin im Hause eines pensionierten preußischen Offiziers lebte; nach kurzer Zeit war sie seine Braut — im Mai 1841 führte er sie als seine Gattin heim.

In Darmstadt ließen sich die Jungvermählten zunächst nieder. Ein dortiger Verleger hatte ihm die Redaktion eines Journals „Britannia," das zwischen deutscher und englischer Poesie, deutschem und englischem Leben eine vermittelnde Rolle spielen sollte, angeboten. Da dieses litterarische Unternehmen sich aber nach Jahresfrist zerschlug, wanderte das junge Ehepaar aufs neue rheinwärts; im Frühling 1842 finden wir sie in Sankt Goar wieder.

Freiligrath lebte jetzt ganz mit seinem Sinnen und Dichten in Haus und Heimat. Schon 1836 — also in seinen ersten Gedichten — hatte er sich einen Träumer gescholten („Im Herbste"):

— — ich träumte statt zu leben!
Die Schwalben sammeln sich!
Ja, wieder ist es Herbst; es klirrt um meine Klause;
Es rüttelt mich: „Wach auf! kehr ein im eignen Hause!
Du Sinnender, besinne dich!"

Dazu war dann die Fühlung gekommen, die er nach Erscheinen seiner Gedichte mit den rheinischen Dichtern, insbesondere mit Simrock und Immermann, mit Geibel, später auch mit den schwäbischen Dichtern, gewann, und vor allem eine Studienfahrt durch seine westfälische Heimat, die er auf Anregung des Buchhändlers Langewiesche in Barmen unternahm, um zu einem Prachtwerke „Das malerische und romantische Westfalen" den Text zu schreiben. Zu dem Text hat er nur wenig beigetragen, vielmehr überließ er ihn bald ganz seinem Freunde Levin Schücking; aber ein poetisches Vorwort dazu ist dieser Wanderung entsprossen, das — meinem Gefühl nach — seine ganze exotische Dichtung in den Schatten stellt. Es ist der „Freistuhl zu Dortmund." Darin erklärt er zum Schluß:

Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rote Erde für die gelbe!
Die Palme dort, der Wüstenstaub verweht:
Aus Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe!

Die eigenste, die deutsche Seele in des Dichters Brust, von der ich oben sprach, war zum Durchbruch gekommen. Nun sammelte er die alten Rolandslieder und gab sie heraus, um von dem Ertrage den eingestürzten Bogen von Rolandseck (vgl. S. 45) wiederherzustellen; nun wünschte er die „Kamele und Leuen zum Teufel" und wandte sich ungeteilten Herzens dem Vaterlande, dem eigenen Volke zu. Die Frucht davon enthält zum größeren Teil die Sammlung: „Zwischen den Garben," zum Teil auch erst die 1870 erschienene Gesamtausgabe seiner Werke. Zwischen den Garben.

Dem Brautjahr 1840 gehört das bekannte Lied „Ruhe in der Geliebten" an, das entzückendste Liebeslied, das vielleicht je in deutscher Sprache gesungen worden:

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!

Auf meinen Knien, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruhn in trunkner Lust,
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust ꝛc.

und das weniger bekannte, aber in seiner Art kaum weniger schöne „Mit Unkraut:" nur an eine Strophe daraus sei hier erinnert:

Auf den Bergen Klang, auf der Flut Gesang,
In den Wellen Buben schwammen;
Ich aber saß einsam im Gras,
Band mit Gras meinen Strauß zusammen:
Meinen wilden Strauß, meinen Rankenstrauß —
O wohl mehr als eine lachte!
Aber deine Hand nimmt ihn an als Pfand
Eines Tags, wo dein ich dachte!

Von der Politik wollte Freiligrath in diesen Jahren seine Poesie rein und frei erhalten. 1841 verfaßte er ein tief ergreifendes Gedicht („Aus Spanien") auf den General Diego Leon, einen edlen Spanier, der im Bürgerkriege wider die Königin Christine von seinem ehemaligen Waffenbruder Espartero gefangen genommen und standrechtlich erschossen wurde. Darin hieß es nun — offenbar wider die damals gerade erstehenden Tendenzdichter Herwegh, Prutz ꝛc. gerichtet — nachdem er seines Helden Tod geschildert:

Die ihr gehört — frei hab' ich sie verkündigt!
Ob jedem recht — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priams Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium.
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte
Und hört mit Zürnen d'Enghiens Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.

Darob großer Zorn im Lager der damaligen Freiheitsmänner, denn — Don Diego hatte auf Seiten der jungen Königin gestanden, und Espartero war der Mann der Demokraten. Herwegh erwiderte entrüstet:

Partei, Partei, wer wollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter solch ein Wort vernehmen —,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?

Nur offen, wie ein Mann! — Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olympus nieder
Und kämpften auf den Zinnen der Partei.

Pension.

Freiligrath ließ sich aber durch diese und ähnliche Zornausbrüche der demokratischen Presse nicht stören; ja, er nahm gerne den Ehrengehalt von 300 Thalern jährlich an, welchen Friedrich Wilhelm IV ihm — wie früher Geibel — um Neujahr 1842 zur Verfügung stellte. Und als Herwegh den berüchtigten Brief an den edlen Preußenkönig schrieb, rief er dem „neuen Held Sankt Jürgen," der durch Deutschland gezogen, „im Fluge zu erwürgen den Molch der Tyrannei", (S. 665 f.) in schneidigen Versen zu:

Du trotziger Diktator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator,
Und übrig nur — der Schwab!

Verwelkt schon deine Blume!
Dein Kranz, o Freund, hängt schief!
Du schriebst dem eignen Ruhme,
Ach, den Uriasbrief!

Und zum Schluß mahnt er ihn, „die alten Ehren mit Liedern einzubringen" und „den Schwabenstreich auszuwetzen." Nun ging das Geschrei der Phrasenhelden erst recht los: Herwegh antwortete mit dem „Duett der Besoldeten" (Freiligrath und Geibel), welche die Pension der Invaliden verzehren, der rote Heinzen kündigte ihm die Freundschaft — von allen Seiten suchte man ihn in bald höhnischer, bald wohlwollend mahnender Weise für die demokratische Sache zu gewinnen, und man kann es ihm wohl nachfühlen, was er in dem bereits erwähnten Gedichte an Hoffmann sagt:

Schiefer Stellung volle Qual
Mußt' ich damals tragen,

und es ihm glauben, daß nach und nach der Umschwung in ihm sich anbahnte, bis dann Hoffmann den letzten Ausschlag herbeiführte: seit Neujahr 1844 hörte Freiligrath auf, die Pension zu erheben.

Umschwung.

Soweit läßt sich gegen sein Verhalten nicht das mindeste einwenden. Glaubte er einmal sich der Opposition anschließen zu müssen, so mußte er auch die ihm bewilligte Gnadengabe des Königs zurückweisen. Aber wie kam es, daß er gleichzeitig (datiert St. Goar Januar 1844) in dem Liede „Von acht Rossen" auf das plumpste gegen den König persönlich wurde:

Tönt herauf zu ihm ein Schnauben,
Spricht er: „Was sich die erlauben,"
Ruckt mit Zürnen am Gebiß;

Schallt ein Huf recht dreist metallen,
Gleich erregt es sein Mißfallen —
Ja doch, es gefällt ihm miß!

Wie kam es, daß, nachdem er noch verhältnismäßig leise in dem „Glaubensbekenntnis" so zu sagen präludiert hatte, bald darauf seine Poesie immer wilder, immer jakobinisch röter, daß er zu dem hervorragendsten — und ich muß gestehen — zu dem gewaltigsten, hinreißendsten Dichter der Revolution wird, vor dem die ganze übrige Gesellschaft der politischen Tendenzpoeten geradezu in ihrer Unbedeutendheit verschwindet. Wie kam das? Johannes Scherr, der in seiner meist übertriebenen und exzentrisch verstiegenen Schreibweise doch manchmal den Nagel auf den Kopf trifft, antwortet meines Erachtens ganz richtig darauf:

„Weil er ein Dichter, konnte er sich in der lauen Temperatur des regelrichtigen Liberalismus nicht lange behagen, um so weniger, da zur besseren Einsicht auch die Erbitterung über Verfolgung und Ungemach kam, welche ihm die zahme Freimütigkeit seines „Glaubensbekenntnisses" zuzog."

Das war es, und dazu kam, daß ihm seit 1839 der feste Lebensberuf fehlte. Das ließ ihm Zeit zum Grübeln — er wurde der „Romantik der Empfindungen" müde, wie einst der „Kamele und der Leuen", er erhitzte sich, durch die Presse einerseits angefeuert, durch die Zensur anderseits gemaßregelt, immer mehr und mehr — nun tauchte

das Bild der Revolution lockend vor ihm auf, und er feierte sie, verherrlichte sie, berauschte sich in ihr!

Verweilen wir noch etwas eingehender bei diesem Entwickelungsgange.

Im Mai 1844 stellte er in der „Krone" zu Asmannshausen die Gedichte, die sein „Glaubensbekenntnis" bilden sollten, zusammen, schrieb ein Vorwort dazu, in dem er sich gegen den Vorwurf eines „buhlerischen Fahnentausches" verwahrte, und das Motto davor: Glaubensbekenntnis.

Dem Versteckten offne Frage,
Das Verstockte frisch in Fluß!

In die Stickluft dieser Tage
Dieses Büchleins kecken Schuß!

Das „Glaubensbekenntnis" zeigt allerdings einen Entwickelungsgang, aber einen bedauerlich abschüssigen. Da stehen zu Anfang noch die vorhin erwähnten Proteste gegen das poetische Parteigetriebe; da findet sich in dem prächtigen Gedicht „Zu Immermanns Gedächtnis" der Sehnsuchtsruf:

O, schweift' ich wieder, wo ein Bursch ich war,
Auf meiner Heimat waldbewachsner Haar;
O, ständ' ich wieder, wenn die Drossel schlägt,
Dort, wo der Hofschulz Femgericht gehegt,
Auf Lisbeths, Oswalds, meinem eignen Boden —
Da bräch' ich still des Holzes grünste Loden;

da bringt er im „Flecken am Rhein" der Romantik den schönsten Gruß, den sie nur je empfangen, freilich um —

Ein Kind der Neuzeit fiebernd und erregt
Das um die alte fromm doch Leide trägt —

mit ihr zu brechen für immer. Doch soll sie, die den Gottesfrieden nur noch kennt, ihm Mut und Freudigkeit und Halt geben im Geräusch der Neuzeit:

Von deinem Licht umflossen, geh' ich hin:
Du bist verbannt — doch stets noch Königin!

Und nun geht es vorwärts: „Mit raschen Pferden jagt die Zeit", und das Gelübde erfolgt:

— frei werd' ich stehen
Für das Volk und mit ihm in der Zeit!
Mit dem Volke soll der Dichter gehen —
Also les' ich meinen Schiller heut!

Wer sollte dem nicht beistimmen? Aber wie wird die Aufgabe gelöst? Dem „edlen Roß," wie Freiligrath das Volk in dem Gedichte „Und noch einmal der Zopf" nennt, wird gezeigt, wie dasselbe „mit dem Zopf noch immer zerpeitscht wird." Des Volkes Elend, sein Jammer, wird ihm in den ergreifendsten, tendenziös ausgewählten Szenen und mit den leidenschaftlichsten Farben vorgeführt, so in dem Gedichte „Vom Harze" — selbst das schöne Gedicht „Aus dem schlesischen Gebirge" ist von der aufregenden Tendenz nicht ganz frei zu sprechen. In dem Gedicht „Trotz alledem" spricht sich die Tendenz noch offener aus; da ruft er den armen Leuten u. a. zu:

Ein Fürst macht Ritter, wenn er spricht,
Mit Sporn und Schild und alledem:
Den braven Mann krëiert er — nicht,
Der steht zu hoch trotz alledem:

Trotz alledem und alledem!
Trotz Würdenschnack und alledem —
Des innern Wertes stolz Gefühl
Läuft doch den Rang ab alledem!

Deutlicher noch spricht sich wider den König von Preußen das Volk, „das die Schlösser mit Schweiß und Blut gekittet," aus, und Deutschland vergleicht er im bitteren Tone mit dem träumerischen, thatenlosen Hamlet, um es aufzustacheln wider die „geflickten Lumpenkönige." Ja, zum Schluß dieser Sammlung sagt der Dichter geradezu:

Zu Asmannshausen in der Kron',
Wo mancher Durst'ge schon gezecht,
Da macht ich gegen eine Kron'
Dies Büchlein für den Druck zurecht.

Dennoch findet sich noch ein ruhigeres und erquicklicheres Lied: die an Berthold Auerbach gerichteten „Dorfgeschichten," in welchen der Entwickelungsgang dieser Prosaidyllen von Jung-Stilling und Pestalozzi bis auf Auerbach in anmutigster Weise vorgeführt wird. Über alle anderen hat die Parteileidenschaft mehr oder minder ihre trüben Schatten geworfen; selbst das an ernster Wahrheit reiche, poetisch gewaltige Gedicht „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte" ist nicht ganz frei davon; Polen wird darin eine Rose genannt, die, „vom Steppengeier vor unsern Augen wild und grimm zerpflückt ward!" Deutschland heißt eine Knospe, die „dem Bersten nah scheint." Ihm wünscht der Dichter:

Der du die Blume auseinanderfaltest,
O Hauch des Lenzes, weh auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh auch diese an;
In ihrem tiefsten, stillsten Heiligtume
O küss' sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!

Aber welche Freiheit, fragt man unwillkürlich, soll die Wunderblume zeitigen? Doch nicht die des „Ça ira," das Freiligrath nun bald auf das „Glaubensbekenntnis" folgen ließ? Einen Trost dagegen deutet er selbst zum Schlusse des in Rede stehenden Gedichtes an, wenn er von den Blüten, d. h. den Völkern, zum Schluß sagt:

Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehn —
Und ihre Lose ruhn in Gottes Hand!

Flucht. Um den vorauszusehenden Folgen des „Glaubensbekenntnisses" sich zu entziehen, flüchtete Freiligrath im Herbst 1844 nach Brüssel, wo er mit dem inzwischen wieder ausgesöhnten Heinzen und mit dem eben aus Frankreich ausgewiesenen sozialdemokratischen Agitator Marx zusammentraf. Im Frühling des nächsten Jahres ging er nach Meyenberg am Züricher See. Dort ward ihm sein erstes Kind, seine Käthe geboren, zu deren Vermählung er 1867 ein so gemütvolles Lied gedichtet hat. Damals aber mischte sich die Politik in all sein Denken und Dichten; als er seiner Frau zum Geburtstage eine Erika schenkte, knüpft er in dem schönen Geleitgedicht daran die Verheißung:

Bald wird aus niederm Heidekraut
Sich selbst ein Besen binden,
Ein rief'ger, der der Niedertracht
Und Sklaverei ein Ende macht
In Deutschland und auf Erden!

Noch überreizter wurde seine Stimmung in Hottingen (bei Zürich), wohin er im Herbst 1845 zog; Heinzen und Ruge trieben ihn dort vollends in die rote Revolution
Ça ira. hinein. 1846 erschien ein Heftchen Gedichte von ihm unter dem Titel Ça ira.

Sprachlich angesehen sind diese Gedichte von vollendeter Schönheit, dazu von einer zündenden Glut, die an die exotischen Balladen aus der ersten Periode erinnert, ja dieselben noch übertrifft. Zusammen genommen mit den darauf folgenden „Neueren politischen und sozialen Gedichten" bilden sie den Höhepunkt der Revolutionspoesie, oder genauer ausgedrückt: ihren Siedepunkt. Alle Phasen des revolutionären Gedankens, wie sie in Frankreich wiederholt Ausdruck gewonnen haben, spiegeln sich darin ab: einige Citate aus diesem Teile der Freiligrathschen Dichtung werden das beweisen.

In dem ersten Liede „Vor der Fahrt" (nach der Melodie des französischen Blutsauges, der Marseillaise, zu singen) wird zum Einsteigen in das Schiff „Revolution" und zum ersten Schlage aufgefordert:

Drum in See, du kecker Pirat!
Drum in See und kapere den Staat,
Die verfaulte schnöde Galeere!

dann zur zweiten wilden Schlacht:

Schwarzer Brander, schleudre Raketen
In der Kirche scheinheilige Jacht!
Auf des Besitzes Silberflotten
Richte kühn der Kanonen Schlund!

In dem Gedicht „Von unten auf!“ trägt ein Dampfer Preußens König und Königin den Rhein stromab. Während dieselben auf dem Verdeck „vergnügten Auges wandeln,“ „frißt und flammt unten das Element, das sie von dannen schießen macht“

Da schafft in Ruß und Feuersglut, der dieses Glanzes Seele ist,
Da steht und schürt und ordnet er — der Proletarier-Maschinist!
Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blitzt und rauscht der Rhein —
Er stiert den lieben langen Tag in seine Flammen nur hinein!
Im wollnen Hemde, halbernackt, vor seiner Esse muß er stehn,
Derweil ein König über ihm einschlürft der Berge freies Wehn!

Nur zuweilen gönnt der Proletarier sich eine „kurze Sklavenrast.“ Da überschaut er aus seiner Fallthür das Verdeck und murrt leis dem Fürsten zu:

„Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht auf den Höhen wandelst du,
Tief unten aber in der Nacht und in der Arbeit dunklem Schoß,
Tief unten, von der Not gespornt, da schür' und schmied' ich mir mein Los!
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

„Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — Ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!

„Der Boden birst, auf schlägt die Glut und sprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts ans Licht aus unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte, morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!“

Und dann geht „der grollende Cyklop“ wieder an sein Werk und spricht: „Heut, zornig Element, noch nicht!“

Und solch ein den Unverstand blendendes und erbitterndes, zur unvernünftigen Unzufriedenheit aufreizendes und die sittlichen Begriffe geradezu verwirrendes Gedicht wurde seiner Zeit und wird noch heute von vielen bewundert als ein „packendes Bild sozial-politischer Poesie“, ja, es soll sogar in Schulen als ein Stück Musterpoesie deklamiert worden sein!

Einen Schritt weiter geht Freiligrath in „Wie man's macht“ — da ermahnt er das Volk, die Zeughäuser und die Monturkammern zu plündern und im Sturm wider die Hauptstadt zu marschieren — das Heer werde nicht auf die Rebellen schießen: der Thron werde stürzen, die Krone fallen! — „So wird es kommen, eh' ihr's glaubt.“

Eine zweite Anleitung zur Revolution gibt das Gedicht „Freie Presse.“ Mit leidenschaftlicher Anschaulichkeit wird da beschrieben, wie man „Munition aus metallenen Alphabeten gießt,“ und zum Königsmorde wird geradezu aufgefordert:

Schlagt die Knechte, schlagt die Söldner, schlagt den allerhöchsten Thoren,
Der sich diese freie Presse selber auf den Hals beschworen!

Im letzten Gedicht „Springer“ kündigt er dann seine weitere Flucht an und zugleich die Fortsetzung seiner Hetzereien:

So ist es eben in dem Schach
Der Freien wider die Despoten:
Zug über Zug und Schlag auf Schlag,
Und Ruh' wird keine nicht geboten.
Kein Zug des Schicksals setzt mich matt:
Matt werden kann ja nur der König!

In England.

Nach England ging im Sommer 1846 der Weg des Flüchtlings. In London übernahm er wieder nach achtjähriger Pause eine kaufmännische Stelle; freilich seufzte er oft unter der „Galeeren- und Tretmühlen-Arbeit, die er deutscher Nation und Freiheit zu Ehren bei John Bull gefunden," aber er tröstete sich mit dem Gedanken: „Man muß schaffen und schanzen, daß man mit Ehren durchkommt und kein Parteialmosen zusammenzutrommeln braucht." Dennoch dachte er oft daran, der Freundeshand Longfellows zu folgen, die ihm „nach des Ohio luft'gen Wiesen winkte" — da brach 1848 die Februarrevolution in Paris aus, die er jubelnd begrüßte; gerührt rief er:

Abb. 240. Ferdinand Freiligrath. Nach einem Bildnis aus dem Anfang der vierziger Jahre.

Die Thräne springt
ins Auge mir,
In meinem Herzen
singt's: „Mourir,
Mourir pour la
patrie!"

Dennoch hatte er es nicht so eilig mit dem Sterben für das Vaterland — zunächst verherrlichte er nur die Republik im sicheren Versteck und forderte Rhein und Elbe auf zu rufen: „Vive la république!" Am 17. März feierte er noch in London die Revolutionsfarben „Schwarz Rot Gold" (die er ganz fälschlich „das alte Reichspanier" nennt; sie stammen vielmehr aus der Zeit der Burschenschaft her, welche sie der Uniform des Lützowschen Freikorps als ihr Symbol entnahm, ohne wohl zu ahnen, daß sie eines Tages auf den Barrikaden erscheinen würden): „Pulver ist schwarz, Blut ist rot, Golden flackert die Flamme!" und erklärte, was er unter Freiheit verstehe:

Die Freiheit ist die Nation,
Ist aller gleich Gebieten!
Die Freiheit ist die Auktion
Von dreißig Fürstenhüten.

Die eine deutsche Republik,
Die mußt du noch erfliegen!
Mußt jeden Strick und Galgenstrick
Dreifarbig noch besiegen!

Aber als man den poetischen Feldherrn aufforderte, eine Freischar in London zu bilden und damit in Deutschland für die Republik zu fechten, erwiderte er: „Ich bin nicht zum General geboren, ich will nur ein Trompeter der Revolution sein!" Und so fuhr er denn fort, von London aus seine Trompetenstöße zu entsenden:

Daß Deutschland stark und einig sei,
Das ist auch unser Dürsten!

Doch einig wird es nur, wenn frei,
Und frei nur ohne Fürsten.

Erst im Mai 1848 trat er wieder mit den Seinen „in die Reiseschuh“ und kehrte an den Rhein zurück. In Düsseldorf trat er an die Spitze der dortigen Demokraten, wirkte aber nach wie vor am meisten durch seine Poesie. Im Juni variierte er das alte „Trotz alledem“ dahin: Rückkehr 1848.

Das ist der Wind der Reaktion — Trotz alledem und alledem,
Mit Mehltau, Reif und alledem! — Trotz Blutschuld, Trug und alledem —
Das ist die Bourgeoisie am Thron, — Er steht noch und er hudelt uns
Der annoch steht, trotz alledem! — Wie früher fast, trotz alledem!

Im Juli erschien sein schmachvollstes Agitationslied „Die Toten an die Lebenden,“ das in der Gesamtausgabe seiner Werke mit Fug hätte wegbleiben sollen, da es ein Fleck auf Freiligraths Dichterschild genannt werden muß. Abgesehen davon, daß es an die wildesten Instinkte der Masse appellierte, bewirft es einen edlen, frommen König, der ja seiner Zeit in manchen Beziehungen nicht gewachsen war, aus dessen Handlungen aber doch immer — auch wo er irrte — seine warme Liebe zum Volke hervorleuchtete, mit dem Schmutz der schändlichsten, nicht wiederzugebenden Schmähungen. Dem Manne, der erwiesenermaßen in allen Genüssen stets Maß gehalten, schleuderte er das alberne Märchen vom „Champagnerschaum“ ins Antlitz; dem Manne, von dem er doch zwei Jahre lang eine Pension angenommen, ließ er aus dem Rebellenmunde zurufen:

Abb. 241. Ferdinand Freiligrath. Nach einem Bildnis aus der Zeit seines Aufenthaltes in Düsseldorf, Ende der vierziger Jahre.

„Daß jeder qualverzogene Mund, daß jede rote Wunde,
Ihn schrecke noch, ihn ängste noch in seiner letzten Stunde!
Mög' er das Haupt nun auf ein Bett, wie andre Leute pflegen,
Mög' er es auf ein Blutgerüst zum letzten Atmen legen.“

Am 29. August wurde Freiligrath ob dieses poetischen Attentates auf des Königs Majestät verhaftet — aber so verblendet war damals die Volksstimmung und so verwirrt das sittliche Urteil, daß die Geschworenen ihn nicht nur ohne weiteres freisprachen, sondern daß auch seine Rückkehr aus dem Assisenhofe nach seiner Wohnung sich zu einem Triumphzuge gestaltete!

Bald darauf siedelte Freiligrath nach Köln über, wo er in die Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung," eines Organs der Demokratie, eintrat. Im Feuilleton derselben beleuchtete er die Niederlagen der Revolution in ingrimmigen, racheglühenden und rachedrohenden Versen („Wien" — „Blum" — „Ungarn"). Am 19. März 1849 schlug er für die Revolutionsfeier auf den Kölner Gürzenich die Reveille mit dem Blutrefrain:

Die neue Rebellion! | Marsch, Marsch!
Die ganze Rebellion | Marsch — wär's zum Tod!
Marsch, Marsch! | Und unsre Fahn' ist rot!

Und als endlich die Regierung so weit sich ermannte, das Revolutionsblatt zu unterdrücken, erschien auf der ersten Seite der letzten Nummer desselben — mit roten Lettern — das dämonisch trotzige Rebellengedicht „Abschiedswort der Neuen Rheinischen Zeitung," das zum Schluß in ohnmächtiger Wut drohte:

Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh', | In des Kampfes Wettern und Flammen,
Bald kehr' ich reisiger wieder. | Wenn das Volk sein letztes „Schuldig" spricht,
Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht, | Dann stehen wir wieder zusammen.

Und — seltsamer Widerspruch! — inmitten dieses fieberhaft erhitzten Parteitreibens hatte der Dichter die oben erwähnte Sammlung „Zwischen den Garben", welche die schönsten Blüten seiner Dichtung „zwischen Palme und Freiheitsbaum" enthielten, herausgegeben! Aber seine Tage in Deutschland waren gezählt: zu Weihnachten 1850 sang er seinen inzwischen zum „Kleeblatt — Vier" herangewachsenen Kindern ein Weihnachtslied, in welchem er der verschiedenen bisher mit ihnen verlebten Weihnachtsfeste gedachte und dann wehmütig ausrief:

Ade, Ade! das alte Weh! | Die Weihnachtstanne fällen!
Wer weiß, an was für Wellen | Vielleicht aufs neu umfängt sie treu
Wir übers Jahr, Rauchfrost im Haar, | Alt-Englands werter Boden —

Wieder in London.

Und so geschah es. Im Mai 1851 zog er mit seiner Familie aufs neue nach London. Im Juli erschien das zweite Heft seiner Revolutionslieder. In einem derselben „Am Birkenbaum" hat ein Mann des Volkes seine Vision:

— Zwei Heere, zahllos wie Blätter im Busch,
Hieben wild auf einander ein;
Das eine, mit hellem Trompetentusch,
Zog heran in der Richtung vom Rhein;
Das waren die Völker des Westens, die Freien!
Bis zum Haarweg scholl ihrer Pferde Gewieh'r,
Und voraus flog ihren unendlichen Reihen
Im Rauche des Pulvers ein rot Panier.

Rot, Rot, Rot, das einige Rot!
Kein prunkendes Wappen darauf!
Das trieb sie hinein in den jauchzenden Tod,
Das band sie, das hielt sie zuhauf!
Das warf sie entgegen den Sklaven aus Osten,
Die, das Banner bestickt mit wildem Getier,
Unabsehbar über die Fläche tosten
Auf das dröhnende, zitternde Kampfrevier.

Es folgt die letzte Schlacht; endlich stürzt der König vom Pferde und bleibt unter dem Pulverkarren liegen:

Wer denkt noch an den? wer unter dem Wagen
Risse den noch hervor? was Bahre, was Sarg!
Hört, Herr — doch dürft ihr es keinem sagen!
So stirbt in Europa der letzte Monarch!

Das Heft wurde konfisziert; hinter dem Dichter gingen — freilich ganz vergeblich — die Steckbriefe der Kölner und der Düsseldorfer Regierung wegen Majestätsbeleidigung! Die Antwort auf den ersten Steckbrief vom britischen Boden war ein Trotzlied, in welchem es von der „Revolution" gotteslästerlich heißt:

Sie spricht mit dreistem Prophezei'n,
So gut wie weiland euer Gott: „Ich war, ich bin — ich werde sein.
Ich werde sein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich gehn!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf eurer Krone werd' ich stehn!"

Das war das letzte seiner „Trotz- und Zornlieder", die ich so eingehend behandelt habe, um zu erhärten, daß dieselben dem Sozialismus unserer Tage mächtig vorgearbeitet haben, was von einigen Seiten bestritten worden ist. Johannes Scherr meint allerdings, als Gedichte würden sie nicht fortleben, sondern nur als „kulturgeschichtliche Zeugnisse" — die Männer der roten Internationale sind aber anderer Ansicht, sie haben viele der sonst allerdings rasch verklungenen Lieder in ihre Proletarierliederbücher aufgenommen, und sie konnten von ihrem Standpunkte aus keine bessere Wahl treffen. Auch Schmidt-Weißenfels, der Biograph Freiligraths, welcher erklärt, daß „diese Lieder den gewaltigsten Ausdruck einer sittlichen(?) Bewegung des deutschen Volkes im Durchgangspunkt einer neuen Zeit mit großen politisch-sozialen Aufgaben getreulich wiedergeben," ist der Meinung, daß „man bei jedem neuen Freiheitssehnen sich daran wieder begeistern wird." Gott bewahre unser Volk vor solchem Freiheitssehnen und solcher Begeisterung!

Und nun zu den letzten Blättern in Freiligraths Leben und Dichten. Sie bieten fast nur Erfreuliches.

Erst nach längerem Suchen fand der geflüchtete Dichter in London eine Stellung als Kommis im Kontor eines jüdischen Kaufmanns, Mr. Joseph Oxford. Mit ehrenhafter Selbstverleugnung hielt er sich von den Umtrieben der übrigen Flüchtlinge fern und arbeitete mit voller Kraft in dem ihm so wenig zusagenden Berufe, um Frau und Kinder zu ernähren. Es war ein hartes Tagewerk, das ihm oblag, und für den in seinem Vaterland kurz zuvor so gefeierten Dichter war es nichts Geringes, in der großen Weltstadt unbeachtet zu leben, aber mit echter westfälischer Zähigkeit hielt er sich aufrecht. So schreibt er im J. 1852 in einer „Poetischen Epistel an Joseph Weydemeyer:"

— Was bin ich diesem Volke?
Hinschreit' ich ruhig unter meiner Wolke
Und stähle mich an diesem mut'gen Leben,
In das aufs neue mich mein Schicksal warf;
Das unerbittlich mich in frisches Streben
Und Thun hineinspornt, hart und rauh und scharf!
Das meine Träume, meine Lieder eben
So wenig kennt als ihrer gar bedarf,
Das, achtlos meiner „Lorbeern", an mir rüttelt
Und mich — entwurzelt? — nein, nur fester schüttelt!

Dennoch wurde es ihm auf die Länge zu schwer — im Mai 1855 gab er seine kaufmännische Stellung auf und versuchte von seiner Feder zu leben.

Übersetzungen.

Von Anfang seines Londoner Aufenthaltes an war er in seinen Mußestunden auch dichterisch thätig gewesen, wenn auch nur als Übersetzer, wie schon seit seiner Jugend in Deutschland — nun fuhr er damit um so eifriger fort; 1856 vollendete er den trefflich verdeutschten „Sang von Hiawatha," den ein Jahr zuvor Longfellow, sein amerikanischer Freund, veröffentlicht hatte. Als Übersetzer französischer wie englischer Dichter steht Freiligrath unübertroffen da. Auch das scheinbar Unübersetzbare vermag er so wiederzugeben, daß es sich wie ein Original liest. So haben sich denn manche fremde Lieder durch ihn ganz bei uns eingebürgert: ich erinnere nur an die Burnsschen Lieder: „O säh'

ich auf der Heide dort;“ und „Mein Herz ist im Hochland.“ Ganz besonderen Dank sind wir ihm für die Übertragung der Gedichte von Felicia Hemans, namentlich für die ihres „Waldheiligtums“, schuldig. Man darf wohl sagen: es ist durch die Einbürgerung dieser edlen, oft an unsere Annette von Droste-Hülshoff erinnernde Dichterin der deutsche Dichterschatz in erfreulichster Weise bereichert worden.

Überdies war Freiligrath des Englischen so mächtig, daß Londoner Blätter, wie das „Athenäum“, seine Essays über deutsche Litteratur und Kunst sehr willkommen hießen. So schlug er sich denn zwei Jahre lang durch als Schriftsteller, freute sich aber doch, als ihm 1857 eine neue einträgliche und ziemlich unabhängige Berufsstellung angeboten wurde: es war die eines Vertreters und Geschäftsführers der von J. Fazy in London gegründeten Schweizer Bank-Kommandite. Nun fing er an, sich behaglicher zu fühlen; nach der Tagesarbeit fuhr er aus der City nach seinem in der ländlichen Vorstadt Hackney gelegenen Daheim, wo das „treue deutsche Herz seiner Frau“ ihn stets sehnsüchtig erwartete. „Das ist ein Glück und ein Segen, und ich danke Gott dafür.“ Es konnte keinen bessern und treueren Familienvater geben als ihn — aus den Versen, die er fürs Haus, für Frau und Kinder je und je dichtete, leuchtet sein ganzes treues, warmes Gemüt hervor; da singt er seinen Kindern ein Winterlied:

Häusliches Glück.

Zur Weihnachtszeit ein Vöglein rot,
Es bettelt um ein Krümchen Brot,
Ein Vöglein rot von Brüstchen,
Ein Krümchen oder Krüstchen u. s. w.

da läßt er zum Geburtstag der Mutter die Kinder als lebendige Blumen die Hände ineinander legen und um die „Mama aus Sachsen“ tanzen:

Das ist das Fest, das ihr begeht!
O schließt sie fest und sicher ein,
Das ist's, warum ihr sie umsteht,
Schlingt Jahr auf Jahr denselben Reihn —
Ein Kranz lebend'ger Blüten!
Ja, mag sie Gott behüten!

Wer hätte dem „Trompeter der Revolution“ solche einfachen, kindlichen Dichterklänge zugetraut? Und doch hatte er keineswegs mit seinen früheren Anschauungen gebrochen. „Mich kann nur die Revolution wieder nach Deutschland bringen!“ schrieb er 1857 an einen Freund. Auch sonst fehlt es nicht an Äußerungen, die an die frühere Zeit erinnern; sie lassen sich vernehmen in den Liedern „Nach Johanna Kinkels Begräbnis“ — „Für Julius Mosen,“ vor allem in denen aus dem Jahr 1866, für dessen große Ereignisse ihm das Verständnis ganz und gar abging. Dennoch ist es stiller in ihm geworden — die Sprache ist eine gehaltenere und würdigere — und zwischen die politisch erregten mischen sich tief empfundene Klänge der Sehnsucht nach der Heimat und der Liebe zu ihr. So läßt er durch Rodenberg die Heimat tausendmal grüßen —

Und Dorf und Stadt und Baum und Strauch
Das blonde Volk mit blauem Aug',
Und allwärts auf den Auen
Die Männer und die Frauen.

Uhland, dem Sänger des „guten Apfelbaumes,“ sendet er „aus der englischen Apfelblüte“ einen gemütvollen Gruß zum 75. Geburtstage mit dem Wunsche, daß alle Apfelbäume weit und breit ihm aufs Haupt legen möchten —

Zum Dichterlorbeer voll und ganz,
Den leichten, losen Blütenkranz,
Zum Kranz des Patrioten
Den weißen und den roten!

Rückkehr 1868.

Das von ihm so mißverstandene Jahr 1866 führte eine Wendung seines Geschickes herbei: die grollend einst in die Fremde gezogenen Weltverbesserer durften wieder heimkehren. Da nun zudem die Schweizer Bank, welche Freiligrath seit 1857 eine auskömmliche Existenz gewährt hatte, zusammenbrach, erließen die rheinländischen Gesinnungsgenossen, Emil Rittershaus an der Spitze, eine Aufforderung zu Ehrengaben für den im Auslande ergrauten Dichter, die lebhaftesten Widerhall von allen Seiten fand. In Jahresfrist war mit Hilfe Amerikas ein Kapital von 60000 Thalern beisammen; 1868 kehrte Freiligrath in das Vaterland zurück:

Der braun als Knabe ausgefahren,
Kehrt heim mit eisengrauen Haaren
Und hält mit seiner Last von Jahren
In seinen Heimatwäldern Rast!

sagt er von sich in dem Dankliede „Im Teutoburger Walde," das er 1869 dem Vaterlande sang. Ein schönes, inniges Lied, in das sich nur leise der alte demokratische Zug mischte:

Die Republik, trotz Kampf und Wunden,
Habt ihr bis heute nicht gemacht.

Darum wohl duldete es ihn auch in dem royalistisch erstarkten Preußen nicht, und er ließ sich in Stuttgart, dem „damaligen schwäbischen Schmollwinkel jenseits der Mainlinie," später in dem stilleren Cannstatt am Neckar nieder.

Hier erlebte er nun noch den „poetischen Feierabend," den ihm einst ein strenger Kritiker gewünscht hatte. Der Krieg von 1870 ließ seine ganze feurige Vaterlandsliebe in begeisterten Liedern aufflammen. Auf die schnöde Kriegserklärung Frankreichs antwortete er mit dem zorndurchglühten Hymnus „Hurra Germania!" Mit einem herzergreifenden Liedersegen entsandte er seinen ältesten Sohn Wolfgang als freiwilligen Krankenpfleger ins Feld:

Fahr wohl, fahr wohl, mein Knabe!
Gott mit dir für und für!
Verbinde, tröste, labe —
Mein Segen ruht auf dir!

Den fürs Vaterland Gefallenen rief er des Vaterlandes Klage nach in der meisterhaften Ballade „Die Trompete von Gravelotte." An die alte Zeit erinnert das leidenschaftliche Lied „So wird es geschehen," in welchem es von Napoleon heißt:

Seinem Troß gern kredenzt' er des Rheinlands Pokal!
Dem Turko! dem Spahi! der stützt ihm das Reich,
Wie er selber Hyäne und Schakal zugleich!
Der bellt auf Geheiß, o verworfenes Spiel!
Deinen heiligen Hymnus, o Rouget de Lisle!

Wohl schloß er mit dem merkwürdigen, fast prophetischen Wort:

— Noch ein Tag — und ein rächender Blitz
Flammt den Frevler, den Zuaven in Purpur, vom Sitz!

aber weder der 2. September 1870, noch der 18. Januar 1871 haben ihm auch nur eine poetische Äußerung entlockt. Das letzte Wort, das er während des Krieges gesprochen, war die Widmung „An Deutschland," mit welcher er im Oktober 1870 die Gesamtausgabe seiner Dichtungen — „seines Lebens Liederbuch" — einleitete. Darin erkannte er die Notwendigkeit des noch fortdauernden Krieges an,

Gesamtausgabe.

Daß, thronend in aller Mitte,
Du walten magst in Ruh'
Des Rechts, des Lichts, der Sitte,
Freieiniges Deutschland du!

erkannte, wie Deutschland gezwungen sei, „um Babels Zinnen kalt das Erz zu rüsten" — „kalt außen, doch tief innen den heil'gen großen Schmerz" um seine Kinder vor allem, doch auch um die, die es zwingen zum Krieg. Und nun folgt die eigentliche Widmung:

Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?
Ich kann am Weg nur stehen,
Vom Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

Und des zum armen Zeichen
Empor zu deinem Flug
Laß diese Blätter mich reichen,
Meines Lebens Liederbuch!
Manch rund, manch rauhgestammelt,
Manch still, manch wild Gedicht:
Längst lag's für dich gesammelt
Da ist's! Verschmäh es nicht!

Mit sechzehn Jahren begann ich,
Mit sechzig sing' ich heut:
O lange träumt' ich und sann ich —
Doch deucht mich kurz die Zeit!

Rasch ist verrauscht ein Leben,
Rasch fällt des Alters Schnee —
O könnt' ich dir bessres geben,
Nun fast am Ziel ich steh'!

Wie arm scheint, wie geringe,
Wie wenig deiner wert,
Was zagend ich dir bringe,
Zu schmücken deinen Herd!
Die alten „Liederkerzen",
Wie eigen heut' ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!

Du aber hast in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!
Drum hab' ich seit vielen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren
Mehr als ich danken kann!

Man darf nach solchen Klängen der Versöhnung und der Vaterlandsliebe wohl annehmen, daß Freiligrath sich in die neue Gestaltung Deutschlands zuletzt gefunden habe; weiter ist er nicht gekommen. Noch 1874 beantwortete er die Zusendung von Auerbachs „Waldfried" mit der Versicherung: „Du gehst mir zu weit in deiner Einheitsfreude. — — — Ich acceptiere die Dinge, wie sie sind, als eine zeitweilige Notwendigkeit, aber ich begeistere mich nicht dafür — —"

Fast fünf Jahre war ihm nach dem Friedensschlusse von 1871 noch zu leben vergönnt, in welchen Freud und Leid in seinem Hause abwechselten. Wohlbehalten kehrte sein Ältester, Wolfgang, aus dem Felde heim, und er sah ihn bald glücklich verheiratet; aber den zweiten Sohn mußte er im blühenden Alter sterben sehen. Er selbst blieb rüstig bis in den Sommer 1875, wo seine Gesundheit zu wanken begann. Dennoch feierte seine Muse nicht. Eine Reihe Übersetzungen amerikanischer Dichter (zuletzt noch des Kalifornier Bret Harte) stammen aus den letzten Jahren und zeugen für seine ungeschwächte Meisterschaft in der Lösung der schwierigsten Probleme dieser Kunst. Dazu kommen zahlreiche Gelegenheitsgedichte, ernst und heiter, an Kinder, Enkel, Patchen; endlich eine Reihe inniger Dichtergrüße. Sein letzter war zu Scheffels 50. Geburtstage, 16. Februar 1876, zugleich dem Andenken Hebels gewidmet:

Bret Harte.

Die poetischen Dioskuren
Für immer werden sie sein
Der Wälder, der Berge, der Fluren
Des Landes oben am Rhein ꝛc.

Mit kranker, zitternder Hand hatte er diese Verse geschrieben — einen Monat darauf, am 18. März 1876, entschlummerte der jetzt so still gewordene und in der Liebe seiner treuen Ida nun erst recht ausruhende Dichter der Revolution ohne Schmerzen. Auf dem idyllischen Uff-Friedhof zu Cannstatt wurde er bestattet unter schwarz-rot-golden bebänderten Lorbeerkränzen der Parteigenossen.

Freiligraths Tod.

Eine ganze Schar geringerer Geister suchte es in den vierziger Jahren den poetischen Vorkämpfern der Revolution gleichzutun; sie sind zum größten Teil schon lange der verdienten Vergessenheit anheimgefallen. Ich beschränke mich darauf, einige der begabtesten unter ihnen hervorzuheben. Zunächst seien zwei österreichische Juden, **Beck** und **Hartmann**, hier genannt.

Karl Beck, am 1. Mai 1817 im ungarischen Marktflecken Baja geboren, in Pest vorgebildet, bezog bereits im siebzehnten Jahre die Universität Wien, um Medizin zu studieren, mußte krankheitshalber das Studium aufgeben, wollte nun Kaufmann werden, hielt es dabei aber auch nicht aus und ging nach Leipzig, um aufs neue zu studieren. Dort nahm Gustav Kühne sich seiner an, weckte sein poetisches Talent, stellte ihn durch die „Zeitung für die elegante Welt" dem Publikum vor und war auch die Ursache, daß er sich taufen ließ. Weiter gefördert wurde er durch die Bekanntschaft mit Goethes Schwiegertochter Ottilie, die ihn veranlaßte, nach Weimar zu kommen, später durch Gutzkow, der ihn in Hamburg als „die Hoffnung der deutschen Lyrik, ja als

Karl Beck.

einen deutschen Byron" begrüßte. 1844 wurde er in den Berliner Salons gefeiert — einen besonderen Nimbus verlieh es ihm dort, daß seine soeben erschienenen „Gesammelten Gedichte" konfisziert und erst auf besonderen Befehl des Königs freigegeben waren. Sein unstäter Geist ließ ihm aber nirgends lange Ruhe. Bald danach finden wir ihn in der Schweiz bei Herwegh, dann wieder in Wien, dann in Pest — dann verscholl er völlig, bis man hörte, daß er in der Nacht vom 9. auf den 10. April 1879 in Währing bei Wien gestorben sei. Aus den Ruhmessalven, die aus einigen Zeitungen über sein Grab ertönten, vernahm Deutschland zu seiner Überraschung, daß es wieder einen großen Dichter verloren habe.

Karl Beck war aber in der That nur ein sehr mäßiges poetisches Talent, das durch den ihm angeborenen halborientalischen Bilderprunk in der Sprache, noch mehr aber durch die geschickte Anwendung der Zeitschlagworte einen ephemeren Ruhm errang. Im Jahre 1838 wirkte es mächtig, als er in seinen „Gepanzerten Liedern" säbelrasselnd auftrat und donnerte: Gepanzerte Lieder.

Auf! Auf! und läutet Sturm — ihr Glöckner der Zeit!

Der Mangel an Gedanken wurde durch den Wortschwall erfolgreich verdeckt; aber es klang hinreißend, wenn er, den Zeitgeist mit der Eisenbahn vergleichend, rief:

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend;
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

Im Herzen wohl immer ein Jude geblieben, trat er für die Emanzipation seines Volkes ein, besang in fünf Liedern „das junge Palästina," und stimmte dem „großen Propheten der Freiheit" Börne die Todesklage an mit dem trivial blasphemischen Schluß:

Ob ruhig nun im Grabeshügel,
Ob seiner Hülle Kerker sprang,
Ob auch sein Geist auf kühnem Flügel
Zum Lichte von der Erde drang,
Ob auch die Himmel um ihn tagen,
Ob auch ihr Thor geöffnet sei —
Er wird den Gott zuerst befragen:
Ist man in deinem Himmel frei?

Endlich ließ er seine stets sehr losen Thränen dem unglücklichen Polen fließen, feierte seine magyarische Heimat in Freiligrathschen Balladen, brach dazwischen in weltschmerzlichen Jammer aus — was wollte man mehr? Dazu kamen endlich die „Lieder vom armen Mann" mit einer fulminanten Widmung an das Haus Rothschild und tendenziös gefärbten Schilderungen der sozialen Zustände unserer Zeit; da läßt er die Armen den Reichen zurufen: Lieder vom armen Mann

Ihr sitzet, im Glanz und in Ehren geboren,
Und spielt mit Dukaten und Louisdoren;
Wir scheuern die Wappen an euren Thoren
In Hunger und in Harm;
Wir werben um Ketten und nennen's Erwerben,
Ha, trinkt und schlagt die Gläser in Scherben!
Ha, laßt uns sterben und laßt uns verderben —
Denn — warum sind wir arm?

Selten ist Beck aus dem Banne der Tendenz herausgekommen — wohl hat er manches schwungvolle Lied gesungen, sein Roman in Versen „Janko der Roßhirt" enthält glänzende Schilderungen, in seinen „stillen Liedern" findet sich mancher zarte und tief empfundene Ton, manch anmutiges Lied, aber fortleben wird das alles doch wohl kaum — er selbst hat es gefühlt, wenn er wehmütig klagt: Janko.

Nennt man mich Dichter, so verhöhnt man mich;
Wer singt mein Lied? Wo hör' ich es erklingen?

Wenn Liebe dir die Brust verzehrt, o sprich,
O sprich, vermagst du da mein Lied zu singen?
Singt es der Held, der kühn im Feld gesiegt?
Der Pilger singt es nicht auf seinem Zuge,
Der frohe Bauer singt es nicht am Pfluge,
Die Mutter nicht, wenn sie den Säugling wiegt.

Hartmann.

Moritz Hartmann, am 21. Oktober 1821 in dem böhmischen Dorfe Duschnik geboren, debütierte ebenfalls mit politischen Gedichten, die er — in Anknüpfung an die Tradition seiner Heimat — „Kelch und Schwert“ nannte; auch die „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ — eine Frucht seiner Abgeordnetenthätigkeit in der Frankfurter Nationalversammlung — war eine vom Parteigeist getränkte, im Heineschen Chronikenstil geschriebene politische Satire. Die Teilnahme an der badischen Insurrektion zwang ihn zur Flucht und zu jahrelangem ruhelosen Wandern, was indes seiner schriftstellerischen Thätigkeit nur förderlich war. Er wandte sich von den Zeitwirren ab, kam zu ungetrübterer poetischer Thätigkeit, dichtete Idyllen, schrieb Reiseskizzen, Novellen und Romane, und kehrte endlich 1863 nach Deutschland zurück. Nachdem er einige Jahre die kurzlebige „Freya“ in Stuttgart redigiert hatte, ging er nach Wien als Redakteur des Feuilletons der Neuen Freien Presse. Dort starb er nach längerem Leiden am 13. Mai 1872.

Der größte Teil der lyrischen Dichtung Hartmanns ist demokratisch-politisch gefärbt: als Jüngling schwärmte er für die Tschechen, als Mann für Joachim Murat, aber immer blieb er seinem demokratisch-republikanischen Ideal getreu und beharrte bis an sein Ende fest auf dem Standpunkt der politischen Flüchtlinge von 1848. Weder 1866 noch 1870 veranlaßten ihn zu einer Schwenkung nach rechts. Ja er stellte sich in einem „Kaiserliede“ dem neuerstandenen Deutschen Reich und dem deutschen Kaisertum mit schroffer Ablehnung feindlich gegenüber. — Auch für die „unterdrückten“ und „geplagten“ dienenden Volksklassen nimmt er in seinen Gedichten häufig das Wort, zuweilen in urkomischer Weise; so fordert er einmal die vom Trinkgelage Heimkehrenden auf, die Dienstboten, die „den bittern Kelch der Plage hinstellten (?),“ während ihre Herrschaft „den Becher süßer Lust ausleerte“, nicht zu wecken, und versteigt sich dann zu folgenden Hyperbeln:

Legt Sanftmut auf die ungerechte Wage,
Daß euch nicht einst ihr blasses, stummes Aug'
Und ihrer Wangen Bläße furchtbar frage:
Wer gab in eure Hand das Recht der Plage?
Für euch nur rafften sie die Kraft so eilig
Im kurzen Schlaf zusammen — stört sie nicht!
Auf ihren Stirnen steht es hundertzeilig:
Dienstbotenschlaf ist heilig, dreimal heilig!

Selbst in den nichtpolitischen Gedichten fehlt es an derartigen Übertreibungen nicht. Man hat mit Recht die Liebe zu seiner Mutter gerühmt, die in manchen seiner Lieder einen herzbeweglichen Ausdruck gefunden hat; — geht es aber nicht über die Wahrheit hinaus, wenn er bei der Nachricht von der tödlichen Erkrankung seiner Mutter ausruft:

O nimmermehr vergeb' ich's mir,
Daß ich in Ahnung nicht erkrankte,
Und daß ich nicht dem Tod mit dir,
Wenn auch entfernt, entgegenschwankte! ꝛc.

Ein wahres tiefes Gefühl spricht sich dagegen aus in der Klage, die den besten Trost in sich birgt:

Seit sie gestorben, ist mir eins gewiß:
Daß es ein Ewiges muß geben!
Denn über meines Herzens Riß
Fühl' ich ein ew'ges Leben schweben,
Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, bin ich stolz und kühn
Ich weiß es nun, was Herzen tragen!
Was sind mir fürder alle Mühn?
Was gibt es ferner noch zu tragen,
Seit sie gestorben! ꝛc.

Zu dem „Jungen Böhmen," das sich in den vierziger Jahren in Leipzig sammelte, gehörte außer Hartmann auch **Alfred Meißner,** der, gleichzeitig mit ihm aufgetreten, ihn noch dreizehn Jahre überlebt hat.

Meißner. **Alfred Meißner**, am 15. Oktober 1822 zu Teplitz geboren, erhielt durch seine Mutter, eine Schottin, die ihm ihre Heimatlieder frühe vorsang, die erste poetische Anregung und versuchte sich bereits 1840 in Wien, wo er Medizin studierte, in eigener Produktion. 1845 erschienen seine ersten Gedichte, ein Jahr darauf sein „Ziska" in Leipzig, der ihm die Rückkehr in die Heimat auf Jahre hin unmöglich machte. Als er dann heimkehrte, behagte es ihm nicht mehr daselbst; er ergriff aufs neue den Wanderstab — erst 1869 ließ er sich dauernd in Bregenz am Bodensee am eigenen Herde nieder. 1884 hat er u. d. T. „Geschichte meines Lebens" seine Autobiographie bis zum Jahre 1852 herausgegeben. Am 29. Mai 1885 starb er in Bregenz.

George Sand und Byron, denen er in seinen Gedichten begeistert Weihrauch streut, waren Meißners Lehrmeister und Vorbilder. Unklare Zerrissenheit und Weltschmerz wechseln mit demokratisch-sozialistischen Träumen bei ihm ab. Mit der Gesellschaft zerfallen eilt er in die Gebirgswüste, „um jauchzen und untergehen zu lernen" in der „Natur, die sich selbst genug, kein Menschenwerk und kein Gottesbild duldet:"

Ein Kreuz, das der Glaube hoch aufgestellt,
Er warf's in die Tiefe in Trümmer zerschellt.

Und welchen Ersatz hat er für das zerschellte Kreuz? In dem Gedicht „Jubel" sagt er's

Und in der Öde meiner Nächte
Erstand mir unter Qual und Lust
Der Gott mit allgewalt'ger Rechte,
Der Heiland — in der eignen Brust. —
O Erd' voll Licht und Finsternissen,
Der Geister schönstes Mutterland —
Von Jenseits mag ich nichts mehr wissen,
Seit ich dein Diesseits ganz erkannt.

So hat er denn für die Armut keinen Trost; als ihm ein „Mann des Volkes, ein Helot des Lebens", den er vom Selbstmord soeben zurückgerissen hat, seine Schmerzensgeschichte erzählt hat, läßt er ihn los mit dem Verzweiflungswort:

Die Nacht ist schwarz, das Wasser braust —
Leb wohl! ich kann dich nicht mehr halten.

Einer „Gefallenen" singt er eine begeisterte Elegie. Er tröstet sie:

Dein totes Kind! O drück es an dein Herz
Und such die Spuren des entschwundnen Lebens;
Du weißt ja doch in deinem heil'gen Schmerz,
Es sei die Bürgschaft göttlichen Vergebens. — — —
Doch du, verklärtes Weib, bist lebenssatt;
So magst du schwinden gleich dem Abendstrahle,
Wie eine Perle Taus am Rosenblatt,
Wie Hörnerklang im tiefen Föhrenthale.

Einer anderen, einer Kindsmörderin „Maria", legt er die frivole Entschuldigung in den Mund:

Ach daß ich schön und arm war,
Was kann ich denn dafür?
Du Rose, hast alles verschuldet,
Die meiner Hand entglitt,
Als er durch unsre Gasse,
Der schöne Fremdling, ritt.

Zisla. Auch im **„Ziska"**, der die hussitische Erhebung zum Gegenstande hat, trübt die politische Tendenz die objektiv-historische Darstellung; dazu herrscht das lyrische Element

vor, und die rhetorische Glut und Pracht einzelner Schilderungen vermag den Mangel an Einheitlichkeit, die epische Anschaulichkeit und Ruhe nicht zu ersetzen. Einige Romanzen zeichnen sich durch edlen patriotischen Schwung aus. Von seinen Dramen und Romanen wird im nächsten Abschnitt die Rede sein.

Zum Schlusse mag noch ein Dichter von genialer Begabung erwähnt werden, **Büchner**, der die Revolution im Drama zu verkündigen bemüht war.

Büchner.

Georg Büchner, am 17. Oktober 1813 in Goddelau bei Darmstadt geboren, studierte in Straßburg und Gießen Medizin und Naturwissenschaften und entschied sich schon damals in der Politik für die Sozialdemokratie, suchte aber sich wenigstens von den kosmopolitischen Nebelbildern derselben frei zu erhalten und seine nationale Selbständigkeit zu bewahren. 1834 fing er an, sich an den politischen Agitationen in seiner engeren Heimat zu beteiligen, indem er in Gießen und Darmstadt s. g. „Gesellschaften der Menschenrechte" gründete, für die er eine „Erklärung der Menschenrechte" nach dem bekannten französischen Muster schrieb. Der Zweck dieser Gesellschaften war die Verbreitung sozial-revolutionärer Flugschriften, deren erste, „Der hessische Landbote", Büchner selbst schrieb; ihr der französischen Revolution von 1789 entlehntes Motto „Friede den Hütten, Krieg den Palästen" charakterisiert den Inhalt dieser Brandschrift wider die Besitzenden, die übrigens die nüchternen, verständigen Hessen ziemlich ungerührt ließ. Aber ihrem Verfasser drohte ihretwegen Verhaftung, um so mehr als er — ins Elternhaus zurückgekehrt, um auf den Wunsch seines Vaters vergleichende Anatomie zu studieren — mit den Agitationen fortfuhr. In dieser für ihn höchst aufregenden Zeit schrieb er sein Drama „Dantons Tod" innerhalb sechs Wochen und hatte es kaum an Gutzkow in Frankfurt abgeschickt, als die lange über ihm schwebende Vorladung des Untersuchungsrichters an ihn gelangte, der er sich nur mit knapper Not durch die Flucht nach Straßburg zu entziehen vermochte. Dort wandte er sich mit voller Energie den Naturwissenschaften zu und erwarb dann in Zürich die philosophische Doktorwürde und die Befugnis, über vergleichende Anatomie zu lesen. Im Oktober 1836 hatte er sich habilitiert; am 19. Februar 1837 — im 24. Lebensjahre — raffte ihn das Nervenfieber nach kurzem Krankenlager hinweg.

Büchner erinnert in seinen Dichtungen an die Erzeugnisse der Sturm- und Drangperiode; auch hat er in einem Novellenfragmente den Dichter Lenz (S. 409 f.) sich zum Helden gewählt. Seine dramatischen Arbeiten zeugen von Gestaltungskraft und Geistesfrische, es geht aber durch sie alle ein Zug wüster, cynischer Rücksichtslosigkeit, den man vergeblich mit Shakespeares Derbheiten hat entschuldigen und decken wollen. Am einheitlichsten abgeschlossen ist das politisch-satirische Lustspiel „Leonce und Lena", während

Dantons Tod.

„Dantons Tod" in der That nur eine Reihe von dramatischen Szenen darbietet, die von dem Grundgedanken einheitlich zusammengehalten werden. Der Dichter hat sein Werk auch nur „Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft" genannt. Das von Gutzkow aus Rücksicht auf die Zensur arg verstümmelte Original ist neuerdings von K. E. Franzos in der Gesamtausgabe von Büchners Werken mit kritischer Treue wieder hergestellt worden. Es ist aber so erst recht eine unerquickliche Lektüre: eine fieberhaft aufgeregte Darstellung einer fieberhaft aufgeregten Zeit ohne irgend welche versöhnende Züge und ohne jegliche ethische Beleuchtung und Vertiefung!

Gesamt Urteil.

Soweit die Hauptvertreter der revolutionären Poesie, die stets aller wahren Dichtung ebenso feindlich gewesen ist, wie aller tieferen Sittlichkeit und Gottesfurcht. Ein Mann von gewiß nicht engherzigem Urteil, der Historiker Georg Weber, sagt von den Dichtern dieser Richtung insgemein:

„In ihren Schilderungen des Elends der Proletarier, in ihrer Ironie über die Genüsse und Lebensfreuden der Reichen und Vornehmen, in ihren zornigen Klagen über

die Verkehrtheit aller menschlichen Verhältnisse lag eine solche Fülle von Leidenschaft, von wilder, zerstörender Kraft, von schonungslosem Hohn, daß sie die mächtigste Wirkung hervorbrachten und als die Vorboten einer gewaltigen Umwälzung aller bestehenden Zustände erscheinen mußten. Sie schilderten die Machthaber und Regierenden als Bedrücker und Blutsauger des Volkes und stellten Besitz und Reichtümer als eine ungerechte und gewaltsame Aneignung von Gütern dar, auf die alle Menschen gleiche Ansprüche hätten; sie suchten durch ergreifende Darstellung des Elends der Armut dem besitzlosen Stande seine schreckliche Lage recht lebendig vor die Seele zu führen, und um ihn zur Ergreifung des Augenblicks, zum eiligen Handeln zu spornen, stellten sie den Glauben an Unsterblichkeit und ein ewiges Leben als einen Wahn dar, ersonnen in der Absicht, den Unglücklichen mit seinen Forderungen auf Genuß und Lebensglück an ein trügerisches Jenseits zu verweisen."

Aber auch unpatriotisch und undeutsch ist die revolutionäre Poesie, und wo ihre Vertreter sich später mit Kaiser und Reich ausgesöhnt haben, sind sie ihrer Vergangenheit untreu und deshalb auch von den unerbittlich Konsequenten des Abfalls offen bezichtigt worden. Nicht als ob alle und jede politische Poesie zu verwerfen wäre: die Dichter der Befreiungskriege und Uhland waren auch politische Sänger, aber sie standen auf nationalem und auf christlichem Boden, und das gab ihren Liedern die rechte Weihe und die sittliche Bedeutung: darum lebt ihre Dichtung auch heute noch fort und wird von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben. Die von ihnen vertretene **national-politische** Poesie hat auch frische Sprossen getrieben in den vierziger Jahren: jener Zeit gehört die freilich unter all der geräuschvolleren Revolutionspoesie überhörte und erst im Jahre 1870 zur rechten Geltung gekommene „Wacht am Rhein" von **Max Schneckenburger** an; aber mit durchdringender Stimme trat ein anderer Sänger in die Schranken, welcher den Mut hatte, im Februar 1842 den damals über alles Maß angestaunten Herwegh zum Kampf herauszufordern und ihm, den er als Poeten voll anerkannte, zuzurufen: Nationalpolitische Poesie.

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten?
Daß jeglicher nach seiner Brust
Das Ärgste darf aus ihnen deuten?
Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
Wohl, — schieß' er, ohne fest zu zielen!
Doch wer vom Wetterlicht umblitzt
Im Donnerwagen grollend sitzt,
Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Wozu sonst dieses Schwerterklirr'n,
Die Kriege, die dein Lied gefordert,
Die hass'ge Glut, die durch dein Hirn
In tausend Funken prächtig lodert?
O nein! das ist nicht deutsche Art.
Wohl kämpfen wir auch für das Neue!
Ums Freiheitsbanner dichtgeschart,
So stehn auch wir! Doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Fürwahr ein Sämann schreitest du,
Der Samen streut, doch der Zerstörung;
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh
Die Völker stürmt, doch zur Empörung;
Du willst die Flamme, die so rein,
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrats entweihn
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Verhaßt auch uns ist der Baschkir,
Der Unterjocher der Gedanken,
Und keinen Deut begehren wir
Von jenen übermüt'gen Franken.
Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluten;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord
Das Wort der beste Freiheitshort —
Doch soll darum dein Volk verbluten?

Nein! Glaub, der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wir's erringen,
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht:
Der Geist ist stärker als die Klingen.
Geharnischt steht er auf dem Plan,
Er, der mit Luthern einst gefochten;
Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle dräuend nahn:
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten.

Und zum Schlusse fügte der Sänger, der es gewagt, der revolutionären Poesie entgegenzutreten, hinzu:

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst,
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.

Geibel. Aus der alten freien Reichsstadt Lübeck kam die mutige Herausforderung. Dort war der „freie Priester freier Kunst," **Emanuel Geibel**, am Jahrestage der glorreichen Völkerschlacht von Leipzig, am 18. Oktober 1815 geboren. Sein Vater, Johannes Geibel, der 52 Jahre lang als Pastor an der reformierten Kirche Lübecks in großer Treue gewirkt, war ein Mann ohne Falsch und Furcht, der einst in den französischen Zeiten dem Marschall Davoust auf dessen tyrannisches Anfahren: „Sie predigen Unordnung und Widersetzlichkeit" fest erwidert hatte: „Nein, ich predige das Evangelium!" An die Eindrücke, die der Knabe von der altehrwürdigen, erinnerungsreichen Vaterstadt empfangen, denkt der Mann noch dankbaren Gemütes gern zurück:

Immer ergreift mir die Seele festtägliche Lust, wenn schwellenden Klanges mich wogenreich
Deiner Glocken Geläut umhallt und bildwerkartige Giebel entlang
Mein Fuß die Stätten der Jugend; die verwitternden, sucht,
Und ich segne dich still, daß du mit großer Erinnerung
Des Knaben klangfrohes Gemüt im Erwachen schon genährt!

Auf dem Spielplatz allen anderen voran „mit seinen Bärenkräften und seiner Stentorstimme," ließ der Schüler des Katharineums es auch in den Wissenschaften nicht fehlen; rasch rückte er auf bis zum Primus der Prima. Daneben war die Sangeslust erwacht und Lied um Lied erstanden. Wie Goedeke in seinem Lebensabriß des ihm befreundeten Dichters erzählt, komponierte und veröffentlichte damals schon ein Gymnasiallehrer Mosche ein Dutzend derselben, darunter den vielgesungenen und vielgeleierten „Zigeunerknaben im Norden":

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland ꝛc.

In Bonn begann der neunzehnjährige Jüngling im Frühjahr 1835 seine Universitätsstudien als Theolog und Philolog, in Berlin widmete er sich vorwiegend den klassischen Sprachen. Abends verkehrte er viel in Familien, wo seine Gabe, jedes Lied nach dem Gehör zu singen und eigene, wie fremde Gedichte „mit seelenvollstem Ausdruck" vorzulesen, ihn zu einem gerngesehenen Gast machte. Vor allem ward er heimisch in den Dichterkreisen von Chamisso, Wilibald Alexis, Hitzig, dessen Schwiegersohn Franz Kugler, und Bettina v. Arnim. Die letztere half ihm dazu, den Traum seiner Sehnsucht, einen Aufenthalt in Griechenland zu erfüllen, indem sie ihm eine Hauslehrerstelle bei dem In Athen. russischen Gesandten in Athen, v. Katakazi, verschaffte. Im Mai 1838 traf er in Athen ein, wo ihn — außer anderen mehr oder minder bedeutenden Landsleuten — sein Freund Ernst Curtius begrüßte, mit dem er es doppelt genoß, die klassischen Stätten zu durchwandern und Ausflüge in das überall anregende und lehrreiche Land, besonders nach den cykladischen Inseln zu machen. Gemeinsam waren sie auch mit Übersetzungen und Nachbildungen klassischer Gedichte des Altertums beschäftigt, die später unter dem Titel „Klassische Studien von E. Geibel und E. Curtius" im Drucke

erschienen. Ein reicher wissenschaftlicher Gewinn erwuchs dem Dichter aus diesem Aufenthalt in Griechenland, und nicht geringer war es anzuschlagen, daß er dadurch dem unerquicklichen Parteitreiben in Deutschland, das damals gerade — politisch wie litterarisch — in hohen Wogen ging, fern blieb. Dennoch entstand — neben manchem anderen schönen Gedichte — auf griechischem Boden das erste politische Lied Geibels. Eine gegen den griechischen Königsthron anfangs 1840 gerichtete Verschwörung, die glücklicherweise entdeckt und im Keime erstickt wurde, lenkte Geibels Blick auf sein Vaterland, wo ähnliche Gefahren von außen und von innen zu drohen schienen, und begeisterte ihn zu dem schwungvollen Türmerlied, das im Stile des alten Chorals von Philipp Nicolai das weite deutsche Land zur Wachsamkeit und Schlagfertigkeit aufforderte. Ein volles Halbjahr, bevor unter dem Ministerium Thiers der alte begehrliche Ruf des gallischen Hahnes nach dem linken Rheinufer ertönte, heißt es hier, nach einer Warnung vor dem Geier im Osten: Türmerlied.

Hört im Westen ihr die Schlange?
Sie möchte mit Sirenensange
Vergiften euch den frommen Geist.

Dann aber folgte die Mahnung:

Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt.
Keusch im Lieben, fest im Glauben,
Laßt euch den treuen Mut nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde schlägt;
Das Kreuz sei eure Zier,
En'r Helmbusch und Panier
In den Schlachten.
Wer in dem Feld
Zu Gott sich hält,
Der hat allein sich wohl gestellt.

In diesem gewaltigen Liede, das nach E. Hilles Komposition später in ganz Deutschland gesungen wurde, sind die Grundtöne der national-politischen Poesie Geibels angeschlagen: heiße Vaterlandsliebe und frommer Christenglaube. Es eröffnet jetzt die Sammlung „**Heroldsrufe**," die eine höchst charakteristische Zusammenstellung der sich wie ein roter Faden durch Geibels Poesie ziehenden Zeitgedichte von 1840 bis 1871 enthält. Darin tritt Geibel unmittelbar in die Fußstapfen der Sänger der Freiheitskriege, insbesondere Max von Schenkendorfs, und wie man diesen den „Kaiserherold" (S. 583) genannt hat, so gebührt seinem Nachfolger, wie wir sehen werden, erst recht dieser Ehrentitel und dazu der eines „deutschen Reichsherolds." Heroldsrufe.

Ende April 1840 kehrte Geibel aus Griechenland heim. In demselben Jahre erschien die erste Sammlung seiner Lieder. Damals von der Kritik teils unbeachtet gelassen, teils verunglimpft, wie von Gutzkow, der meinte, „Geibels Lieder seien nach Gesangbuchsmelodien gedichtet," und ihn einen „Schwachkopf in der Poesie" nannte, hat dieses Liederbuch — seit damals noch reich vermehrt — durch seinen inneren Wert sich selbst die Bahn gebrochen und einen von Jahr zu Jahr wachsenden Erfolg gehabt. Tiefe, innige, seelenvolle Töne schlägt der Dichter darin an, wenn er die Liebe, den Frühling, die Wanderlust und das Heimweh besingt; nicht nur die hundert Auflagen seiner „Gedichte" bekunden es, wie lieb ihn unser Volk hat, sondern noch viel mehr die Lust, mit welcher seine Lieder in den Salons und in den Spinnstuben, von Handwerksburschen und Studenten gesungen werden. Und selbst die strengsten Kritiker, die in dieser ersten Sammlung nur „Backfischfutter" erkennen wollen, geben doch zu, daß einige seiner Lieder, wie das entzückende Lied: Erste Gedichtsammlung.

O schneller, mein Roß, mit Hast, mit Hast!
Wie säumig dünkt mich dein Jagen,
In den Wald, in den Wald, meine selige Last,
Mein süßes Geheimnis zu tragen ꝛc.

und so manches andere den Liebeston ganz unvergleichlich getroffen haben.

Heyse über Geibel.

Sehr schön faßte Paul Heyse 1877 den Eindruck dieser ersten Lieder und Geibels Übergang zur politischen Poesie in folgenden Versen zusammen:

Zur Zeit, da laute Zwietracht der Parteien
Die Luft durchhallte Deutschland auf und nieder,
Kamst du mit einem Frühling süßer Lieder,
Vom Tageslärm die Seele zu befreien —
Dir ward, was seltne Sterne nur verleihen:
Dein Lied klang in der Frauen Herzen wieder,
Und strebend schwangst du höher dein Gefieder,
Im Männerkampf stets in den Vorderreihen.

Der Frühling 1841 fand den Dichter, der inzwischen durch den Tod seiner Mutter auf das tiefste erschüttert war, auf dem waldumrauschten Schloß Escheberg bei Kassel, wohin ihn der seinem Vater befreundete Freiherr Karl von der Malsburg eingeladen hatte, der ihn dort bis zum Sommer 1842 „mit einer Art tyrannischer Liebe festhielt." Die reiche, von dem verstorbenen, als Übersetzer Calderons bekannten Bruder des Schloßherrn gesammelte herrliche Bibliothek gab dem Dichter Anlaß, sich in die spanische Poesie zu vertiefen und dieselbe durch meisterhafte Übersetzungen unserem Volke zu eigen zu machen. Die „Freiligrath, dem Dichter und Übersetzer" 1843 gewidmeten „Volkslieder und Romanzen der Spanier" sind die schöne Frucht dieses Studiums, die 1852 dem mit Paul Heyse herausgegebenen „spanischen Liederbuch" einverleibt wurde. Aus dem Studium der spanischen Romanzen ging auch die Tragödie „König Roderich" hervor, die aber trotz Malsburgs Bemühungen in Kassel nicht zur Aufführung gelangen konnte.

Spanisches Liederbuch.

Das herrliche auf Schloß Escheberg verlebte Jahr sah — außer zahlreichen Liedern persönlicher Art — eine Reihe politischer Gedichte entstehen, die im November 1841 in Lübeck erschienen. Es waren die **„Zeitstimmen."** Dem oberflächlichen Leser tritt in denselben manche Übereinstimmung mit der damals laut einherbrausenden Poesie Herweghs entgegen, doch in der Grundanschauung waren die beiden Dichter völlig verschieden. „Geibel," sagt Goedeke, „faßte den Kampf der Zeit wie einen zwischen Licht und Finsternis, Geist und Stoff, Gott und Antichrist auf; er flehte zu dem, dessen Joch sanft und dessen Last leicht ist, um den Geist der Liebe, den Geist des Friedens in der Brust, der auf den Felsen des göttlichen Wortes mit festen Pfeilern gebaut sei; um die Hoffnung, die nicht zu Schanden werden lasse; um Liebe, die im Tode und über den Tod hinaus festhalte; um den Glauben, der die Welt bezwinge."

Zeitstimmen.

Ernst lautet seine Klage über das lebende Geschlecht:

Nichts blieb uns, als die schlimme Kunst, zu zweifeln und zu richten,
Und wenn sich ein Gigant erhebt, so ist er's im Vernichten.

Entschieden mahnt er:

— es wird nicht anders werden,
Bis ihr den Blick nicht himmelwärts erhebt vom Staub der Erden,
Bis ihr dem Geist der Liebe nicht, dem großen Überwinder,
Demütig euer Herz erschließt und werdet wie die Kinder.

Aber die Hoffnung auf eine bessere Zeit hält er zuversichtlich fest, darum hat er das bekannte „Und dräut der Winter noch so sehr, es muß doch Frühling werden" hier eingereiht. Dann lenkt sich sein Blick hinaus in die Welt; er predigt einen Kreuzzug gegen die Muselmänner, läßt im „Alten von Athen" einen Greis seine griechischen Landsleute auffordern, nach Byzanz zu ziehen und das Kreuz auf St. Sophiens Dom zu pflanzen, eifert im „Tscherkessenfürsten" gegen die Unterwerfung unter den Zar, tröstet Italien, indem er es mit Penelope vergleicht, die zwanzig Jahre den Freiern Stand gehalten, bis ihr Odysseus kam:

Abb. 242. Geibels Bildnis aus dem Jahre 1843. Gez. von Otto Spekter.

Deine Söhne zieh zu Männern unter Thränen früh und spat,
Wein und hoff! Es kommt die Stunde, wo auch dein Odysseus naht.

Deutschland endlich mahnt er im „Gesicht im Walde," das „Schwert des Geistes, welches nie zerbricht, zu bereiten." In dem Liede „Auf dem Rhein" tritt er offen für Deutschlands Einheitsbestrebungen auf, aber er will eine mächtige Staateneinheit, nicht einen Einheitsstaat, darum läßt er den dreißig Fürstenthronen noch ihr Recht und ihren Platz:

O heil'ger Strom, behüt dich Gott! O deutsches Reich, sei stark und eins,
Soweit das deutsche Wort erklingt, soweit man trinkt des deutschen Weins,
Halt fest zusammen, doch nicht wie ein Bettlermantel bunt geflickt,
Nein, einem Banner sei du gleich, in dreißig Farben froh gestickt —
Kein Haufen sei von rohem Stein, der formlos sich zusammenfand,
Nein, ein Gebäude stolz und hoch gefügt von eines Meisters Hand,
Mit Giebeln und Altan geschmückt, mit Bogen, Erkern, Zinn' und Turm,
Aus sichern Pfeilern aufgeführt zum Trotz dem Wetter und dem Sturm.

Erst nachdem die „Zeitstimmen" erschienen waren, wurde Geibel mit Herweghs Gedichten bekannt: im Februar 1842 entstand das S. 697 f. erwähnte Lied „An Georg Herwegh," das sein Schwager in Lübeck als Anhang zu einer Übersetzung drucken ließ und das erst Hitzig aus diesem Versteck hervorzog, indem er es im „Berliner Gesellschafter" veröffentlichte. Das Geschrei, das darob „die edle deutsche Journalwelt" erhob, empfing Geibel, als er endlich sich von Escheberg losriß und nach Lübeck zurückkehrte. Aber die Zahl seiner Freunde war inzwischen auch gewachsen: die „Gedichte" wie die „Zeitstimmen" mußten in zweiter Auflage erscheinen. Noch wichtiger war es, daß König Friedrich Wilhelm IV ihm ein lebenslängliches Jahresgehalt von 300 Thalern „zur ungestörten Fortführung seiner poetischen Studien" gewährte. Noch vor Jahresschluß 1842 konnte er dem König in dem männlich schönen Gedicht danken, in dem er es offen hervorhebt:

Ich habe nie nach Gunst gerungen,
Ich sang allein, was ich gemußt —

in dem er jubelt, daß ihm nun „ein Leben wie's im grünen Laube der freie Vogel singend führt," beschert sei, und dann sich über seine Dichterziele dahin ausspricht:

Kein eitel Spielwerk ist mein Singen,
Ich spür' in mir des Geistes Wehn;
Und ob auch der Vernichtung Tönen
Der Haufe rasch entgegenflammt:
Zu baun, zu bilden, zu versöhnen,
Fürwahr, mich dünkt's ein besser Amt.

Es folgten nun für den Dichter „gesangerfüllte Wanderjahre, durch Freud und Leid vom Lied getragen." Den Sommer 1843 verlebte er in St. Goar mit Freiligrath und Levin Schücking: im Herbste weilte er einige Zeit bei Kerner, den Winter in Stuttgart, wo sein obenerwähnter erster dramatischer Versuch „König Roderich" gedruckt, von ihm aber selbst bald nach dem Erscheinen verworfen wurde. Der Mißerfolg, den das Stück 1846 bei der Aufführung in Weimar erlebte, bestätigte sein eigenes Urteil.

König Roderich.

Aus Württemberg war Geibel bald nach Ostern 1844 in die Vaterstadt heimgekehrt. Der Sommer war trübe für ihn; zu körperlichen Leiden kam der Schmerz über die politischen Zustände im Vaterlande.

Deutschland ist todkrank — schlagt ihm eine Ader!

rief er damals in trübster Stimmung; dazu kam das Gebet um einen Mann:

Ein Mann ist Not, ein Nibelungenenkel
Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner,
Mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel.

Im Herbste ging er nach Hannover, wo er Karl Goedekes persönliche Bekanntschaft machte, die bald zur Freundschaft wurde. Sie konnten sich aussprechen über Freiligraths „Glaubensbekenntnis," das Geibel von Hamburg mitgebracht und das ihn tief erschüttert hatte. „Er war," sagt Goedeke, „von dem unerwarteten Schritte des St. Goarer

Freundes innerlich wie gelähmt. Nicht daß er einen Augenblick über seine eigne Bahn irre geworden wäre, aber sein ganzes Leben in St. Goar kam ihm wie ein lügenhafter Traum vor." Der Freund, den er für „gleichgestimmt" gehalten, hatte nun in den Weg eingelenkt, den Geibel so scharf zurückgewiesen:

Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen,
Doch hass' ich eins noch grimmer als Despoten:
Das ist der Pöbel, wenn er sich den roten
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.

Bald danach finden wir Geibel in Schlesien bei Graf Strachwitz, einem jugendlichen, geistesverwandten Dichter, der ihm die „Lieder eines Erwachenden" zugesandt und ihn zugleich zu sich eingeladen hatte. Doch nicht lange duldete es ihn dort, er erzählt:

Wo ich weilte, im vielbewegten Stadtgewühl
Auf stillem Landsitz, immer wieder strebte mir
Das Herz zur Heimat.

Das Jahr 1845 war ein sehr liederreiches. Eröffnet wurde es mit dem ergreifenden „Gebet":

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir —

dann, um sich von dem immer noch nachwirkenden Eindrucke, den Freiligraths Übertritt zu den Radikalen auf ihn gemacht, zu erholen, entschlug er sich, wie Goedeke erzählt, „der grübelnden, in sich selbst wühlenden Lyrik und wandte sich Stoffen zu, die eine objektivere Behandlung verlangten," d. h. epischen Stoffen. In jener Zeit entstanden die „Balladen vom Pagen und der Königstochter", das kleine lyrische Epos „König Sigurds Brautfahrt" u. a. Auf einer Harzreise, die er im Sommer mit Goedeke machte, sang er auch wieder manch ernstes und heiteres Lied; im Herbst führten ihn die Zeitereignisse aber in die Politik zurück. Die Anmaßung des Dänenkönigs, der seiner Vaterstadt die Erlaubnis weigerte, ein Stück Eisenbahn durch lauenburgisches Gebiet zu führen, veranlaßte ihn zu dem zornsprühenden „Ruf von der Trave", in welchem er — natürlich vergeblich — den deutschen Bund aufrief, den Trotz des Feindes zu dämmen. Da zeigte er in der Vision „Eine Septembernacht", wie man's machen müsse: man solle Dänemark den Sundzoll nehmen. Wann würde das geschehen? Wenn Deutschland eins wäre. Aber wie soll Deutschland eins werden? In dem Gedicht „Durch tiefe Nacht" lauscht er dem Lied vom deutschen Kaiser — tausend harren mit ihm und halten Wacht, ob rot der Tag erscheine —

Epische Gedichte.

Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leis und leiser —
Wann weckst du sie mit Drommetenlaut?
Wann führst du sie heim, mein Kaiser?

In Berlin, wohin er im November ging, überzeugte er sich freilich, wie weit noch die Erfüllung dieser Wünsche entfernt sei; den leichtsinnigen „Männern und Weibern von Babylon" rief er damals ein ernstes „Mene Tekel" zu; die „Gewaltsamen" in kirchlichen Dingen mahnte er:

Der heil'ge Geist ist Gottes freie Gabe,
Das Wort ein Fels, ein ew'ger. Meint ihr gar,
Daß ihr ihn stützen mögt mit eurem Stabe?
Doch glaubt, ob Menschensatzung mag zerschellen,
Der wahren Kirche dreimal heilig Schiff
Treibt gleich der Arche sicher auf den Wellen!

Der Dänenkönig war inzwischen bei dem ersten Schritte nicht stehen geblieben; in dem berüchtigten „offenen Briefe" erklärte er 1846 die Elbherzogtümer für „Teile des

dänischen Gesamtstaates.“ Geibel antwortete in seinem schwunghaften „Protestlied“ mit dem eindrücklichen Refrain:

Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben,

Sonette für Schleswig-Holstein.

dann in den zwölf „Sonetten für Schleswig-Holstein“, die den Blick weit über die augenblicklich schwebende Frage hinausschweifen ließen, die Deutschland erinnerten an alle Verluste, die es bereits erlitten, vor allem an das Elsaß, „den Blutrubin in unsers Reichs Geschmeide“, die aber auch prophetischen Trost hatten für die Zukunft. Da läßt er das alte Münster von Straßburg sagen:

Auch meine Knechtschaft wird nicht ewig dauern,
Einst werd ich ausgelöst mit Schwertesstreichen.

In Dänemark wurden diese Sonette verboten, in Deutschland von den Zeitschriften totgeschwiegen, von den zuständigen Autoritäten unbeachtet gelassen. Der Dichter ließ sich aber dadurch nicht beirren; immer aufs neue ließ er seine Heroldsrufe für Kaiser und Reich ertönen zwischen den anderen Dichtungen, die seiner vielbesaiteten Harfe entquollen. Ich hebe daraus nur hervor das geistreiche Lustspiel „Meister Andrea“, das für den damaligen Prinzen von Preußen (Kaiser Wilhelm I) gedichtet und in dessen Palais am 7. April 1847 aufgeführt wurde. Eine Reise, die er im Sommer mit Franz Kugler durch Süddeutschland machte, regte ihn zu dem hymnusartigen Liede „Die junge Zeit“ an. Aller Fortschritte der Neuzeit wird darin gedacht, auch freudig an den Umstand erinnert, daß „frohlockend der Stamm im Bruderstamme sein eigenes Blut spürt“, aber ob er wohl der jungen Zeit von Erz ein Glückauf wünscht, kann er sich doch der Furcht nicht entschlagen, die er ihr mahnend vorhält:

Meister Andrea.

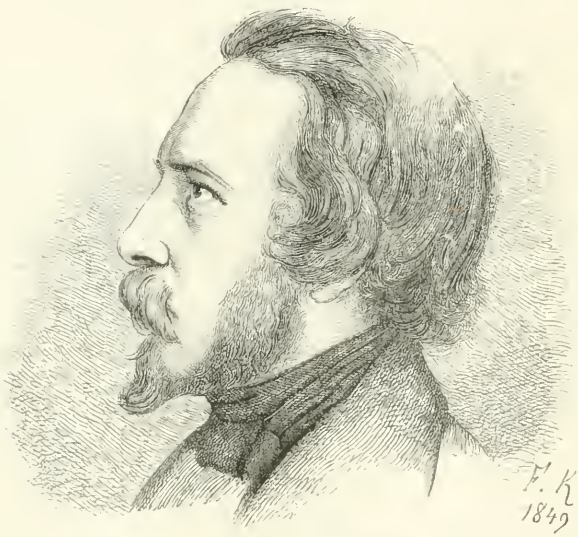


Abb. 243. Geibels Bildnis aus dem Jahre 1849, gez. von Franz Kugler.

Du möchtest einst im Rauche deiner Essen,
Im Trotze deines Riesenwerks vergessen
Daß droben einer sitzt auf ew'gem Thron,
So lang vergessen, bis er in Gewittern
Herabsteigt, was du bautest, zu zersplittern
Wie jenen Turm von Babylon.

Im Spätjahr 1847 erschien die zweite Sammlung Geibelscher Gedichte, die er „**Juniuslieder**“ nannte, „weil sie meistens in der hohen Sommerzeit seines Lebens entstanden waren.“ Sie enthalten die seit 1841 gesammelten, zum Teil von mir in Vorstehendem erwähnten Gedichte und bekunden von Jahr zu Jahr unverkennbare Fortschritte in der Entwickelung des Dichters.

Juniuslieder.

Die wüsten Märztage des Jahres 1848 erschütterten Geibel aufs allertiefste. Es war geschehen, wogegen er stets so energisch protestiert hatte: der Pöbel hatte sich den zerfetzten Königsmantel umgeschlagen. Wehmütig klagt er da:

Mein Herz, so freudig einst, so weit,
Hat keine Lust an dieser Zeit,
Wo weise Lippe Thorheit spricht
Und deutsche Treu wie Glas zerbricht.

Das ist mein Gram zu jeder Stund;
Sie bann und legen keinen Grund,
Sie rechten sonder Maß und Huld
Und tilgen Schuld mit größrer Schuld.

Wohl kannte er die Quelle des unwandelbaren Trostes:

O nimm mich, Herr, in deine Hut
Und gib mir einen festen Mut,

Daß ich getrost den schweren Tag,
Wie einst den guten, tragen mag.

Dennoch verstummte seine Muse für lange Zeit, und er suchte in einer bisher ihm wenig sympathischen Arbeit Trost: für einen in die Frankfurter Nationalversammlung berufenen Freund übernahm er dessen Unterricht am Gymnasium und erteilte denselben zur großen Freude der Schüler bis Johannis 1849.

Inzwischen hatte ihm die erstarkte Bewegung des deutschen Volkes gegen Dänemark wohlgethan, und noch mehr der lebhaft zu Tage tretende Drang der deutschen Stämme nach einheitlicher Gestaltung des Vaterlandes; aber nur zu bitter hatten der Malmöer Waffenstillstand und die Mordszenen in Frankfurt ihn wieder enttäuscht, und dazu waren dann noch die Greuel in Wien gekommen. Dennoch gab er nicht alle Hoffnung auf; im Winter von 1848 auf 1849 arbeitete er mit freudiger Energie an einem Drama, dessen Stoff sozusagen in der Luft lag. Es handelte von Heinrich I, „dem mannhaften Wiederbringer des deutschen Reiches." Der erste Akt spiegelt die Aufregung und Verwirrung der Gegenwart in den Zuständen des deutschen Reiches zu Kaiser Konrads Zeiten trefflich ab. Auf dem Sterbelager empfiehlt Konrad aus Liebe zu seinem Volke den Sachsen Heinrich, seinen Feind, zum Nachfolger. Die Wahl erfolgt, Heinrich nimmt sie zum Heile Deutschlands an. Geibel hatte gehofft, dasselbe würde Friedrich Wilhelm IV thun, als ihm von Frankfurt aus die deutsche Kaiserkrone dargeboten wurde. Aber Preußens König mußte aus Gründen ablehnen, die er in dem bekannten Briefe an E. M. Arndt darlegte, und damit war Geibels Stück zu Ende. Schmerzlich klagte er damals: Heinrich I.

Ist's doch ein Traum gewesen,
Der sonder Spur verschwand,
Daß du, mein deutsches Land,
Noch einmal seist zu Ehren auserlesen.

Und wo in vor'gen Tagen
Der Stuhl des Kaisers stand,
Wächst fort das Gras; das muß ich
ewig klagen.

Noch eingehender hat er der Freude über die Kaiserwahl und seinem Schmerz über die Enttäuschung Worte geliehen in dem Gedicht „Ein Gedenkblatt", das mit dem Seufzer schließt:

— O wann bringt ein Tag
Dem Vaterlande die Gestirnung wieder?

Aber dennoch blieb er treu der Fahne, zu der er geschworen, und er schwang sie stark in Hoffnung für Kaiser und Reich:

Bis sie dich durchbohren,
Trutze drum und ficht;
Gib dich selbst verloren,
Nur dein Banner nicht!

Andre werden's schwingen,
Wenn man dich begräbt,
Und das Heil erringen,
Das dir vorgeschwebt.

Und 1851 sang er froh von dem „Tage der Erfüllung":

Jener Morgen von Gott gesandt,
Der bei klingendem Schwerterstreich

Im zerstückelten Vaterland
Neu aufrichtet das deutsche Reich.

Seine Gymnasialthätigkeit hatte ihm den Anlaß zu eingehendem Studium der mittelalterlichen Litteratur gegeben: auch das lenkte seine Gedanken von der Gegenwart ab und seine Poesie in neue Pfade. Es erwuchsen daraus die Entwürfe zu „Brunhild" und „Sophonisbe" und die Gedichte „Gudrun", „Volker" ꝛc. Auch sonst war das Jahr 1849 reich an Gedichten trotz eigener Krankheit und trotz der Trauer um den Tod des ältesten Bruders. Eine neue Anregung gewährte die Bekanntschaft mit dem Fürsten

Carolath, der ihn auf seine Güter in Schlesien einlud, im nächsten Jahre ihn in Gastein als Gast in seinem Hotel empfing, dann ihn mit nach Wien und wieder nach Schlesien nahm, wo er bis Ende 1850 blieb. Dort entstand u. a. der „Mythus vom Dampfe", der eine durchaus originelle Auffassung des von anderen Dichtern schon behandelten Themas darbot. Der Dampf, das starke Riesenkind, aus dem von Menschen erzwungenen Bunde der Meerfei im Kristallpalast und dem in den Lüften rastlos schwebenden Feuergeiste geboren, sträubt sich gegen das ihm auferlegte Joch und den Knechtsdienst, den er zu Land und zu Wasser, in Eisenwerken und Fabriken leisten muß; er knirscht ingrimmig in sein Joch und droht mit seiner einstigen Befreiung, die zugleich ein Strafgericht über den Hochmut der Menschen sein würde:

Mythus vom Dampfe.

Wenn dann von euren Königssesseln / Dann springen jählings unsere Fesseln,
Ihr greifet nach des Himmels Schein: / Dann bricht der Tag des Zorns herein.

Auch die Bekanntschaft und Freundschaft mit Paul Heyse fällt in diese Jahre; die erste gemeinsame Arbeit, die daraus erwuchs, war das schon oben erwähnte „Spanische Liederbuch", das 1851 erschien.

Im Spätherbst desselben Jahres verlobte sich Geibel in seiner Vaterstadt mit Amanda Trummer, der siebzehnjährigen Tochter eines dort früh verstorbenen Advokaten, und am 26. August 1852 wurden sie vermählt. In München gründeten sie ihr Heimwesen — dorthin hatte schon im Januar der kunstsinnige König Maximilian II von Bayern den Dichter als Ehrenprofessor der Universität berufen. Es war eine — wenn auch nicht glänzend honorierte — doch ehrenvolle und angenehme Stellung: nur im Winter war er an die Isarstadt gebunden und verpflichtet, über deutsche Litteratur und Ästhetik Vorlesungen zu halten, den Sommer konnte er nach seinem Belieben verwenden. Bald danach wurde er durch Verleihung des 1853 gestifteten Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft geehrt; dazu kam der Kronenorden, mit dem der persönliche Adel verbunden war.

Geibels Vermählung.

In München.

Die Stellung zum König war bis zu dessen Tode eine ungetrübt freundschaftliche und in jeder Beziehung freie: der Dichter hielt sich aufs strengste von allen politischen Dingen fern, wahrte sich aber volle Freiheit für seine Poesie. „Als einst in einem Konzerte", erzählt Goedeke, „Geibels Gedicht des „Alten im Barte" oder wie er es später nannte „Durch tiefe Nacht" (vgl. S. 702), das 1845 in Lübeck entstanden war, gesungen wurde und der König den Schluß, wann der Kaiser die Braut Deutschland heimführen werde, bedenklich fand, erwiderte Geibel ohne Bedenken: er sei geboren, wo das Lied entstanden, und der König habe ihm selbst seine dortigen Staatsbürgerrechte vorbehalten. Lächelnd meinte der Fürst, er werde ihrer hoffentlich nicht bedürfen."

Dennoch zog es den Dichter oft in die Heimat, namentlich als am 21. November 1855 sein junges Eheglück durch den Tod seiner „Ada", die ihm 1853 ein Töchterchen geschenkt hatte, ein nur zu schnelles Ende nahm.

Adas Tod.

Wachst du noch einmal auf zum Schmerz
Aus dumpfem Schlaf, zerdrücktes Herz?
Was schlägst du noch? O Gott, sie haben
Mein Weib und all mein Glück begraben,

klagt er in den „Ada" betitelten Tagebuchblättern, die zart und innig alles zusammen fassen, was sie ihm gewesen. In einem Schlußliede kommt Beruhigung über ihn; in Träumen sieht er sie, vom stillen Glanz der Ewigkeit umwoben, wenn auch nur flüchtig, aber

Ein Hauch ist über mir geblieben, / Das süße Wissen, daß dein Lieben
Ein Trost, wie ihn das Pfingstfest bringt, / Auch durch den Tod noch zu mir dringt.

In die Münchener Zeit fallen, trotz dieses herben Wehs und trotz des fast immer leidenden Zustandes des Witwers, eine Reihe bedeutender und anmutiger Gedichte. Ich nenne von größeren nur: „Der Bildhauer des Hadrian", dann „Tiberius" und „Ischarioth." Im Jahre 1856 erschien eine Sammlung: „Neue Gedichte;"

1864 die „Gedichte und Gedenkblätter." Auch die in Lübeck geplanten Tragödien „Brunhild" und „Sophonisbe" (letztere erst 1868 erschienen) kamen in München zur Vollendung; der Entwickelungsgang des modernen Dramas wird mir weiterhin noch Anlaß geben, auf dieselben zurückzukommen. Auch die höchst bedeutsame und wertvolle Übersetzerthätigkeit Geibels rastete in diesen Jahren nicht: 1860 gab er mit F. A. v. Schack den „Romanzero der Spanier und Portugiesen", 1862 mit H. Leuthold die „Fünf Bücher französischer Lyrik" heraus. Übersetzungen.

Daneben ließen sich die nationalpolitischen Klänge von Zeit zu Zeit vernehmen. 1857 rief er in „Ungeduld" aus:

Wir können's kaum erwarten: | Wann wird im deutschen Garten
Wann wird die Eiche grün? | Die Kaiserkrone blühn?

1858 fragte er, in Anlehnung an das mannigfaltige und doch einheitliche Bild der Regenbogenfarben:

O wann rauschen so verschlungen
Eure Farben Süd und Nord?

1859 mahnt er aufs neue: „Seid eins!" und sagte einen siegreichen Krieg mit Frankreich voraus:

Einst geschieht's, da wird die Schmach | Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Seines Volks der Herr zerbrechen; | Wird im Donner wieder sprechen ꝛc.

und zum Schluß hieß es:

Steig als Phönix draus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!

1860 rühmte er etwas optimistisch in dem Gedichte „Tempora mutantur", das was einst vom Kaiser und Reich nur hier und dort geflüstert worden: „Heut rauscht es fort im Volk von tausend Zungen."

1861 tröstet ihn die „Geschichte", die „im Wirrsal dieser Tage sich zur Prophetin Gott ersah:"

Und ob sich rings Gewitter türmen | Uns schwant, daß auch in diesen Stürmen
In West und Ost um unsern Pfad, | Ein gottgesandter Frühling naht.

In „Deutschlands Beruf" bricht die Kaiseridee aufs neue machtvoll durch:

Sucht zum Lenken und zum Schlichten | Jeder Stamm, wie er's erkor,
Eine schwerterprobte Hand, | Aber über alle rage
Die den güldnen Apfel halte | Stolzentfaltet eins empor,
Und des Reichs in Treuen walte. | Hoch, im Schmuck der Eichenreiser
Sein gefürstet Banner trage | Wall' es vor dem deutschen Kaiser.

Jubelnd begrüßt er den Krieg wider Dänemark 1864 und feiert dann voll Freude den Tag von Düppel:

Im sonnigen Meere nun spiegelt sich aufs neu
Die preußische Ehre, die alte deutsche Treu.

Und als 1865 in der preußischen Konfliktszeit die Wogen der Parteien wieder hochgingen, da weist er es, wie einst 1843, mannhaft zurück, zu einer von ihnen zu schwören:

Eh' sie diente, der Volksparteien | Lieber wollt' ich am nächsten Stein
Zwietracht weiterzutragen, | Diese Harfe zerschlagen.

Und auch damals hielt er zuversichtlich fest an dem „Wort vom deutschen Reiche" und rief sich und anderen zum Trost:

Drum wie's auch tost,
Herz sei getrost!
Das Reich wird dennoch kommen.

Darum konnte er auch 1866 ganz anders mitfeiern, als die erst nach dem Tage von Königgrätz bekehrten Dichter, konnte „den schwarzen Aar vom Norden, der seiner

Schwingen Kraft erprobt", jauchzend begrüßen: freilich durfte er sich mit dem norddeutschen Bunde noch nicht zufrieden geben, er konnte die Zeit nicht erwarten, wo

Brausend auch die letzten Schranken
Spült hinunter dann der Main.
O wann kommst du, Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz mir zeigt,
Da des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet steigt,
Da ein Geist der Eintracht drinnen
Wie am Pfingstfest niederzückt,
Und des Kaisers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit schmückt!

Aus dem Jahre 1867 enthalten die „Heroldsrufe" acht Lieder. Da jauchzt er im Frühling:

An der tausendjähr'gen Eiche
Drängt sich junger Knospen Schwall,
Ein prophetisch Lied vom Reiche
Schmettert drein die Nachtigall.

„Vorwärts" ruft er, da „das Haus am Main, ohnmächt'ger Zwietracht Herd, zertrümmert liegt"

Und überm Schutt, auf bessern Fels gegründet,
Steigt auf der Bau, der schon das Reich verkündet.

Am Tage des Aufziehens der Bundesflagge singt er ein „hanseatisches Festlied", in dem aufs neue die Hoffnung durchleuchtet:

Bald hält ein junger Kaiseraar
Ob deinem Schilde Wacht —

In den „Salzburger Tagen" gibt er den Rat:

Stämme wälz und Quaderstücke
An den Main und wirf die Brücke
Über den entsühnten Strom,
Und, den dort die Fluten waschen,
Aus den Aschen
Richt empor den Kaiserdom!

Im Oktober 1867 läßt er den „Ruf über den Main" erschallen an die Schwaben und Bayern, es Eberhard nachzuthun, der „die Krone, danach er selbst begehrt, des Nordens starkem Sohne darbot am Vogelherd" und „dem Haupt, das Gott erkoren, die Kaiserkrone" darzubringen. Man fühlt es, daß er immer deutlicher anknüpft, wo er 1849 nach dem Schluß des ersten Aktes seines „König Heinrich" abgebrochen, bei der Idee, daß die Kaiserkrone dem Hause Hohenzollern gebühre. Noch deutlicher sprach er diese Hoffnung aus in einem Gedichte: „An König Wilhelm", mit dem er im Namen seiner Vaterstadt am 13. September 1868 deren hohen Gast begrüßte. Das wunderschöne Lied schloß mit dem aus vollstem Herzen kommenden Wunsche:

Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Das steigerte das seit König Max' Tode oft hervorgetretene Mißfallen in München auf den höchsten Grad. Derselbe König Ludwig, der drei Jahre später dem Preußenkönig die Kaiserkrone entgegentrug, setzte dem „Kaiserherold" gewissermaßen den Stuhl vor die Thür. Auch die Pension aus der Kabinettskasse wurde ihm entzogen.

Rückkehr nach Lübeck.

Geibel ließ sich das nicht sehr anfechten — er kehrte gern in sein Lübeck zurück; der September aber brachte noch ein höchst charakteristisches prophetisches Lied. Der Dichter sieht im roten Abendstrahl drei Vögel fliegen: einen schwarzen Raben von Rom, dessen Herr ein riesiges Netz auswirft, das aber — zerreißt; einen grauen Habicht vom Seinestrand, dessen Herr, der kranke Leu, den wankenden Boden fühlt und ausruft:

Was wähl' ich, mich zu retten,
Freiheit oder Krieg?

endlich eine weiße Taube:

Was bringst du, weiße Taube?
Du schwangst dich auf am Main —
Ein schwarzes Wetter sah ich
Vergehn in Sonnenschein.

Ein Regenbogen wölbte
Sich glorreich überm Strom,
Und wachsend aus den Trümmern
Stieg auf der Kaiserdom.

Seit dreißig Jahren hatte Geibel — unbeirrt durch alle Wechselfälle im politischen Leben und alle Zurufe der Parteien — für Kaiser und Reich, für ein geeintes

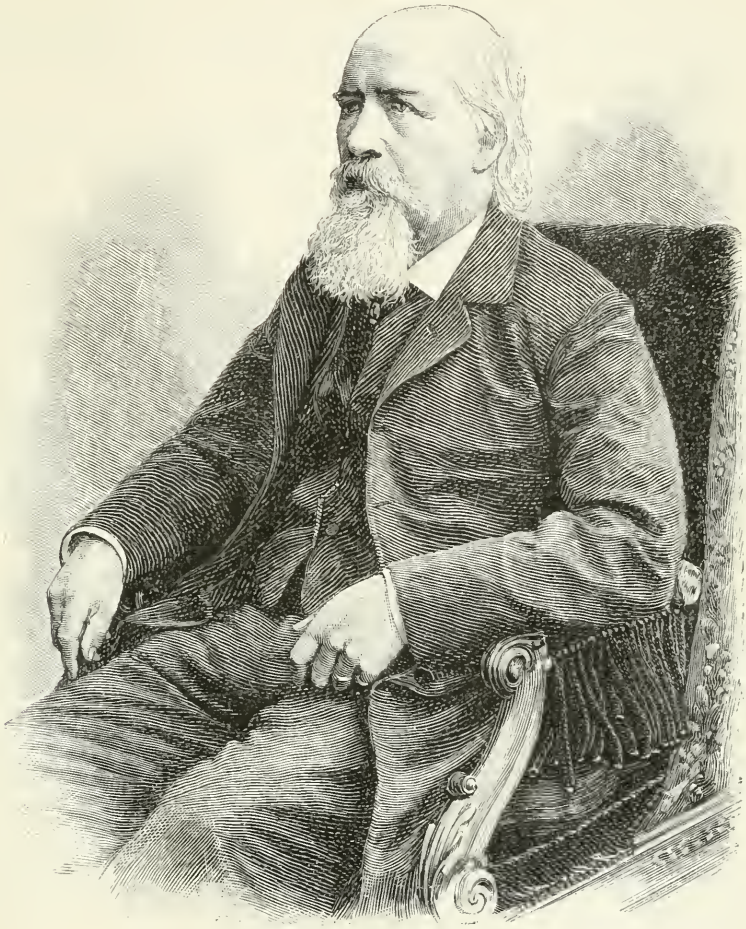


Abb. 244. Emanuel Geibel im Jahr seines Todes 1884.

Deutschland unter dem Hohenzollernbanner gesungen und gerungen: ja schon in der ersten Sammlung seiner Gedichte erblickt er in Sanssouci

— den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars von Hohenzollern,
Der schon den Doppelaar gebändigt —

und von dem erwachenden Barbarossa läßt er sich in seiner Ungeduld belehren, daß der Lenz kommen wird „plötzlich geboren über Nacht."

Und nun kam das Jahr 1870 und brachte die endliche Erfüllung seiner kühnsten

Träume und Vorhersagungen. Geibels Lieder aus jener ruhmvollen Zeit sind noch in unser aller Erinnerung — ich werde darauf zurückkommen, wenn ich die gesamte patriotische Dichtung jener Zeit ins Auge fasse.

Das folgende Jahrzehnt, in welchem ein tiefgewurzeltes unheilbares inneres Leiden ihm wachsende Qualen brachte, ließ trotzdem manche dichterische Frucht heranreifen: 1875 das „Klassische Liederbuch," welches griechische und römische Dichtungen in trefflicher Verdeutschung enthielt, 1877 die „Spätherbstblätter." Die Nachlese, welche diese Sammlung beut, ist reich an mancher köstlichen Frucht, aber es klingt doch wie ein Abschied, wenn er sagt:

Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel,
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Doch nicht in klagenden Akkorden
Hinsterben soll mein Harfenschlag,
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Drum ich beglückt mich preisen mag

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich
Und legt' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.

Seit 1872 war dem lange Vereinsamten durch die Vermählung seiner einzigen Tochter mit Ferdinand Fehling ein erneutes häusliches Glück erblüht: in den Enkeln lebte der greise Dichter wieder auf. 1881 dichtete er das anmutige Sprichwort: „Echtes Gold wird klar im Feuer." Dann folgte die Gesamtausgabe seiner Werke, die letzte Arbeit seines Lebens. Sie zeigt, wie reich sein dichterisches Schaffen gewesen; sie zeigt auch, daß er sich zu beschränken verstand. Gar manches hat er ausgeschieden, was die Einzelausgaben enthielten, und zahlreiche Dichtungen, die er geschaffen, hat er nie zum Druck gelangen lassen. Demut war durchweg der Grundzug seines Wesens, das sich am schönsten in den Worten ausspricht:

Ein Strahl Poesie
Beschien mir die Pfade,
Ich spürt' ihn als Gnade
Und rühmte mich nie.

Geibels Tod.

Und er hat den Lohn der Demut empfangen. Als er am Palmsonntagsmorgen, den 6. April 1884, von seinen peinvollen Schmerzen durch einen sanften Tod erlöst worden war, hat unser Volk um ihn sechs Tage lang die Trauerklage ertönen lassen, und am Ostersonnabend hat ihn seine Vaterstadt wie einen Fürsten bestattet. Zu Häupten seines Sarges aber lagen die einst so vielgeschmähten Jugendgedichte, die durch den Wortschwall des Jungen Deutschlands nicht durchdringen zu können schienen, in der hundertsten Auflage, und Deutschlands Kronprinz, wie sein Kanzler hatten Lorbeerkränze hinzugefügt.

Außer der Geibelschen trieb die national-politische Poesie nur ganz vereinzelte und rasch vergängliche Blüten in den vierziger Jahren. „Für Schleswig-Holstein" ließ sich u. a. Julius Rodenberg in geharnischten Sonetten vernehmen; aber nur ein Lied brach sich wirklich Bahn und wurde zum Volksliede, das „Lied von Schleswig-Holstein:"

Schleswig-Holstein.

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht ꝛc.

welches, von H. Straß gedichtet und von M. F. Chemnitz in die seitdem beibehaltene bekannte Form umgegossen, von 1849 an durch ganz Deutschland gesungen wurde.

Unter den Dichtern, die in den vierziger Jahren der zum Aufruhr herausfordernden Poesie entgegenzutreten wagten, verweile ich eingehender nur noch bei dem schon vorhin erwähnten **Graf Strachwitz**, dem freilich nur eine kurze Dichterblüte vergönnt war.

Moritz Graf Strachwitz, aus altem schlesischen Adelsgeschlechte, wurde am 13. März 1822 zu Frankenstein in Schlesien, nahe dem väterlichen Gute Peterwitz geboren. Im nächsten Verkehr mit der herrlichen Natur seiner Heimat aufgewachsen, durch alle Arten von Leibesübungen gekräftigt, dazu im elterlichen Hause auf das sorgfältigste geistig vorgebildet, kam er auf das Gymnasium zu Glatz, später nach Schweidnitz, wo sein Sinn für Goethe nicht minder als für die alten Klassiker geweckt ward. Insbesondere waren Geschichte und Sage sein Element: er vertiefte sich gründlich in beides — seine Balladen und Romanzen sproßten aus diesem Boden hervor. — Sehr früh regte sich der poetische Trieb: neun Jahre alt trug er am Geburtstag des Königs ein eigenes Gedicht „Arthurs Tafelrunde“ vor; auf dem Gymnasium entstanden die „Lieder eines Erwachenden“, mit denen der zwanzigjährige Jüngling „keck und sicher in den deutschen Dichterkreis“ trat. In Breslau und Berlin studierte er ohne sonderliches Interesse Jura; in Berlin insbesondere war sein Leben geteilt zwischen dem lockeren Treiben jungadliger Kreise und dem Anteil an dem Poetenverein des s. g. Tunnel, dem damals u. a. Louis Schneider, Franz Kugler, Scherenberg und Theodor Fontane angehörten. Aber auch so duldete es ihn nicht lange in der „Stadt der Kritik und Politik,“ wie er Berlin in seinem Lied „An die Romantik“ nennt. Er eilte, sein erstes juristisches Examen zu machen, aber ehe er noch zur praktischen Arbeit gelangte, suchte er neue poetische Anregung auf einer Nordlandsfahrt nach Norwegen und Schweden. Diesem an dichterischer Ausbeute reichen Ausfluge folgte 1847 eine Reise nach Italien, wo ihn die „Stadt der Poeten“, die alte Meereskönigin Venedig, besonders anzog. Krankheit zwang ihn, in die Heimat zurückzukehren; in Wien blieb er liegen, und dort starb er unter der Pflege einer älteren Verwandten am 11. Dezember 1847. Auf dem Sterbebette wurde ihm ein Exemplar seiner „Neuen Gedichte“ überreicht. Die neuerdings erschienene siebente Auflage seiner sämtlichen Gedichte hat sein einstiger Schulfreund, der bekannte Germanist Karl Weinhold, mit einem trefflichen Lebensbilde des Dichters begleitet. Strachwitz.

Die beiden Sammlungen der Lieder Strachwitzs, zwischen denen fünf Jahre liegen, kennzeichnen wie offene Tagebuchblätter den Übergang vom Jüngling zum Manne. In den „Liedern eines Erwachenden“ braust es wie junger feuriger Most: man wird bald an Friedrich Stolberg (S. 365 ff.), bald an Herwegh erinnert; doch klingt es anders als bei dem letzteren, wann und wo Strachwitz an sein Schwert schlägt; „es sitzt etwas, d. h. Mut und Wahrheit, hinter dem geharnischten Wort“, bemerkt Wilh. Herbst in einer Charakteristik des Dichters. Und bei aller mit ihm oft durchgehenden Glutphantasie, die nach „Völkergroll und Völkermord“, nach „Klingenwechsel und Schwerterblitz“ ungestüm verlangt, bei allem burschikosen Aufbegehren und jugendlich unfertigen Wesen wird man doch von seiner tiefen Empfänglichkeit für das Schöne und Große in Natur- und Menschenleben sympathisch berührt. — In den „Neuen Gedichten“ macht er dann Front wider die unsittlichen und revolutionären Zeitrichtungen. Im „Prolog“ entfaltet er sein Banner, vor allem wider Heinrich Heine und Genossen: Lieder eines Erwachenden. Neue Gedichte.

Frei blaut auch mir des Geistes kühnste Ferne,
Doch hab' ich nicht verlernt, vor Gott zu beten,
Von Frauenliebe sing' ich gar zu gerne,
Drum hab' ich nie mit Füßen sie getreten;
So kann ich nicht wie eure jüngsten Sterne,
Die Zwitter vom Roué und vom Propheten,
Den höchsten Gott und dann mein Lieb bewitzeln,
Ich mag euch nicht mit solchem Schmutze kitzeln.

In dem „Gordischen Knoten“ protestiert er lebhaft wider die „Männer des ewigen Nein“ und die „Tyrannenvertreiber“, die „mit Fleiß und List ihre Schlingen in einander weben“, aber er tröstet sich damit:

Wenn der gordische Knoten fertig ist,
Schickt Gott den Alexander.

Das ergreifende Lied: „Der Himmel ist blau", in welchem er sich selbst ermahnt, sein Herz loszureißen von Selbstsucht und Sinnengenuß und des Vaterlandes zu gedenken, hebt an:

Der Himmel ist blau! Den grünen Pokal
Mit rinnendem Golde befeuchtet!
Wer trinkt nicht gern, wenn der Sonnenstrahl
In Rheinweinperlen leuchtet!

Zerschmettre den Römer an der Wand,
Mit Thränen die Lippe wasche
Und traure um dein Vaterland
In Asche, in Asche!

und es schließt mit der Klage:

Es hungert das Volk, und die Bösen schrein
Den Aufruhr ihm in die Herzen!
Da ist kein Glaubens-, kein Liebesband,

Sie reißen's mit frechen Händen:
Wie soll, o Herr, mit dem Vaterland
Das enden, das enden!

In dem bedeutendsten und mannhaftesten seiner Lieder, „Germania", tönt das nahende Grollen der Revolution warnend und mahnend hindurch:

Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien
Und Getreuen,
Land der Adler und der Leuen,
Land, du bist dem Tode nah,
Sieh dich um, Germania!

Lautes Zürnen, leises Munkeln,
Lüge, die da würgt im Dunkeln,
Zucht und Glaube
Tief im Staube,
Und der Zweifel würgt die Taube,
Immer nein! und nimmer ja!
Sage Ja, Germania! — —

Dumpf in dir, o Kaiserwiege,
Gärt der Keim der Bürgerkriege,
Tausend Zungen
Sind gedungen,
Tausend Speere sind geschwungen,
Fieberträumend liegst du da.
Schüttle dich, Germania!

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüte.
Völkerwehre,
Stern der Ehre,
Daß du strahlst von Meer zu Meere,
Und dein Wort sei fern und nah
Und dein Schwert, Germania!

Während in Strachwitz das religiöse Moment nur leise anklingt, tritt es bei anderen Dichtern, die auch protestierten wider die jungdeutsche und wider die revolutionäre Dichtung, ganz in den Vordergrund. So rief, um nur einen zu citieren, Julius Sturm, auf den ich weiterhin zurückkomme, seinem Volke zu:

Julius Sturm.

Du wirst's mein Volk, zur Einigkeit nie bringen
Und wirst noch jämmerlich in Zwietracht enden,
Läßt du noch länger dich von denen blenden,
An deren Haupt die Narrenschellen klingen.
Zu deinem Gott mußt du empor dich schwingen
Und auf den Knieen mit erhobnen Händen
Ihn bitten, daß er gnädig möge senden
Dir seinen Geist, mit ihm dich zu durchdringen ꝛc.

Und die also sangen, stellten sich der nationalen Einheitsbewegung keineswegs feindlich entgegen, sondern förderten sie vielmehr durch ihre dichterischen Gaben. Ja, von nun an hält das fortönende Vaterlandslied gleichen Schritt mit dem neuerwachten geistlichen und kirchlichen Liede.

7. Zur neueren und neuesten Dichtung.

Je näher wir in unserer Geschichte der deutschen Dichtung den Tagen der Gegenwart kommen, desto unübersehbarer und verwirrender werden die Scharen der um den Lorbeer ringenden Geister, die an der Bildfläche auftauchen. Sie zählen nach Tausenden. Freilich sind es zum größten Teile nur Namen, die ebenso rasch verklingen, wie sie erklingen. Zahlreiche Erzeugnisse überdauern kaum das Jahr, in welchem sie erscheinen, manche wandern ebenso reinlich, wie sie aus den Händen des Buchdruckers und Buchbinders hervorgegangen sind, den Weg alles Papieres, in die Makulatur.

Wenn nun aber alle diese Eintagserzeugnisse in Abzug gebracht werden, bleibt doch noch eine so große Zahl von beachtenswerten Dichtern zweiten und dritten Ranges übrig, daß eine auch nur annähernd erschöpfende Darstellung ihrer Leistungen den Umfang meines Buches auf das Doppelte steigern würde. Der von vornherein gefaßte Plan läßt aber eine solche Ausführlichkeit nicht zu. Dazu kommt, daß sich von der Gegenwart unmöglich ein abschließend historisches Bild entwerfen läßt. Es soll sich deshalb mein Augenmerk vornehmlich auf einige litterarische Höhepunkte der Gegenwart richten und nur ganz vorübergehend diejenigen untergeordneten Erscheinungen streifen, die in jener Schatten wohnen: beides, soweit dieselben nicht schon in den vorhergehenden, nach anderen Gesichtspunkten geordneten Abschnitten berücksichtigt worden sind, und im Anschluß an die Hauptgebiete der neueren und neuesten Dichtung.

Das moderne Drama.

Im Vordergrunde des modernen Interesses steht das **Drama.** Jede größere Stadt hat heutigen Tages eine Reihe von Schauspielhäusern höherer und niederer Gattung. Seitdem Schiller die Bühne als eine „moralische Anstalt" dargestellt und die Kunst als Priesterin der Humanität proklamiert hat, ist das Theater für Tausende nicht mehr bloß eine Quelle edlen Genusses und bildender Erholung, sondern geradezu eine die Kirche ersetzende Kultusstätte geworden. Drama.

„Seit man nicht mehr in die Kirche geht," sagt Grillparzer in den „Ästhetischen Studien," „ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst, so wie die Litteratur die Privatandacht." Diese Auffassung hat der hervorragendste Apostel des Unglaubens, David Strauß (1808—1874), zu einer Art Dogma erhoben: das Anhören guter klassischer Musik und ausgewählter klassischer Dramen, denen er in seinem letzten Werke „Der alte und der neue Glaube" eine eingehende Besprechung widmet, meint er, solle den bisherigen Gottesdienst der christlichen Kirche ersetzen, Lessings Nathan „das heilige Grundbuch" des neuen Glaubens bilden. David Strauß.

Es ist diese Auffassung vom Standpunkte der rationalistisch-materialistischen Weltanschauung, welche David Strauß vertritt, sehr erklärlich; sie zu widerlegen ist hier ebensowenig meine Aufgabe, als die Theaterfrage überhaupt zu beleuchten. Mir liegt hier nur ob, die Entwickelung des **modernen Dramas** in flüchtigen Zügen meinen Lesern vorzuführen. Daß ich dabei denselben ethischen

Gesichtspunkten folge, aus denen ich die Geschichte unserer Litteratur von Anfang an betrachtet habe, ohne die ästhetische Würdigung zu vernachlässigen, versteht sich von selbst. Mir gilt die dramatische Poesie als die höchste Gestaltung, als die Blüte der Kunst, und die Bühne als das Mittel, sie zum vollendeten Ausdruck zu bringen. Mit dem berühmten dänischen Ethiker Martensen sehe ich das Theater an „als eine Kunstanstalt zur Veredelung des Volkslebens"; nicht möchte ich darum, daß es moralisiere, oder gar — wie es unter den neueren Dichtern Redwitz einmal versuchte — christlich erbaulich werde; aber protestieren muß ich gegen jede Darstellung auf demselben, wie überhaupt gegen jede Dichtung — heiße sie nun Roman oder Epos oder Lied, und sei sie ästhetisch auch noch so vollendet und unanfechtbar — wenn von ihr ein verderblicher Einfluß auf unser Volk, auf das Haus und die Familie ausgeht. „Schauspiele und Romane", sage ich mit Martensen, „welche die Tugend als etwas bloß Konventionelles und Philisterhaftes, das nur zum Lachen sei, schildern, — — welche das Laster mit anziehenden und verführerischen Farben malen, Ehebruch und andere Vergehungen als etwas sehr Verzeihliches und in gewissen Beziehungen sehr Liebenswürdiges schildern — solche Dramen, Romane und Novellen sind der Kunst unwürdig und ein Gift für das ganze Volk."

Martensen.

Ihnen entgegenzuarbeiten, sie zu verdrängen und einer edleren, idealeren Auffassung und Ausgestaltung der dramatischen Kunst, wie einer Hebung des ganzen Theaters die Wege zu bahnen, ist Aufgabe einer unbestechlichen und unparteiischen Kritik einerseits, anderseits aber des an sich vortrefflichen Institutes der Dramaturgen. Seitdem Lessing nämlich durch seine „Hamburgische Dramaturgie" den Grund zu einer wissenschaftlichen Behandlung sowohl der Poetik des Dramas wie der Theorie der mimischen Künste gelegt hatte, war der Gedanke erwacht, an den größeren Bühnen **Dramaturgen** anzustellen, die von höherem Standpunkte als die gewöhnlichen Regisseurs den ästhetischen Teil der Bühnenverwaltung, besonders die Wahl der aufzuführenden Stücke, die Besetzung der Rollen ꝛc. zu besorgen hatten. Eine solche Stelle haben Tieck in Dresden, Immermann in Düsseldorf, Dingelstedt in Stuttgart, München und Weimar, Mosen in Oldenburg, Laube in Wien ꝛc. bekleidet; den Spuren ihrer Wirksamkeit werden wir in dem nachfolgenden Überblick öfters begegnen.

Dramaturgen.

* * *

Wie wir in früheren Abschnitten (S. 399 ff.) gesehen haben, stritten schon zu Schillers und Goethes Lebzeiten mit ihren Dramen die Erzeugnisse sehr untergeordneter Geister um den Vorrang: ein großer Teil des Publikums zog dem Weimarer Dichterpaare die aus der romantischen Schule hervorgegangenen Schicksalstragödien und noch viel mehr den pikant-rührsamen Kotzebue wie den moralisch-hausbackenen Iffland entschieden vor. Und als diesen beiden Lieblingen der Theatergemeinde die Feder aus der Hand fiel, trat sofort ein Mann in die Lücke, der ihnen an Fingerfertigkeit und bühnengewandtem, mechanischem Talent nichts nachgab, auch an poetischem Vermögen sie durchaus nicht übertraf.

Es war der fruchtbare **Raupach**. Am 21. Mai 1784 in Straupitz bei Liegnitz Raupach.
geboren, lebte er von 1805—1822 teils als Hauslehrer, teils als Professor in Rußland, seitdem in Berlin, wo er bis an seinen Tod 1852 die Hofbühne — zuletzt als Geheimer Hofrat — beherrschte. Nachdem er mit Sensationsstücken („Die Fürstin Chawansky" — „Lorenzo und Cecilia") debütiert, bestieg er — um mit Wolfgang Menzel zu reden — „das Paradepferd, das Schiller in seinen Jambentragödien gesattelt hatte", behandelte u. a. die Geschichte der Hohenstaufen (von Barbarossa bis auf Konradin) in nicht weniger als achtzehn Dramen und brachte in den Jahren 1820—1841 gegen achtzig Stücke „ernster und komischer Gattung", wie er sie nannte, auf die Bühne. Im ganzen schrieb er 117 Stücke und sich damit ein schönes Landgut zusammen. So flink war er mit der Feder daß er — wie er sich rühmt — in vierzehn Tagen einen „Hohenstaufen" fertig machte. Am schlimmsten sind seine Tragödien; über eine derselben, „Die Leibeigenen oder Isidor und Olga", urteilt Börne: „Der Schauplatz ist von Holz, in abgemessene Felder eingeteilt, die weiß oder schwarz gefärbt sind; die Figuren sind auch von Holz, stehen, wie's herkömmlich ist, rechts oder links, vorn oder hinten, auf dunklem oder hellem Felde, sie gehen nicht, sie werden gezogen." Etwas erträglicher sind seine Komödien; die launigste und lustigste darunter, „Vor hundert Jahren", ist 1884 — nach langer Ruhezeit — zum 100jährigen Jubiläum seines Geburtstages auf verschiedenen großen Bühnen mit Erfolg wieder aufgeführt worden.

Unendlich geistvoller und bedeutender war der jüdische Dichter **Michael Beer**, der, Michael Beer.
am 19. August 1800 zu Berlin geboren, durch den Verkehr mit Gelehrten, Künstlern und Schauspielern in dem reichen, gastfreien Hause seiner Eltern schon so früh zu dramatischer Produktion angeregt wurde, daß eine Tragödie „Klytämnestra" von ihm auf der Hofbühne zur Aufführung kam, als er neunzehn Jahre alt war. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien machte er Reisen in Italien und Frankreich und lebte dann abwechselnd in München und Paris seinen dramatischen Arbeiten. Im noch nicht vollendeten 33. Jahre raffte ihn ein Nervenfieber am 22. März 1833 zu München hinweg. Von seinen Dramen sind am meisten bekannt „Der Paria" und „Struensee." Der Held des ersteren, Gadhi, ein edler Paria, hat sich mit Maja, der zum Tode bestimmten jungen Witwe eines reichen Greises, verheiratet und lebt mit ihr so glücklich, als es einem Gliede seiner elenden Kaste nur möglich ist. Da flüchtet sich eines Tages ein schwerverwundeter Kriegsmann in seine Hütte — Maja verbindet, pflegt, rettet ihn vom Tode. Zur Belohnung will der Elende sie als Sklavin in Besitz nehmen; da erfährt er, daß sie die Tochter eines Rajah und seine eigene Schwester ist. Er ist außer sich — Majas Verbindung mit einem Paria hat seine Ehre befleckt — dennoch will er sie und ihr Kind am Leben lassen, aber ihr Mann soll den Opfertod durch das Beil des Priesters erleiden. Maja kann aber den Gedanken der Trennung von dem Geliebten nicht ertragen; um mit ihm vereint zu bleiben, tötet sie sich selbst und ihn durch den giftigen Saft einer Frucht. — Goethe äußerte sich sehr beifällig über dieses „schöngedachte und wohldurchgeführte Stück" und meinte: „Der Paria kann füglich als Symbol der herabgesetzten, unterdrückten, verachteten Menschheit aller Völker gelten, und wie ein solcher Gegenstand allgemein menschlich erscheint, so ist er dadurch höchst poetisch." — In „Struensee" hat Beer den Sturz und Untergang Struensee.
des dänischen Ministers dieses Namens i. J. 1772 durch eine feindliche Adelspartei geschildert. An der Darstellung einer noch so frisch in der Erinnerung lebenden Episode nahmen einige Diplomaten Anstoß, dennoch gestattete König Ludwig von Bayern am 27. März 1828 zu München die Aufführung. Der Held — so wenig er seinem dämonischen Originale glich — sagte durch seine wohlstilisierten Aufklärungsideen und seine humanen Regierungsprinzipien, durch seinen Kampf wider die Aristokratie dem Münchener Publikum zu; auf anderen Bühnen nahm man aber Anstand, das Stück aufzuführen. Erst durch die Musik seines Bruders, des berühmten Komponisten Meyerbeer, ist der „Struensee" zu glänzender Ausstattung und zur Anerkennung gekommen. — Michael Beers sämtliche Werke nebst seinem Lebensbilde hat Eduard von Schenk 1835 herausgegeben.

Einen Fortschritt in der Entwickelung des Dramas bezeichneten Beers Dichtungen aber ebensowenig wie die des vielgerühmten **Grabbe**, dessen Leben und Dichten litterarhistorisch wie kulturgeschichtlich indes von hohem Interesse ist.

Grabbe.

Christian Dietrich Grabbe, geboren am 11. Dezember 1801 zu Detmold, wuchs im dortigen Zuchthause auf, wo sein Vater Aufseher war. Aus Liebe zu ihm, ihrem einzigen Kinde, legten sich die Eltern mancherlei Entbehrungen auf, um ihm den Besuch des Gymnasiums zu ermöglichen. Des Knaben originelle und oft phantastische Aufsätze überraschten die Lehrer; früh versuchte er sich auch in Poesieen und erklärte, daß er sich fähig fühle, „das zu schreiben, was in Shakespeares Fach schlägt: Dramen." Auch sonst ließ er es an Selbstüberhebung nicht fehlen: überhaupt liebte er es, heroisch aufzutreten und den großen Mann zu spielen, womit es dann seltsam kontrastierte, wenn seine im Grunde weichliche und furchtsame Natur zum Durchbruche kam. Das Schlimmste aber war, daß er in den oberen Gymnasialklassen es im Trinken allen Kameraden zuvorthat: eine verhängnisvolle Fertigkeit, die der Ruin seines Lebens wurde. — Ostern 1820 bezog er die Universität Leipzig, um Jura zu studieren, kam aber bald in ein so wildes Leben hinein, daß er innerlich wie äußerlich immer tiefer sank. Seine Eltern, die nach wie vor kein Geldopfer scheuten, um ihm zu helfen, täuschte er durch dankbare Briefe, die von seiner nahenden Berühmtheit sehr zuversichtlich sprachen. Inzwischen hatte ihn sein Hang zum Theater auf den Gedanken gebracht, Schauspieler zu werden: da man ihm aber entschieden davon abriet, arbeitete er an seiner schon in Detmold begonnenen Tragödie **„Herzog Theodor von Gothland,"** vollendete dieselbe aber erst in Berlin, wohin er 1822 übersiedelte und wo er im Verkehr mit Heinrich Heine, Ludwig Robert u. a. das „tollgeniale" Leben fortsetzte und dabei immer mehr verkam. „Halb mit Vertrauen und halb mit Zagen" sandte er sein Erstlingswerk, das die Schicksals- und Greueltragödien noch um vieles übertraf, an Tieck mit der Bitte, „ihn öffentlich für einen frechen, erbärmlichen Dichterling zu erklären," wenn er „sein Trauerspiel den Produkten der gewöhnlichen heutigen Dichter ähnlich finde." Eine solche Ähnlichkeit war allerdings nicht vorhanden; Schillers Räuber sind zahm und maßvoll im Vergleich mit den Helden dieses Erstlingswerkes von Grabbe. Berdoa, ein Mohr, der sich zum Feldherrn der Finnen gemacht, ist von Herzog Theodor von Gothland einmal mißhandelt worden; um sich zu rächen, erregt er in seinem Feinde den Verdacht, daß dessen heißgeliebter Bruder Manfred von dem dritten Bruder Friedrich ermordet sei. Theodor, um den vermeintlichen Brudermord zu rächen, wird darüber selbst zum Brudermörder. Dann flieht er zu den Finnen. Dort erfährt er den Betrug und wird nun an Gott, an der Welt, an sich irre. In wilder Raserei sprudelt er hervor, was Grabbe in seiner eigenen krankhaften Überreiztheit für eine „grause Wahrheit" hielt:

Herzog von Gothland.

Der Mensch erklärt das Gute sich hinein, | Zu feig ist, ihre grause Wahrheit kühn
Wenn er die Weltgeschichte liest, weil er | Sich selber zu gestehn!

Unter dem Rollen der Donnerschläge, die er „Ohrwürmer" nennt, ruft er dann aus:

Nein, nein!
Es ist kein Gott! Zu seiner Ehre
Will ich das glauben! — — Wär' ein Gott,
So wären keine Brudermörder! ꝛc.

Ein anderes Mal ruft er:

— Ein Palast der Stürme ist | Die Tiefen meiner Seele; meine
Mein Haupt, wie'n tollgewordner Hund | Gedanken würgen, meine Glieder
Schlägt mein Gewissen seine Zähne in | Bekriegen sich —

Ich bin ein Hause von zusammen-
Gesperrten Tigern, die einander
Auffressen! — O wie glücklich ist ein Vieh!
Es weint nicht, es bereuet nicht, und ist
Es einmal tot, so lebt es auch nicht mehr!
O wäre ich ein Vieh!

Und nun ruht er nicht, bis er an dem Mohren seine Rachelust auf das scheußlichste gekühlt hat. Die Einzelheiten der dazu führenden Entwickelung sind eine Kette von unerhörten Greueln, die Sprache eine graß übertriebene und cynische — zuletzt kommt auch Gothland um. — Tieck beantwortete Grabbes Zuschrift in einer eingehenden Kritik; er gab zu, daß in dem „Gothland" „Stellen seien, die man groß nennen könnte, Verse, in denen wahre Dichterkraft hervorleuchte"; aber das Stück „gefalle sich an Entsetzlichem, Grausamem und Cynischem — — das Gräßliche sei nicht tragisch, roher Cynismus keine Ironie, Krämpfe — keine Kraft." Endlich warnte er den jungen Dichter vor der Verzweiflung, die in den vorher citierten und anderen Stellen zum Ausdruck kommt.

Grabbe ließ sich nicht warnen; er ließ Tiecks Brief drucken und suchte sich in hinzugefügten Noten gegen die Ausstellung zu rechtfertigen. Dann dichtete er in dem „genialen Stil" des „Gothland" weiter. Ich hebe aus den nächsten Produkten seiner Feder nur die hauptsächlichsten hervor. Zunächst folgte die Litteraturkomödie „**Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung**," ein Stück, das ebenso abgeschmackt, wie sein Titel ist. Von Handlung ist darin keine Rede — das Auftreten des Teufels als Kanonikus, seine meist sehr witzlosen Späße, seine Gefangennahme durch einen immer betrunkenen Schulmeister bildet die Unterlage für allerhand barocke Einfälle, cynische Witzworte und wohlfeile Späße über die Tageslitteratur. Von „tieferer Bedeutung" keine Spur, dagegen wüste Saufgelage, die der Verfasser mit augenscheinlichem Behagen darstellt, endlich eine Art Lösung durch des Teufels Großmutter, die als blühende Frau im modischen russischen Winteranzug mit Kaiser Nero, ihrem Bedienten, auftritt und ihren Enkel befreit. Scherz, Satire, Ironie.

Solche Stücke waren selbstverständlich unaufführbar — zum Schauspieler taugte Grabbe auch nicht; drei Monate in Dresden, während welcher er — auf Tiecks Anregung — einen neuen dramatischen Versuch, der ebenfalls mißlang, machte, führten ihn auch nicht weiter, und nun folgte eine unstäte Wanderzeit, endlich schlich er, verwildert und unmutig, nachts wieder „in das verwünschte Detmold ein", weckte seine Eltern und wurde „von ihnen, denen er ihr ganzes kleines Vermögen weggesogen, die er so oft mit leeren Hoffnungen getäuscht, die seinetwegen von der halben Stadt verspottet wurden, mit Freudenthränen empfangen." So erzählt er selbst und fügt hinzu, daß er, „um sich des Weinens zu erwehren und keine Iffländsche Szene aufzuführen, zur plumpsten Grobheit gegriffen habe." — Es ist das charakteristisch für den Menschen, wie für den Dichter Grabbe. Innerlich weich, wollte er doch so nicht erscheinen und nahm, um es zu verhehlen, eine Heldenmaske vor, die ihn dann meist ganz verzerrt erscheinen ließ! — Fast ein Jahr lang trieb er sich umher in der alten wüsten Weise: „es wurde wild, vielleicht gemein gelebt!" Endlich — im Sommer 1824 — bestand er die juristische Staatsprüfung und begann als Advokat zu arbeiten; 1827 erhielt er die Stelle eines Militäranditeurs. Aber ob ihn das auch augenblicklich freute, es half ihm nicht zur Umkehr von seinem bisherigen Leben. „Meine jahrelange Operation", sagte er damals von sich selbst aus, „den Verstand als Scheidewasser auf mein Gefühl zu gießen, scheint ihrem Ende zu nahen. Der Verstand ist ausgegossen und das Gefühl zertrümmert." Und doch erlebte er in demselben Jahre eine noch größere Freude: ein alter Studiengenosse, Kettembeil, der Buchhändler in Frankfurt geworden, erbot sich, seine Erstlingsdramen in Verlag zu nehmen. Die Kritik äußerte sich im ganzen günstig: in seiner Vaterstadt sah man ihn nun mit anderen Augen an und schien geneigt, sein groteskes und oft cynisches Benehmen milder zu beurteilen. Aber ihm fehlte jeder sittliche Halt, er vermochte seinem verhängnisvollen Hange zum Trunke nicht zu widerstehen und vernachlässigte sein Amt auf das allergröblichste. Auch in seinen Liebesbewerbungen zeigte er sich wild und leidenschaftlich; dennoch gelang

es ihm, 1833 Lucilie Klostermayer, die ihn früher zurückgewiesen hatte, als seine Gattin heimzuführen.

Wenn man die nur zu eingehend sein Leben in diesen Jahren schildernden Biographieen Grabbes liest, begreift man es kaum, daß er nicht nur fort und fort zu produzieren im stande war, sondern daß die anerkannt besten seiner Dichtungen damals gerade entstanden. Im Sommer 1828 war sein „**Don Juan und Faust**" fertig geworden; „eine tollschöne Dichtung", wie Menzel urteilt, „wo die Gedanken Blitze, die Worte Donner und die Empfindungen Schläge sind." Aber obwohl einmal in Detmold aufgeführt, hat sich dieses Stück doch nicht als bühnenfähig erwiesen: ungeachtet mancher glutvoller und lyrisch schöner Stellen läßt es doch kalt, weil ihm das Leben fehlt. Die beiden, auf die seltsamste Weise zusammengeführten Gestalten sind keine Menschen von Fleisch und Blut, wie wir sie aus Mozart und Goethe kennen, sondern mit Namen überkleidete Vertreter von Ideen und Begriffen, und das Weib, um das sie streiten, und das endlich durch ein Wort Fausts getötet wird, ist ebensowenig anziehend, wie die ganze Liebesepisode.

Don Juan und Faust.

Abb. 215. Grabbe, nach einer Zeichnung von Hildebrand in Düsseldorf.

Von einer ganz anderen Bedeutung sind seine Hohenstaufentragödien „Kaiser Friedrich Barbarossa" und „Kaiser Heinrich VI," die, 1829 und 1830 gedichtet, den Höhepunkt seiner poetischen Leistungen bezeichnen. Wohl sind auch sie mehr großartige dramatische Geschichtsbilder, als Bühnenstücke, aber feste, lebensvolle Gestalten, wirkliche Menschen treten uns darin entgegen, und ihre Sprache ist eine individuell charakterisierte, echt poetische — und die einzelnen Episoden, die Gefangennehmung und Befreiung von Richard Löwenherz, die Belagerung von Rocca d'Arce, die Szenen zwischen Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen ꝛc. sind von ergreifender Anschaulichkeit und voll dramatischen Lebens.

Zur Vollendung der Hohenstaufentragödien, die er als einen Cyklus von sechs bis acht Dramen geplant hatte, und die „das Größte seines Lebens" werden sollten, ist Grabbe nie gekommen. Unmittelbar nach Heinrich VI machte er sich an ein modernes Drama „Napoleon oder die hundert Tage," in welchem er der damals bei den „Genies" im Schwang gehenden Schwärmerei für den korsischen Eroberer seinen Tribut zollte. Hillebrand nennt dieses Stück einen „riesenhaften Karton jener denkwürdigen Episode der neueren Geschichte." Dramatisch ist darin nichts als der Dialog, in dem lose aneinandergereihte Geschichtsbilder uns in geistreicher, zuweilen auch sehr derber Sprache vorgeführt werden. So trefflich die Volksszenen und namentlich auch die Schlachtszenen sind, ermüdet doch auf die Länge das Abgerissene und Zerhackte in der Form.

Napoleon.

Grabbes Ehe war eine höchst unglückliche — seine Amtsgeschäfte, die er mit wachsender

Leichtfertigkeit betrieb, widerten ihn an, wie „die ganze beengte Existenz, in die er sich mit seinen fünf Seelen im Kopfe gebannt" fühlte. Sein einziger Trost war — die Rumflasche. Einmal fiel es ihm ein, Offizier zu werden; der Fürst schlug natürlich das darauf zielende wunderliche Gesuch ab. Nun kam er um einen sechsmonatlichen Urlaub ein, während dessen er die Tragödie „Hannibal" zu dichten begann. Da man ihm eine Hannibal. Verlängerung seines Urlaubes verweigerte, nahm er seinen Abschied, und da seine Frau nun verlangte, die Gütergemeinschaft mit ihm aufgehoben zu sehen, verließ er sie, ohne auch nur Abschied von ihr zu nehmen, im Oktober 1834 und fuhr nach Frankfurt. Von dort wandte er sich an Immermann, den er kurz zuvor in Detmold kennen gelernt hatte, um weiteren Rat und um Hilfe und erhielt von ihm eine freundliche Einladung nach Düsseldorf. Mit großem Wohlwollen kam Immermann dem Ankömmling, der ihm wie „eine Natur in Trümmern" erschien, entgegen, beriet ihn in der Förderung und Vollendung des „Hannibal" und suchte ihn auf alle Weise zu heben. Anfangs schien auch alles gut zu gehen, aber nur zu bald fiel der Unglückliche in sein Wirtshaustreiben zurück, und sein Cynismus machte ihn in der Gesellschaft unmöglich. Nun brach Immermann das Verhältnis mit Grabbe ab und überließ ihn seinem Schicksal, das ihn tiefer und tiefer führte. Endlich begab der Unglückliche sich nach Detmold zurück, wo er in sehr kläglichem und abgerissenem Aufzuge anlangte. Sein Kopf war fast kahl geworden, „nur hin und wieder flatterte eine einsame Locke im Winde." Ein genaues Porträt von ihm aus jener Zeit liefert Immermann in den „Memorabilien" — da heißt es: „seine Stirn hoch, oval, gewölbt, darunter große, geisterhaft weite Augenhöhlen und Augen von tiefer, seelenvoller Bläue, eine zierlich gebildete Nase; bis dahin — das dünne, fahle Haar, welches nur einzelne Stellen des Schädels spärlich bedeckte, abgerechnet — alles schön. Und von da hinunter alles häßlich, verworren, ungereimt! Ein schlaffer Mund, verdrossen über dem Kinn hängend, das Kinn kaum vom Halse sich lösend, der ganze untere Teil des Gesichts überhaupt so scheu zurückkriechend, wie der obere sich frei und stolz hervorbaute."

Noch einmal versuchte Grabbe, sich emporzuraffen. Die in Düsseldorf noch begonnene „Hermannsschlacht" vollendete er im Wirtshause, wo er zuerst abgestiegen Hermannsschlacht. war, und es berührt unendlich peinlich, wenn man hört, wie er sein „Nationaldrama" in der Schenkstube vor einer trinkenden und Karten spielenden Gesellschaft vorlas, die sich fortwährend über „das dumme Zeug" lustig machte. Dieses letzte Erzeugnis seiner Muse ist allerdings ein seltsames Gemisch von antikem und modernem Wesen, von Heidentum und Christentum, germanischem Urwaldleben und deutscher Neuzeit, und es ist charakteristisch für das Ganze, wenn Arminius darin seine Thusnelda mit „Neldchen" anredet. — Endlich begab er sich zu seiner Frau, die ihn nach einigem Zögern aufnahm. Die Rückenmarksschwindsucht warf ihn bald danach auf ein schmerzliches Krankenlager, am 12. September 1836 starb er in den Armen seiner Mutter, die nur mit Mühe sich ihren Weg zu ihm gebahnt hatte.

Freiligraths ergreifender Nachruf „Bei Grabbes Tod" ist berühmt; doch Grabbes nur zu sehr bekannt gewordenes Leben widerlegt am besten die falsche Behauptung:

Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch! —
Und Male brennt sie; durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!

Nicht an der Dichtung ist Grabbe zu Grunde gegangen, sondern an der Haltlosigkeit seines Charakters, die auch seine große Dichtergabe nicht zur vollen Entwickelung kommen ließ.

Während nun Grabbe, bis an seinen Tod dem Bühnenpublikum unbekannt, Drama um Drama für den Büchermarkt schrieb und Raupach unerschüttert von Berlin aus das deutsche Theater beherrschte, verbreitete sich mit einemmal

die Kunde von einem Stücke, das eine neue Ära der dramatischen Dichtung zu verkündigen schien; es war die „Griseldis“ von **Halm**, die 1834 unter rauschendem Beifall im Wiener Hofburgtheater aufgeführt worden war und die bald darauf siegreich über alle deutschen Bühnen gehen sollte.

Halm. Eligius Franz Joseph Freiherr v. Münch-Bellinghausen (aus einem ursprünglich kurtrierischen Geschlechte), der unter dem bescheidenen Pseudonym **Friedrich Halm** sich versteckte, wurde am 2. April 1806 zu Krakau geboren, wo sein Vater österreichischer Appellationsgerichtsrat war, kam aber frühe nach Wien. Schon als Knabe schwärmte er für das Theater und schrieb ein Stück für seine Puppen. Zwanzigjährig war er, mit seinen juristischen Studien in Wien fertig, in den Staatsdienst getreten, hatte gleichzeitig geheiratet und kurz zuvor sein erstes Trauerspiel vollendet. Ganz im Verborgenen entwickelte sich sein Dichtertalent unter dem Einflusse der spanischen Dramatiker, namentlich Calderons. Sein ehemaliger Lehrer, der geistreiche Benediktiner Michael Leopold Enk von der Burg, der sich auch selbst dichterisch versucht hatte, ermutigte ihn, seine Scheu vor der Öffentlichkeit zu überwinden und beim Hofburgtheater ein Stück Griseldis. zur Prüfung einzureichen. Die „**Griseldis**“ war das erste Stück, mit dem er sich vor das Publikum wagte. Die vollendete theatralische Technik, die wohllautende Sprache, die weiche, ans Sentimentale streifende Empfindung, welche dieses Erstlingswerk Halms, wie alle seine nachfolgenden, auszeichnen, rissen das Publikum in urteilslosem Entzücken hin, und erst allmählich kam man zu der Einsicht, daß diese Griseldis nicht das Urbild, sondern ein Zerrbild echter Weiblichkeit war. In der mittelalterlichen Sage (wie sie Gustav Schwab in seinen „Volksbüchern“ wiedererzählt) hat die naive Art, wie die von einem Edelmann um ihrer Schönheit willen zur Gemahlin erhobene Bauerntochter alle die harten Proben besteht, die er ihr auferlegt, um ihre Treue und Demut zu prüfen, etwas wirklich Rührendes und Ergreifendes, überdem war die Absicht ihres Gemahls doch immer eine ernste, und der Ausgang ein versöhnender. Dagegen konnte die durch fünf Akte mit allem Raffinement der Kunst vorgeführte Geduld des bis aufs äußerste gemarterten Weibes wohl ein oberflächliches Theaterpublikum zum Mitleid reizen, mußte aber jeden Nachdenkenden doch bald peinlich berühren. Dazu hat Halm die ursprüngliche Fabel, die er überdies in die sagenhafte Zeit des Königs Artus verlegt, dahin verzerrt, daß Griseldis' roher Gemahl, Percival von Wales, nur um einer Wette willen sein armes Weib peinigt und plagt, wogegen sie dann freilich — als sie das zum Schluß erfährt — ihn verläßt und mit ihrem Sohn in ihre Köhlerheimat zurückkehrt. Streng hatte einst ihr alter blinder Vater Cedric, zu dem sie — von Percival verstoßen und ihres Sohnes beraubt — „der Probe halber“ flüchten mußte, ihr zugerufen:

Gott ist gerecht; den du vergöttert,
Erwählt sein Wink zur Geißel deiner Schuld
Und weiset dein Geschick an mein Erbarmen,
Den du vergessen in des Glückes Schoß.

Jetzt ruft er ihr weich zu:

Komm, armes Kind, ruh aus an diesem Herzen,
Trink Heilung aus dem reichen Born der Liebe,
Der unverfälscht im Vaterbusen quillt.

König Artus aber heißt den Entschluß der Griseldis gut; ihren Gemahl, der sie zurückhalten will, weist er mit den Worten zurück:

Wohl jeden Kampf bestehet Lieb' um Liebe,
Doch dienen soll sie nicht dem rohen Triebe,
Der ihr die Sohle auf den Scheitel setzt!

Und doch hatte dieser weise König zu der Wette einst seine Genehmigung gegeben!

Während der Freiherr von Münch-Bellinghausen nun in seiner amtlichen Karriere emporrückte, fuhr er als Friedrich Halm fort, ein Drama um das andere zu schreiben, ohne indes einen großen Beifall davon zu ernten. So war auch die „Griseldis“ beinahe schon vergessen, als 1842 ein neues Stück „**Der Sohn der Wildnis**“ ihrem Verfasser neue Lorbeeren brachte. In diesem Stücke sollte die Macht edler Weiblichkeit und Sohn der Wildnis.

Abb. 246. Friedrich Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen). Porträt von Danhauser vom Jahre 1840.

zugleich die Gewalt der edlen Sitte über die Barbarei gezeigt werden. Parthenia, eines griechischen Waffenschmieds Tochter in Massalia, bekehrt Ingomar, den wilden „Anführer einer Horde Tektosagen“, zur reinen Liebe und zur Zivilisation. Im Sturmschritt eroberte damals das rührsame, auf Rousseausche Ideen gegründete Stück die Welt, von dem jetzt fast nur als komisches geflügeltes Wort die Ingomar erteilte Belehrung der Griechenmaid über das Wesen der Liebe:

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag!

sich erhalten hat. Mindestens einen gleichen Ruhm hätte ein anderes Wort der Waffenschmiedstochter verdient; als die Selbstsucht der feingebildeten Griechen dem edlen Fremdling gegenüber, der aus der Götter Hand

Unmittelbar das echte Gold empfangen,
Den Drang der Seele, der das Gute muß, —

sich offenbart, „erkennt sie es klar:“

Ein Grieche sein ist nichts, und alles, alles
Ein wahrhaft menschlich Herz im Busen tragen!

also eine Variation des bekannten Seumeschen Diktums: „Seht, wir Wilden sind doch bessre Menschen!“ oder des noch älteren Ausspruches J. J. Rousseaus, den der Dichter als Motto seinem Drama vorgesetzt hat: „Les hommes sont méchants, cependant l'homme est naturellement bon!“

Fechter von Ravenna.

Nach mehreren mäßigen Bühnenerfolgen errang Halm 1854 noch einmal allseitigen Beifall durch den **„Fechter von Ravenna.“** Auch dieses Stück zeichnet sich durch effektvolle dramatische Entwickelung und schöne, klangvolle Sprache aus, ist aber auch nicht frei von den Fehlern in der Charakterzeichnung und Motivierung, die man den beiden Glanzdramen Halms vorgeworfen hat. Aber ein warmer patriotischer Zug thut uns darin trotzdem wohl und wirkt namentlich bei der Aufführung hinreißend, während beim ruhigen, nüchternen Lesen die von Anfang an in den höchsten Wogen der Begeisterung einherströmende Rede der Germanenfürsten ermüdend und abkühlend wirkt und die Verherrlichung der weiblichen Macht in ihr gesucht und unwahr erscheint. Etwas Peinigendes liegt in dem Verhältnis zwischen Mutter und Sohn. Sigmar, der Sohn des großen Armin, von seiner Mutter Thusnelda in der römischen Gefangenschaft geboren, ist ihr als Kind von Tiberius entrissen und, fern von ihr, in der Fechterschule von Ravenna, ohne seine hohe Abkunft zu ahnen, zum Gladiator erzogen worden. Thumelicus — so heißt er dort — ist ein „Prachtstück“ unter Glabrios, des Vogtes Zöglingen, „schön wie Apoll und frisch wie eine Rose,“ aber innerlich und äußerlich roh und sehr befriedigt von seinem elenden Gewerbe. In seinem Vaterlande ist inzwischen sein Geschick bekannt geworden, aber erst nach Jahren, als es zu spät ist, wird Merowig, ein Waffenbruder Armins, entsendet, ihn heimwärts zu entbieten, um das Volk zum Kampfe wider Rom zu führen und „ein einig Deutschland“ herzustellen! Thusnelda, die ihren Sohn endlich wiedergefunden, bereitet ihn auf diese Kunde vor und überreicht ihm sein „Vatererbe“, Armins Schwert; aber sie findet kein Verständnis bei dem ganz und gar Entarteten. Sein höchster Ehrgeiz ist es, im Zirkus mit den Genossen dem Cäsar jubelnd den Todesgruß zu bringen, und auf ihre Mahnung:

Und Deutschland, Unglückselʼger, das du schändest,
Des Vaters Namen, den du frech entweihst,
Die Hoffnung deiner Mutter, die du täuschest!
Ist nichts dir heilig mehr? Bist du ein Fechter,
Weil Rom dich so genannt, dich so erzogen?
Du bist der Sohn Armins, du bist ein Deutscher,
Uns, uns gehörst du an!

antwortet er wegwerfend:

Was deutsch, was römisch!
Ich bin ein Fechter, Kampf ist mein Gewerbe.
Und wenn du etwa deines Deutschlands wegen
Dich meines Standes schämst, so wisse nur,
Ich schäm' nicht minder mich des deutschen Namens,
Ich schäm' mich, wisse, ein Barbar zu sein,

Und hier für alle Zeiten schwör' ich ab
Des deutschen Stammes Namen und Gemeinschaft!
Zu Rom ward ich erzogen, Rom erzog mich —
Ich bin ein Römer, will ein Römer sein!

Nicht mehr vermag Merowigs bewegliche Vorstellung und kluge Zurede; dennoch läßt Thusnelda nicht ab, ihren unglücklichen Sohn mit Bitten zu bestürmen, aber es ist vergeblich, und ebenso vergeblich ist ihre Demütigung vor Lycisca, einer von Thumelicus geliebten Buhlerin. Inzwischen hat Kaiser Caligula als „einen Reiz für seine abgespannten Nerven" sich einen Genuß ausgesonnen, der „nicht bloß die Sinne stachelt, auch den Geist": Thumelicus soll vor seiner Mutter Augen im Zirkus fechten, bluten, fallen:

Thusnelda, mit dem Eichenkranz im Haar
Ihr Sohn, in Tracht und Waffen der Germanen,
Erliegend vor den Streichen eines Gegners,
Der meine Waffen, meinen Purpur trägt,
All dies verkündet laut wie Jovis Donner
Germaniens Fall, Caligulas Triumph!

Dem Ritter Flavius Armin, dem ungetreuen Bruder des Cheruskerfürsten, überträgt der Tyrann das Ädilenamt bei dem Fechtspiel. Als Thusnelda das erfährt, reift in ihr der Entschluß, ihren Sohn lieber zu töten, als ihn der Schande preiszugeben. Und sie ersticht ihn, dem Caligula aber erklärt sie:

Ich opferte mit priesterlichen Händen,
Ich selbst, den Nornen seine Jugend hin —
Die Ehre meines Volkes mußt' ich retten — —

Und als er sie ergreifen lassen will, stößt sie sich selbst das Schwert in die Brust.

Eine gewisse, für den Dichter äußerst peinliche Nebenberühmtheit erlangte dieses Trauerspiel dadurch, daß ein bayrischer Schulmeister, Franz Bacherl aus Pfaffenhofen, Bacherl.
sein klägliches Machwerk „Die Cherusker in Rom" für das Original von Halms neuer Dichtung, die allerdings einige Züge damit gemeinsam hatte, ausgab. In Bayern fand die plumpe Anklage auch wirklich Glauben; ja in München, wo Dingelstedt das Halmsche Stück, dem wüsten Geschrei zum Trotz, aufführte, entstand eine förmliche Theaterrevolution. Man schrie: „Pereat Dingelstedt! Nieder mit Halm! Bacherl hoch! Bacherl heraus!" Dingelstedt ließ das Gas im Theater auslöschen, gelangte aber nur mit knapper Not und nicht ohne Lebensgefahr nach Hause. Bacherl aber war ein berühmter Mann geworden, reiste im Lande umher, las seine „Theaterstückeln" vor und hielt eine reiche Geldernte.

Unter Halms letzten dramatischen Dichtungen ging „Iphigenia in Delphi" (1856), eine wertvolle Fortsetzung der Goetheschen Iphigenie, ziemlich unbeachtet vorüber; „Wildfeuer" (1863) erneuerte dagegen noch einmal den Ruhm seiner Jugend. In Wildfeuer.
geistreicher, anmutiger Weise wird darin das allerdings sehr unwahrscheinliche Problem vorgeführt, daß ein Mädchen, von klein auf als Knabe gehalten und erzogen, erst durch die Liebe zum Bewußtsein ihres Geschlechtes erwacht. „Wildfeuer" wird die Heldin, die Tochter der Gräfin von Dommartin, genannt, weil „Ernst ihr fehlt, Besonnenheit und Maß," weil sie — „ein rasch aufflackernd Flämmchen, das in nichts verlodert." Die ebenso geschickt und spannend wie zart herbeigeführte Entdeckung löst zugleich einen alten Familienzwist; denn der Mann, der Wildfeuer liebt, ist der rechtmäßige Erbe der Güter, um deren Besitzes willen sie von ihrer Mutter als Knabe gehalten worden, da nur der Mannesstamm erbberechtigt ist.

Das Lyrische klingt in Halms Dramen oft so mächtig vor, daß man gemeint hat, er habe in seinen „Gedichten" nicht annähernd so Schönes geleistet, es findet sich aber auch in diesen gar vieles, das zu Herz und Gemüt spricht und aus echtem Dichterborn stammt. Nur eines teile ich mit:

Das taube Mütterlein.

Wer öffnet leise Schloß und Thür?
Wer schleicht ins Haus herein?
Es ist der Sohn, der wiederkehrt
Zum tauben Mütterlein.

Er tritt herein! Sie hört ihn nicht,
Sie saß am Herd und spann;
Da tritt er grüßend vor sie hin,
Und spricht sie „Mutter" an.

Und wie er spricht, so blickt sie auf,
Und — wundervoll Geschick —
Sie ist nicht taub dem milden Wort,
Sie hört ihn mit dem Blick!

Sie thut die Arme weit ihm auf,
Und er drückt sich hinein,
Da hörte seines Herzens Schlag
Das taube Mütterlein.

Und wie sie nun beim Sohne sitzt
So selig, so verklärt —
Ich wette, daß taub Mütterlein
Die Englein singen hört.

Im J. 1861 war der Freiherr von Münch-Bellinghausen zum lebenslänglichen Mitglied des österreichischen Herrenhauses, 1867 zum Präfekten der kaiserlichen Hofbibliothek ernannt worden, gleichzeitig mit dem Titel eines Generalintendanten zum Leiter der beiden Wiener Hoftheater, — aber der ihm aus letzterer Stellung erwachsende Ärger veranlaßte ihn bereits 1870, dieselbe aufzugeben. Am 22. Mai 1871 starb er nach längeren schmerzlichen Leiden.

Josef Weilen.

Als der bedeutendste Jünger und Nachfolger Halms gilt **Josef Weilen** (geboren 28. Dezember 1830 zu Tetin in Böhmen, lebt als Skriptor der Hofbibliothek und Professor der deutschen Litteratur an der Generalstabsschule zu Wien), der zuerst 1859 mit „Tristan" als dramatischer Dichter auftrat und seitdem eine ganze Reihe Dramen („Edda" — „Rosamunde" — „Graf Horn" ꝛc.) hat folgen lassen.

Inzwischen war im Norden längst ein neuer Stern für das Drama aufgegangen; als ein solcher erschien wenigstens dem Berliner Publikum der Ditmarsche **Hebbel**, dessen Erstlingswerk „Judith" am 6. Juli 1840 mit Glanz über die Hofbühne ging.

Hebbel.

Christian Friedrich Hebbel, am 18. März 1813 zu Wesselburen in Norderditmarschen geboren, war der Sohn eines armen Maurers und verlebte seine Kindheit, deren erste sechs Jahre er selbst meisterhaft geschildert hat, in der größten Dürftigkeit und Not. Nicht selten fehlte es im Winter an Brot, und es gab dann „ängstliche Szenen" zwischen den Eltern. „Die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen", sagt Hebbel von seinem Vater, den er sonst einen „herzensguten, treuen, wohlmeinenden Mann" nennt. An der Bibel, dem Gesangbuch und der Chronik seiner erinnerungsreichen Heimat nährte sich sein Geist und ergänzte das dürftige Maß des in der Elementarschule des Ortes Gelernten. Früh erwachte ein selbständiges religiöses Leben in dem Knaben: angesichts der in Schule und Haus durch ein Gewitter entstandenen Verheerungen „zog Gott der Herr in seiner vollen Majestät in ihn ein", und bald darauf bei einem Sturm verwandelte sich „das eingelernte Geplapper seiner Lippen in ein wirkliches ängstliches Gebet", ja in einen Gebetsverkehr mit Gott, dem er es auch klagte, wenn ihm vermeintliches Unrecht geschehen war. Im 15. Jahre kam er, da der Vater gestorben war, zu dem Kirchspielvogt Mohr, wo er anfangs außer häuslichen noch Schreiberdienste zu leisten hatte, allmählich aber auch Übung in der niederen Gerichtspraxis erhielt. Daneben wuchs die sehr früh erwachte poetische Lust; in Lokalblättchen erschienen bereits 1829 seine ersten Gedichte. An Goethe, Schiller, Lessing und Uhland hatte er sich weitergebildet, aber vergeblich waren seine Bemühungen, aus den engen heimatlichen Verhältnissen herauszukommen. Uhland, an den er sich vertrauensvoll um Hilfe wandte, antwortete freundlich, aber ablehnend. Da lenkten einige Gedichte und Erzählungen, die er an die in Hamburg erscheinenden „Modeblätter" eingesandt hatte, die Aufmerksamkeit der Herausgeberin Amalie Schoppe auf ihn. Die gutmütige Frau lud ihn 1835 ein, nach Hamburg zu kommen, und ver-

schaffte ihm dort durch Unterstützungen und Freitische die Möglichkeit, das früher schon begonnene Lateinisch fortzustudieren und sich auf die Universität vorzubereiten.

Schon nach einem Jahre (1836) ging er — allerdings ohne ein Gymnasialzeugnis der Reife — nach Heidelberg, wo er die Rechte studieren wollte. Aber die Poesie gedieh besser, als die Jura. Dort entstand u. a. das durch Robert Schumanns innige Komposition vielverbreitete „Nachtlied:"

Quellende, schwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen
In den ewigen Fernen,
Sage, was ist da erwacht!

Herz in der Brust wird beengt,
Steigendes, neigendes Leben,
Riesenhaft fühle ich's weben,
Welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahst du dich leis,
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehst du den schützenden Kreis.

In München, wohin er im Herbst desselben Jahres übersiedelte, vertauschte er das juristische Studium mit dem philosophischen und schönwissenschaftlichen, schrieb daneben Erzählungen, vermochte aber kaum soviel zu verdienen, um sich vor dem Hunger zu schützen. Zu Fuß kehrte er endlich im März 1839 über Nürnberg, Göttingen und Hannover zurück in die alte Hansestadt, wo sich der ihm wenig sympathische Gutzkow seiner annahm und ihm litterarische Beschäftigung verschaffte, während er sich mit der etwas pedantischen, ihn endlos schulmeisternden Amalie Schoppe bald überwarf. Und doch hatte die alte Freundin noch kurz zuvor ihren kleinen Anteil an seinem ersten durchschlagenden Erfolge in der Öffentlichkeit gehabt. Denn sie war es, die sein erstes Drama „**Judith**" aus eigenem Antriebe an Auguste Crelinger nach Berlin sandte und demselben dadurch einen raschen Weg auf die erste Bühne Deutschlands bahnte. Die große Tragödin war so begeistert von Hebbels Werke, daß sie alles aufbot, es zur Annahme zu bringen — ihre Darstellung der Heldin that dann das übrige: „sie wirkte gewaltig durch ihre entfesselte und dennoch niemals das Ziel überfliegende Leidenschaft." Judith.

Durch eine herausfordernde Äußerung Ludmilla Assings über Gutzkows „Saul" (vgl. S. 656) war Hebbel angeregt worden, die „Judith" im Oktober 1839 zu beginnen und in wenigen Wochen zu vollenden. Das vielgepriesene Stück, das in seiner kernhaften, gedrungenen Prosa und glühend leidenschaftlichen Entwickelung allerdings den durch Halms weiche, wohllautende Verse und sein empfindsames Wesen Ermüdeten sehr zusagen mochte, war doch nichts mehr und nichts minder als eine sinnlich-sensationelle Ausbeutung und Verzerrung der aus den Apokryphen des alten Testaments bekannten jüdischen Volkssage. Denn aus der — wenn auch mit jesuitischer Moral — zu Ehren Gottes handelnden Judith hat der Dichter ein wollüstiges Weib gemacht, das nicht bloß aus Vaterlandsliebe, sondern vornehmlich aus Wut und Scham über ihre Schmach den Feind ihres Volkes ermordet; aus dem wilden, tapferen Holofernes ist ein über die Religion philosophierender und moralisierender Tyrann geworden, der durch Judiths Schönheit überwunden und zur Glut entfacht wird. Statt des Lobgesanges in der apokryphischen Darstellung schließt Judith mit der verzweifelten Bitte an die Priester und Ältesten, sie zu töten, wenn sie es begehre; und ihrer Magd flüstert sie den Grund zu: „Ich will dem Holofernes keinen Sohn gebären! Bete zu Gott, daß mein Schoß unfruchtbar sei. Vielleicht ist er mir gnädig!"

Ein solches Stück, das, wie Hebbel selbst eingestanden, „sich auf der äußersten Grenze des Darstellbaren bewegt", konnte sich nicht lange auf der Bühne behaupten: aber wenn es auch bald davon verschwand, es hatte doch des Dichters Ruhm über ganz Deutschland verbreitet. Mit Spannung sah man seiner nächsten Dichtung entgegen.

Zum Gegenstand seines zweiten Dramas (1840/41) nahm Hebbel eine der ergreifendsten deutschen Sagen, die von Tieck und Raupach schon vor ihm bearbeitete Geschichte der „**Genoveva**." Auch hier that er seinem Urbilde Gewalt an, indem er es Genoveva.

in eine Tragödie verwandelte. Seine Genoveva ist eine über alles Maß wortkarge Heilige, die selbst für das Schändlichste keine Äußerung des Abscheues und der Entrüstung übrig hat; Golo eine allmählich zum Teufel gesteigerte Mischung der Don Juan- und Faustnatur. Zum Schluß sticht der Schurke sich die Augen aus und läßt sich freiwillig von einem Knechte zum Tode führen, anstatt ihn, der Sage gemäß, von Henkershand zu erleiden. Der im Volksmärchen so wohlthuende versöhnliche Schluß fehlt. 1851 dichtete Hebbel — auf Karl v. Holteis Anregung — einen Epilog zu seiner „Genoveva" und suchte sie dadurch nachträglich in äußeren Einklang mit der Volkslegende zu setzen. „Aber die sanfte Waldelegie paßte nicht zu dem Schauer des seltsamen Stückes." Kein Theater wollte sich lange Zeit zur Aufführung entschließen, obgleich der Dichter tausend Verse herausstrich, um es in München und in Wien zugelassen zu sehen. Endlich — nachdem es dreimal umgearbeitet und selbst die Namen (Genoveva in Magellona, Golo in Bruno ꝛc.) umgewandelt worden, ließ es Laube am 20. Januar 1854 im Burgtheater aufführen, aber bald war es wieder von dem Repertoire verschwunden.

Entstehung der Genoveva.

Nach dem Lebensbilde, das Emil Kuh in oft ermüdender Breite und in zu lichtvoller Färbung von seinem Freunde Hebbel entworfen, hatten eigene Erlebnisse und Seelenzustände des Dichters die bereits in München im Keime entstandene „Genoveva" zur Reife gebracht: in der Titelheldin wollte er das Bild seiner Geliebten, Elise Lensing in Hamburg, fixieren, in Golos dämonischer Glut seine eigene Liebe zu einer schönen, ihm unerreichbaren Patriziertochter und seinen Verrat an Elise schildern. — Ebenso scheint es, daß er in der „Judith" beabsichtigte, der damals vom „Jungen Deutschland" verkündeten Frauenemanzipation entgegenzutreten und in der Mörderin des Holofernes gewissermaßen den Emanzipierten ein abschreckendes Beispiel vorzuhalten.

Durch ein Reisestipendium des Königs Christian VIII von Dänemark unterstützt, bereiste Hebbel in den Jahren 1843 und 1844 Frankreich und Italien. In Paris entstand 1843 sein nächstes Stück „**Maria Magdalena**." Er nannte es ein „bürgerliches Trauerspiel" — es ist aber vielmehr ein Schauerstück, freilich ein geniales, denn alle möglichen Greuel, Entehrung, Diebstahl, Untreue, Duell, Selbstmord, Kindesmord, werden darin in peinlich aufregender Weise vorgeführt. Die Heldin, die Tischlerstochter Klara, von einem gemeinen Burschen, den sie nicht einmal liebt, verführt und verlassen, stürzt sich in den Brunnen, als ihr früherer Liebhaber, dem sie untreu geworden, den Ehrlosen im Zweikampf erschossen hat. Mit Maria Magdalena hat diese Selbst- und Kindesmörderin, für die man nicht einmal rechtes Mitleid fühlt, nichts gemein, als den der von Christus geheilten Frau traditionell zugeschriebenen Fall; denn als Buße kann doch Klaras gräßliches, Verbrechen auf Verbrechen häufendes Ende unmöglich gelten.

Maria Magdalena.

Die biographischen Beziehungen, welche Emil Kuh in den Lokalitäten, Zuständen und Gestalten dieses Stückes nachweist, erhöhen den Genuß dieses düsteren Nachtstückes keineswegs. Eine „lockere Liebschaft" Hebbels mit der Schwester eines Tischlersohnes in München, der eines Diebstahles halber festgenommen wurde, hat „das grobe Garn zur Fabel des Stückes hergegeben." Außer der „herzensguten schlichten Münchnerin" ist die obenerwähnte „innige edle" Elise noch in den „Lebens- und Charakterfaden" Klaras hineingewoben! Allerdings macht Hebbels Verhalten gegen diese arme Elise, die ihm zwei Kinder geboren hatte, von deren Arbeit er sich jahrelang hatte unterstützen lassen, die er selbst „das beste Weib der Erde, das edelste Herz, die reinste Seele" nennt, und die er dennoch zu heiraten sich weigerte, die ethische Unklarheit und Verschwommenheit der „Maria Magdalena" erklärlich. „Pöbelhaft" nennt Hebbel an anderer Stelle „die Ansichten, die zwischen einer Gewissensehe und einer formellen Ehe einen Unterschied finden wollen." Er selbst und andere haben seinen „Schauer vor der Ehe" mit den allerdings sehr dürftigen Verhältnissen, in denen er auf seinen Reisen lebte, entschuldigen wollen; wie aber geschah es dann, daß er — trotz seiner Armut, trotz seiner Schulden — bald danach ein Mädchen heiratete, das „so viele Risse in ihrer ökonomischen Vergangenheit"

Biographische Beziehungen.

hatte, daß das Ehepaar jahrelang auf das allerknappste leben mußte? Oder konnte das ihn entschuldigen, daß er — wie Kuh sagt — „Elisen nur von Herzen zugethan, nicht in Liebe verbunden war?“

In Wien. Im November 1845 war Hebbel auf seiner Rückreise aus Italien in Wien angelangt, hatte bei den hervorragenden Dichtern eine warme Aufnahme gefunden, aber keines seiner Stücke auf die Bühne zu bringen vermocht. Dabei waren seine Mittel immer mehr zusammengeschmolzen, und er stand bereits im Begriff abzureisen, als ganz unerwartet zwei für seine Dichtungen schwärmende galizische Gutsbesitzer, die Brüder Wilhelm und Julius Zerboni di Sposetti ihn zurückhielten, für ihn ein prunkvolles Symposion — mit Toasten auf den Knieen vor ihm ausgebracht — veranstalteten, ihn mit feiner Kleidung versorgten und als ihren Gast in dem eleganten Hotel zum Erzherzog Karl wochenlang freihielten. Um dieselbe Zeit aber hatte Hebbel eine Hofschauspielerin, Christine Enghaus, kennen gelernt. Sie hatte schon vor der persönlichen Bekanntschaft den Dichter der „Maria Magdalena“ mit Entzücken bewundert, freilich ihn auch gefürchtet; „denn,“ schreibt sie als Witwe an Kuh, „mein eigenes härtestes Schicksal stand mir in Klara vor Augen; ich war, nachdem ich das Stück zu Ende gelesen, zerschmettert — ich sah in Meister Anton und Hebbel meine Richter.“ Als sie aber den Dichter zum erstenmal erblickte, war ihre Furcht verschwunden — „seine hagere Gestalt, die blasse Leidensmiene,“ schreibt sie, „flößten mir beim ersten Anblick das tiefste Mitleid ein.“ Bald waren sie so weit, daß „sie ein jedes ihre eigene, besondere Schuld zusammenlegten“ und den Entschluß faßten, einander anzugehören. Die Brautzeit wurde durch Elises erregte Briefe etwas getrübt, aber „seine einstmalige Abneigung gegen die Ehe erschien ihm als die Frucht jenes unglücklichen Verhältnisses,“ und er beschleunigte die Vermählung mit Christine, die im Mai 1846 stattfand.

Christine Enghaus.

Hebbels Ehe.

Zwei Jahre später sollte Hebbel auch das für geringere Sterbliche schwerverständliche Vergnügen haben, seine Frau als „Klara“ auf den Brettern zu sehen; denn nachdem das Leipziger Stadttheater mit der Aufführung der „Maria Magdalena“ vorangegangen war, folgte auch die Wiener Hofbühne damit im Mai 1848. „Auch nicht die geringste Prüderie der Zuschauerinnen ward bemerkbar,“ sagt Emil Kuh naiv bewundernd zum Ruhme der braven Wienerinnen!

In den Stücken, die zunächst in Wien entstanden, offenbart sich neben einzelnen großen poetischen Schönheiten die alle solche verdunkelnde Neigung zum Gräßlichen und Absonderlichen und häufig eine jede sittliche Schranke mißachtende Zügellosigkeit.

Julia. In der Vorrede zur „**Julia**,“ einem Pendant zur „Maria Magdalena,“ das selbst seine Bewunderer einen „entschiedenen Mißgriff“ nennen und aus den „letzten Verwirrungen seines Lebens“ erklären, sucht er sich gegen die erwähnten Vorwürfe zu rechtfertigen, wenn er geradezu behauptet, „daß gar kein Drama denkbar ist, welches nicht in allen seinen Stadien unvernünftig oder unsittlich wäre!“ Die „Julia“ ist allerdings beides im höchsten Grade. Julia, die Heldin, hat sich mit Antonio, einem Räuber, der sie liebt, vergessen. Ohne seine Schuld muß er fort, ohne, wie beabsichtigt, seine Geliebte entführt zu haben. Da erbietet sich ein lebensüberdrüssiger Spleenheld, Graf Bertram, den von ihm beabsichtigten Selbstmord aufzuschieben und sie zum Schein zu ehelichen, um sie so vor Schmach und Schande zu bewahren. Sie nimmt es an, und als Antonio wiedererscheint, tötet sich der sehr edle Scheingemahl, um dem liebenden Paar nicht im Wege zu stehen!

Diamant. Noch gräßlicher ist die Tragikomödie „Ein Trauerspiel in Sizilien.“ Ein Totschlag wird darin als Komödienmotiv behandelt! Auch sonst ist Hebbel in seinen Komödienstoffen nicht glücklich; weder der „**Diamant**“ noch der „**Rubin**“ sind recht ansprechend. Das nicht sehr appetitliche Sujet des ersteren ist dieses: ein Jude hat einen Diamanten gestohlen und verschluckt, den er nun wieder herausgeben soll; lange scheint es unmöglich, und man denkt daran, „um des wunderbaren Inhaltes willen das erbärmliche

Gefäß entzweizuschlagen" — da gibt endlich die Natur nach, die dabei freilich „alles gefälligen Anstriches entbehrt." — Reinlicher, aber nicht gerade amüsanter ist der „Rubin" — ein Edelstein, in den eine Prinzessin verzaubert ist, die nur Erlösung finden kann, wenn der Besitzer ihn fortwirft.

Rubin.

Paul Heyse hat einmal von Hebbel gesagt:

Warum erwärmt dich's nie,
Wie er auch flammt und wütet?
Er hat eine Phantasie,
Die unterm Eise brütet.

Herodes und Mariamme.

Daran muß man unwillkürlich denken bei seinem Trauerspiel „**Herodes und Mariamne**," worin Hebbel in großartigen Zügen das Judentum in seiner Selbstauflösung schildert und zugleich die eheliche Treue zu verherrlichen beabsichtigt. Aber wie kalt läßt die in den Hauptzügen dem Josephus entnommene Fabel! Der jüdische Tyrann Herodes gibt zweimal den Befehl, seine Gemahlin Mariamne zu töten, falls er von einer längeren Reise nicht zurückkehre. Wider seinen Willen davon unterrichtet, verzeiht die Unglückliche, deren Bruder bereits dem Tyrannen zum Opfer gefallen, das erste Mal dem selbstsüchtigen Manne; das zweite Mal aber — um ihn zu bestrafen — spielt sie die Ungetreue, heuchelt Freude über die falsche Nachricht von seinem Tode und — wird nun hingemordet! Zu spät kommt ihre Unschuld an den Tag. Es ist nicht zu verwundern, daß ein solches Stück bei seiner ersten Aufführung in Wien eine vollständige Niederlage erfuhr und niemand nach einer Wiederholung verlangte.

Michel Angelo.

Einen wohlthuenden, fast beruhigenden Gegensatz zu den bisherigen Stücken bildet das kleine Künstlerdrama „Michel Angelo", in welchem eine beziehungsreiche Anekdote aus dem Leben des großen Italieners in feiner, geistreicher Weise behandelt wird, und

Agnes Bernauer.

die größere Tragödie „**Agnes Bernauer**," die uns auf altbekannten, heimatlich-historischen — wenn auch nicht ganz treu geschilderten — Boden führt. Die einzelnen Charaktere, namentlich der der Heldin, die Hebbel einmal „die moderne Antigone" nennt sind meisterhaft durchgeführt; nur ist es zu bedauern, daß sie kaum durch ein hingeworfenes Wort verrät, wie schwer ihre Schuld ist; ihr Tod wird dadurch als eine ungerechte Mißhandlung empfunden. Der etwas matte Schluß, Albrechts erst in Verzweiflung ausbrechendes Gebaren, dann seine schwächliche Resignation, hat der theatralischen Wirkung wohl besonders geschadet.

Gyges.

Die darauf folgende Tragödie „**Gyges und sein Ring**" ist — künstlerisch angesehen — vielleicht Hebbels vollendetstes Drama; aber er hat darin, wie Treitschke sagt, „einen Schatz von Formenschönheit und Kunstverstand an einen undankbaren Stoff verschwendet." Rhodope, die schöne Königin von Lydien, wird von ihrem Gemahle Kandaules seinem Freunde, dem durch seinen Ring unsichtbar gemachten Gyges, in unverhüllter Schönheit gezeigt; als sie erfährt, daß der König selbst so ihre Züchtigkeit verletzt habe, läßt sie den Griechenjüngling schwören, Kandaules zu töten, worauf sie ihm sich vermählen wolle. Von Herodots Erzählung abweichend, thut Gyges nicht, wie ihm befohlen, fordert aber seinen Freund unter Mitteilung des zwischen Rhodope und ihm Vorgefallenen zum Zweikampf und geht als Sieger daraus hervor. Nun reicht Rhodope ihm die Hand zum Ehebund, tötet sich aber, sobald derselbe geschlossen, mit den Worten:

Ich bin entsühnt;
Denn keiner sah mich mehr, als dem es ziemte.
Jetzt aber scheide ich mich so von dir!

Wer kann sich für diese Frau, die ja ein sehr ehrenwertes, echt keusches Gegenbild der Gutzkowschen „Wally" darbietet, aber uns doch wie etwas Erkünsteltes abstößt, begeistern?

Elises Tod.

Bald nach Vollendung des „Gyges," den er „in den Kasten legte," da an eine Aufführung in Wien nicht zu denken war, erhielt Hebbel die Nachricht von Elises Tode. Bewegt schreibt er darüber in seinem Tagebuche: „Elise ist nicht mehr; am 18. Nov. 1854

gegen Morgen ist sie verschieden. Lange vorher schon war für sie nichts mehr zu hoffen und also der Tod nur noch zu wünschen; so erschütterte mich die Schmerzenskunde im Moment des Eintreffens denn nicht so sehr, als sie in mir nachzitterte und nachzittern wird." Fort und fort war sie seit der jähen Scheidung mit ihm in Verbindung geblieben; ja, auf Christines Wunsch hatte sie ein ganzes Jahr in Hebbels Hause gelebt. Dieser Besuch scheint nicht ganz ohne Schatten gewesen zu sein. „Etwas Rätselhaftes, Geheimes und Peinliches, dies empfand ich wohl dunkel als den Hintergrund der Stimmung, wenn Hebbel, Christine und Elise zusammen waren," schreibt Kuh, der damals in das eigentliche Verhältnis Hebbels zu Elise nicht eingeweiht war, darüber. Sonst aber hatte sein häusliches Glück unter dem Gedanken an die arme, übrigens von ihm bis zuletzt unterstützte Stickerin wohl nicht zu sehr gelitten. Dennoch kam dasselbe erst zur rechten Blüte nach Elises Tode.

Häusliches Glück.

Im folgenden Jahre erwarb Hebbel ein kleines Grundstück in dem Dorfe Orth bei Gmunden, wo er mit seiner Frau und seinem Töchterchen seitdem die Ferienwochen der ersteren im Sommer glücklich zubrachte. „Wenn ich des Morgens erwache und den ersten Laut meiner Frau und meines Kindes vernehme, so kann ich mich freuen, daß mir die Thränen in die Augen treten," schreibt er einmal aus dieser Sommervilleggiatur. Und oft streckte er bei Tische die Hände vor sich aus und sagte zu seinen beiden Christinen: „Da, legt eure Hände hinein. Ihr seid mir alles, und nur um das eine bitte ich Gott, daß ihr mir nicht genommen werdet."

Mutter und Kind.

Innerhalb sechs glücklicher Gmundener Wochen entstand auch 1855 die idyllisch epische Dichtung „**Mutter und Kind**," welche von der Dresdener Tiedge-Stiftung mit ihrem Preise gekrönt wurde. Die Erfindung der diesem Gedicht zu Grunde liegenden Fabel hat allerdings etwas Erkünsteltes. Bereits 1847 hatte er sie sich „als für eine Novelle geeignet" mit folgenden Worten notiert: „Reiche, kinderlose Leute pränumerieren sich bei Armen auf ihr erstes Kind, suchen tüchtige und gesunde Menschen aus, lassen sie sich bloß, zu jenem Zweck, heiraten, versetzen sie in sorgenlose Verhältnisse, versprechen ihnen für den Säugling eine bedeutende Summe; so wie aber das Kind da ist, will die Mutter nicht mehr auf die Abtretung eingehen, und nun kehren sich alle Verhältnisse um. Denn die Armen würden sich nicht geheiratet haben, wenn sie nicht auf das Geld gerechnet hätten, sie versittlichen sich durch den Entschluß der angestrengtesten Arbeit, wodurch sie sich aus der Verlegenheit ziehen und den in Gedanken begangenen Frevel abbüßen." Die Ausführung ist an anmutigen und kernigen Stellen reich: es erwacht darin die Erinnerung an des Dichters Knaben- und Jünglingszeit zu neuem Leben: das niederdeutsche Bauernleben mit seiner derben Tüchtigkeit, die reiche Hansestadt mit ihren mächtigen Kaufherren ꝛc. Störend wirkt es zuweilen, daß der Dichter allerhand Zeitfragen von Übervölkerung und Auswanderung, Sozialismus ꝛc. hineinverwebt; dennoch wird das kleine Epos, das erst 1859 gedruckt erschien, immer eine der freundlichsten, dankenswertesten Gaben seiner Muse bleiben.

Lyrische und epische Gedichte.

Hebbels kleinere Gedichte, die sich in diesen Jahren ebenfalls vermehrten und von denen er für Cotta eine Gesamtausgabe — die er Uhland, „dem ersten Dichter der Gegenwart", widmete — besorgte, sind ungleich an Wert und niemals recht beliebt geworden. Merkwürdigerweise stellte er sie höher als alles, was er sonst geschaffen, ja „traute ihnen allein die Bürgschaft zu, eine Spur seines Andenkens späteren Geschlechtern zu überliefern." Aber zu dem einfachen, sangbaren Liede, das doch am meisten dem Dichter Eingang in das Herz des Volkes schafft, fehlte es ihm an Naivetät. Unrecht freilich ist es, ihm Wärme des Gemütes ganz abzusprechen — starke und tiefe Empfindung spricht aus einigen seiner Gedichte, namentlich aus solchen, in denen er das Glück des Hauses und Selbsterlebtes zum Ausdruck bringt Zur Erhärtung dieses Urteils erinnere ich an „Das alte Haus" — „Bubensonntag" u. a. Meist hat aber seine Lyrik etwas Herbes und Düsteres. Man höre, welch ein „Sommerbild" er entwirft:

Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,
Sie war, als ob sie bluten könne, rot;
Da sprach ich schauernd im Vorübergehn:
So weit im Leben ist zu nah am Tod!

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leise strich ein weißer Schmetterling;
Doch ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
Bewegte, sie empfand es und verging.

Geistreich sind seine Epigramme; wirkungsvoll, aber grausig, dabei oft zu lang ausgesponnen, seine Balladen; bald an Jean Paul, bald an Heinrich von Kleist anklingend seine kleinen Novellen. Seine dichterische Stärke lag im Drama, und als er nach manchen Irrgängen wieder zurückkehrte zu den Sagengestalten unserer Vorzeit, welche einst die Phantasie seines Knabenalters erfüllt hatten, schuf er ein Werk, das alle seine anderen überdauern wird.

Nibelungen.

Volle sieben Jahre verwandte Hebbel auf seine große Trilogie **„Die Nibelungen"** — „den ganzen dramatischen Schatz des Nibelungenliedes" wollte er, nach seiner eigenen Auffassung, „für die reale Bühne flüssig machen." „Es sei ihm Pflicht und Ruhm zugleich gewesen," sagt er, „dem gewaltigen Schöpfer unseres Nationalepos mit schuldiger Ehrfurcht auf Schritt und Tritt zu folgen, soweit es die Verschiedenheit der epischen und dramatischen Form irgend gestattete." Im übrigen meint er, daß „alle Momente des Trauerspiels durch das Epos selbst gegeben waren, wenn auch oft in verworrener und zerstreuter Gestalt oder in spröder Kürze, und daß seine Aufgabe nur darin bestanden habe, sie zur dramatischen Kette zu gliedern und poetisch zu beleben, wo es nötig war."

In drei Teilen: einem Vorspiel „Der gehörnte Sigfrid" und zwei Tragödien von je fünf Akten: „Sigfrids Tod" und „Kriemhilds Rache", führt uns Hebbel die ergreifende Geschichte von der Nibelungen Not vor. Im ganzen und großen folgt er treu dem alten Epos, wie ich es im Anfange meines Buches (S. 64 ff.) eingehend vorgeführt habe. Das heidnische Sagenelement ragt in die vom Christentume erst halb erfaßte Welt hinein. Brunhild ist eine getaufte Walküre; ihre Amme opfert aber noch den alten Göttern und ruft der Kampfjungfrau zu:

O hätte nie ein Tropfen heil'gen Wassers
Die Stirne dir benetzt!

Erst nachdem sie von Sigfrid im nächtlichen Ringkampf zum zweitenmal überwunden, weicht ihre übernatürliche Kraft und Wildheit, freilich nur um bald der Eifersucht und dem Drange nach Rache Platz zu machen. In wirkungsvollster Weise führt uns die erste der Tragödien das alles bis zu Sigfrids Tod und Kriemhilds Jammer vor. Was das alte Lied nur dunkel angedeutet, wird in dem Drama, wo es wünschenswert, ausgeführt und motiviert. Hagen erscheint von vornherein als ein grimmer Feind alles Christlichen, in dem alle wilden Mächte des Heidentums noch toben, aber gerade dadurch wird das Unmenschliche in ihm, wenn nicht gemildert, so doch erklärt. Zu tadeln ist nur, daß Hagen zuweilen entschieden aus seiner Rolle fällt. Schon daß er Sigfrid zu dem nochmaligen Kampf mit Gunthers Weibe auffordert, ist seltsam, aber daß er seine Bitte mit den Worten: „So thu's denn! Soll ich knieen?" beschließt, ist dem wilden Mann doch kaum zuzutrauen. Noch eigentümlicher ist sein schäferartiges Benehmen in Rüdigers Hause, wenn er zu Götelinden sagt:

Was soll ich? Veilchen suchen? Lämmer fangen?
Ich wette um den zweiten Kuß mit dir:
Die Blumen sollen nicht ein Blatt verlieren,
Die Lämmer nicht ein Haar!

Demgemäß gewinnt die im Liede nur statistenmäßig auftretende Figur des Kaplans auch hier Fleisch und Blut. Der über Sigfrids Leichnam wehklagenden Kriemhild hält er ernst vor:

Du armes Menschenkind, aus Staub und Asche
Geschaffen und vom nächsten Wind zerblasen,
Wohl trägst du schwer und magst zum Himmel schrei'n,
Doch schau auf Den, der noch viel schwerer trug!
In Knechtsgestalt zu uns herabgestiegen,
Hat er die Schuld der Welt auf sich genommen
Und büßend alle Schmerzen durchempfunden,
Die von dem ersten bis zum letzten Tage
Die abgefall'ne Kreatur verfolgen,
Auch deinen Schmerz, und tiefer als du selbst!
Die Kraft des Himmels saß auf seinen Lippen,
Und alle Engel schwebten um ihn her,
Er aber war gehorsam bis zum Tode,
Er war gehorsam bis zum Tod am Kreuz.
Dies Opfer bracht' er dir in seiner Liebe,
In seinem unergründlichen Erbarmen,
Willst du ihm jetzt das deinige verweigern?
Sprich rasch: Begrabt den Leib! und kehre um!

Und nachher mahnt er noch einmal:

Gedenke dessen, der am Kreuz vergab!

Röpe tadelt diese Einmischung des christlichen Elementes sehr streng und meint, diese Stelle raube der Kriemhild das tragische Mitleid des Lesers (oder Zuschauers). Ich kann dem nicht beistimmen. Denn zunächst verlangt sie nur ein „Gericht" über den Schuldigen, und erst als ihr dieses auch vom christlichen Standpunkte durchaus gerechtfertigte Verlangen beharrlich geweigert wird, erwacht in ihr der allerdings bis zum Ungeheuerlichen wachsende Durst nach Rache. Dazu hebt es Hebbel weit mehr als das Epos hervor, wie die schwer Gereizte alles aufbietet, die Unschuldigen zu retten. So bittet sie Rüdiger, dessen Tochter sich dem Giselher (vgl. S. 78) verlobt hat, denselben mit einem Auftrage heimzuschicken:

Zu deinem Boten wähle Giselher
Und gib ihm auf, an keinem Blumengarten
Vorbeizureiten, ohne eine Rose
Für seine Braut zu pflücken. Ist der Strauß
Beisammen, steckt er ihn in meinem Namen
Ihr an die Brust und ruht sich aus bei ihr,
Bis sie aus deiner Locke einen Ring
Für mich geflochten hat. Daß ich den Dank
Verdiene, wird sich zeigen.

Und daß sie als eine christliche Fürstin gewaltet, bezeugt ihr später Rüdiger selbst

Das ganze Land
War deines Preises voll. In deinem Auge
Sah ich die erste Thräne und zugleich
Die letzte auch, denn alle andern hattest
Du abgewischt mit deiner milden Hand.
Wohin ich trat, da segnete man dich;

Kein Kind ging schlafen, ohne dein zu denken,
Kein Becher ward geleert, du hattest ihn
Gefüllt, kein Brot gebrochen und verteilt,
Es kam aus deinem Korb —

Alles das kann nur dazu beitragen, Kriemhild Mitleid zuzuwenden; viel eher möchte ich es tadeln, wie der Dichter sie über ihr zweites eheliches Verhältnis sich aussprechen läßt — da schreitet er über das Maß des alten Liedes hinaus und fällt in die grotesken Zerrbilder seiner früheren Stücke zurück. Sonst scheint er mir in allen anderen Gestalten des Liedes mit Ausnahme weniger Einzelstellen das rechte Maß innegehalten zu haben; eher könnte man ihm vorwerfen, daß er sich des Moralisierens und Reflektierens nicht immer hat entschlagen können. Dagegen ist es ein durchaus berechtigter, christlich-versöhnender Abschluß der entsetzensvollen Geschichte, wenn zum Schlusse Etzel zu Dietrich spricht:

„Herr Dietrich, nehmt mir meine
Kronen ab
Und schleppt die Welt auf eurem
Rücken weiter —"

und der Berner antwortet:

„Im Namen dessen, der am
Kreuz erblich!"

Abb. 217. Friedrich Hebbel.

Kurz, Hebbels „Nibelungen" sind unzweifelhaft eine hervorragende Dichtung von hoher Schönheit, die wohl geeignet ist, das aus grauer Vorzeit in die Gegenwart hineinragende Original dem modernen Verständnis näher zu führen.

Auch auf der Bühne hat sich namentlich das mittlere Stück „Sigfrids Tod" durchaus bewährt. Franz Dingelstedt brachte die ganze Trilogie, das „elfaktige Nibelungen-Ungeheuer" — von Hebbel, der es selbst scherzhaft so genannt, allerdings stark gekürzt — im Mai 1861 auf der Hofbühne von Weimar mit bedeutendem Erfolge zur Aufführung. Hebbels Frau, der auch die Druckausgabe gewidmet war, spielte in „Sigfrids Tod" die Brunhild, in „Kriemhilds Rache" die Kriemhild. Der Großherzog und seine Gemahlin waren so erfüllt davon, daß sie Hebbel einluden, nach Weimar überzusiedeln: ein Plan, der dem Dichter wohl zusagte, sich später aber dennoch zerschlug. Soviel aber bewirkte doch der Vorgang in Weimar, daß Laube, nachdem er früher es geradezu verweigert, sich endlich dazu bequemte, wenigstens die ersten zwei Teile auf dem Hofburgtheater aufzuführen. Glänzender Beifall ward der Vorstellung zu teil, die vor gänzlich ausverkauftem Hause vielemal wiederholt werden mußte und Hebbel zum Helden des Tages machte.

Demetrius.

Mit den „Nibelungen" hatte Hebbel sein Letztes und Größtes geleistet. Der „**Demetrius**", an dem er auf seinem — bald nach diesen Erfolgen beginnenden — langwierigen schweren Krankenlager trotz unsäglicher Schmerzen fort und fort arbeitete,

ist Fragment geblieben, was kaum zu bedauern sein dürfte. Während es ihn noch peinigte, ob er ihn wohl vollenden würde, und er von Tag zu Tage mehr daran zweifeln mußte, ward ihm am 10. November 1863 die Freude, zu hören, daß den „Nibelungen" der Berliner Schillerpreis von tausend Thalern zugesprochen sei. Wehmütig lächelnd rief er aus: „Das ist Menschenlos, — bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher." Einen Monat darauf, am 13. Dezember 1863, hatte er ausgelitten. Auf dem evangelischen Friedhofe zu Matzleinsdorf bei Wien ist er zur Ruhe bestattet.

Die von Grabbe und Hebbel vertretene dramatische Richtung blieb nicht ohne Nachahmer und Nachfolger, die zum Teil ihre Meister an wilder Kraftäußerung noch überboten. An Grabbe insonderheit klingt **Robert Griepenkerl** an, während **Otto Ludwig** in Hebbels Fußstapfen trat; beide aber konnten mit ihren dramatischen Leistungen nicht zur dauernden Wirkung durchdringen.

Griepenkerl. **Robert Griepenkerl**, geboren zu Hofwyl bei Bern am 4. Mai 1810, seit 1839 als Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur in Braunschweig thätig, gab aus Liebe zur Ungebundenheit seine dortige Stellung auf und warf sich mit aller Energie seines Geistes auf das Drama. Seine ersten Leistungen, namentlich „Robespierre", dem „die Girondisten" folgten, wurden mit übertriebener Begeisterung begrüßt, machten die Runde über die meisten größeren Bühnen Deutschlands oder wurden von ihm vorgelesen. Man meinte, ein Reformator des deutschen Theaters sei in ihm erstanden, aber seine späteren Dramen erwiesen nur zu deutlich, daß man sich getäuscht hatte. Sein Mangel an Charakterstärke kam dazu. Rasch ging es mit ihm, der einst an deutschen Fürstenhöfen ein gern gesehener Gast gewesen, im bürgerlichen wie im litterarischen Leben abwärts. Nachdem er wegen leichtsinnigen Bankerottes eine einjährige Gefängnisstrafe durchgemacht, führte er ein einsames gebrochenes Dasein und fand endlich, geistig und körperlich aufgerieben, im Hospitale zu Braunschweig Aufnahme, wo er am 16. Oktober 1868 am Herzschlage starb. Ein uneröffnetes Schreiben des Generalintendanten des Münchener Hoftheaters, worin „Seine Wohlgeboren der dramatische Dichter Dr. Griepenkerl" aufgefordert wurde, „seine künftigen dramatischen Schöpfungen einzuschicken", fand der Krankenwärter in der starren Hand des Toten. Historisch wie dramatisch bietet das bedeutendste Stück Griepenkerls, sein „**Robespierre**", der Blößen gar manche; dennoch enthält er so viel machtvoll ergreifende Szenen, die von wahrem Dichtergenie zeugen, daß ihm eine Erwähnung in der Geschichte des neueren deutschen Dramas durchaus gebührt. Robespierre.

Otto Ludwig. **Otto Ludwig**, geboren am 11. Februar 1813 zu Eisfeld im Herzogtum Meiningen, verlebte eine harte, freudenlose Jugend in engbeschränkten Umgebungen und gedrückten, ärmlichen Verhältnissen. Seine fruchtbare, aber unstäte Phantasie schuf eine Traumwelt in ihm und um ihn, ohne ihn über den Alltagsjammer seines eine Zeitlang hinter dem Ladentische zugebrachten Daseins zu erheben. Da ermöglichte es ihm der Herzog von Meiningen, nach Leipzig zu gehen, wo er unter Mendelssohn Musik zu studieren begann, für die er einen besonderen Beruf zu haben glaubte. Als er endlich erkannte, daß er sich darin getäuscht, wandte er sich um so eifriger der Dichtung zu. Einige kleinere dramatische Versuche lenkten Eduard Devrients Aufmerksamkeit auf ihn und bahnten ihm den Weg nach Dresden. Dort entstand 1852 das Trauerspiel „**Der Erbförster**", das auf fast allen größeren deutschen Bühnen zur Aufführung gelangte. Die Fabel dieses höchst seltsamen Stückes bietet das Thema des Kohlhaas (vgl. S. 552) im Zerrbild. Ein wackerer Förster bildet sich ein, sein Gutsherr, mit dem er durch einen leichten, ja komischen Streit auseinandergekommen, könne ihn nicht absetzen, weil sein Amt schon seit uralten Zeiten stets von seiner Familie bekleidet worden sei, und ist außer sich, als ihm von einem Advokaten auseinandergesetzt wird, daß er im Irrtume sei. Durch allerlei äußere Umstände wird dieser Konflikt zu der Höhe eines tragischen Kampfes empor- Erbförster.

geschraubt; zugleich fügt es der Zufall, daß der Förster, indem er den Sohn seines Feindes töten will, seine eigene Tochter erschießt! Man kann sich kaum etwas Abgeschmackteres denken, als diese Geschichte, und doch fesselt sie die Aufmerksamkeit der Zuschauer aufs äußerste und läßt sie bis zum Ende nicht los. Die Gestalten von Fleisch und Blut sind aus dem Leben gegriffen, und was sie sagen, zeugt von tiefer Empfindung. Dennoch hat das Stück etwas Folterndes, und so ernst es gehalten ist, läßt die spätere Reflexion es als fast komisch erscheinen.

Makkabäer. Viel bedeutender und tiefer ist Ludwigs zweites Stück „**Die Makkabäer**", in dem das tiefreligiöse Glaubensleben des jüdischen Volkes zu einem ergreifenden Ausdruck kommt. Mit markiger Kraft sind die einzelnen Helden charakterisiert, die glaubensfreudig den ungleichen Kampf wider Syriens Übermacht unternehmen und des ewigen Sieges und Lebens gewiß den gräßlichen Märtyrertod erdulden. An ergreifenden Szenen ist auch sonst dieses Drama reich; um so mehr ist die Unfertigkeit der Komposition zu bedauern. Auf Vorgänge voll hinreißender Hoheit folgen häufig ganz matte, fast überflüssige Auftritte; zwischen Judah, dem siegreichen Feldherrn, und seiner Mutter Lea schwankt das Interesse des Zuschauers hin und her — auch ist es dem Dichter nicht gelungen, die zwei Fabeln, Judahs Glaubenskampf und den Opfertod der Knaben im Marterofen, der mit peinigender Realität vorgeführt wird, in eine zu verschmelzen.

Der Erfolg dieser Dramen hatte kaum dem Dichter eine ruhmvolle Laufbahn eröffnet, als ihn eine grausame Krankheit auf ein Jahrzehnte währendes Siechbett niederwarf, das er mit rührender Geduld ertrug und das ihn nicht abhielt, bis an seinen Tod geistig thätig zu sein. Auf seine Erzählungen, die in dieser Zeit entstanden, komme ich später zurück; die letzten dramatischen Arbeiten mußte er unvollendet zurücklassen. Am 25. Februar 1865 wurde er durch den Tod von seinen Leiden erlöst.

Inzwischen war — etwa gleichzeitig mit Halm — auch das **Junge Deutschland** mit in die Arena des Dramas getreten. Das Theater wurde zum Sprechsaal für die Tagesfragen der Politik und Religion, auch der Litteratur. Gutzkow und Laube traten ziemlich gleichzeitig als Dramatiker auf, und beide haben als solche eine große Fruchtbarkeit entfaltet.

Gutzkows Dramen. **Gutzkows** Dramen sind fast durchweg moderne Tendenzdichtungen, in denen der Verstand vorherrscht, der theatralische Effekt in erster Reihe erstrebt und mit großem Geschick erreicht wird, und die hochtönende Phrase nur zu oft an die Stelle des Gedankens tritt. So bühnenwirksam sie auch meist entworfen und ausgeführt sind, so wenig ergreifen sie den Leser oder Zuhörer, ja lassen oft bei den bedeutendsten Konflikten geradezu kalt. Aber etwas Spannendes und die große Menge, vornehmlich das weibliche Publikum Rührendes haben sie meistenteils, dazu kommt die dem Geschmack des Tages entsprechende liberal- oder rationalistisch-pointierte Tendenz, und das hat ihnen allen einen vorübergehenden, einigen allerdings einen noch fortdauernden Erfolg auf unseren Bühnen verschafft. Das Ansprechendste und Wirksamste hat er in seinen historischen Lustspielen geleistet. Nach den bereits (S. 655 f.) erwähnten ganz verfehlten Versuchen „Nero" und „Saul" begann Gutzkow eine Reihe von Trauerspielen, denen soziale Probleme zu Grunde lagen. In „**Richard Savage**" geht der Held, ein talentvoller, aber innerlich verwüsteter Dichter, an der Herzlosigkeit der vornehmen Welt völlig zu Grunde, der er

Werner. durch seine — allerdings uneheliche — Geburt angehört. In „**Werner**, oder Herz und Welt" antwortet der Held seiner betrogenen Gattin, die ihm den Frevel vorhält, seine frühere Geliebte, der er den Schwur der Treue gebrochen, als Gouvernante seiner Kinder ins Haus genommen zu haben und das alte Verhältnis fortzusetzen: „Ich werd' ihn verantworten, wir alle sind des Staubes schwache Söhne, und niemand ist, der sich rühmen könnte, die Gedanken Gottes zu erraten!" Da er mit diesem wunderlichen Ausspruche sein

ehebrecherisches Verhältnis genügend gerechtfertigt glaubt, will er die Gouvernante nicht entlassen — diese aber ist vernünftiger, geht von selbst und will — „einen Friedhof umackern und den Schlüssel dazu in den tiefsten Grund des Meeres werfen," d. h. sie verehelicht sich. Inzwischen ist Werner einer Amtsuntreue fälschlich angeklagt, seine Unschuld kommt aber glänzend an den Tag, und nun erklärt er seine Liebe zu der Gouvernante für eine Selbsttäuschung, behauptet: was auf ihm gelastet habe, sei, daß er seinen bürgerlichen Namen „Heinrich Werner" gegen den adeligen seines Schwiegervaters „von Jordan" umgetauscht habe („das war ein Verrat an den Ansichten, die ich vom Unterschied der Stände habe"), gibt seine Karriere auf und besteigt einen Lehrstuhl an einer rheinischen Universität. Seine Frau aber „nimmt" nun „seine erste Liebe wie das erste Morgenrot seiner Jugend;" und er erklärt, daß ihr dafür „auf dem Altar seines Herzens eine reine, geläuterte Flamme brennt!"

Ähnliche Phrasenhelden kehren in allen Stücken Gutzkows wieder, deren Fabel oft auch zum Verwechseln ähnlich ist, wie z. B. in dem aus seiner Novelle „Selbsttaufe" umgewandelten Schauspiel „**Ottfried**," das ebenso wie „Werner" auf einer Doppelliebe beruht, dessen Held sich auch vom Ehrgeiz zu falschen Schritten verleiten läßt, ja in dem der Name ebenfalls ein wesentliches Motiv der Entwickelung ist. Denn wie Werner, um das vornehme, reiche Fräulein v. Jordan zu heiraten, seinen Namen aufgibt, so verwandelt Gottfried Eberlin den seinigen in Ottfried, als er sich der vornehmen Welt anschließt, und wird wieder zum Gottfried, als er den Irrtum seiner Wege einsieht. Ottfried.

In anderen Stücken werden andere Tendenzpferde vorgeritten: so wird in der „**Schule der Reichen**" die Schlechtigkeit und Roheit der Aristokratie, oder wie der Verfasser in einer seiner breiten Vorreden darlegt, speziell die Verkommenheit der Hamburger Plutokratie" gebrandmarkt. In „Lenz und Söhne oder die **Komödie der Besserungen**" kommen die Pietisten an die Reihe, deren „falsche, heuchlerische Wohlthätigkeitssucht" in billigen Witzen lächerlich gemacht wird: ein sehr verworren komponiertes, langweiliges Stück. — Dramatisch effektvoller ist das ebenfalls gegen die Heuchelei der Frommen gerichtete „**Urbild des Tartüffe**," in den Hauptzügen eine Nachbildung des berühmten Meisterwerkes von Molière, das Gutzkow aber nicht genauer gekannt zu haben scheint, als die Geschichte seiner Entstehung. Nachweisbar widersprechen die meisten über Molière und seine Werke im „Urbild" vorkommenden Äußerungen dem Thatbestand. Zwei Hauptgestalten des Molièreschen „Tartüffe" sind geradezu entstellt. Aus Elmire, der tugendhaften, pflichttreuen Frau des Orgon, wird bei Gutzkow eine von dem Scheinheiligen „zur schändlichsten Untreue verleitete" Kokette; aus Dorine, der geschwätzigen, unverschämten Magd, die an der Entlarvung Tartüffes ganz unbeteiligt ist, „ein durchtriebenes allerliebstes Kammermädchen, das alle Fäden der Intrigue in der Hand hält und zur Entlarvung des Scheinheiligen am allermeisten beiträgt." — Schlimmer ist es aber, daß der ehrenwerte Präsident Lamoignon, ein Mann von streng sittlichem und christlichem Lebenswandel, dabei ein Freund der Kunst und Corneilles Mäcen, ein Mann, der völlig unbeteiligt an dem Verbote des Molièreschen Stückes war, von Gutzkow zum Urbild des Tartüffe, also zum Erbschleicher, Heuchler, Verräter ꝛc. gemacht wird. Nicht besser ergeht es dem geistreichen, witzigen Freunde Molières, dem Dichter Chapelle, aus dem Gutzkow eine abgeschmackte Karikatur macht: „ein hölzernes Ausrufungszeichen, nicht ohne Verstand, aber dumm geworden durch „Einbildung," wie er ihn selbst kennzeichnet. In einer späteren Ausgabe hat Gutzkow das vermutlich wahre Urbild des Tartüffe, den Abbé Roquette, an Lamoignons Stelle gesetzt oder vielmehr nur den Präsidenten La Roquette genannt. Chapelle aber hat seinen Namen und Charakter behalten. Schule der Reichen. Lenz und Söhne. Urbild des Tartüffe.

Im „**Uriel Acosta**," den Gutzkow schon früher zum Helden einer Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam" gewählt hatte, wird die moderne Aufklärung im volltönenden Pathos der sog. „freien Gemeinden" und „Lichtfreunde" gepredigt. Das historische Urbild ist darin völlig verblaßt. „Aus dem schwachen, aber bemitleidenswürdigen Uriel Acosta.

Sohn seines Jahrhunderts", sagt Julian Schmidt, „ist ein abstrakter Freiheitsheld geworden, der uns durch seine Prahlereien, die mit seinem Handeln so wenig im Einklang stehen, empört." Mit dem Anspruche, das freie Denken wider die festen, positiven Satzungen der Synagoge (für die natürlich öfters der Ausdruck „Kirche" im Stücke substituiert wird) zu verfechten, zerbricht er selber sein angebliches Schwert des Geistes. Er widerruft, was er gelehrt hat, um dann seinen Widerruf zu widerrufen. Wo bleibt da die weltüberwindende Überzeugungstreue, der Sieg des freien Gedankens? Aber höchst effektvoll und pointenreich ist das alles in Szene gesetzt, und die Rührung des Philisters ist groß, wenn zum Schlusse die Braut Gift nimmt und Uriel Acosta, der sich totschießt, ein „Opfer der Pfaffen" genannt wird! Auch die übrigen Hauptcharaktere des Stückes sind meist sehr aufgeklärt. Der reiche Handelsherr Manasse Vanderstraten gehört

Dem allgemeinen Glauben jener Freien,
Die sich von Moses, Christus, Sokrates
Das Gute von dem Bessern ausgesucht.

Der Arzt De Silva aber erklärt zum Schluß:

Glaubt, was ihr glaubt! Nur überzeugungsrein!
Nicht was wir meinen, siegt — Nein,
Wie wir es meinen, das nur überwindet —

eine Ansicht, nach welcher jeder ehrliche Götzendiener und Fetischanbeter mit dem treuesten Herzenschristen sich auf einer Stufe befinden würde.

Auch die übrigen historischen Stücke Gutzkows („Patkul" — „Pugatschew" — „Wullenweber") leiden unter der hineingelegten, in blendenden, aber hohlen Tiraden verfochtenen Tendenz und haben deshalb eine nur ganz vorübergehende Wirkung gehabt. Am treuesten der Geschichte ist das im Frühjahr 1843 entstandene historische Lustspiel **„Zopf und Schwert."** Wenn auch das Bild des trefflichen Preußenkönigs, Friedrich Wilhelm I, hie und da etwas verzeichnet ist, weht doch durch das Ganze ein nationaler, historischer Geist, und das Wort des Königs: „An Deutschland schließ' ich mich an mit ganzer Seele. Fremder Eigennutz lehre Deutschlands Fürsten und Völker einig sein," ist ein echtes Hohenzollernwort. Dagegen dürfte der alte Herr schwerlich gewünscht haben, daß man von ihm sage: „Er wollte mit seinem Schwert wohl König, aber mit seinem Zopf im Staat nur der erste Bürger sein!" Wie dem aber auch sei — „Zopf und Schwert" wird stets zum festen Stamme eines deutschen Nationaltheaters gerechnet werden müssen. — Recht ansprechend ist der **„Königsleutnant,"** ein zur hundertjährigen Geburtsfeier Goethes gedichtetes Lustspiel, dessen Elemente Gutzkow dem dritten Buche von „Dichtung und Wahrheit" entnommen hat. Der kleine Goethe, sein starr antifranzösischer Vater, die kluge Frau Rat, der radebrechende, deutsche Kunst und Sprache achtende Franzose, Graf Thorane (vgl. S. 424), der Hintergrund des siebenjährigen Krieges — alles echt nationale Stoffe — haben dieses Gelegenheitsstück zu einem Liebling des Publikums gemacht. Rasch und keck entworfen, theatergerecht im höchsten Grade, reich an manchen geistvollen Zügen und wirkungsvoll verwerteten Anekdoten, unterhält und belustigt es die Zuschauer von Anfang bis zu Ende und läßt sie nicht daran denken, daß selbst ein junges Genie, wie der damals (1759) zehnjährige Goethe doch nicht so sprechen und handeln konnte, wie Gutzkows Wolfgang, der sich dazu noch — freilich spöttisch — für kaum siebenjährig im Anfange des Stückes ausgibt. Besonders auffällig berührt es, daß das von Goethe am 1. Dezember 1774 niedergeschriebene entzückende Lied: „Kleine Blumen, kleine Blätter," hier bereits dem Knaben zugeschrieben wird.

Zopf und Schwert.

Königsleutnant.

Laubes Dramen.

Nächst Gutzkow hat **Laube** im Drama die umfassendste Thätigkeit entwickelt. Auch bei ihm ist der Verstand vorherrschend und die Tendenz meist zu sehr maßgebend; aber

er hat es verstanden, neue interessante Stoffe zu wählen, und sie durch frische und gewandte Bearbeitung zur Geltung zu bringen. Nach einigen verfehlten Versuchen drang er 1834 mit der Tragödie „Monaldeschi“ (Liebhaber der Königin Christine von Schweden) siegreich durch: das Stück gefiel, so wenig tieferen Wert es auch hatte. Dem großen Publikum sagte auch das Lustspiel „Rokoko“ zu, in dem die gottlosen Zustände unter Louis XV von Frankreich äußerst pikant und mit der vollendeten Technik der französischen Bühne dargestellt wurden. Vor einem sittlich strengen Urteil kann das Stück aber nicht bestehen. Die Tragödien „Struensee“ und „**Graf Essex**“ bezeichnen einen entschiedenen Fortschritt, namentlich gilt das letztere Stück wohl mit Recht für das vollendetste, das Laube gedichtet. An fester Charaktergestaltung läßt der ritterliche Günstling der Königin Elisabeth mit seinem heißen Ehrgefühl die phantastischen Emporkömmlinge Monaldeschi und Struensee weit hinter sich zurück. — Dem deutschen Publikum mehr zu Herzen und zu Gemüt gingen die „**Karlsschüler**“, deren Held Schiller ist. Es war lange Zeit ein rechtes Zugstück, das namentlich die Frauen tief rührte, die es durchweg für geschichtliche Wahrheit hinnahmen und bei dem Gedanken zitterten, daß ihr Lieblingsdichter durch den bösen Herzog Karl und seinen heuchlerischen General Rieger so nahe dem Henkertode gewesen sei. Aber der Stoff war geschickt gewählt und die Ausführung dem Geniekultus unserer Zeit entsprechend; deshalb prüfte man die historische Genauigkeit nicht zu strenge. Auch das Charakterlustspiel „Gottsched und Gellert“ sprach an, so breit das wenig bedeutende Sujet auch getreten war. Ein Seitenstück zu den „Karlsschülern,“ das Schauspiel „Prinz Friedrich,“ stellt des großen Preußenkönigs Konflikt mit seinem Vater höchst ergreifend, wenn freilich auch nicht ohne tendenziöse Beimischung dar. In den drei letzterwähnten Stücken Laubes werden die modernen Konflikte auf den Boden des vorigen Jahrhunderts zurückverpflanzt. Das Beispiel wirkte ansteckend — eine große Zahl von Litteraturdramen und geschichtlichen Tendenzdramen überschwemmten die Bühne, die jetzt schon zum Teil wieder verschollen sind. Unter Laubes letzten Dramen hat nur das politische Gelegenheitsstück: „**Böse Zungen**,“ das durch den Selbstmord des österreichischen Finanzministers von Bruck veranlaßt wurde und dadurch einigen Wert hat, daß es die Skandalpresse an den Pranger stellt, einen vorübergehenden Erfolg gehabt.

Graf Essex. Karlsschüler.

In seinem Werke über das Wiener Burgtheater, dessen Geschichte er — natürlich einschließlich seiner eigenen Direktion — bis auf Joseph II zurückführt, hat Laube einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters geliefert. Später hat er eine Ergänzung dazu in seiner Schrift „Das Wiener Stadttheater“ gegeben. Nur mit zu viel Grund aber ist es ihm vorgeworfen worden, daß er Wien zu einer „Vorstadt von Paris“ oder daß er — wie es Gottschall ausdrückt — die „Boulevardsdramatik in Deutschland hoftheaterfähig gemacht.“

Geschichte des Burgtheaters.

Während in den dreißiger und vierziger Jahren die zuletzt genannten Dramatiker ihre großen Bühnenerfolge errangen, vermochte ein anderer Dichter mit seinen dramatischen Werken sich keinen dauernden Platz auf dem Theater zu erobern. Und doch hatte bereits 1840 die Universität Jena ihm die philosophische Doktorwürde zur Anerkennung seiner Verdienste um das deutsche Theater verliehen. Es war **Mosen**, der von 1844—1854 als Dramaturg in Oldenburg wirkte.

Julius Mosen, ein Dorfschulmeisterssohn, am 8. Juli 1803 zu Marienei im Vogtland geboren, hatte in Jena Jura studiert und war Advokat in Dresden, als er nach Oldenburg berufen wurde. Seine ersten größeren Dichtungen (1831), das Epos „Ritter Wahn,“ das an eine alte Volkssage anknüpfend das Ringen der Seele nach Gemeinschaft mit Gott darstellt, und die Novelle „Georg Venlot,“ in die er ein Stück

Mosen.

seines eigenen Jugendlebens hineingewebt hat, sind Nachklänge der Romantik. 1836 erschien sein erstes Drama „Heinrich der Finkler", dem rasch nacheinander „Kaiser Otto III," „Rienzi" und „die Bräute von Florenz," weiterhin „Herzog Bernhard" und „der Sohn des Fürsten" folgten. Alle diese Stücke, auch das letzte, in Oldenburg gedichtete „Don Johann von Österreich" erwarben sich ehrenvolle Anerkennung, konnten sich aber trotzdem nicht auf der Bühne erhalten. Es sind historische Gemälde von reichem poetischen Gehalt, aber das subjektiv Lyrische und das Rhetorische nimmt darin einen zu breiten Raum ein, und die Handlung fehlt oder schreitet zu langsam vor. Lesen wird man sie immer noch mit großem Genuß, insbesondere „Otto III," in welchem höchst ergreifend geschildert wird, was Deutschland unter seinen Beziehungen zu Italien einst zu leiden hatte. Hervorragender aber als seine dramatische Dichterthätigkeit war sein dramaturgisches Wirken. Mit sittlichem Ernste und idealer Auffassung lag er seiner Aufgabe ob und sorgte auf der ihm anvertrauten Bühne für ein rein klassisches Repertoire und für künstlerisch vollendete Aufführungen. Ein heimtückisches Leiden, das vollständige Lähmung im Gefolge hatte, unterbrach nur zu früh seine fruchtbare Thätigkeit; bald konnte er nicht mehr schreiben, dann auch nicht mehr lesen, zuletzt nur noch mit großer Anstrengung sprechen. Dabei blieb sein Geist frisch bis an den Tod, der ihn am 10. Oktober 1867 von seinen Leiden erlöste. — Mosen hat außer den oben angeführten Werken noch ein Epos „Ahasver" und kleinere Novellen geschrieben, aber wenn einst alles das vergessen sein sollte, werden seine frischen und kräftigen Gedichte, von denen einige („Andreas Hofer" — „Trompeter an der Katzbach" „Die letzten Zehn vom vierten Regiment") zu wahren Volksliedern geworden sind, Mosens Namen noch späteren Geschlechtern überliefern. — Die Gesamtausgabe seiner Werke ist 1880 in einer neuen, um manchen wertvollen Beitrag vermehrten Auflage erschienen. Reinhard Mosen hat derselben ein treffliches Lebensbild seines Vaters beigefügt.

Unter den lebenden Dramatikern ist der fruchtbarsten einer **Gottschall**, der auch als Litterarhistoriker und Publizist in den Annalen des Theaters sich einen Namen erworben hat.

Gottschall. **Rudolf Gottschall** (1877 von dem Deutschen Kaiser geadelt) wurde am 30. September 1823 in Breslau geboren, trat bereits als 18jähriger Stud. jur. in Königsberg i. P. mit politischen Gedichten („Lieder der Gegenwart" und „Censurflüchtlinge") anonym auf, in denen, wie er sagt, „die Forderungen des damaligen ostpreußischen Liberalismus poetisch formuliert waren." 1846 erwarb er den juristischen Doktorgrad, konnte aber nicht dahin gelangen, als Universitätslehrer zu wirken, da er den Forderungen des Ministers Eichhorn in betreff seiner veränderten Gesinnung nicht zu entsprechen vermochte. Er widmete sich deshalb ganz der Litteratur und Kunst. 1843 und 1845 waren bereits die Dramen „Ulrich von Hutten" und „Robespierre" entstanden, die denselben jugendlich-excentrischen Charakter trugen, wie die erwähnten Gedichte und in einer rhetorisch überschwenglichen Sprache sich bewegten. In anderen Dichtungen jener Jahre („Madonna und Magdalena" — „Die Göttin") trat er für das jungdeutsche Ideal der Frauenemanzipation ein. Die dazwischen fallenden Gedichte und Dramen gehören alle dem Stadium der Gärung an; allmählich aber arbeitete er sich aus den Fesseln der Tendenz zu einer gereifteren Lebensanschauung und damit zu einer innerlich vertieften und geläuterten Dichtung heraus. Das trat bereits in seinem Epos „Carlo Zeno" (1853), besonders aber in den „Neuen Gedichten" und in den Dramen der fünfziger Jahre hervor. Von da an nahm auf seinen verschiedenen Lebensstationen (Posen, Leipzig) auch seine schriftstellerische Thätigkeit fast von Jahr zu Jahr zu. Außer lyrischen und epischen Gedichten hat er neuerdings auch mehrere größere Romane („Im Bann des schwarzen Adlers" 2c.) geschrieben, eine Reihe umfangreicher litterarhistorisch-kritischer Werke (darunter ein vierbändiges „Die deutsche Nationallitteratur des XIX. Jahrhunderts")

verfaßt, ein biographisch-historisches Werk „Der deutsche Plutarch“ herausgegeben und ist als Publizist noch immer sehr thätig. Am fleißigsten ist er aber als Dramatiker gewesen. Er selbst erzählt, daß er schon auf der Schule „mehrere fünfaktige iambische Dramen verfaßt“ habe, „ehe er noch ein einziges lyrisches Gedicht vollendet hatte.“ Diese natürlich ausgeschlossen, umfaßten 1880 seine gesammelten Bühnenwerke zwölf Bände. Unter den Tragödien dieser Sammlung ist „Katharina Howard“ (die fünfte Gemahlin König Heinrichs VIII von England, den sie unter der Bedingung, daß er den von ihr heimlich geliebten Verschwörer Arthur Derham begnadige, geheiratet hat, die aber schließlich auch dem Richtschwert ihres blutdürstigen Gemahls anheimfällt, als ihre Liebe verraten wird), unter den Komödien „Pitt und Fox“ (eine geschichtlich begründete humoristische Kritik des englischen Parlamentarismus, die sich aus dem Gegensatz der beiden scharf charakterisierten Helden ergibt) am erfolgreichsten gewesen. Beide behaupten auch ihren Platz auf der Bühne neben seinen neuesten Dramen „Amy Robsart“ (die aus Walter Scotts Kenilworth entnommene, aber frei umgedichtete Herzenstragödie des berühmten Leicesters) und „Auf roter Erde“ (welches den Konflikt zwischen dem Patriotismus und dem Heimatsgefühl auf der einen, und der Begeisterung für neue weltbewegende Ideen auf der anderen Seite in einer zur Zeit des Königs Jerome in Westfalen 1809 spielenden Episode darstellt).

Einer der glänzendsten Bühnenerfolge, den die Tragödie in neuerer Zeit errungen hat, ist **Brachvogel**, freilich nur in einem Stücke zu teil geworden. Brachvogel.

Albert Emil Brachvogel, am 29. April 1824 zu Breslau geboren, konnte es, infolge äußerer Umstände und auch wohl innerer Unstätigkeit, in seiner Jugend nicht über eine ungeregelte Autodidaktenbildung hinausbringen. Durch Vermögensverluste gedrängt, mußte er 1853 die Stelle eines Sekretärs am Krollschen Theater in Berlin annehmen und fand dadurch Gelegenheit, mit den Geheimnissen der Kulissen und der Technik des Dramas sich vertraut zu machen, deren Unkenntnis sich in seinen Erstlingsdramen nur zu sehr fühlbar gemacht hatte. 1855 fing er an seiner Tragödie „**Narziß**“ zu arbeiten Narziß.
an; am 7. März 1856 kam dieselbe auf dem Berliner Hoftheater zur Aufführung; Dessoir spielte den Titelhelden — das Publikum wie die Kritik begrüßten das Stück mit dem ungeteiltesten Beifall. Diese Tragödie, welche eine ergreifende Episode in das Leben der berühmten Marquise Pompadour mit großem Geschick, obgleich mit entschiedener Unwahrscheinlichkeit, hineindichtete, war so spannend und dramatisch wirksam, daß sie sich nicht nur alle Bühnen Deutschlands, sondern — in Übersetzungen — die der ganzen gebildeten Welt eroberte. Die nächsten Dramen Brachvogels („Adalbert vom Babenberge“ — „Der Usurpator“) kamen dem ersten in keiner Weise gleich und erlebten zum Teil entschiedene Niederlagen; am meisten brach die „Harfenschule“ sich noch eine Bahn auf dem Theater. Auch als Romanschriftsteller („Friedemann Bach“ — „Schubart und seine Zeitgenossen“ 2c.) ist Brachvogel thätig gewesen; daneben hat er ein Bändchen „Lieder und lyrische Dichtungen“ veröffentlicht. Trotz seiner Kränklichkeit ruhte seine Feder keinen Augenblick; am 27./28. November 1878 nahm ein tödlicher Herzschlag sie ihm aus der Hand, als er eben an einem neuen Roman arbeitete.

Ein noch größeres Aufsehen erregte der jüdische Dramatiker **Mosenthal** Mosenthal.
in den fünfziger Jahren durch ein zu gunsten seines Volksstammes geschriebenes Drama.

Salomon Mosenthal, geboren am 14. Januar 1821 in Kassel, erlangte nach Absolvierung seiner Universitätsstudien eine Anstellung im österreichischen Unterrichtsministerium zu Wien als Bibliothekar. In dieser Stellung lebte er — seit 1871 in den österreichischen Ritterstand erhoben — bis an seinen Tod, 17. Februar 1877. — Nach einem mißlungenen dramatischen Versuche dichtete er (1850) das „Volksschauspiel“, wie er es betitelte, „**Deborah**,“ in welchem das edle, verbannte und verkannte, geächtete und ver- Deborah.

folgte Judenvolk eine glänzende Märtyrerrolle gegenüber den im heitersten Glück lebenden bösen Christen spielt. „Ein brutales Tendenzstück" nannte es Ludwig Tieck. Dieses mit großem theatralischen Geschick und rhetorisch schwungvollem Pathos durchgeführte Sujet sagte und sagt dem Durchschnittspublikum sehr zu, da es gewissen Zeitrichtungen natürlich ganz entspricht. Ebenso sehr gefielen Stücke, die mit der „Dorfgeschichte" Verwandtschaft hatten: „Der Sonnenwendhof" — „Der Schulz von Altenbüren," nicht minder seine Litteraturkomödien, namentlich „Ein deutsches Dichterleben oder Bürger und Molly." Zuletzt verirrte er sich in das vom Wiener Burgtheater begünstigte Gebiet der französischen Demimondedramatik; aber die Berliner Hofbühne wies seine „Madeleine Moret" gebührend zurück.

Sonnenwendhof.

Meißner.

Auch der Lyriker **Alfred Meißner** (vgl. S. 695) trat mit einigen Dramen hervor, die aber durchweg als verfehlt bezeichnet werden müssen. Im „Weib des Urias" wird die ergreifende Geschichte des Alten Testaments von König Davids Fall und Buße sehr modern und durchaus unbiblisch, ähnlich etwa wie Hebbels „Judith," verzerrt: Bathseba wird von den Priestern zur Steinigung verurteilt und ersticht sich selbst; David aber, anstatt Buße zu thun, läßt seine ganze Wut an den Leviten aus. In einem andern Trauerspiel „Reginald Armstrong", das sehr an Clavigo erinnert, verläßt der Held seine Geliebte, um ein reiches Mädchen zu heiraten, die er aber — trotz ihres edlen und tugendhaften Sinnes — vernachlässigt, sobald er ihr Geld hat. Dagegen erwacht nun wieder seine Liebe zu seiner ersten Flamme: am Ende schießt er den bösen Ratgeber, dem er gefolgt, und sich selbst tot! Und das alles soll den Fluch des Geldes veranschaulichen!

Preisdramen.

Zur Hebung des Dramas, insonderheit zur Pflege der Tragödie, wurden in neuerer Zeit Preisausschreiben veranstaltet, zuerst von Hofbühnen, dann von hohen Beschützern des Theaters, den Königen von Preußen und von Bayern. Es ging aber mit diesen Preisen und Prämien ganz seltsam. Die meisten der gekrönten Stücke wurden kaum je aufgeführt, obgleich Leiter angesehener Theater in den Preiskomitees sich befanden; höchstens gab es ein paar „Anstandsaufführungen" — dann wurde das Preisdrama beiseite gelegt. Nun setzte man Prämien aus für das beste, im Laufe dreier Jahre erschienene Drama — darauf beruht der Schillerpreis in Berlin und der Grillparzerpreis in Wien — also eine Art von Nationalbelohnung für bereits aufgeführte Stücke; aber auch dieser Art der Prämiierung hat oft das wünschenswerte Echo in Deutschland gefehlt. Unter den ersten Dichtern, die einen Preis in München davontrugen, war **Heyse**, der unter den Dramatikern einen angesehenen Platz einnimmt, obgleich seine eigentliche Stärke in der Novelle liegt, wie ich es im nächsten Abschnitte zeigen werde.

Paul Heyse.

Paul Heyse, am 15. März 1830 in Berlin geboren, empfing von seinem Vater, dem Sprachforscher und Lexikographen K. W. L. Heyse, den ersten Unterricht, widmete sich nach Vollendung des Gymnasiums philologischen Studien unter Böckh, Lachmann und seinem Vater und schrieb bereits 1847 sein anonym unter dem Titel „Jungbrunnen, neue Märchen von einem fahrenden Schüler" erschienenes Erstlingswerk. Bis 1850 studierte er darauf in Bonn romanische Sprachen unter Diez und ging dann nach Italien, wo er die Handschriften der Bibliotheken fleißig durchforschte. Seit 1854 lebt er in München, wohin ihn der kunstliebende König Max berief, ausschließlich seiner dichterischen Thätigkeit.

Heyse-Dramen.

Nach mehreren dramatischen Versuchen zweifelhaften Erfolges wurde 1857 Heyses Tragödie „Die Sabinerinnen" mit dem vom König Max von Bayern ausgesetzten Preise in München gekrönt, wogegen sich aber das Publikum der deutschen Hauptstädte

sehr kühl und ablehnend verhielt; später haben dagegen zwei recht französisch gefärbte Stücke, „Die Göttin der Vernunft“ und „Ehre um Ehre“, dem Publikum sehr gefallen. Mir scheinen die vorzüglichsten seiner Dramen die echt deutschen Schauspiele „Elisabeth Charlotte“ (1860), Ludwig der Bayer (1862), „Hans Lange“ (1864) und „Die Weiber von Schorndorf“ (1880) zu sein, obgleich sie an sogenannter Bühnenwirksamkeit viel zu wünschen übrig lassen mögen. Aber deutsches Leben pulsiert in ihnen, und deutsche Charaktere treten in edler Vorbildlichkeit uns darin entgegen; im ersten die „kluge, hartgeprüfte und doch immer fröhliche Pfälzerin, die treu zu Deutschland hält und aus allen Intriguen stets als dieselbe hervorgeht und schließlich dem guten deutschen Sinn und der ehrlichen deutschen Sitte auch auf fremdem Boden den Sieg verschafft.“ Und was für markige Gestalten gibt es in dem zweiten! Der wackere Schwepermann, der Bürgermeister Grissenbeck, vor allem der Wittelsbacher, der unerschütterlich treue Freund. Endlich welch eine prächtige Figur ist Hans Lange, der pommersche Bauer vom echten Schrot und Korn, wie er leibt und lebt! Wie der verwahrloste Fürstensohn in seinem Hause zu neuer Kraft erstarkt und seinem Lande, auch seiner Mutter wiedergewonnen wird, so erfrischt man sich selbst an dieser urwüchsigen Erscheinung und an seinem Mutterwitz, seiner Schlichtheit und Treue. Ein Seitenstück zu „Hans Lange“ ist das patriotische Schauspiel „Colberg“ mit seinen trefflich charakterisierten Helden, dem edeln Gneisenau und dem wackeren Nettelbeck, das ich — trotz des mißratenen Heinrich — für eines der besten dramatischen Erzeugnisse Heyses halte. Aus den neuesten Erzeugnissen seiner dramatischen Muse seien nur genannt: „Don Juans Ende“ und „Die Weisheit Salomos.“

Patriotische Motive aus der deutschen und preußischen Geschichte hat auch mit Erfolg dramatisiert der gegenwärtige Direktor des Karlsruher Hoftheaters, **Gustav zu Putlitz** (geb. 1821 zu Retzien in der Prignitz), von dem „Das Testament des Großen Kurfürsten“ (1858) und neuerdings „Rolf Berndt“ (1879) sehr beifällig aufgenommen worden sind. Putlitz.

Auch in Berlin wurden zwei antike Dramen von dem Preiskomitee ausgezeichnet, das eine von **Lindner**, das andere von **Geibel**, den wir als Lyriker bereits (S. 698 ff.) kennen gelernt haben.

Albert Lindner, geb. 24. April 1831 zu Sulza in Sachsen-Weimar, wurde 1864 Gymnasiallehrer in Rudolstadt, in welcher Stellung er sein Trauerspiel „**Brutus und Collatinus**“ dichtete, welches ihm 1866 den Schillerpreis eintrug. Die Kritik hat ziemlich einstimmig diese Auszeichnung als einen Mißgriff bezeichnet, und auf dem Theater hat das an markigen und schwungvollen Szenen reiche, aber doch verworrene unfertige Römerdrama nie festen Fuß fassen können. Das Berliner Hoftheater hatte es zurückgewiesen und führte es erst nach der Prämiierung auf. Dieser Erfolg veranlaßte den Dichter leider, 1867 sein Lehramt niederzulegen und nach Berlin zu ziehen, wo er — trotz rastloser litterarischer Arbeit — sich und seine Familie nicht erhalten konnte, da seine Novellen ebensowenig gefielen wie seine Dramen und er es in anderen Lebensstellungen, welche ihm seine Freunde verschafften, nie lange aushielt. Darüber verwirrte sich sein Geist bis zu völliger Umnachtung; 1886 mußte er nach der Irrenanstalt zu Dalldorf bei Berlin gebracht werden, wo er zwei Jahre später, am 4. Februar 1888, aus dem Leben schied. Von seinen zahlreichen Dramen hat nur „Die Bluthochzeit“ durch die meisterhafte Aufführung und streng geschichtliche Ausstattung der Meininger Schauspieler einen durchschlagenden und bleibenden Erfolg errungen. Lindner.

Unter den verschiedenen Versuchen, die **Geibel** (vgl. S. 705) gemacht, sich die Bühne zu erobern, ist unbedingt seine Tragödie „**Brunhild**“ (1857) der bedeutendste, wenn auch der Erfolg dagegen zu sprechen scheint. Im Gegensatz zu Hebbel (S. 730) sucht er die Gestalten aus der Nibelungensage uns dadurch näher zu rücken, daß er sie als Heiden, ohne irgend welche Einmischung des mythischen Hintergrundes, wie des christlichen Elementes, darstellt. Es ist nicht zu leugnen, daß dadurch namentlich Brunhild dem Geibels Brunhild.

modernen Bewußtsein noch viel näher gebracht wird, als bei Hebbel. Dazu vervollständigt Geibel die Geschichte seiner Heldin und bringt sie zum tragischen Abschluß. Sigfrid hat die Heldenjungfrau bei seinem früheren Aufenthalt auf Isenstein zur feurigen Liebe entflammt, freilich ohne es zu ahnen und ohne sie zu erwidern. Voller Sehnsucht hat sie seiner Rückkehr geharrt und um seinetwillen alle Bewerber durch die geforderten Wettkämpfe zurückgeschreckt. Daraus erklärt es sich, daß, als sie erfährt, wie er sowohl als Gunther sie betrogen, sich ihre Liebe in Haß verwandelt und sie nicht ruht, bis er tot zu ihren Füßen liegt. An seiner Leiche klagt sie:

Es war ein Tag, da hätt' ich froh mein Leben
Gegeben, einmal nur die heiße Stirn
An dieser Brust zu ruhn. Und nun — seht her!
Nun klafft hier, bis ans Herz hinabgegraben
Der gräßlich stumme Brunn und quillt und quillt
Von schwarzem Blut — und das hab' ich gethan!
Ach, nicht wie ihr, in blindem Unverstand!
Nein, nein, ich wußte, was ich that, und mußt'
Es dennoch thun. — Was war denn Sigfrid euch?
Ein Götterbild für dumpfe Maulwurfssinne!
Ich aber kannt' ihn — o, die Lust der Welt
Ist hin mit ihm, und alle Herrlichkeit
Spurlos verweht! Nun kehrt die Sonne selbst
Ihr Antlitz von der thatenlosen Erde
Und birgt ihr strahlend Aug' auf immerdar
In Finsternis: denn er, für den sie schien,
Ihr schöner Liebling ist nicht mehr zu finden;
Und keines Blickes wert, was übrig blieb!

Um wieder mit ihm „in heil'ger Dämmerung bei den hohen Schatten" vereint zu werden, stürzt sie sich in das Schwert Sigfrids mit dem Rufe: „Du gingst voran, ich folge — nimm mich auf!" Die Priesterin Signna aber verkündet in prophetischer Begeisterung den Nibelungen ihr blutiges Schicksal.

Sophonisbe. Im Jahre 1868 wurde die nächstfolgende Tragödie Geibels „**Sophonisbe**" mit dem Berliner Schillerpreise gekrönt. Trotzdem hat sie sich nur als Buchdrama, unabhängig von der Bühne, Bahn gebrochen und wird noch gern gelesen. Der oft behandelte antike Stoff, der den Konflikt zwischen der Vaterlandsliebe und der Herzensleidenschaft vorführt, ist in edler Sprache und dramatisch fest gegliederter Technik trefflich durchgeführt. Zur Aufführung ist sie wohl nur an drei Bühnen gekommen.

Ebensowenig wie Geibels Preisdrama, vermochte ein anderes von derselben Kommission gekröntes von **Kruse** sich auf der Bühne zu erhalten.

Kruse. **Heinrich Kruse**, am 15. Oktober 1815 zu Stralsund geboren, gab im J. 1847 den Gymnasiallehrerberuf auf und wandte sich der Presse zu. Seit 1855 stand er als Chefredakteur an der Spitze der Kölnischen Zeitung; 1872 ging er als Vertreter derselben nach Berlin, zog sich aber 1884 nach Lüneburg zurück, wo er noch, fortwährend dichterisch thätig, lebt. Vier Jahre zuvor hatte er sein erstes Drama „Die Gräfin" anonym erscheinen lassen, dem im folgenden Jahre neben Geibels „Sophonisbe" das Accessit der goldenen Medaille zu teil wurde. Nun gab er sich zu erkennen und ließ in rascher Reihenfolge Drama auf Drama erscheinen; im Jahre 1882 waren es ihrer zwölf, von denen aber

Die Gräfin keines, das erste ausgenommen, auf die Bühne gelangt ist. — „**Die Gräfin**," die auf mehreren Theatern einen „Anstandserfolg" geerntet hat, versetzt uns an Ostfrieslands Nebelküste und Moorflächen gegen Ende des XV. Jahrhunderts, also in die Periode, in welcher — wie Gustav Freytag sagt — „die Charaktere der Menschen aus der alten epischen Starrheit herauswachsen und in ihrer Empfindungsweise uns Modernen leichter verständlich werden." Und dennoch ist die im Friesenlande mit eiserner Hand herrschende

Gräfin Theda ein so gewaltiges Weib, daß sie uns wie die Frauenbildnisse aus vergangenen Jahrhunderten anmutet, deren Züge uns Menschen des XIX. oft zu männlich bedünken gegenüber unserem Ideal weiblicher Schönheit. Ergreifend und fesselnd sind die ersten drei Akte des Stückes. Die Gräfin Theda v. Ostfriesland, Witwe des Friesengrafen Ulrich, hält mit fester Hand die friesischen Häuptlinge im Zaum, die von ihrer Piratenfreiheit nicht lassen wollen und sich dem Weiberregimente nur widerwillig unterwerfen. Mit Hilfe ihres Günstlings Engelmann von Horst vernichtet sie die Verschwörung ihrer Gegner im Keim und geht aus dem Kampfe mit ihnen und ihrem Bundesgenossen, dem Grafen Adolf von Oldenburg, siegreich hervor. Soweit geht unsere volle Sympathie mit der Heldin des Stückes. Aber schon gegen Ende des dritten Aktes wandelt sich ihre Festigkeit durch die auch in der Familie erstrebte rücksichtslose Autokratie zu der Starrheit, die im weiteren Verlaufe das Glück ihrer Kinder ohne Schonung mit Füßen tritt und ihr Haus, das sie mit trotzigem Eigenwillen zu erbauen vermeint, vernichtet und zerstört. Um so abstoßender wirkt diese zu allen Zeiten unweibliche Konsequenz, als sie sich gegen den Mann wendet, der ihre Feinde geschlagen und ihre Herrschaft erhalten, gegen Engelmann, den Geliebten ihrer Tochter. Ihre endlich — auf den Leichen ihrer Kinder — hervorquellenden Thränen können aber unmöglich, wie der Dichter es meint, Sühne und letzte Erhebung gewähren. — Eine bedeutende und markige Dichterkraft spricht sich aber trotz der unsympathischen Erscheinung seiner ersten Heldin in Kruses Debüt aus und hat sich in den folgenden historischen Dramen („Wullenwever" — „König Erich" — „Moritz von Sachsen" — „Rosamunde" — „Alexei" ꝛc.) durchweg bewährt. Schärfe und durchsichtige Klarheit der Motivierung, einfach edle, kernige Sprache, kräftige Zeichnung der Charaktere und ein historischer Blick und Sinn zeichnen sie alle aus.

Zweifach gekrönt — in Wien und in Berlin — nimmt **Wilbrandt** eine hervorragende Stellung unter den neuesten Dramatikern ein.

Wilbrandt. **Adolf Wilbrandt**, geb. 24. August 1837 zu Rostock, widmete sich nach absolvierten Universitätsstudien in München ganz der litterarischen Laufbahn, indem er zuerst als Novellendichter, später vorwiegend als Dramatiker auftrat. 1871 siedelte er nach Wien über, wo er die Schauspielerin Auguste Baudius heiratete und wo er seitdem sich dauernd aufhält. Nachdem er mit dem Drama „Der Graf von Hammerstein" und einigen ansprechenden Lustspielen erfolgreich debütiert hatte, erhielt seine Tragödie

Gracchus. „**Gracchus der Volkstribun**" 1875 den Grillparzerpreis. Gottschall nennt dieses Stück „das Trauerspiel der Rhetorik." Gains läßt sich im Strom seiner leidenschaftlichen Ergüsse zu Drohungen gegen Scipio hinreißen, die einer seiner Genossen ausführt, indem er den Feldherrn ermordet. Das wird für Gracchus selbst das Verhängnis — „nicht an seiner That, sondern an seinen Reden geht er zu Grunde." — Auf dieses Revolutionsdrama

Arria und Messalina. ließ Wilbrandt die Tragödie „**Arria und Messalina**" folgen, die in der verkommensten römischen Kaiserzeit spielt: ein sinnlich leidenschaftliches Stück, das allerdings die wollüstige grausame Kaiserin, in deren Adern sich „Zorn, Verlangen, Rache, Liebeswut — zu rotem heißen Blut zusammenmischen," deren Lebensmotto ist:

— nichts auf Erden
Hat Wert, als unsre Lieb' und unsre Lust!

den verdienten Untergang finden läßt, aber erst nachdem sie in einer lüsternen üppigen Weise uns vorgeführt worden ist. Was nützt da die Gegenüberstellung der tugendhaften Arria, der Mutter des Marcus, die den eigenen Sohn in den Tod treibt, als sie von seiner Liebe zu Messalina hört, und die dann zuletzt als Selbstmörderin endet!

Kriemhild. Das nächste in Berlin 1879 mit dem Schillerpreis gekrönte Stück war seine Tragödie „**Kriemhild:**" eine kühne Neugestaltung der alten Dichtung. Hier ist alles Sagenhafte und Mythische des altdeutschen Stoffes beseitigt, selbst Brunhild ist fortgeblieben. An Stelle des alten Motivs sind mehrere getreten: Hagens Neid, Gernots

und der anderen rheinländischen Recken Eifersucht ꝛc. Die Nibelungenwunder sind durch Shakespeares Spukerscheinungen ersetzt: zweimal erscheint Kriemhilden das Haupt Sigfrids und nickt langsam auf ihre Frage, ob sie sich rächen solle. Ein auf das Grauen der Zuschauer berechneter und sicher wirkender Theatereffekt, der aber doch störend wirkt, wie die ganze Verrückung der alten Fabel. An poetischen Schönheiten ist dieses Drama trotzdem reich: die Liebesszenen zwischen Kriemhild und Sigfrid im ersten, die zwischen Jungfrau Dietlind, dem „Röslein" in Rüdigers Hause, und dem schwärmerischen Giselher im dritten Akte sind von der größten Anmut. — Von Wilbrandts Lustspielen und Novellen wird an anderer Stelle die Rede sein.

Redwitzs Dramen.

Auch **Oskar von Redwitz**, auf dessen Leben und epische Dichtungen ich im letzten Abschnitte meines Buches zurückkomme, hat eine Reihe von Dramen geschrieben; nachdem er der katholischen Tendenzdichtung im „Thomas Morus," aber besonders stark hervortretend in der „Sigelind," seinen Tribut abgetragen, schenkte er dem deutschen Theater zwei wirklich schöne und echt deutsche Dramen: „Philippine Welser" und „der Zunftmeister von Nürnberg", die beide auch seinen Gegnern Anerkennung abgenötigt haben, ohne sich doch auf dem Theater halten zu können.

G. Conrad.

Unter dem Namen **Georg Conrad** ist ein Hohenzollernfürst, Prinz Georg von Preußen, geboren 12. Februar 1826, als Dramatiker aufgetreten. Von seinen in vier Bänden (1870) erschienenen Dramen sind einige auch zur Aufführung gelangt, so „Kleopatra" — „Phädra" — „Christine von Schweden," in denen sich ein entschiedenes dramatisches Geschick kundgibt.

Wildenbruch.

In neuester Zeit hat sich **Ernst von Wildenbruch** (geb. 3. Febr. 1845) durch seine erfolgreiche Wiederbelebung der historischen Jambentragödie einen hervorragenden Platz auf unserer Bühne errungen. Nach mehreren lange unaufgeführt gebliebenen Stücken „Harold" — „Der Mennonit" ꝛc.) wurde im Oktober 1881 sein Trauerspiel „Die Karolinger" in Berlin mit großem Beifall aufgenommen, und im Herbst 1884 erhielt er für seine dramatischen Dichtungen den vom Deutschen Kaiser gestifteten großen Schillerpreis. Die vollkommene Beherrschung der Bühnentechnik, welche ihm eigen, und die von ihm stets erzielten theatralischen Effekte lassen die oft schwach motivierte Handlung und die Verzeichnung mancher seiner Charaktere vergessen; aber alles in allem genommen ist er ein ideal gerichteter, patriotisch begeisterter, markiger Dichter, dem es nur zum Ruhme nachgesagt werden kann, daß seine Sprache häufig an Shakespeare und Schiller erinnert. Nächst den „Karolingern" hat er das bedeutendste in den Dramen: „Väter und Söhne" und „Das neue Gebot" geleistet.

Herrig.

Neben Wildenbruch verdient **Hans Herrig** (geb. 10. Dez. 1845) eine ehrenvolle Erwähnung unter den jüngsten Dramatikern. Seine geschichtlichen Dramen („Kaiser Friedrich Rotbart" — „Kouradin" — „Der Kurprinz") haben sich auf der Bühne allerdings nicht erhalten können, denn bei allem poetischen Schwung und Gedankenreichtum fehlt ihnen der dramatisch geschlossene, die Spannung des Hörers erweckende und fesselnde Aufbau. Dagegen ist es ihm gelungen, in seinem „Luther" ein kirchliches Festspiel zu schaffen, das durch die Begeisterung der deutschen Jugend seit 1883 zur Aufführung gelangt, das Interesse des Volkes an dem Werke der deutschen Reformation von Stadt zu Stadt neubelebt hat, was dem als Volksschauspiel ihm überlegenen und auch sonst wohl bedeutenderen Lutherfestspiel von Otto Devrient wegen seiner ungeheuren Länge und der übergroßen Zahl der Mitwirkenden nicht hat gelingen können. (Vgl. G. A. Erdmann, die Lutherfestspiele.)

Schauspiel und Lustspiel.

Das **Schauspiel** ebensowohl wie das **Lustspiel** hat in der neueren Zeit einen nicht zu leugnenden Aufschwung genommen, aber beide müssen noch immer mit Übersetzungen französischer — neuerdings auch schwedischer und norwegischer Stücke um ihr Dasein ringen, ja werden ihnen nur zu oft nachgesetzt.

Dazu kommt, daß das französische Element noch in anderer Weise bevorzugt wird, auch wo es nicht in Übersetzungen auf unser Theater gelangt; es kann nämlich nicht in Abrede gestellt werden, daß viele der sog. „Originalschauspiele und Originallustspiele“ nur Nachahmungen fremdländischer Stücke, und daß andere unzweifelhafte Heimaterzeugnisse darum weder sittlich noch ästhetisch besser sind. Nur zu häufig wird auch Posse und Lustspiel verwechselt, wie denn naturgemäß die erstere der großen Menge immer am meisten zusagt und darum von manchen Theaterdirektoren und Theaterdichtern bevorzugt wird. Originalstücke.

Das **bürgerliche Schauspiel** wurde seit 1844 in Berlin und außerhalb Berlins jahrzehntelang von einer Frau bearbeitet, die es Kotzebue an Produktivität gleich that.

Es war das die Schauspielerin **Charlotte Birch-Pfeiffer** (geb. 23. Juni 1800 zu Stuttgart, seit 1825 mit dem dänischen Schriftsteller Birch vermählt, seit 1844 am Hoftheater zu Berlin, starb am 24. August 1868). Ihre gesammelten dramatischen Werke umfassen 22 Bände, von denen jeder mindestens drei Stücke enthält. Ihre Eigentümlichkeit bestand darin, daß sie deutsche und ausländische Romane dramatisch bearbeitete. Dazu haben ihr Viktor Hugo, George Sand, Currer Bell ebenso herhalten müssen, wie Tieck, Spindler, Auerbach ꝛc. Protestieren und Klagen half da nichts. Als sie Auerbachs Dorfgeschichte „die Frau Professorin“ oft mit wörtlicher Benutzung des Dialoges in „**Dorf und Stadt**“ umwandelte, strengte Auerbach einen Prozeß zur Wahrung seines geistigen Eigentumsrechtes an; aber er verlor ihn, und das Stück behauptete seinen Platz auf der Bühne. Sie verstand sich ganz vorzüglich auf den theatralischen Effekt, besonders auf die Rührung des Publikums, das ihm liebgewordene Romanfiguren in der dramatischen Beleuchtung gern wiedersah. Zuweilen hatte sie auch Glück mit einem „Originalschauspiel“ oder „Original-Intriguenstück“, wie sie es zur Abwechselung nannte, so z. B. „die Marquise von Villette“ u. a. Den größten Erfolg hatten, außer „Dorf und Stadt“, noch „die Waise von Lowood“ (nach der berühmten englischen Gouvernantengeschichte „Jane Eyre“) und „die Grille“ (nach einer Erzählung von G. Sand). Charlotte Birch-Pfeiffer.

Viel höher als die dramatische Fabrik der Frau Birch stehen die bürgerlichen Dramen der **Herzogin Amalie von Sachsen**, der ältesten Schwester des als Dante-übersetzer berühmten Königs Johann von Sachsen (geb. 10. August 1794, gest. 18. September 1870), die unter dem Pseudonym **A. Heiter** den alten Iffland — geistig vertieft und etwas modernisiert — wieder aufleben ließ. Das anziehendste ihrer Stücke ist der „Oheim.“ Darin läßt sie einen Sonderling, in anderen Stücken („der Landwirt“ — „der Majoratserbe“) unbeholfene Männer durch ihre innere Tüchtigkeit über feingebildete Weltmenschen den Sieg davontragen; und diese „Verherrlichung des geistigen und sittlichen Kernes auch in der rauhen und wenig versprechenden Schale“ ist ein höchst wertvoller Grundzug fast aller ihrer Stücke. Amalie v. Sachsen.

Gegenüber den soliden Schauspielen dieser beiden Frauen, die manchem als zu hausbacken erscheinen, versuchten nun jüngere Dramatiker, es den „französischen Effektdramen“ gleich zu thun; so vor allem **Paul Lindau**, der bis Ende der sechziger Jahre nur als gewandter Feuilletonist bekannt war.

Paul Lindau, geb. 3. Juni 1839 in Magdeburg, ging — nach absolvierten Universitätsstudien — nach Paris, wo er sich in mehrjährigem Aufenthalte auf die litterarische Laufbahn vorbereitete. 1863 zurückgekehrt, war er mehrere Jahre als Redakteur verschiedener Zeitungen und Journale in Düsseldorf, Elberfeld und Leipzig thätig und verlegte dann (1871) seinen Aufenthalt nach Berlin, wo er seitdem als Redakteur Paul Lindau.

der Monatsschrift „Nord und Süd“ und als dramatischer wie als Roman-Dichter thätig ist.

Marion. Die französische Schule bewährte Lindau sofort in seinem ersten Schauspiel „**Marion**,“ das 1869 erschien. Des Verfassers eigenes Urteil in seinen „Dramaturgischen Blättern“ lautete 1875 über dieses Demimondestück, in welchem die gefallene Frau die in der „Boulevarddramatik beliebten Stadien ihres Falles durchmacht,“ wie folgt: „Das Sujet ist viel zu grau. Wer hat denn Lust, das Bild des menschlichen Jammers so leibhaftig vor Augen zu sehen? Dieses Parfüm von Patschuli und Kloake, welches namentlich der dritte Akt ausströmt, ist geradezu widerwärtig, und die Hospitalluft, welche wir im vierten einatmen müssen, hat ebenfalls wenig Verlockendes. Der deutsche Dichter hat ganz andere Aufgaben, als die, uns Deutschen beständig die verwahrlosten Zustände des Nachbarvolkes vorzuführen; dafür sorgen die Franzosen in hinreichender Weise — —.“ Es ist zu bedauern, daß der Verfasser diese Selbstkritik seiner Dramen nicht fortgesetzt hat; denn an den folgenden, „**Maria und Magdalena**“ und „**Diana**“, namentlich an dem letzteren, ließe sich von deutsch-sittlichem Standpunkte aus noch manches aussetzen; und sein Schauspiel „**Gräfin Lea**“ trägt „eine gewisse Absicht“ nur zu sehr zur Schau; es ist eine tendenziöse Apotheose des Judentums auf Kosten des Christentums und zugleich eine Verhöhnung des deutschen Adels. Leas verstorbener Gemahl, Graf Fregge, hatte sie nur geheiratet, um sich aus den Händen ihres Vaters, eines jüdischen Wucherers, zu retten. Sein Bruder, ein geckenhafter, sittlich haltloser Mensch, wird zuletzt zur Anerkennung der jüdischen Gräfin bekehrt; eine Schwester dieser beiden, die adelsstolze Freifrau v. Fregge, die „Salonschlange“, streift in ihrem boshaften Auftreten nicht selten an das Plebejische. Ihre Nichte, Komtesse Paula, Leas Stieftochter, wird nach langem Widerstreben so von Leas Edelmut ergriffen, daß sie ihr zu Füßen fällt. Ein anderer Edelmann, der Reichsfreiherr v. Deckers, scheint nur da zu sein, um Leas und des Judentums Lob in allen Tonarten zu singen: eine höchst unwahrscheinliche Figur. Endlich die Jüdin Lea selbst ist, wie man richtig bemerkt hat, „mehr als ein weiblicher Nathan der Weise“ — sie ist höchst wohlthätig, hat des Grafen Fregge auf mehrere Millionen sich belaufende Wechsel verbrannt, ihm selbst nur aus Edelmut ihre Hand gereicht, ist dabei sehr weitherzig, hat sogar Strauß' Leben Jesu studiert! Und als sie den mit großem Pomp in Szene gesetzten, ziemlich undenkbaren Prozeß gewonnen und das Fideikommißgut erhalten hat, tritt sie selbstverleugnend die Hälfte der Einnahmen an ihren Gegner und Verächter ab!

Gräfin Lea.

Ein Erfolg. Harmloser ist Lindau als Lustspieldichter. „**Ein Erfolg**“ ist ein ganz ansprechendes, wenn auch nicht gerade tiefgreifendes Lustspiel. Gottschall nennt es etwas boshaft und übertrieben „ein graziöses dramatisches Feuilleton“. Der Held, ein Schriftsteller, dessen Debüt als Dramatiker die Pointe des Stückes bildet, erinnert hie und da ein wenig an den Freytagschen Bolz — ein nicht gerade vorteilhafter Vergleich — denn welch ein anderer Held ist Bolz, und welch ein anderes Stück sind die „Journalisten“, in denen wir in der That ein klassisches Lustspiel besitzen!

Freytag. **Gustav Freytag** wurde am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg, einer kleinen, rings von Slawen umgebenen Stadt in Oberschlesien, geboren. Sein Vater, ein Arzt, war 1809 bei Einführung der neuen Städteordnung zum Bürgermeister gewählt worden, hatte als solcher die Freiheitskriege durchlebt und blieb bis in sein Greisenalter im Amt „als ein Mann von altpreußischer Zucht und Haltung, redlich und pflichtgetreu, im Fühlen und Handeln dem Berufe und dem Hause angehörig,“ wie Dove ihn in seiner Biographie des Dichters charakterisiert. 1829 bezog der Knabe das Gymnasium zu Öls, 1835 der Jüngling die Universität Breslau, wo ihn Hoffmann von Fallersleben in das weite Gebiet der germanischen Altertümer einführte. Im Herbst 1836 ging er nach Berlin, wo er unter Lachmanns Leitung sich in seinen Sprachstudien vertiefte und fortbildete. Fleißig besuchte er in Berlin auch das Theater, wo ihm zuerst das rechte Verständnis für Shakespeare aufging, und beschäftigte sich daneben wissenschaftlich so eingehend mit der

dramatischen Dichtung, daß er sie zum Gegenstand der Dissertation machte, mit welcher er 1838 den Berliner Doktorhut erwarb, und ein Jahr darauf sich in Breslau mit einer Abhandlung über die dramatische Dichterin Roswit (S. 30) als Dozent für deutsche Sprache und Litteratur habilitierte. Auf die Dauer befriedigte ihn aber die bloße Litteraturgeschichte nicht; 1846 wünschte er deshalb Vorlesungen über deutsche Kulturgeschichte zu halten, aber die philosophische Fakultät versagte ihm die Erlaubnis dazu; das kränkte ihn so sehr, daß er ohne Abschied die Hochschule verließ. Damals hatte er schon, wie wir gleich noch genauer sehen werden, auf dem Theater einen entscheidenden Erfolg erlebt. „Um sich in der Kenntnis der Szenierung zu befestigen," ging er nun im Winter 1846 nach Leipzig, wo er u. a. mit Laube im täglichen Verkehr stand. 1847 ließ er sich in Dresden nieder und gründete mit einer Landsmännin den eigenen häuslichen Herd. Das folgende Jahr schon führte ihn nach Leipzig zurück, wo er — im Verein mit Julian Schmidt — die Redaktion der „Grenzboten" übernahm, in welcher Thätigkeit er bis zum Jahr 1870 verblieb. Zwei Jahre beteiligte er sich darauf an der von Salomon Hirzel gegründeten Wochenschrift „Im neuen Reich," zog sich dann aber allmählich von der journalistischen Thätigkeit gänzlich zurück. Schon 1851 hatte er zu Siebleben bei Gotha ein einfaches, aber behagliches Landhaus erworben, in welchem er seitdem gewöhnlich den Sommer zubrachte. „Dort sind nun," sagt Dove, „durchglüht, zurechtgezwickt und hart gehämmert die ‚Journalisten' und die ‚Fabier', ‚Soll und Haben', ‚die verlorene Handschrift' und die lange Kette der ‚Ahnen', zu der das Schlußglied noch im Feuer steckt."

Abb. 248. Gustav Freytag.

Über seine dichterische Arbeitsweise fügt Freytags Biograph noch hinzu: „Was zuerst in der Erfindung fertig ist, diese oder jene Partie, nicht nach der inneren Reihenfolge, wird diktiert, ehedem der Gemahlin, hernach einem Schriftgelehrten des Dorfes, dem freilich Montags häufig die zitternde Hand den Dienst versagt. Freies Diktat, das jedoch natürlich stets sorgsam überarbeitet wird, sind ursprünglich selbst von den Jamben der ‚Fabier' ganze Seiten." 1854 ernannte Herzog Ernst von Koburg-Gotha den Dichter zum Vorleser mit dem Titel eines Hofrates. Das Jahr 1866, das er freudig begrüßte, führte ihn auf kurze Zeit als Mitglied des Norddeutschen Reichstages nach Berlin; das Jahr 1870 nach Frankreich, da ihn der deutsche Kronprinz eingeladen hatte, im Hauptquartier der dritten Armee den Feldzug zu begleiten. Nach dem Einzug in Rheims kehrte er zurück; aber auf den Walstätten von Wörth und Sedan war der Gedanke zu seinem bedeutendsten Werke zum Entschluß gereift. „‚Die Ahnen' sind Freytags Kriegserlebnisse," erzählt sein Biograph; „das Heldengeschlecht Ingos trägt sein streitbares Antlitz nicht von ungefähr." Unter andauernd schwerem häuslichen Kummer war der große Roman der Vollendung genaht; da starb nach langjährigem Leiden seine Frau; seiner eigenen Gesundheit wegen siedelte er nach Wiesbaden über und hat sich da als Dreiundsechziger 1879 noch zum zweitenmal

verehelicht. Die laute Feier zu seinem siebzigsten Geburtstage, zu welcher öffentlich aufgefordert worden war, lehnte er in einem launigen Briefe an die „Kölnische Zeitung“ ab, in dem es u. a. heißt: „Darum bitte ich herzlich, mich an dem genannten Tage meinen Gedanken zu überlassen, meinen Angehörigen, den persönlichen Freunden, welche mir das Schicksal noch erhalten hat, und den Amseln meines Gartens, welche schon am frühen Morgen im schwarzen Frack den Festgesang anzustimmen gewillt sind.“ Dagegen schenkte er seinen zahlreichen Verehrern als Siebziger eine von ihm selbst veranstaltete Gesamtausgabe seiner Werke, welche durch seine Autobiographie: „Erinnerungen aus meinem Leben“ eine sehr erwünschte Einleitung erhielten.

Kunz von der Rosen.

Gustav Freytag begann seine dramatische Laufbahn 1841 mit „**Kunz von der Rosen**,“ einem fünfaktigen Lustspiele. Der Held desselben ist der aus der Geschichte bekannte lustige Rat des Erzherzogs Maximilian von Österreich, und die Abenteuer des letzteren während der Bewerbung um das burgundische Erbe, wonach auch Frankreich lüstern war, bilden den historischen Hintergrund dieses Stückes, das, in Berlin preisgekrönt, doch nur vorübergehend auf einigen Theatern gegeben worden ist. Es folgten

Valentine. Graf Waldemar.

später zwei bühnengewandtere Schauspiele, 1846 „**Die Valentine**,“ 1847 „**Graf Waldemar**,“ in denen Freytag soziale Zustände der Gegenwart, nicht ganz tendenzfrei, aber geistreich und spannend behandelte. 1862 überraschte Freytag das Publikum durch die im strengen Ton des antiken Dramas gehaltene Römertragödie „**Die Fabier**,“ in welcher der Gegensatz der Patrizier und der Plebejer meisterhaft dargestellt wird, und die sich durch klassische Strenge in Anlage und Ausführung auszeichnet. Während aber diese drei Stücke, namentlich das letztere, das ihm noch dazu den Schillerpreis eingetragen hatte, nur noch selten auf der Bühne erscheinen, hat das dazwischen liegende Lustspiel „**Die**

Journalisten.

Journalisten“ seit 1853 sich eines unwandelbaren, ja stetig steigenden Beifalls zu erfreuen gehabt. Mit prächtigem Humor ist darin das deutsche Parteitreiben und der Einfluß der Presse im modern-konstitutionellen Staate „in seinen rein menschlichen, ethischen und poetischen Grundzügen“ geschildert: keine der Parteien ist genannt, aber wenn man auch in der Charakteristik der einzelnen Figuren des Dichters Vorliebe für die Liberalen durchmerkt, herrscht doch eine liebenswürdige Gutmütigkeit in der Charakteristik und Bekämpfung der Gegner vor, dazu bleiben die Schattenseiten des Liberalismus keineswegs ohne Beleuchtung. Kurz, man darf dieses Lustspiel wohl ein Zeitstück im besten Sinne des Wortes, und — weil es sich doch über die Zeit erhebt — ein echtes und treues Kulturbild aus dem XIX. Jahrhundert nennen.

Aus der großen Schar der übrigen Lustspieldichter kann ich nur einige flüchtig herausheben. Noch lebt der eigentliche Schöpfer des modernen Salonlustspieles, der

Bauernfeld.

Wiener **Eduard von Bauernfeld** (geb. 1802), dessen Haupterfolge in den dreißiger Jahren liegen, der aber bis in die jüngste Zeit (1879) noch dichterisch thätig geblieben ist. Eine Reihe seiner Lustspiele, vor allen „Bürgerlich und romantisch“ — „das Liebesprotokoll“ — „das Tagebuch“, haben sich stetig und mit Recht in der Gunst des Publikums erhalten. — Ein echtes Salonlustspiel ist auch der „Geheime Agent“ von **Hackländer**, dem Romandichter.

Das bürgerliche Lustspiel wird, auch nach seinem Tode noch, durch den sehr

Benedix.

fruchtbaren **Roderich Benedix** (1811—1873), einen Leipziger, auf unseren Bühnen vertreten. Wie er 1834 mit dem „Bemoosten Haupt“ seine dramatische Laufbahn begann, kehrte er in einem seiner letzten Stücke („Die relegierten Studenten“) noch einmal zu seiner Jugendliebe zurück. Unter seinen 85 Stücken ist viel Unbedeutendes; manche aber („Dr. Wespe“ — Der „Vetter“ 2c.) sind mit Recht Lieblingsstücke des Publikums geworden. Ein sittlicher Ernst, der manchmal etwas ins Moralisieren gerät, geht durch seine Stücke, und manche Zeitverirrungen werden verdientem Spotte darin preisgegeben, so wird u. a. die sog. Emanzipation der Frauen in „Dr. Wespe“ mit trefflicher Wirkung verhöhnt. — Ebenso wie in Benedix' Stücken, prägt sich das gesunde

Wichert

deutschbürgerliche Leben in den Lustspielen von **Ernst Wichert** (geb. 1831) und **Gustav zu Putlitz** (geb. 1821) aus. Der erstere hat namentlich in den Stücken „Ein Schritt

vom Wege" und „Die Realisten" zwei wirksame, lebensfähige Beiträge zum Repertoire unseres Theaters geliefert. Auch sein Lustspiel „Der Freund des Fürsten" nimmt die rechte ästhetische Mitte zwischen Schauspiel und Poesie ein; denn neben dem komischen Charakter kommt auch das deutsche Gemüt darin zur Geltung. — Unter Putlitzs Lustspielen sind besonders zu nennen „Spielt nicht mit dem Feuer" und „Gut gibt Mut." Beide zeichnen sich durch Eleganz der Darstellung, frisch bewegten Dialog und poetische Sinnigkeit aus. Putlitz.

Ein feiner, liebenswürdig erquicklicher Humor charakterisiert die Lustspiele **Adolf Wilbrandts** („Die Maler" — „Die Vermählten"), während **Gustav von Mosers** Stücke („Ultimo" — „Der Veilchenfresser" — „Der Bibliothekar" ꝛc.) meist an den Schwank und die Posse grenzen. Dagegen ist **L'Arronge** von der Posse zum gehaltenen Lustspiel übergegangen; „Mein Leopold" stand noch auf der Grenze; im „Doktor Klaus" und in den „Wohlthätigen Frauen" hat er festen Boden gewonnen und glänzende Erfolge errungen. Von **Schweitzers**, des sozialistischen Agitators, Stücken haben „Epidemisch" und „Großstädtisch" die meisten Erfolge gehabt. Das bürgerliche Lustspiel in Versen vertritt **Wilhelm Jordan** auf geistreiche Weise in den Stücken „Die Liebesleugner" und „Durchs Ohr." Wilbrandt. L'Arronge. Schweitzer. Jordan.

Das von Gutzkow (S. 736) und Laube (S. 737) gepflegte historische Lustspiel, das übrigens in des Wieners **Deinhardstein** (1794—1859) Stücken („Hans Sachs" — „Garrick") schon einige Vorläufer hatte, behandelte auch **Hippolyt Schaufert** (1835—1872) in „Schach dem König," welches 1869 von der Wiener Hoftheaterintendanz einen Preis erhielt. Schaufert.

Der Posse gab **Ferdinand Raimund** (1791—1836) einen edleren, moralisch-sentimentalen Anstrich. Alle Stücke dieses unglücklichen Hypochonders, der als Selbstmörder endete, haben etwas Melancholisches inmitten der phantastischen Heiterkeit und humoristischen Lebendigkeit, dabei stets einen sittlichen Kern. „Der Alpenkönig und der Menschenfeind," „der Verschwender," „der Bauer als Millionär" sind seine nennenswertesten Stücke. In dem „Diamant des Geisterkönigs" ist der Grundgedanke, daß ein liebendes und geliebtes Weib der köstlichste Diamant ist. Ein frivol-zweideutiger Zug geht oft durch die Possen **Johann Nestroys** (1802—1862), auch eines Wieners. „Lumpacivagabundus" — „Einen Jux will er sich machen" kennzeichnen ihn am besten. — Einen ganz burlesken Charakter hat die Berliner Posse, deren Hauptvertreter **David Kalisch** (1820—1872), der Begründer des Witzblattes „Kladderadatsch" ist. In den Kouplets von „Hunderttausend Thaler" — „Berlin bei Nacht" klingt übrigens nur zu häufig die fortschrittlich oppositionell gefärbte, nichts Heiliges schonende Satire hindurch. Raimund. Nestroy.

Schließlich sei noch der ansprechenden **Liederspiele** gedacht, in denen **Holtei**, der auch sonst in der Geschichte des modernen Theaters eine ansehnliche Stelle einnimmt, das französische Vaudeville in deutsche Form umgegossen und mit deutschem Geist erfüllt hat.

Karl von Holtei wurde am 24. Januar 1798 (nicht 1797, wie gewöhnlich angenommen) in Breslau geboren, 86 Jahre nach der Geburt des großen Preußenkönigs, von dem in seiner „Leonore" der alte Wachtmeister Wallheim nach der Weise des Dessauer Marsches singt: Holtei.

Die Trommel ruft, Trommete klingt,
Wir ziehen fort zum Streite,
Wo uns König Friedrich den Sieg verspricht.
Wenn der ganze Erdenkreis sich auch mit ihm entzweite,
Bleiben seine Preußen treu, so fürcht't er sich nicht.

Darin spricht sich ein Grundzug des „Husarenkindes" aus; denn obwohl aus einem alten kurländischen Adelsgeschlechte stammend, ist Holtei sein ganzes Leben lang ein begeisterter Preuße geblieben. Der Mutter sofort nach der Geburt beraubt, wuchs er — da sein Vater, der Husarenoffizier war, nicht wußte, „was er mit einem schreienden Kinde be-

ginnen sollte“ — im Hause eines reichen Verwandten ohne irgendwelche Erziehung auf. Den Tertianer begeisterte Ludwig Devrient für das Theater; seitdem träumte er von nichts anderem, als davon, Schauspieler zu werden. Statt dessen mußte er aufs Land, um dort die Landwirtschaft zu erlernen. Die Rückkehr Napoleons von Elba führte ihn wieder nach Breslau und als freiwilliger Jäger unter die Waffen, aber der Feind war gebändigt, ehe sein Regiment über Quedlinburg hinauskam. — Holtei wurde jetzt Student, aber er kümmerte sich nur um das Theater. Bald fing er an Dramen zu schreiben, endlich gelang es ihm auch, die Bühne als Schauspieler zu betreten, aber er mußte nur zu bald einsehen, daß er es nie über eine leidliche Mittelmäßigkeit hinausbringen würde. Dennoch versuchte er es auf den drei Jahrzehnte dauernden Wanderzügen immer wieder von Zeit zu Zeit;

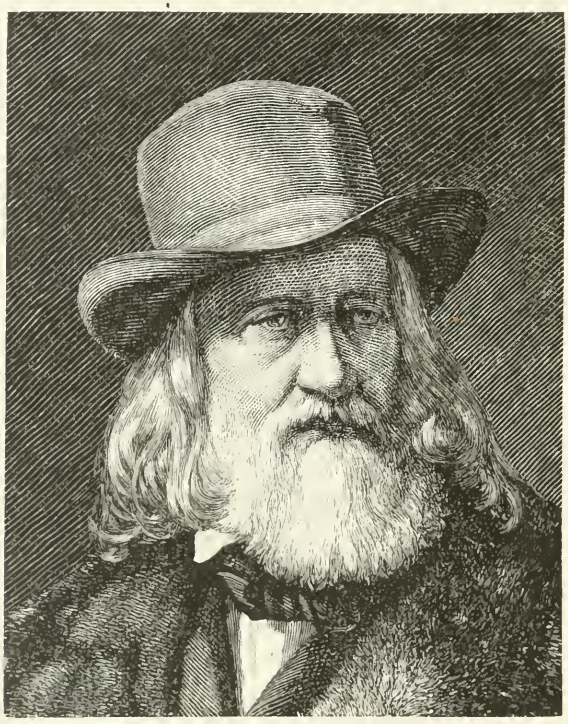


Abb. 249. Karl von Holtei.

vor allem aber war er als Theaterdichter thätig. Als solcher war er eine Zeitlang am Breslauer Stadttheater engagiert, nachdem er die Schauspielerin Luise Rogée geheiratet hatte. Mit ihr ging er dann nach Berlin, wo seine ersten Liederspiele („Die Wiener in Berlin“ und „die Berliner in Wien“) zur Aufführung gelangten und sich rasch über alle Bühnen verbreiteten. Nach dem frühen Tode seiner Frau (1825) übernahm er den Posten eines Direktionssekretärs bei dem damals im Aufschwung befindlichen Königstädtischen Theater, auf dem auch seine berühmtesten Liederspiele **„Der alte Feldherr“** (1826) und **„Lenore“** (1828) zum erstenmal mit rauschendem Beifall in Szene gingen. Beide haben ihre Anziehungskraft noch heute nicht verloren — in beiden finden sich Lieder, die allgemein gesungen werden; in dem ersten: „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka“ und „Fordre niemand mein Schicksal zu hören,“ in dem zweiten das berühmte volkstümliche Mantellied des vorhin erwähnten Wachtmeisters Wallheim: „Schier dreißig Jahre bist du alt!“ — In der „Lenore“ hatte Julie Holzbecher die Titelrolle gespielt; — ein Jahr später war sie seine Frau. Gemeinsam ging es nun auf die Wanderschaft. Bald finden wir das Paar in Darmstadt, dann wieder in Berlin, wo Holtei für seine Frau „Ein Trauerspiel in Berlin“ schrieb, in welchem auch der berühmte Komiker Beckmann den Eckensteher „Nante“ zu einer volkstümlich belebten Figur machte. Dort wagte sich Holtei auch selbst wieder als Schauspieler auf die Bühne; in dem noch jetzt gern gesehenen Stücke „Lorbeerbaum und Bettelstab“ reüssierte er als Dichter und Darsteller zugleich. Bald danach ging es nach Wien, dann nach Berlin, endlich nach Riga, wohin er einen Ruf als Direktor des

Lenore.

neuerrichteten deutschen Theaters erhalten hatte. Der Tod seiner zweiten Frau trieb ihn aber aus dieser ehrenvollen und glücklichen Lebensstellung nur zu bald wieder heraus. Nun zog er als dramatischer Vorleser kreuz und quer durch die deutschen Lande, und er war ein ausgezeichneter Vorleser. 1840 war er wieder in Berlin. Schon vorher hatte er seine Selbstbiographie begonnen, deren ersten Teil er 1843 unter dem Titel „Vierzig Jahre" herausgab. Danach folgten aufs neue Wanderjahre: überall wurde er willkommen geheißen und mit Ehren überhäuft; nur im Sturmjahre 1848 hatte er, der feste Royalist, als „Reaktionär" natürlich mancherlei Verspottung und Verdächtigung zu leiden. Endlich 1850 fand er in Graz, wo seine Tochter verheiratet war, einen Ruhepunkt: „er kauft sich einen Schreibtisch und wird seßhaft." Eine Reihe von Romanen, von denen im nächsten Abschnitt die Rede sein wird, entstanden hier — die „Vierzig Jahre" kamen mit dem achten Bande zum Abschluß. 1864 siedelte er wieder nach seinem geliebten Breslau über, um es nicht mehr zu verlassen. Seit 1850 floß ihm das Leben ebenso still und unbewegt dahin, wie es früher rastlos und unruhig gewesen war. Bis ins 80. Jahr wahrte er sich ein fast jugendliches Wesen. Seine bescheidene mansardenartige Wohnung im dritten Stock eines alten Hotels („Zu den drei Bergen") war der Mittelpunkt eines reichen geistigen Verkehrs, an dem u. a. der Fürstbischof Dr. Förster häufig teilnahm. Der „Breslauer Alte" wurde aber auch von Besuchen aus der Ferne heimgesucht, doch so lästig solche zuweilen waren, er blieb immer geduldig und liebenswürdig. In der Stadt, wie im ganzen Schlesierlande, dessen Dialekt er in seinen „Schlesischen Gedichten" in ganz Deutschland bekannt und berühmt gemacht hat, war er die populärste Persönlichkeit. Max Kurnik erzählt davon: „Wenn die hohe, vom Alter ungebeugte Gestalt mit dem ehrwürdigen, von Silberhaar reich umwallten Haupte, aus dessen hellblinkenden blauen Augen Milde und Güte strahlen, durch die Straßen und über die Promenaden von Breslau dahinschreitet, da sammeln sich die Schulkinder auf seinen Wegen und grüßen den allbekannten „alten Holtei," und die Hökerfrauen auf den Marktplätzen rufen sich zu: „He, da kommt unser alter Holtei!" — Und als sein achtzigster Geburtstag herankam, da feierte was deutsch hieß, selbst jenseits des Ozeans, vor allem aber Stadt und Land — bis in die Dörfer hinein — in Schlesien, den Holtei-Tag auf das glänzendste. Der Jubilar aber saß an diesem Tage bereits in einer einsamen Zelle im Hospiz der „Barmherzigen Brüder," wohin er sich seiner körperlichen Gebrechen wegen hatte begeben müssen. Für einen sorgenfreien Lebensabend hatte Kaiser Wilhelm insbesondere gesorgt. „Wie ein letzter Sonnenblick streifte dieser 24. Januar 1878 noch das greise Haupt des müden Wanderers." Zwei Jahre traurigen Siechtums folgten — am 12. Februar 1880 wurde er durch den Tod davon erlöst. — Von seinen etwa fünfzig Stücken, die er für das Theater geschrieben, sind eine ganze Reihe populär geblieben, vor allem „Lenore," die noch 1866 zur Feier des Einzuges der Armee in Berlin neben Lessings „Minna von Barnhelm" als nationales Feststück auf der königlichen Hofbühne gegeben wurde.

Vierzig Jahre.

Die Berliner **Angely** (1797—1835), der einst berühmte Komiker, und **Louis Schneider**, der „Mann des Königs" und Kaiser Wilhelms Vorleser (1805—1879), pflegten das von Holtei so erfolgreich behandelte Liederspiel. Von ersterem stammt „das Fest der Handwerker," von letzterem „der Kurmärker und die Pikarde", beide noch gern gegeben und gern gesehen auf unseren Theatern.

Angely und Schneider.

Der moderne Roman.

Nächst dem Drama beherrscht der **Roman** unsere Zeit, ja seine Herrschaft reicht noch weiter, da vielen Tausenden das Theater entweder gar nicht oder nur selten zugänglich ist. So entspricht seine massenhafte Produktion

dem ungeheuren Verbrauche nicht einmal, weshalb neuerdings sogar Schriftsteller ersten Ranges nicht anstehen, ihre Dichtungen in dem Feuilleton von zehn, zwölf Zeitungen *gleichzeitig* erscheinen zu lassen. Die große Mehrzahl aller Leser sucht im Roman vornehmlich ihre geistige Nahrung und Fortbildung: geschichtliche und ethnographische Kenntnisse, philosophische, pädagogische, religiöse und politische Grundsätze, und von alledem ist darin ja etwas zu finden. Männer der verschiedensten Richtungen benutzen dieses Gewand für ihre Propaganda. Verhältnismäßig nur klein ist die Zahl solcher Dichter, welche, der höchsten Aufgabe des Romans, *ein Gedicht in Prosa* zu sein, entsprechend, das Leben darstellen wie es ist, und unter ihnen sind dann wieder manche, die alles Ideale in einem übertriebenen Realismus und unverhüllten Naturalismus untergehen lassen, ja die dem Sensationsverlangen der großen Menge jede andere Rücksicht opfern.

In der Zeit der *romantischen Schule* hatte die *Novelle* vorgeherrscht, in welcher Tieck (S. 534) und Heinrich von Kleist (S. 552) Meister waren. „An *Kleists* geschlossene Gestaltung," urteilt Goedeke, „reichte keiner von seinen Zeitgenossen, und keiner folgte ihm auf dem Wege, den er mit dem Kohlhaas eingeschlagen." In der Romantik fanden aber auch die *Ritter-, Räuber-* und *Geister-* oder *Schauder-Romane*, die in der Goethe- und Schiller-Zeit aus dem „Götz" und den „Räubern" (vgl. S. 469) hervorgewachsen waren, einen erneuten Antrieb, und merkwürdigerweise waren es meist Landpfarrer, welche sich von ihren rationalistischen Predigten in diesem seltsamen Geistessport erholten und den Leihbibliotheken das schlechteste Futter zuführten. Da wurden die *Cramer, Spieß* und *Vulpius* noch übertroffen durch den Prediger **Hildebrandt**, dessen Romantitel (Brömser von Rüdenstein oder die Totenmahnung — Die Totenhügel, ein Schauergemälde aus dem XV. Jahrhundert Der Mord am Hochaltar 2c.) schon genügend seine und seiner Kollegen Werke charakterisieren. Nicht besser waren die frivolen Erzählungen von **Heinrich Clauren**, einem ebenso fruchtbaren wie sittenverderblichen Schriftsteller.

Abb. 250. H. Clauren, nach dem Bildnis von W. Hensel.

Clauren.

Sein eigentlicher Name war **Carl Heun**, dessen Anagramm das Pseudonym **H. Clauren** ergibt. Am 20. März 1771 zu *Dobrilugk* in der Lausitz geboren, schrieb er schon als Student der Rechte in Leipzig und Göttingen Romane, wurde 1792 Privatsekretär beim Minister von Heynitz und wechselte zwischen öffentlichen und Privatstellungen, bis er 1810 als Hofrat in Hardenbergs Büreau trat. Die Freiheitskriege machte er als Zivilbeamter im Hauptquartier mit; ja, zu Anfang des Feldzuges 1813 dichtete er ein im

Verlauf desselben vielfach gesungenes Lied, das mit den oft citierten Worten anhob: „Der König rief, und alle, alle kamen —“. Mit dem eisernen Kreuz geschmückt, kehrte er heim, nachdem er auch auf dem Wiener Kongreß noch Verwendung gefunden hatte, übernahm darauf in Berlin die Redaktion der Preußischen Staatszeitung, bekleidete mehrere angesehene öffentliche Stellungen und starb als Geheimer Hofrat am 2. August 1854 in Berlin. — Und ein so hochangesehener Mann beherrschte den öffentlichen Geschmack jahrzehntelang durch ordinär-sinnliche, dabei in falscher Sentimentalität prunkende, oft zu unglaublicher Gemeinheit ausartende Erzählungen und Theaterstücke, die er fabrikmäßig „mit wenig Witz und viel Behagen“ alljährlich in Masse lieferte und damit, wie Platen sagt, „Reichtum sich erschrieb, als wär's ein gewaltiger Byron.“ Charakteristisch für seinen Einfluß ist, daß seine Werke nicht etwa nur von „Nähmädchen und Putzjungfern, Bürgerstöchterlein, Fräuleins mit und ohne Von, gnädigen Frauen und anderen Mesdames — Schreibern und Ladendienern ꝛc.,“ wie Hauff aufzählt, gelesen wurden, sondern daß seine sämtlichen Werke in Bibliotheken von katholischen und evangelischen Geistlichen zu finden waren, wie wenigstens H. Kurz in seiner Litteraturgeschichte versichert. — Unter seinen zahlreichen Erzählungen (40 Bände) waren die beliebtesten und für seine lüstern-seichte Art charakteristischsten „Mimili“, eine Schweizergeschichte (1824), und das „Dijonröschen.“ Im „Mann im Mond“ und in der „Kontroverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde“ (1827) verspottete Wilh. Hauff (S. 619) die der Claurenschen Romanfabrikation zu Grunde liegende Schablone auf sehr wirksame Weise und eröffnete damit einen litterarischen Kampf, dem Clauren zuletzt in der öffentlichen Meinung erlag.

Über dieses krankhafte Unwesen wehten die Stürme der Kriegsjahre in heilsam reinigender Weise; die große Freiheitserhebung unseres Volkes wider Frankreich gab auch der Romandichtung neue und edlere Motive, zum mindesten einen mehr lebenswarmen Hintergrund. Die Schauderromane konnten bald ihr Leben nur notdürftig in den Leihbibliotheken fristen und sind erst in der letzten Zeit wieder durch gewinnsüchtige und gewissenlose Kolportagegeschäfte aufgewärmt worden und zu einer Art neuer Wucherblüte gekommen. Dafür erwuchs auf dem Boden des neuerwachten nationalen Bewußtseins der **historische Roman** unter der Anregung eines großen schottischen Dichters, des Verfassers der „Waverley-Novels“ (nach seinem ersten 1814 erschienenen Roman „Waverley“ so genannt), als welcher sich erst allmählich Sir Walter Scott (1771—1832) zu erkennen gab. Was Walter Scotts Dichtungen vor allem auszeichnet und ihn zum Begründer des historischen Romans machte, war, daß er, aus dem Vollen einer reichen Geschichtskenntnis schöpfend, es verstand, große Zeitepochen zur lebendigen Anschauung zu bringen und das Leben seines Volkes (19 seiner Romane spielen in Schottland, 5 in England) in verschiedenen Phasen seiner Entwickelung, wie hervorragende Persönlichkeiten lebenstreu im Gewande dichterischer Gestaltung zu schildern. Am würdigsten trat in seine Fußstapfen bei uns **Wilibald Alexis**, den man deshalb oft den deutschen Walter Scott genannt hat.

Historischer Roman.

Walter Scott.

Wilhelm Häring, am 29. Juni 1798 zu Breslau geboren, entstammte einer französischen Familie Harenc, die einst aus der Bretagne vor Ludwigs XIV Dragonern nach Deutschland geflüchtet war. Seine Kindheit fiel in die Schrecken der Belagerung Breslaus (1806), die er mit Mutter und Schwester in einem Klosterkeller verlebte. Nach dem frühen Tod des Vaters zog er mit seiner Mutter nach Berlin, machte vom Gymnasium aus — die Nibelungen im Tornister — 1815 als Freiwilliger im Regiment Kolberg den Krieg mit und nahm an der Belagerung einiger Ardennenfestungen teil. Heimgekehrt,

W. Alexis-Häring.

studierte er von 1817 an Jura und brachte es rechtzeitig bis zum Referendar. Die Poesie ging ihm aber über seine Akten. 1820 hatte er unter dem Pseudonym **Wilibald Alexis** ein scherzhaft idyllisches Epos „Die Treibjagd“ und dann einige Novellen in der Tieckschen Richtung veröffentlicht, welche die Aufmerksamkeit namhafter Männer auf sich zogen und deren Erfolg ihn veranlaßte, den Staatsdienst aufzugeben und sich ganz der Litteratur zu widmen. Infolge einer scherzhaften Wette schrieb er sodann 1823 das Werk, das ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne machte: „**Walladmor.**“ Auf dem Titel desselben hieß es: „Frei nach dem Englischen des Walter Scott von W . . . s“ und in der Dedikation: „Walter Scott Baronet widmet diese Übersetzung seines neuesten Werkes ehrfurchtsvoll der Übersetzer.“ Und so vortrefflich gelang diese Mystifikation, daß die zahllosen Leser und Verehrer des großen Schotten den Walladmor für Scotts Werk hielten, ja daß es in alle Litteratursprachen übersetzt wurde. Unter derselben Maske erschien 1827 noch „Schloß Avalon“, vom großen Publikum ebenfalls als Scottischer Roman angesehen. Fünf Jahre aber sollten noch vergehen, ehe Häring in ganz selbständiger Weise als Scotts Jünger auftrat. Die Redaktion zweier Berliner Journale, längere Reisen nach Frankreich und Skandinavien, die er in wohlgelungenen Schilderungen beschrieb, endlich fruchtlose Versuche auf dem dramatischen Gebiet hatten ihn so lange von dem Felde fern gehalten, auf welchem er sich bleibenden Ruhm erwerben sollte. 1832 betrat er mit „**Cabanis**,“ dessen Mittelpunkt Friedrich der Große ist, das Feld des **vaterländischen Romans**. So waren die Zeiten des siebenjährigen Krieges noch nie beschrieben worden — solch ein volkstümliches Soldatenlied besaß die preußische Armee noch nicht wie das, welches Häring die Krieger des Alten Fritz singen ließ:

Walladmor.

Abb. 251. Wilhelm Häring (Wilibald Alexis).

Friederikus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegte sechzig Patronen ꝛc.

Im Laufe der Jahre 1832—1856 folgten noch sechs andere Romane, deren Stoff den wichtigsten Abschnitten der brandenburgisch-preußischen Geschichte entnommen ist; es sind dies die folgenden: „Der Roland von Berlin“ — „Der falsche Woldemar“ — „Die Hosen des Herrn von Bredow“ — „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht oder vor 50 Jahren“ — „Isegrim“ und „Dorothe.“ Auf gründlichen Studien beruhend, führen alle diese Romane uns in epischer Breite, aber dennoch spannend und poetisch belebt, dabei von wärmstem Patriotismus durchdrungen, geschichtliche Zeit- und Sittenbilder vor, wie wir sie vorher nicht besessen hatten. Alles andere, was Alexis geschrieben hat, besonders seine in jungdeutsche Wege verirrten Romane „Das Haus Düsterweg“ und „Zwölf Nächte“ ist meist schon vergessen — jene sechs vaterländischen Romane werden noch gelesen. — Im Jahre 1853 kaufte Häring sich in Arnstadt an und baute ein bequem eingerichtetes

Hauff, aber bereits nach drei Jahren traf ihn ein Schlaganfall, der sich später wiederholte und ihn bald an Hand und Fuß lähmte, ja sein Sprachvermögen mehr und mehr hemmte. Mit gottergebenem Sinn und bewunderungswürdiger Geduld ertrug er sein schweres Geschick über ein Jahrzehnt lang. Am 16. Dezember 1871 wurde er allem irdischen Leid durch den Tod entrückt.

Außer dem bereits erwähnten Wilhelm Hauff (vgl. S. 618 f.) wandten sich dem historischen Roman dann weiter zu: **Tromlitz**, wie sich der Thüringer K. A. von Witzleben (1773—1839) nach seinem väterlichen Gute nannte, dessen „Sickingen", „Pappenheimer" ꝛc. seiner Zeit großen Beifall fanden; ferner der Schlesier **van der Velde** (1779—1824), dessen „böhmischer Mägdekrieg" am meisten gerühmt wurde; dann der sehr fruchtbare **Karl Spindler** (1796—1855), ebenfalls ein Schlesier, der durch die „Hastigkeit seines Produzierens sein Talent verdarb," aber dennoch mehrere historische Romane geschrieben hat, die zu unseren besten gehören, wie „der Jude" (spielt zur Zeit des Konstanzer Konzils), „der Invalide" (Charaktere und Situationen aus der französischen Revolution und der napoleonischen Zeit) u. a., die unverdienterweise zu schnell in Vergessenheit geraten sind. — Von den Romanen des Berliner Journalisten und Kritikers **Ludwig Rellstab** (1799—1860) entrollt sein Hauptwerk „1812" ein sehr anschauliches und ergreifendes Bild des berühmten russischen Winterfeldzuges. Tromlitz. v. d. Velde. Spindler. Rellstab.

Der Fortschritt, welchen inzwischen die Wissenschaft der Geschichte ebensowohl wie die Kunst der Geschichtschreibung gemacht hatte, trug dazu bei, dem historischen Roman neue Quellen und neue Nahrung zuzuführen. Schon im XVIII. Jahrhundert hatte die Geschichtschreibung einen gewaltigen Aufschwung genommen. Geschichtschreibung.

Der Westfale **Justus Möser** (1720—1794) — am meisten bekannt durch seine zum Teil noch heute beherzigenswerten „Patriotische Phantasien," volkstümliche Aufsätze über die verschiedensten Lebensfragen und Verhältnisse des Volkes (Handwerk, Handel, Armenwesen ꝛc. ꝛc.) — hatte in seiner „Osnabrückischen Geschichte" eine ganz neue Bahn für die Behandlung der vaterländischen Geschichte betreten. Bis dahin waren die Geschichtswerke nur chronikartige Sammlungen des Stoffes gewesen: Möser gab eine lesbare Volks- und Landesgeschichte in trefflicher markiger Prosa. Der Schweizer **Johannes v. Müller** (1752—1809) hatte in der „Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft" ein Muster gewissenhafter Forschung und schöner, wenn auch oft manierierter Darstellung geliefert. Noch mehr war das Interesse an historischen Studien gewachsen durch die „Geschichte des siebenjährigen Krieges" von **J. W. v. Archenholtz** (1745—1812) und durch Schillers Geschichtswerke, während Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" den höheren Sinn für Universalgeschichte erschlossen hatten, deren Erfassung dann von verschiedenen Gesichtspunkten **Fr. Chr. Schlosser** (1776—1861) in Heidelberg und **Heinrich Leo** (1799—1878) in Halle förderten. Die Erhebung unseres Volkes in dem Befreiungskriege hatte anderseits wieder das Interesse für die vaterländische Geschichte angeregt, und allmählich erwuchsen aus den vereinigten strengeren Forschungen auch die künstlerisch abgerundeten und patriotisch begeisterten Darstellungen, durch die wir wieder an der bisher für unverbesserlich langweilig geltenden Geschichte unserer Vorfahren Geschmack bekamen. **Friedrich v. Raumers** (1781—1873) schön und fließend geschriebene „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit," **Leopold v. Rankes** (geb. 1795, seit 1825 Professor in Berlin, † 1886) klassisches Werk „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation," endlich **Wilhelm v. Giesebrechts** (geb. 1814, seit 1862 Professor in München) herrliche „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" haben uns wieder Lust gemacht, die Vergangenheit unseres Volkes zu durchforschen. Die Quellen zur deutschen Geschichte hatte **G. H. Pertz** (1795—1876) in seinen „Monumenta Germaniae historica" (Deutschlands historische Denkmäler), deren Möser. Johannes v. Müller. Archenholtz. Friedr. v. Raumer. Ranke. Giesebrecht. Pertz.

Herausgabe ihm vom Freiherrn vom Stein übertragen worden war, zu eröffnen begonnen, und in seinen Lebensbildern Steins und Gneisenaus hatte er die große Zeit der Freiheitskriege an diesen zwei hervorragenden Persönlichkeiten charakterisiert, während
Häusser. **Ludwig Häusser** (1818—1867) in der „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes“ die Schilderung der Gebrechen und des Falles des deutschen Reiches einer eingehenden Darstellung der napoleonischen Zeit und der Befreiung Deutschlands vom fremden Joche vorausgeschickt hatte.
Droysen. **Gustav Droysen** (1808—1884) hatte den Mut, inmitten der exzentrisch undeutschen Bestrebungen des „Jungen Deutschlands“ die 1813—1815 entstandene Idee von der „Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze“ aus der Geschichte des weiland römischen Reiches und der einstigen Markgrafschaft Brandenburg in seiner „Geschichte der preußischen Politik“ als eine innere und unabweisliche, weil historische Notwendig-
Treitschke. keit wissenschaftlich zu begründen. Für dasselbe Ziel hat **Heinrich v. Treitschke** (geb. 1834, seit 1874 Professor in Berlin) in seiner gelehrten, wie publizistischen Thätigkeit, besonders in den von ihm seit 1866 redigierten „Preußischen Jahrbüchern“ gekämpft. In begeisterter, hinreißender Sprache hat er dann 1879 die Ergebnisse seines Forschens zu konzentrieren begonnen in seiner „Deutschen Geschichte im XIX. Jahrhundert,“ von welcher bis 1885 drei Bände erschienen sind. Die „Deutsche Urzeit“ hat uns
Arnold. **Wilh. Arnold** (1826—1883) in gründlich tiefer und doch lichtvoller Weise vorgeführt.
Niebuhr. Die römische Geschichte erschlossen uns **Georg Niebuhr** (1776—1831) und **Theodor**
Mommsen. **Mommsen** (geb. 1817, seit 1857 Professor in Berlin); die griechische Geschichte **Ernst**
Curtius. **Curtius** (geb. 1814 zu Lübeck, seit 1844 Professor in Berlin).

Wenn nun diese für jedermann immer mehr zugänglich gemachte Geschichtskenntnis in ihrer Wirkung für die Litteratur auch die Schattenseite hatte, daß der historische Roman ebenso Gegenstand der journalistischen Industrie wurde, wie die Umgestaltung von Novellen und Romanen in Bühnenstücke, und daß kaum ein Jahrhundert vaterländischer noch ein bedeutender Moment ausländischer Geschichte unbearbeitet blieb, so regte sie anderseits doch auch dichterische Gemüter zu eigenem Forschen und zu Schöpfungen an, die den historischen Roman seiner höchsten Vollendung entgegenführten.

Aus der schier unübersehbaren Schar von Dichtern, deren Namen die Listen des historischen Romans enthalten, leuchten zwei hervor, welche gegründete Aussicht haben, nicht nur das Jahrhundert zu überleben, sondern auch von den spätesten Geschlechtern noch gelesen zu werden. Es sind **Freytag** und **Scheffel**. Bei ihnen ist es angezeigt, etwas länger zu verweilen.

Freytag. **Gustav Freytag** hatte seine dichterische Thätigkeit mit dramatischen Arbeiten begonnen. Rasch folgte eine Reihe von Stücken aufeinander, von denen die bedeutendsten anläßlich der Besprechung des modernen Dramas (S. 747 f.) erwähnt worden sind. Nachdem er in den „Journalisten“ einen Höhepunkt seines Schaffens für die Bühne erreicht hatte, betrat er das Gebiet des Romans. 1855 erschien „Soll und Haben;“ 1864 folgte „Die verlorene Handschrift.“ Beides sind Zeitromane und werden als solche weiterhin ihre eingehende Würdigung finden.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Noch ehe diese Romane erschienen waren, hatte Freytag angefangen, ein anderes Werk zu veröffentlichen, in welchem bereits der Kern zu dem großen historischen Roman lag, welcher ihn zu einem der vornehmsten Vertreter dieser Gattung der Prosadichtung macht. Es waren die „**Bilder aus der deutschen Vergangenheit**,“ die allmählich zu fünf Bänden heranwuchsen und die zeigen wollten, wie das deutsche Gemüt sich gewandelt hat im Laufe der Jahrhunderte von den Anfängen deutscher Geschichte bis auf

die Neuzeit. „Nicht die politische Geschichte der Nation," sagt der Verfasser in der Vorrede zum ersten Band, „soll erzählt und durch Berichte aus alter Zeit bestätigt werden. Nur wie das Leben einzelner, zumeist der Kleinen, unter den großen politischen Ereignissen verlief und durch den Zug der deutschen Natur gestaltet wurde, wird in einer Reihe von Bildern gezeigt." Und doch bieten diese lose aneinander gereihten Bilder, aus denen sich die meisterhaft gezeichneten Bildnisse einzelner Männer — Karls des Großen, Luthers, Friedrichs II — charakteristisch hervorheben, eine Geschichte unseres Volkes dar, freilich wie sie ein Dichter schreibt. „Eine Geschichte des deutschen Volksgemütes aus den absichtslos naiven Selbstbekenntnissen der einzelnen Gemüter" nennt sie Alfred Dove.

Ahnen.

Aus diesen „Bildern" ist Freytags großer Romancyklus „**Die Ahnen**" hervorgewachsen; er ist die dichterische Frucht jener ernsten Studienblätter. „Dies Werk," sagt der Verfasser in der Widmung an die Kronprinzeß Viktoria, die er dem ersten Bande 1872 vorausschickte, „soll eine Reihe freierfundener Geschichten enthalten, in welchen die Schicksale eines einzelnen Geschlechtes erzählt werden. Es beginnt mit Ahnen aus früher Zeit und wird, wenn dem Verfasser die Kraft und die Freude an der Arbeit dauern, allmählich bis zu dem letzten Enkel fortgeführt werden, einem frischen Gesellen, der noch jetzt unter der deutschen Sonne dahinwandelt, ohne viel um Thaten und Leiden seiner Vorfahren zu sorgen."

Ingo und Ingraban.

In dem ersten Bande treten die Urahnen „Ingo" und „Ingraban" auf; der eine ums Jahr 357, also in der dämmerig schwülen Zeit, die den Stürmen der Völkerwanderung vorausging; der andere um 724, als Winfrid-Bonifacius unseren heidnischen Ahnen das Evangelium verkündigte. Um die beiden Helden und ihre Schicksale gruppiert sich ein kühn und sicher gezeichnetes Kulturbild des damaligen Zustandes deutschen Landes und Volkes.

Nest der Zaunkönige

Das „Nest der Zaunkönige", der „Ahnen" zweiter Teil, versetzt uns in das Jahr 1003, in die Zeit Kaiser Heinrichs II, der mit schweren Kämpfen und unsäglicher Mühe das deutsche Reich und den Kaiserthron wieder aufbaute. Die Bekämpfung und Vernichtung des mächtigsten seiner Gegner, des Markgrafen Heinrich von dem fränkischen Nordgau, des Babenbergers, dessen Geschlecht seit 974 mit der Ostmark (Österreich) selbständig belehnt war, bildet den weltgeschichtlichen Mittelpunkt des Buches. Der Held dieses Teiles ist Immo der Thüring, der nach langen Kämpfen das schöne Grafenkind Hildegard heimführt in die Mühlburg, die Stammburg seiner Väter, die seine Feinde spöttisch „das Nest der Zaunkönige" nannten.

Brüder vom deutschen Hause.

Der dritte Teil, „Die Brüder vom deutschen Hause," spielt in der letzten Zeit der Hohenstaufen. Im zwölften Regierungsjahr (1226) Kaiser Friedrichs II hebt die Erzählung an; ihr Schauplatz ist vorwiegend Thüringen, vorübergehend auch Italien und Accon (St. Jean d'Acre), der gewöhnliche Sammelplatz der Kreuzfahrer; ihr Held ist Herr Ivo von Ingersleben, in dem sich die Kette der Ahnen fortsetzt. Hermann von Salza, der Meister der Marienbrüder vom deutschen Hause in Jerusalem, bewegt ihn, dem von Kaiser Friedrich ausgeschriebenen Kreuzzug in das heilige Land sich anzuschließen. Vor Accon schließt er sich enge an die Marienbrüder an und nimmt an ihrer Bau- und Schanzarbeit thätigen Teil, tritt auch dem Kaiser nahe, der ihn mit einer ehrenvollen Mission betraut. In die Gefangenschaft der Ismaeliten geraten, gelingt es ihm, eine Haarlocke an Fridrun, die Tochter des alten Richters von Friemar, in die ferne Heimat zu senden. Und sie, die ihre Liebe zu dem jungen Helden unter stolzem Wesen bisher zu verbergen gewußt, überredet nun ihren Vater, sie zum Kaiser ziehen zu lassen, um ihn zu Ivos Befreiung aufzufordern. Ihr Werk gelingt; mit ihm vereint reist sie heimwärts. Doch erst nach schweren Erlebnissen und Kämpfen wird sie sein Weib, und er zieht mit ihr als Mitbruder des deutschen Hauses in das heidnische Preußen, um dort an dem großen Werke des deutschen Ordens mitzubauen.

Markus König.

Der vierte Teil ist betitelt „Markus König“ und spielt in der dem Polenkönig gehorchenden Weichselstadt Thorn zur Zeit der Reformation. Der Titelheld ist ein Nachkomme Ivos; unter seinen Vorfahren waren Hochmeister des deutschen Ordens, dem einst seine Vaterstadt gehörte und unter dessen Herrschaft sie wieder zu bringen seine Seele heiß, aber vergebens verlangt. Ein größerer Schmerz kommt über ihn durch seinen Sohn Georg, der im Gegensatz zum Vater ein Anhänger Luthers wird, sich in die Tochter des Hauptvertreters reformatorischer Lehre, Anna Fabricius, verliebt und mit ihr und ihrem Vater die Stadt als ein Verbannter flüchtig verlassen muß. Alle die hieraus hervorgehenden Konflikte, die dem alten Markus das Herz zu brechen drohen, werden schließlich durch Luther gelöst, der dem Ehebund Georgs und Annas nachträglich die kirchliche Weihe gibt und dem starren Alten zum vollen Frieden des Evangeliums hilft. Dies geschieht auf derselben Feste Coburg, wo mehr denn tausend Jahre zuvor der Stammvater des Geschlechtes den Heldentod gestorben.

Geschwister.

Der fünfte Teil, „Die Geschwister“, besteht aus zwei Erzählungen: „Der Rittmeister von Alt-Rosen“ und „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht.“ Die erste derselben spielt im Jahre 1647, dem vorletzten des dreißigjährigen Krieges, als die Verwüstung unseres Vaterlandes, das Elend unseres Volkes und der Übermut der Fremden ihren Höhepunkt erreicht hatten. Dem Rittmeister vom weimarischen Regiment Alt-Rosen, Bernhard König, liegt in diesen schweren Zeiten die Sorge für seine zarte Schwester Regina ob, da die Geschwister frühzeitig verwaist aufeinander allein angewiesen sind. Vom Sturm des Krieges hin und her geschleudert, ereilt den Bruder, als endlich der Frieden kommt, der Tod von der Mörderhand seines Todfeindes, und zugleich mit ihm sein jüngst ihm angetrautes schwer errungenes Weib; Regina dagegen findet ein stillfriedliches Glück als Pfarrfrau im Reiche Ernst des Frommen, der als ein echter Fürst des Friedens in seinem Lande waltet; das Söhnchen ihres Bruders, das ihr der Reiterbube von Alt-Rosen als dessen letztes Vermächtnis gebracht, erzieht sie als ihr eigenes. — Die Urenkel Bernhards finden wir in der zweiten Erzählung im Jahre 1721 in einer kursächsischen Stadt wieder. Fritz König ist sächsischer Theolog, Anguſt König Freikorporal in dem preußischen Regimente „Markgraf Albrecht.“ Um das junge Dorchen, das mit ihm aufgewachsen und dann zu polnischen Verwandten gezogen ist, sich aber dort sehr unbehaglich fühlt, zurückzuholen, geht Fritz nach Thorn, wo er Zeuge einer Mißhandlung seiner Landsleute durch die Polen wird, aber Dorchen in demselben Hause wiederfindet, das ehemals seinen Ahnen angehört hat. Auf der Rückkehr durchs Preußische entgeht der hochgewachsene Kandidat mit knapper Not dem Soldatenrock, ist aber später bereit, für seinen Bruder einzutreten, der seiner Mutter zuliebe in einem sächsischen Regimente Dienste genommen und von preußischer Seite als fahnenflüchtiger Deserteur eingefordert worden ist. Der männliche Freimut der Brüder und ihr ganzes Verhalten imponieren aber Friedrich Wilhelm I so sehr, daß er Anguſt entläßt und Fritz als Feldpropst im Regiment „Markgraf Albrecht“ anstellt. Neunzehn Jahre später fällt der sächsische Hauptmann Anguſt König beim Treffen von Kesselsdorf von einer Kugel aus den eigenen Reihen. Und als Friedrich der Große, in die Mark zurückkehrend, beim Pfarrer eines Städtchens neben dessen Gattin und einer blondlockigen Kinderschar auch eine schwarz gekleidete Frau stehen sieht, da lautet die Antwort auf seine Frage nach derselben: „Es ist die Witwe meines Bruders, der bei Kesselsdorf fiel!“

Aus einer kleinen Stadt

Der sechste Teil „Aus einer kleinen Stadt“ führt uns in ein kleines schlesisches Gebirgsstädtchen, welches unweit des Hügels liegt, auf dem einst die Halle der alten Vandalenkönige stand, aus der Ingos Geschlecht seinen Ursprung nahm. Dort läßt sich 1805 Ernst König, ein Enkel des märkischen Pfarrers, als Arzt nieder; dort erlebt er die schwere Zeit der Erniedrigung und nimmt wirksam thätigen Anteil an der glorreichen Erhebung unseres Volkes; dort gründet er nach dem Friedensschluß einen glücklichen Haus-

stand mit Henriette, einer anmutigen Pfarrerstochter, die ihn seit Jahren geliebt, ihm aber entsagt, weil sie sich an einen französischen Kapitän gebunden erachtet, der ihr einst dadurch das Leben gerettet hat, daß er sie für seine Braut ausgegeben. Der aus dieser Ehe hervorgehende Sohn, Viktor König, ist der Held der letzten Kapitel. Seine Studentenstreiche und Abenteuer, sein abwehrendes Verhalten gegen die Revolution von 1848 werden erzählt, schließlich seine Vermählung und Gründung einer liberalen Zeitschrift. Ein Journalist ist also der letzte Enkel aus Ingos Geschlecht, auf den die Vorrede des ganzen Werkes hinweist. Was er 1870 gethan, wird uns nicht erzählt.

Es ist an diesem Werke Freytags von Anfang an fälschlich viel herumgekrittelt worden; es sind freilich auch berechtigte Ausstellungen gemacht worden. Die Sprache, namentlich der ersten Teile hat etwas Gemachtes und Gesuchtes, die Handlung entbehrt oft der rechten Einheitlichkeit, und wie im dritten Teile der alte Richter gleich einem modernen Rationalisten gegen Grundwahrheiten des Evangeliums ins Feld zieht, so ist auch in dem vierten der eigentlichste und tiefste Geist der Reformation, das Ringen der Seelen um das ewige Heil nicht bestimmt und innerlich genug veranschaulicht worden. So anmutig endlich die Familiengeschichte des letzten Bandes, so meisterhaft die Schilderung der Zeit der Freiheitskriege darin ist, so sehr enttäuscht uns doch der Schluß dieser großen Familienchronik, in welcher man mit Recht erwarten durfte, die Donner von Straßburg und Sedan hereingrollen zu hören. Trotz alledem besitzen wir in den „Ahnen" ein Werk, auf das wir allen Grund haben stolz zu sein, ein „Nationalepos in Romanform," wie es genannt worden ist, das richtig aufgefaßt uns ebensowohl geschichtliche Belehrung wie dichterischen Genuß gewähren und unsere Liebe zum Vaterland stärken und fördern kann.

Überwiegt in Gustav Freytag vielleicht der Kulturhistoriker den Dichter, so sind beide wie aus einem Guß zur Erscheinung gekommen in dem beliebtesten unserer neueren Dichter, in **Scheffel**, dem Verfasser des „Ekkehard."

Scheffel. **Joseph Viktor Scheffel** wurde am 16. Februar 1826 zu Karlsruhe geboren und bezog mit siebzehn Jahren die Universität. In München, Heidelberg und Berlin studierte er ohne besonderes Behagen die Rechtswissenschaft:

Römisch Recht, gedenk' ich deiner, | Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen, | Ist der Kopf wie brettvernagelt!

läßt er den in Heidelberg studierenden Jung Werner gewiß im Nachklang seiner eigenen Eindrücke seufzend ausrufen. Kunstgeschichte und Altertumskunde zogen ihn mehr an als das unbefriedigende Fachstudium, das er 1847 mit dem juristischen Doktorexamen abschloß; darauf trat er in die Praxis, in welcher er es aber nur fünf Jahre aushielt. 1852 gab er sie für immer auf und ging nach Italien. Unter dem warmen Himmel des Südens reifte sein jugendfrischer „Sang vom Oberrhein" — **„Der Trompeter von Säckingen"** — zur Vollendung: ein echt deutsches Lied, aus dem Geist deutscher Vergangenheit herausgeboren und dieselbe treu widerspiegelnd. Am 1. Mai 1853 sandte er es mit einer Zueignung „seinen teuren Eltern", darin heißt es zum Schluß:

Doch den Sang, der mir in froher
Frühlingsahnung aus dem Herzen sprang,
Send' ich grüßend in die Heimat,
Send' ich Euch, dem Elternpaar.
Manch Gebrechen trägt er, leider
Fehlt ihm tragisch hoher Stelzgang,
Fehlt ihm der Tendenz Verpfeff'rung,
Fehlt ihm auch der amaranth'ne
Weihrauchduft der frommen Seele
Und die anspruchsvolle Bläße.
Nehmt ihn, wie er ist, rotwangig
Ungeschliff'ner Sohn der Berge,
Tannzweig auf dem schlichten Strohhut.
Was ihm wahrhaft mangelt, deckt es
Mit dem Schleier güt'ger Nachsicht,
Nehmt ihn, nicht als Dank, — ich stehe

Schwer im Schuldbuch Eurer Liebe,
Doch als Gruß und als ein Zeichen,
Daß auch einer, den die Welt nicht
Auf den grünen Zweig gesetzt hat,
Lerchenfröhlich und gesund doch
Von dem dürren Ast sein Lied singt.

Trompeter von Säckingen.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges studiert Jung Werner in Heidelberg, wird aber relegiert, weil er vom Weine berauscht der Kurfürstin Leonore in schmachtenden Versen seine Liebe erklärt hatte. Nun zieht er mit seiner Trompete, die er meisterlich bläst, als fahrender Spielmann durch den Schwarzwald. Bei einem Feste erblickt er des alten Freiherrn von Säckingen Töchterlein, die liebliche Margareta, und alsbald packt ihn „der Liebe Zauber." Als Burgtrompeter tritt er in ihres Vaters Dienste und erwirbt sich dessen Gunst insbesondere durch die Verteidigung des Schlosses gegen die Bauern. Dabei verwundet, rettet ihn Margaretas sorgliche Pflege; die Genesung führt zu einem gegenseitigen Liebesgeständnis. Als er aber um ihre Hand wirbt, weist der Vater ihn zurück. So muß er seinen Wanderstab weiter setzen, gelangt unter manchen Abenteuern bis nach Rom und wird dort Kapellmeister des Papstes. In dieser Stellung sieht ihn Margareta wieder, die man nach Italien „zur Luftveränderung" gesandt hat, weil sie in Liebesharm sich verzehrte; Papst Julius nimmt sich des Paares an, macht Jung Werner zum Marchese und segnet den Bund der Liebenden ein. — Diese jugendfrische Liebesgeschichte ist von köstlichstem Humor durchwürzt, dem namentlich der Kater Hiddigeigei, die „selbstbewußte epische Charakterkatze," einen immer frischen gesunden Ausdruck gibt. Besonders gelungen ist seine Klage über die Menschen:

O die Menschen thun uns Unrecht,
Und den Dank such' ich vergebens,
Sie verkennen ganz die feinern
Saiten unsers Katzenlebens,
Katzenjammer, o Injurie!
Wir miauen zart im stillen,
Nur die Menschen hör' ich oftmals
Grannhaft durch die Straßen brüllen.

Und wenn einer schwer betrunken
Niederfällt in seiner Kammer
Und ihn morgens Kopfweh quälet,
Nennt er's einen Katzenjammer.
Ja sie thun uns bitter unrecht,
Und was weiß ihr rohes Herze
Von dem wahren, tiefen, schweren,
Ungeheuren Katzenschmerze?

Reizende Lieder (Jung Werners ꝛc.) sind wie duftige Blüten in die Erzählung hineingeflochten. Eines der schönsten hebt an:

Lind duftig hält die Maiennacht
Jetzt Berg und Thal umfangen,
Da komm' ich durch die Büsche sacht
Zum Herrenschloß gegangen.
Im Garten rauscht der Lindenbaum,
Ich steig' in seine Äste
Und singe aus dem grünen Raum
Hinauf zur hohen Feste:
„Jung Werner ist der glückseligste Mann
Im römischen Reich geworden,
Doch wer sein Glück ihm angethan,
Das sagt er nicht mit Worten.
Das sagt er nur mit Hei Juhei! —
Wie wunderschön ist doch der Mai,
Feinslieb! ich thu' dich grüßen!"

Kaum hat ein Gedicht der neueren Zeit einen so raschen Erfolg gehabt, wie dieses: Auflage folgte auf Auflage — im Jahre 1883 ist die hundertste erschienen.

Nach seiner Heimkehr lebte Scheffel in Heidelberg in einem Freundeskreise, dessen Seele der Historiker Häusser war, in einem Kreise, der

Den Mittwoch in den Donnerstag zu längern
Bei goldnem Rheinwein oft beflissen war.

In dem „Engeren" — wie der joviale Freundeskreis sich nannte — wurde manches Lied Scheffels gesungen, das in dieser Zeit entstand und dann rasch im Studentenmund weiter erklang; erst 1867 wand er daraus einen reichen Strauß, den jetzt ganz Deutschland unter dem Titel „**Gaudeamus**" kennt und liebt. Neben manch frischduftiger

Gaudeamus.

Blüte herrscht darin der urwüchsigste, oft derbste, oft freilich ein etwas gelehrter Humor. Am populärsten ist die „Teutoburger Schlacht", die launig anhebt:

Als die Römer frech geworden,
Zogen sie nach Deutschlands Norden.
Vorne beim Trompetenschall
Ritt der Generalfeldmarschall,
Herr Quinctilius Varus ꝛc.

In Heidelberg entstand auch der Plan zu Scheffels großer Dichtung „**Ekkehard**, eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert", einem mustergültigen historischen Roman. Aus gründlichen Studien hervorgehend und insbesondere auf die alten St. Gallischen Klostergeschichten gegründet, ist dieser Roman doch ein Werk frischquellender Poesie, das Scheffel zum größten Teil — emporgestiegen zu den lustigen Alpenhöhen des Säntis — „in den Revieren des schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft" geschrieben hat. In einer chronikartig anmutenden Sprache, die jedoch nichts Geziertes und Manieriertes hat, erzählt er — in freier Anlehnung an die Klosterchronik — die Geschichte von des jungen Mönches Ekkehard und Frau Hadwigs, der Herzogin in Schwaben, Liebe. Nach der alten Quelle hat Hadwig den Mönch nur aus gelehrter Liebhaberei zu sich genommen und ängstigt ihn häufig durch ihre Launen, ohne ein anderes Gefühl für ihn zu zeigen: später gelangt er auf der Herzogin Empfehlung an Ottos I kaiserlichen Hof, verweilt dort lange in hohen Ehren und stirbt am 23. April 990 in Mainz. In Scheffels Dichtung bricht des Mönches Leidenschaft, nachdem er lange ihr widerstrebt, eines Tages in der Burgkapelle so ungestüm aus, daß er Frau Hadwig an sich reißt und küßt. Von feindlichen Mönchen überrascht, wird er eingesperrt, entflieht aber nach Appenzell, wo er in der Einsamkeit des Säntis als Einsiedler lebt, allmählich wieder zu Ruhe und Frieden kommt und in der Poesie einen reichen Trost findet. So entsteht das Waltarilied (S. 28 f.) — das mit dichterischer Freiheit von dem älteren Verfasser auf Hadwigs Lehrer übertragen wird — und als es dann, um den Schaft eines Pfeiles gewunden, zu Frau Hadwigs Füßen niederfällt und sie auf dem ersten Blatt mit blaßroten Buchstaben geschrieben liest: „Der Herzogin von Schwaben ein Abschiedsgruß!" und daneben den Spruch des Apostels Jakobus: „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden!" — da neigt die stolze Frau ihr Haupt und weint bitterlich.

Ekkehard.

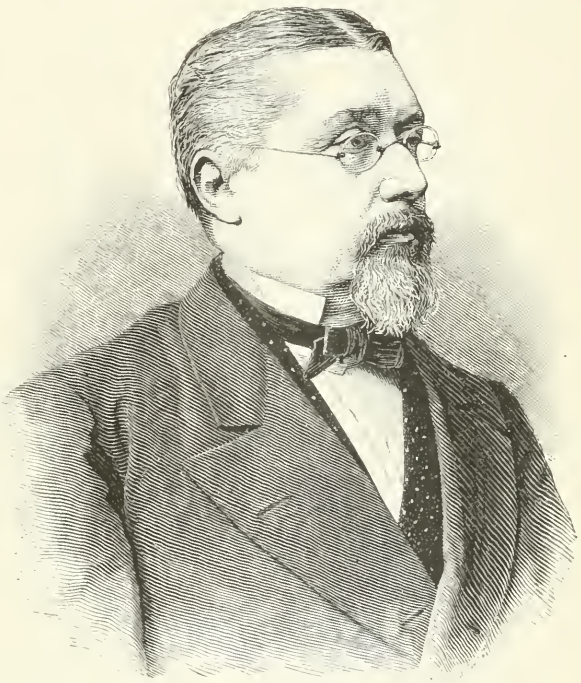


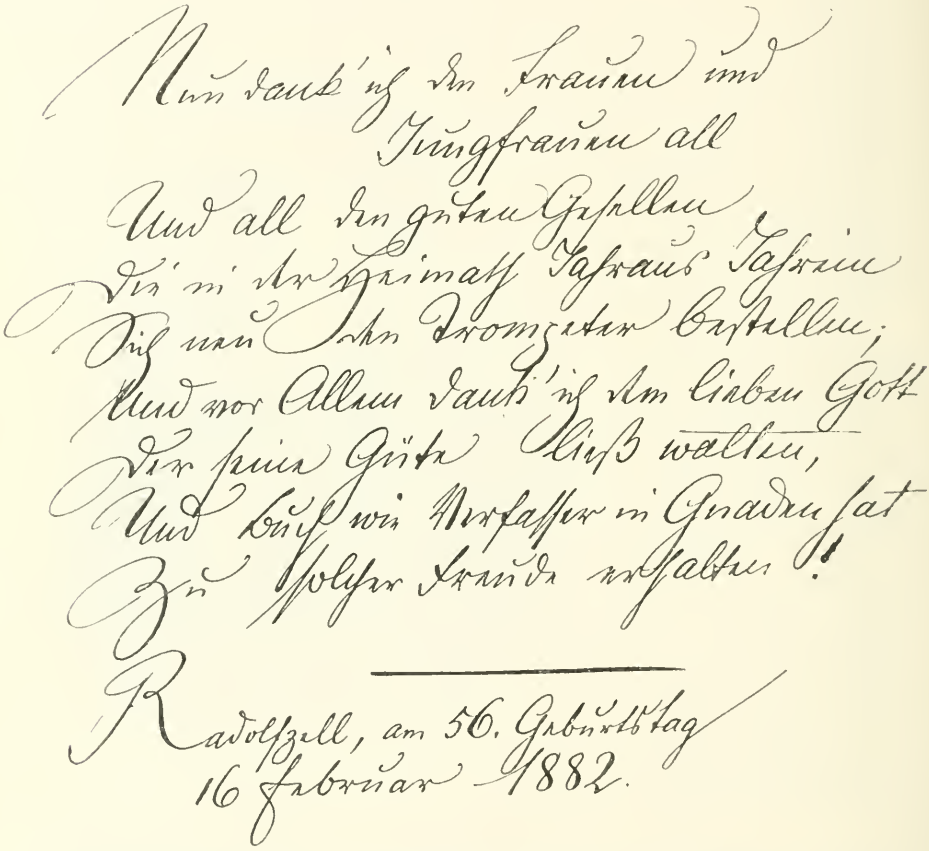
Abb. 252. Joseph Viktor von Scheffel.

So war aus den alten vergilbten Urkunden ein lenzesfrisches Gedicht emporgeblüht und ein Kulturbild entstanden, das an Anschaulichkeit und Wahrheit wenige seinesgleichen hat.

Hugideo.

Zwei Novellen reihte Scheffel an sein großes Werk: „Hugideo," eine Geschichte, die im fünften Jahrhundert zur Zeit der Schlacht auf den catalaunischen Feldern spielt, und „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers," worin die Blütezeit des ritterlich-höfischen Lebens gegen Ende des XII. Jahrhunderts zur Darstellung kommt.

Als Lyriker trat Scheffel hervor in seinem Buche „**Frau Aventiure**, Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit", und in den „**Bergpsalmen.**" Die „Frau Aventiure"



Nun dank' ich den Frauen und
Jungfrauen all
Und all den guten Gesellen
Die in der Heimath Jahraus Jahrein
Sich neu den Trompeter bestellen;
Und vor Allem dank' ich dem lieben Gott
Der seine Güte ließ walten,
Und Buch wie Verfasser in Gnaden hat
Zu solcher Freude erhalten!

Radolfzell, am 56. Geburtstag
16 Februar 1882.

Abb. 253. Schluß des Vorwortes zur einhundertsten Auflage des „Trompeter von Säkkingen:" in Viktor von Scheffels eigenhändiger Niederschrift, im Besitz der Verlagsbuchhandlung von Adolf Bonz & Co. in Stuttgart.

Frau Aventiure.

war durch die Darstellungen des berühmten Malers Moritz von Schwind aus dem sagenhaften Sängerwettkampf (S. 161 f.) auf der Wartburg in Scheffel angeregt worden. „Damals gedachte ich," sagt er im Vorwort, „hei, wer so viel erfahren dürfte und erführe, daß er mit den halbmythischen Schemen dieser mittelalterlichen Sänger, ihrem Leben, Fühlen und Dichten samt den starren und treibenden Kräften ihrer Epoche vertraut würde, wie mit Goethes und Schillers klarer Zeit! Dem so Sinnenden erschien nun Frau Aventiure und sprach: „Vertraue dich mir, ich führe dich zu jenen!" So entstanden diese

Lieder, in denen der mittelalterliche Minnegesang neubelebt erstand und die man auch historische Lieder nennen könnte. „Scheffels Lyrik," bemerkt Karl Bartsch, „baut sich durchaus auf epischem Hintergrunde auf, sie objektiviert, wie es die Lyrik des Volksliedes thut." So auch in den „Bergpsalmen", in denen Sankt Wolfgang, der Bischof von Regensburg im neunten Jahrhundert, „aus Kaiserfehde und Fürstenstreit entflieht zur Alpeneinsamkeit hinan" an den Abersee in den Salzburgischen Alpen. Da als Einsiedler lebend erblickt er im Sturmeswehen den Herrn, in den Nebelbildungen allerhand lockende Phantasiegebilde der Vergangenheit, dann wieder reizende Naturbilder, die sich ihm zu den verschiedensten Gestalten wandeln. Bergpsalmen.

Seit dem Jahre 1869, in dem die „Bergpsalmen" erschienen, hat der Dichter gefeiert. Den helleren Teil des Jahres bis in den Herbst verlebte er in seiner Villa Seehalde am Bodensee in Radolfzell, in derselben Gegend, die durch seinen „Ekkehard" uns allen nahe gerückt ist, mit dem Blick auf den Hohentwiel. An seinem fünfzigsten Geburtstage 1876 war ihm eine Huldigung aus allen Teilen Deutschlands zu teil geworden, wie kaum je einem anderen Dichter. Auch der erbliche Adelsstand wurde ihm an diesem Tage verliehen. Und doch ist er seines Lebens und Dichtens nie recht froh geworden. Seine Ehe hatte ihm nicht gewährt, was er erwünscht und erhofft hatte, und sein zum Grübeln geneigtes Temperament verdunkelte ihm alle glänzenden Erfolge seines Schaffens. Nach Karlsruhe zog es ihn immer wieder zurück. Dort ist er auch, nach schweren Leidenstagen, am 9. April 1886 aus der Zeitlichkeit geschieden.

Auch **Heinrich Laube**, der in den vierziger Jahren noch mit Vorliebe seine Romanstoffe der französischen Geschichte entnahm („Die Gräfin Chateaubriant" ꝛc.), ging, zwanzig Jahre später, zur vaterländischen Geschichte über. In seinem großen Romancyklus „Der deutsche Krieg" (neun Bände in drei Abteilungen, 1863—66) entrollt er ein umfassendes Gemälde der Zeiten des dreißigjährigen Krieges, indem er eine Reihe freierfundener Personen zu den großen historischen Gestalten in Beziehung treten läßt. Im Jahre 1880 ließ er einen zweiten Roman aus der vaterländischen Geschichte darauf folgen: „Die Böhminger." Die Zeit, in welcher dieser Roman spielt, umfaßt die Ereignisse von der Julirevolution bis zum Hambacher Fest und die darauf folgende Demagogenverfolgung. Eingerahmt ist das unerquickliche Bild jener Zeit von der Geschichte einer Görlitzer Familie, die in Jakob Böhme (S. 233) ihren Stammvater verehrt und nach ihm benannt ist. Als Roman ohne hervorragenden Wert, ist dieses Werk auch als historisches Kultur- und Zeitbild nur mit Vorsicht aufzufassen, da es keineswegs tendenzfrei ist. Da gibt es einen tiefverschuldeten preußischen Junker, Graf Prangen, der als Heiratsjäger auftritt, dem aber Mut und „Schneide" fehlt — da ist eine Edeldame, Frau v. Paulwitz, der die Frömmigkeit ebenso wichtig ist, wie die neuesten Pariser Anzüge, weil beides — die Mode vorschreibt. Da fehlt es an den heuchlerischen Muckern ebensowenig wie an einer sehr hochsinnigen, idealgerichteten Jüdin, deren dämonische Schönheit den Helden, Saul Böhminger, zu leidenschaftlicher Liebe hinreißt. Für keine der auftretenden Personen gewinnt man rechtes Interesse, und das Ganze gleicht mehr einem farbenschillernden Mosaikbilde, als einer aus innerem Drange geschaffenen lebensvollen Dichtung. Heinrich Laube. Böhminger.

Auch sonst mischt sich die Tendenz, bewußt und unbewußt, gar leicht in den historischen Roman. „Kühne Autoren", urteilt Eichendorff, „antedatieren die Jetztzeit und legen der Vergangenheit frischweg das Kuckucksei ihrer modernen Weisheit unter." Das geschah hüben und drüben: auf liberal-fortschrittlicher und auf ultramontan-reaktionärer Seite.

Im Sinne der „Aufklärung" und der sogenannten „freien Weltanschauung" schrieb **Heinrich König** seine Romane. Am 19. März 1790 zu Fulda geboren, fast ohne Unterricht aufgewachsen, war er von der Geistlichkeit zum Mönche ausersehen; statt dessen schloß er bereits im 20. Jahre eine ebenso leichtsinnige wie unglückliche Ehe, die lange bittere Heinrich König.

Jahre hindurch schwer auf ihm lastete. Sein Brot erwarb er als Schreiber, avancierte dann allmählich zum Finanzsekretär und wurde endlich Obergerichtssekretär in Fulda. 1831 wurde er wegen einer Reihe antikirchlicher Artikel exkommuniziert, was ihn den Jungdeutschen nahe führte, auch wohl veranlaßte, daß er zum Landtagsabgeordneten gewählt wurde. Nachdem er seinen Abschied genommen, lebte er in Hanau, später in Wiesbaden, wo er am 23. September 1869 starb. Seine Romane, die „mehr aus der Betrachtung über die Zeit, als aus der Zeit des Stoffes herausgeschrieben sind und der fesselnden Objektivität entbehren" (Goedeke), gewannen vorübergehend um ihrer Tendenz willen ein Publikum, insonderheit „die Clubisten in Mainz", deren geistiger Held, der Reisende Georg Forster, die Fortschrittspartei mit den deutsch umgemünzten Losungsworten der französischen Revolution vertritt; und „König Jeromes Carneval," ein Memoiren- und Anekdotenroman in schillerndem und nach Bildern und Witzen haschendem Stil geschrieben. Noch verfehlter sind „Die Waldenser" und Königs Novellen.

Konrad von Bolanden.

Im Gegensatz zu König hat ein neuer katholischer Dichter zur Ehre des Ultramontanismus die deutsche Geschichte geradezu verfälscht: der ehemalige pfälzische Pfarrer Bischoff (geb. 9. Aug. 1828 zu Gailbach in der Rheinpfalz, privatisiert als päpstlicher Kammerherr in Speier), der unter dem Namen „**Konrad von Bolanden**" eine noch alljährlich sich mehrende Zahl Romane: „Urdeutsch" — „Franz von Sickingen" — „Friedrich II" 2c. geschrieben hat, die auf das schmachvollste sein eigenes Volk, seine eigenen Vorfahren in den Schmutz ziehen, um auf dieser dunklen Folie seiner Erfindung die römische Kirche um so heller erscheinen zu lassen.

In würdiger Weise wird der vaterländische Roman durch **Heyckiel, Hiltl** und **Fontane** vertreten, welche die von Wilibald Alexis begonnene Arbeit, aber in selbständiger eigenartiger Weise gewissermaßen fortsetzen.

Heyckiel.

Georg Heyckiel, am 12. August 1819 zu Halle a. S. geboren, wuchs als Zögling der alten Klosterschule zu Roßleben unter den Söhnen des thüringischen Adels auf und legte damals schon im Verkehr mit den Eltern seiner Mitschüler den Grund zu seinen heraldischen Kenntnissen, wie zu dem reichen Schatz an alten Familiengeschichten, der in seinen Romanen zur Verwendung kam. In Jena und Halle studierte er zuerst Theologie, dann Geschichte. Nachdem er das Ausland bereist und Paris zweimal besucht, übernahm er 1846 die Redaktion eines belletristischen Journals und schrieb eine Reihe bereits verschollener Novellen und Romane. Die Revolution von 1848 drängte ihn zur Übernahme eines konservativen Blattes in Zeitz: mutig trat er für das Königtum ein, dichtete seine strammen „Preußenlieder" und stand fest seinen Mann wider den Andrang der Demokratie. Noch in demselben Jahre trat er in die Redaktion der „Kreuzzeitung" in Berlin ein, der er 25 Jahre mit großer Treue gedient hat. 1855 begann er in der „Berliner Revue" jenen Cyklus vaterländischer Romane, der seinen Namen rasch bekannt und beliebt machte. Die großen Ereignisse von 1864, 1866, 1870 begleitete er mit markigen Liedern — dazwischen schrieb er Bismarcks Leben. In die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches konnte sein „trotzig Preußentum" sich nur schwer finden; sein Royalismus, der ihn auch bis zuletzt für Bourbon wider Orleans streiten ließ, hatte etwas ebenso Starrköpfiges, wie der Republikanismus der konsequenten Vertreter von 1848. „Ich versteh's eben nicht besser," pflegte er zu sagen, aber er gab sich redlich Mühe, mit der neuen Entwickelung zurechtzukommen. Darüber wurde er aber müde; immer mehr zog er sich in den engsten Familienkreis und in seine für ihn so lebendige Bücherwelt zurück. Im Sommer 1873 besuchte er noch einmal die Stätten seiner Jugend in Thüringen; auf der Wartburg feierte er seinen letzten Geburtstag — ein halbes Jahr danach fesselte ihn ein leichter Podagraanfall ans Zimmer; dazu kamen heftige Beklemmungen, die er als Zeichen des nahen Endes betrachtete. Mit der Ruhe des Christen sah er dem Tod entgegen, der ihn — noch nicht 55 Jahre alt — am 24. Februar 1874 leicht und sanft in die Ewigkeit entrückte.

Hesekiel war ebensowenig Tendenzschriftsteller, wie er Politiker war; er war ein echter Dichter. „Er kannte die Geschichte nicht nur mit dem Kopf," ist von ihm richtig gesagt worden, „er erkannte sie mit dem Herzen. Er wußte nicht nur die Ereignisse, sondern er fühlte sich auch hinein in das Denken und Empfinden, Dichten und Trachten der Menschen vergangener Jahrhunderte." Darum leibt und lebt alles, was er schildert; nach wenigen Seiten ist man ganz zu Hause in der Örtlichkeit und in dem Menschenkreise einer jeden seiner Geschichten. Und nicht nur den deutschen Adel verherrlicht er darin, nein, ebensosehr das deutsche Bürgertum, wie seine Städtegeschichten aus Ulm, Augsburg, Nürnberg und viele seiner Romane, u. a. „Der Buchführer von Lemgo" und „Der Trossart von Zeyst" beweisen. Seine Lieblingsdomäne war der brandenburgisch-preußische Boden; davon zeugen „Das liebe Dorel" — „Unter dem Eisenzahn" ꝛc., vor allem auch der Romanenklus („Vor Jena" — „Von Jena nach Königsberg ꝛc. ꝛc.), der die Zeit von 1806—1815 zum Gegenstande hat. Aber auch seine der französischen Geschichte entnommenen Romane („Von Turgot bis Baboeuf" — „Lilienbanner und Trikolore") sind lebensvolle historische Gebilde ohne Tendenzphrasen, obgleich ein feudal-konservativer Zug auch durch sie, wie durch seine deutschen Geschichten, aber wie etwas Selbstverständliches, Ungesuchtes, hindurchgeht. Durch alle seine Bücher zieht sich die Anerkennung und Hochachtung vor Christentum und Kirche, als vor realen Lebensmächten, wie ein roter Faden; ja man kann wohl sagen, daß der christliche Gedanke seine ganze Dichtung, wenn auch oft nur latent, beseelt. Besonders liebt er es endlich, den Reiz der Familienhaftigkeit, der Häuslichkeit und den Segen fortgeerbter patriarchalischer Sitte zum Ausdruck zu bringen. Darum verfolgt er gerne die Geschichte eines Geschlechtes durch die Jahrhunderte hindurch, so in seinem Roman „Diemanshof," der in gewissem Sinne den Gedanken von Freytags „Ahnen" antizipiert.

Hiltl. **Georg Hiltl**, am 16. Juli 1826 in Berlin geboren, wurde 1845 als königlicher Hofschauspieler angestellt und war als solcher bis an seinen Tod vom Publikum gern gesehen und hochgeschätzt. Daneben war er schon frühe litterarisch thätig für verschiedene Journale und trat 1865 mit größeren novellistischen Arbeiten hervor. Unter seinen Romanen zeichnen sich die vaterländischen „Das Geheimnis des Fürstenhauses," „Der Münzturm" ꝛc. durch Gründlichkeit in der Zeichnung des historischen Details, durch plastische Anschaulichkeit in der Schilderung und bis zuletzt dauernde Spannung aus. Poetisch und ethisch nicht gerade vertieft, muten sie uns doch an durch ihre patriotische Wärme, die zuweilen zur Begeisterung steigt. Den Feldzügen in Böhmen und in Frankreich wohnte er als Berichterstatter des „Daheim" bei, aus welcher Thätigkeit seine beiden anerkannt tüchtigen Werke über die letzten glorreichen Kriege unseres Volkes hervorgingen. Seine Verdienste um die Waffensammlung des Prinzen Karl von Preußen hatten schon 1874 ihm die Ehre verschafft, durch kaiserliche Kabinettsordre als der einzige Zivilist zu der Kommission hinzugezogen zu werden, welcher die Aufstellung der großartigen Waffensammlung im Berliner Zeughause anvertraut ist. Vier Jahre später stand seine Ernennung zum technischen Direktor der projektierten Ruhmeshalle bevor; da riß ihn nach kurzem Leiden am 16. November 1878 der Tod mitten aus seinem rastlosen Schaffen.

Fontane. An diese beiden Dichter reiht sich **Theodor Fontane** auf das würdigste an. Am 30. Dezember 1819 zu Neuruppin in der Mittelmark geboren, verlebte er die Knabenzeit vom 7. bis zum 13. Jahre in Swinemünde, wohin seine Eltern 1827 übersiedelten. Ohne nach seinen Wünschen zu fragen, sandten ihn dieselben dann auf die Berliner Gewerbeschule, wo er eigentlich nur an der Chemie Freude hatte. Immer stärker erwachte unter der unsympathischen Vorbereitung auf den Apothekerberuf der poetische Drang und der Wunsch einer litterarischen Laufbahn, aber erst 1849 gestatteten die Verhältnisse seine Ausführung. Seine 1851 erschienenen „Gedichte" enthalten lyrische Klänge der reinsten und edelsten Art, aber seine Stärke liegt, wie wir später sehen werden, in seinen Balladen und patriotischen Liedern. Doch auch in einer Reihe von Prosawerken, welche die vor-

erwähnten Kriege zum Gegenstande einer populär-geschichtlichen Darstellung machten, hat er seinen patriotischen Sinn bethätigt. Die mehrmonatliche französische Gefangenschaft, die er im Kriege von 1870 zu erleiden hatte, schilderte er mit sehr gutem Humor und behaglich poetischer Breite in seiner Schrift „Kriegsgefangen." In den fünfziger Jahren waren von ihm auch einige novellistische Dichtungen in Zeitschriften erschienen; indes erst im Jahre 1878 trat er mit einem größeren Werke hervor, das ihn aber sofort den hervorragendsten Vertretern des historischen und speziell des vaterländischen Romans ebenbürtig zur Seite stellte. Es war der Roman „**Vor dem Sturm.**" Eine einfache Geschichte ohne hochspannende Verwickelungen und sensationelle Katastrophen, aber ein echtes Dichterwerk, die reife Frucht seiner Liebe zu den von ihm so rastlos und hingebend durchforschten und mit so liebevoller Gründlichkeit beschriebenen alten brandenburgischen Marken („Wanderungen durch die Mark Brandenburg"). Der Roman spielt im Winter 1812 auf 1813, in der schweren, dunklen sturmdrohenden Zeit, die Fontane in den dem Volke untergeschobenen Versen charakterisiert:

Vor dem Sturm.

Hin ist der Blitz — Unterm Schnee
Deiner Sonne von Austerlitz! — Liegen alle deine Corps d'Armee!

In der großen Oderniederung, auf den Schlössern Hohen-Vietz und Guse, mit den dazu gehörigen Dörfern, zum Teil auch in Berlin, Frankfurt a. O. und Küstrin, entwickeln sich zwischen Weihnachten und Ostern die Schicksale der Menschen, welche uns nach ein paar Kapiteln befreundet und vertraut sind, wie alte Bekannte. Und es ist ein alle Schichten der Gesellschaft umfassender Kreis, den wir kennen lernen. Da sind die uralten Adelsfamilien, in die zum Teil mit französisch feiner Form auch der Unglaube eingedrungen ist, und dann wieder die Bauern, deren gesunde Frömmigkeit auch der Rationalismus nicht hat verdrängen können. Da sind die litterarischen Kreise, die sich an die damals regierende romantische Schule anschließen und deren Mittelpunkt der in Ziebingen lebende Tieck war. Adel und Bauernschaft stehen fest zusammen in ihrem Hasse gegen die fremden Eindringlinge und entwerfen, um eine Kriegserklärung zu erzwingen, einen tollkühnen Plan: Frankfurt soll erstürmt, der französische General und die Besatzung gefangen genommen werden. Die Zurüstung, die Ausführung und das Scheitern des Planes bilden in spannender Steigerung den Höhepunkt des Romans. Inzwischen ist Friedrich Wilhelms III Aufruf an sein Volk ergangen, und die Bestrebungen dieses Kreises dürfen sich nun dem allgemeinen Aufstande anschließen. Auf dieser bedeutenden Folie entwickeln sich dann die Schicksale der Jugend, die zwischen Hohen-Vietz und Berlin ihre Liebesfäden herüber- und hinüberspinnen. Sie drängen sich nicht in den Vordergrund, aber man folgt ihnen stets mit persönlichem Anteil. Und wenn zuletzt Lewin von Vitzewitz das schöne Kind aus niederem Stande in sein stolzes Haus führt, so freuen wir uns, als wäre es in unserer eigenen Familie geschehen. Die alte Schorlemmer, die treue Herrnhuterin, weiß dem wunderbaren Ausgang dieser merkwürdigen Führungen die rechte Deutung zu geben durch die Hinweisung auf den alten Kernspruch: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." Ähnlich klingt es, nicht aufdringlich aber doch vernehmlich durch das ganze Buch, das seine Helden durch Sturm und Wetter zu Licht und Frieden führt.

Unter Fontanes kleineren Erzählungen sind „Grete Minde" und „Ellernklipp" rühmend hervorzuheben.

Den historischen Roman auf Grund wissenschaftlicher Forschungen haben in hervorragender Weise neuerdings auch drei Professoren bearbeitet: **Ebers, Dahn** und **Hausrath**, aber alle drei bewegen sich zumeist auf fremdländischem Boden.

Georg Ebers.

Georg Ebers, am 1. März 1837 in Berlin geboren, wurde 1856 in Göttingen als Student der Rechte immatrikuliert, wandte sich aber mit Vorliebe archäologischen und kunsthistorischen Studien zu. Auf einem mehrjährigen Krankenlager fing er nun an, sich — unter Lepsius', des großen Ägyptologen Leitung — mit den Hieroglyphen und ihrer Entzifferung zu beschäftigen und erfaßte nach seiner Genesung die neue Wissenschaft mit verdoppelter Energie.

Dann ging er auf Reisen, um die ägyptischen Museen zu studieren. 1865 heiratete er, im folgenden Jahre habilitierte er sich als Privatdozent in Jena. Zwei Jahre zuvor, 1864, war aber bereits seinen gelehrten Studien ein Dichterwerk entsprosst: **„Eine ägyptische Königstochter."** Die Fabel dieses Romans ist die folgende:

Ägyptische Königstochter.

Nitetis, die Tochter des Ägypterkönigs Amasis, ist der Bewerbung des mächtigen Königs Kambyses gefolgt. Nach Persien gekommen, gewinnt sie durch ihre anmutsvolle Schönheit bald die Gunst des stolzen Herrschers, erregt aber dadurch den Neid der bisherigen Lieblingsgemahlin und des ränkevollen Eunuchenobersten Boges. Letzterer benutzt die auffallende Ähnlichkeit Gaumatas, des in der Geschichte unter dem Namen „Pseudo-Smerdis" bekannten Bruders des persischen Oberpriesters, mit Bartja, dem schönen Bruder des Königs, um Nitetis zu stürzen. Vier der edelsten Perser bezeugen, den vermeintlichen Bruder des Königs bei der Ägypterin gesehen zu haben, während ihre Söhne es entschieden in Abrede stellen. Die so entstandene Verwirrung löst der aus Ägypten verbannte Führer der griechischen Söldnertruppen, der Athener Phanes. Auf dem Wege nach der persischen Hauptstadt mit Gaumata zusammengekommen, den er zuerst ebenfalls für den ihm von der Gesandtschaft des Perserkönigs her bekannten Bartja hält, erfährt er von den traurigen Ereignissen am Hofe des Königs, errät aber bald mit echt attischem Scharfsinne ihre Ursachen. Leider zu spät: Nitetis hat, um dem ihr angedrohten schimpflichen Tode zu entgehen, Gift genommen. — Phanes tritt jetzt in den Vordergrund der Handlung. Der Zweck seiner Reise nach Babylon, der Residenz des Perserkönigs, war gewesen, Kambyses zum Kriege gegen Ägypten aufzustacheln, um in seinem Gefolge Gelegenheit zu haben, sich an Psamtik, dem Sohne und Thronfolger des Amasis, der ihm seine Kinder hatte ermorden lassen, Rache zu nehmen. Deshalb deckt er dem Könige den Betrug des Amasis auf, der ihm nicht seine Tochter, sondern Nitetis, die Tochter des von ihm entthronten Königs Hophra, die er als sein Kind erzogen hatte, zur Gemahlin gegeben hat. So ist nach ägyptischem Rechte nicht Psamtik, sondern Kambyses als Gemahl der Nitetis der rechtmäßige König von Ägypten. Den Beweis bringt er aus den Briefen des Amasis bei, die er an den einzigen Mitwisser des Geheimnisses, einen ägyptischen Arzt, gerichtet hat.

Abb. 254. Georg Ebers.

Kambyses bricht alsbald nach Ägypten auf, schlägt die Ägypter bei Pelusium, verfällt aber infolge seiner Trunksucht in Wahnsinn, so daß er neben vielen anderen Grausamkeiten seinen Bruder Bartja, der inzwischen Sappho, eine Verwandte der großen Dichterin, die er auf der ersten Reise nach Ägypten kennen und lieben gelernt, geheiratet hatte und dessen Ruhm und Glanz seine Eifersucht wecken, ermorden läßt; Phanes, der Psamtiks Sohn wider den Willen des Königs hatte hinrichten lassen, wird verbannt. Kambyses selbst, im Begriff nach Persien zu ziehen, um die Magier, die sich unter dem obenerwähnten Gaumata empört haben, zu strafen, stirbt infolge einer Wunde, die er sich bei einem Sturz vom Pferde selbst beigebracht hatte. Sein Nachfolger wird Darius, der beste Freund des Bartja. Nach dem Sturz der Magier besteigt er den Perserthron.

Und ich stimme A. von Humboldt freudig bei und weise darauf hin, daß wir in heidnischen Kreisen entstandene Liebesromane haben. Ich erinnere nur an des Apulejus Amor und Psyche. Die Liebe war auch dem Altertume nicht fremd. Gibt es heißere Worte der Leidenschaft als die, welche in Sapphos Liedern glühen? Haben wir ein herrlicheres Bild des Ausharrens in treuer Liebe als das, welches uns Homer in der alten Penelopeia vorzeigt? Gibt es schönere Beispiele des treuen Verbundenseins zweier Herzen selbst über den Tod hinaus als die, welche uns Xenophon in der Erzählung von der Panthea und dem Abradat und Tacitus u. A. durch die Kunde von dem Geschick des Galliers Julius Sabinus und seiner Gattin Eppo-nina aufbewahrt haben? Kennen wir etwas Zarteres als die Sage von den Halkyonen (Eisvögeln), welche einander so zärtlich lieben, daß das Weibchen sein Männchen wenn es vom Alter gelähmt wird auf die Flügel nimmt und dahin trägt wohin es verlangt?

Abb. 255. Aus der Vorrede zur „Ägyptischen Königstochter" von Georg Ebers, in der eigenhändigen Niederschrift des Dichters.

Ungeachtet der durch nur zu viele störende Fußnoten bezeugten Geschichtstreue aller auftretenden Persönlichkeiten und jedes archäologischen Details war die ganze Erzählung doch mit dichterischer Freiheit behandelt und mutete oft sehr modern an (vgl. Abb. 255). Dennoch blieb das Werk eine Zeitlang unbeachtet, ja es dauerte vier volle Jahre, ehe eine zweite Auflage erschien; aber dann hatte es sich auch die deutsche Lesewelt erobert und wurde schnell ein Lieblingsbuch unseres Volkes, das fortan verlangend nach einer neuen Dichtung von Ebers ausschaute. Es sollten aber vierzehn Jahre vergehen, ehe eine solche erschien. Die Wissenschaft ließ so lange den Dichter nicht zu Worte kommen. Im Dienste derselben hatte er mehrere Reisen nach Ägypten gemacht; die Frucht einer solchen war das auch für den Laien anziehend geschriebene Reisewerk „Durch Gosen zum Sinai." Auf einer zweiten Reise entdeckte er eine höchst wertvolle Urkunde, den nach ihm benannten „Papyros Ebers," die das älteste Handbuch der Arzneimittellehre genannt werden kann. Unterdessen war Ebers im Jahre 1870 als Professor an die Universität Leipzig berufen.

Sechs Jahre hatte er dort mit großem Erfolge forschend und lehrend gewirkt, da warf ihn sein durch eine Erkältung wiedererwachtes altes Leiden auf ein schweres Krankenlager, von dem er seitdem wieder erstanden ist, um im Süden sich zu kräftigen, ohne jedoch bisher völlige Genesung gefunden zu haben. Aber so sehr ist bei ihm der Geist Herr über den Körper, daß wir gerade diesem Krankenlager eine Reihe weiterer Dichtungen verdanken.

Im J. 1877 erschien der zweite Roman aus dem alten Ägypten: **„Uarda."** „Das vorliegende Buch," sagt Ebers in der Vorrede dazu, „ist nichts als ein Roman, eine Dichtung, in der ich den aus der Geschichte geschöpften Stoff und das den Denkmälern nachgebildete Kostüm als nebensächlich, die Bewegungen des inneren Lebens der Personen aber als dasjenige betrachtet zu sehen wünsche, worauf es mir ankommt." Am wenigsten anziehend ist die Titelheldin Uarda, die in der Hütte des unreinen verachteten Paraschiten aufwächst, auch ist der wahre Held des Romans der Priesterzögling Pentaur, der von den Göttern der Heimat sich durchkämpft zu dem Glauben an einen Gott. Um diese beiden gruppieren sich zahlreiche anziehende Personen, deren Thun und Treiben ein meisterhaftes Gesamtbild des ägyptischen Lebens zur Zeit des Königs Ramses vor uns entrollt. Uarda.

Während „Uarda" die Glanztage der Pharaonenzeit, und die „Königstochter" den Heimfall Ägyptens an die junge Weltmacht der Perser zur Darstellung brachte, führte Ebers in **„Homo sum"** (1878) die „anachoretische Bewegung" in den Ägypten benachbarten Wüsten und Felsenlandschaften dem Leser vor. Aber ein tieferer Gedanke liegt diesem Buche zu Grunde. Denn „Homo sum" bedeutet hier nicht nur: „Ich bin ein Mensch", sondern: „Ich bin ein Sünder." An den Anachoreten des vierten Jahrhunderts, die am Fuße des Sinai nicht nur der Welt, sondern auch sich selbst zu entfliehen suchten und insonderheit an dem Hauptcharakter Paulus soll nachgewiesen werden, daß es unmöglich ist, „als Mensch noch den Menschen, d. h. als Sünder die Sünde völlig abzustreifen." Die negative Seite dieses Problems ist dem Verfasser trefflich gelungen; trotz aller Askese, trotz allen Fastens und Kasteiens bricht die alte sündliche Natur immer wieder hervor, und es zeigt sich klar, daß nicht in der äußeren Weltflucht das Heil liegt; dagegen tritt der positive Gedanke des Evangeliums, der die innere Weltflucht inmitten der Arbeit und Unruhe des Welttreibens und die innere Erstarkung durch Glauben und Gebet lehrt, so wenig deutlich hervor, daß manche Leser sich als eigentliche Idee des Buches etwa folgenden Satz herauslesen: „Nicht in Weltflucht und Vernichtung des Körperlichen, sondern in der Freude am Schönen und in werkthätiger Liebe sollst du das Göttliche der Menschennatur bewähren!" Es fehlt eben unter den zahlreichen Personen des „Homo sum" an einem wahrhaft frommen Christen, der auch mitten im Strome der Welt treu und fest bleibt, und der die wahre Heiligkeit gegenüber der falschen zu Ehren bringt. Aber schon zu einem Nachdenken über diese schwerwiegenden ernsten Fragen angeregt zu haben, ist ein Vorzug dieses tiefsinnigen Buches, das — trotz einzelner offenbarer Widersprüche in der sonst trefflichen Charakteristik — doch reich an Schönheiten ist. Homo sum.

Der dritte ägyptische Roman **„Die Schwestern"** erschien 1879. Er versetzt uns in das Jahr 164 v. Chr., also in jene Tage, da der friedliche Ptolemäus Philometor in Memphis von seinem gewaltthätigen Bruder Ptolemäus Energetes II entthront und in Ägypten die Einheit des Regiments wiederhergestellt ward. Die Geschichte der beiden Schwestern Irene und Klea ist keineswegs ein bloßes Phantasiegebilde. „Durch eine wunderbare Fügung," sagt der Verfasser in seinem Vorwort, „ist eine Anzahl von Schriftstücken aus dem vernichteten königlichen Archiv von Memphis erhalten geblieben, die in griechischer Sprache auf Papyros geschriebene Bittschriften enthalten, welche ein im Serapeum eingeschlossener Klausner von macedonischer Herkunft zu Gunsten zweier Zwillingsschwestern verfaßte, welche als Ausgießerinnen von Spenden dem Gotte dienten." Die Schwestern.

Die jenen Bittschriften zu Grunde liegenden Thatsachen hat nun der Verfasser, dem seine örtliche Kenntnis des alten Memphis dabei zu Hilfe kam, dichterisch ausgestaltet. Aus edlem griechisch-macedonischen Geblüt entsprossen, aber früh der Eltern beraubt, müssen die Schwestern dem niedern Dienste obliegen, für die Priester des Serapeums

Opferwasser herbeizuschaffen. Dabei ist ihre Lage eine so ärmliche, daß sie oft nicht ihren Hunger stillen können, aber trotz dieser Mängel haben sie sich unter eines alten Klausners Fürsorge leiblich und geistig schön entwickelt. Da wirbt um die ältere, die ernste, zurückhaltende Klea, der edle Römer Publius Cornelius Scipio, der als Gesandter seiner Republik am Hofe der Ptolemäer weilt; für die jüngere, die holde, schalkhafte Irene, schwärmt der leichtlebige, heitere Korinther Lysias. Auf beide hat aber auch der geniale Wüstling Energetes ein Auge geworfen, und er sucht sich deshalb des Römers durch Meuchelmord zu entledigen, aber sein Plan wird vereitelt durch die energische Sicherheit Scipios und Lysias' Gewandtheit. — Das alles spielt sich schnellbewegt innerhalb weniger Tage ab, und doch ist des Lehrhaften in die Erzählung oft mehr als gut hineingemischt; ja es kommen philologisch gelehrte Gespräche darin vor, die an ein akademisches Seminar erinnern.

Der Kaiser. Noch mehr in breiter Lehrhaftigkeit (topographischen Schilderungen, Kunstgesprächen ꝛc.) ergeht sich der 1880 erschienene zweibändige Roman: **„Der Kaiser"**, mit welchem die ägyptische Serie zum Abschluß kam. In der That könnte derselbe eher ein umfangreiches Sittengemälde genannt werden, in welchem der Kampf des aufkeimenden Christentums mit dem überbildeten und übersättigten Heidentum in etwas matten Farben geschildert wird. Der Mittelpunkt — keineswegs die Hauptperson — des Buches ist Kaiser Hadrian, der im Dez. 129 n. Chr. nach Alexandrien, der zweiten Stadt des Erdkreises, kam und längere Zeit in Ägypten verweilte. Um ihn gruppiert sich eine schier unübersehbare Fülle von Personen, aus denen das Schwesternpaar Selene und Arsinoë vorteilhaft hervorleuchtet. Während die letztere Heidin bleibt, wird Selene Christin und besiegelt ihren Glauben durch den Märtyrertod. Antinous, Hadrians schöner Liebling, ein melancholischer Schwärmer, geht über seiner unerwiderten Liebe zu ihr und über seinem unklaren Zuge zum Christentum als Selbstmörder zu Grunde, und wird auf Geheiß des Imperators als Gott verehrt.

Frau Bürgemeisterin. In dem 1881 erschienenen Roman: **„Die Frau Bürgemeisterin"** versetzt uns Ebers nach den Niederlanden. „Das Spalier, um welches die Ranken dieser Erzählung sich schlingen," ist die berühmte Belagerung Leidens durch die Spanier im J. 1578. Die Titelheldin, des bejahrten Bürgermeisters Peter van der Werff jugendliche Gemahlin, die — obwohl von ihm wie ein Kind behandelt und darüber unglücklich — doch den Anträgen ihres früheren Geliebten, Georg v. Dornburg, tugendhaft widersteht, bewahrt ihren Mann vor der Übergabe der Stadt durch ihren seelenstarken Zuspruch und kommt dadurch auch zu vollem ehelichen Glück. — Diese Alltagsgeschichte von der „unverstandenen Frau" enttäuschte auch die begeistertsten Freunde des Dichters; um so mehr, als die gewaltigen nationalen und religiösen Gegensätze der streitenden Parteien ebenso abgeblaßt darin erschienen, wie die Charakteristik der Hauptpersonen des Romanes.

Ein Wort. Noch weniger befriedigte der ebenfalls im XVI. Jahrhundert, abwechselnd in Süddeutschland und im Ausland spielende Roman von 1882: **„Ein Wort"** ungeachtet seiner der Zeitrichtung schmeichelnden, das konfessionslose edle Menschentum verherrlichenden Tendenz; denn so sehr Ebers es auch nicht Wort haben will — Dr. Lopez (Costa) ist nichts mehr und nichts weniger, als ein aufgewärmter Nathan der Weise, und das ganze erste Viertel des Romanes ist mit Recht „ein Hohelied des Reformjudentums" genannt worden. Die Jagd seines Schülers aber nach dem „Wort," das er bald Glück, bald Kunst, bald Ruhm, bald Macht nennt, und das ihn endlich als „Liebe" (der edlen Judentochter) erlöst, ist so ermüdend, daß gewiß mancher Leser sie nicht bis zu Ende begleitet haben wird.

Serapis Neuerdings hat sich Ebers in zwei Romanen („Serapis" — „Die Nilbraut") wieder seinem Lieblingslande zugewendet. Wenn aber schon in seinen früheren ägyptischen Romanen es uns gelegentlich anmutet, als hätten wir es mit Menschen unserer Zeit in historischen Masken zu thun, so tritt das in diesen beiden neuesten Werken noch viel mehr hervor.

Felix Dahn In Ebers' Fußstapfen trat **Felix Dahn.** Am 9. Februar 1834 in Hamburg

geboren, studierte er in München und Berlin Jura, daneben Philosophie und Geschichte, und habilitierte sich 1857 in München als Dozent für deutsches Recht; seit 1872 ist er für dieselbe Disziplin als ordentlicher Professor an der Universität Königsberg thätig. Außer einer Reihe angesehener juristischer und historischer Werke kam auch die poetische Gabe Dahns unter der Anregung des Münchener Dichterkreises früh zur Entfaltung. Ich werde später noch Anlaß haben, von seiner lyrischen und epischen Dichtung zu reden. Unter seinen dramatischen Arbeiten machte das Trauerspiel „König Roderich“ wegen seiner Tendenz im Jahre 1874, der Blütezeit des sogenannten Kulturkampfes, ein vorübergehendes Aufsehen. Aus dem schwachen Roderich der Geschichte machte er darin einen energischen Mann, der mit starker Hand die Rechte des Staates gegenüber der Kirche wahrt und verteidigt. 1878 erschien dann sein vierbändiger Roman „**Ein Kampf um Rom**,“ worin er den Kampf und Untergang der Ostgoten in Italien schildert. Der Held dieses Romans, „der letzte Römer,“ ist „Cethegus Cäsarius,“ dessen Seele von dem Andenken an die glorreichen Zeiten der Republik erfüllt ist. Vergegenwärtigen wir uns die Hauptzüge der Dahnschen Erzählung.

Ein Kampf um Rom.

Cethegus Cäsarius, ein Mann aus uraltem römischen Adelsgeschlecht, hat den Plan gefaßt, Rom und Italien von der Herrschaft der Ostgoten zu befreien. Es gelingt ihm, das Vertrauen der Amalaswintha, die für ihren Sohn, Theodorichs unmündigen Enkel Athalarich, die Regentschaft übernommen hat, zu gewinnen und Präfekt von Rom zu werden. Diese Stellung benützt er, um die verweichlichten Römer wieder an die Waffen zu gewöhnen und Rom zum Stützpunkte eines Aufstandes wider die Goten zu machen. Da tritt ihm, angeleitet durch die vornehmsten Häupter der Goten, Athalarich entgegen, indem er die von Cethegus angestiftete Katakombenverschwörung enthüllt. Der Römer entzieht sich der drohenden Gefahr durch die Vergiftung des ihm ganz unerwartet erstandenen Gegners und überredet Amalaswintha, nach Rom überzusiedeln. Sie wird indes daran verhindert, ja schließlich genötigt, zu Gunsten Theodahads, des letzten Sprossen aus Theodorichs Geschlechte, dem Thron zu entsagen. Dieser Elende verkauft aber Krone und Reich an Byzanz und läßt Amalaswintha im Bade erwürgen. Als Rächer der Ermordeten erklärt Byzanz ihm den Krieg. Theodahad ergreift die Flucht, wird aber unterwegs ermordet. — Während die Goten nun mit der Wahl eines neuen Königs beschäftigt sind, landet Belisar, der Zerstörer des Vandalenreiches, auf Sizilien und erobert, fast ohne Schwertstreich, ganz Unteritalien. Inzwischen ist Witichis von den Goten zum König gewählt worden, aber um von allen Parteien anerkannt zu werden, hat er seiner heißgeliebten Gemahlin entsagen und Mataswintha, die Tochter der ermordeten Amalaswintha, heiraten müssen. Nun wendet er sich mit dem vereinigten Gotenheer gegen Belisar, der immer näher herangerückt ist, und schlägt ihn aufs Haupt. Aber Cethegus gelingt es, den kleinen Rest des byzantinischen Heeres zu sammeln, und Belisar zieht als „Gast des Präfekten“ in Rom ein, das König Witichis mit großer Heeresmacht umzingelt. Aber vergeblich sucht er es zu erobern, denn Mataswintha, deren Liebe er verschmäht, vereitelt aus Haß alle seine Pläne durch Verrat. Nach ungeheueren Verlusten muß er sich in den letzten Zufluchtsort der Goten, das unüberwindliche Ravenna, zurückziehen. Aber die feste Stadt wird durch ein Erdbeben erschüttert; die letzten Getreidevorräte werden von seiner treulosen Gemahlin verbrannt: Witichis wird durch eine teuflische List des Cethegus gefangen und kommt bei einem Fluchtversuche um. — Noch einmal erheben sich die Goten. Der junge Graf Totila, ihr neugewählter König, führt sie von Sieg zu Sieg, endlich zum zweiten Kampf um Rom. Und trotz der verzweifelten Anstrengungen des Cethegus fällt Rom, von seinen Bewohnern selbst den Goten übergeben. Von allen für tot gehalten, entkommt Cethegus auf fast wunderbare Weise. Von seinen Freunden auf den Tiberfluß gerettet, erwacht er in der kühl ihn umwehenden Luft. Hören wir seinen eigenen Bericht, der zugleich eine charakteristische Probe für den Stil des Verfassers in diesem Buche ist.

Mein erster Blick fiel auf das brennende Kapitol.
Sie sagen, mein erster Ruf war: „Umkehren! das Kapitol!“
Und mit Gewalt mußten sie den Fieberwirren halten.
Mein erster klarer Gedanke natürlich war: „Wiederkehr! Wiedervergeltung! Wiedergewinnung Roms!“
Im Hafen Portus trafen wir ein italisches Getreideschiff.
Darauf waren sieben Ruderer.
Meine Retter hielten an dem Schiff, sich Brot und Wein zu erbitten.
Denn beide waren auch verwundet.
Da erkannten mich die Ruderer.
Einer wollte mich den Goten ausliefern, hoher Belohnung gewiß . . .
Aber die anderen sechs waren alte Schanzarbeiter von mir an dem alten Grabmal Hadrians: ich hatte sie jahrelang genährt.
Sie erschlugen den siebenten, der laut die Goten heranrief, und sie versprachen Lucius, mich zu retten, wenn sie irgend vermöchten.
In hohen Getreidehaufen bargen sie mich vor den gotischen Wachtschiffen, welche die Ausfahrt des Hafens hüteten.
Lucius und Syphax ruderten mit in Schiffertracht.
So entkamen wir.
Aber am Bord dieses Schiffes war ich dem Tode nahe durch meine Wunden.
Nur des Mauren Pflege und die Seeluft hat mich gerettet.
Tagelang, sagen sie, sprach ich nur die Worte: „Rom, Kapitol, Cäsar.“ ꝛc. ꝛc.

Cethegus entkommt nach Byzanz, und es gelingt ihm, nachdem er Belisar vernichtet, als Feldherr nach Italien gesandt zu werden. Aber noch einmal wird er mit seinen Plänen zu Schanden. Narses, der große Nebenbuhler des Belisar, versteht es, den Oberbefehl an sich zu reißen; im geheimen zum Präfekten von Rom ernannt, zieht er mit einem gewaltigen Heere nach Italien. In der Nähe von Tagina kommt es zwischen Goten und Byzantinern zur Schlacht; Totila, von einem seiner Unterfeldherrn verraten, wird geschlagen und fällt im Zweikampf mit dem Verräter. Nun versammelt sein Nachfolger, Teja, der letzte König der Goten, den Rest seines Volkes zum Entscheidungskampf in der Nähe des Vesuvs. Hier tritt ihm Cethegus, dessen hochfliegende Hoffnungen durch Narses' Ernennung zum Präfekten von Rom und noch mehr durch Roms freiwillige Unterwerfung unter die Byzantiner vernichtet sind, entgegen. Beide fallen. Die letzten noch übriggebliebenen Goten „werden auf den hochbordigen Drachen der Nordmänner,“ die zu ihrer Hilfe herbeigeeilt, mit Narses' Zustimmung fortgeführt gen Thuleland —

„Auf, Freyas kluger Vogel, flieg, mein Falke,“ rief Haralda, des Wikings Harald schöne Schwester, und hoch warf sie den Falken in die Luft, — „weise den Weg — nach Norden! gen Thuleland! Heim bringen wir die letzten Goten!“

Man sieht, Cethegus hat den größten Einfluß auf alle Phasen des behandelten historischen Ereignisses, und doch ist er gar keine historische, sondern eine rein erfundene Persönlichkeit. Dieser Umstand rückt aber die an sich sehr fesselnde Erzählung, an deren gar zu kurz geschürzten Stil man sich freilich erst gewöhnen muß, über die erlaubten Grenzen des historischen Romanes hinaus und in das Gebiet der romanhaft behandelten Geschichte hinein.

Gelegentlich tritt in diesem unzweifelhaft bedeutendsten Werke Dahns die Tendenz hervor: den heidnischen Götterglauben auf Kosten des Christentums zu verherrlichen. Viel offenkundiger und entschiedener ist das der Fall in seinen „Nordischen Romanen,“ deren Endergebnis eine pantheistisch-rationalistische Weltanschauung trostlosester Art ist. So kommt in der Erzählung aus dem X. Jahrhundert: „**Sind Götter?**“ Halfreds Sohn, nachdem er Mönch geworden und die Kirchenväter durchstudiert hat, zu dem Schluß: „Heidengötter

Sind Götter?

sind nicht. Aber der Christengott ist auch nicht..... Vielmehr geschieht auf Erden nur was notwendig ist; und was Menschen thun und lassen: wie der Nordwind Kälte bringen muß, der Südwind Wärme; und wie der geworfene Stein zur Erde fallen muß — warum muß er fallen? Niemand weiß es, aber er muß! — Der Mann aber soll nicht seufzen, grübeln und verzagen, sondern sich freuen an Hammerwurf und Harfenschlag, an Sonnenschein und Griechenwein und an Frauenschöne!" — „**Odhins Trost**" — (1880) spielt im XI. Jahrhundert. Da erzählt ein alter isländischer Bauer Thorgeir, der dem Namen nach ein Christ, im Herzen aber den alten Göttern noch ergeben ist, in ermüdenden Stabreimen die romanhafte Geschichte Odhins und seiner Familie, die er von seinem Vater, einem Skalden, gehört haben will, und die in einer Reihe Weisheitssprüche gipfelt. Hier eine Probe daraus: Odhins Trost.

„Aus zerstörten Stücken zerworfener Welten, aufs neue aus dem Nebel versunkener Sonnen, bildet und baut andere Erden des ewigen Alls gewaltig Gesetz: das wechselnde Werden. — Das Schicksal, wie wir scheu es nennen! — Aber es hat es kein Schöpfer geschickt noch geschaffen. — Nicht zum Wohl oder Weh der wimmelnden Wesen, nur sich selber aus sich zu erschließen schaltet und schafft dies große Gesetz. — Träume niemand von anderem Trost! — Ist's denn so entsetzlich? — Verzagen, verzweifeln in elender Angst vor Tod und Vernichtung ist furchtsam, verächtlich. — Wie für sein Volk fällt freudig der Held, für Asen der Ase, so sind alle Wesen geweiht, für werdende Welten zu verwesen. — Wen der Trost nicht tröstet, daß auf ewig das All wechselnde Wandelungen wirkt, den tröstet kein Trost als trügender Traum."

Auf jedes Kapitel des Götterromanes folgt ein Stück aus der Lebensgeschichte des Erzählers; eine Schilderung dessen, was die bösen Christen dem wackeren Heiden zu leide gethan. Das beste Urteil seines Buches hat Dahn als Motto seinem Werke vorausgesetzt: „Wen'ge, ich weiß es, wird er trösten, Odhins heldentapferer Trost!" Dennoch hält Dahn, der sich mit Shakespeare, Goethe, Schiller, Kant und Hegel zu „Odhins Söhnen" rechnet, an Odhin fest, und noch unlängst hat er in einem Aufsatz über „Nordischen Gottesbegriff und Götterglauben" das seltsame Wort gesprochen: „Wahrlich, wir wollen Odhin nicht verleugnen, auf daß nicht Er uns verleugne."

In die Zeit der Völkerwanderung versetzen uns die kleineren Erzählungen „Felicitas," „Bissula," „Fredigundis" ꝛc. ꝛc. Furchtbar wild und blutig geht es in der ersteren zu, welche den Kampf der Alemannen und Bayern mit den Römern um Salzburg im J. 476 n. Chr. darstellt. Die christliche Kirche wird darin glimpflicher behandelt, obwohl der Presbyter Johannes ein etwas wunderlicher Heiliger ist. In „Bissula" entwirft der Verfasser ein ausführliches Phantasiebild des historisch unaufgeklärten häuslichen und öffentlichen Lebens der Alemannen. Die Heldin, das halbwilde, aber gelegentlich sehr kluge und brave Madli ist ein Wesen, das „weniger einer Menschenmaid als einer Lichtelbin gleicht." Obgleich diese Geschichte mit dem Christentum durchaus nichts zu thun hat, fehlt es doch auch in ihr an einigen Seitenhieben darauf nicht. — In der blutig-sinnlichen Geschichte „Fredigundis" berührt die Mischung von altertümelnden Ausdrücken (z. B. „viel dumm" — „Gedanken, gar nicht ganz üble") mit modern-trivialen („Gundelchen" — „lieb Männchen" — „Nicht mucken") höchst sonderbar.

Unter dem ausländischen Pseudonym: „George Taylor" hat **Adolf Hausrath** (geb. 1837 zu Karlsruhe, seit 1867 Professor der Kirchengeschichte in Heidelberg) in rascher Reihenfolge drei historische Romane veröffentlicht. Der erste „**Antinous**" erschien 1880 gleichzeitig mit Ebers' „Kaiser." Das hier mehr als bei Ebers hervortretende Verhältnis des schönen bithynischen Griechenjünglings zu dem alternden Hadrian, so decent es auch behandelt ist, hat etwas Abstoßendes, das auch durch den Opfertod des Unglücklichen nicht beseitigt wird. Der sich durch das ganze Buch ziehende Kampf zwischen Heidentum und Christentum ist anscheinend mit großer Objektivität geschildert; indes sind die meisten der vorgeführten Christen so zweifelhafte Charaktere, und des Theologengezänkes ist so viel, daß man nicht recht begreift, wie eine so schwach vertretene Religion hat den Sieg davontragen können. — In seinem zweiten Roman „**Klytia**" zeichnet Hausrath mit unverkennbarem Adolf Hausrath. Antinous. Klytia.

Behagen und geistreicher Feder eine lange Reihe streit- und verfolgungssüchtiger, heuchlerischer Theologen aus verschiedenen Lagern (Jesuiten, Calvinisten, Zwinglianer), wozu ihm die Einmischung der Jesuiten in die Streitigkeiten der pfälzischen Geistlichkeit im J. 1570 nur zu gute Unterlagen bot. Die einzige christliche Lichtgestalt ist ein Wiedertäufer: der wackere Werner aus dem Kreuzgrund bei Heidelberg, durch dessen Einfluß denn auch Klytias (der Tochter des Dr. Erast) Geliebter, der Jesuit Paolo Laurenzano, schließlich bekehrt, d. i. in einen glaubensindifferenten Geistlichen nach protestantenvereinlichem Muster umgewandelt wird. — Der Gegensatz von Römertum und Germanentum zur Zeit der Völkerwanderung ist das Thema des großartig, aber sehr umständlich angelegten Romans „**Jetta**" (1884). In der verhängnisvollen Ehe der heroischen Römerin Jetta mit dem Alemannenfürsten Rothari sucht der Dichter die absolute Unverträglichkeit der beiden Volkscharaktere nachzuweisen. Beide Ehegatten gehen darüber zu Grunde; die Germanen aber gelangen zum Siege über die Römer. Daneben kommen auch die religiösen Gegensätze zur Darstellung, wobei das Christentum wiederum am schlechtesten fährt, da es fast nur durch die aus Lessings Nathan bekannten Typen vertreten wird und es scheint, als habe der Römer Arator recht, der sterbend zu dem Mönche Bulfilaich sagt: „Eure Zeit ist da! Winsele Gebete, kniee vor Knochen, thue Wunder und Zeichen! Die Geschichte des Lichts ist zu Ende, die Geschichte der Lüge beginnt!" Ungeachtet einzelner glänzender Partieen ist das düster ausklingende Buch doch wenig fesselnd. Es weht darin eine so gelehrte Luft, daß selbst Rhein und Neckar durchweg nur als „Rhenus" und „Nicer" auftreten.

Jetta.

Weniger gelehrt, ja nicht selten ans Moderne anklingend, sind die historischen Romane von **Ernst Eckstein** (geb. 1845 in Gießen, lebt in Dresden). Der erste derselben, „Die Claudier", spielt in den letzten Regierungsjahren Kaiser Domitians und schildert den Übertritt einer vornehmen römischen Familie zum Christentum. Der Gegensatz zwischen den beiden Religionen wird hier in markigen Zügen vorgeführt; namentlich sind die am Heidentum Festhaltenden meisterhaft charakterisiert. Die inneren Kämpfe des Sohnes eines uralten Patrizierhauses, dessen Haupt Jupiters Oberpriester, sind ergreifend geschildert; nur ist es ebenso schwer glaublich, daß allein die Lehre des „Meisters von Nazareth" ihn und seine Glaubensgenossen bis in den Märtyrertod treu erhalten haben sollte, wie es ungeschichtlich ist. — Ein anderer Roman „Prusias" führt in das letzte Jahrhundert der römischen Republik zurück und behandelt die Zeit des großen Sklavenkrieges in geistreicher und fesselnder Weise. Doch wirkt es störend, daß die völlig erfundene Persönlichkeit des Prusias an die Spitze der Ereignisse gestellt wird, während bekanntlich doch Spartakus die Seele des Aufstandes gewesen ist.

Eckfteins Claudier.

Prusias.

Treu im Geist und Ton des Mittelalters gehalten und in fein altertümlich gefärbter, treuherziger Sprache durchgeführt ist die tiefempfundene und tiefernste „Geschichte aus alter Zeit" (XIV. Jahrh.) „**Irmela**" von **Heinrich Steinhausen** (geb. 27. Juli 1836, Pfarrer in Reetz). Da erzählt Diether, ein alter Klosterbruder der schwäbischen Cisterzienserabtei Maulbronn, wie er, in seinen jungen Tagen einst beauftragt, ein Marienbild zu kopieren, ein lebendes Marienbild, die edle Jungfrau Irmela, kennen und lieben gelernt, und wie er nach schwerem Streite mit sich selbst ihr entsagt hat. Äußerlich gebrochen, innerlich geläutert kehrt er endlich nach langen Wanderungen und bunten Erlebnissen in sein Kloster zurück, gerade als die Glocken der entschlafenen Geliebten zu Grabe läuten.

Steinhausens Irmela.

Ein anderes Blatt mittelalterlichen Lebens rollt **Ernst Wichert** (vgl. S. 748) in seinem historischen Roman „Heinrich von Plauen" vor uns auf. Der Held desselben, „des deutschen Ordens letzter Ritter", war es, der nach der verhängnisvollen Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 noch einmal die alte Herrlichkeit der Brüder vom deutschen Hause als siegreicher Verteidiger der Marienburg zur Geltung brachte, dadurch das Ordensland vor der Slawisierung schützte und zum Lohn dafür durch die Intriguen eines ehrgeizigen Nebenbuhlers der Hochmeisterschaft entsetzt und jahrelang in strenger Haft gehalten wurde. In diese großen geschichtlichen Begebenheiten sind die Erlebnisse eines jungen, dem Hochmeister nahverwandten Geschwisterpaares geschickt hineinverflochten.

Wicherts Heinr. v. Plauen.

Julius Wolff.

Ein interessantes Städtebild aus dem deutschen Mittelalter bietet uns **Julius Wolff** (geb. 16. September 1834 zu Quedlinburg, lebt in Berlin), von dessen lyrischen und epischen Gedichten weiterhin die Rede sein wird, in seiner historischen Erzählung „Der Sülfmeister". Es handelt sich darin um die Selbständigkeit der alten Hansestadt Lüneburg gegenüber der herzoglichen und der geistlichen Gewalt. Der Vertreter des republikanischen Festhaltens am überlieferten Rechte ist der Böttchermeister Gotthard Henneberg, der durch seine Frau in die Gilde der Sülfmeister gekommen ist, d. h. der Salzpächter, welche die Einkünfte aus der Lüneburger Saline in ganzen Pfannen oder Pfannenteilen von den geistlichen Herren in Erbpacht genommen hatten. In die etwas breit ausgesponnene Streitigkeit, die 1454 in einer Empörung der Handwerker gegen den ungesetzmäßigen Rat zum Ausbruch kam, bringen verschiedene bewegliche Herzensgeschichten der Kinder des Sülfmeisters eine erwünschte Abwechselung.

Sülfmeister.

C. F. Meyer.

Unter den gediegensten Vertretern des historischen Romans verdient endlich noch der Schweizer **Konrad Ferdinand Meyer** (geb. 12. Oktober 1825 in Zürich, lebt auf seinem Gute Kilchberg unweit seiner Vaterstadt) eine rühmende Erwähnung. Namentlich haben drei Erzählungen „Georg Jenatsch", „Das Amulett" und „Der Heilige" sich rasch Anerkennung und Beifall im Publikum erworben. Der Held des ersten Romanes ist eine der interessantesten und psychologisch rätselhaftesten Schweizer Persönlichkeiten aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Aus seinem Pfarramte in Graubünden durch die spanisch-jesuitische Partei vertrieben, vertauschte Georg Jenatsch die Bibel mit dem Schwert, wurde ein weitgefürchteter Kriegsoberst und trat 1635 zu der einst fanatisch bekämpften katholischen Kirche über, um in seiner rhätischen Heimat eine machtgebietende Stellung zu erringen. Nachdem er bei den Verhandlungen des Mailänder Friedens von 1637 eine maßgebende Rolle gespielt, wurde er, zwei Jahre später, zu Chur von einer Anzahl politischer Gegner überfallen und ermordet. — „Das Amulett" enthält die Erlebnisse zweier junger Schweizer, des Katholiken Boccard und des Calvinisten Schadau, während der Greuelszenen der Bartholomäusnacht in Paris. Durch Boccards selbstverleugnende Hilfe werden Schadau und sein junges Weib gerettet, während der wackere Freund, trotz seines Amuletts der heiligen Jungfrau von Einsiedeln, in dem fürchterlichen Blutbade den Tod findet. — Am bedeutendsten ist die Novelle „Der Heilige," die uns mitten hineinführt in den Kampf der weltlichen mit der geistlichen Macht, in die Zeit der Hohenstaufen und der Kreuzzüge, in welcher die deutschen Kaiser vergebens die Macht der Päpste bekämpften. Der Heilige ist Thomas a Beckett, Heinrichs II von England allmächtiger Kanzler und Günstling. Die Erzählung ist einem Schweizer, Hans dem Armbruster, in den Mund gelegt, der als junger Mann weit in der Welt umhergekommen ist und längere Zeit in Diensten des englischen Königs gestanden hat. Bei seiner Rückkehr nach Zürich berichtet er einem Chorherrn alle seine Erlebnisse in Nord und Süd, unter denen die Geschichte des neuen Heiligen, Thomas von Canterbury, bis zu seinem Märtyrertode, alle anderen überragt. Ohne irgend welche politische Tendenz führt uns der Erzähler den großen Streit anschaulich durch die Handlungen lebensgetreuer Personen vor die Augen.

Jenatsch.

Amulett.

Der Heilige.

Wildenhahn.

Das kirchengeschichtliche Gebiet hat **Karl August Wildenhahn** (geb. 1805, † 1868 als Kirchen- und Schulrat in Bautzen) zum Vorwurf für seine Romane genommen, welche uns treue Lebensbilder aus verschiedenen Jahrhunderten der evangelischen Kirche („Luther" — „Paul Gerhardt" — „Johannes Arndt" — „Phil. Jak. Spener") nicht ohne eine oft störende Breite, aber doch interessant vorführen.

Seitdem Herder seine „Ideen zur Geschichte der Menschheit" herausgegeben, hatte sich das Interesse auf das innere Staats- und Volksleben, auf die Entwickelung der Kultur gelenkt, und allmählich war eine eigene Wissenschaft, die **Kulturgeschichte**, daraus entstanden, die insbesondere durch W. H. Riehl in breiteren Schichten unseres Volkes einen festen Boden gewann.

W. H. Riehl.

Wilhelm Heinrich Riehl, am 6. Mai 1823 zu Biebrich a. Rh. geboren, studierte in Marburg und Tübingen Theologie und ging nach wohlbestandenem Examen nach Bonn, wo er durch Dahlmann, E. M. Arndt und Kinkel angeregt wurde, sich kulturhistorischen Studien zu widmen. Nachdem er fast ein Jahrzehnt sich daneben an der politischen Presse als Redakteur verschiedener Zeitungen beteiligt hatte, folgte er 1854 einem Rufe als Professor der Staats- und Kameralwissenschaft nach München, wo er noch in großer Frische seines Amtes waltet, dabei aber durch seine Bücher und populären Vorträge in ganz Deutschland einen anregenden Einfluß übt. — Im Jahre 1853 war Riehl mit seiner wissenschaftlich gehaltenen und doch allgemein verständlich geschriebenen „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik" aufgetreten, die sich in drei Bänden: „Land und Leute" — „Die bürgerliche Gesellschaft" — „Die Familie" gliedert und aufbaut. In dem ersten Bande sucht er, auf Grund seines langjährigen Verkehrs mit allen Schichten des Volkes, nachzuweisen, daß „die ganze soziale und staatliche Entwickelung der Menschheit unauflöslich an die Gestaltung des Bodens sich bindet;" im zweiten schildert er das Verhältnis der großen natürlichen Volksgruppen (Mächte des Beharrens: Bauern und Aristokraten, Mächte der Bewegung: Bürgertum und vierter Stand) zu einander; im dritten endlich stellt er in dem Gegensatz von Mann und Weib die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit auch die soziale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz auf. Am meisten hat sich der dritte Band, das „Idyll vom deutschen Hause" — wie es genannt worden ist — bei uns eingebürgert und durch seine geistreich überzeugende, humoristisch belehrende und durchweg konservativ wirkende Darstellung zum Wiederaufbau des mannigfach in Verfall geratenen deutschen Hauses viel beigetragen. Einen populären Ausbau dieses großen Werkes lieferte Riehl sodann in den „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten." Am meisten aber hat er für seine Ideen gewirkt durch seine „Kulturhistorischen Novellen" — „Musikalische Charakterköpfe" — „Geschichten aus alter Zeit" ꝛc. ꝛc., die, in kerniger, knapper Sprache geschrieben, sich durch naturwüchsigen Humor auszeichnen und eine mannigfaltige Reihe von Problemen vorführen, deren Lösung sowohl für die Geistesentwickelung unseres Volkes wie für die Geschichte des menschlichen Herzens überhaupt von dauerndem Interesse ist. Das sind nicht aus Chroniken mühsam zusammengestoppelte Geschichten, sondern aus der Fülle des Lebens „in den fernen Räumen der Geschichte" herausgeborene und zugleich innerlich erlebte Novellen, welche es vertragen, wieder und wieder und stets mit erneutem Interesse gelesen zu werden. In einer seiner neueren Novellensammlungen: „Aus der Ecke," erzählt er, wie er zum Novellenschreiben überhaupt gekommen sei. Die „Ecke" nämlich wurde von dem vor dreißig Jahren nahe bei einander wohnenden Kleeblatt Riehl, Geibel und Heyse gebildet. Die drei hielten gute Nachbarschaft, und unter Geibels leitender Hand gewann die „Ecke" bald einen festen Kristallisationskern. Je am andern

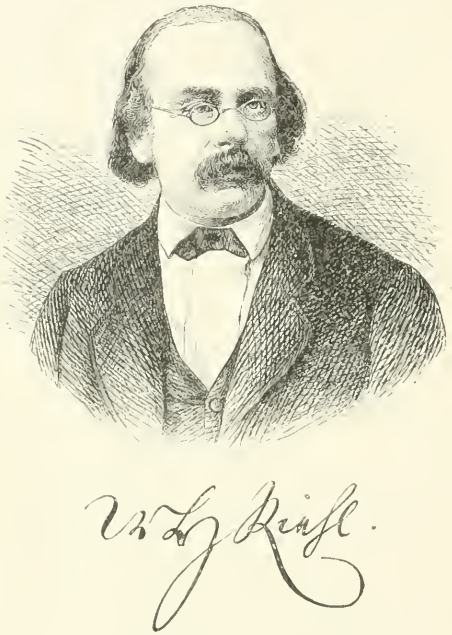


Abb. 256. W. H. Riehl.

Aus der Ecke.

Sonntage kamen sie mit ihren Frauen in dem Salon der achtzigjährigen, aber noch geistig jugendlichen Staatsrätin Elisabeth von Ledebour, der Witwe des berühmten Dorpater Botanikers, die an der Spitze der Ecke wohnte, zusammen und besprachen in heiterer Geselligkeit ihre neuesten Arbeiten und Entwürfe. An solchem „Eckenabend" entwickelte Geibel den Plan seiner „Brunhild", las Heyse die „Braut von Cypern" vor und Riehl die ersten Abschnitte seiner „Familie". „Allein abhandelnde Prosa," erzählt Riehl weiter, „liest und hört sich doch niemals so gut wie schildernde und erzählende. Die poetische Luft, welche damals, im München Maximilians II, überall mich anwehte, wirkte treibend, erregend; ich schrieb Novellen, zuerst für die Ecke, dann aus der Ecke." Von 1856—1874 waren es ihrer vierzig geworden — es sollten aber fünfzig werden. „Fünfzig," schließt der Verfasser, „scheint eine große Zahl, und es steckt auch eine große Summe von Fleiß und Mühe, hoffentlich ganz unbemerkt, dahinter. Bedenkt man aber alle die Neigungen, Leidenschaften, Launen und Thorheiten, welche wir Menschen uns fortwährend zu novellistischen Problemen wechselweise entgegenbringen, dann wird sie winzig klein. Und da ich mir überdies die deutsche Kulturgeschichte eines vollen Jahrtausends als stets wechselnde Bühne für das Spiel dieser Probleme ausersehen habe, so wäre es fast möglich, ich ginge sogar noch über die karge Ziffer fünfzig hinaus. Erfindungen und Pläne hätte ich leicht für fünfhundert; allein wer nicht zehnmal mehr auszuführen im Kopfe hat, als er hinterdrein wirklich ausführt, der soll bei solchen Dingen gar nicht anfangen. Mancher wird über diese Gedanken lächeln und meinen, da stünde ich nun wieder recht wunderlich in der Ecke. Ich lächle mit — und erzähle weiter." Gewiß zur aufrichtigen Befriedigung einer sehr großen „Ecke" in unserem Volke, die jede neue Geschichte Riehls mit Freude begrüßt, obgleich sie auch die alten immer wieder gern liest.

Zu den kulturhistorischen Novellen darf man auch die **Dorfgeschichten** rechnen, die ein paar Jahrzehnte lang in höchster Modeblüte bei uns gestanden haben. Dorfgeschichten.

Als die erste Dorfgeschichte bezeichnet Freiligrath nicht mit Unrecht „Jung-Stillings Jugendgeschichte" (S. 429):

Die hat in Einfalt und in edler Schlichte
Das Gold im Volke treu geschürft zu Tage —

Auch Brentanos „Annerl" (S. 539) dürfte dazu gehören. Vor allem aber schrieb eine Dorfgeschichte vor den Dorfgeschichten der große Schweizer Pädagog **Pestalozzi** (1746—1827), in seinem berühmten und für das Wohl der ärmeren Volksklassen so folgenreichen Buch „Lienhard und Gertrud." Der Verfasser bot darin ein „Naturgemälde des wahren Bauernlebens," durch das er bezweckte, „eine von der wahren Lage des Volkes und seinen natürlichen Verhältnissen ausgehende bessere Volksbildung zu bewirken." So ist das Buch eine Tendenzgeschichte, hie und da etwas moralisierend, auch an Kunst der Gestaltung und poetischer Kraft der Durchführung den späteren Dorfgeschichten untergeordnet, aber es übertrifft alle seine Nachfolger durch die Wahrheit und Innigkeit der Auffassung, durch die einfache, kunstlose Lebenstreue und Lebenswahrheit. Charakteristisch für dieses Buch ist es, was Pestalozzi selbst über die Abfassung berichtet: „Die Geschichte von Lienhard und Gertrud," sagte er, „floß mir aus der Feder und entfaltete sich von selbst, ohne daß ich den geringsten Plan im Kopfe hatte, oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich wußte, wie ich dazu gekommen." Pestalozzi.

Auch **Zschokke**, der jahrzehntelang ein fruchtbarer und beliebter Erzähler war und noch jetzt in den Leihbibliotheken einen bevorzugten Platz einnimmt, hat in seinem „Goldmacherdorf" (1817) eine Dorfgeschichte geliefert, die allerdings nicht viel geistreicher, aber wenigstens praktisch verdienstlicher ist, als seine „Stunden der Andacht," welche — um einen gewiß unparteiischen Kritiker, Gottschall, sprechen zu lassen — „in ihrer seichten Erbaulichkeit, in diesen weitschweifigen Betrachtungen einer Frömmigkeit, die mit der Elle des Verstandes ausmaß, wieweit sie sich erstrecken dürfe, lähmend Zschokke.

für jeden höheren Schwung des Geistes und Herzens wirken." Am 22. März 1771 zu Magdeburg geboren, hatte Zschokke Theologie studiert und lange nach einer Universitätsprofessur getrachtet, da aber seiner Richtung unter Wöllner kein akademischer Lehrstuhl eingeräumt wurde, war er 1796 nach der Schweiz gezogen, die ihm fortan zur zweiten Heimat wurde. Nachdem er eine Reihe von Jahren eine gewisse Rolle in den inneren Angelegenheiten der Schweiz gespielt hatte, zog er sich zurück und baute sich am Ufer der Aare, der Stadt Aarau gegenüber, ein hübsches Landhaus, in welchem er seinen litterarischen Beschäftigungen — darunter politischen Flugschriften zu Ehren Napoleons — und gemeinnützigen Werken lebte. Bis in sein hohes Alter kräftig und thätig, entschlief er ohne Schmerzen am 27. Juni 1848.

Gotthelf.

In Pestalozzis und Zschokkes Fußstapfen trat dann im J. 1836 **Jeremias Gotthelf**, unter welchem Pseudonym der Schweizer Pfarrer Albert Bitzius zumeist in Deutschland bekannt ist.

Das Leben dieses reichbegabten Dichters, den Riehl den „Shakespeare des Dorflebens" genannt hat, verlief in äußerst schlichter Weise. Am 4. Oktober 1797 in Murten geboren, kam **Albert Bitzius** mit seinem Vater, einem reformierten Pfarrer, 1804 nach Utzenstorf, fünf Stunden von Bern, wo er sich schon früh in die Landwirtschaft einlebte und mit den Sitten des Landvolkes vertraut machte. In Bern auf die Universität vorbereitet, studierte er dort und später in Göttingen Theologie. In die Heimat zurückgekehrt, bekleidete er an verschiedenen Orten die Stelle eines Vikars; 1832 wurde er Pfarrer von Lützelflüh in der Nähe von Bern und wirkte als solcher mit großer Treue und Hingabe bis an seinen Tod, den 22. Oktober 1854. Bitzius war 39 Jahre alt, als sein erstes Buch: „Der Bauernspiegel" erschien. Es ist die Geschichte eines Bauernknaben, der, durch die harte Art der Gütervererbung auf den jüngsten Sohn mit seinen Eltern früh in Armut geraten, nach des Vaters Tod an einen Bauern verdingt wird und in Verwahrlosung und Unwissenheit aufwächst. Aus Verzweiflung über den Tod seiner Braut tritt er in die französische Armee, kehrt nach langer Zeit heim, hat mit den Vorurteilen und der Beschränktheit seiner Landsleute viel zu kämpfen und schreibt nun seine Lebensgeschichte nieder. Seinem Helden hatte Bitzius den Namen „Jeremias Gotthelf" beigelegt, und unter demselben veröffentlichte er fortan auch seine weiteren Arbeiten. Die nächste erschien 1838. Es war die Erzählung: „Leiden und Freuden eines Schulmeisters," ein Buch aus eigenster praktischer Erfahrung im Schuldienst hervorgegangen, das, zugleich voll ergreifenden Ernstes und voll naturwüchsigen Humors, das Elend der Lehrerwelt und die Mängel ihrer damaligen Heranbildung beleuchtete.

Bauernspiegel.

Leiden und Freuden eines Schulmeisters.

Der Drang seiner poetischen Schaffenslust und ein Herz voll glühender Menschenliebe hatten Bitzius zum Schreiben getrieben, und so ist er ein Volksschriftsteller geworden, wie wir kaum einen zweiten haben. Auf dem anscheinend beschränkten Gebiete des Bernerischen Dorflebens weiß er eine Mannigfaltigkeit zu entfalten, die erstaunlich ist, und ein lehrreiches Licht auf die verschiedensten Schäden des Gemeinde- und Volkslebens, wie auf die Sünden des einzelnen zu werfen, ohne doch je die Absicht durchfühlen zu lassen. Ohne salbungsvoll zu predigen, ist er durchweg christlich erbaulich im besten Sinne des Wortes; und fehlt seinen Schriften der elegante Salonschliff, ja die wünschenswerte künstlerische Abrundung, so entschädigt dafür der gesunde Realismus, der Menschen von Fleisch und Blut vorführt und das Böse niemals verschönert, noch verschleiert, und die markige Kraft des Ausdruckes, wie der geniale Bilderreichtum, die seinen Stil durchweg auszeichnen. Nächst den vorgenannten zwei Erzählungen sind die bedeutendsten: „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter." Ein wahres Meisterstück von psychologischer Zeichnung und ergreifender Darstellung ist „Käthi die Großmutter." Und doch ist es nur die Geschichte einer frommen Greisin, die im harten Kampfe um das tägliche Brot ihr Enkelkind erhält und erzieht, später noch ihren kranken Sohn, der in gesunden Tagen sich

Uli der Knecht.

Käthi die Großmutter.

seiner Mutter geschämt hatte, mit durchschleppt, bis endlich nach mancherlei Not Gott bessere Tage sendet.

Zwei Jahre nach dem Gotthelfischen „Bauernspiegel" erschien Immermanns „Münchhausen," von dessen satirisch-humoristischem Hintergrunde sich der lose hineingewobene **„Oberhof"** (S. 562) wohlthuend hell abhob. Das war eine echte und rechte Dorfgeschichte, die erst viel später zur vollen Anerkennung kam, als man sie aus der nicht für jedermann gemachten Schale herauslöste, die aber dann ihren hohen Rang an der Spitze der zahlreichen Nachbildungen und Nachahmungen sich gewahrt hat. Oberhof.

Der Zeitfolge nach (1841) folgten auf Immermanns Werke die trefflichen „Geschichten und Erzählungen" von **Karl Stöber** (1796—1865), einem bayrischen Pfarrer, die zum größeren Teil in des Verfassers heimatlichem Altmühlthal spielen. Dieselben sind ebenso aus dem Volksleben herausgeboren und von gesundem christlichen Geiste erfüllt, wie die des hessischen Pfarrers Öser (1807—1859), der unter dem Namen **O. Glaubrecht** 1842 mit „Anna die Blutegelhändlerin" eine Reihe von Dorfgeschichten („Der Kalendermann von Veitsberg" — „Die Schreckensjahre von Lindheim" — „Der Zigeuner" ꝛc.) eröffnete, deren Schauplatz die Wetterau und das südliche Hessen ist. Eine seiner besten und ausgereiftesten Erzählungen, „Die Heimatlosen," spielt in den Freiheitskriegen. Wie wenige Süddeutsche es vor 1870 gethan, gibt er darin Preußen, was Preußen gebührt an freudigem Lob und dankbarer Anerkennung: „Von Preußen aus," sagt er in der Einleitung, „hat man alle Zeit Wache gehalten, daß das Volk seiner Thränen und Opfer, aber auch seiner Siegesbegeisterung nicht vergesse, und das lohn' ihm Gott, dem treuen Wächter an der Westmark!" — Im Jahre 1842 erschienen auch die freilich in ganz anderem Sinne und Geist geschriebenen Skizzen „Aus dem Böhmerwalde" von dem Böhmen **Joseph Rank** (1816 geboren, lebt als Generalsekretär des Stadttheaters in Wien), die in das Leben und die Sitten des wenig beachteten deutsch-böhmischen Volksstammes einen Blick eröffnen. Karl Stöber. Glaubrecht. J. Rank.

Zur vollen Geltung aber kam dieses neue Erzählungsgenre erst durch **Berthold Auerbach,** dessen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" im J. 1843 erschienen.

Berthold Auerbach wurde am 28. Februar 1812 in dem Dorfe Nordstetten im württembergischen Schwarzwalde von jüdischen Eltern geboren und von seinem Vater, einem Rabbiner, erzogen. Zwölfjährig kam Berthel, wie er damals hieß, auf die Talmudschule nach Hechingen und von dort nach Karlsruhe, um seine jüdisch gelehrte Bildung zu vollenden. Der engbegrenzte Gesichtskreis seiner rabbinistischen Studien hatte ihm aber längst nicht mehr zugesagt, und so wußte er es durchzusetzen, dem Talmud Valet zu sagen und sich auf dem Stuttgarter Gymnasium auf die Universität vorzubereiten. In Tübingen begann er mit der Rechtswissenschaft, aber auch dabei hielt er nicht lange aus. David Strauß gewann ihn für die Philosophie, der er in München unter Schelling und in Heidelberg unter Daub mit allem Eifer oblag. Vor allem war ihm der jüdische Philosoph Spinoza sympathisch; er machte sich dessen pantheistische Weltanschauung ganz zu eigen, übersetzte seine lateinisch geschriebenen Werke ins Deutsche und suchte für ihn, wie für sein System in einem philosophischen Roman Propaganda zu machen. Ein Triumph war für ihn deshalb auch die Errichtung des Spinozadenkmals im Haag (14. September 1880), und in begeisterter Rede feierte er seinen Helden, „einen wahren Weltweisen, wie es keinen zweiten unter dem Himmel gibt, — den freien Mann, der über allen Sekten und Nationen steht, — der die frohe Botschaft von der Mündigkeit der Menschheit verkündet." Der Roman „Spinoza" sollte eine Art „jüdischer Walhalla" eröffnen; als zweiter Ghetto-Held folgte in „Dichter und Kaufmann" der verkommene schlesische Poet Ephraim Kuh. Das Wertvolle in diesem Tendenzromane ist die treffliche Schilderung der jüdischen Sitten und Gebräuche, wie sie Heine Auerbach. Spinoza.

bereits im „Rabbi von Bacharach“ angestrebt hatte und wie sie später Bernstein, Leop. Kompert u. a. in ihren Judengeschichten zu einem besonderen Genre ausgebildet haben. Es war ein merkwürdiger Sprung aus dieser dem deutschen Wesen so fern liegenden Welt, als Auerbach sich zu seiner Heimat, dem Schwarzwald, wandte und deutsches Dorfleben, deutsche Bauern zum Gegenstande seiner Schilderungen nahm. Das geschah in den „**Schwarzwälder Dorfgeschichten**“, die mit einem Entzücken begrüßt wurden, das sich in Freiligraths mehrerwähntem Gedicht an Auerbach (S. 684) treu abspiegelt:

Schwarzwälder Dorfgeschichten.

Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen,
Wie mich's gepackt hat, recht in tiefer Seele;
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen,
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle;
Wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen
Und wieder dann hell auf hab' lachen müssen.

Auf die elegante Leserwelt wirkten diese so ursprünglich naiv erscheinenden und doch künstlerisch durchgearbeiteten Erzählungen Auerbachs geradezu wie eine Sommerfrische. Dazu konnte man mit den Bauern so angenehm verkehren, ohne durch ihre Derbheit geärgert zu werden, wie das bei dem realistischen Gotthelf nur zu oft der Fall war. So wurde die Dorfgeschichte salonfähig, und auch außerhalb der Salons las man sie gern; — ob auf dem Lande, dürfte fraglich sein. Jedenfalls wollten die Nordstetter Bauern nichts davon wissen; darüber einst befragt, meinten sie, „das sei alles verstunke und verloge.“ Es war auch bei aller bewundernswürdigen Treue der Zeichnung von Land und Leuten eine gewisse, vielleicht unabsichtliche Beimischung darin, welche der Wahrheit Eintrag that. Unwillkürlich verflocht der Dichter seine spinozistische Lebensanschauung in seine Geschichten und ließ seine herbe Abneigung gegen die katholische Kirche nicht nur, sondern auch gegen die evangelische, ja gegen alles Christliche überhaupt nur zu deutlich durchfühlen. Alle positiven Religionen waren Auerbach, der gleich seinem Meister Spinoza mit dem Glauben seines Volkes längst gebrochen hatte, gleich zuwider, und er meinte einmal (im „Tolpatsch“), „die rechte Religion sei noch gar nicht erfunden!“ So durchdringt denn sein Spinozismus sauerteigartig alle seine Dichtungen, und die Schwarzwälder Bauern sind bei ihm nur zu oft „von des Gedankens Bläße angekränkelt“ und sprechen wie verkleidete Professoren.

Die ersten seiner „Dorfgeschichten“ sind noch am freiesten von der Tendenz, und man liest sie mit stets erneutem Vergnügen; in der durch Charlotte Birch-Pfeiffers Dramatisierung („Stadt und Land“ S. 745) am weitesten bekannt gewordenen „Frau Professorin“ tritt zuerst die skeptisch lehrhafte Art hervor, und in dem Roman „Auf der Höhe,“ der zur Hälfte auch ein Dorfidyll ist, wird in der breitesten Weise Pantheismus und Rationalismus gepredigt. Ins Unglaubliche steigert sich diese Lehrmanie in „Ein Landhaus am Rhein,“ wo außer Philosophie auch noch alle möglichen anderen Wissenschaften vorgetragen werden. Auch die „vaterländische Familiengeschichte“ „Waldfried“ (1874) ist eine Tendenzschrift, welche die Jahre 1864—1871 umfaßt und auf eine Versöhnung zwischen Norden und Süden Deutschlands hinzielt. In der losen Form der Memoiren wird darin die Entstehung der nationalliberalen Partei, die Umwandlung aus Schwarzrotgold in Schwarzweißrot erzählt. Charakteristisch ist es, daß mit einer Ausnahme — Waldfrieds orthodox frommer und natürlich nicht sehr liebenswürdiger Tochter Johanna — keine Person des Romans sich zu einer positiven Religion bekennt. Selbstverständlich sind sie alle dabei sehr edel. Sie sind, wie Lindau bemerkt, „die echten Kinder des Dichters, welchen der sterbende David Strauß als ‚geliebten Bruder in Spinoza‘ begrüßte.“

Auf der Höhe.

Waldfried.

Seit Jahren in Berlin lebend hatte sich Auerbach seit 1876 wieder dem Werke seiner Jugend zugewandt und zunächst in „Nach dreißig Jahren“ dreien seiner hervor-

ragendsten Dorfgeschichten Fortentwickelung und Abschluß gegeben. Darunter gehört „der Tolpatsch aus Amerika“ wohl zu dem Besten, was er geschrieben hat. Auf diesen Cyklus sind seitdem mehrere größere Erzählungen gefolgt, aus denen ich „Landolin von Reutershöfen“ (1878) und „Brigitta“ (1880) noch besonders heraushebe. Die erstere, welcher der Konflikt zwischen Rechtsentscheidung und Gewissen, zwischen dem Wahrspruch eines Geschworenengerichtes und dem sittlichen Bewußtsein als inneres Motiv zu Grunde liegt, ist unzweifelhaft eine der besten Dorfgeschichten Auerbachs. Das pantheistisch-Lehrhafte tritt darin zurück vor der Gewissensmoral, und die ganze diesem Dichter eigene Kunst der Seelenmalerei kommt zur vollen Geltung, namentlich in dem zweiten Teil der Erzählung, wo der durch eine Lüge und falsches Zeugnis einst freigesprochene stolze Bauernkönig endlich zusammenbricht und auch Thoma, die dem Vater bisher in ihrer theoretischen Rechtschaffenheit kalt und herzlos gegenübergestanden, sich wandelt und zu einer liebevollen Tochter wird. Dennoch gewährt diese etwas theatralische Umwandlung keine rechte Befriedigung, und auch die tragische Schlußkatastrophe, in welcher die Nemesis den Mörder doch noch jäh ereilt, wirkt nicht besonders ergreifend. — Die zweite der obengenannten Erzählungen wird der Heldin **Brigitta**, einer viel erfahrenen, ganz ausbündig klugen und wunderbar gebildeten Bauersfrau, von Anfang bis zu Ende in den Mund gelegt. Da nun dieselbe abwechselnd im Perfektum und im Präsens, aber durchweg von Längstvergangenem wie von Gegenwärtigem redet, so glaubt man ein altes Tagebuch vorlesen zu hören, das trotz der großen Darstellungskunst des Verfassers auf die Länge etwas eintönig wird. Aber eine fesselnde Geschichte ist es trotzdem. Brigitta ist die Tochter eines wohlhabenden Schwarzwälder Großbauern, der durch die Ränke eines ehemaligen Rittmeisters — ungeachtet der uneigennützigen Bemühungen eines jüdischen Unterhändlers — um Haus und Hof betrogen und zum Bettler geworden ist. Nach dem Tode des Vaters muß sie sich als Magd verdingen. Sie findet eine Stelle im Wirtshaus zu Heyden, wo gerade der „große Berliner Doktor“ — der Augenarzt Albrecht von Gräfe — weilte, den die Kranken „Heiland“ nannten und der „einen Blick hatte, so heilig, traurig und dabei doch so auferwecklich, ich kann's nicht sagen.“ Brigittens an Liebe grenzende Schwärmerei für ihn veranlaßt sie, ihre Dienste bei Operationen anzubieten, und sie erweist sich so anstellig, daß Gräfe sie bei seiner Abreise einem seiner Schüler, einem

Neue Dorfgeschichten.

Brigitta.

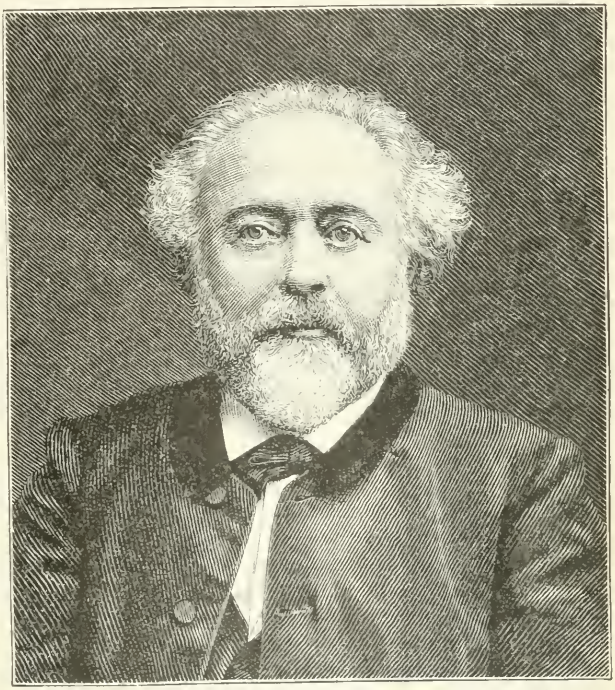


Abb. 257. Berthold Auerbach.

Professor in Zürich, als „guten Assistenten" empfiehlt. Sie macht der Empfehlung alle Ehre und lernt bei Ausübung ihres Amtes „Augenkranke verschiedener Religionen" kennen; „besonders gut und dankbar sind die Juden." Auch die beste Kranke in der Anstalt, die „Pfälzer-Doktorin" ist eine getaufte Jüdin: „sie war eine Hilfe, wie wenn sie ein Arzt und ein Geistlicher und eine Hausordnerin zugleich wäre." Die hat allerhand Böses von den Christen erfahren. „Man hat daran gearbeitet", erzählt sie, „mir die Seele zu verbittern; es ist nicht gelungen, so wenig es gelungen ist, meinen Vorfahren durch bald zwei Jahrtausende lange Qualen das Gemüt zu verderben und sie zu entmenschen." Da hat einmal in einer Pension ein Geistlicher, der ihr die geborene Jüdin angesehen, in den bittersten Worten gegen die Juden gepredigt, so arg, daß — man denke! — einer der Zuhörer, ein pommerscher Edelmann, ein strenggläubiger Christ, von jenem Tage an mit dem Glauben zerfiel." — „Ich darf sagen," fügt die edle Jüdin bescheiden hinzu, „daß es mir gelungen ist, ihn in der reinen Gotteserkenntnis fest zu halten." — Auch auf Brigitten übt diese wunderbare „Doktorin Gluckhenne" einen entscheidenden Einfluß: sie gibt ihr nämlich — wie einer der bewundernden Rezensenten sagt — die allein richtige, bisher von noch niemand gegebene Interpretation des biblischen Wortes „Liebet eure Feinde!" Und wie lautet diese? Wie spricht die weise Frau Doktorin? Sie sagt:

„Ich thue denen, die sich lügnerisch Christen, Bekenner der Religion der Liebe nennen, so viel Gutes als ich kann. Das freilich kann ich nicht, die Feinde lieben kann ich nicht, und ich kenne niemand, der es kann; das Wort ist nicht so gemeint, sondern es gilt nur, was dann gesagt ist, (sie meint wohl das Wort: „Thut wohl denen, die euch hassen!") und Gutes thun kann ich, und muß ich auch an denen, die mich kränkten und marterten!"

Diese jedenfalls bequeme Interpretation wirkt auf Brigitta dergestalt, daß sie danach zu handeln bedacht ist, als eines Tages ihr der schurkische Rittmeister zur Pflege zugewiesen wird. Da sie fest überzeugt ist, daß man Christi Gebot der Feindesliebe nicht erfüllen kann — und wer vermöchte es aus eigener Kraft? — will sie ihm also Gutes thun. Auch das ist nicht leicht, aber sie bringt es lange Zeit fertig. Was sie dabei innerlich durchgemacht, ist ganz meisterhaft gezeichnet. Es ist erschütternd, wenn sie bekennt: „Ja, ich hab's gespürt, daß ich untreu werden will, und ich bin auf die Kniee gesunken und habe Gott gebeten, er soll mir verzeihen, daß ich untreu werden wollte." Man fragt sich aber doch unwillkürlich: wie geschah es, daß sie nie an ihrem Rechte zweifelte, Gottes klares Gebot nach ihrer, resp. der Frau Doktorin Weisheit umzumodeln? daß sie ihn nie anrief um Kraft, sein Gebot erfüllen zu können, um einen Strahl der Liebe, die das Leben für die Feinde gelassen hat? Kein Wunder, daß sie sich „zu viel zugemutet", daß sie vom Haß schließlich übermannt wird und dem eben operierten Rittmeister im Zorn den Verband von den Augen reißt, daß sie also nicht nur gegen das Gebot der Feindesliebe fehlt, sondern auch Böses mit Bösem vergilt! Nun gerät sie außer sich, will sich ins Wasser stürzen, aber im letzten Augenblick steht sie davon ab — „büßen und gutmachen mußt du" ruft sie sich zu. Sie gelobt vor Gott, daß sie den Rittmeister nie verlassen will, solange er lebt. Daran hält sie fest, selbst als der Doktor sie versichert, daß der Rittmeister auch blind geblieben wäre ohne ihre Frevelthat; und noch weniger erschüttert sie das rohe Wesen des Rittmeisters in ihrem Entschlusse. Ja selbst ihrem Geliebten Ronymus, der lange und treu um sie geworben und sie jetzt heimführen will, folgt sie erst, als er einwilligt, den verbitterten launischen bösen Rittmeister ins Haus zu nehmen. Nun löst sie ihr Gelübde und pflegt ihn bis ans Ende mit großer Treue und Selbstverleugnung aber — ohne ihn lieb zu haben. Die Aufrichtigkeit, mit der sie das zum Schluß bekennt, ist gewiß löblich, was hat aber ein solches gesetzliches Opfer für Wert ohne die Liebe?

Heißt es doch schon im Alten Testament: „Ich habe Lust an der Liebe und nicht am Opfer."

Auerbachs Tod.

Die „Brigitta" war Auerbachs letzte größere Dichtung. Am 8. Februar 1882 starb er zu Cannes in Frankreich, wohin ihn sein leidender Gesundheitszustand geführt hatte. Seine Leiche wurde nach Deutschland geschafft und in seinem Heimatsdorfe bestattet. Unter den zahlreichen Nachrufen und Reden auf Auerbach nehmen die seiner Glaubensgenossen eine Hauptstelle ein. Merkwürdige Aussprüche finden sich darin über ihn. Professor Lazarus meint: „Es wird als ein Riß in der deutschen Volksseele empfunden, daß Auerbach ihr entrissen ist." Der Rabbiner Stein dagegen nennt „des Dichterfürsten reine Seele eine Opferflamme" und versichert: „Mit seinem Tode hat Israel sein größtes Opfer zur Versöhnung dargebracht." — Am besten lernt man den dahingeschiedenen Dichter nach seinen Licht- und Schattenseiten kennen aus seinen Briefen an Jakob Auerbach in Frankfurt, der dieselben — auf den letztwilligen Wunsch seines Vetters — 1884 mit einem Vorworte Spielhagens veröffentlicht hat. Diese Briefe umfassen einen Zeitraum von 52 Jahren (1830—1882) und enthalten nach seiner eigenen Aussage „das Wichtigste der Entwickelung seines allgemeinen und besonderen Lebens." Neben einer maßlosen Selbstbespiegelung, Eitelkeit und Selbstgefälligkeit findet sich darin mancher liebenswürdige und gutmütige Zug, namentlich ein warmer Familiensinn; neben einer fortwährenden Verherrlichung des Judentums eine rührende Liebe zu seiner Schwarzwälder Heimat. Auch auf seine religiösen Überzeugungen werfen die Briefe volles Licht. Nächst Spinoza sind David Strauß und Goethe seine angebeteten Heroen. Des ersteren „Revision des Christentums" nennt er „ein weltgeschichtliches Ereignis." Der 28. August war ihm ein Feiertag: „ich habe morgens", schreibt er einmal, „meine Andacht damit vollzogen, daß ich unter Meeresrauschen in Goethes Gedichten las."

Auerbachs Nachfolger.

Nachdem Auerbach einen so großen Erfolg mit seinen Dorfgeschichten erreicht hatte, schossen ähnliche Erzählungen aus den verschiedensten Teilen unseres Vaterlandes wie die Pilze aus dem Boden des litterarischen Lebens.

H. Schmid.

So schrieb **Hermann v. Schmid**, ein Oberösterreicher (geboren zu Weizenkirchen 1815, † 1880), aber frühzeitig in Bayern heimisch geworden, „bayrische Geschichten aus Dorf und Stadt"; **Hermann Kurz** (vgl. S. 620) den „Weihnachtsfund, ein Seelenbild aus dem schwäbischen Volksleben"; **Melchior Meyr** (geb. 1810 zu Ehringen im schwäbischen Riesgau, † 1871 in München) die „Erzählungen aus dem Ries"; **August Silberstein** (geb. 1827 in Ofen, lebt in Wien) die „Dorfschwalben aus Österreich", neuerdings „Hochlandsgeschichten" ꝛc.; **Rosegger** (geb. 1843 zu Krieglach in Obersteiermark, wo er noch lebt) die „Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande"; **Adolf Pichler** (geb. 1819 zu Erl im Unterinnthal, seit 1867 Professor der Geologie in Innsbruck) „Allerlei Geschichten aus Tirol." Die Schweiz wird vertreten durch **Gottfried Keller** (geb. 19. Juli 1815 zu Glattfelden bei Zürich, lebt in Zürich), einen hervorragenden Novellisten, in dessen „Leute von Seldwyla" das Dorfleben mit realistischer und doch dichterisch idealisierter Anschaulichkeit geschildert wird. Der Dramatiker **Otto Ludwig** (vgl. S. 733) huldigte dem neuen Modegenre in seinen zum Teil sehr grassen „Thüringer Naturen"; der vorerwähnte (S. 776) **Wildenhahn** schrieb „Erzgebirgische Dorfgeschichten"; die größte Dichterin der Neuzeit, **Annette von Droste-Hülshoff**, die wir im nächsten Abschnitt genauer kennen lernen werden, hat in ihren „letzten Gaben" eine ganz vorzügliche westfälische Dorfgeschichte, „die Judenbuche", hinterlassen; den „nordfränkischen Zschokke" hat man den jungverstorbenen **Heinrich Schaumberger** (geb. 15. Dez. 1843 zu Neustadt a. d. Heide, † 1874) genannt, der in „Vater und Sohn", „Im Hirtenhaus" ꝛc. treffliche Dorfgeschichten aus seiner fränkisch-thüringischen Heimat gedichtet hat. **O. v. Horn** schrieb „Rheinische Dorfgeschichten" ꝛc. ꝛc.

M. Meyr.

G. Keller.

O. Ludwig.

Schaumberger.

Volkslitteratur.

Während nun die meisten der genannten Dorfnovellisten mehr oder minder für den Salon, oder doch für ein höher gebildetes Publikum schrieben und häufig ihre eigene Weisheit und Lebensauffassung den Bauern in den Mund legten, waren einige von ihnen darauf bedacht, aus dem Volke heraus und für das Volk in einer allgemeinverständlichen Sprache zu schreiben, sowohl zum Zwecke einer edlen Unterhaltung, als auch einer christlich vertieften Belehrung. Nichts Neues wollten sie ihnen bringen, wohl aber den reichen von den Vätern ererbten Schatz an praktischer Weisheit, an alter Volkssitte, an frommer Lebenserfahrung, kurz an allerlei Geistesgut ihnen bewahren, pflegen und mehren helfen. Das hatte Männern, wie Hebel, Pestalozzi, Bitzius, Öser, Stöber, Wildenhahn, die Feder in die Hand gedrückt; sie sind die Väter der eigentlichen **Volkslitteratur** unserer Tage. In ihre Fußstapfen trat nun der unter den Dorfnovellisten letztgenannte O. v. Horn, und ihm folgte seitdem eine ganze Reihe tüchtiger Volksschriftsteller, von welchen ich wenigstens die hervorragendsten nennen will.

W. O. v. Horn.

Unter dem Pseudonym **W. O. von Horn** hat der Pfarrer **Wilh. Örtel** (geb. 1798 zu Horn im Hundsrück, † 1867 in Wiesbaden) sich einen Namen von weittönendem guten Klange erworben. Seit Hebels „Rheinischem Hausfreund" (S. 623) hat kein Kalender wieder einen solchen festen Boden in unserem Volke gewonnen, als

Spinnstube.

Horns seit 1846 alljährlich erscheinende „Spinnstube" mit den Geschichten des allbeliebten stelzbeinigen Schmiedjakob, die dann später noch besonders gesammelt erschienen sind, mit ihren Anekdoten, Rätseln 2c. und mit ihren prächtigen Bildern von Ludwig Richter, dem Chodowiecki des neunzehnten Jahrhunderts. Derselbe fromme Sinn, der sich von Anfang bis zu Ende in diesem echten Volksbuche ausspricht, kennzeichnet auch alle andern Erzählungen Horns, unter denen „Friedel" durch seinen herzlich zutraulichen Ton, durch seine Innigkeit in der Ausführung des Details, wie durch die anziehende Entwickelung, die bei aller Einfachheit doch der Spannung nicht entbehrt,

Caspari.

besonders hervorragt. An ihn reiht sich am besten **Karl Caspari** († 1861), dessen „Alte Geschichten aus dem Spessart" und namentlich „Der Schulmeister und sein Sohn" zu dem Besten gehören, was wir an Volksgeschichten besitzen. — Ein besonders

Ahlfeld.

begabter Volkserzähler ist auch der als Kanzelredner bekannte **Friedrich Ahlfeld** (ein Zimmermannssohn, geb. 1810 in Mehringen bei Aschersleben, seit 1851 Pastor in Leipzig, dort † 1884), dessen „Erzählungen fürs Volk" ihren Namen durch ihre kernige Sprache, gesunde Lebensanschauung und christlich-sittlichen Gehalt durchaus verdienen. —

G. Jahn.

Verwandten Charakters sind die Geschichten von **Gustav Jahn** (geb. 1816 in Sandersleben, seit 1853 Vorsteher der Züllichauer Rettungsanstalt, † 1887) „Franz Schwertlein und Ernst Tiefner" 2c. — Durch sein „Bilderbuch zum Vaterunser" und

N. Fries.

die Dorfgeschichte „Unseres Herrgottes Handlanger" erwarb sich **N. Fries** (geb. 1823 in Flensburg, seit 1867 Pastor in Heiligenstedten) sehr rasch ein dankbares

Frommel.

Publikum in Stadt und Land, vornehmlich in Norddeutschland, während **Emil Frommel** (geb. 1828 in Karlsruhe, seit 1869 Hofprediger in Berlin) sich mit seinen tiefgemütlichen, süddeutsch warmen, durchweg originellen Erzählungen („Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn" — „Der Heinerle von Lindenbronn" — „Aus der Hausapotheke" 2c. 2c.) Freunde bei hoch und niedrig, im Norden und Süden unseres Vaterlandes erworben hat. — Eine ganz besondere Eigenart in der christlichen

Funcke

Volkslitteratur vertritt **Otto Funcke** (geb. 1836 in Wülfrath, seit 1868 Pastor in Bremen), dessen „Reisebilder und Heimatklänge" 2c. zuweilen an den Wandsbecker Boten erinnern, zuweilen eine Art „christliches Feuilleton" darzubieten scheinen, durchweg aber ernst anregend und fesselnd sind und manchem schon die tiefsten und höchsten Fragen des

Lebens wieder nahe gebracht haben, an den sonst keine Mahnstimme mehr heranzudringen vermochte. — An diese evangelischen Volksschriftsteller reiht sich der katholische **Alban Stolz** (geb. 1808 in dem badischen Städtchen Bühl, † 1883 in Freiburg i. B.), dessen seit 1843 von ihm fast ausschließlich bis an seinen Tod geschriebener „Kalender für Zeit und Ewigkeit" durch sein ganz eigenartiges, gesunden Humor mit christlichem Ernst volkstümlich paarendes Gepräge eine weit über die Grenzen seiner Kirche reichende Verbreitung unter Gebildeten und Ungebildeten fand und einen noch viel größeren Einfluß geübt haben würde, wenn der geistreiche Verfasser nicht in seinem ultramontanen Eifer oft gar zu ungestüm gegen die Evangelischen zu Felde gezogen wäre. Alban Stolz.

Eine andere Abart des kulturhistorischen Romans tritt uns im **ethnographischen** und im **Seeroman** entgegen. Aus der Nähe lenkt dieser den Blick in die Ferne, aus der Heimat in fremde Länder, deren Völker und Kultur er uns vorführt. Seeromane.

Ein beiden Hemisphären angehöriger Dichter, dessen transatlantische Romane denen Coopers wohl an die Seite gestellt werden dürfen, war der unter dem Pseudonym **Charles Sealsfield** schreibende Österreicher Karl Postel (1794—1864). Auf gründlichen Studien beruht insbesondere sein Roman „Der Legitime und die Republikaner," der zur Zeit des Britisch-Amerikanischen Krieges 1812—1814 spielt und den Kampf der Indianer mit den immer tiefer in ihr Gebiet eindringenden Weißen vorzüglich schildert. Sealsfield.

Weit oberflächlicher, aber durch realistische Anschaulichkeit ausgezeichnet sind die Romane des vielgewanderten **Friedrich Gerstäcker**. Sein eigenes rastloses Abenteurerleben spiegelt sich darin ab. Am 16. Mai 1816 zu Hamburg geboren, wanderte er, einundzwanzigjährig, nach Amerika aus. In New York geht sein kleines Kapital schnell zu Ende, und nun erwirbt er sein Brot bald als Matrose oder Heizer auf einem Dampfschiffe, bald als Feldarbeiter auf einer Farm; heute ist er Holzhauer, morgen Goldschmied, dann wieder Pillenschachtelfabrikant. So durchstreift er das ganze Gebiet der Union — von Kanada bis Texas zu Fuß — bald arbeitend, bald in den Urwäldern jagend. Nach fünf Jahren scheint er seßhaft werden zu wollen: er übernimmt ein Hotel zu Pointe Couzee in Louisiana, aber da ergreift ihn das Heimweh und treibt ihn (1843) zurück in die deutsche Heimat. Doch auch hier duldet es ihn nicht lange. 1849 ist er wieder unterwegs: über Rio Janeiro und Valparaiso geht er nach Kalifornien, dann über die Sandwich-Inseln nach Australien, 1852 über Java nach Europa zurück. 1860 und 1861 bereist er Südamerika, 1862 Ägypten und Abessinien; 1867 nochmals Nordamerika. Im folgenden Jahre zurückgekehrt, ließ er sich endlich in Braunschweig nieder, und dort ist er am 31. Mai 1872 gestorben. — Von Reisebeschreibungen („Mississippibilder" — „Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas" ꝛc.), die bei aller Lebendigkeit der Darstellung keine sehr zuverlässige Quelle für die Völkerkunde sind, ging Gerstäcker 1845 zum ethnographischen Romane über und entwickelte darin eine so große Fruchtbarkeit, daß die nach seinem Tode veranstaltete Auswahl seiner Schriften 41 Bände umfaßt. Der Reiz seiner Erzählungen liegt zunächst in dem frischen, breit behaglichen, auf Stil und Komposition nicht sonderlich achtenden Plauderton, der oft an das stark verwickelte „Garn" des Seemanns erinnert und den Mangel an idealer Vertiefung und poetischer Schöpfungskraft, wie an geistreicher Charakteristik vergessen läßt. Eine weitere Anziehungskraft übt das Robinsonartige seiner in Handlung und Personen sich meist stark wiederholenden Geschichten, in denen er am liebsten das Volksleben in den rohen Anfängen der Kultur, in seinen ersten Kämpfen mit der Wildnis u. s. w. darstellt. Endlich sind es die gehäuften Mordszenen, Räuber- und Diebesabenteuer u. dgl., welche die Jugend wie die nach Spannung und Nervenaufregung verlangende Menge fesseln, und das um so mehr, als die Spitze sich häufig sensationell gegen die „Frommen" Gerstäcker.

kehrt. So ist in den „Regulatoren in Arkansas“ die Hauptperson ein heuchlerischer Pastor, der sich zuletzt als Pferdedieb, Räuber und Mörder entpuppt. In „Tahiti“ und in den „Missionären“ wird in einem durch unparteiische, wissenschaftliche Zeugen, wie Darwin (in seiner „Reise eines Naturforschers um die Welt“), längst widerlegten Zerrbilde der angeblich verderbliche Einfluß der bösen Missionäre auf die edlen, gutmütigen Naturvölker und ihre endliche Umkehr zu dem harmlosen Götzendienst und damit zu ihrem „wahren Glück“ geschildert.

Biernatzki. Einen wohlthuenden Gegensatz zu diesen unruhvollen, effekthaschenden Erzeugnissen bilden die Nordseegeschichten des holsteinischen Pfarrers **Chr. Biernatzki** (1795—1840). Seine Novelle „Die Hallig,“ in welcher er höchst anschaulich das merkwürdige Leben auf dem Eiland in der Nordsee und die von ihm auf der Hallig Nordstrandischmoor miterlebte gewaltige Sturmflut in der Nacht vom 3. auf den 4. Februar 1825 schildert, ist insbesondere als vortrefflich hervorzuheben.

H. Smidt. In weiterem Maße baute den Seeroman der Holsteiner **Heinrich Smidt** (1798 bis 1867) aus, der zehn Jahre lang auf allen Meeren als Matrose bis zum Steuermann umhergefahren war, danach studiert und sich ganz der Litteratur gewidmet hatte. So vorübergehend der Wert seiner sehr zahlreichen Arbeiten ist, durch seine Seeromane lenkte er doch den Blick der Binnenländer hinaus auf den Ozean und mahnte als einer der ersten an die unserem Vaterlande aus seinen ausgedehnten Küsten erwachsenden seemännischen Aufgaben. Sein brandenburgischer Seeroman „Berlin und Westafrika“ (1847), in dem er den leider gescheiterten Versuch des Großen Kurfürsten, eine brandenburgische Marine zu begründen, erzählt, ist in dieser Beziehung namentlich äußerst beachtenswert.

Zeitroman. Den vornehmsten Rang in der modernen Prosadichtung nimmt der **Zeitroman** — „das Kulturgemälde der Gegenwart,“ wie man ihn genannt hat — ein. Er ist fast immer Tendenzroman und wird nur in wenigen Fällen unseren Nachkommen ein unparteiisch treues, ungetrübtes Bild der sozialen, politischen und kirchlichen Zustände unserer Zeit überliefern. Dazu verherrlicht er in einseitiger Weise die Emanzipation, indem er „unermüdlich, bald mit Recht, bald mit Unrecht, seine Angriffe richtet gegen veraltete Institutionen, Gesetze und Gebräuche, welche das Individuum in der einen oder anderen Beziehung angeblich tyrannisieren,“ es aber nur zu oft verabsäumt, in die Tiefen der Herzen hinabzusteigen und auch die Schattenseiten der Emanzipation zu schildern.

Gutzkows Romane. Der eigentliche Vater des modernen Zeitromans ist **Gutzkow**, obgleich man Goethes, Tiecks und Immermanns Romane schon Vorläufer desselben nennen kann. Was Gutzkow in den novellistischen Werken seiner ersten Periode (S. 650 ff.) geschaffen hatte, waren nur Präludien zu dem großen neunbändigen Roman, womit er — nach langjähriger Pause — das deutsche Volk überraschte. Es waren die vielgerühmten „**Ritter vom Geist**,“ die er am Pfingsttage 1850 von Dresden mit einem langen „Vorwort“ in die Welt entsandte.

Ritter vom Geist. Dieses „Vorwort“ hob mit dem tröstlichen Zuspruche an: „Es wird eine lange, weite Wanderung werden, lieber Leser, zu der ich dich hiermit einlade! Rüste dich mit Geduld, mit geschäftslosen Sonntagsvormittagen, einem gut aushaltenden Gedächtnis! Vergiß morgen nicht, was ich dir heute erzählt habe! ꝛc.“ Es sollte mit diesem Werke eine durchaus neue Gattung eingeführt werden. „Der frühere Roman,“ sagt Gutzkow weiterhin, habe das Nacheinander kunstvoll verschlungener Begebenheiten dargestellt, der neue Roman sei dagegen der Roman des Nebeneinander!“ Neunzehn Jahre später (1869) hat er die neun Bände der ersten Auflage auf vier zusammen-

gestrichen, ohne daß darum — wie er naiv zugesteht — „für die Vollständigkeit des Ganzen irgend eine nennenswerte Einbuße geschah!“ Er deutet an, daß er sich zu dieser Umarbeitung aus Mitleid mit dem nachwachsenden, weniger geduldigen Geschlechte entschlossen habe. Die fünfzehnjährige Pause, welche zwischen der neunbändigen und der vierbändigen Ausgabe lag, ließe freilich auch eine andere Motivierung nicht unmöglich erscheinen. Jedenfalls kann man ihm für diesen Akt der Selbstverleugnung nur dankbar sein.

Die Zeit, die Gutzkow in diesem Roman schildert, ist nach seiner eigenen Aussage „die Reaktionszeit von 1849—51“ und zwar will er darin eine „unmittelbar dem Leben entnommene Chronik im Rahmen eines „Phantasiebildes, ja einer Art Allegorie“ der jüngeren Generation darbieten. Es wird nicht geleugnet werden können, daß manche Züge des von Gutzkow entworfenen Gemäldes mit dem ihm eigenen Talente der feinen Weltbeobachtung getreu nach dem Leben dargestellt sind, aber dennoch ist das Ganze kein Spiegelbild der von ihm gewählten Zeit, sondern ein offenbares Zerrbild derselben. In dunkelster Beleuchtung werden die verschiedenen Zeiterscheinungen als Produkte des Polizeistaates vorgeführt und darin die absolute Fäulnis von Gesellschaft und Staat angeblich nachgewiesen. Noch schlimmer als die sozialen und politischen Verhältnisse kommen das Christentum und die Kirche fort. Beides gilt Gutzkow als ein völlig überwundener Standpunkt. „Wir haben eine Religion,“ läßt er seinen vornehmsten Helden, Dankmar von Wildungen, sagen, die „christliche, die in ihrer eigentlichen Bedeutung nur noch wenige bindet. Man sieht sich in den Kirchen, man befolgt den Ritus seiner Konfession, man erklärt sich immerhin auch leidenschaftlich für den Namen des Heilandes, doch legt sich jeder die Bedeutung desselben anders aus, und eigentliche Christen gibt es gar nicht mehr.“ Natürlich nicht, denn wo eine seiner Figuren religiöse Anwandlungen hat, ist es stets ein Schurke und Heuchler! — Um nun diese unhaltbaren Zustände zu bessern, will Dankmar von Wildungen eine auf mehrere Millionen sich belaufende Erbschaft aus der Hinterlassenschaft des Tempelherrenordens, die er nach langem Prozessieren endlich gewonnen hat, dazu anwenden, um einen neuaufgewärmten Illuminaten- und Freimaurerorden zu stiften, der alle an die fortschreitende Entwickelung der Menschheit Glaubenden ohne formuliertes Glaubensbekenntnis, unabhängig von Religion, Sitte, Staat vereinen soll. Das ist nun der Bund der sog. „Ritter vom Geist“ — „ein Bund des allgemeinen Menschengeistes gegen den Mißbrauch der physischen Gewalt!“ In der „Weiherede“ des Bundes sagt Dankmar u. a.: „Die Ritter vom Geiste sind die neuen Templer. Sie haben den Tempel zu schützen und zu bewachen, den die Menschheit zu Ehren Gottes auf Erden zu erbauen hat. Ihre Waffe ist der Geist. Ihr Leben ist die innere Mission eines Kreuzzuges gegen die Feinde dieses Gottestempels. Der Geist als Lehre ist die Wissenschaft. Der Geist als Glaube ist die Gesinnung. Den Geist, der dem Verstande entstammt, kann niemand bannen, niemand zum einheitlichen Gedanken eines Bundes machen wollen. Der Geist aber, der dem Herzen entstammt, ist ein Wecker zu den edelsten Verpflichtungen. — — — Religion, das Bindende, das Gleichgesellende, ist auch ein Bedürfnis unserer Epoche. Nur befriedigt es nicht innerhalb des alten Zwanges und der alten Dogmen. Man binde sich auf den Glauben an unsere Freiheit, auf den Glauben an den Geist, auf die gleiche Gesinnung! Aus solcher Grundlage, aus so geackertem, gesäetem Boden, muß eine gute Frucht hervorgehen. Ritter vom Geiste sind Mitglieder eines geheimen Bundes, den ich lieber Brüder vom Geiste nennen würde, wenn ich nicht streitbare gewaffnete Brüder begehrte. — — — Jetzt sieht man Kämpfer, die kämpfen müssen aus Ehrgefühl! Jetzt wird es heißen: Nicht mehr beten für die gute Sache sollt ihr, sondern auch für sie arbeiten! — Die Ritter vom Geiste streiten, sichtbar und unsichtbar, allein für die Gesinnung, für nichts also, was sich als positive Schöpfung ankündigt.“

Dieser schöngeistige Bund von Phrasenhelden ist sehr stark im Reden, sehr schwach im Thun und erreicht auch nichts; selbst Gutzkows Gesinnungsgenossen und Bewunderer gestehen zu, daß seine Mitglieder „zumeist halbfertige Menschen und ihre Ideale so schillernd und unklar sind, wie sie selbst."

Zauberer von Rom.

Ein zweiter, ebenfalls neunbändiger Roman des „Nebeneinander" aus Gutzkows fleißiger Feder behandelt den deutschen Katholizismus; es war **„der Zauberer von Rom,"** eine Dichtung, die nach der Vorrede zur zweiten Auflage „zu einem geläuterten, von Rom befreiten Katholizismus" führen soll, ohne sich jedoch an den Protestantismus anzuschließen, weil derselbe auch entartet sei. Als Ziel dieser Erneuerung scheint Gutzkow so etwas wie die Religionsgestaltung der Waldenser vorzuschweben. Die Geschichte spielt an den Hauptstätten des Katholizismus, in Westfalen, Köln, Wien, Rom, und beabsichtigt, in einer geradezu verwirrenden Überfülle von Personen und Intriguen sämtliche Schäden der römischen Kirche und ihre schlimmen Folgen aufzudecken. Alle möglichen Schattierungen des modernen Katholizismus sind darin vertreten: im Mittelpunkt steht die ideale Gestalt des Priesters Bonaventura, der in treuem kindlichen Glauben seiner Kirche dient, über dem aber ein entsetzliches Geheimnis drohend schwebt. Er ist nämlich von einem jüdischen Proselyten getauft, der als Priester — aus Haß gegen die ihm innerlich nie erschlossene Kirche — jede geistliche Handlung „mit der Absicht vollzogen hat, sie nicht zu vollziehen," wodurch sie, nach katholischer Lehre, ungültig ist. So muß denn Bonaventura, als sich ihm das alles enthüllt, einsehen, daß er gar nicht wirklich getauft, also gar nicht Christ ist! In Verzweiflung irrt er lange umher, bis er endlich Trost findet in einer geheimen Waldensersekte, einem pantheistisch-mystischen Geheimbunde! — Abgesehen von der Schwierigkeit, sich in dem Labyrinth der unzähligen Fäden dieses umfangreichen Buches zurechtzufinden, wird der Leser noch fortwährend gestört durch die unangenehme eitle Manier des Verfassers, seine gelehrten Kenntnisse zur Schau zu stellen. Übrigens ist auch für einen nichtkatholischen Leser die zu stark hervortretende Absichtlichkeit verstimmend.

Diakonissin.

Dennoch kam im „Zauberer von Rom" der Katholizismus gnädig davon im Verhältnis zu unserer evangelischen Kirche, aus deren neuester segensreicher Entwickelung Gutzkow in einer Novelle **„Die Diakonissin"** ein tendenziöses widerliches Zerrbild seiner ihm gläubig lauschenden Lesergemeinde darbot, das man — um es milde zu beurteilen — nur aus einer allerdings seltsamen Unbekanntschaft mit der ganzen Entstehung, Entwickelung und dem gegenwärtigen Bestande des Diakonissenwerkes herleiten kann.

Söhne Pestalozzis.

Im Jahre 1870 gab Gutzkow einen pädagogischen Roman heraus: **„Die Söhne Pestalozzis"** — ein Seitenstück zu „Blasedow und seine Söhne," welcher die Geschichte Kaspar Hausers zum Vorwurf hat. Der Kampf Lienhard Nesselborns, eines Pestalozzianers, mit den „Schulmodulativen" und ähnliche polemische Auseinandersetzungen mit der neueren Entwickelung des Volksschulwesens spielen aber darin eine größere Rolle, als der innere Bildungsgang des merkwürdig geheimnisvollen Zöglings. — Seltsam klingt gegenüber den darin entwickelten pädagogischen Ideen, was Gutzkow in der umfangreichen Vorrede zu der zweiten Auflage eines fünf Jahre

Neue Serapionsbrüder.

später erschienenen Romans: **„Die neuen Serapionsbrüder"** über das heutige Pädagogentum sagt. Da heißt es: „Die Schule soll wirken! Du lieber Himmel! Die deutsche Schule, sie taugt ja selber nichts. Sie ist die wahre Pflanzstätte des Dünkels, der Blähsucht, der Gemütsleere, des Pietätsmangels. Nehme man doch die meisten modernen Lehrer! Wo ist denn da ein Funke von Demut? Alles wissen ja die Herren. Alles können sie. Die Schullehrer haben Königgrätz gewonnen, Wörth und Sedan. Was kann aus der Schule anders kommen als Prahlsucht? unser grassierender Streberdrang? stetes Drängeln? Unsere ganze wissenschaftliche Gegenwart sogar auf den Universitäten ist Drängeln." Nicht minder charakteristisch ist es auch, daß er in derselben Vorrede eine scharfe Anklage wider die deutschen Witzblätter richtet, nachdem er die Harm-

losigkeit des englischen „Punch“ rühmend hervorgehoben. „Was aber bei uns?“ ruft er aus. „Eine fortwährende höhnische Sucht auf Persönlichkeiten! Ein ewiges Karikieren und Nergeln an den Parteigegnern! Erzieht das ein Volk? Ungroßmütiger Mißbrauch der Presse und des Zeichenstiftes: ist das eine Schule des Edelmuts? ..... Die methodische Erziehung des Volkes zum Gemeinen, Unedlen, Pietätlosen liegt auf der Hand. Ist die beständige Karikierung der Priester, Windthorsts und anderer Persönlichkeiten nicht eine wahre Gemeinheit? Und der fortwährende Triumph anderer Personen nicht die erbärmlichste Anleitung zur hündischen Schmeichelei und Gesinnungslosigkeit? Alle Sprungfedern der sittlichen Haltung eines Volkes sind bei uns losgelassen wie bei einem Diwan, der repariert werden soll. Alles zittert ohne Halt in der Luft.“ Das letzte Werk, welches Gutzkow im Leben beschäftigt, war die Umarbeitung eines kulturhistorischen Romans, der die Reihe der obenerwähnten Zeitromane im Jahre 1872 unterbrochen hatte. „**Hohenschwangau**,“ das er selbst im Titel als „Roman und Geschichte“ charakterisierte, war ein verworren-gelehrtes, ziemlich ungenießbares Werk. Er suchte es deshalb durch Entfernung des historischen „Zuviel“ genießbarer zu machen; darüber raffte ihn der Tod hinweg. Von einem Breslauer Schriftsteller ist die Bearbeitung zu Ende gebracht, und das Werk in seiner neuen Gestalt unter dem Titel „Der Paumgartner von Hohenschwangau“ veröffentlicht worden. Künstlerisch hat der Roman dadurch entschieden gewonnen; auch das Augsburger Patrizierleben im Reformationszeitalter ist anziehend geschildert — eine auf den eigentlichen Herzensgrund gehende Erfassung der Reformationsbewegung wird man bei Gutzkows Stellung zum Christentum nicht erwarten. Hohenschwangau.

Abgesehen von der Tendenz seiner Romane wird man Gutzkow zugestehen müssen, daß dieselben manche schöne Einzelheiten, geistreiche Gedanken, packende Szenen und fesselnde Schilderungen enthalten; aber sie leiden allzumal unter dem Vorherrschen der kritischen Reflexion und der die frische Ursprünglichkeit vertretenden Absichtlichkeit. „Die Phantasie,“ sagt Hillebrand von Gutzkows Dichtung, „übergibt ihre kunstbildende Rolle dem Verstande, welcher, oft geschickt genug, den Schein der Dichtung sich anzueignen weiß.“ Am merkwürdigsten ist aber die Selbsttäuschung, in welcher Gutzkow von sich selbst (im „Dionysius Longinus,“ vgl. S. 657) sagen konnte: „Den latenten Lyriker wird jeder feinere Kunstrichter aus allen meinen Schriften herausfinden.“

Ein echter und voller Dichter tritt uns dagegen in einem Zeitroman entgegen, der fünf Jahre später als „Die Ritter vom Geiste“, 1855 erschien und seitdem von Jahr zu Jahr fast an Beliebtheit gewann, so daß er 1888 — für einen Roman in Deutschland etwas Unerhörtes — bereits seine dreiunddreißigste Auflage und damit das hundertste Tausend erlebt hat. Es ist der Roman: „Soll und Haben,“ ein Lieblingsbuch der Zeitgenossen, das nächst den „Journalisten“ **Gustav Freytags** Ruhm begründet hat und ihn auch vielleicht am sichersten der Nachwelt überliefern wird. 1864 erst folgte der zweite Roman: „Die verlorene Handschrift,“ der einen weniger durchschlagenden Erfolg hatte. Gustav Freytags Zeitromane.

Nach Alfred Doves Mitteilungen empfing Freytag bereits in den Breslauer Studentenjahren Anregungen, welche in diesen beiden Romanen zur Verwendung gekommen sind. Mit Kommilitonen verlebte er die Ferien damals auf dem stattlichen Gute Wollup und „trug dort von der Landwirtschaft im großen Stil Anschauungen und Kenntnisse davon, die hernachmals zwar den Freiherrn von Rothsattel nicht vor dem verdienten ökonomischen Ruin bewahren konnten, wohl aber auf die innere und äußere Mitgift der Frau Ilse Werner gleich erfreulich eingewirkt haben.“ In Breslau Zur Entstehung.

selbst war er der stets willkommene Gastfreund des Hauses Molinari, das unter der Romanfirma T. O. Schröter seither einen dichterischen Weltruf erlangt hat. In der Leipziger Zeit ging dann von dem berühmten Germanisten Moritz Haupt die erste Ermunterung zu „Soll und Haben" aus. „Einige Jahre zuvor," erzählt Freytag selbst, „hatte Haupt mich eines Abends beim Weinglase plötzlich aufgefordert, einen Roman zu schreiben. Dies stimmte zu stillen Gedanken, und ich hatte ihm zugesagt." Dazu kam noch eine Äußerung Julian Schmidts, der ja in erster Linie zu dem Leipziger Freundeskreise gehörte. Julian Schmidt hatte einmal geäußert, der „Roman solle das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit." Diesem Winke folgten die beiden ersten Romane Freytags, die man modern-soziale nennen könnte. Der erstgenannte nahm die materielle Arbeit des Kaufmanns, der zweite die geistige des Gelehrten zum Vorwurf. Beide stehen auf dem Boden des Realismus, d. h. sie führen ungeschminkt in das wirkliche Leben ein. Man sagt sogar von den Hauptfiguren — auch außer Molinari-Schröter —, daß sie treue, in Breslau und Leipzig leicht zu erkennende Porträts seien. Jedenfalls sind es Menschen von Fleisch und Blut, darin liegt ihre Anziehungskraft; nicht, wie man behauptet hat, in ihrer tendenziösen Auswahl. Dennoch sind sie nicht ganz frei von bestimmten Tendenzen, wenn dieselben auch nicht sich vordrängen und am allerwenigsten darin bestehen, gegen Adel und Fürsten aufzureizen, wie ganz ernstlich behauptet worden ist.

Soll und Haben.

In „**Soll und Haben**" wird der durch das Haus T. O. Schröter vertretene Kaufmannsstand in seiner strengen bürgerlichen Rechtlichkeit auf Kosten des durch den Freiherrn von Rothsattel und seine Familie vertretenen gesunkenen Adels verherrlicht. Selbst das schmutzige Wuchertum der Juden, das durch Ehrenthal und Veitel Itzig charakteristisch beleuchtet wird, ist nur „die Schmarotzerpflanze, die aus der ungesunden Selbstsucht des Adels aufwächst," wie Julian Schmidt es ausdrückt. Dennoch trägt ein Adliger den endlichen Triumph davon: Fritz von Fink. Dieser, der Sohn eines reichen Hamburger Kaufmanns, Volontär im Hause Schröter, soll dort gründlich und stetig arbeiten lernen. In Amerika, wohin ihn der Tod seines Oheims ruft, wird diese Schule fortgesetzt, er lernt tüchtig zugreifen und sieht ein, daß bei jedem Unternehmen nur das Reelle bleibend gedeiht; „er wendet die Manchesterlehren auf das adelige Geschäft des Ackerbaues an, aber er verlernt nicht, die Waffen zu führen." So vermag er es, dem Freiherrn zu helfen; er übernimmt das Gut und führt die Braut (Leonore von Rothsattel) heim, während der bürgerliche Anton Wohlfahrt die wirtschaftliche Schwester seines Prinzipals heiratet. Gegenüber der tendenzmäßigen Vergötterung des Judentums und der Polen, welche in Poesie und Prosa so lange sich in der Litteratur breit gemacht hatten, thut es wohl, hier einmal nüchterne, lebenstreue Darstellungen des an unserem Volksmark nagenden Schmarotzertums der jüdischen Wucher- und Bankierwirtschaft, wie des wahren Kerns der polnischen Insurrektion anzutreffen.

Moritz Haupt.

„Zu der ‚Verlorenen Handschrift'," erzählt Freytag, „mußte Moritz Haupt stärker beisteuern. Zwar in dem Charakter von Felix Werner ist nur so viel von seiner Art und Weise zu finden, als ein Poet von dem Wesen eines wirklichen Menschen aufnehmen darf, ohne sich die Freiheit des Schaffens zu beeinträchtigen und ohne einem anderen durch Indiskretion und Unzartheit unrecht zu thun. Eine gewisse immerhin entfernte Ähnlichkeit hat Haupt selbst mit Behagen empfunden, und dieser Gemütsstimmung gab er in seiner Weise dadurch Ausdruck, daß er sich zuweilen bei Zusendung seiner Berliner Programme auf diesen als ‚Magister Knips' verzeichnete, zumal seit er über den Ammian gekommen war. Aber in anderer Art hat er zu der Fabel des Romans geholfen; denn als wir einmal zu Leipzig allein miteinander an einem kühlen Orte saßen, offenbarte er mir bei der zweiten Flasche im höchsten Vertrauen, daß in irgend einer westfälischen kleinen Stadt auf dem Boden eines alten Hauses die Reste

einer alten Klosterbibliothek lägen. Es sei wohl möglich, daß darunter noch eine Handschrift verlorener Dekaden des Livius stecke. Der Herr dieser Schätze aber sei ein ganz knurriger, unzugänglicher Mann, wie er in Erfahrung gebracht habe. Darauf machte ich ihm den Vorschlag, daß wir zusammen nach dem geheimnisvollen Hause reisen und den alten Herrn rühren, verführen, im Notfall exmittieren wollten, um den Schatz zu heben. Weil er nun zu meinen dramatischen Qualitäten einiges Zutrauen hatte und wohl wußte, daß ich ihm in der Bereitung von Bowlen und anderen Verführungskünsten über war, so war er damit einverstanden, und wir kosteten das Vergnügen, den Livius für die Nachwelt dicker zu machen, als er ohnedies schon ist, recht gewissenhaft und fröhlich durch. Aus der Reise wurde nichts, aber die Erinnerung an jene projektierte Fahrt hat zu der Handlung des Romans beigesteuert. Sonst hat Haupt zu den Situationen der Erzählung nirgends beigetragen, er hat keinen Knips und keinen Fürsten zerknirscht, und die liebenswerten Frauen, welche Licht in sein Hausleben trugen, hatten nichts mit Frau Ilse zu schaffen."

In der **„Verlorenen Handschrift"** sind es Gelehrtentum und Hofwelt, die im Konflikt dargestellt werden. Beide sind etwas überzeichnet, und die Liebesintrigue am Hofe entspricht kaum mehr unseren heutigen Verhältnissen. Professor Werner findet auf der krankhaften Jagd nach einer verlorenen Handschrift des Taeitus ein reizend anmutiges Geschöpf, Ilse, eines Landmanns Tochter, heiratet sie, und ist nahe daran, sie zu verlieren, weil er über seiner fortgesetzten Suche nicht sieht, wie der Fürst, an dessen Hof er mittlerweile gekommen ist, begehrliche Blicke auf sein schönes Weib geworfen hat, und weil er die dringendsten Pflichten gegen ihre Ehre versäumt. In diesem Konflikt geht der Fürst, der die gemeinsten Mittel nicht scheut, um sein Ziel zu erreichen, zu Grunde, und die beiden Ehegatten finden sich wieder: die Geburt eines Kindes tröstet den Professor über die unauffindbare Handschrift. Lose mit der Hauptgeschichte verbunden ist die im glücklichsten Humor durchgeführte Schilderung der zwei feindlichen Häuser Hahn und Hummel, die schließlich durch eine Heirat der einzigen Tochter hüben und des einzigen Sohnes drüben versöhnt werden. Verlorene Handschrift.

Wehmütig berührt ein gewisser Zug in beiden Romanen, der an die moralisierende Poesie der Rationalistenschule des XVIII. Jahrhunderts erinnert. Namentlich leidet die anmutvolle Erscheinung Ilses darunter. Durch ihres Mannes Einfluß ist sie soweit gekommen, in der Stunde höchster Angst zweifelnd vor ihrer Bibel zu sitzen und zu klagen: „Das kindliche Vertrauen habe ich verloren, und was ich dafür erhalten, ich fühle, daß es vor Unsicherheit nicht schützt." Ihre „Gewissenskämpfe einzeln aufzuzählen, wollte der leichtgebauten Erzählung nicht geziemen," meint der Autor; und er mag recht haben. Anderseits wird es nicht klar, was er unter ihrer „inneren Befreiung" versteht, die „aus dem Wiederschein ihrer Gedanken sichtbar werden" soll. Ob dieses nebelhafte Gedankenbild ihr wohl in weiteren Stürmen des Lebens von Nutzen sein kann?

Auch **Levin Schücking** (geb. am 6. September 1814 in dem damals zum Herzogtum Aremberg gehörenden Meppen, lebte seit 1852 teils auf der Besitzung seiner Familie Sassenberg bei Münster i. W., teils in Münster, † 31. Aug. 1883 in Pyrmont) huldigt in seinen zahlreichen Novellen und Romanen der modernen Zeitströmung. „Der Grundgedanke meiner Schriften," sagt er selbst, „ist Emanzipation des Menschen im allgemeinen und der Frau insbesondere von den Fesseln jener Anschauungen und Lebensverhältnisse, die das Individuum in seinem Selbstbestimmungsrechte beschränken und es hindern, sich seiner Natur gemäß zu echtem Menschentum zu entwickeln. Es hängt das zusammen mit jenem angeborenen Unabhängigkeitsbedürfnis des Westfalen, der bei einer in sich gekehrten Natur wenig von der Welt verlangt, dafür aber auch sich zornig aufbäumt, wenn die Welt in sein Wesen eingreifen will." Wie oft man sich dabei nun auch mit ihm im Widerspruch befinden mag, das muß man ihm Schücking.

zugestehen, er führt seine Tendenz niemals in der zudringlich verstimmenden Weise so mancher seiner Kollegen von der Feder durch, und solange er auf seiner heimatlichen „roten Erde" bleibt, sind seine Charaktere von echter Lebenswahrheit und reihen sich dem Hofschulzen in Immermanns „Münchhausen" würdig an. Als besonders vortrefflich in diesem Stücke sei genannt aus seiner ersten Dichterzeit (1849): „Ein Sohn des Volkes," worin der schroffe Gegensatz zwischen der altererbten Sitte der westfälischen Bauern und der modernen, alles nivellierenden, Vaterland und Recht mißachtenden Aufklärung, in trefflich anschaulicher und wirksamer Weise zur Darstellung gebracht wird. Stärker tritt die Tendenz in den „Ritterbürtigen" hervor, deren Grundgedanke, „die Befreiung des Standes von seiner eigenen Tyrannei und Abgeschlossenheit", in humoristischen Charakterbildern und Szenen durchgeführt wird. Unter den zahlreichen Werken, welche Schücking in den letzten Jahren seines Lebens veröffentlicht hat, dürften zwei Romane, „Schloß Dornegge, oder der Weg zum Glück" und „Das Recht des Lebenden", den ersten Rang einnehmen. Im ersten werden an dem etwas abenteuerlichen Lebensgange einer steinreichen Erbin, Eugenie von Chevandin, die Konflikte zwischen der traditionellen Mädchenerziehung und dem modernen Frauenstreben nach höherer Erkenntnis dargestellt. Der zweite Roman führt uns eine alte Familiengeschichte vor, die aus der Zeit des siebenjährigen Krieges bis in die Gegenwart hineinreicht und in der es sich um erbschaftliche Verwickelungen handelt. Das westfälische Lokalkolorit mit Hörigen, Hofbauern, Baronen, auch einem „Femgericht der Wissenden" ist darin wieder ganz ausgezeichnet.

A. Meißner.

Der als politischer Dichter (S. 695 f.) und Dramatiker (S. 740) uns schon bekannte **Alfred Meißner** ist hier noch einmal als Verfasser von Zeitromanen zu nennen. Unter denselben vertritt „Die Sansara" das Emanzipationsgenre: einem Don Juan, dessen ruchloses, wüstes Leben zuerst in glänzendster, ja verherrlichender Beleuchtung erscheint, wird auf eine etwas sentimentale Buße hin leichte Absolution und zum Schluß ein ganz ungetrübtes Glück zuerteilt. Die Mehrzahl seiner Romane („Schwarzgelb" — „Babel" — „Die Kinder Roms" ꝛc.) sind politischer Art, und stellen österreichische Zustände älterer und neuerer Zeit mit tendenziöser Färbung und spannenden Sensationsmotiven dar.

Unter den zahllosen Mitstrebenden auf dem Gebiete des Zeitromans verdienen ferner zwei klassische Erzähler eine eingehende Würdigung: **Spielhagen** und **Heyse**, in deren Dichtungen das moderne Zeitbewußtsein am schärfsten ausgeprägt hervortritt.

Spielhagen.

Friedrich Spielhagen, geboren 24. Februar 1829 zu Magdeburg, kam in seinem sechsten Lebensjahre nach Stralsund, wohin sein Vater als Regierungs- und Baurat versetzt war. Dort wurde er mit dem Lande und dem Volksstamm bekannt und vertraut, welche späterhin in fast allen seinen Romanen ihm Lokalfarbe und Charaktere liefern mußten, dort lernte er das Meer kennen und lieben, das er so meisterhaft in der „Sturmflut" geschildert hat. In Berlin, Bonn und Greifswald studierte er zuerst die Rechte, ging aber bald zu philosophischen und schönwissenschaftlichen Studien über, dachte vorübergehend an eine akademische Thätigkeit in Leipzig, entschied sich jedoch nach dem plötzlichen Tode seines Vaters für die ausschließliche Schriftstellerlaufbahn. Von 1860 bis 1862 redigierte er in Hannover das Feuilleton der „Zeitung für Norddeutschland," dann siedelte er nach Berlin über, wo er seitdem seinem dichterischen Schaffen lebt.

Spielhagen trat zuerst auf mit den kleinen Novellen: „Clara Vere" (1857) und „Auf der Düne" (1858), in denen ein geübtes Auge wohl bereits das ungewöhnliche Talent des Verfassers zu erkennen vermochte, die indes von der Kritik meist mißachtend aufgenommen wurden. Seinen Ruf begründete er aber sofort durch den Roman „**Problematische**

Naturen“ im J. 1860, der in einem zweiten „Durch Nacht zum Licht“ Fortsetzung und Abschluß fand. Als Motto des ersteren hatte er Goethes Wort aus „Wahrheit und Dichtung“ gewählt: „Es gibt problematische Naturen, welche keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.“ Es handelt sich also, wie in Goethes Romanen, um eine geistige Krankheit, die in der modernen Welt häufiger auftritt, als in irgend einer früheren Epoche. Sie kommt insbesondere in dem Helden des Romans, Oswald Stein, einem der seitdem so beliebt gewordenen interessanten Hauslehrer, zur Erscheinung. Aber der hoffnungsvoll klingende Titel: „Durch Nacht zum Licht,“ der also die Heilung und Rettung in Aussicht stellt, verwirklicht sich an und in ihm keineswegs. Oder ist das Ende dieses schönen und geistreichen Don Juan, der durch die Unstätigkeit seines Wesens sich von jeder neuen Erscheinung hinreißen läßt und zuletzt auf den Barrikaden umkommt, etwa eine lichtvolle Lösung? Der Verfasser, der durch sein glänzendes Erzählertalent gewiß viele Leser hingerissen hat, scheint es zu glauben; er erblickt in dem Untergange dieser „catilinarischen Existenz“ eine Heldenthat, eine Art Martyrium. Welcher tiefer Denkende wird es ihm aber zugeben? Dazu kommt die parteimäßige tendenziöse Färbung, die sich in diesem ersten Doppelroman und noch stärker in dem nächstfolgenden „**Die von Hohenstein**“ kundgibt. Sie ist aus dem Haß gegen den Adel und gegen die Geistlichkeit geboren und stellt deshalb diese beiden Klassen wie in einem Vexierspiegel dar. Es sind Zerrbilder, die er zeichnet, — seine Junker sind fast sämtlich Narren oder Verbrecher oder auch beides, seine Pfarrer sind immer Heuchler. Jeder versöhnende, ausgleichende Zug, jeder Versuch, die verabscheuten Gegner innerlich zu verstehen, fehlt ganz und gar. „Das pommersche und märkische Junkertum,“ sagt ein berufener Kritiker, der Spielhagens großem Talent vollkommen Gerechtigkeit widerfahren läßt, „hat zum guten Teil Preußen zu dem gemacht, was es ist, und doch, wie kommt es bei Spielhagen weg? Der deutschen evangelischen Geistlichkeit verdanken wir den größten Teil unserer Kultur, — wie erscheint sie bei Spielhagen? Wie die Grenwitz und ihre Standesgenossen sich räuspern und spucken, hat der Dichter ihnen abgesehen, aber in ihren Geist ist er keineswegs eingedrungen; wie alle die schneidigen Generale aus diesen Kreisen hervorgehen konnten, hat er nicht verstanden. Jene Geistlichen, in denen so viel Treue und Selbstlosigkeit, so viel Hingebung, so viel Liebe lebt, erscheinen ihm immer nur als speichelleckerische Zeloten!“ Aber auch Spielhagens Helden, die er sich als Vertreter der Zukunft denkt, sind im Grunde nicht besser — es ist nicht einmal der Haß gegen den Adel, der sie innerlich erfüllt, es ist der Neid, der sie aufstachelt. „Diese aristokratisch angelegten Naturen,“ bemerkt Julian Schmidt ganz treffend, „haben eine krankhafte Sehnsucht

Problematische Naturen.

Abb. 258. Friedrich Spielhagen.

nach seinen, eleganten Umgebungen, es zieht sie in den Salon, an den Hof; einer fein geputzten Gräfin widerstehen sie nicht leicht, selbst für das Verständnis ihres Gemüts bedürfen sie einer Frauenseele, deren parfümiertes Empfinden nur aus dem Luxus aufwächst, und nicht selten entpuppt sich der Führer der Demokratie mit einem gewissen Behagen als Bastard eines Edelmannes!"

In Reih und Glied.

Die Mischung aus Porträt und Phantasiebild, welche sich in den vorbesprochenen Werken Spielhagens findet, tritt uns auch in seinem Roman: **„In Reih und Glied"** entgegen. Ferdinand Lassalle, der berühmte Sozialist, ist offenbar das Urbild Leos, dessen Prinzipien ebensosehr an jenen erinnern, wie sein Tod im Zweikampf. Leo, von Jugend auf Sozialist, nimmt teil an einem Bauernaufstande, muß nach Amerika flüchten, von wo er nach sieben Jahren zurückkehrt. Es gelingt ihm, einen Fürsten für seine Prinzipien zu gewinnen — gemeinsam wollen beide nun die Geldmacht bekämpfen, die Herrschaft des Kapitals vernichten — ein solchen Ideen günstiges Ministerium wird von Leo beherrscht — allerhand geschieht, um die Lage der Arbeiter zu verbessern —, aber seine Absichten werden verkannt, seine Schöpfungen stoßen auf Widerspruch, alle seine Pläne scheitern, denn die Arbeiter selbst erheben sich, und als der König ihn fallen läßt, ist es vollends mit Leos Macht zu Ende. Er verlobt sich mit einem koketten Mädchen, nachdem er ein geistig bedeutendes und ihm ebenbürtiges aufgegeben, und kommt im Zweikampf mit einem der Arbeiterfrage ganz fernstehenden Manne um. — Das Prinzip der Staatshilfe hat sich nicht bewährt; das der Selbsthilfe kann nach des Verfassers Ansicht allein die soziale Frage lösen — so heißt es, den Titel ausführend zum Schluß: „Nicht tragen sollt ihr einander, sondern stützen und schützen, wie die Bäume im Walde, wie Soldaten in Reih und Glied. Denn wenn jeder redlich sich selbst zu helfen versucht, wird er auch den andern helfen können, wo es not thut." Den Thatbeweis dafür hat freilich der Roman nicht geliefert, in dem aber jedenfalls ein farbenreiches, fesselndes Zeitbild uns dargeboten wird.

Hammer u. Amboß.

Verwandte Gedanken behandelt Spielhagen in seinem Roman: **„Hammer und Amboß"**; denn der Held desselben, der, nach einem abenteuerlichen Jugendleben ins Zuchthaus gesperrt, bei einem Aufstande der Gefangenen mit Lebensgefahr den Direktor errettet, wird Arbeiter in einer Maschinenfabrik, dann technischer Leiter derselben und gibt am Schluß jedem seiner Arbeiter im Verhältnis seiner Leistungen einen Anteil an dem Reingewinn der Fabrik. Der Grundgedanke des Romans ist übrigens: den Kampf zwischen Hammer und Amboß, d. h. zwischen der „dominierenden und der unterdrückten Kaste," der aus den Adelsinstitutionen, Heereseinrichtungen, Arbeiterzuständen resultiert, zum Austrag zu bringen. „Überall die bange Wahl, ob wir Hammer sein wollen oder Amboß," sagt der humane Zuchthausdirektor von Zehren und entscheidet sich dafür: „Nicht Hammer oder Amboß — Hammer und Amboß muß es heißen, denn jedwedes Ding und jeder Mensch in jedem Augenblicke ist beides zu gleicher Zeit." Es dürfte indes schwer sein, diesen Gedanken als den roten Faden des Buches nachzuweisen und dadurch den Titel zu motivieren, aber Spielhagen weiß so fesselnd zu erzählen, die Handlung so spannend zu entwickeln, für seine Personen ein solches Interesse zu erwecken, daß man darüber alle Mängel der Komposition, der leitenden Idee, der Charakterzeichnung vergißt.

Sturmflut.

Unter den neuesten Romanen Spielhagens bezeichnet **„Sturmflut"** einen entschiedenen Fortschritt. Die künstlerische Anlage ist meisterhaft, der Gedanke, die Sturmflut der Elemente in Parallele zu stellen mit der sozialen, durch die französischen Milliarden heraufbeschworenen, ist ein vortrefflicher. Gleich im Anfang tritt derselbe hervor, und bis zum Schluß wird er fest durchgeführt. Im großen und ganzen ist auch die Zeichnung des Gründertums gut gelungen, nur hätte man als ihren Hauptvertreter eine andere Gestalt wünschen mögen, als den elenden Philipp Schmidt. Dagegen ist der eigentliche Held, Kapitän Reinhold Schmidt, der durch Sturm und Wellen sein und

seiner Else vielbewegtes Schifflein sicher in den Hafen eines wohlverdienten Glückes führt, eine ungemein anmutende Erscheinung, und in Onkel Ernst ist der starre Fortschrittsmann ebenso vortrefflich charakterisiert, wie in dem General von Werben der preußische Soldat von altem Schrot und Korn ohne die tendenziöse Beimischung, die in Spielhagens früheren Romanen jedem Edelmann zu teil wurde. Nicht so gut war es dem geistlichen Stande ursprünglich geworden; in der ersten und zweiten Auflage tauchte zum Schlusse eine jener Schablonen des beschränkten Pastors — des „Romanpfarrers", wie man ihn witzig genannt hat — auf, wie sie in keinem Roman der modernen Zeitrichtung fehlen darf. In der vierten Auflage aber hat der Dichter den „mantelträgerischen, scheinheiligen Pfaffen", der um des „fetten Bissens" einer 3000 Thaler-Pfarre willen die von ihm erbetene Grabrede nicht halten wollte, verschwinden lassen, oder vielmehr es wird ihm von Reinhold Schmidt, als aus ganz unparteiischem Munde, bezeugt, daß er wirklich sehr unwohl sei, und daß sein Unwohlsein die „ehrenwerteste Veranlassung" habe. „Ich weiß es," sagt Reinhold, „denn meine Leute und gelegentlich ich selbst — wir haben den alten, kränklichen Mann in diesen Tagen, als Freiwilligen, überall bei uns gehabt, wo es galt, Hilfe und Trost zu bringen, und Sie wissen: das war an nur zu vielen Stellen der Fall." — Jedenfalls eine anerkennenswerte Verbesserung.

Ein Seitenstück zu der „Sturmflut" lieferte Spielhagen 1879 in dem Roman „**Platt Land**," worunter Pommern, das ebene, das plattdeutsch redende Land zu verstehen ist. Die Geschichte spielt in den vierziger Jahren und gibt kein sehr schmeichelhaftes Bild von den pommerschen Zuständen jener Zeit, die uns mit den Augen des Helden, eines jungen Edelmannes aus Thüringen, oft höchst drastisch vorgeführt werden. Dennoch führt er eine Tochter dieses Landes heim, und noch dazu die Enkelin des Mannes, der einst an dem Morde seines Großvaters sich mitbeteiligt hat und dadurch ein reicher Mann geworden ist. Platt Land.

Zwei Jahre später (1881) erschien der Roman „**Angela**", welcher bereits im Feuilleton mehrerer Zeitungen ein sensationelles Aufsehen erregt und wegen einiger sittlich bedenklicher (in der Buchausgabe abgeschwächter) Stellen beinahe die Aufmerksamkeit des Staatsanwalts beansprucht hatte. Ganz abgesehen von diesen heißatmig sinnlichen Szenen, die jede Hülle beiseite lassen, ist „Angela" eine der schwächsten und unerquicklichsten Dichtungen Spielhagens. Die Zeichnung der Heldin, in welche sich unbegreiflicherweise alles was ihr naht — vom Lord bis zum Kellner — verliebt, ist gänzlich verfehlt. Haltlos schwankt sie zwischen einem überschwenglichen Pflichtideal und einer „wahnsinnigen, sündhaften, verbrecherischen" Leidenschaft hin und her. Um frei zu werden und dem verheirateten Geliebten eine musterhafte Ehe vorzuleben, treibt sie mit dem Lebensglück eines braven Mannes ein schnödes Spiel, und nur die Furcht vor der Rolle als „eines bescheidenen Landedelmanns bescheidene Frau, deren Leben in satter Behaglichkeit dahingleitet," bringt sie von diesem Vorhaben ab. Trotz ihres hohen Idealismus ist sie eine entschiedene Pessimistin. Sie erklärt offen, „keine Religion zu haben". Der Himmel ist ihr „ein hohles Nichts; und darunter die platte, öde Erde, über welche Schatten huschen, die sich Menschen nennen und es tragen, daß sie geboren sind, um zu sterben und zwischen Wiege und Grab den nichtigen Kampf um ein nichtswürdiges Dasein zu kämpfen." So ist es nicht verwunderlich, daß — als sie einmal ihres alten Geliebten stürmische Liebkosungen geduldet — ihr Gemüt sich vollends verdüstert und ihr nichts übrig zu bleiben scheint als der Selbstmord. Der Verfasser schützt sie indes davor, indem er sie bei dem Versuch, ein Kind aus drohender Lebensgefahr zu retten, in den Fluten des Genfer Sees umkommen läßt. — Einen nicht minder unerquicklichen Eindruck macht die sensationell überzeichnete Lady Ballycastle, welche Angela mit einem wild-exzentrischen Haß verfolgt; dagegen kann man sich an der pommerschen Baronin Grauske, einer urwüchsischen Kraftgestalt, erfreuen und im eigentlichen Wortsinn von der fieberhaften Erregtheit der übrigen Personen ausruhen und erholen. Angela.

Auf die Insel Rügen im Anfang der dreißiger Jahre versetzt uns Spielhagens Roman „**Uhlenhaus**". Mit Ausnahme des Helden der Geschichte gehören die Hauptgestalten Uhlenhaus.

zu jenen problematischen Naturen, welche Spielhagen mit Vorliebe zeichnet; dazu gehört auch eine griechische Abenteurerin, welche ihr aus dem griechischen Freiheitskampf heimgekehrter Gemahl, des Helden Bruder, für eine Fürstentochter ausgibt. Uhlenhans (Eulenhans), wie der Baron Hans von Prohn spottweise genannt wird, weil er nur ein gesundes Auge und dazu ein menschenscheues und um alles Äußere unbekümmertes Wesen hat, opfert sich für jedermann, ohne viel Dank davon zu ernten, und findet schließlich ein tragisches Ende, nachdem er ein kurzes und zweifelhaftes Glück als Verlobter seiner Kousine genossen, die er von Jugend an verschwiegen geliebt, und die — als sein bevorzugter Bruder, der ihr einst die Treue gelobt, nach drei Jahren mit der griechischen Schmugglertochter zurückgekehrt — sich ihm aus Verzweiflung in die Arme geworfen und seine Bewerbung angenommen hat.

Quisisana.

Unter den Novellen Spielhagens behandelt die bedeutendste: „Quisisana“ in sehr anziehender Weise das freilich seit Goethes „Mann von fünfzig Jahren“ in mannigfachen Variationen dichterisch verarbeitete Problem von der Liebe eines älteren Mannes zu einem jungen Mädchen.

Paul Heyses Novellen.

Paul Heyse, dessen Leben und dramatische Werke wir früher (S. 740) kennen lernten, entwickelte seine dichterische Meisterschaft in der Novelle, die er zu wahrhaft künstlerischer Vollendung gebracht hat und die er so spielend behandelt, daß er sie alljährlich in großer Zahl, wie aus einem Füllhorn über Deutschland ausschüttet. Er begann mit Novellen in Versen („die Brüder“ — „Urica“ — „die Braut von Cypern“ 2c.), zu denen er auch seine legendenartige Dichtung „Thekla“ rechnete, und ging dann zu Prosadichtungen über, die in Charakterzeichnung und Entwickelung der Handlung unübertroffen sind, die aber zuweilen etwas zu fein ausgeführt, zu duftig gehalten, zu wenig lebensfrisch gezeichnet sind. Ein schwererer Tadel darf aber nicht verschwiegen werden: eine große Zahl seiner Novellen, und zwar der späteren, atmet die unreine Atmosphäre der Demimonde — mit graziösem Raffinement versteht er es, die Liebesabenteuer seiner Heldinnen, oft sehr „zweideutiger Schönheiten,“ die sich häufig „verschenken,“ zu erzählen: ja, es ist ihm fast zur Manier geworden, wie Goedeke es hervorhebt, „den Reiz der Dichtung da zu suchen, wo sinnliche Neigung im Konflikt mit der Welt oder unbekümmert um dieselbe zum Unheil oder Glück führen.“ Es gibt einige unter seinen Erzählungen, die Boccaccio an Lüsternheit und Frivolität ganz gleich kommen. Daneben finden sich wahre Kabinettsstücke von psychologischer Tiefe, von hinreißendem Humor, voll bezaubernder Anmut der Sprache unter seinen Novellen, die man ohne jeden unangenehmen Beigeschmack genießen kann, z. B. „Die Blinden“, „Marion“, — „L'Arrabbiata“ u. a. Die „Troubadournovellen“ erinnern unwillkürlich an manche Dichtungen der Romantiker, namentlich an die de la Motte Fouqués, obgleich sie den Zeitton unvergleichlich besser treffen, nicht zu reden von der meisterhaften Kunst der Komposition, die alle Dichtungen Heyses auszeichnet. Aus den übrigen Novellen verdient als die anmutigste und deutscheste „das Glück von Rothenburg“ hervorgehoben zu werden. Der Sieg einer treuen deutschen Hausfrau über eine ausländische vornehme Kokette wird darin auf das wärmste gefeiert.

Gar manche unter diesen Novellen aber läßt die trostlose Lebensanschauung Heyses über Gott und göttliche Dinge durchfühlen, die sich in seinen Gedichten zuweilen ausspricht. Als er seinen Knaben ins Grab legt, will ihn „das alte Märchen sehnlich beschleichen, daß einst ein Weckruf in die Nacht hinabdringe, um des Erdenlebens Unbill auszugleichen“, aber es hilft nichts —

Hinweg den Schleier, den ich fern gehalten
Vom hellen Aug'! Er soll das trübe mir
Auch jetzt nicht trocknen mit den weichen Falten —
Kein Einst und Drüben, nur ein Jetzt und Hier
Erbetteln will ich nicht vom Selbstbetrug
Den feigen Trost. Das eine wissen wir:
Auch wir vergehn, und das ist Trost genug.

Viel entschiedener noch kam diese pessimistische Ansicht zum Ausdruck in dem Roman „**Kinder der Welt**“, mit dem er die lange Reihe seiner Novellen im J. 1873 zum erstenmal unterbrach. Darin „predigt er,“ sagt augenscheinlich voller Bewunderung Paul Lindau, „mit so ruhiger Überlegung und so völliger Unbefangenheit seinen frisch, fromm, fröhlichen Atheismus, daß den rechtgläubigen Lesern einer ehrsamen Zeitung — der weiland „Spenerschen,“ in deren Feuilleton der Roman zuerst erschien — allerdings eine Gänsehaut um die andere über den Rücken laufen muß.“ Dieser Roman ist in der That nichts mehr und nichts minder als eine Apotheose des Atheismus oder — wenn man lieber will — des von David Strauß proklamierten s. g. „Neuen Glaubens,“ nichts anderes als ein Triumphlied der „Kinder der Welt“ über „die Kinder Gottes,“ das sie mit dem stolz-komischen Worte des Seumeschen Kanadiers: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!“ allen Ernstes anstimmen. — Kinder der Welt.

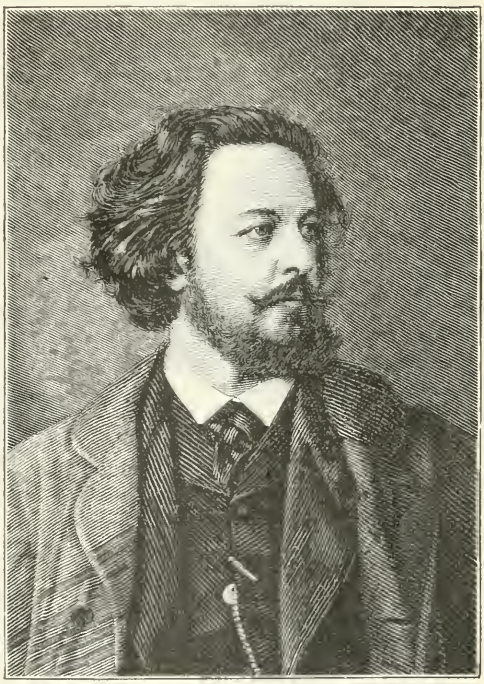


Abb. 259. Paul Heyse.

Der Hauptheld, eine Art „Faust-Don Juan,“ Dr. Edwin, ein junger Dozent der Philosophie in Berlin, der durch eine Abhandlung über die Nichtigkeit aller Beweise für das Dasein Gottes an hoher Stelle mißliebig geworden ist, hat sich überarbeitet und geht, auf seines ärztlichen Freundes, Dr. Marquards, Rat in ein Monstreballet unsinnigster Art, bei welcher Gelegenheit er sich in die bildhübsche Toinette, die illegitime Tochter eines kleinen Fürsten verliebt, eine sirenenhafte und etwas problematische Persönlichkeit, ohne Gegenliebe zu finden. So heiratet er denn Lea König, seine Schülerin, die getaufte, aber atheistische Tochter einer Jüdin und eines christlichen Malers, eines „akkuraten, kleinen Männchens, von dem man gar nicht anders als in Diminutiven reden kann, mit einem verwelkten Gesichtchen, aus dem die arglosesten, treuherzigsten Augen sprechen.“ Toinette hat inzwischen ihre früheren Selbstmordgedanken aufgegeben und einen Grafen geheiratet. Auf einer Ferienreise besucht sie Edwin und erfährt, daß sie endlich zum Gefühl ihrer Liebe gekommen sei. Er will ihr entsagen, aber als er nachts auf seinem Zimmer sitzt und an sie einen Abschiedsbrief schreibt, tritt sie plötzlich ein, wirft sich ihm leidenschaftlich an die Brust und verlangt von ihm — Scheidung von Lea und Hingabe an sie. Die Szene wird durch den Grafen gestört, und in der größten Aufregung verläßt Edwin am nächsten Tage das Schloß. Als er Lea wiedersieht, wagt er nicht sie zu küssen, weil noch Toinettes Kuß auf seinen Lippen brennt. Sie dringt in ihn, um zu erfahren, was ihn so gewaltig bewege, er gesteht, was er erlebt, da beschließt sie, den geliebten Mann freizugeben, obgleich sie nahe daran ist, ihn zum glücklichen Vater zu machen; aber Edwin überwindet sich und geht siegreich aus dem schweren

Kampfe hervor. Bald danach kommt die Nachricht, daß Toinette sich bei einem Aderlasse den angelegten Verband abgerissen und so den Tod gegeben habe.

Die übrigen „Kinder der Welt", welche diesen engeren Kreis umgeben und vervollständigen, bieten nur verschiedene Schattierungen der teils Straußischen, teils Schopenhauerischen Weltanschauung dar; sie sind durchweg Pessimisten und leben fast beständig in Selbstmordgedanken. Da ist Edwins idealer Bruder, der blonde Balder — ein zartes, brustkrankes, an Jean Paulsche Figuren erinnerndes Wesen, voll Edelmut und Selbstverleugnung; da ist der Hausbesitzer und Schuhmachermeister Gottfried Feyertag, der durch Schopenhauers „Parerga und Paralipomena" allerhand konfuse Begriffe über das Wesen der Liebe und die Bestimmung des Weibes in seinem Gehirn angehäuft hat, mit seiner Frau und seiner Tochter Regine, „die ganz in der Dumpfheit reiner Natur ohne geistige Bedürfnisse, ohne Bildung und Verbildung aufgeblüht ist, — dabei aber in jeder Miene, jeder Bewegung Kraft, Frische und heiterste Güte." Als Freund Edwins lernen wir dann den mit sich und der ganzen Welt unzufriedenen Zeitungsredakteur Mohr kennen, einen „halbschichtigen" Menschen, dessen „Religion der Neid gegen Menschen ist, die etwas Ganzes sind." Er heiratet zuletzt die auch durch Schopenhauer verdüsterte Klavierlehrerin Christiane Falk. Diese, 34 Jahre alt, mit „harten, unversöhnlichen Zügen, die durch die buschigen Brauen und den starken Anflug von Bart alles weiblichen Reizes ermangeln" — war lange im geheimen von einer wilden Liebe für den nichts ahnenden Philosophen Edwin fast verzehrt worden, bis sie der Gegenstand eines schändlichen Verbrechens wird, das sie in die dunkle Spree treibt, aus der Mohr sie dann zum Leben errettet. Ein anderer Freund Edwins ist der Buchdrucker Franzelius, ein sozialdemokratischer Agitator, der zuletzt Reginchen Feyertag heimführt und solider Buchdruckereibesitzer wird. Endlich gehört zu diesem Kreise der äußerst lebenslustige Medizinalrat Marquard, der „stets ein lustiges Wort auf den Lippen, eine gute Flasche im Keller und die Adresse einer interessanten Bekanntschaft in der Tasche hat."

Diesen „Kindern der Welt", die sich vor uns wie Gestalten von Fleisch und Blut bewegen und für die wir uns wider Willen interessieren, stehen nun die „Kinder Gottes", d. h. Menschen gegenüber, die noch an dem alten Gott und dem alten Glauben festhalten. Am besten hierunter kommt der vorhin bereits erwähnte Mater König, Leas Vater fort, wahrscheinlich weil er eine Jüdin geheiratet und so tolerant gewesen, sie in ihrem Glauben zu belassen, und weil er dann die getaufte und von einem Erzmucker konfirmierte, aber dadurch an Gott irregewordene Tochter in den Unterricht des von ihm hochgeachteten Dr. Edwin gibt: eine mit feiner Ironie und augenscheinlichem Behagen gezeichnete Figur. Obgleich er nun seine sieben Jahre zuvor gestorbene Frau noch immer mit dem schwarzen Flor am Hute Trauer trägt, wird auch er noch auf seine alten Tage mit einer geistesverwandten Dame, der Frau Professor Valentin, seiner „christlich-germanischen Freundin", glücklich in den Hafen der Ehe gebracht. Wenn nun aber diese beiden (ähnlich dem Klosterbruder und Daja in Lessings „Nathan") mit einer gewissen Nachsicht und Herablassung von dem Dichter behandelt werden, so sind zwei andere Gestalten offenbar ganz aus dem Geiste der Polemik gegen das Christentum geboren: karikaturengleich gezeichnete Persönlichkeiten, die „ihren Glauben als Deckmantel pflichtvergessener Blöße oder als kleidsames Gewand führen." Da ist zuerst ein Geistlicher, der sich Edwin als Leichenredner bei seines Bruders Balder Beerdigung aufdrängt und am Grabe schnöde, lieblose Verdammungen auf den Verstorbenen ausschüttet! Ob so etwas wohl in Berlin möglich ist, wo die wenigen Geistlichen froh sind, wenn sie die von ihnen begehrten Amtshandlungen erledigen können? Neben diesem „Romanpfarrer" führt aber Heyse einen vollendeten modernen Tartüffe vor, der „wie sein Urvater die mystische Übersinnlichkeit als Religion propagiert, durch frommen Redeschwall naive Gemüter verwirrt und den Himmel als gefälligen Sozius seiner privatesten Gemeinheiten verwertet." Es ist dies der Kandidat Lorinser, ein christlicher Phrasenmacher, der nichts thut, als gute Weine trinken, ver-

dächtige Häuser ziemlich offenkundig besuchen, fromme Witwen um ihre Sparpfennige betrügen, unschuldige Mädchen verführen und entführen ꝛc. ꝛc. Heyse hat dieses seltsame Geschöpf seiner Phantasie mit ganz besonderem Vergnügen entworfen und zugleich ihn zum ruchlosen Helden einer nächtlichen Sensationsszene in dem Zimmer der „grundhäßlichen, aber schön gewachsenen" Christiane Falk gemacht, die mit einer wahrhaft raffinierten und in ihrer Art meisterhaften Kunst — halb verschleiernd, halb offenbarend — durchgeführt ist. Wenn man solche Zerrbilder erblickt, kommt es einem unwillkürlich vor, als könnten die Kinder der Welt ihre Diesseits-Religion doch nicht völlig genießen ohne die pharisäische Verunglimpfung ihrer Gegner und der christlichen Weltanschauung, aus der sie trotz alledem doch auch herausgewachsen sind. Abgesehen von solcher beliebten Tendenzschwärzerei entrollt dieser Roman ein farbenreiches, gestaltenvolles, lebenstreues und lehrreiches Bild der modernen Welt, das oft hinreißend und berauschend, aber nie wohlthuend wirkt. Die darin wehende „scharfe Luft philosophischer Freigeisterei" macht den Leser frösteln, und das glühende Feuer unverhüllter Sinnlichkeit, das in manchen Szenen hell auflodert, erwärmt kein edles Gemüt. Von Nutzen kann es aber immerhin sein, einmal von einer so geistreichen und feinen Feder sich vorzeichnen zu lassen, was für praktische Ergebnisse der „neue Glaube" hat.

Derselbe Zug freigeistiger Lebensauffassung und üppiger Sinnlichkeit geht auch durch Heyses zweiten Roman: „**Im Paradiese**" (so benannt nach einem Versammlungslokal Münchener Künstler). Die Hauptnovelle — denn aus mehreren Novellen setzt sich dieser Roman zusammen — ist eine Apotheose des Ehebruchs; denn eine ehebrecherische Verbindung ist und bleibt die des Ehemannes Jansen mit Julien, welche, ohne kirchliche und bürgerliche Sanktion geschlossen, dem Freundeskreise der beiden allerdings keinen Anstoß gibt. Daß Jansens Frau ihn betrogen, daß sie sich nicht von ihm scheiden will, macht die Sache in keiner Weise besser, und auch Heyses scharfsinniger Motivierung ist die Rechtfertigung — vom sittlichen Standpunkte beurteilt — nicht gelungen. Unter den kleineren lose angereihten Novellen dieses Romans sind manche ansprechende, so vor allem die Liebesgeschichte des wackeren Schnetz. Im Paradiese.

Um diese beiden Meister des modernen Romanes gruppieren sich nun zahlreiche Schriftsteller, die teils ihnen nachstreben, teils ganz unabhängige Wege wandeln. Auch unter ihnen gibt es solche, die den sinnlich-sensationellen Ton unter dem Vorwande eines berechtigten Realismus vorherrschen lassen oder die eine religionsfeindliche Tendenz verfolgen. Es gibt aber auch solche, die derartige Reizmittel verschmähen, die vielmehr in ihren Kunstgebilden einen ethisch vertieften Inhalt und wahrhaft ideale Ziele anstreben. Nur an einige aus der Fülle dieser Dichtergestalten sei hier kurz erinnert.

Den Sensationsroman vertritt **Hans Hopfen** (geb. 1835 zu München, lebt in Berlin) in zweien seiner größeren Romane: „Verdorben zu Paris" und „Arge Sitten." Nicht nur müssen wir mit dem Autor alle Stadien des sensationellen Effektes, Verführung, Flucht, Aufenthalt in Polizeigefängnissen, Spitälern ꝛc. durchmachen, sondern es häufen sich darin auch die sogenannten pikanten Szenen, zu deren Charakteristik es in Buchhändleranzeigen und zuweilen auch in Litteraturgeschichten heißt: „Keine Lektüre für Konfirmandinnen!" Auch seine späteren Romane („Der graue Freund", — „Verfehlte Liebe" — „Juschu" ꝛc.) sind reich an Szenen, die man sonst nur in den Werken der naturalistischen Schule Frankreichs zu finden pflegt. — Auch **Wilhelm Jensen** (geb. 1837 zu Heiligenhafen am Fehmarner Sund im nordöstlichen Holstein, lebt in Freiburg i. Br.) hat in einigen seiner Romane (z. B. in dem glühend geschriebenen „Unter heißerer Sonne", in „Sonne und Schatten", in „Nirwana" ꝛc.) dem sensationellen Modebedürfnis gehuldigt, ebenso wie er in dem Roman „Nach Sonnenuntergang" eine Reihe der beliebten Karikaturen des Christentums vorführt: einen von Gottseligkeit überströmenden Schurken von Pensionsvorsteher, ein christliches Lehrerkollegium, in Hopfen. Jensen.

welchem der einzige anständige Mensch der materialistische Physiklehrer ist, endlich außer dem unentbehrlichen Romanpfarrer eine Reihe „frommer" Kaufleute, die einen seltsam erfundenen pietistischen Jargon sprechen. Dieser trübseligen Gesellschaft gegenüber steht der Held des Buches, ein prononcierter Pessimist, der wie alle seine Gesinnungsgenossen „unverstanden inmitten einer durchaus erbärmlichen und verächtlichen Welt auf einsamer Höhe thront und keinen andern Gott hat als das eigene Ich" — eine trostlose Erscheinung! — Diese dem Modegeschmack dargebrachte Huldigung ist um so mehr zu bedauern, als Jensen in einer Reihe anderer Romane und Novellen („Lübecker Novellen" — „Karin von Schweden" — „Aus dem XVI. Jahrhundert" ꝛc.) nicht nur anmutige, farbengesättigte Naturszenen und plastisch anschauliche Geschichtsbilder, sondern auch die tiefsten Probleme des menschlichen Lebens in ernster Auffassung seinen Lesern dargeboten hat.

Eine dem Zeitstrom gerade entgegengesetzte Tendenz hat ein Schriftsteller von großer und mannigfaltiger Fruchtbarkeit stets unerschrocken, zuweilen allerdings etwas schroff, verfolgt. **Viktor von Strauß** (geb. 18. Sept. 1809 zu Bückeburg, 1848—1866 Kabinettsrat des Fürsten von Schaumburg-Lippe, lebt seit 1872 in Dresden) schrieb zwei Zeitromane im streng-konservativen und positiv-kirchlichen Sinne: „Das Erbe der Väter" und „Altenberg"; außerdem eine Reihe kunst- und geistreicher Novellen, die eingreifende Fragen der Zeit in einem oft an Goethe erinnernden Stil behandeln und in denen selbst die Gegner „die Polemik gegen viel Verderbliches" nicht verkennen. Es gibt übrigens unter denselben eine Reihe völlig tendenzfreier echt dichterischer Kunstgebilde, die als Perlen unseres deutschen Novellenschatzes gelten dürfen, z. B. „Tuvia Panti" — „Das schöne Heidenkind" u. a.

Viktor v. Strauß.

Erst neuerdings ist ein Schweizer Romandichter, der von mir bereits (S. 783) erwähnte **Gottfried Keller**, zur vollen Anerkennung gekommen. Seine „Leute von Seldwyla" lenkten den Blick zurück auf den zuerst 1854—55 erschienenen geistvollen Roman „**Der grüne Heinrich.**" Die Entwickelung des Helden Heinrich Lee, wider dessen künstlerische Laufbahn sich seit seinen Jugendtagen alles verschwört, ist mit tiefer Seelenkenntnis gezeichnet; nur warf man dem Dichter nicht mit Unrecht vor, daß die lehrhaften Exkurse über Materei und Kunst u. s. w. zu viel Raum einnahmen und den Gang der Erzählung störten. Keller entschloß sich deshalb später (1879—80) zu einer Umarbeitung, die den kritischen Ausstellungen Rechnung trug. Allerdings scheint es auffällig, daß er den ursprünglich tragischen Abschluß in einen glücklichen umgewandelt, aber es ist das doch erklärlich aus einem Wechsel in seinen Anschauungen und aus seinen eigensten Lebenserfahrungen, und darum auch genügend motiviert. Im Jahre 1878 hat er zwei Bände „Züricher Novellen" herausgegeben, die das Züricher Kulturleben von Manesse und Hadlaub an durch die Jahrhunderte hindurch in einer Reihe prächtiger, lebensvoller Erfindungen beleuchten. Ein anderer Novellenzyklus, der u. d. T.: „Das Sinngedicht" erschien, bewährt nicht minder glänzend sein großes Erzählertalent. Der gemeinsame Grundgedanke dieser Novellen ist das Problem der richtigen Gattenwahl, welches von verschiedenen Seiten und durch allerhand seltsame psychologisch vertiefte Lebensführungen geistreich beleuchtet wird.

G. Keller.

Auch der Goethebiograph und Kunsthistoriker **Herman Grimm** (Sohn des Sprachforschers Wilhelm Grimm, Schwiegersohn Bettinas von Arnim, geb. 1828 zu Kassel, seit 1873 Professor der Kunstgeschichte in Berlin) hat sich auf dem Gebiete des Zeitromans hervorgethan. Nachdem er 1856 Novellen hat erscheinen lassen, die durch treue Naturbeobachtung und liebevolle Naturschilderungen ebensosehr fesseln, wie durch die Einfachheit der Erfindung, dann aber ein Jahrzehnt lang nur verschiedene Reihen seiner geistreichen „Essays" veröffentlicht hatte, überraschte er 1867 das Publikum ganz unerwartet durch einen Roman: „**Unüberwindliche Mächte.**" Das in der Gegenwart spielende Werk zeichnet in vornehm geistreicher Weise die Unüberwindlichkeit der Standesunterschiede und Standesvorurteile. Die durch einen Zufall herbeigeführte Lösung befriedigt indes nicht. An Zügen von ergreifender Schönheit und warm vater-

Grimm.

ländischer Gesinnung, an Episoden von großer Tiefe und Originalität reich, und durchweg die höchsten Ideale unseres Volkes im Auge behaltend, vermag die etwas breite und gedehnte Darstellung doch nirgends recht zu fesseln, aber wer auf das Spannende und Aufregende verzichtet, darf sich einen großen geistigen Genuß von diesem Werke versprechen. — Auch **Otto Roquette** (geb. 1824 zu Krotoschin in Posen, lebt als Professor an der polytechnischen Schule zu Darmstadt), den wir noch weiterhin als lyrischen und epischen Dichter kennen lernen werden, verdient an dieser Stelle eine auszeichnende Erwähnung. Sein Künstlerroman „Heinrich Falk" und sein „Buchstabierbuch der Leidenschaft" haben die feine Charakterzeichnung und die liebevoll bis in kleinste durchgeführte Behandlung innerer Probleme miteinander gemein. Ein höchst anmutendes Buch ist auch die Familiengeschichte „Im Hause der Väter". Man fühlt sich wohl in diesem altväterischen Hause, in dem Kreise feingestimmter und edelgearteter Menschen, den es vereinigt, und folgt dem tragischen Geschick, das darauf lastet, bis zur Sühnung der Schuld mit nie ermattendem Anteil. — Dem Lustspieldichter **Ernst Wichert** (vgl. S. 748) verdanken wir eine Reihe tüchtiger Romane, die meist in seiner ostpreußischen Heimat spielen: „Die Arbeiter," in denen die soziale Frage wirkungsvoll beleuchtet wird; „Das grüne Thor," eine Stadt- und Familiengeschichte von kerngesunder Gesinnung und Lebensauffassung, während sich in die einfachen bürgerlich-kaufmännischen Verhältnisse, auf denen sich „Ein starkes Herz" erbaut, in befremdlicher und störender Weise ein Stück sensationellen Demimonde-Treibens hineinmischt.

Roquette. E. Wichert.

Eine durchaus eigenartige Erscheinung unter den neuesten Romandichtern ist **Theodor Hermann**, wie sich der Kurländer **Pantenius** (geb. 1843 zu Mitau, lebt in Leipzig) nach seinen Vornamen genannt hat. Seine Romane erschließen uns ein Stück deutschen Lebens, das in seiner Urwüchsigkeit und Tüchtigkeit uns bisher so fremd war, wie es uns räumlich fern liegt. Die schweren inneren und äußeren sozialen und politischen Konflikte, welche durch Kastengeist, Lettentum und Russentum innerhalb der nicht zahlreichen deutschen Bevölkerung Kurlands unablässig heraufbeschworen werden, geben eine ganz ungesuchte Würze für die Motive seiner Erzählungen, wie für die eingeflochtenen Gespräche. Schon der erste Roman (1873) „Wilhelm Wolfschild" bekundete den Dichter. Insbesondere hebt sich aber sein zweiter auf baltischem Boden spielender Roman „Allein und frei" (1875) durch einen frisch anmutenden gesunden Realismus, scharfe, die Figuren unvergeßlich einprägende Charakteristik, psychologisch tiefe Entwickelung und eine ernste Lebensanschauung aus der Masse der Tageserscheinungen merklich heraus. Das Vorzüglichste aber, was Pantenius bisher geleistet hat, ist in der 1880 unter dem Titel „Im Gottesländchen" erschienenen Sammlung von Erzählungen enthalten. Die Geschichte „Um ein Ei" bietet — abgesehen von dem lokalen kulturhistorischen Interesse — auf engstem Raume ein so meisterhaft komponiertes, ergreifendes Seelengemälde dar, wie wir ihrer wenige in der deutschen Litteratur besitzen. Insbesondere aber zeugt der Roman „Im Banne der Vergangenheit" von einem bemerkenswerten Fortschritt in der Komposition gegenüber den beiden Erstlingswerken des Verfassers. Über die Art der Lösung des Knotens durch ein ganz ungewöhnliches Naturereignis kann man verschiedener Ansicht sein: sie hat in ihrem jähen Auftreten und alles vernichtenden Charakter allerdings etwas Verstimmendes für Leser, die von jedem Buche mit einem angenehmen Eindrucke und mit der Erinnerung an glücklich zu stande gekommene Ehen scheiden mögen; aber sie ist doch durch den inneren und äußeren Gang der Ereignisse ausreichend begründet und regt durch ihren unerwarteten Charakter zum Nachdenken viel entschiedener an, als der matte Schluß so vieler Romane. Von Tendenz ist in diesen Erzählungen keine Spur: des Verfassers Ansichten in betreff seines Vaterlandes gehen aus den Schicksalen seiner aus dem Leben gegriffenen Gestalten ungesucht und ohne unwahre Zeichnung hervor; und obwohl ein entschieden christlicher Zug durch sie alle geht, der gelegentlich kräftig zu Tage tritt, drängt er sich doch nirgends in gemachter und erzwungener Weise auf. — In dem 1881 erschienenen Roman „Das rote Gold," welcher in der

Pantenius.

alten Hansestadt Riga (Hansaburg) spielt, veranschaulicht Pantenius die dämonische Macht des Reichtums über den Menschen gegenüber dem Segen treuer stiller Arbeit in einer Reihe scharf umrissener, sich dem Leser unverlöschlich einprägender Gestalten, die alle frisch aus dem Menschenleben herausgegriffen und treu danach gezeichnet sind. — Sein neuester Roman: „Die von Kelles" spielt ebenfalls in des Verfassers baltischer Heimat, aber im XVI. Jahrhundert, als die heutigen Provinzen Liv-, Kur- und Esthland den gemeinsamen Namen Livland führten und zum größten Teil dem Deutschherren-Orden angehörten. Es ist ein ergreifendes Geschichtsbild, das sich durch ein bis ins kleinste treu gewahrtes Zeit- und Lokalkolorit, ebensosehr wie durch sittlichen Ernst und poetische Gestaltungskraft weit über die meisten historischen Romane der Gegenwart erhebt.

Nur wenige Dichter der Neuzeit haben die **Novelle** zu gleicher künstlerischer Vollendung gebracht, wie Heyse. Es dürfen aber neben ihm doch manche mit Ehren genannt werden.

Stifter. Einen vorübergehenden großen Erfolg hatte der österreichische Dichter **Adalbert Stifter** (1806 in Oberplan im südlichen Böhmen geboren, 1868 in Linz gestorben), dessen „**Studien**" der rasch fortschreitenden Handlung zwar entbehren, aber mit liebendem Eingehen die Natur und die Welt des Gemütes gleich meisterhaft schildern und den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen beiden feinsinnig darlegen. Novellen, wie der „Hochwald," der „Hagestolz," auch „Aus der Mappe meines Urgroßvaters," sind anmutige Dichtungen, zu denen man von den hochspannenden Erzeugnissen so mancher anderer Dichter immer gern zurückkehrt. — Für den Leser, welcher, ohne gewaltsame Erregungen zu erwarten, sich in eine Dichtung ganz zu vertiefen versteht, werden auch seine Romane: „Der Nachsommer" und „Witiko" gehaltreich sein. „Gibt uns der „Nachsommer," urteilt Joh. Janssen, „die Schilderung eines inneren Lebensganges, mit der breiten, behaglichen Ausmalung äußerlicher Vorgänge, so gibt uns „Witiko" die Schilderung kriegerischer Unternehmungen und Kämpfe eines ganzen Stammes mit der ausführlichen Beschreibung des Sittenkostüms einer bestimmten Epoche und eines bestimmten Landes. Und wenn im „Nachsommer" ein sanft gearteter junger Mensch an der Weisheit und dem Seelenfrieden eines alten Mannes zur Reife des Geistes und zur Ruhe des Gemütes erzogen wird, so wird im „Witiko" ein rauhes Volk an seinen politischen Schicksalen und unter der Leitung eines jugendlichen Helden allmählich zu gefesteter Einheit herangebildet."

O. Ludwig. Einen merkwürdigen Gegensatz zu Stifter bildet der ihm doch auch wieder in der realistischen Detailmalerei verwandte **Otto Ludwig**, dessen Dramen bereits früher (S. 733 f.) zur Sprache gekommen sind. Seine ebenfalls erwähnten „Thüringer Naturen" (S. 783) sind allerdings wohl die wenigst gelungenen unter allen Dorfgeschichten, welche seit Auerbach entstanden sind; dagegen ist die Novelle „**Zwischen Himmel und Erde**" unzweifelhaft sein reifstes Werk, in welchem das Thüringer Kleinleben mit einer meisterhaften, durch keine reflektierende Tendenz beirrten Treue dargestellt wird. Sehr viele sehen in dieser ergreifenden Erzählung nur eine Tragödie des Bruderhasses, die sich in ihren Hauptmomenten hoch oben auf dem Kirchturm von St. Georg, in der Dachluke und auf dem Gerüste des Schieferdeckers abspielt. Tiefer und richtiger faßt Treitschke in einem Essay über Ludwig das innerste Motiv des Dichters in folgenden Worten zusammen: „Jene unselige Fertigkeit, uns selbst zu belügen, deren Keim auch im reinsten Menschen schlummert, deren Verirrungen dem Komiker einen so dankbaren Stoff bieten — hier ist sie als der Urgrund der Sünde aufgefaßt. Wie wir uns einspinnen in eine Welt erlogener Vorstellungen, wie uns der Wahn lieb wird und wir eine Furcht ebenso schwer aufgeben als eine Hoffnung, wie wir die Welt zu kennen meinen, derweil wir nur uns selbst kennen, wie endlich die Schuld uns dahin führt, in den Menschen zu hassen, was wir an ihnen gethan — diese Nachtseiten des Herzens hat Ludwig mit wunderbarer Divination verstanden."

Ein höchst ansprechendes Erzählertalent entwickelte **Edmund Hoefer** (geb. 1819 zu Greifswald, † 23. Mai 1882 in Stuttgart), solange er auf dem Boden der Novelle blieb. Da wird man nicht so leicht müde, ihm zuzuhören, sei es daß er seine schlichten „Geschichten aus dem Volk“ erzählt, sei es daß er uns in adlige Schlösser („Auf deutscher Erde“ 2c.) führt. Weniger war der Roman sein Gebiet; an seinem „Altermann Ryke,“ einer Geschichte von 1806, ist die markige Charakteristik und das treue Zeitkolorit zu loben, doch wirkt die Breite ermüdend und schadet der Übersichtlichkeit. Viel bedeutender sind „die Alten von Ruhneck“ aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. E. Hoefer.

Einer unserer geistreichsten und feinsinnigsten Erzähler war der Nordfriese **Theodor Storm.** Geboren 14. September 1817 zu Husum, im Herzogtum Schleswig, ließ er sich — nach Vollendung seiner juristischen Studien — in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt nieder, trat aber 1853 infolge seiner Beteiligung an der deutschen Bewegung der Elbherzogtümer in preußische Staatsdienste, zuerst als Assessor in Potsdam, dann als Kreisrichter zu Heiligenstadt im Eichsfelde. 1864 kehrte er als Landvogt des Amtes Husum in seine Heimat zurück, wo er auch nach der Justizreorganisation des Jahres 1867 als Amtsrichter verblieb. Seit dem Frühjahr 1880 zog er sich als pensionierter Amtsgerichtsrat nach dem Kirchdorfe Hademarschen in Holstein zurück, wo er in einem selbsterbauten Hause bis an seinen Tod (4. Juli 1888) in fortdauernder Schaffensfreudigkeit dichterisch thätig war. Die ganze dichterische Eigenart Storms spiegelt sich in seiner Erstlingsschöpfung, der märchenhaft duftigen Erzählung: „Immensee“ (1850) wider. Man darf ihn aber nach ihr nicht endgültig beurteilen. Wohl zeigt sich hier schon seine wunderbare Gabe, durch das was er unausgesprochen läßt, mehr noch zu wirken, als durch das was er sagt, aber die romantisch unklaren Weichheiten herrschen noch darin vor. Th. Storm.

In Heiligenstadt entstand eine Reihe seiner stimmungs- und wirkungsvollsten Novellen. Ich hebe daraus hervor: „Abseits“ und „Unter dem Tannenbaum,“ die beide das Weh um die Fremdherrschaft in der schleswig-holsteinischen Heimat durchklingen lassen, ohne dieses Motiv doch irgendwie tendenziös auszubeuten.

In zwei weiteren Novellen: „Späte Rosen“ und „Veronika“ hat Storm psychologische Probleme des ehelichen Lebens mit großer Feinheit und tiefer Herzenskenntnis behandelt. Ein anderes eheliches Problem, das der zweiten Ehe, hat er — auf Grund eigener Erfahrung — in einer seiner seelenvollsten und lebenswahrsten Novellen: „Viola tricolor“ (Stiefmütterchen) dargestellt. Ganz eigenartig ist darin die Stiefmutter aufgefaßt: nicht als die Leiden bereitende, wie im Märchentypus, sondern als die leidende und klagende, aber zuletzt doch siegende und Mann wie Kinder tiefbeglückende Frau. In diesen und in allen späteren, seit 1866 entstandenen Novellen gibt sich eine entschiedene Wandlung kund. Das Resignationsmotiv bleibt meist fort, oder, wo es doch noch auftritt, ist es besser begründet und vertieft als in den Erinnerungsgeschichten der früheren Zeit. So in der wieder zu Husum spielenden Novelle: „In St. Jürgen,“ die uns wehmütig, aber doch nicht trostlos berührt. Wohl ist das von den jungen Liebenden einst erhoffte Glück ihnen versagt geblieben; aber nicht durch ihre Schwäche haben sie es verscherzt, sondern durch eine höhere Macht, „die des Menschen Wille zwingt,“ ist es ihnen vorenthalten worden.

Ganz sonnenumleuchtet und glückdurchstrahlt ist dagegen die duftigste aller Stormschen Novellen: „Psyche,“ die im Jubeltone schließt: „Und am Himmel draußen stand in vollem Glanze die Sonne, noch immer die Sonne Homers, und beleuchtete wieder einmal ein junges aufblühendes Menschenglück.“

Und wie versteht es Storm, das deutsche Heim und das stille Walten der Frau in engen Verhältnissen dichterisch zu verklären! Von wie sonnigem Humor ist die prächtige Novelle „Beim Vetter Christian“ umflossen, die mit Recht ein „Kabinettsstück intimster behaglichster Genre- und Kleinmalerei“ genannt worden ist! Wie gern läßt man sich in die anmutig verschnörkelte, gute alte Zeit zurückführen, wenn es so sinnig geschieht, wie in den „Söhnen des Senators,“ deren Zwist um den Familiengarten in befriedigendster Weise gelöst wird!

Meist aber herrscht ein tief tragischer Zug in Storms weiteren Erzählungen vor, von seiner genialen Dichtung „Aquis submersus“ bis zu seiner letzten, kurz vor seinem Tode veröffentlichten Novelle „Der Schimmelreiter.“ Die erstgenannte wie noch drei andere („Renate“ — „Eekenhof“ — „Zur Chronik von Grieshuus“) spielen auf der Wende des XVII. zum XVIII. Jahrhundert. Mit einer fünften: „Ein Fest auf Hadersleyhuus,“ die ins Mittelalter zurückführt, bilden sie einen Cyklus chronikartiger Novellen, welche neuerdings unter dem Gesamttitel: „Vor Zeiten“ vereinigt erschienen sind. Diese fünf Erzählungen sind in einem durchaus originellen, altertümelnden Stil geschrieben, welcher — aus feinster Anempfindung nachgedichtet — meisterhaft das kulturhistorische Kolorit und den Ton jener vergangenen Zeit wiedergibt, ohne doch in Manier zu verfallen. „Dem Schimmelreiter“ liegt ebenfalls ein schwermütiges Motiv zu Grunde: der Untergang eines trefflichen Mannes, des Deichgrafen Hauke mit Weib und Kind in den Wogen der fürchterlichen Sturmflut vom Jahre 1756.

Abb. 260. Theodor Storm.

Nicht minder erschütternd, wie diese düsteren Geschichten aus alter Zeit, ist die in „Carsten Curator“ vorgeführte Familientragödie, in welcher ebenfalls durch die Zerstörungskraft der empörten Flut die letzte Katastrophe herbeigeführt wird. Und doch zeigt gerade auch diese unerbittlich herb durchgeführte Geschichte so recht, wie es nicht ein trostloser Pessimismus war, der Storms Feder leitete, sondern die sich ihm aufdrängende Thatsache des vorherrschenden Übels in der Welt, die Wahrheit der rauhen bittern Wirklichkeit; ja der Schluß der Geschichte zeigt, daß er auch für das Lichtfünkchen, welches durch alles Elend hindurchschimmert, wohl ein Auge hatte.

A. Wilbrandt.

An Heyses Novellen erinnern die seines Freundes **Adolf Wilbrandt**, der uns bereits als Dramatiker (S. 743) begegnete: sie sind Muster einer leichten und anmutigen Erzählungsweise, die von Anfang an fesselt und oft in einer an das Lustspiel erinnernden Fortführung und Lösung den Leser bis zum Schluß nicht losläßt. In seinen Romanen, namentlich in „Geister und Menschen,“ huldigt er der sensationellen Mode.

Der **Humor** ist nur schwach in unserer modernen Dichtung vertreten, obgleich manche Litteraturhistoriker von zahlreichen humoristischen Romanen zu reden wissen.

W. Raabe.

Man rechnet dazu die Werke **Wilhelm Raabes** (geb. 1831, lebt in Braunschweig), der unter dem Pseudonym „Jakob Corvinus“ durch seine „Chronik der Sperlingsgasse“ einen raschen Erfolg hatte, auch danach manche gute Erzählungen geschrieben hat, dessen Humor aber doch häufig etwas erzwungen ist. In seinen Vorzügen wie in seinen Mängeln erinnert er vielfach an Jean Paul: auch seine besten Romane „Deutscher Adel“ und „Alte Nester,“ die des Ergötzlichen sehr viel enthalten, zeugen dafür. — Als ein Schüler Jean Pauls zeigte sich ebenfalls **Bogumil Goltz** (1801 bis 1870) in seinen Werken: „Buch der Kindheit“ und ein „Jugendleben.“ Seine späteren Schriften entsprachen den durch die Erstlingswerke erregten Erwartungen indes keineswegs und verirrten sich in Wunderlichkeiten und geschraubte Witzsammlungen.

Zu den Humoristen neueren Datums werden ferner Holtei (vergl. S. 749 ff.) und Hackländer gerechnet. In dem vierbändigen Romane: „Die Vagabunden“ schildert **Karl von Holtei** in lustigem Tone seine eigenen Irrfahrten als Theaterdichter und Schauspieler, daneben aber das ganze Künstlerproletariat, „alles was gaukelt und sich sehen läßt für Geld.“ Doch auch bedeutende Künstlergestalten, wie Ludwig Devrient und Paganini, sind in das bunte Treiben hineinverwoben, das oft leichtfertig und leichtsinnig, aber allerdings sehr lebensgetreu sich darin abspiegelt. Hie und da etwas weinerlich, auch wohl geschwätzig, aber doch reich an gemütvollem Humor und dabei kulturhistorisch interessant ist sein breit angelegter Roman „Christian Lammfell,“ dessen Handlung durch drei Generationen (1756—1848) hindurch geht. In keinem seiner späteren Romane („Ein Schneider“ — „Die Eselsfresser“ ꝛc. ꝛc.), die meist in Schlesien spielen, hat Holtei etwas den „Vagabunden“ Gleichkommendes geleistet; sie sind weitschweifig und lang ausgesponnen, auch jetzt schon meist vergessen. — Von den zahlreichen, gewöhnlich sehr oberflächlich hingeworfenen Arbeiten **Hackländers** (1816 bis 1877) bieten seine „Wachtstubenabenteuer“ und sein „Soldatenleben im Frieden“ ein frisches Abbild seiner eigenen Kasernenerfahrungen, während er in dem Romane „Handel und Wandel“ seine kaufmännischen Erlebnisse dargestellt hat. Zuweilen mischen sich in seine Romane frivole Züge, die an Kotzebue, sogar an Clauren erinnern; reich daran sind sein „Europäisches Sklavenleben“ und manche seiner kleineren Erzählungen. — Nach seinem Tode erschienen seine Memoiren unter dem Titel: „Der Roman meines Lebens.“ Es ist eine Plauderei, welche die äußeren Lebensschicksale dieses „Lieblings der Halbgebildeten“ bis zum Jahre 1849 anmutig vorführt, ohne je durch einen ernsten Gedanken oder auch nur einen Reflex auf seine innere Entwickelung den Leser zu unterbrechen oder zu stören.

Holteis Romane.

Hackländer.

Alle diese humoristischen Kleingeister werden aber überragt von dem Mecklenburger **Fritz Reuter**, der durch seine urfrischen, gesunden Dichtungen sich in kurzer Zeit ganz Deutschland erobert hat, obgleich dieselben in einer von nur etwa neun Millionen gesprochenen Mundart, dem Plattdeutsch, geschrieben sind.

Fritz Reuter, geboren am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin, wuchs bis zum vollendeten vierzehnten Jahre im elterlichen Hause heran unter der Leitung seines ehrenhaften, schroffen, aber dabei doch liebevollen Vaters, des Bürgermeisters von Stavenhagen. Originelle, naturwüchsige Personen waren seine dortigen Lehrer. Auf dem Gymnasium, zuerst in Friedland, dann in Parchim, kam er nur langsam vorwärts, obgleich er nicht gerade zu den schlechtesten Schülern gehörte. Interessant ist sein Anteil an der Bekämpfung der im Jahre 1830 sogar nach Parchim vorgedrungenen Revolution. Zum Schutz der friedliebenden Bürger ward dort eine „Kommunalgarde“ errichtet, in welcher der Primaner Fritz Reuter mit seinem Direktor Dienste that. Auf der Universität Rostock überließ er sich einem müßigen ausschweifenden Leben und verfiel dem Trunke, von dem er nie wieder hat loskommen können. In Jena gehörte er der Burschenschaft „Germania“ an und wurde nur deshalb und, „weil er am hellen lichten Tage in den deutschen Farben herumgegangen sei,“ infolge der 1832 ausgebrochenen Demagogenverfolgung zuerst zum Tode verurteilt, dann zu 30jähriger Festungsstrafe begnadigt und sieben Jahre lang von Festung zu Festung geschleppt, bis er 1840 durch Friedrich Wilhelm IV freigelassen wurde. Diese ungerechte Behandlung, die seine ganze Lebensentwickelung für immer störte, verbitterte ihn aber so wenig, daß er sie später mit dem liebenswürdigsten Humor und echter, dem Feinde vergebender Güte in seinem prächtigen Buch „**Ut mine Festungstid**“ erzählen konnte. Endlich befreit, lebte er zehn Jahre als „Strom,“ wie man in seinem Vaterlande einen Ökonom nennt, d. h. in Wahrheit, er bummelte und kam zu keiner festen Lebensstellung. Der Versuch, das juristische Studium wieder aufzunehmen, mißlang vollständig; 1841 ermahnte ihn sein Vater, endlich Ernst zu

Reuter.

machen und seine „angebliche Abneigung gegen die Jurisprudenz zu überwinden“ — aber ohne Erfolg. Der Vater sollte keinen Umschwung zum besseren, sollte seines Sohnes Ruhm nicht erleben. Am 22. März 1845, beinahe 59 Jahre alt, starb er; in der Skizze „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ hat ihm sein Sohn warme, pietätsvolle Worte der Liebe gewidmet und später ihm und seiner Mutter in Stavenhagen eine junge Eiche mit einer Gedenktafel als ehrendes Denkmal gesetzt, obgleich der strenge Mann in seinem Testament bestimmt hatte, daß Fritz „das auf ihn entfallende Kapital erst dann bekommen sollte, wenn er vier Jahre hintereinander sich von dem Laster der Trunksucht freigehalten hätte, bis dahin sollte er nur die Zinsen erhalten.“ Fritz Reuter aber hat bis an sein Lebensende nicht die freie Verfügung über das ihm hinterlassene Vermögen erhalten. Auch seine Vermählung mit der trefflichen Luise Kuntze, einer Pfarrerstochter, erwies sich als von geringer Wirkung, obgleich er seitdem ein etwas geregelteres Leben führte und sie durchweg auf ihn einen wohlthätigen Einfluß übte. Sie regte ihn zum Schreiben an, sie half ihm sein erstes Buch „Läuschen un Rimels“ (Schnurren und Reimereien) vertreiben; sie hielt bei ihm in guten und bösen Tagen mit unermüdlicher Geduld und Liebe aus. Denn nach dem ersten litterarischen Erfolg kam ein entschiedenes Mißlingen als Redakteur eines Unterhaltungsblattes und als Theaterdichter, und erst 1860 gelangte er in das rechte Fahrwasser und zum Beginn seiner siegreichen Dichterthätigkeit. Seine Frau war es, die ihn 1863 zum Umzuge nach Eisenach veranlaßte; sie versprach sich davon leider zu viel — auch an dem fremden Orte hat er nie seine traurige Neigung überwinden lernen, und wie ein sehnsüchtiger Ruf nach Erlösung auch davon klang es, als er am 12. Juli 1874 mit den Worten: „Friede! Friede!“ aus dem Leben schied. — Eine durchaus zuverlässige Biographie Reuters hat Otto Glagau geschrieben. Daneben ist höchst beachtenswert das von Adolf Wilbrandt entworfene Lebensbild unseres größten Humoristen.

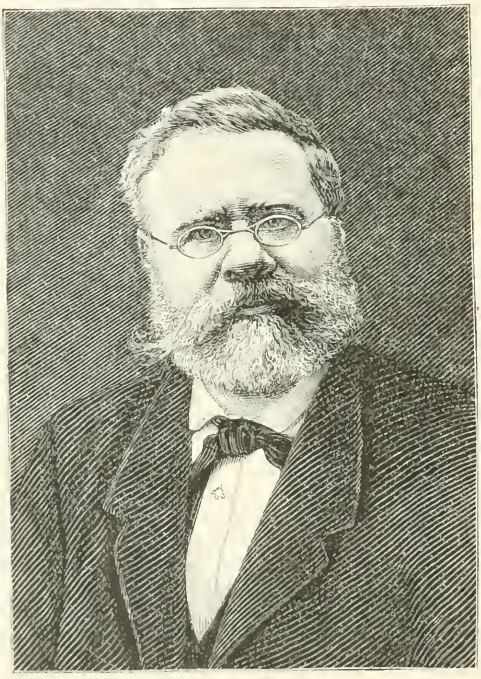


Abb. 261. Fritz Reuter.

Der größere Teil der Reuterschen Dichtungen ist unmittelbar aus dem Leben des Dichters hervorgegangen, daher diese bis auf den kleinsten Zug lebensgetreue Darstellung, daher diese Originalmenschen von Fleisch und Blut, daher diese behäbig und gemächlich, durch keine Tendenz getrübt vor uns aufgerollten Bilder und Szenen. Auf seine Erstlingsversuche in Versen (darunter das genannteste, aber im Grunde gänzlich verfehlte „Kein Hüsung“) folgten 1859 die „**Olle Kamellen**“ (d. i. alte, längst bekannte Geschichten), mit denen Reuter zuerst sich eine litterarische Bahn brach. Darin finden wir die reizende Skizze „Woans (wie) ik tau 'ne Fru kamm“ und den kleinen Zeitroman „**Ut de Franzosentid**,“ der in des Dichters Vaterstadt spielt und die Zeit, „wo der Deutsche im eigenen Lande schutz- und rechtlos, im eigenen Hause heimatlos war,“ mit

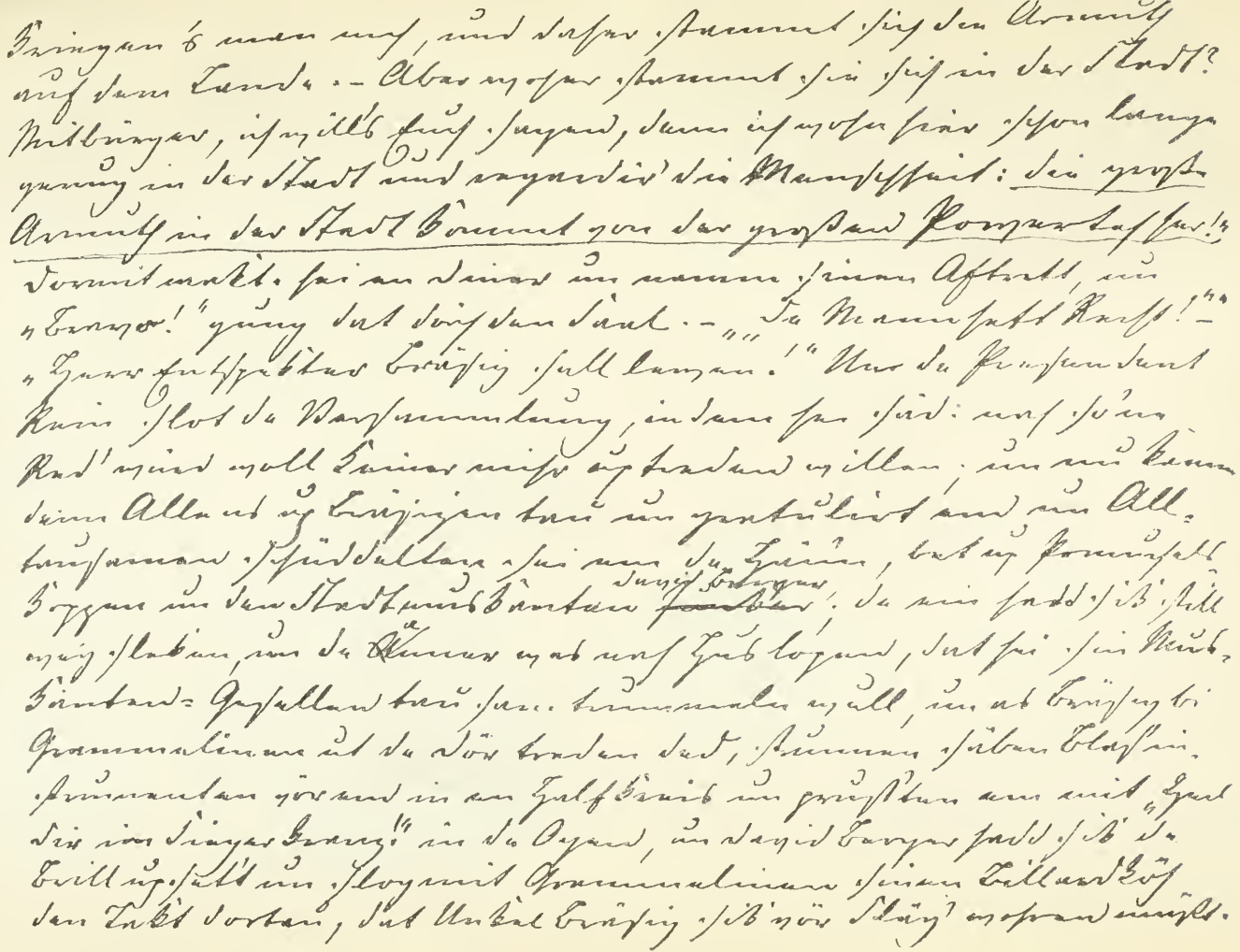


Abb. 262. Eine Seite aus Fritz Reuters eigenhändigem Manuskript der „Stromtid," im Besitz der Hinstorffschen Verlagshandlung in Wismar.
Onkel Bräsigs Erklärung im Reformverein zu Rahnstädt: woher die große Armut kommt.

Stromtid. unendlichem Reichtum der Laune beleuchtet. Darauf folgte das schon erwähnte „**Ut mine Festungstid**" und gleich darauf sein wertvollster Roman: „**Ut mine Stromtid**," der an seine eigene, als „Strom" verlebte Zeit erinnert. Das ist ein Werk, welches sich mit denen der gerühmtesten englischen Humoristen älterer und neuerer Zeit, Sterne, Dickens, Thackeray, nicht nur als ein ebenbürtiges messen kann, sondern sie wohl noch übertrifft. Da ist alles frisch und urgesund, und auf dem Ganzen ruht der „Zauber des naiven Behagens." Das sind Gestalten, die weit über die Grenzen der plattdeutschen Mundart hinaus lebendig geworden sind. Unter den vielen kernhaften Menschen dieses Buches ist aber vor allem der „immerite Entspekter," Unkel Zacharias Bräsig, ein allgemeiner Liebling geworden: „de lütte Mann mit den rödlich Gesicht und de staatsche rode Näs, de hei wat in de Luft höll, up sine korten Beinings, de hellschen utwards stunmen un so leten, as wiren sei in dat lange Bawenliw verkihrt inschrawen worden." Aber nicht minder lebendig stehen vor unserem geistigen Auge der Pächter Hawermann un sin lütt Dirning, der ergötzliche Triddelfitz, die Frau Pastnrin und ihr Mann, der so gar keinen Zug von dem „Romanpfarrer" hat, der Gutsbesitzer Zamwell (Samuel) Pomuchelskopp, der alte Moses, Notorius Sluf'uhr und so viele andere, meist auch nach dem Leben gezeichnete Persönlichkeiten. — Mit diesem Romane hatte Reuter sein Bestes geleistet, ja seinen plattdeutschen Stoff ziemlich verbraucht. „Dörchläuchting," eine Art kulturhistorischer Erzählung, die zur Zeit des siebenjährigen Krieges am Hofe von Mecklenburg-Strelitz spielt, und noch mehr „De Reis' nah Konstantinopel" ist bald in Vergessenheit geraten. Aber die drei Bücher: „Franzosentid," „Festungstid" und „Stromtid" bekunden es, daß Reuter ein echter deutscher Dichter und der größte deutsche Humorist gewesen, und das wird ihm einen Platz im Herzen unseres Volkes wie im Schatze unserer Nationaldichtung sichern für alle Zeiten.

Die Frauenromane.

Einen breiten Raum in der modernen Romanlitteratur nehmen die **Frauen** ein. Schon 1823 klagte Hitzig, der Freund und Biograph E. T. A. Hoffmanns, daß „die Zahl der Schreiberinnen wachse, wie der Sand am Meere." Was würde er heutzutage sagen? Fast darf man behaupten: in unseren Tagen beherrschen sie, der Zahl nach, den litterarischen Markt, teils unter der Maske männlicher Pseudonyme, teils mit offenem Visier. Die meisten Frauenromane spiegeln nur die Männerdichtung wieder und haben wenig Selbständiges; die stilleren Gemüter schreiben Liebesgeschichten voller Entsagung oder Familienromane; die Vornehmen und Blasierten kultivieren den Salonroman; den Emanzipationssüchtigen ist die Schablone des Zeitromans willkommen; die Fleißigen wagen sich an den Geschichtsroman; die Ernsten haben den religiösen Roman in die Mode gebracht.

Johanna Schopenhauer. Zu Goethes und Schillers Zeit war **Johanna Schopenhauer** (geb. Trosiner, 9. Juli 1766, † 1838), die Mutter des berühmten pessimistischen Philosophen Arthur Schopenhauer, eine vielgelesene Romandichterin. Sie darf als die Mutter der Entsagungsromane angesehen werden; in allen ihren Dichtungen siegt die Pflicht über die Leidenschaft; ihre „Gabriele" ist spöttisch, aber nicht ganz unwahr, „ein ununterbrochenes Opferfest" genannt worden; und doch ist nichts Schwächliches und Weinerliches in ihren Erzählungen; sie sind edel und gehaltvoll, ja oft von männlicher Kraft erfüllt. —

Eine andere Art der Entsagung predigte **Therese Huber** (1764—1829), die Tochter des berühmten Philologen Heyne, in ihren Erzählungen. Obgleich sie selbst zweimal verheiratet war (an den Weltumsegler Georg Forster und an den Publizisten Huber, Schillers und Körners Freund), verlangte sie in ihrem Roman: „Die Eheloſen," daß die Mädchen zur Eheloſigkeit erzogen werden sollten; in anderen drang sie darauf, daß die Frau, wenn sie die Ehe nicht umgehen könne, doch von vornherein auf das Glück der Liebe in derselben verzichten müsse. Therese Huber.

Den Familienroman hausbackenster, aber wohlmeinendster Art vertritt **Henriette Hanke** geb. Arndt (1784—1862) in ausgiebigster Weise. Eine tugendsame Jungfrau, Ehefrau oder Witwe, die sich in allerlei Widerwärtigkeiten und Nöten edel bewährt, ist gewöhnlich die Heldin ihrer ziemlich gleichförmigen Erzählungen („Die Pflegetochter" — „Die Schwiegermutter" 2c.). In nicht weniger als 126 Bänden sind ihre Schriften gesammelt. Henriette Hanke.

Den Salonroman brachte eine der interessantesten und begabtesten Frauen unseres Jahrhunderts zur vorübergehenden Blüte. Es war:

Ida Gräfin Hahn-Hahn, geb. 22. Juni 1805 zu Tressow in Mecklenburg-Schwerin. Sie war die Tochter des Theaterschwärmers Grafen v. Hahn-Neuhaus, der nach den Freiheitskriegen als Direktor wandernder Schauspielertruppen ein höchst abenteuerliches Leben führte und sein großes Vermögen seinen Theaterpassionen fast ganz opferte. Als eine Erlösung aus den dadurch bedingten unbehaglichen, überdies pekuniär zerrütteten Verhältnissen erschien ihr die Bewerbung des sehr reichen Grafen Adolf von Hahn-Hahn, dem sie 1826 ihre Hand reichte. Das Glück dauerte jedoch nicht lange; bereits 1829 wurde die traurige Ehe — übrigens gegen ihren Willen — wieder gelöst, und nun suchte die Geschiedene in Reisen durch alle Weltteile und in der Poesie Zerstreuung und Trost. Nachdem sie zuerst sich im Lyrischen („Ach wenn du wärst mein eigen —") versucht, ging sie — angeregt durch die Werke der Sand — zum Roman über; 1838 erschien ihr erstes Werk: „Aus der Gesellschaft," das später in zweiter Auflage „**Ida Schönholm**" hieß, während unter dem ersten Namen als Gesamttitel bereits 1844 eine ganze Reihe darauf entstandener Romane („Der Rechte" — „Cecil" — „Die Sibylle 2c.) in zwölf Bänden erschien. In allen diesen Büchern herrschte ein durchaus exklusiver Geist; für sie gab es nur die Welt der Aristokratie und in derselben allein Heil, allein wahre Liebe, wahren Edelmut, wahres Geistesleben — „nur Aristokraten können liberal sein," sagt Melusine im Roman „**Ulrich**" „weil sie unabhängig und nicht von Scheelsucht und Mißgunst verzehrt sind." In der schriftstellernden „Gräfin Ida Schönholm" schildert die Verfasserin sich offenbar selbst, und nicht gerade anspruchslos: „Es war ein seltsamer Kopf, gar nicht schön, Gräfin Hahn-Hahn. Ida Schönholm.

Abb. 263. Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Jugendbildnis, von Frl. von Meyern-Hohenberg gemalt.

doch sehr anziehend: der Schnitt einer Madonna und der Ausdruck einer Sibylle; fatiguierte Züge, die auf mehr als 27 Jahre schließen machten, und ein durchsichtiges, wechselndes Kolorit, das den Hauch der Jugend über sie zauberte; Augen wechselnd im Ausdruck, wie die eines Kindes, und verschieden im Glanz schillernd, wie das Meer, wenn Wolken am Mittag darüber hinlaufen; aber zwischen den Augen und dem Aufschlag der langbewimperten Augenlider ein Zug von unaussprechlicher Schwermut." Über dieselbe Ilda, die auf einem Balkon im Mondschein steht, bricht ein junger Mann in folgende Worte aus: „Ich würde mich nicht gewundert haben, wenn sie auf ihrem roten Shawl wie auf einer roten Flamme gen Himmel gefahren wäre." Diese Exzentrizitäten, wie ein Überschwang an französischen Brocken (minaudieren, condonieren, encanaillieren ꝛc.), aus denen man ein ganzes Fremdwörterbuch zusammenstellen könnte, charakterisieren ihre Sprache. Zu ihrem Kultus des Salons und des Adels kommt ein durchaus an die französische Dichterin George Sand und das junge Deutschland erinnernder Zug der Auflehnung wider die Sitte und insbesondere wider die Bande der Ehe. Am widerwärtigsten tritt das in **„Gräfin Faustine"**, einem weiblichen Don Juan, hervor; es wird darin geradezu die Untreue verherrlicht. Gräfin Faustine wandert in den Orient und zuletzt ins Kloster — so sollte es ihre Schöpferin schließlich auch thun.

Abb. 261. Ida Gräfin Hahn Hahn im Alter. Nach einer Photographie.

Auf einer Reise in den Orient (1844) an den Stätten der heiligen Geschichte, drangen ernstere, religiöse Eindrücke in das Herz und Gewissen der gräflichen Wanderin. Den „seligsten Tag" ihres Lebens hatte die Gräfin am Karmel verlebt, wo sie im Kloster beherbergt wurde. „Hier ist Gott," schrieb sie, „und keine Götzen neben ihm. Kein Punkt auf meiner Reise, keine Stätte des Orients, nicht der Olymp und nicht der Libanon, weder die anmutigen Ufer des Bosporus, noch die sagenreichen und fabelschönen der Propontis haben mir einen solchen großartigen Eindruck gemacht. Ergnickt wie ich, muß die arme Muschel sich fühlen, die sich einmal geöffnet hat, um einen Tautropfen zu empfangen. An den Karmel werd' ich mein lebenlang denken!"

Doch erst lange nach ihrer Heimkehr knüpfte sie (1849) von Dresden aus mit dem edlen Fürstbischof v. Diepenbrock in Breslau einen Briefwechsel in betreff ihres beabsichtigten Übertrittes zur katholischen Kirche an. Sie empfing eine „furchtbar ernste" Antwort, in der es hieß, „daß es mit bloßen ästhetischen katholischen Ansichten nicht gethan sei, daß man sein ganzes liebes Ich daransetzen müsse, um ein lebendiges Glied der Kirche zu werden; daß sie insbesondere nach ihrem ganzen bisherigen Lebensgange nur in Sack und Asche als Büßerin vor den Pforten der Kirche erscheinen müsse ꝛc." Sie antwortete: „Ich las Ihren Brief unter tausend brennenden Thränen und auf meinen Knieen; ich sagte mir immerfort: es ist ganz richtig, so sündhaft bist

du — eine Zöllnerin, oder, wie ich lieber sage, eine Sünderin, die um Gottes Gnade fleht.“ Diepenbrock schrieb nun an den Freiherrn v. Ketteler, den damaligen Propst der Hedwigskirche in Berlin, und am 26. März 1850 legte sie vor diesem Prälaten in seiner Kirche öffentlich ihr katholisches Glaubensbekenntnis ab. In der Schrift: „**Von Babylon nach Jerusalem**“ erzählte sie die Geschichte ihrer Konversion. Darin heißt es u. a.: „Es kommt mir vor, als sei meine Seele von jeher eine schlafende Katholikin gewesen. Im Schlaf ist man nicht zurechnungsfähig. Wir nachtwandeln sogar und thun im somnambulen Zustande außerordentliche Dinge, die wir wachend nicht vollbringen können. Als meine Seele wach wurde, fand sie sich katholisch; denn alles, was die Protestanten lehren, hat sie nie begreifen, nie sich zur Nahrung machen können.“ Von Babylon nach Jerusalem.

Als Ketteler bald danach in das Mainzer Bistum berufen wurde, folgte sie ihm auf dem Fuße nach und beschäftigte sich auf das eifrigste mit der Gründung eines Klosters „Vom guten Hirten“ in Mainz, indem sie aus eigenen Mitteln dazu beisteuerte und Almosen dafür sammelte. Der Zweck desselben sollte sein, „den verkommenen Frauen, die ein reumütiges und bußfertiges Leben anzutreten geneigt wären, einen Zufluchtsort zu bieten, auch verwahrloste und verwaiste Kinder, sowie junge Personen, welchen aus Mangel an Erziehung und Aufsicht, durch böses Beispiel oder Armut in der Welt Gefahren drohten, aufzunehmen.“ Im November 1852 reiste die Gräfin nach Angers in das dortige Mutterhaus der Frauen vom guten Hirten, um die Übersiedelung einiger Schwestern zu bewirken, im Frühjahr 1853 befürwortete sie die von ihr vertretene Sache bei Kaiser Franz Joseph in Wien. Im Januar 1854 übergab sie das inzwischen in Mainz fertig gewordene Kloster „Vom guten Hirten“ den Ordensfrauen. Sie selbst schloß sich übrigens in keiner Weise dem Orden an, sondern behielt sich nur ein kleines Zimmer vor, um dort als Laienschwester in der Stille des Klosters dem Gebete, den Werken der Barmherzigkeit und ihren litterarischen Arbeiten zu leben. In Mainz. Im Kloster.

In unglaublicher Schnelligkeit ging Buch auf Buch aus der kleinen klösterlichen Zelle hervor, zuerst Ergüsse ihres „im Schoße der alleinseligmachenden Kirche gefundenen Glückes,“ u. a. eine Sammlung Lieder „Unserer lieben Frau.“ Allmählich wandte sie sich ernsteren theologischen und geschichtlichen Studien zu, verfaßte ein „Leben des heiligen Augustinus“ — „Bilder aus der Geschichte der Kirche“ 2c. 1860 kehrte sie auf das Gebiet des Romans zurück; nach und nach erschienen als Gegenstücke zu den Büchern ihrer ersten Periode 21 Bände (im ganzen wohl 400 Bogen füllend), „die in Jerusalem entstanden.“ Alle diese Romane hatten nur ein Ziel: „den in eitler Weltlust verlorenen Seelen den Weg zur Kirche Roms zu weisen.“ Die schnelle Entstehung und ihre Tendenz machen es erklärlich, daß der künstlerische Wert dieser Romane allmählich immer geringer wurde, dennoch ist die Erfindungskraft der alternden Frau ganz bewundernswert, wie auch die Ausführung mancher Partieen oft voller Frische und poetischer Kraft. Zu den besseren Romanen dieser Periode gehören „Die Schwestern,“ „Eine reiche Frau“ und „Nirwana,“ nur nimmt auch in diesen die Besprechung dogmatischer Fragen einen viel zu breiten Raum ein. Unserer lieben Frau. Katholische Romane.

Den reichen Erlös ihrer schriftstellerischen Thätigkeit sowie den größten Teil ihrer nicht unbedeutenden Jahresrente verwendete sie für die Pflege der Armen und Waisen und sonstige Werke der christlichen Barmherzigkeit; aber auch ihre persönliche Fürsorge wandte sie den Armen und Kranken zu. Während ihr Geist bis zuletzt frisch blieb, wurde ihr körperliches Befinden gegen Ende der siebziger Jahre mannigfach erschüttert — ein Herzleiden kam dazu, das ihrem Leben am 11. Januar 1880 ein Ziel setzte. In das Gewand einer Tertiarierin gekleidet, mit einem Bußgürtel umgürtet, lag die Reichsgräfin Ida Hahn-Hahn im Sarge, welchen sechs Franziskanerinnen auf den Totenwagen trugen und den zahlreiche Ordensfrauen, Geistliche und Arme zur letzten irdischen Ruhestätte geleiteten.

Im J. 1847 erschien ein Roman „**Diogena.** Von Iduna, Gräfin H**-H**,“ der großes Aufsehen machte. Es war eine satirische boshafte Parodie auf die Hahn- Diogena.

Hahnschen Romane, in welcher die Heldin nach zahlreichen Abenteuern im Irrenhause endete. Als die Verfasserin stellte sich später die damals noch wenig bekannte **Fanny Lewald** heraus, der exzentrischen Gräfin verstandeskühle, erbitterte Gegnerin und zugleich die bedeutendste Vertreterin des oppositionellen Zeitromans.

Fanny Lewald.

Fanny Lewald wurde am 24. März 1811 zu Königsberg i. Pr. von achtbaren jüdischen Eltern geboren und sehr sorgfältig erzogen. Vierzehnjährig mußte sie schon die kränkliche Mutter vertreten und für ihre sieben jüngeren Geschwister in jeder Weise sorgen. Im siebzehnten Jahre trat sie zum Christentum über, um einen Kandidaten der Theologie heiraten zu können. Das Glaubensbekenntnis, das sie bei ihrer Taufe ablegte, nennt sie in ihrer „Lebensgeschichte" selbst „ein trauriges Muster von schwungvollem Jesuitismus" und „die einzige Lüge ihres Lebens." Zum Glück für ihren Liebhaber war sie dann aufrichtig genug, ihren Irrtum zu widerrufen und ihm zu entsagen. Erst in ihrem 30. Jahre trat sie als Schriftstellerin auf, nachdem sie auf längeren Reisen mit ihrem Vater Gelegenheit gefunden hatte, ihren Geist auszubilden.

Adolf Stahr.

1845 lernte sie in Italien den Schriftsteller **Adolf Stahr** (1805—1876) kennen, dessen Gattin sie zehn Jahre später wurde, nachdem seine erste Ehe gelöst worden war. Von 1855 bis zu ihres Mannes Tode hielt sie dann à la Rahel einen offenen litterarischen Salon in Berlin und erzog ihre Stiefkinder und Enkel, ohne darüber die Feder ruhen zu lassen. Abwechselnd erschienen Romane, Reisebeschreibungen und Bücher über die Frauenfrage aus ihrer Feder. Seit Stahrs Tode ist sie viel auf Reisen gewesen, von wo sie zahlreiche Feuilletons für Zeitungen lieferte: jetzt lebt sie meist in Berlin.

Fanny Lewald ist eine geistreiche Schriftstellerin und eine gute Stilistin, aber Phantasie und Herzenswärme, Anmut und Innigkeit gehen ihr völlig ab. Dazu ist sie eine entschiedene Freidenkerin, die mit dem Judentum ebenso gebrochen hat, wie sie seit ihrem unaufrichtigen Übertritt dem Christentum feindlich gegenüber getreten ist. Wie Heine, steht sie aber dem Judentum doch viel näher, so daß es nicht wunder nehmen

Jenny.

darf, wenn in ihrem Romane „**Jenny**," der von den jüdisch-christlichen Mischehen, von Übertritten und von der Judenemanzipation handelt, alles Licht auf die israelitische Heldin und aller Schatten auf die gläubigen Christen fällt. Übrigens hat die Verfasserin ihre eigenen Jugenderinnerungen in diesen Roman hineinverflochten. In ihrem sog.

Prinz Louis Ferdinand.

historischen Roman „**Prinz Louis Ferdinand**" spielt die berühmte Rahel eine viel bedeutendere Rolle als der Titelheld, aus dem sie einen modernen, unersättlichen, dazu sentimentalen Don Juan macht! — Ganz demokratisch gefärbt sind die „**Wandlungen**," in denen sie 1853 einen wehmütigen Rückblick auf die Erfahrungen und Enttäuschungen von 1848 warf. Die demokratischen Helden reizen sie überhaupt zu einer oft ganz ungemessenen Bewunderung; so sagt sie in ihrem Reisebuche: „Sommer und Winter am Genfer See," als sie Garibaldi gesehen (den sie „einen Mann" nennt, „der seinesgleichen nicht hat in seiner Zeit"): „Es war mir wie einem, der in die Sonne gesehen hat!" Ihr umfangreichster und bedeutendster Roman: „**Von Geschlecht zu Geschlecht**," charakterisiert ihre Auffassung und Lebensanschauung am besten; durch die stilistisch abgeklärte Darstellung und die klare Sicherheit der Beweisführung fühlt man aber doch den friedelosen Geist hindurch, der in allen Schranken, welche Kirche, Staat und Gesellschaft errichtet, nur Hemmschuhe für die Freiheit des Individuums, nur Fesseln für den menschlichen Geist erblickt. Aus ihren neuesten, sehr zahlreichen Romanen hebe ich hervor „**Die Erlöserin**," worunter eine zur Schauspielerin gewordene Pfarrerstochter verstanden ist, die nach mancherlei Wandlungen einen ihr seit lange ergebenen,

Benedikt

aber zeitweise ungetreuen Baron heiratet. In dem Klosterroman „**Benedikt**" endet der unglückliche Titelheld, ein Mönch, als Selbstmörder, weil er es nicht ertragen kann, das Mädchen, das durch ihre Koketterie ihn um den Frieden seiner Seele gebracht, mit einem anderen Manne verlobt zu sehen. In „**Helmar**," einem Künstlerroman, dessen Held sich aus niederem Stande zu hohem Ruhme und angesehener Lebensstellung durch die Vermählung mit einem adeligen Fräulein emporarbeitet, spielt die geistreiche Tochter

eines jüdischen Kommerzienrates, die zuletzt glücklich mit dem Sohne eines Generals vermählt wird, eine Hauptrolle.

Ehe Luise Mühlbach (vgl. unten) sich an die romanhafte Verarbeitung der Weltgeschichte machte, schrieb sie auch soziale Romane („Justin" — „Eva" 2c.), die mit einer unglaublich unweiblichen Roheit für die Emanzipation der Geschlechter und freie Liebe eintreten und in Ehebruch, Blutschande und Mord geradezu schwelgen. Es ist erstaunlich, daß sie darin keineswegs unter ihrem Geschlecht allein dasteht; eine andere, **Ida Frick**, verherrlichte in ihrem Roman „Mohammed" sogar die Polygamie, und **Luise Aston**, die 1846 wegen ihres frechen Auftretens aus Berlin ausgewiesen werden mußte, trat ebenso wild für die Revolution wie für die zügellosesten Frauenemanzipation in ihren Romanen ein. In ganz entgegengesetztem Geiste sprach sich **Wilhelmine von Hillern** (geb. 1836, lebt in Freiburg i. Br. als Witwe des Landesgerichtspräsidenten von Hillern), das einzige Kind Charlotte Birch-Pfeiffers, aus. In ihrem Roman: **„Ein Arzt der Seele"** suchte sie den Nachweis zu führen, daß der Frauen Aufgabe sich auf das Haus und die Familie beschränke und daß jedes Überschreiten dieser Grenzlinie zum Unheil führe. Dagegen zollte sie in ihrem zweiten Werke: „Aus eigener Kraft" dem Sensationsgelüste der Menge in einer aller Weiblichkeit hohnsprechenden Weise ihren Tribut. Auch in ihren Dichtungen: „Die Geier-Wally" (Auerbach gewidmet) und in der mittelalterlichen Klosternovelle: **„Und sie kommt doch"** fehlt es an realistischen Grausheiten nicht, die etwas an Theatereffekte erinnern. Noch sensationeller ist die „Friedhofsblume," eine Novelle voll unheimlicher Schauer- und Kirchhofseffekte.

Luise Mühlbach. Luise Aston. Wilhelmine v. Hillern.

Den größten Erfolg hat neuerdings auf dem Gebiete des dem Zeitgeiste huldigenden Romans **E. Marlitt** (Eugenie John, geb. 1805 zu Arnstadt in Thüringen, daselbst gest. 22. Juni 1887) errungen. Sie verdankt denselben gewiß ihrem unleugbaren Erzählertalent und ihrer gewandten „Mache," vor allem aber der geschickten Verwertung gewisser Lieblingsfiguren der Neuzeit: der schurkenhaften Aristokraten, gelegentlich eines bornierten Fürsten (so in der „Reichsgräfin Gisela") und der heuchlerischen, abscheulichen „Frommen." Dazu kommt die an Aschenbrödel erinnernde Heldin, nach der englischen „Jane Eyre" modernisiert und germanisiert, die — sehr edel, sehr tugendhaft und stolz — endlich den Sieg davon trägt über die Schändlichkeit ihrer intriganten Gegner, und der ideale Mann, wie ihn Frauen so gerne zeichnen, den die Heldin zu ihren Füßen zwingt. Zuweilen ist die Verfasserin so gnädig, in dieses Rezept noch eine „Bekehrung" hineinzumischen, wie z. B. im **„Geheimnis der alten Mamsell,"** wo nicht nur der „strenggläubige Johannes durch seinen aufgeklärten Freund, den Rechtsanwalt Franck, über die Gefahren der Frömmigkeit belehrt und durch Felicitas vollends von seinem Pietismus geheilt wird, sondern selbst die fromme Frau Hellwig zum Schluß in ihren „fleischigen weißen Händen" keinen „Missionsstrumpf," sondern ein Kinderstrümpfchen für ihren ersten Enkel hält.

Marlitt.

Den Reigen der Frauen, die sich an den geschichtlichen Roman mit kühnem Mute und oft löblichem Fleiße machten, eröffnete die bereits ganz vergessene **J. Satori** (Johanna Neumann, des Bürgermeisters von Elbing Frau), die in der „Nonne" das zehnte Jahrhundert sich zum Schauplatz ihrer Geschichte erwählte; und die Wienerin **Karoline Pichler** (1769—1843), die u. a. einen Roman (Agathokles") in der Zeit des Kaisers Diokletian spielen ließ. Ihre sämtlichen Werke umfassen sechzig Bände. In ihre Fußstapfen trat dann die rührige **Luise Mühlbach,** Theodor Mundts Frau (1814—1873), die in einem Jahre zwölf Bände für die Leihbibliothek fabrizierte und sich namentlich an dem alten Fritz in einem zehnbändigen Roman versündigte. Heine hatte einst spottend von ihr gesungen:

J. Satori. Luise Mühlbach.

Luischen Mühlbach sitzt und strickt
Am weltgeschichtlichen Strumpfe;
Der alte Fritz ist abgethan,
Sie wählt Bonaparte zum Trumpfe.

Bis zu Heinrich dem LXXIVten
Von Reuß-Schleiz-Eberswalde
Und seinem berühmten Ideenritt
Wird sie gekommen sein balde.

Sie ist aber noch weiter gekommen und hat „Königgrätz bis Chislehurst" tapfer mit verstrickt in ihre Romanstrümpfe. An Fruchtbarkeit kommt ihr **Amalie Schoppe** (7191—1858), die Freundin des Dramatikers Hebbel (S. 725 ff.) am nächsten, die in russischer und spanischer, deutscher, schwedischer und französischer Geschichte mit gleicher Unverfrorenheit herumwirtschaftete und ihre historischen Helden ebenso zurechtstutzte, wie die Tugendhelden ihrer Liebesgeschichten und die sittsamen Knaben und Mädchen ihrer Kindererzählungen. Die Gesamtzahl ihrer Werke beläuft sich auf 130 Bände.

Amalie Schoppe.

Unvergleichlich bedeutender als die bisher genannten war **Henriette von Paalzow**, geb. Henriette Wach. Geb. 1788 in Berlin, heiratete sie 1816 den Major von Paalzow, von dem sie fünf Jahre später geschieden wurde. Am 30. Oktober 1847 starb sie in ihrer Vaterstadt. Ihr erster Roman „Godwie-Castle" erschien anonym; die übrigen drei, „St. Roche" — „Thomas Thyrnau" und „Jakob van der Nees," hatten den Zusatz: „v. d. Verf. d. Godwie-Castle." Alle vier sind fleißige und auf ganz achtenswerten Studien beruhende, auch meist geschickt angelegte und durchgeführte Romane; bei alledem fehlt der Verfasserin das weiter und tiefer gehende historische Verständnis — sie hat mehr aristokratische Familiengemälde mit geschichtlichem Hintergrunde und im Schatten großer königlicher Persönlichkeiten geschrieben, als im eigentlichen Wortsinn historische Romane. Ein streng sittlicher Ton und eine edel vornehme Haltung berühren darin angenehm und stechen wohlthuend ab von den aristokratischen Zerrbildern sowohl der Hahn-Hahn wie ihrer Gegenfüßlerinnen. Ihre poetische Kraft bewährt sich aber besonders in der Schaffung und Ausgestaltung einzelner lebenstreuer Figuren; die reizende Fennimore in St. Roche und der kernhafte Thyrnau prägen sich uns unvergeßlich ein und leben mit uns fort, wie altbefreundete Persönlichkeiten.

Henriette v. Paalzow.

Im Jahre 1871 hat **Louise von François** (geb. 1825 unweit Weißenfels, in welcher Stadt sie noch lebt, die unvermählte Nichte des bei dem Sturm auf Spichern gefallenen Generals v. François) in ihrem Roman: „**Die letzte Reckenburgerin**" ein kulturhistorisches Gemälde geschaffen, das uns den Übergang des vorigen zum gegenwärtigen Jahrhundert in unserm Vaterland plastisch anschaulich und lebenstreu vergegenwärtigt. — Ihr demnächst bedeutendstes Werk ist der Roman: „Stufenjahre eines Glücklichen" (1877), der auch des patriotischen Hintergrundes und der kulturgeschichtlichen Schlaglichter nicht entbehrt.

Louise v. François.

Gegenüber der tendenziösen Karikierung des christlichen Lebens, wie sie sich moderne Dichter und Dichterinnen freigeistiger Richtung vielfach zu schulden haben kommen lassen, dürften die sogenannten „**christlichen** (oder religiösen) **Romane**" eine volle Berechtigung haben, wenn sie nicht zu leicht auch wieder in den Grundirrtum ihrer Gegner, die absichtliche Verrückung der realen Zustände und ein gemachtes Christentum hineingerieten. Ein abschreckendes Beispiel dieser Art liefert der Roman traurigen Angedenkens: „Leokadie" von **G. Nessel** (E. Steffann), in dem alle Orthodoxen, speziell Lutheraner, mit hellsten Lichtfarben, alle Gegner, Rationalisten, aber auch Reformierte, Unierte, Baptisten, auf das dunkelste gezeichnet sind. Doch auch abgesehen von dieser schlimmsten Verirrung hat die Vermischung von Liebes- und Bekehrungsgeschichten ihr großes Bedenken, dem Heinrich Thiersch — vielleicht etwas zu scharf — Ausdruck gibt, wenn er sagt: „Solche Bücher als Surrogat für die majestätisch ernste, gesunde und kraftvolle Wirksamkeit der Kirche, dienen zur Förderung eines Christentums der erkünstelten Gefühle und der Phrasen ohne Kraft." Anderseits

Christliche Romane.

Leokadie

ist nicht abzusehen, weshalb die höchsten Probleme des menschlichen Lebens, die Seelenerfahrungen, Seelenkämpfe, Seelentriumphe im Lichte der in Gottes Wort geoffenbarten christlichen Wahrheit nicht ebenso gut Gegenstand der Dichtung sein sollten, als irgend welche andere geistige Entwickelungen. Es wäre für den christlichen Dichter geradezu eine schmachvolle Verleugnung, wenn er — wie das in zahlreichen Erzählungen, und ja so häufig auch im Leben geschieht — alle und jede Beziehung auf Gott und göttliche Dinge ängstlich vermiede und ausschlösse. Aber doppelt muß man hier Wahrheit und Natürlichkeit verlangen; nirgends wirkt das Gemachte und Erkünstelte so abstoßend wie im religiösen Leben. Das innere Glaubensleben muß aus dem ganzen Tone der Erzählung herausklingen; salbungsvoll erbauliche Exkurse und eingestreute fromme Phrasen sind vom Übel.

Im großen und ganzen entspricht die hervorragendste Vertreterin des religiösen Romans, **Marie Nathusius**, diesen Anforderungen, wenn sie auch nicht immer die Tendenzklippen zu umschiffen verstanden hat.

Marie Nathusius.

Marie Scheele, am 10. März 1817 zu Magdeburg geboren, verheiratete sich nach glücklicher Jugendzeit im elterlichen Pfarrhause mit dem auch als Dichter bekannten Rittergutsbesitzer **Philipp v. Nathusius** (1815—1872), der 1849 mit ihr auf seinem Gute Neinstedt am Harz ein Knabenrettungs- und Brüderhaus gründete, an dem sie beide persönlich thätig waren. Insbesondere verstand sie es vortrefflich, ihre mütterlichen und häuslichen Pflichten im schönsten Einklang mit diesem Barmherzigkeitswerk und ihrer dichterischen Thätigkeit auszuüben. Am 22. Dezember 1857 starb sie, tief betrauert in der Nähe und in der Ferne. Ihr ausführliches (neuerdings in erwünschter Weise verkürztes) Lebensbild besitzen wir aus der Feder ihres Mannes.

Marie Nathusius war unzweifelhaft eine geborene und berufene Erzählerin; das tritt am sichersten in ihren so reizend jugendfrisch und humorvoll geschriebenen „Geschichten von Christfried und Inlchen“ hervor, während in den späteren größeren Novellen die oft zu scharf betonte Tendenz auch der Erzählung nachteilig ist. Als die bedeutendsten unter ihren Büchern gelten mit Recht „Das Tagebuch eines armen Fräuleins,“ und ihr letzter Roman „Elisabeth,“ in dem sie die Konflikte des ehelichen Lebens zu beleuchten und das Bild einer rechten Ehe darzustellen wünschte.

Die christliche Novellistik der jüngsten Zeit ist fast ausschließlich durch Frauen vertreten, und es ist nicht zu leugnen, daß bei ihnen nur zu häufig die Schaffenskraft und das Darstellungstalent nicht dem guten Willen entsprechen. Insbesondere macht sich oft der Mangel einer Redaktionshand im Stil und in den endlos ausgedehnten erbaulichen Reflexionen bemerklich, welche die Erzählung in unliebsamer Weise unterbrechen. Davon sind z. B. die Romane des Fräuleins Eugenia von Mitzlaff (1830—1881) „Gott ist mein Heil“ und „Durch Kreuz zur Krone“ ungeachtet ihres unleugbar trefflichen Gehaltes keineswegs frei. — Als eines der besten Werke dieses Genre darf man dagegen „Das Pfarrhaus im Harz“ von Agnes Volmar bezeichnen.

Ottilie Wildermuth.

Eine weite und verdiente Verbreitung haben die Dichtungen von **Ottilie Wildermuth** gefunden.

Ottilie Rooschütz, am 22. Februar 1817 in Rottenburg am Neckar geboren, 1843 mit Professor Wildermuth in Tübingen vermählt, lebte und wirkte dort als echte und rechte Hausfrau in glücklicher Ehe bis an ihren, am 12. Juli 1877 erfolgten Tod. Ihr war das Erzählen angeboren, und sie übte es lange mit großer Anmut im häuslichen und befreundeten Kreise, ehe ihr auch nur die Idee an eine Veröffentlichung in den Sinn kam. Die meisten und besten ihrer Dichtungen lesen sich deshalb auch ganz wie kunstlos erzählte Lebenserinnerungen, und darin liegt der große Reiz, der ihren „Bildern und

Geschichten aus Schwaben," ihrer „Auguste" und vor allem ihren „Schwäbischen Pfarrhäusern" einen dauernden Wert sichert. Auch in späterer Zeit werden die letzteren als lebenstreue, unverfälschte Kulturbilder unserer Zeit gelten können. Wo sie sich auf künstlerische Komposition legte oder wo sie — wie in ihren späteren Arbeiten zuweilen — etwas Tendenz von der „guten alten" und der „bösen neuen" Zeit einmischte, gelang es ihr weniger gut, doch findet sich auch unter ihren größeren Erzählungen manche vortreffliche, die man immer aufs neue gern liest.

Margar. Spörlin.

In jeder Weise der schwäbischen Dichterin ebenbürtig ist die Elsässerin **Margareta Spörlin** (geb. 1800 in Mülhausen i. E., † 1882), die Verfasserin der vortrefflichen „Elsässischen Lebensbilder."

F. v. Brackel.

Von hervorragendem Werte sind die Romane einer westfälischen Dichterin, **Ferdinande Freiin von Brackel** (geb. zu Schl. Welda 24. Nov. 1835), welche es versteht, die christliche Wahrheit in mild katholischer Färbung durch lebensvolle Persönlichkeiten zur Geltung zu bringen, ohne den Leser durch dogmatische Exkurse und Gespräche zu ermüden. 1876 erschien ihr erster und bedeutendster Roman, „Die Tochter des Kunstreiters", in welchem die Schlußworte: „Gottes Blumen können überall blühen" eine meisterhafte Veranschaulichung finden. 1879 folgte „Daniella", eine auf dem Boden der Kriege von 1866 und 1870 zum großen Teil spielende Erzählung voll tiefsinniger Motive und originaler Charaktere. Auch die Novellen der Dichterin („Nicht wie alle anderen" — „Prinzeß Ada" ꝛc.) zeichnen sich durch psychologische Feinheit und durch eine im besten Sinne des Wortes vornehme Sprache aus.

* * *

Eritis sicut Deus.

Als charakteristisch möge schließlich hier noch erwähnt werden, daß der gegen den Geniekultus und insbesondere die sog. „Tübinger Schule" tendenziös gerichtete Roman „Eritis sicut Deus", der im J. 1853 große Sensation erregte, von einer Frau herrührt, was nach den unklar exzentrischen „Aufschlüssen" von 1860 noch zweifelhaft sein konnte. Die jetzt hochbetagte Verfasserin dieses Buches, das man übrigens — streng genommen — kaum einen Roman, am wenigsten einen christlichen Roman nennen kann, heißt **Elisabeth Canz** und steht seit vierundzwanzig Jahren als Hausmutter an der Spitze der Bildungsanstalt für Kleinkinderpflegerinnen in Groß-Heppach (Württemberg) in stiller, gesegneter Thätigkeit. Ihr erstes schriftstellerisches Werk ist auch ihr letztes gewesen.

Moderne Epik und Lyrik.

Epische Dichtung.

Hinter dem Roman ist die **epische Dichtung** in jüngster Zeit doch nicht so ganz zurückgeblieben, wie zuweilen behauptet wird. Außer den bereits in früheren Abschnitten besprochenen Erzeugnissen derselben sind noch manche zu erwähnen, die sich aus der Masse des Mittelgutes als echte Poesie herausheben. Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, daß die meisten dieser Dichtungen von lyrischen Elementen stark durchsetzt sind. Es ist das überhaupt für die gesamte Epik der neueren Zeit von den Romantikern an charakteristisch; nur in einigen Dichtern (Jordan, Lingg, Hamerling) herrscht der epische Ton entschieden vor.

Kinkel. Leben.

Den ersten Platz unter den modernen Epikern nächst Scheffel nimmt **Gottfried Kinkel** ein. Am 11. August 1815 zu Obercassel bei Bonn geboren, eines evangelischen Pfarrers Sohn, hatte er in Bonn und Berlin Theologie studiert, zu Hengstenbergs und Neanders Füßen gesessen und sich 1836 als Privatdozent der Kirchengeschichte

in Bonn habilitiert. Schon auf der Universität hatte er zu dichten begonnen; ein Epos „Der Triumph des Kreuzes“ fällt in jene Zeit. Aus Gesundheitsrücksichten machte er im Herbst 1837 eine Reise nach Italien, die ihm zum sorgfältigen Studium der Kunstgeschichte Gelegenheit bot. Nach seiner Rückkehr wurde er Hilfsprediger der evangelischen Gemeinde in Köln, wohin er von Bonn aus alle Sonntage fuhr, und erntete mit seinen rhetorisch-glänzenden Predigten, von denen er 1842 eine Sammlung herausgab, allgemeinen Beifall. Gleichzeitig hatte er durch den Umgang mit Simrock, Freiligrath, Wolfgang Müller und anderen Dichtern eine erneute Anregung zur eigenen Produktion empfangen. Den größten Einfluß auf ihn aber gewann seine nachherige Gattin Johanna, die geschiedene Frau des Buchhändlers Matthieux, durch die er allmählich sowohl politisch als religiös immer weiter nach links gedrängt wurde. Sie gab die erste Anregung zur Gründung des „Maikäferbundes,“ dessen Organ das Witzblatt: „Der Maikäfer, eine Zeitschrift für Nichtphilister“ wurde. In diesem Blatte ist Kinkels „Otto der Schütz“ zuerst erschienen. 1843 heiratete er die dichterisch und musikalisch sehr begabte Johanna, — er, der evangelische Geistliche, eine geschiedene Katholikin — legte bald darauf sein geistliches Amt nieder und trat in die philosophische Fakultät zu Bonn über, in der er 1846 zum außerordentlichen Professor der Kunst- und Kulturgeschichte ernannt wurde. Das Jahr 1848 stürzte ihn aber völlig in die politische Bewegung; er organisierte die demokratische Partei in Bonn und wurde im folgenden Jahr zum Abgeordneten in die Berliner Nationalversammlung gewählt. Dort hielt er als Mitglied der äußersten Linken fulminante Reden, und als die Versammlung aufgelöst wurde, trat er völlig in die Reihen der roten Republikaner. Als am Rhein der Aufruhr losbrach, nahm er thätigen Anteil an dem verunglückten Sturm der Bonner Demokraten auf das Zeughaus in Siegburg und schloß sich darauf dem badischen Aufstande an. Am 29. Juni wurde er in einem Gefecht wider die Truppen seines Königs verwundet und mit den Waffen in der Hand gefangen genommen. Zum Zuchthaus verurteilt, wurde er nach Naugard abgeführt und mußte dort die gewöhnlichsten Strafarbeiten — man behauptet, Werg zupfen — verrichten. Später kam er auf die Festung zu Spandau, von wo er im November 1850 durch den damaligen Studenten Karl Schurz, den späteren nordamerikanischen Staatsmann und Publicisten, mit Hilfe des reichbestochenen Gefängniswärters befreit wurde. Glücklich entkam er nach England und gewann bald in London eine Stellung als Professor der deutschen Litteratur an der London University. Nachdem er seine Frau Johanna, die auch als Schriftstellerin („Hans Ibeles in London“) sich hervorgethan hat, auf tragische Weise verloren, schloß er 1860 eine zweite Ehe und folgte sechs Jahre später einem Rufe nach Zürich als Professor der Kunstgeschichte am Eidgenössischen Polytechnikum. In der Nacht vom 13. zum 14. November 1882 ist er daselbst gestorben.

Maikäfer.

Johanna Kinkel.

Im Zuchthaus.

Obgleich Kinkel zu den konsequentesten Revolutionären gehört und selbst durch die Siege von 1870 sich nicht hat versöhnen lassen, ist er doch kein revolutionärer Dichter. Nur ganz vereinzelt sind die politischen Anklänge in seinen Gedichten (z. B. in dem Gedicht „Von den 18 Gewehrmäulern“) und allenfalls später in dem ziemlich verunglückten Trauerspiel „Nimrod,“ mit welchem er nach zehnjährigem Schweigen im Jahre 1857 seine Muse wieder zu Wort kommen ließ.

Kinkels dichterische Bedeutung liegt vor allem in seiner Epik. In den „Bildern aus Welt und Vorzeit“ zeigt sich das bereits. Darin befindet sich sein gewaltiges Gedicht „Dietrich von Bern,“ das ich anläßlich der Dietrichsage (S. 96) mitteilte; ebenso ergreifend sind seine „Brynhildis,“ sein „Scipio,“ „Cäsar,“ seine christlichen Legenden „Margareta“ ꝛc. Am bedeutendsten aber ist sein Epos „**Otto der Schütz**,“ dessen Stoff, einer alten niederrheinischen Sage entnommen, von ihm in tiefempfundenen, duftig anmutenden Versen — im Ton des altdeutschen kurzzeiligen Epos — und doch in kräftigen, markigen Zügen behandelt worden ist.

Kinkels Epik.

Otto, des mächtigen Landgrafen Heinrich von Thüringen zweiter Sohn, ist

Otto der Schütz.

aus der väterlichen Burg entflohen, weil sein Vater ihn, den lebensfrohen, thatendurstigen Jüngling, zum Mönch bestimmt, während er den älteren, stillen, nur das Studium liebenden Bruder zum Erben seiner Macht eingesetzt hat. In klarer Frühlingsabendpracht fährt Otto im leichten Kahn den Rhein hinab.

Wo ihm ein Turm vom Ufer winkt,
Andächtig auf die Knie er sinkt
Und spricht ein flüchtiges Gebet;
Doch wo ein hübsches Mädchen geht,
Der wirft er einen raschen Kuß
Zum Strand hinüber von dem Fluß,
Und ob sie mit verschämtem Schrecken
Ihr Auge wendet von dem Kecken —
Er ist zu hübsch, sie muß sich wenden
Und einen Gegengruß ihm senden.
Den Fischer aber in dem Ried
Neckt er mit einem lust'gen Lied;
Laut platscht der Lose in die Flut
Und jagt ihm fort die stumme Brut
Und lacht, wenn, um den Fang betrogen,
Das Netz er leer heraufgezogen.
Doch wo am Fahr in Bauernschenken
Des lahmen Geigers Fiedel schallt,
Dahin treibt's ihn den Kahn zu lenken,
Da kehrt er ein, da macht er Halt;
Und mit dem schmucken Bauernkinde
Schwingt er sich einmal in die Runde,
Stürzt einen Becher Wein geschwinde
Und kehrt zum Kahn hinab zur Stunde,
Daß noch die ganze Nacht mit Staunen
Die Mädchen von dem Gaste raunen ꝛc.

So kommt er um Mitternacht in ein lieblich Land; am Ufer glänzt ein Licht, müde steigt er aus, und unter Gottes freiem Himmel verschläft er fest die ganze Nacht. Früh am Morgen wird er durch einen alten wettergebräunten Förster geweckt, mit dem er rasch Freundschaft schließt, dem er jedoch seine Herkunft nicht verrät. Der Alte nimmt ihn mit zu seinem Herrn, dem Grafen Dietrich von Cleve, dessen Augen er durch den Meisterschuß auf sich zieht, welchen er auf einem Schützenfeste thut. Des Grafen holdseliges Töchterlein Elsbeth überreicht ihm tieferrötend den Siegeskranz. Aus rasch entflammter Liebe zu ihr tritt er in des Grafen Dienste und läßt selbst das Zeichen des freien Mannes, seine goldenen Locken, geduldig abschneiden. Nun folgt eine Zeit banger, sel'ger Lust für die beiden; doch nur als Knappe leistet er ihr Dienste, bis er eines Tages sie aus dem Weiher rettet, in den sie vor einem sie verfolgenden wilden Auerochsen in Todesangst gestürzt ist. Erst jetzt gestehen sie sich ihre Liebe. Eine lange Zeit vergeht nach diesem Vorfall, ohne daß die Liebenden ein offenes Geständnis zu machen wagen. Inzwischen ist Ottos älterer Bruder gestorben, und sein Vater hat Herrn Homburg als Kundschafter nach dem Flüchtling ausgesendet. Als dieser auf seiner Fahrt auch an den Clever Hof kommt, erkennt er sofort beim Eintritt in die Burg den Sohn seines Lehnsherrn, der gerade die Wache hält. Otto, der sich verraten sieht, ergreift die Flucht, wird jedoch eingeholt und erhält, nach einer kurzen aber entscheidenden Minneprobe, aus Dietrichs Hand die zarte Elsbeth als Verlobte. Bald darauf, nachdem auch der Vater versöhnt, wird ihre Vermählung gefeiert.

Während diese reizende Dichtung von Jahr zu Jahr an Beliebtheit gewann, vermochte ein zweites Epos: „Der Grobschmied von Antwerpen," sich keine Bahn zu brechen. Auf Kinkels lyrische Gedichte komme ich noch weiterhin zurück.

Simrock. In noch umfangreicherer Weise als Kinkel erschloß **Karl Simrock** (geb. 1802 in Bonn, wo er 1876 als Professor der deutschen Litteratur starb) die Welt der altdeutschen und mittelalterlichen Heldengesänge nicht nur durch seine meisterhaften Verdeutschungen, sondern auch durch zahlreiche freie Nachbildungen und eigene epische Dichtungen von größerem und kleinerem Umfange; so in den „Rheinsagen" und vorzüglich in seinem trefflichen Epos „Wieland der Schmied."

Wolfgang Müller. Als dritter reiht sich würdig an diese beiden Epiker noch ein Rheinländer, **Wolfgang Müller** von Königswinter (geb. daselbst 1816, gest. 1873). Außer seinen zahlreichen Balladen und Romanzen hat er ein höchst anmutiges Rheinidyll: „Die Maikönigin" hinterlassen.

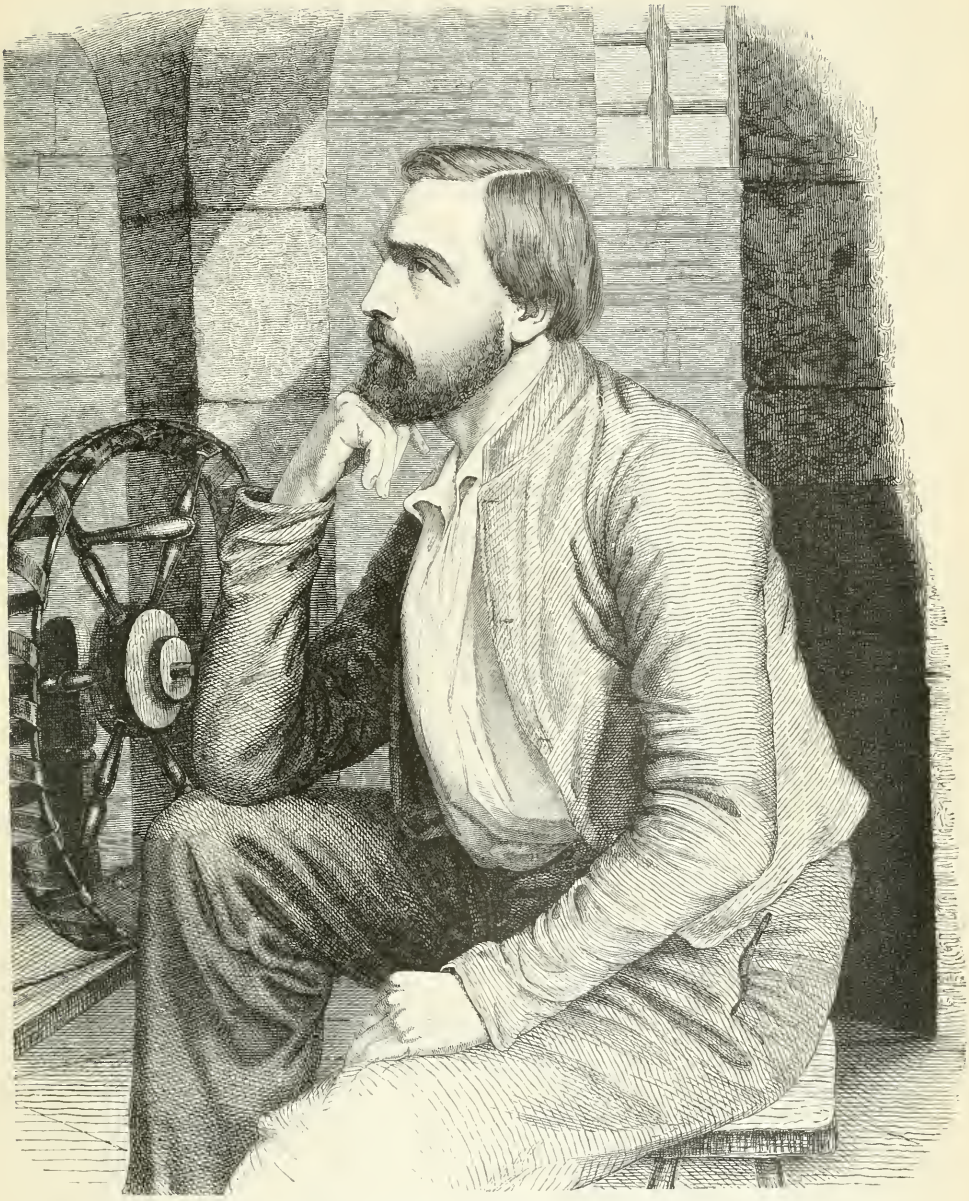


Abb. 265. Kinkel als Gefangener in Naugard.
Tendenzbildnis aus dem Jahre 1850.

Angeregt durch Simrock und die Germanisten insgemein, griffen mehrere Epiker in die deutsche Vergangenheit zurück, sei es um ihre geschichtlichen Momente, sei es
Lingg. um ihre Sagenwelt dichterisch zu verjüngen. Das that vor allem **Hermann Lingg** (geb. 1820, lebt in München), ein origineller und tiefsinniger Dichter, der aber mit seinem großen dreibändigen Epos „**Die Völkerwanderung**" nicht zur Vollendung durchzudringen vermochte, weil er den gewaltigen Stoff nicht künstlerisch einzudämmen und zu konzentrieren verstand. Von epischer Meisterschaft sind jedoch einzelne Gesänge, z. B. „Maximus und Endoxia," in welchem er die Vandalenplünderungen Roms in großem Stil schildert und geschickt die Erlebnisse der einzelnen in das erschütternde Weltereignis hineinflicht.

Jordan. Eine hervorragende epische Dichtung sind die „**Nibelunge**" des modernen Rhapsoden **Wilhelm Jordan** (geb. 1819, lebt in Frankfurt). Sie sind in stabreimenden Versen abgefaßt und behandeln den umfangreichen Stoff in zwei Hauptteilen: „Sigfridssage" und „Hildebrands Heimkehr." — „Mit rauschendem Redestrom" will er darin „bis zum Rande der Vorzeit Gefäße wieder füllen und neu verjüngen nach tausend Jahren die wundergewaltige uralte Weise der deutschen Dichtkunst," d. h. er will die Nibelungensage in ihrer uralten Form durch Zurückgehen auf die ältesten nordischen Quellen (vgl. S. 59 ff.) vollständig und rein wieder herstellen. So reich an kräftigen Stellen und dichterischer Schönheit diese Neudichtung auch ist, so ahnenhaft uns der Stabreim auch klingt — es ist doch ein modernes Gedicht, ein Kunstepos und keineswegs ein Volksepos, wie der Verfasser es zu liefern bestrebt war. Demungeachtet ist es eine gewaltige dichterische Schöpfung, die uns mit dem alten Naturmythus unseres Volkes in ergreifendster Weise vertraut zu machen im stande ist.

Dahns Balladen. Die nordische Sage, wie die altdeutsche Heiden- und Heldenzeit, hat auch **Felix Dahn** (vgl. S. 770 ff.) in seinen Balladen mit großem Geschick und dichterischem Schwung behandelt. Zu den eigentümlichsten seiner historischen Lieder gehören „Hako Heißherz" — „Sämund der Sieger" — „Harpa." Von größerem Umfang ist das frisch und mannhaft gehaltene Epos: „Die Amalungen."

W. Hertz. An den lombardischen Sagenkreis (S. 97 f.) angelehnt, dichtete **Wilhelm Hertz** (geb. 1835 zu Stuttgart, lebt in München) ein anmutiges kleines Epos: „Hugdietrichs Brautfahrt;" während ein anderer aus dem Münchener Dichterkreise **Adolf**
A. F. v. Schack. **Friedrich Graf von Schack** (geb. 1815 in Schwerin, lebt in München) uns die „Heldensagen des Firdusi" (S. 1. 12) ganz zu eigen machte, aber auch in einer Reihe von epischen Originaldichtungen („Lothar" — „Nächte des Orients" — „Ebenbürtig" ꝛc. ꝛc.) sich ehrenvoll hervorthat.

Bechstein. Um die Hebung des Thüringer Sagenschatzes machte sich **Ludwig Bechstein** (1801 bis 1860) durch seine Forschungen und Sammlungen (Deutsches Märchenbuch ꝛc.), wie durch eigne Dichtungen verdient.

Roquette. In freier Weise ohne den Hintergrund der Sage nahm **Otto Roquette** (vgl. S. 801) den Rhein und das Rheinland zum Schauplatz seines humoristisch-idyllischen Rhein-, Wein- und Wandermärchens „**Waldmeisters Brautfahrt.**" In frischer Jugendlichkeit erzählt er darin die Hochzeit des Prinzen Waldmeister, den ein Botaniker auf seinem Spaziergange in die Botanisierbüchse gesteckt, der aber mit Hilfe seiner Diener sich befreit hat, mit dem Töchterlein des Königs Feuerwein, der schönen Prinzeß Rebenblüte. — Ernster gehalten ist sein „Tag von St. Jacob," der den Schweizer Heldenkampf v. J. 1444 zum Gegenstand hat. Aber weder dieses kleine Epos noch seine weiteren epischen Dichtungen kommen der ersten gleich. Fünfundzwanzig Jahre nach Erscheinen derselben hat er einen „Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit" gedichtet: ein anmutiger Nachhall, der gewiß bei vielen Anklang gefunden hat.

Redwitz. Neben allen diesen epischen Dichtern verdient **Oskar v. Redwitz** (geb. 28. Juni 1823 in Lichtenau bei Ansbach, lebt zu Meran in Tirol, S. 741) einen Ehrenplatz. Allerdings

tritt bei ihm die Tendenz — seinem Bekenntnis gemäß katholisch gefärbt — zuweilen etwas stark hervor und macht, wie jede „Absicht, die man fühlt, verstimmt"; auch ist sein romantisches Erstlingswerk: „**Amaranth**", dem er seinen Ruf und Ruhm verdankt, voll von sentimentaler Überschwenglichkeit und Verschwommenheit, dennoch ist er ein anmutiger Dichter, dessen lyrische Schönheiten man über seinen romantischen Verirrungen nur zu oft vergessen hat. In seinem „Lied vom neuen deutschen Reich" erscheint sein poetisches Genie in erfreulichster Weise ausgereift und männlich. Sein äußerer und innerer Lebensgang spiegelt sich in seiner Prosadichtung: „**Hermann Stark**" vortrefflich ab, die ganz geeignet ist, das von blindem Parteieifer verzerrte Bild des Dichters zu rektifizieren. Seine religiöse Fortentwickelung spricht sich am entschiedensten in dem Epos: „**Odilo**" aus; daß er aber darin nicht mit seiner Vergangenheit gebrochen und seinen früheren Glauben nicht verleugnet hat, betont er ganz ausdrücklich in dem Vorwort dazu:

Als Zwanziger ich einst die „Amaranth,"
Den „Odilo" ich jetzt als Fünfz'ger schrieb:
Und hab' ich auch zu diesem zweiten Lied
Mein Harfenspiel wohl vielfach neu bespannt,
Bleibt doch mein erstes mir noch gleichfalls lieb;
Denn trotz der beiden Lieder Unterschied
Sind innerlich sie dennoch tief verwandt,
Und auch ich selbst mir darin treu verblieb,
Der ich in beiden, wie mein Herz mich trieb,
Mein innres Leben gleich getreu bekannt.

Der katholischen Kirche gehört ebenfalls ein westfälischer Dichter an, der — hochbetagt erst vor die Öffentlichkeit getreten — in wenigen Jahren sich die Anerkennung und Liebe seines Volkes erworben hat: **Friedrich Wilhelm Weber**. Geboren am 26. Dezember 1813 in dem Forsthause des einsamen westfälischen Walddorfes Alhausen, studierte er in Greifswald und Breslau zuerst Philologie, dann Medizin und ließ sich 1842 als praktischer Arzt in Driburg bei Paderborn nieder, von wo er 1856 als Brunnenarzt nach Lippspringe übersiedelte. Seit 1867 wohnt er auf Schloß Thienhausen unweit Pyrmont, in seinem Berufe unermüdlich thätig, so weit es ihm seine parlamentarischen Pflichten (als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses) gestatten. — Nachdem er in den Jahren 1869—74 dichterisch treu und frei einige Dichtungen Tennysons und Tegnérs ins Deutsche übertragen, ließ er — 65 Jahre alt — 1878 seinen Sang von „Dreizehnlinden" erscheinen, der in zehn Jahren vierzig Auflagen erlebt hat. Das so rasch eingebürgerte Lied versetzt uns in die Zeit Ludwig des Frommen (822—823) und schildert das letzte Aufbäumen der heidnischen Sachsen gegen die Durchführung von Karls des Großen Bekehrungswerk und den Sieg des Christentums in Westfalen. Der Vertreter dieses Kampfes ist der letzte Sproß der Falken, Elmar vom Habichtshofe, welcher, von langen Wikingsfahrten heimgekehrt und auf seinem Herrensitz vereinsamt, mit der zähen Beharrlichkeit seines Stammes am Glauben der Väter festhält, in welchem er einst von dem weisen Thiatgrim unterwiesen wurde. Dennoch steht er mit Bodo, dem milden und gerechten fränkischen Grafen über den Rethegau, in freundnachbarlichem Verkehr, aus dem ein Liebesbund zwischen Bodos Tochter Hildegunde und ihm allmählich erwächst. Durch die Ränke des auf ihn eifersüchtigen königlichen Sendgrafen Gero wird er aber von der Geliebten getrennt und auf falschen Zeugeneid durch das Gaugericht, den Ding, in Acht und Verbannung getrieben. Auf dem Wege ins Elend von seinem Feinde meuchlings verwundet, sinkt er vor der Benediktinerabtei Dreizehnlinden (Corvey a. d. Weser) leblos vom Pferde. Die Mönche nehmen ihn liebevoll auf, pflegen und heilen ihn. Die Belehrung des Priors, mehr aber noch die an ihm, dem Heiden, im Namen und auf Geheiß des Christengottes geübte Barmherzigkeit, gewinnt ihn nach längerem Schwanken für die Wahrheit des

Fr. Wilh. Weber.

Dreizehnlinden.

Christentums. Da inzwischen seine Unschuld sich erwiesen und seine Verurteilung aufgehoben, kehrt er nach seiner Taufe in sein Vätererbe zurück. Von König Ludwig zum Amtsnachfolger des inzwischen verstorbenen Grafen ernannt, tritt er als der erste Graf aus sächsischem Stamm das ihm übertragene Amt an und vermählt sich mit der treubewährten Geliebten. — Diese ungemein einfache Fabel, mit seltener poetischer Anmut vorgetragen, erhält ihren Hauptreiz durch die treue Lokalfarbe des westfälischen Schauplatzes mit seinen Wiesengründen und Eichenwäldern, durch die feine und sinnige Naturschilderung und die unparteiische Charakteristik der verschiedenartigsten Vertreter des Franken- und des Sachsenstammes, wie des alten und des neuen Glaubens. Die märchenhaften — bald launig schalkhaften, bald ernst anregenden — Reden der Bäume und Tiere des Waldes, welche „als Laubwerk die Säulen des Epos umschlingen" und manchem polemischen Stoßseufzer des Verfassers zum Ausdruck verhelfen, unterbrechen aber gar zu oft den Gang der Erzählung. Herausgelöst und an sich betrachtet, zeugen sie von dem reichen und vielbesaiteten Dichtergenie des Sängers von Dreizehnlinden. Ein weiteres Zeugnis davon legen seine 1881 — auf Drängen mehrerer Freunde — erschienenen Gedichte ab, deren Ursprung zum Teil in die fünfziger Jahre zurückreicht. Da vernehmen wir lyrische Klänge, die den Volkston glücklich treffen und zum Singen einladen, da finden wir markige Balladen („Teufelsballade" — „Twardowski" — „Eine Leichenwacht" — „Sachsentrotz" ꝛc.); da sind

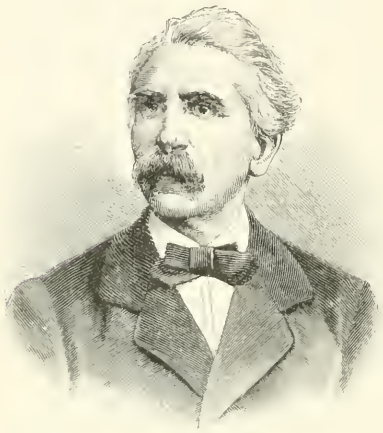


Abb. 266. Friedr. Wilh. Weber.

Gedichte.

Sprüche und Epigramme, oft scharf polemisch, obgleich doch nie an den Mann des Centrums erinnernd; da spiegelt sich schön und klar des Dichters Entwickelungsgang in dem Liede „Am Amboß" ab und zeigt, wie er es verstanden, über der Poesie niemals seinen ernsten, ihm heiligen Beruf zu vernachlässigen. Nur eine Stelle daraus zum Schluß:

Wohl träumten mir im Herzen tief
Viel wunderbare Melodieen,
Ein Zauberwald, der schlief und schlief,
Den keine Frühlingssonne rief,
In Frühlingsschönheit aufzublühen.

Mir war ein andres Ziel gestellt,
Mir blieb nicht Zeit zu süßen Weisen.
Oft war die Brust wohl hoch geschwellt:
Doch „schaffen, schaffen!" rief die Welt,
Und rüstig griff ich nach dem Eisen.

Zuweilen nur erquoll mein Sang,
Wenn feuriger die Pulse glühten;
Zum ernsten Schlag der Kling und Klang,
Nur Funken, die beim heißen Drang
Der Arbeit mir vom Amboß sprühten.

Scherenberg.

Im Gegensatz zu Jordan und Dahn behandelte **Christ. Friedrich Scherenberg** (geb. 1798, gest. 1881 in Berlin) die Großthaten der Neuzeit in epischer Form. Sein vaterländisches Epos **„Waterloo"** erregte 1849 großes Aufsehen, und es ist in der That ein neues und originelles Werk, das mit Unrecht heute oft ebenso geringschätzig beurteilt wird, wie man es zur Zeit des Erscheinens wohl zu hoch erhoben hat. Es läßt sich an der künstlerischen Komposition, an der Ausdrucksweise, an den Bildern sehr viel aussetzen, aber die Gesamtwirkung ist trotz alledem eine ergreifende. Seine späteren Dichtungen „Ligny" — „Leuthen" ꝛc. haben sich nicht auf derselben Höhe erhalten.

Friedrich v. Heyden.

Deutsches Leben atmen auch die epischen Dichtungen **Friedrich von Heydens** (1789 bis 1851), unter denen namentlich **„Das Wort der Frau"** sich in der Gunst der Zeit-

genossen einen festen Ehrenplatz errungen hat. Im wesentlichen historisch treu, behandelt es einen Stoff aus der Zeit der Hohenstaufen und verherrlicht den Sieg weiblicher Beharrlichkeit und Mutterliebe über Willkür und Haß.

Eine der wenigen epischen Dichtungen, die in die jüngste Vergangenheit in würdiger Weise zurückgreifen, hat **Karl Heinrich Reck** in „Anna" einem „Idyll aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung" 1850 am Jahrestage der Eckernförder Schlacht vollendet: eine vortreffliche, an Goethes „Hermann und Dorothea" erinnernde Zeitdichtung im antiken Gewande des Hexameters. Reck.

Eine bedeutende Erscheinung unter den epischen Dichtern der Neuzeit ist unbedingt **Robert Hamerling** (geb. 1832 zu Kirchberg am Wald im Niederösterreichischen, lebt in Graz). Seine beiden großen Epen **„Ahasverus in Rom"** und **„Der König von Sion"** sind unleugbar genial entworfene, gedankentiefe, originelle Werke, in denen allerdings die glühende Phantasie ihres Schöpfer sich zuweilen hinreißen läßt, den „Sinnentaumel, den Genuß, die Sättigung und Übersättigung des Lasters, — nah dem Punkt, wo sich's erbricht..." mit zu üppig-warmen Farben darzustellen. In dem ersten führt er uns in erschreckend, ja abstoßend wahren Farben das Leben Kaiser Neros vor, dem er Ahasver (d. h. Kain, den Brudermörder oder „den ewigen Menschen) vom ersten Lebensaugenblick bis zum Tode beigesellt. Der Held des zweiten Epos ist Johann von Leyden, der König der Wiedertäufer von Münster, freilich in etwas freier Auffassung und Behandlung. — Durch beide Gedichte „klingt", wie Hillebrand hervorhebt, „die Sprache des philosophischen Skeptizismus, wie des ästhetischen Realismus." Hamerling.

Einen viel volkstümlicheren, frisch humoristischen Ton schlug **Julius Wolff** (vgl. S. 775) in seinen rasch beliebt gewordenen kleinen Epen an. Das erste: **„Till Eulenspiegel redivivus"**, hat eigentlich wenig Episches, es kündigt sich freilich auch nur als ein „Schelmenlied" an. Dieser auferstandene Eulenspiegel ist aber etwas zu modern: „ein halb kaustischer, halb sentimentaler Philosoph," der vor jedem Geistlichen im Talar ärger aufbraust, als ein Truthahn vor dem roten Tuch: Julius Wolff.

Kommt mir einer in die Quer,
So fall' ich wütend drüber her
Und rufe: Knüppel aus dem Sack
Aufs Heuchlervolk, aufs Muckerpack!

und der auch sonst zu viel Bildung hat, um die ihm zugeschriebenen Streiche zu begehen. Höchst anmutige Dichtungen sind aber **„Der Rattenfänger von Hameln"** und besonders **„Der wilde Jäger."** Um die beiden sagenhaften Gestalten hat es der Dichter verstanden, eine genial erfundene Geschichte auf kulturhistorisch treu gezeichnetem Untergrunde aufzubauen, die voller Poesie bald erschütternd, bald belustigend, aber von Anfang bis zu Ende fesselnd den Leser mit fortreißt. Von besonderer Schönheit sind in diesen Epen die zahlreichen eingeschobenen Lieder. — In dem **„Tannhäuser,"** welchen Wolff einen „Minnesang" nennt, der aber richtiger ein historischer Roman in Versen heißen sollte, identifiziert er den Minnesänger dieses Namens (vgl. S. 169) mit dem ganz sagenhaften Heinrich von Ofterdingen (S. 162 f.) und macht ihn (nach Scheffels Vorgang in der „Frau Aventiure") zum Dichter des Nibelungenliedes. Dazu umgibt er ihn mit einem vollen Kranze der Minnesänger, von Dietmar v. Aist bis auf Neithart, Walter v. d. Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg eingeschlossen. Dabei ist das sagenhafte Element beibehalten, wodurch in das beabsichtigte Zeitbild eine die Einheitlichkeit der Komposition schädigende Schwankung kommt. Viele schöne Einzelheiten, z. B. „der Minnehof zu Avellenz," worin der minnesängerliche Überschwang parodiert wird, „der Fiedelvoigt" und die allerdings sehr modern klingenden Lieder, die er dem Helden und den anderen Sängern in den Mund legt, können dafür keinen Ersatz bieten. Das eingangs in dem hübschen „Minnegruß" den Frauen gegebene Versprechen, „keine Saiten anzuschlagen, unrein in ihrem Klang" ist übrigens keineswegs streng durchgeführt, obgleich gewisse Rezensenten der Meinung sind, es werde „darin zu wenig geküßt und geliebt."

ichte-innen.

Auch die **Frauen** wagten sich hier und da auf das epische Gebiet; allerdings haben sie — mit einer Ausnahme — nichts Hervorragendes darin geleistet und sind mehr noch als die Männer dem ihrer Individualität so besonders ansprechenden lyrischen Zuge dabei gefolgt.

uise Brachmann.

In die Zeit Goethes und Schillers gehört noch die unglückliche **Luise Brachmann** (1777—1822), deren erste Gedichte in den „Horen" und in Schillers Musenalmanach erschienen. Von ihren zahlreichen Dichtungen hat in unseren Lesebüchern sich noch ihr „**Columbus**" mit dem zum geflügelten Wort gewordenen Anfange: „Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?" erhalten.

lisabeth ulmann.

Ein poetisches Wunderkind war die Deutschrussin **Elisabeth Kulmann**, die im Jahre 1808 zu Petersburg geboren, schon im elften Jahre Gedichte machte, über die sich Goethe und Jean Paul beifällig aussprachen. Im fünfzehnten Jahre verstand sie elf Sprachen, darunter lateinisch und griechisch, und dichtete mit gleicher Geläufigkeit in deutscher, französischer und russischer Sprache. Wohl infolge der großen Anstrengung starb sie 1825, siebzehn Jahre alt, in ihrer Vaterstadt. Sie hatte eine besondere Vorliebe für epische Stoffe, leistete aber das Beste in Naturschilderungen (z. B. der Blitz), die sich durch große Anschaulichkeit auszeichnen.

delheid v. tolterfoth.

uise v. loennies.

In der epischen Poesie that sich **Adelheid v. Stolterfoth** (1800—1875), von Matthisson „die Philomele des Rheins" genannt, hervor, besonders in ihren „Rheinischen Liedern und Sagen." Als epische Dichterin ist ferner **Luise v. Ploennies** (1803—1872) zu nennen. Insbesondere verdanken wir ihr manche schöne biblische Darstellung: „Joseph und seine Brüder" — „Marie von Bethanien" ꝛc."

Alle diese Dichterinnen überragt aber die Westfalin **Annette v. Droste-Hülshoff** in unvergleichlicher Weise durch Gedankentiefe und Originalität.

nnette v. roste-ülshoff.

Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff, dem altmünsterländischen Geschlecht der Droste entstammend, wurde am 10. Januar 1797 auf dem väterlichen Rittergute Hülshoff bei Münster geboren. Von Gräben umschützt, liegt das Schloß ihrer Ahnen, eine stattliche Wasserburg mit grauen Türmen, inmitten eines ausgedehnten, seit fünfthalb Jahrhunderten der Familie gehörigen Besitzes:

Auf meiner Heimat Grunde
Da steht ein Zinnenbau,
Schaut finster in die Runde
Aus Wimpern schwer und grau.

An seines Fensters Gittern
Wimmert des Kauzes Schrei,
Und drüber siehst du wittern
Den sonnetrunknen Weih.

In diesem stillen Erdenwinkel offenbarte sich das poetische Talent Annettens sehr frühzeitig. Schon in ihrem vierzehnten Lebensjahre schrieb sie ein umfangreiches Gedicht zum Geburtstage ihrer Mutter. Aber erst in Rüschhaus, dem schlichteren, noch einsameren Witwensitz der letzteren, wohin sie nach des Vaters Tode 1826 übersiedelte, kam ihr Genius zur vollen Entfaltung. Der Verkehr mit Levin Schücking und ihrem Schwager, dem allen Nibelungenfreunden wohlbekannten Freiherrn Joseph von Laßberg, wirkte dazu mit. Jahrelang wohnte sie auf der alten Meersburg am Ufer des Bodensees bei ihren Geschwistern, im Dichten durch Kränklichkeit nur zu oft gehemmt. Sie hatte beschlossen, sich dort niederzulassen, da der Ertrag ihrer gesammelten Gedichte, mit denen sie 1837 öffentlich aufgetreten war, ihr gestattete, ein freundliches Landhaus unweit des Sees zu kaufen. Aber es war ihr nicht beschieden, dort heimatlich festzuwurzeln. Am 24. Mai 1848 nahm ein Herzschlag sie plötzlich hinweg in die ewige Heimat.

Der Charakter ihrer Dichtungen ist ein fast männlich kräftiger, dazu vorwiegend ernst beschaulich, ja zuweilen ans Düstere streifend. Doch blitzt der Humor nicht selten durch ihre Verse, und aus schwerem Seelenringen, das auch ihr, der Katholikin, nicht erspart

blieb, gelangte sie allmählich zu stillem gottgeborenen Frieden. Wie sie den Dichterberuf der Frauen aufgefaßt sehen will, das hat sie in dem Gedicht: „An die Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich“ in markigen Versen ausgesprochen. Da protestiert sie gegen die Sentimentalen: Dichterberuf der Frauen.

Glaubt, zur Genüge hauchten Seufzerwinde,
Längst überfloß der Sehnsucht Thränenbecken, —

ruft sie ihnen zu, während sie nicht minder den Emanzipierten den Krieg erklärt, denen zuletzt nichts bleibe, als die „Kränze der Hetäre.“ Nicht zur Rechten, noch zur Linken solle der Weg der deutschen Dichterin gehen, sondern:

Grad, gerade geht der Pfad, wie Strahl der Sonnen!

Das Singen will sie ihrem Geschlechte nicht wehren:

Singt, aber zitternd, wie vorm Weih die Tauben.

Dann fährt sie fort, und darin charakterisiert sich am schönsten ihre eigene Poesie:

Ja, treibt der Geist euch, laßt Standarten ragen;
Ihr wart die Zeugen wildbewegter Zeiten,
Was ihr erlebt, das läßt sich nicht erschlagen.
Feldbind' und Helmzier mag ein Weib bereiten;
Doch seht euch vor, wie hoch die Schwingen tragen,
Stellt nicht das Ziel in ungemess'ne Weiten,
Der kecke Falk ist überall zu finden,
Doch einsam steigt der Aar aus Alpengründen.
Vor allem aber pflegt das anvertraute,
Das heil'ge Gut, gelegt in eure Hände,
Weckt der Natur geheimnisreichste Laute,
Kniet vor des Blutes gnadenvoller Spende;
es Tempels pflegt, den Menschenhand nicht baute,
Und schmückt mit Sprüchen die entweihten Wände,
Daß dort, aus dieser Wirren Staub und Mühen,
Die Gattin mag, das Kind, die Mutter knieen.

Abb. 267. Annette v. Droste-Hülshoff.

Wovon sonst die moderne Lyrik überströmt, von Liebe schweigt ihre Poesie; überhaupt verhüllt sie keusch ihr eigenstes Seelenleben und läßt es nur im „**Geistlichen Jahr**, das sie als ihr poetisches Testament ansah, zum Ausdruck kommen. Die erste Hälfte davon hatte sie in einer sehr ernsten, obwohl erfrischten Stimmung der Genesung von einer schweren Krankheit vollendet, Professor Schlüter in Münster in einer sauber geschriebenen Handschrift geschenkt und ihm versprochen, das Fehlende bald hinzuzufügen. Zugleich erklärte sie ihm ernst und entschieden, sie werde in kurzem sterben, und bat ihn, das Ganze oder Teile davon nach ihrem Tode zu veröffentlichen. Im folgenden Winter (1847) legte sie die letzte Hand an den zweiten Teil, der sich vollständig, aber in größter Eile geschrieben und zum Teil mit Lesarten und Verbesserungen übersät, in ihrem Nachlasse fand. Von Geistliches Jahr.

den Angehörigen beauftragt, übernahmen Schlüter und Junkmann die Herausgabe dieses Vermächtnisses. Es sind im ganzen 72 Lieder auf alle Sonntage des Jahres, dazu auf die Festtage und die sämtlichen Tage in der stillen Woche. Ein liebevoll milder Geist geht durch alle diese Lieder. Die Innigkeit und der Ernst ihrer Seele leuchten daraus hervor. Die Erinnerung an ihre eigenen Zweifel, durch welche sie sich zur Klarheit, zur Gewißheit der Gnade, zum Frieden hindurchgerungen, macht sie liebevoll gegen Zweifler und Andersgläubige; aus solchem Geist quillt die Mahnung:

Und wenn an deines Tempels Thor
Steht einer einsam, ausgeschlossen,
Des Thränen doch vor Gott geflossen,
Des Seufzer doch erreicht sein Ohr:
Dem magst du deine Rechte reichen
Und deuten aufwärts nach dem Blau,
Wo allen glüh'n der Sterne Zeichen,
Für alle sinkt der milde Tau.

Erzählend ist fast durchweg ihre Dichtung, sei es, daß sie in den „Heidebildern" das Naturleben ihrer Heimat darstellt, sei es, daß sie aus Geschichte und Sage ihre Stoffe wählt. „Sie weiß den Naturgeist zu entbinden," sagt Wilhelm Herbst in betreff der ersteren, „das stille Reich episch, ja dramatisch zu beleben, indem ihr die Elemente, die Blumen, die Steine, die Tiere, ja alles Kleinste unter der Hand zu persönlichem Leben wird und Rede steht und Antwort gibt. Einem Naturverständnis von solch ursprünglicher Tiefe begegnen wir kaum zum zweitenmal in unserer Poesie." Einzelne dieser Gedichte, „Der Knabe im Moor" — „Der Heidemann" ꝛc., bewahrheiten dieses Urteil auf das schlagendste. Ganz und voll tritt aber ihr Erzählertalent in ihren Balladen („Der Geierpfiff" — „Die Vergeltung") und in ihren größeren epischen Dichtungen, namentlich in der „Schlacht im Lönerbruch" hervor. Diese letztere ist eine Schilderung des Kampfes zwischen Tilly und dem Herzog Christian von Braunschweig (7. August 1623) und poetisch unzweifelhaft die bedeutendste Leistung der genialen Dichterin. Unter ihren Prosaerzählungen ist die von mir bereits (S. 783) erwähnte „Judenbuche," die nach allen Hauptumständen auf Thatsachen beruht, ein höchst ergreifendes westfälisches Sittengemälde.

Neben dem Ernste fehlt es übrigens nicht an milderen, weicheren, echt weiblichen Tönen in ihrer Poesie. In Gedichten, wie „Die junge Mutter" — „Das vierzehnjährige Herz" — „Die beschränkte Frau" kann man solche deutlich vernehmen.

Wie weiß sie in dem Gedicht „Silvesterabend" so unvergleichlich schön die Unvergänglichkeit der Mutterliebe zu schildern:

Ich hab', ich hab' eine Mutter,
Der kehr' ich im Traum bei Nacht,
Die kann das Auge nicht schließen,
Bis mein sie betend gedacht;
Die sieht mich in jedem Grabe,
Die hört mich im Rauschen des Hains —
O, vergessen kann eine Mutter
Von zwanzig Kindern nicht eins.

In anderen Gedichten macht sich ein frischer Humor geltend. So schildert sie in dem Gedichte „Der Theetisch" höchst ergötzlich das Unbehagen, das sie in großen Gesellschaften empfindet,

Wo in zarten Händen hörbar
Blanke Nadelstäbe knittern,
Und die Herren stramm und ehrbar
Breiten ihrer Weisheit Flittern ꝛc.

Im „Gastrecht" führt sie uns in ein schönes Haus, in dem

Die Damen sahn wie Musen fast,
Sogar die Hunde geistreich aus.

Dem ankommenden Gast fliegt alles entgegen und begrüßt ihn jubelnd, lange winkt man ihm, wenn er scheidet, noch nach, aber dann geht es über den Armen her,

— dann die Sonde säuberlich
In des Geschiedenen Schwächen glitt.

Da erinnert sie sich an die alte morgenländische Gastfreundschaft und verläßt das moderne gastlich-ungastliche Haus — draußen atmet sie auf —

Wie schien der Blumen milde Zier,
Wie labend mir die schlichte Welt!

Zum Verständnis ihrer Dichtungen, wie ihres von Levin Schücking — neuerdings auch von Joh. Claassen und Hermann Hüffer — liebevoll eingehend geschilderten Lebens, tragen ihre kürzlich erschienenen Briefe bei, in denen auch die neckische und humoristische Seite ihres Wesens hervortritt.

Orientalische Lyrik.

Wenn wir uns nun zu den Dichtern wenden, welche ausschließlich oder doch vorwiegend die **moderne Lyrik** vertreten, so fällt uns zunächst eine Gruppe von solchen ins Auge, welche den von Goethe im „Westöstlichen Divan" (S. 513 f.) angeschlagenen und von Rückert (S. 594 f.) ausgebildeten **orientalischen** Ton in unserer Dichtung fortpflanzten.

L. Schefer.

In Rückerts Fußstapfen, jedoch mit voller Selbständigkeit, ja die orientalischen Formen verschmähend — „Orientale nur in Bilder- und Farbenpracht und pantheistischer Allversenkung" — trat **Leopold Schefer** (1784—1862) auf, dessen „Laienbrevier" 1834 erschien. Dem lichtfreundlichen Erbauungsbedürfnis entgegenkommend, fand dieses Werk eine viel beifälligere Aufnahme, als seine Novellen und Gedichte, und doch ist es, wie Goedeke sagt, nur „eine Sammlung von leicht und schlecht versifizierten Betrachtungen, wie sie jeder anstellen konnte, Gemeinplätze mit dem Anstrich des Geistreichen — — ein fragmentarisches Lehrgedicht ohne Gedicht." Einen „lyrischen Reiz" habe ich darin nie entdecken können, wenn ich auch zugeben will, daß Schefers darauf folgende Erbauungspoesien: „Der Weltpriester" und die „Hausreden", davon noch weniger enthalten. Seine orientalisch-erotischen Poesien, „Hafis in Hellas" und der „Koran der Liebe," die der Siebzigjährige in die Welt sandte, um die Sinnlichkeit zu verherrlichen, haben wenig Beachtung gefunden.

Stieglitz.

Auch **Heinrich Stieglitz** (1803—1849) wandelte in Rückerts orientalischen Pfaden; seine matt empfindsamen „Bilder des Orients" würden indes schon völlig vergessen sein, wenn seine reicher begabte, aber krankhaft überspannte Frau, Charlotte, durch ihren von den Jungdeutschen (S. 650. 662) verherrlichten Selbstmord nicht die Erinnerung daran festgehalten hätte.

Bodenstedt.

Der bedeutendste Vertreter der orientalischen Poesie ist jedenfalls **Friedrich Bodenstedt** (geb. 1819 in Peine, lebt in Wiesbaden), der nach langjährigem Aufenthalt in Moskau, Tiflis und im Kaukasus die Früchte seiner Erlebnisse und Sprachstudien zuerst in seinen Büchern: „Die Völker des Kaukasus" und „Tausend und ein Tag im Orient" niederlegte, dann aber in den „Gedichten des **Mirza-Schaffy**," des Philosophen von Tiflis, die ganze sinnliche Üppigkeit der orientalischen Dichter nachahmte und das orientalische Leben von seiner verführerischsten, einschmeichelndsten Seite zeigte. Es sind diese Lieder übrigens keine Übersetzungen, wie man oft geglaubt hat, auch nicht einmal Nachdichtungen, denn Mirza-Schaffy, der Bodenstedts Lehrer im Tatarischen gewesen, war durchaus kein wirklicher Poet, „obgleich in der Kunst des Reimes wohlerfahren." Wie der Dichter im „Daheim" (1872) eingehend nachgewiesen hat, sind es durchaus freie Dichtungen, zu denen allerdings der Aufenthalt in Tiflis und der Verkehr mit dem 1852 im 60. Lebensjahre verstorbenen Mirza-Schaffy vielfach Anregung gegeben hat. Im Jahre 1874 hat Bodenstedt seinem berühmtesten Buche noch einen Nachtrag: „Aus dem Nachlaß Mirza-Schaffys" hinzugefügt, der aber eben so wie seine „Gedichte" ꝛc. keinen durchschlagenden Erfolg gehabt hat. Meisterhaft sind seine Übersetzungen; insbesondere hat er sich um Shakespeares Kenntnis in Deutschland durch seine im Verein mit O. Gildemeister, Paul Heyse u. a. veranstaltete neue Übersetzung des großen Dichters ein dauerndes Verdienst erworben.

Die orientalische Lyrik dürfte in Bodenstedt wohl ihr Bestes geleistet haben — ein fremdartiger Beigeschmack ist ihr stets eigen gewesen, und recht in Fleisch und Blut ist sie unserem Volke nie übergegangen. Wie wirkt da so ganz

anders ein ungeschminkt aus deutschem Geist und Herzen geborenes Lied von Uhland, von Geibel! Beide haben ausgesungen.

Nie schwingt sich mehr ein Lied aus deiner Brust,
Der Alten Trost, den Jungen eine Lust! (Paul Heyse)

ist der Überlebenden Klage. Aber neben den zwei Hauptvertretern deutscher Lyrik in der jüngsten Zeit gibt es doch noch eine ganze Reihe teils Geschiedener, teils noch Lebender, die sich ihnen würdig und ebenbürtig anreihen.

Geistliche Lyrik.

Gedenken wir hier in erster Reihe der **geistlichen Lyrik.** Trotz der verschiedenen glaubensfeindlichen und widergöttlichen Strömungen, die sich im Jungdeutschland, in den Revolutionssängern und in der noch vielfach vom Rationalismus durchsetzten Kirche offenbarten, hatte sich das seit den Freiheitskriegen neuerwachte Glaubensleben unseres Volkes doch in erfreulicher Weise entwickelt. Davon zeugt auch das neuerstehende **geistliche Lied.** Von Württemberg ging eine Belebung desselben wieder durch Deutschland und gewann allmählich die Teilnahme der Gemeinden, die nun auch gegen die bis zur Unkenntlichkeit verballhornisierten und verwässerten Kirchenlieder der Aufklärungsgesangbücher protestierten und das Beste aus unserem großen Kirchenliederschatz alter und neuer Zeit in unverfälschter Gestalt zurückverlangten.

Knapp und Spitta.

Albert Knapp (geb. 1798 zu Tübingen, † als Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart 1864) im Süden und **Philipp Spitta** (geb. 1801 in Hannover, † als Superintendent in Burgdorf 1859) im Norden sind die Hauptvertreter der neueren geistlichen Lyrik. Manche der Knappschen Lieder (Einer ist's, an dem wir hangen) und nicht wenige aus Spittas „Psalter und Harfe" (O selig Haus, wo man Dich aufgenommen) haben in neueren Gesangbüchern Aufnahme gefunden. Wenn auch nicht den Kirchenliedern der Reformationszeit ebenbürtig, sind es doch aus demselben Geist entsprossene Blüten an dem alten Stamm der geistlichen Dichtung, über die wir alle Ursache haben, uns zu freuen.

Sturm.

Auch **Julius Sturm** (geb. 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstentum Reuß, wo er als Pfarrer noch lebt) trug zu dem geistlichen Liederschatz unseres Jahrhunderts bei. Ein mild frommer Ton klingt durch alle seine Lieder — geistliche und weltliche — hindurch; in vielen der letzteren erhebt er sich zu warmer patriotischer Begeisterung. Dazu fehlt es ihm an keiner Saite der lyrischen Harfe, wenn auch die religiöse die vorherrschende ist. —

Gerok.

Außer Sturm schlossen sich diesen Vorgängern an: **Karl Gerok** (geb. 1815 zu Vaihingen a. d. Enz, lebt als Prälat und Oberhofprediger zu Stuttgart), dessen ungemein verbreitete „Palmblätter" schon manchen Suchenden in das Wort des Lebens, aus dem sie geboren sind, hineingewiesen haben; ferner **Viktor von Strauß** (geb. 1809 zu Bückeburg, lebt in Dresden), dessen „Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr" oft dem altkirchlichen Ton nahe kommen; endlich — außer vielen anderen — in neuester Zeit der Elsässer **Friedrich Weyermüller** (geb. 1810 zu Niederbronn im Elsaß, † 1877), der den kirchlichen Volkston vielleicht am besten getroffen hat.

Geistliche Dichterinnen.

Von **Frauen** thaten sich in der geistlichen Dichtung der neuesten Zeit hervor: **Agnes Franz** (1794—1843), die Verfasserin der „Parabeln", auch als Jugendschriftstellerin bekannt; **Luise Hensel** (1798—1877), deren „Müde bin ich, geh' zur Ruh" in aller Kinder Munde ist, außer so manchem anderen innig frommen Liede, das alt und jung gleich erquickt („Immer muß ich wieder lesen in dem alten heilgen Buch" ꝛc.); **Cäcilie Zeller** (1800—1876), die Verfasserin des Buches „Aus den Papieren einer Verborgenen," das eine Reihe einfach sinniger Lieder enthält; **Meta Häusser-Schweizer** (1797—1876), deren Gedichte Albert Knapp als „Lieder einer Verborgenen" herausgab; die **Gräfin Auguste v. Egloffstein** (1796—1832), deren zu wenig bekannte

Lieder 1864 u. d. T. „Aus einem Tagebuche“ erschienen. Ihr Leben wie ihre Poesie ist gleich anmutend und in bestem Sinne erbaulich; endlich **Eleonore Fürstin Reuß**, deren erste Gedichtsammlung unter dem bescheidenen Pseudonym El. erschien. Ihre weltlichen wie geistlichen Lieder bieten viel Tiefes und Schönes in ansprechender Form.

Eine gute Auswahl der „Geistlichen Lieder im neunzehnten Jahrhundert“ mit kurzen Lebensskizzen der Verfasser hat Otto Kraus herausgegeben.

Weltliche Lyrik.

Neben der geistlichen hat auch die **weltliche Lyrik** manche herrliche Frucht gezeitigt. In bunter Reihe seien nur einige Namen herausgegriffen.

Reinick.

Welch ein inniges und tiefes Gemüt spricht aus den Liedern des Malers **Robert Reinick** (1805—1852)! Wie jubelt es in seinen Frühlingsliedern:

Maiglöckchen thut läuten:
Was hat das zu bedeuten?
Frühling ist Bräutigam —

Wie ladet alles, was er gedichtet, so unwiderstehlich zum Gesange ein! Und dazu geht ein Zug kindlicher Frömmigkeit durch seine Poesie, der ungesucht den Blick aus dem Staube aufwärts lenkt! Was er in seinem „Dichtergebet“ zum Schluß erfleht:

Du aller Wahrheit, alles Lebens Grund,
Herr, mach mich wahr und freudig und gesund!

hat sich als der Grundton seines Lebens und Dichtens auf das schönste erfüllt. Ein Lieblingsbuch für jung und alt, sein „Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch,“ enthält auch ein Lebensbild des liebenswürdigen Dichters.

Kopisch.

Einem anderen Maler, **August Kopisch** (1799—1853), der in kühnem Schwimmen die blaue Grotte tief unter dem Felsen von Capri einst entdeckt, verdanken wir neben manchem ernsteren Liede viele zarte und viele muntere Elben-, Nixen-, Zwergsagen, u. a. die reizenden „Heinzelmännchen.“ Alle Weintrinker werden ihm für sein humoristisch-volksmäßiges „Als Noah aus dem Kasten war“ dankbar sein.

Kugler.

Der berühmte Kunsthistoriker **Franz Kugler** (1808—1858) darf den beiden sich wohl anreihen. Er hat den Ton des Volksliedes meisterlich zu treffen gewußt, wie sein vielgesungenes „An der Saale hellem Strande“ allein schon beweist.

W. Wackernagel.

Ein anderer Mann der Wissenschaft, der Litterarhistoriker **Wilhelm Wackernagel** (1806—1869), versteht es neben den zartesten Liebesklängen, wie sie in seinen „Liedern aus dem Brautstande“ ertönen, auch den urwüchsigsten Humor walten zu lassen, wovon sein prächtiges „Weinbüchlein“ ein Beweis ist.

Dichterinnen.

Von **Frauen** vertreten die weltliche Lyrik u. a. **Betty Paoli** (Elisabeth Glück, geb. 1815 zu Wien), deren Liebeslieder („Ästern“) zu den schönsten gehören, die wir besitzen; **Dilia Helena** (Helena Branco, geb. 1816), deren zarte, melodische Lieder von Löwe, Kücken u. a. komponiert wurden; **Agnes le Grave** (Johanna Holthausen), Platens Schülerin, die seiner Versgewandtheit und Sprachreinheit mit Erfolg nachgestrebt hat. — Anmutige Lieder in reicher Zahl hat eine fürstliche Dichterin, Elisabeth, Königin von Rumänien, unter dem Pseudonym: **Carmen Sylva** in ihrer neuesten Sammlung „Meine Ruh“ zu dem Schatz unserer Lyrik beigesteuert.

Aus allen deutschen Gauen ertönt der deutsche Liederklang.

Kinkels Lieder.

Am Rhein hat **Gottfried Kinkel**, den wir vorhin (S. 816) als Epiker kennen lernten, auch seine schönsten und ergreifendsten Lieder gesungen, ehe die Politik ihm die Harfe aus der Hand nahm. Aus jener jüngeren Zeit stammt das Lied: „Gruß an mein Weib,“ ebenso das „geistliche Abendlied,“ vor allem das friedensvolle Lied „Sonntagsstille,“ von dem ich die erste, im Gebetston gehaltene und die letzte schwungvoll verheißungsvolle Strophe hier mitteile:

Laß sinken mich in Dein Erbarmen,
O Herr, so mild noch im Gericht!
Verstießest Du doch uns, die Armen,
Ganz aus dem Paradiese nicht.
Wohl galt's die Jugendheimat meiden
Und sich mit Knechtesarbeit mühn,
Doch ließest Du in bangen Leiden
Am Sabbat uns noch Eden blühn.

Noch eine Ruhe soll dir werden,
O Volk des Herrn! Sie ist nicht fern,
Denn schon erglänzt auf weiter Erden
Das Kreuz als ew'ger Morgenstern.
Getrost, getrost! bald ist verronnen
Der Weltenwoche Sturmeslauf:
Im Osten graut mit hellern Sonnen
Der Weltensabbat schon herauf!

Simrock. Auch aus **Simrocks** Lyrik weht uns die rheinländische Luft an. In dem köstlichen Lied: „Warnung vor dem Rhein" heißt es munter:

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut:
Da geht dir das Leben so lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Mut.

Von **Wolfgang Müller** (S. 819), dem Epiker, stammt das vielgesungene anmutige Lied: „Mein Herz ist am Rhein," das allerdings dem durch Freiligraths Übersetzung bekannten Burnsschen Liede: „Mein Herz ist im Hochland," nachgebildet, aber dennoch originell aufgefaßt und durchgeführt ist.

Rittershaus. Unter den Dichtern des Wupperthales hat **Emil Rittershaus** (geb. 1834, lebt in Barmen) zur Feier der Vollendung des Kölner Domes am 15. Oktober 1880 ein schwungvolles Lied gesungen, das mit dem altehrwürdigen Bau und seiner Geschichte hinfort für alle Zeiten verbunden bleiben wird. Sonst herrscht in seinen Zeitgedichten rhetorisches Pathos zu sehr vor. Aber auch manch anmutiges Liebeslied („Was ist die Liebe?") enthalten seine Gedichtsammlungen, und alle häuslichen Lebensbeziehungen hat er in innig warmen Tönen gefeiert. Sehr schön ist seine poetische Würdigung Annette von Droste-Hülshoffs.

Scheurlin. Unter den Bayern soll **Georg Scheurlin** (1802—1872) unvergessen bleiben, in dessen einfachen Versen ein reiches Gemütsleben sich offenbart, das oft in echt volksmäßiger Weise zum Ausdruck kommt. Seine Liebesgedichte zeugen von tiefer Empfindung und sind an eigentümlichen Gedanken reich:

Das Veilchen und die Rose,
Und all der Blumen Pracht,
Die geht der Frühling dichten,
Dieweil er dein gedacht.

Lingg. Auch **Hermann Lingg** ist als Lyriker originell, wenn auch seine Hauptstärke auf dem Gebiete des Epischen liegt und die düster ernste Färbung seiner Muse Eintrag thut. Doch auch mildere Töne weiß er anzuschlagen. Man höre sein „Friedensbild:"

Wenn über Eichen Sturm und Donner schnauben,
Singt unter Blumen ungestört die Grille,
Im Bergthal lebt und webt noch die Idylle,
Wenn rings die Länder Krieg und Pest durchrauben.

O sieh, da herrscht noch Sitte, Treu und Glauben,
Die Kinder führt ein Patriarchenwille;
Der Tag ist Arbeit; und die Nacht ist Stille;
Am Hausdach nisten Storch und weiße Tauben.

Die Wanduhr pickt, und alles schläft — doch näher
Und näher tönt schon Echo von Geschützen,
Und durch die Schluchten steigt herauf der Späher.

Der Morgen graut — der Greis auf seinen Stützen,
Die Mutter mit dem Kind, der Hirt und Mäher
Knie'n im Gebet: „Herr, du wirst uns beschützen!"

Lange vorher, ehe **Felix Dahn** (vgl. S. 770 ff.) durch seine Romane bekannt und Dahn.
beliebt wurde, hat er sich als lyrischer Dichter hervorgethan. Manch schönes, eigenartiges Lied hat er gesungen. Doch fehlt auch da nicht die pessimistische Tendenz. Am trostlosesten kommt sie in dem Gedichte: „Weltanschauung" zum Ausdruck:

Der Mensch soll festen Mutes schauen
Ins Angesicht der Weltvernichtung!
Wohl dem, den Glaube, Traum und Dichtung
Hinwegtäuscht über diesen Schlund!
Doch, wer dem Sein sah auf den Grund,
Den majestätischen Gesetzen,
Die, ob sie wohlthun, ob verletzen,
Gleich unerbittbar sich vollziehn — —
Kein frommes Wähnen tröstet ihn!

Doch auch mildere Klänge fehlen bei ihm nicht. In der „Abendfeier" heißt es:

Es lebt ein wundersames Leben
In eines Maienabends Duft,
Die ew'ge Gnade fühl' ich schweben
Beglückend durch die weiche Luft:

Sie breitet aus die milden Hände,
Daß reicher Segen niederträuft,
Daß Licht und Liebe sonder Ende
Sich auf das Haupt des Menschen häuft.

Die oberbayerische Dialektdichtung vertreten **Franz von Kobell** (geb. 1803, Kobell.
† 12. November 1882) und **Karl Stieler** (geb. 1842, † 12. April 1885) in gleich Stieler.
würdiger Weise. Die Norddeutschen, welche dafür weniger Sinn und Verständnis haben, hat Stieler durch seine „Hochlandlieder" erfreut, welche in den Versen „Zum Geleit" sich am besten charakterisieren:

Waldhauch hat euch durchdrungen,
Bergluft und Almenschnee —
Ich sang auch, wo gesungen
Wernher von Tegernsee.

In Württemberg wird die weltliche Lyrik gegenwärtig u. a. durch **J. G. Fischer** Fischer.
(geb. 1820, lebt in Stuttgart) vertreten, der im Nachklang des schwäbischen Dichterkreises manch ernstes und manch heiteres Lied gesungen hat. Ans Volkslied klingt es an, wenn er singt:

Es ist kein hoher Berg so hoch,
So tief kein tiefes Thal,
Es dringt hinauf ein Vögelein,
Hinab ein Sonnenstrahl.

Und wärst du selbst die Perl' im Meer,
Und wärst das Alpengold,
So hoch und tief hätt' ich dein Herz,
Kostbares Kind, geholt.

Vierordt. In Baden verdient **Heinrich Vierordt** (geb. 1855, lebt in Karlsruhe) genannt zu werden, dessen „Lieder und Balladen" sich durch Gedankentiefe und Gestaltungskraft auszeichnen.

Rollett. In Österreich darf **Hermann Rollett** (geb. 1819, lebt in Baden bei Wien) nicht unerwähnt bleiben, dessen „Frühlingsboten aus Österreich", „Frische Lieder" ꝛc. neben einigen längst verrauschten politischen Klängen manch anmutiges Lied von dauerndem Werte enthalten.

Keller. Von Schweizer Dichtern nenne ich noch einmal **Gottfried Keller** (vergl. S. 801 ff.), der neben manchen seltsamen, fast barocken Liedern auch solche von tiefsinnigem Gefühl gesungen hat. Mit frischem Ton schließt sein „Abendlied:"

Es ist auf Erden keine Nacht,
Die nicht noch ihren Schimmer hätte!
So groß ist keines Unglücks Macht,
Ein Blümlein hängt in seiner Kette.

Ist nur das Herz von rechtem Schlage,
So baut es sich ein Sternenhaus
Und schafft die Nacht zu hellem Tage,
Wo sonst nur Asche, Schutt und Graus.

Leuthold. In den Gedichten eines anderen Schweizers, des 1827 geborenen, 1879 in der Irrenanstalt Burghölzli in Zürich verstorbenen **Heinrich Leuthold**, herrscht die pessimistische Weltanschauung vor; selbst in den schönen Liebes- und Trinkliedern kommt keine reine Freude auf. Wehmütig berührt das folgende Lied, das aber doch von einem in seiner Seele fortglimmenden religiösen Funken zeugt:

Auf meine Großmutter.

Wie floß von deiner Lippe milde Güte!
Bei deinem Beten senkte sich der Glaube
Einst friedespendend, eine weiße Taube,
Hernieder auf mein kindliches Gemüte.

Was damals sanft in meinem Busen glühte,
Ward nun dem Geier der Vernunft zum Raube,
Und hingewelkt ist mir im Wüstensaube
Des Lebens jede frische Jugendblüte.

Einst liebtest du mich; o laß dich bewegen,
Gib ein Mal noch in stiller Abendstunde
Mir des Gebetes frommen Kindessegen!

Doch ach! zu tief ist meines Herzens Wunde,
Das schöne Land der Kindheit zu entlegen;
Und du — liegst längst verscharrt im kühlen Grunde.

Holtei. Dem Schlesierlande, das einst zwei Dichterschulen seinen Namen gab, gehört **Karl v. Holtei** (geb. 1797, † 1880) an, der manch ansprechendes, sangbares Lied gedichtet, wie anläßlich seiner Liederspiele bereits (S. 749 ff.) erwähnt wurde. Bedeutender übrigens als seine hochdeutschen Dichtungen sind seine „Schlesischen Gedichte," zu denen er durch Hebel angeregt wurde. Darin trifft er den Volkston aufs trefflichste und charakterisiert Land und Leute seines Schlesierlandes aufs treueste. Eines der innigsten darunter, das seinem Heimatsgefühl einen lebhaften Ausdruck gibt, ist das „Derheeme" betitelt:

Im besten Freu'n, im allergrüß'ten Teebse,
Liß sihch doch immerzu de Sehnsucht spieren.
Nach wahs? — Nu globt mer'sch, oder globt mer'sch nich:
Heem will ihch, juste weiter nischt, ack heem!

Wie Holtei den schlesischen Dialekt poetisch verwertete, so thaten es **Daniel Arnold** (1780—1829) mit dem elsässischen im „Pfingstmontag", **Grübel** (1736 bis 1809) mit dem Nürnberger, **Rosegger** mit dem steierischen ꝛc. Mit großem Erfolg behandelte **Klaus Groth** (geb. 1819 zu Heide im Holsteinischen, lebt in Kiel)

Klaus Groth.

das Ditmarscher Plattdeutsche, das er in dem Gedichte „Min Moderſprak“ begeistert pries:

So herrlich klingt mi keen Muſik
Un ſingt keen Nachtigal;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal.

Zeitweise war seine Gedichtsammlung „**Quickborn**“ ausnehmend beliebt. Sie enthält auch sehr zarte und innige und wieder köstlich humoristische Lieder; dennoch läßt sich dieser ganzen Richtung auf mundartliche Poesie keine große Zukunft prophezeien noch auch wünschen — sie ist kein Fortschritt, sondern „ein Abfall von dem Reichtum des Hochdeutschen,“ wie Karl Goedeke es richtig bezeichnet. Darum werden die hochdeutschen Lieder des Schleswiger **Theodor Storm** (vgl. S. 803) auch wohl die plattdeutschen seines Landsmannes Groth überleben. Storms seelenvolle Lyrik war die Mutter- und die Seele seines gesamten dichterischen Schaffens, wie er selbst bezeugt, wenn er sagt: „Meine Novellistik hat sich aus der Lyrik entwickelt.“ Den Grundton beider hört man durch sein tief empfundenes Lied auf Husum, wo er geboren ward und wo er begraben liegt, hindurchklingen: Theodor Storm.

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer!
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Das Mecklenburger Land wird würdig vertreten durch **Ludwig Giesebrecht** (geb. 1792 zu Mirow, gest. 1873 zu Jasenitz bei Stettin), den Oheim des großen Historikers gleichen Namens (S. 755). Die Bedeutung seiner durchweg originalen Poesie liegt nicht auf der Oberfläche; ein „klares Auge“ wird sie aber bald erkennen, wie er es anspruchslos und doch selbstbewußt in den Versen aussprach, die er der ersten Sammlung seiner Gedichte zum Geleite gab: Ludwig Giesebrecht.

Setzt euch ruhig nieder in dem Winkel,
Am gering gehaltnen, edlen Herde:
Klares Auge wird auch da euch finden,
Findet doch der Bergmann seine Erze,
Die so tief versteckt im Dunkel schlafen.

Treffend ist Giesebrecht der „Dichter des deutschen Hauses“ genannt worden. Seine schönsten, innigsten Lieder sind in der Stille des Hauses geboren und preisen das Haus („Hausleben“ — „Trauliche Enge“ ꝛc. ꝛc.). Man darf ihn aber auch den Dichter der Freiheit und der Frömmigkeit nennen. Aus seiner Jugendzeit, die ihn unter den Freiheitskämpfern von 1813—15 sah, stammt so manches feurige Schlacht- und Soldatenlied im Schenkendorfschen Tone und Geist; 1865 dichtete er eine „Kantate zur Jubelfeier der Schlacht von Belle-Alliance.“ Begeistert trat er schon als Jüngling für die Kaiseridee ein, die er sodann als Mann im Frankfurter Parlament zu verteidigen Gelegenheit hatte und die er als Greis verwirklicht sehen durfte. Mit Vorliebe schlägt er tiefernste Töne an; seine geistlichen Gedichte spiegeln die verschiedenen Phasen seiner eigenen religiösen Entwickelung lebenswahr und ergreifend ab; in weiten Kreisen ist das Lied: „Laßt mich meine Pfade still mit Christus gehn“ bekannt und beliebt. Doch auch an heiter-neckischen Klängen fehlt es seiner Muse nicht; das Trinklied: „Wackre Zecher, greift zum Becher“ ꝛc. ist in mehrere Kommersbücher übergegangen. Eine Reihe seiner Lieder sind von Karl Loewe komponiert.

Dem Thüringer Land ist **Rudolf Baumbach** (geb. 1841 zu Kranichfeld, lebt in Meiningen) entstammt. Nachdem er 1877 mit „Zlatorog, eine Alpensage“ aufgetreten, Baumbach.

die ziemlich unbeachtet blieb, ließ er 1878 „Lieder eines fahrenden Gesellen“ folgen, die sich durch ihre anmutende, naturwüchsige Frische und ihren schalkhaften, oft freilich etwas leichtfertigen Humor sehr rasch bei allen Freunden der Poesie einen beifälligen Eingang verschafften. Gegenüber dem unverwüstlich immer wieder auftauchenden Weltschmerz thut es wohl, einmal „Guten Rat“ zu vernehmen, wie den folgenden aus den „Neuen Liedern eines fahrenden Gesellen“:

Daß dir die Lieb' versagt dein Schatz,
Ist weder schön noch recht,
Doch schimpfe nicht wie im Rohr der Spatz
Drum aufs ganze Geschlecht.

Und spring auch nicht in einen See
Vor lauter Gram und Pein;
Viel besser ist für Liebesweh
Als schnödes Wasser der Wein.

Geschwind die Kanne herab vom Brett!
Schau, golden rinnt's vom Spund;
Dein Leid ist tiefer nicht, ich wett',
Als deines Bechers Grund.

Fontane.

Die einst von Goethe mit Recht verspotteten „Musen und Grazien in der Mark“ (S. 486) hat **Theodor Fontane** (vgl. S. 765 f.) wieder zu vollen Ehren gebracht. Das gründliche Studium seiner über alles geliebten Heimat, dessen Ergebnisse er in seinen vortrefflichen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ niedergelegt hat, führte ihn auch zu seiner 1849 erschienenen Liedersammlung „Männer und Helden,“ in denen er meist preußische Krieger aus Friedrichs d. Gr. Zeit in volkstümlicher Weise besang. Sein mehrjähriger Aufenthalt in England und Schottland gab seiner Muse eine neue Richtung, die zuerst in dem Balladencyklus: „Von der schönen Rosamunde,“ des Königs Heinrich II von England Liebesverhältnis zu Rosamunde Clifford feiert, und weiterhin in zahlreichen Romanzen zum Ausdruck gekommen ist. Die ruhmreichen Kriege unseres Volkes von 1864, 1866 und 1870 wiesen ihn aber mit erneuter Macht auf Ausbildung und Betonung des „patriotischen Elements“ hin. Von dem Liede: „Der Tag von Düppel“ an, das volksmächtig anhebt:

Still! —
Vom 18. April
Ein Lied ich singen will.
Vom 18ten — alle Wetter ja,
Das gab mal wieder ein Gloria.
Ein „achtzehnter“ war es voll und ganz,
Wie bei Fehrbellin und Belle-Alliance, —
April oder Juni ist all einerlei,
Ein Sieg fällt immer im Monat Mai.

Um vier Uhr morgens der Donner begann;
In den Gräben standen 6000 Mann,
Und über sie hin sechs Stunden lang
Nahmen die Kugeln ihren Gang.
Da war es zehn Uhr. Nun alles still,
Durch die Reihen ging es: „Wie Gott will!“
Und vorgebeugt zu Sturm und Stoß
Brach das preußische Wetter los —

bis zu den Einzugsliedern am 16. Juni 1871 in Berlin hat er in markigen volkstümlichen Rhythmen aus treuer deutscher Brust, doch ohne jedwede ruhmsüchtige Überhebung, die großen Thaten unseres Volkes gefeiert und damit der **patriotischen Dichtung** einen neuen Schwung und Aufschwung verliehen.

Patriotische Lyrik.

Seit dem alten Ernst Moritz Arndt und seinen Liedesgenossen der Befreiungskriege haben die patriotischen Klänge nie bei uns geschwiegen.

Im Jahre 1840 entstand, wie bereits (S. 668) erzählt, das berühmte „Rheinlied“ des als Dichter sonst ganz unbedeutenden **Nikolaus Becker** (geb. 1809 in Bonn, † 1845), welches nicht weniger als siebzig Mal komponiert wurde und zahlreiche französische Erwiderungen (von Musset, Lamartine ꝛc.) hervorrief. König Friedrich Wilhelm IV von Preußen ehrte den Dichter dafür durch ein Honorar von tausend Thalern; König Ludwig von Bayern sandte ihm einen prächtigen Pokal.

Ich teile den Anfang dieses Liedes in der Originalhandschrift mit.

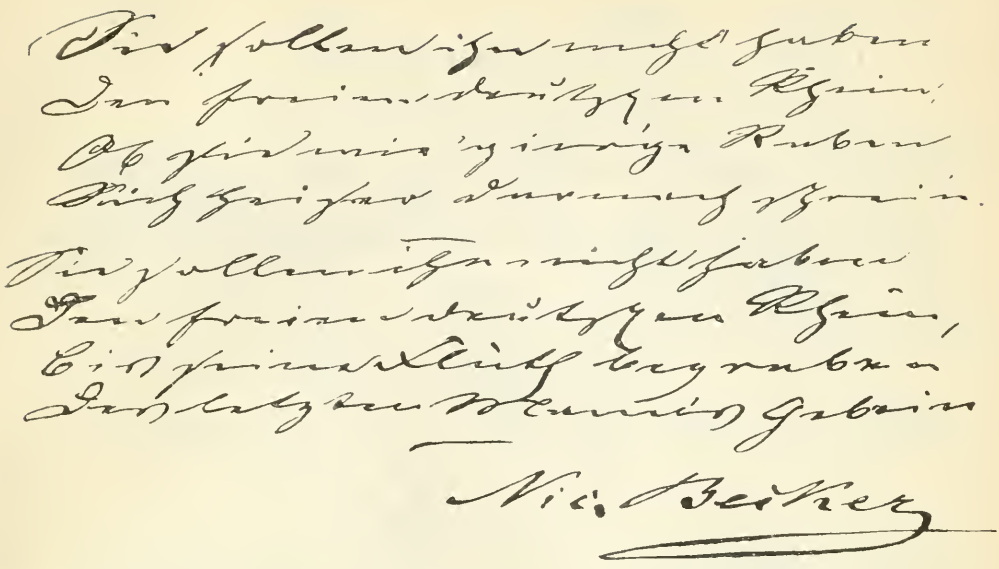


Abb. 268. Erste Niederschrift des Rheinliedes von der Hand des Dichters Nikolaus Becker.

Während das Rheinlied auf allen Straßen und in allen Schenken bis zum Überdruß fort und fort gesungen und gefeiert wurde, blieb ein anderes, in demselben Jahre gedichtetes Lied lange Zeit unbeachtet.

Schneckenburger.

Es war „die Wacht am Rhein," deren Verfasser **Max Schneckenburger** (geb. 1819 zu Thalheim in Württemberg, † 1849 als Teilhaber einer Eisengießerei in Burgdorf bei Bern) die Anerkennung seines Liedes nicht mehr erleben sollte. Wie warm sein Herz an Deutschland hing, davon zeugt die „letzte Bitte," die er kurz vor seinem Tode in den folgenden Versen aussprach:

Wenn ich einmal sterben werde
Weit von meinem Vaterland,
Legt mich nicht in fremde Erde,
Bringt mich nach dem heimschen Strand;
Meines Herzens Flamme lodert
Einzig dir, Germania,
Drum, wenn einst mein Leib vermodert,
Sei mein Staub den Vätern nah!

K. Wilhelm.

Zum erstenmal kam die „Wacht am Rhein" zur Geltung am 11. Juni 1854. **Karl Wilhelm** (geb. 1815 in Schmalkalden, gest. 1873), der sie komponiert hatte, ließ sie an jenem Tage anläßlich der silbernen Hochzeit des damaligen Prinzen von Preußen, späteren Kaisers Wilhelm I, von hundert Sängern singen, aber volle Anerkennung errang das Lied doch erst im Jahre 1870, als es unsere Krieger in den Kampf wider Frankreich begleitete. Damals auch kamen erst die „Heroldsrufe" Geibels (S. 699 ff.), welche selbst in den stürmischen vierziger Jahren sich durch die Revolutionspoesie

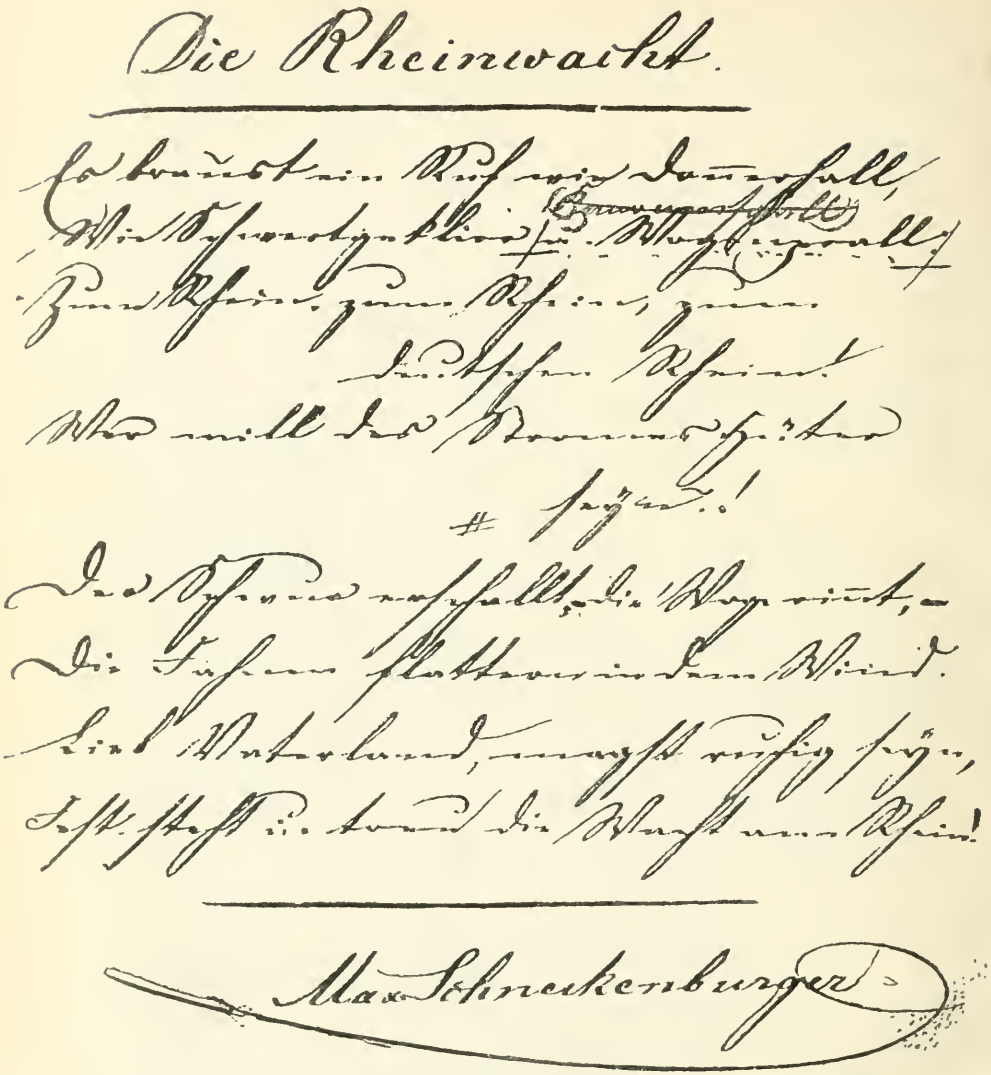


Abb. 269. Erste Niederschrift der „Wacht am Rhein" von der Hand des Dichters. (Erste und letzte Strophe.) Aus dem Besitz der Witwe desselben.
Die Entstehung des ersten Manuskripts fällt in die erste Novemberwoche des Jahres 1840. Sie zeigt noch mehrfache Korrekturen, zum Teil mit Bleistift. Die Überschrift lautet noch: „Die Rheinwacht". Auch fehlen am Schlusse die später hinzugekommenen beiden Endzeilen:

Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wir alle wollen Hüter sein!

Bahn gebrochen und seitdem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt laut in die Lande ertönt waren, zur vollen und freudigen Anerkennung.

In den deutsch-patriotischen Sang stimmten außerdem schon frühzeitig unsere elsässischen Stammesgenossen ein, die beiden Brüder **August Stöber** (geb. 1809 zu Straßburg, † 1884 zu Mülhausen i. E.) und **Adolf Stöber** (geb. 1810, lebt als Pfarrer in Mülhausen i. E.) an der Spitze. Gemeinsam sammelten sie vaterländische Sagen und

Brüder Stöber.

Geschichten in den „Alsabildern." Die sich an sie anschließenden Dichtergenossen bewahrten treu das Kleinod der deutschen Sprache; ihr Symbol war der Münsterturm,

Der so treu herniederblickt
Und der Eintracht stumme Grüße
Ringsherum ins Rheinthal schickt.

Unter den Jüngern schloß sich ihnen **Karl Hackenschmidt** (geb. 1839, Pfarrer in Straßburg) auf das wärmste an. Als 1859 auf dem Münster, „welsche Fahnen" wehten, dichtete er prophetisch: Hackenschmidt.

Ei, so weht nur, welsche Fahnen;
Aus der Nacht entsteigt der Tag,
Wo empor der deutsche Adler
Sich erhebt mit mächt'gem Schlag;
Wo er schlägt die starken Klauen
In des Domes Felsenkleid
Und verkündet siegesjubelnd
Deutschlands neue Herrlichkeit.

Und als das Elsaß und Straßburg wieder deutsch geworden war, da jubelte **Karl Candidus** aus Bischweiler (geb. 1817) im fernen Odessa, wo er als Pfarrer lebte: Candidus.

Am schwarzen Meere ward mir kund:
Straßburg sei nicht mehr welsch zur Stund,
Da wurde mir so wohl, so frei,
So spaßhaft und doch ernst dabei.
Jetzt simmer (sind wir) ditsch für alle Zeit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Kurze Zeit danach (1872) erlag der treue Patriot einem Brustleiden, ohne seine Heimat wiedergesehen zu haben.

Es waren die Echoklänge auf den vielhundertstimmigen Jubelgesang der diesseits des Rheins weilenden deutschen Brüder. Berufene und Unberufene stimmten die Leier und begleiteten jeden Schritt und Tritt unserer tapferen Krieger, möchte man sagen, mit ihren Liedern. Man ist jetzt geneigt, diese neueste patriotische Kriegslyrik zu unterschätzen und spricht von ihr — im Vergleiche mit dem Freiheitssange von 1813—1815 — fast verächtlich. Gewiß mit Unrecht. Vergleiche sind mißlich; ich will mich nicht darauf einlassen. Spren gab es unter dem großen Liedersegen des letzten Krieges ja gewiß sehr viel; es fehlte daran 1813—1815 aber auch nicht, nur daß uns die damalige Dichtung schon besser gesichtet überliefert worden ist. Aber verkannt darf nicht werden, daß der dichterische Ertrag von 1870/71 doch auch reich an echtem Korn ist, das sich jahrhundertelang erhalten und bewähren wird. Auch an sangbaren und bei festlichen Anlässen gern gesungenen Liedern fehlt es nicht.

Es war doch schon freudig anzuhören, wie von allen Zweigen des deutschen Dichterwaldes der Gesang erscholl, wie mancher jubelnd an- und einstimmte, dem sonst solche Liedesweise fern gelegen hatte, wie andere sich hören ließen, von denen man bisher noch keinen Liedeslaut vernommen hatte. Ja, es gab gleich Lieder, die den Volkston so klar und wahr trafen, daß man sie lange sang, ehe es nur jemand einfiel, nach dem Namen des Verfassers zu fragen.

Wie urfröhlich und echt humorvoll berührte doch sofort **Wolrad Kreuslers** prächtiges Soldatenlied: „König Wilhelm saß ganz heiter" und nicht minder das in aller Welt bekannt gewordene **Kutschkelied**! Als den Dichter desselben gab sich später der Präpositus **Herm. Alex. Pistorius** zu erkennen, der nur die Anfangsverse einem Berichte des „Daheim" entnommen hatte: Kreusler.

Was kriecht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium!

In ernsteren Tönen begrüßten Hoffmann von Fallersleben, Karl Simrock, Friedrich Bodenstedt, Georg Hesekiel, Julius Sturm den Kriegsausbruch; unmittelbar nach der Kriegserklärung (Juli 1870) kündigte Geibel in dem „Psalm wider Babel" der Stadt Paris das schauerliche Gericht an:

Es wird zertreten der Rächer — Hochauf die Lohe spritzt. —
Die Stätten, da ihr sitzt, — Und Heulen wird sein auf den Gassen
Daß durch die krachenden Dächer — Und Hunger Haus bei Haus —

und Freiligrath jubelte:

Schwaben und Preußen, Hand in Hand, — Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Der Nord, der Süd, ein Heer! — Ein Wille sind wir heut!
Was ist des Deutschen Vaterland? — Hurra Germania, stolzes Weib,
Wir fragen's heut nicht mehr! — Hurra, du große Zeit!

Dazwischen begleitete der Chor der Gelehrten unsern Feldzug wider Frankreich. Der Archäolog Ernst Curtius besang „des Königs Auszug," wie später auch „des Königs Heimkehr" in schwungvollen Versen; Heinrich von Treitschke, der Historiker, ließ das „Lied vom schwarzen Adler" erklingen, der Philosoph Moritz Carriere frohlockte:

Das war Triumph schon vor dem Kampf:
In Treue Nord und Süd verbunden —

der Litterarhistoriker Goedeke rief:

Wie auch das Glück der Schlachten schwanke,
Dem deutschen Volk nur ein Gedanke:
Der letzte Sieg muß unser sein!

Männer, die sonst nur in Prosa gedichtet, erhoben ihre Stimme in begeisterten Versen. Levin Schücking brachte ein Hurra dem deutschen Michel:

Hurra, du deutscher Michel, und deinem Heldenmut
Wie mähet deine Sichel in heißer Ernte Glut!
Wie schlägst du drein so mächtig und achtest nicht dein Blut —
O Michel, du bist prächtig, gerätst du so in Wut!

Berthold Auerbach ließ die deutschen Soldaten in Elsaß klagen:

Im Elsaß über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein,
Wie thut's das Herz mir pressen,
Er hat es schier vergessen,
Was wir einander sein.

dann aber aufjauchzen:

Komm Bruder, komm nur her!
Du bist mit Blut erstritten,
Du bleibst in unsrer Mitten,
Wir trennen uns nimmermehr.

Dazu erklangen aus Nord und Süd die Lieder der alten Sänger. Der greise Holtei gedachte seiner in des ersten Napoleons Zeiten zurückreichenden Erinnerungen und prophezeite, es würde wieder gehen wie damals

Er (Napoleon) wähnt es schlimm zu machen,
Gott hat es gut gemacht!

Hermann Lingg feierte die Einnahme von Metz:

Abgelöst, Franzose! seinen Posten
Nimmt fortan der Deutsche wieder ein.
Westwärts Abendnebel glosten;
Auf der Mosel Höhen tagt's im Osten —
Und die Zukunft, deutsches Volk, ist dein!

Und als der Kaiser Napoleon gefangen ward am Sedantage, da tönte es wie in höherem Chor aus Emanuel Geibels Munde:

Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns gethan,
Ehre sei Gott in der Höhe!

während Felix Dahn in den kurzzeiligen Strophen der Edda die Schlacht von Sedan kräftig schilderte und vorahnend von Preußens ehrwürdigem König ausrief:

Mir war, als
Säh' ich, geformt aus
Den goldenen Strahlen
Der sinkenden Sonne,
Ob seinem Haupte
Schimmernd schweben
Hoch gewölbt
Eine Kaiserkrone.

Und als er, der greise Held, wirklich Kaiser geworden, da grüßte ihn nicht nur der ebenfalls ergraute Patriot Scherenberg, da vernahm man auch Gustav Freytag zum Preise der „Kaiserkrone"; und Dahn stimmte seinen machtvollen deutsch-lateinischen Hymnus: „Macte senex Imperator!" „Heil Dir, greiser Imperator!" an.

Julius Wolff brachte die einzige Fahne, die unser Heer (die Einundsechziger bei Dijon) in dem ganzen Feldzuge verloren hatte, wieder zu Ehren. Nachdem der Fahnenträger gestürzt, ergreift sie ein Offizier und büßt dabei sein Leben ein. So geht sie von Hand zu Hand, aus der Hand der Sterbenden in die Hand der Überlebenden. Zuletzt geht sie doch — trotz allen Todesmutes — verloren.

Zurück, vom Feind verfolgt, ein Einz'ger kehrte,
Der blutete, verhüllte sein Gesicht
Und schwieg, — die Fahne bracht' er nicht,
Und keiner, keiner seinen Thränen wehrte.

Am andern Tag, so ließ Ricciotti melden,
Fand man die Fahne fest in starrer Hand,
Zerfetzt, zerschossen, halb verbrannt
Und unter Haufen toter Helden. — —

Wenn wir nun ohne Fahne wiederkommen,
Ihr Brüder allesamt, gebt uns Pardon!
Verloren haben wir sie schon,
Doch keinem Lebenden ward sie genommen.

Plattdeutsche Rede mischte sich in die hochdeutschen Gesänge. Klaus Groth hatte schon im Juli 1870 frohlockt:

Nun alle Bergen, de Krüz un Quer,
Dar is dat wedder, dat dütsche Heer!

Nun brachte Fritz Reuter „Ok 'ne lütte Gaw" dar.

Unvergessen soll auch das Jubellied sein, das der stets deutschfreundliche Amerikaner Bayard Taylor aus Cedarcroft (Pennsylvania) übers Meer sandte:

Heil, edles Volk! dem neu das Herz
So unerschüttert schlug,
Das sich verband und allerwärts
Verwarf den fränk'schen Trug,
Das, fest und heilig, Glied an Glied,
Stand endlich im Verein,
Mit Trost und Mut, Gebet und Lied,
Eine einz'ge Wacht am Rhein!

So ging es fort, bis Theodor Fontane am 16. Juni 1871 dem Heere zusang:

Zum dritten Mal
Ziehen sie ein durch das große Portal;
Der Kaiser vorauf, die Sonne scheint,
Alles lacht und alles weint.

und Karl Gerok zum Friedensfest ein neues Tedeum anstimmen konnte:

Herr Gott, vor dem wir auf den Knieen lagen,
Eh' unser Arm sich hob zum blut'gen Strauß,
Auf Adlersflügeln hast du uns getragen,
In Feuerwolken zogst du uns voraus.
Du halfst uns dreiundzwanzig Schlachten schlagen,
Du führst als Siegesherzog uns nach Haus.
Herr Gott, so weit noch beten deutsche Zungen,
Sei dir zuerst ein Loblied heut gesungen!

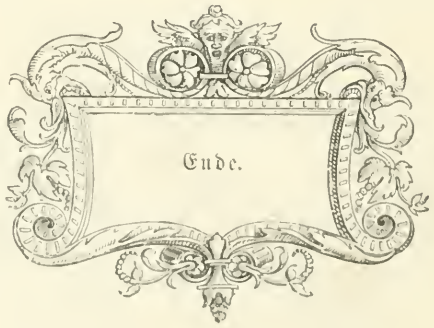
Alles zusammenfassend ließ danach Oskar v. Redwitz das „Lied vom neuen deutschen Reich" erklingen, das in trefflicher Weise die Befreiungskriege mit dem großen Einigungskriege in Verbindung setzt, da es als das Vermächtnis eines ehemaligen Lützowschen Jägers auftritt, der in greisem Alter seinen einzigen Sohn in den neuen Kampf entsendet und ihn mit dem eisernen Kreuz ruhmvoll geschmückt vor Paris wiedersieht, aber nur, um ihn kurz danach zu verlieren. In des Vaters Armen erliegt der Tapfere seinen Wunden, nachdem er siegesfroh noch ausgerufen:

„Doch klag' ich nicht, muß ich so jung auch sterben,
Half ich dem Vaterland doch Ruhm erwerben
Und seines neuen Reiches Herrlichkeit!"

Unter den zahlreichen Nachklängen ragt eine Dichtung hervor, die aus anonymer Feder hervorgegangen den vollen Zauber deutschvaterländischer Poesie über dieses Stück der jüngsten Vergangenheit ergießt. Das u. d. T.: „Aus großer Zeit" erschienene Werk ist kein Epos, wie die Ilias oder das Nibelungenlied, aber eine von Anfang bis zu Ende fesselnde, die Ereignisse des großen Krieges treu und lebenswarm wiedergebende volkstümlich-poetische Chronik, deren meisterhaft gehandhabte altdeutsche Reimpaare — gut vorgelesen — angenehm und kräftig ins Ohr fallen.

* * *

So hat im Schatten unseres neuen deutschen Reiches die Poesie auch gleich frische Wurzeln geschlagen, und aus dem alten Stamm sproßt neues Leben. Und sind die inneren Kämpfe auch noch nicht beendet, ist manche dunkle Wolke seit jenem Friedensfeste heraufgezogen über uns, wir blicken vertrauensvoll in die Zukunft, die ohne allen Zweifel auch für unsere Dichtung schöne Tage der Blüten und der Früchte im dunklen Schoße birgt.



Alphabetisches Namen- und Sachregister.

A.

Abassiden 560.
Abderiten 376.
Abenteuerroman 289.
Abraham a S. Clara 294. 296.
— Bildnis 295.
Adelbert v. Babenberg 32.
Adriatika 140.
Adriatische Rosenmund 286.
Ägyptische Königstochter 767.
Amilia Juliana (Reichsgräfin) 276.
Aneide 40. — travestierte 378.
— Kupfer zur 378.
Ästhetische Feldzüge 648.
Agathon (Wieland) 373.
Agricola, Martin 216.
— Johannes 244.
Ahasver (mit Abbild. des Titelblattes von 1619) 240 f.
Ahlfeld 784.
Ahnen (von Freytag) 757 ff.
Ahnfrau, die 557. 624.
Aist, Dietmar von 153.
Akademie der Kleie 247.
Alberich v. Bisenzun 39.
Alberich, Zwerg 65. 67.
Albert, Heinrich 267 f.
Alberus, Erasmus 216. 223.
Albigenser 633.
Albinus 273.
Albrecht von Johansdorf 154.
Albrecht von Scharfenberg 123.
Aldhelm 25.
Alexander der Große 39.
Alexanderlied 39 f. 147.
Alexis, Willibald, s. Häring.
Alexius, heil. 140.
Alemannisch 13.
Alemannische Gedichte 621.
Aller Practick Großmutter 218.
Alliteration 17. 20 f. 22.
Allwills Briefsammlung 442.
Alpen, die (von Haller) 307.
Altdeutscher Witz und Verstand 245.
Althochdeutsch 13. 14. 20. 33.
Altsächsische Evangelienharmonie 19 f.
Alxinger 378.
Amadis 234. 287. — Probe aus 236.
Amalia, Herzogin von Sachsen 715.
Amalia, Herzogin v. Sachsen-Weimar 373. 404. 447. 508.
Amalia, Herzogin v. Sachsen-Weimar, — Bildnis von Angel. Kauffmann 451.
— Bildnis von Jagemann 509.
— Abendkreis bei (Abb.) 452.
Amaranth (von O. v. Redwitz) 821.
Ambraser Handschrift 100. 128.
Ameisen- und Mückenkrieg 221.
Amelungen (Lied) 30. 58. 86. 90.
Amis (Pfaffe) 142. 238.
Amulett, das 775.
Anakreontische Lieder 319.
Anakreontiker 319.
Anekdoten 243 f.
Aneurin 112.
Anfortas 119. 122.
Angela (von Spielhagen) 795.
Angelsächsisch 12 f.
Angelus Silesius 275 f.
Angely (v. Spielhagen) 751.
Anke von Tharau (v. D ch) 270.
Anna Sophie (Landgräfin) 276.
Annolied 37 f.
Anthologie (Schillers) I. Dr. (Abb.) 168.
Anti-Goeze 387.
Antinous (von Taylor) 773.
Apophthegmata 255.
Aramena 287 f.
Archenholtz 755.
Ariovist 2.
Ardinghello 380.
Arme Heinrich, der 132 f.
Armenbibel 208.
Armin 2.
Arminius und Thusnelda 288.
Arnd, Johann 233.
Arndt, Ernst Moritz 588 ff. 665. 831.
— Bildnis (1817) 591. (1848) 593.
— Grablied (Handschrift) 592.
Arnim, Achim von 539 ff.
— Bettina 508. 540 f. 698. Bild 541.
— Henriette Elisabeth von 476.
Arnold, Gottfried, Liederdichter 281.
— Prof. 756 — Daniel 832.
Arnulf, König 27.
Arthur 135.
Artus, Kg 112. 117. 120. 128 ff. 134 f. 168.
Artushöfe 112.
Artussage 112 f. 128 f. 130. 135 f. 117.
Asiatische Banise 287.
Asmus, d. Wandsbecker Bote 368 f.
Assing, Ludmilla 725.
Aßmann von Abschatz 280.
Aston, Luise 813.
Athenäum 531. 536.
Atta Troll (von Heine) 646.
Attila (Etzel) 10. 28. 58. 61. 76. 80. 87. 92 f.
Aue, Hartmann von 127 ff.
Auerbach, Berth. 692. 745. 779 ff. 838.
— Bildnis 781.
Auersperg (Alex. v.), s. Grün.
Aufrichtige Tannengesellschaft 249.
August (Fürst zu Anhalt) Ordenskleinod (Abb.) 249.
Aus der Ecke (von Riehl) 776.
Ava, Frau 33.
Aventinus 234.
âventiure 55.
Aventiure, Frau (v. Scheffel) 119. 762.
Ayrer, Jakob 232 f.

B.

Babylon, von, nach Jerusalem 811.
Bacherl, Franz 723.
Baemeister 64. 90. 101. 109. 147.
Balladenalmanach 491.
Bardiete 312.
Bardisch-patriotische Poesie 312 ff.
Barditus (Bardhi) 2. 312.
Barlaam u. Josaphat 136 ff.
Bartsch, Karl 46. 88. 90.
Barthel Regenbogen 170.
Basedow 402. 441.
Bandissin, Graf Wolf 129. 134. 533.
Bauernfeld 718.
Bauernkalender 5.
Baumbach, Rudolf 833 f.
Beaumarchais 441.
Bech, Fedor 129.
Bechstein, Ludwig 820.
Bechstein, Reinhold 124.
Beck, Karl 692 f.
Becker, Nikolaus 668. 834 f.
— Autograph 835.
Beer, Michael 638. 715.
Befreiungskriege, Sänger der 582 ff.
Behaim, Michel 184.
Bekenntnisse einer schönen Seele 484.
Benedix, Roderich 748.
Beowulf 3. 12 f.
Berliner Liederhandschrift (mit Faksimile daraus) zwischen 166 u. 167.
Bernays 444.
Berthold von Regensburg 170 f.
Bescheidenheit (Freidanks) 146.
Besser, Johann v. 282.
Bettina, s. Arnim.
Betulius, s. Birken.
Beyschlag, W. 529.
Bibeldrucke 208.
Bibelverdeutschung 205 f. (Probe aus Luthers N. T. 1523) 208.
Bienenkorb (Titel Abb.) 217.
Biernatzki 786.
Bilder a. d. deutsch. Vergangenheit 756 f.
Bileamsesel, neuer deutscher 232.
Birch-Pfeiffer, Charlotte 745. 780.
Birken, Sigismund v. 253 f. 286.
Bischoff (v. Bolanden) 764.
Bispel 143. 174.
Bitzius, Albert 778.
Blanscheflur 124. 126. 136.
Blasedow und seine Söhne 654 f.
Blumauer 378. — Kupfer zu 378.
Blumenorden, der gekrönte 250.
Bodenstedt 514. 827.
Bodmer 89. 175. 297 ff. 333. 341. 371.
— Hans 334. — Bildnis 299.
Bogatzky 281.
Böhme, Jakob 233.
Boie, Christian 348 ff.
— Ernestine 351. 361 f.
Bolanden, Konrad v., s. Bischoff.
Bonaventura 526.
Boner, Ulrich 174.
Bonifacius 15. 757.
Börne, Ludwig 638 ff. 656. 664. 693.
— Bildnis 639.
Botenlieder 150. 155.
Brachmann, Luise 824.
Brachvogel, A. E. 739.
Brackel, Ferdinande v. 816.
Brant, Sebastian 147. 187. 202.
— Bildnis 191.
Braunschweig, Herzog Julius v. 233.
— Herzog A. Ulrich von 287.
Braut von Messina 498 ff.
Breitinger 298. 301.
Breitkopf, B. Th. 427.
Bremer Beiträge 308. 332.
Brentano, Clemens 242. 275. 537 583. 777. — Bild 538.
Brentano, Maximiliane 439. 537.
Briefe eines Verstorbenen 660.
Brigitta (v. Auerbach) 781 ff.
Brion, Friederike 431 f.
Brockes, B. H. 283 f. — Bildnis 285.
Bronner 316.
Brückner 319. 352.
Brunhild 60. 66 ff. 88. 679. 705. 730. 741.
Buchdeckel (Metall-) eines Lektionars vom XIII. Jahrh. 56
Buch der Abenteuer 174.
Buch der Liebe 235. 669.
Buch der Lieder 642.
Buch von der deutschen Poeterey 260.
Buchdruckerkunst 173. 202.
Buchdruckerpresse v. 1520 (Abb.) 203.
Buchholz, Andr. Heinr. 287.
Buchner, Wilh. 678.
Büchernarr (Abb a. Seb. Brant) 193.
Büchner, Georg 696.
Bühne im Mittelalter 198.

Bürger 201. 353. — Bildnis 351.
— Kupfer z. Leonore 356.
— Frau Dorette, Bildnis 355.
— Schwägerin Molly, Bildnis 356.
Buff, Lotte 434 ff. 511.
Bundschuh 203.
Burgkmaier, Hans 192. 195.
Burgtheater, Wiener 737.

C.

Cabanis (von Wilib. Alexis) 754.
Cacilie (v. Schultze) 545.
Candidus, Karl 837.
Canitz, Freiherr v. 282.
Canz, Elisabeth 816.
Carmen Sylva 829.
Carriere, Moritz 838.
Caspari, Karl 784.
Castelli 624.
Celtis, Konrad 30 f.
Chamisso, Adelbert v. 132. 567 ff. 698.
— 3 Bildnisse 568. 570. 571.
— Handschrift 569 f.
Chemnitz 710.
Cherubinischer Wandersmann 275.
Chernster in Rom 723.
Chlodwig, König 14.
Chodowiecki, Daniel 421 ff.
— in seinem Familienkreis (Abb.) 422.
— Kupfer von 316. 336. 347. 348. 356. 358. 359. 360. 363. 369. 378. 393. 397. 422. 472. 489.
Christian von Troyes 129 f.
Chronik, Limburger 195 — Straßburger 195. — Helvet. 234. — Bayer. 231.
Cid (von Herder) 406 ff.
Claudier (v. Eckstein) 774.
Claudius 368 ff. 439.
— Bildnis 368. — Zeichnung von 369.
Clauren, H. 619. 752 f. — Bildnis 752.
Clausnitzer 273.
Clavigo (von Goethe) 441 f. 464.
Closener, Friedr. 195.
Codex argenteus nebst Nachbildung einer Seite zw. 8 u. 9.
Collin, Brüder 518. 624.
Conrad (Georg v. Preußen) 741.
— v. Ammenhausen 171.
Conz, K. Phil. 610.
Corona Schroeter 453.
Corvinus (W. Raabe) 801.
Cotta, Joh. Friedr. 182 f. 507 f. 677.
— Bildnis 506.
Cramer, Joh. Andr. 310.
— (Mix von Kaxburg) 469.
Crelinger, Auguste 725.
Curtius, Ernst 698. 756. 838.

D.

Dach, Simon 268 ff. — Bildnis 269.
Dalberg H. v. 465. 469. 473. 500. 554.
Dahn, Felix 766. 770 ff. 820. 831. 839.
Dantons Tod 696.
David von Augsburg 170.
Decius, Nicolaus 223.
Defoe, Daniel 293.
Deinhardstein 749.
Demetrius 504 ff. 507. 732.
Denaisius, Petrus 255.
Denis 342 f.
Deßler 281.
Deutsch, Ursprung d. Wortes) 19. 27. 35 f.
Deutsche Predigt 32.
Deutschland, das junge 637 ff.
Deutsch Theologia 195.
Devrient, Eduard 733.
— Ludwig 750
Dichterinnen 821 ff.
Dichtung und Wahrheit 512 f.
Diepenbrock, v. 810.
Dietrich von Bern 11. 12. 58. 76. 78. 88. 90 ff. 96.
Dietrichs Ende 96.
Dietmar v. Aist 153.
Dilia Helena 829.
Dingelstedt 657. 666 ff. 714. 732.
Diogena 811.
Dionysius Longinus 657 f. 789.
Diotima 546.
Discourse der Mahlern 298.
Ditfurth, Frh. v 582.
Divan, Westöstlicher 513 f.
Dolores, Gräfin 540.
Don Carlos 473. 474.
Don Juan u. Faust 718.
Don Quixote 286. 533. 619.
Dorfgeschichten 684. 777 ff.
— Schwarzwälder 780.
Dove, Alfred 789.
Drama, Anfänge d. 196 ff. — geistl. 196. — romant. 548 ff. — modernes 713 ff.
Dramaturgen 714. 737.
Dreißigjähriger Krieg, Geschichte des (von Schiller) 480 f.
Dreißigjähriger Krieg, Zeitalt. d. 246 ff.
Dreizehnlinden 821 f.
Drollinger 306.
Droste-Hülshoff, A. v. 690. 783. 824 ff.
— Bildnis 825.
Droysen 756.
Dürckheim, Graf 447.
Dürer, Albrecht, Prosaschriften 234
— Buchstab von 202. — s. g. Pirkheimer-Titel (Abb.) 235.

E.

Eber, Paul 223.
Ebers, Georg 657. 766 ff.
— Porträt 767. Handschrift 768.
Ebert, Egon 636.
— Joh. Arnold 310.
Eckard, Meister 195.
Ecken Ausfahrt 91.
Eckermann 160. 516. 524.
Eckstein, E. 774.
Edda 5. 13. 22. 59. 74. 90. 196.
Edelstein, der 174 f.
Eglofsstein, Gräfin Auguste 447. 828.
Egmont 458 f. 478.
Ehezuchtbüchlein 219.
Ehrentreiz, v. 195.
Eichendorff, Frh. v. 529. 539. 542. 564 574 ff. Bildnis 575. 577.
Eidschwüre, Straßb., Abb. zw. 18 u. 19.
Einhart 17. 45.
Eitzen, Paulus v. 242.
Ekkehard 28. 761. — (v. Scheffel) 761.
Elsässische Lebensbilder 816.
Emilia Galotti 394 f. 441.
— Titel d. I. Druckes 394.
Emir Abderrahman 45.
Engelt 40. 43.
Engel, Joh. Jak. 398. 482.
Engelhart u. Engeltrut 138 f.
Engelhaus, Christine 727 ff.
Englische Komödianten 232.
Enikel v. d. Burg 720.
Enmins 2.
Epigonen (v. Immermann) 561.
Epik, moderne 816 ff.
Epimenides Erwachen 512.
Erbförster, der 733.
Erec 128.
Erfurter Judeneid 171.
Eritis sicut Deus! 816.
Ermenrich 58. 93.
Ernst, Herzog 50 f. — (mit Schrift u. Bildprobe d. Volksbuches) 243 f.
Ernst v. Schwaben (v. Uhland) 601. 609.
Erwin und Elmire 444.
Eschenbach, Städtchen (vgl. Wolfram 110 f.
Essex, Graf (v. Laube) 737.
Etterlin, Petermann 234.
Eyel, s. Attila.
Eulenspiegel 239 f. Titel ggü. 240.
— redivivus 240. 823.
Evangelienbuch (Otfrieds) 23—25.
— (Handschriftprobe) zw. 24 u. 25.
Evangelist, schreibender. Nach einer Miniature 33.
Eyering 245.
Ezzo 33.

F.

Fabeln 143. 174. 308. 315 f. 388.
Fahrende 49. 50. 56. 137. 146.
Farbenlehre (Goethes) 461. 491. 507
Fastnachtsspiel 200 f. 230. 232.
Faustiage, Litteratur der 236 f.
Faust (Goethes) 115. 431. 494. 519 ff.
Faust, Titel u. Schluß z. Historia v. D. Joh. Fausten (Abb.) ggü. 236.
Faust (v. Lenau) 633.
Fechter von Ravenna 722.
Festungstid, uk mine 805.
Fenchtersleben, Frh v. 637.
Fichte 182. 499. 582.
Fiesco 470 ff.
Finkenritter (mit Abb. d. Titels) 240 ff.
Firdusi 1 12. 599. 820.
Fischart, Joh. 217 ff. 300. Portr. 219.
— Bienenkorb (Abb. d. Tit. ggü. 217)
— Geschichtsklitterung (m. Abb. d. T.) 220.
Fischer, K. G. 831.
Fiske 128. 131.
Fixlein, Quintus 417. 421.
Fleck, Konrad 136.
Flegeljahre 419 f.
Fleming, Paul (m. Portr.) 260 ff. 615.
— (Titel u. Textprobe) ggü. 262.
Fliegendes Blatt v. 1492 (Ill.) 187.
Flöhhatz 218.
Flore und Blanscheflur 136.
Florens 571.
Folz, Hans 200.
Fontane, Theod. 711. 765 ff. 834. 839.
Fouqué, Frh. v. 62. 92. 542 ff. 579.
— Bildnis 543.
François, Louise v. 814.
Franck, Johannes 273.
Franck, Sebast. 231. 244 (mit Titel seiner „Sprichwörter" zw. 244 u. 245).
Francke, August Hermann 281.
Franckescher Kreis 281.
Franken 11.
Franz, Agnes 828.
Franzosenzit, in de 806.
Frauendienst 148. 166 ff.
Frau Jutte 199.
Frauenlob, H. 169 f. 179. — Bildnis 180.
Frauenromane 808 ff.
Frau Rat 421 f. 433. 508. 537.
— Portr. 426.
Freidanks Bescheidenheit 116.
Freiligrath, Ferd. 15. 675 ff. 700. 719. 780. 838. 2 Bildnisse 686 f.
Frey, Jak. 211.
Frenlinghausen 281.
Freystein 281.
Freytag, G. 151. 746 ff. 756 ff. 789 ff. 839.
— Bildnis 747.
— L 61 ff. 90.
Frick, Ida 813.
Friederike Brion 131. 133.
— Lieder an 431.
Friedrich d. Gr. 89. 297. 323. 329. 330. 332. 343. 754.
Friedrich Rotbart 35. 39. 41. 55. 57.
Friedrich II, Kaiser 55. 57. 110. 146. 161. 168.
Friedrich von Österreich 166.
Friedrich v. Husen (Hausen) 154 ff.
Friedrich Wilhelm, d. gr. Kf. 248. 268.
— I von Preußen 297.

Friedrich Wilhelm II 330.
— Wilhelm IV 530. 542. 571. 594. 600. 665. 682. 702. 805.
Fries, N. 784.
Fröhlich, A. E. 623.
Frommel, Emil 784.
Frommund 30.
Froschmeuseler 216. 615.
Fruchtbringende Gesellschaft 247 f.
— (Abb.) zwischen 248 und 249.
Frundsberg, G. v. 225 f.
Fuchs, H. Chr. 221.
Funcke, Otto 784.
Fust u. Schöffers Psalter 202.
— — — Probe daraus zw. 202. u. 203.
Führich, Ritter von 132.
Füterer, Ulrich 174.

G.

Gabel, verhängnisvolle 558 f.
Gärtner 308.
Gallitzin, Fürstin 366.
Gallus, Apostel 15.
Gandersheim (Kloster) 30.
Gansknig 221.
Gaudeamus (v. Scheffel) 760.
Gandy, Frz. v. 570. 573 f. Bildnis 573.
Gawan 121.
Gedichte eines Lebendigen 665.
Gegensang 168.
Geheimnis der alten Mamsell 813.
Gehügede, v. d. Todes 145.
Geibel, Emanuel 680. 682. 698 ff. 741 f. 776 828. 835. 838. 839.
— 3 Bildnisse 701. 704. 709.
Geiler v. Kaisersberg (mit Porträt) 194 f. 203.
Geist der Zeit 579. 589. 591.
Geisterromane 469. 752.
Geisterseher 477.
Geistliche Lyrik 828 f.
Gelimer 10.
Gellert 314 ff. 425. — Bildnis 317.
— Kupfer zu Fabeln 316.
Gengenbach, Pamphilus 215. 232.
Genoveva (v. Tieck) 531.
— (v. Hebbel) 725 f.
Georg v. Preußen 744.
Gepanzerte Lieder 693.
Gerberga, Äbtissin 30.
Gerhard, der gute 137.
Gerhardt, P. 271 ff. — Bildnis 272.
Gerhardtscher Kreis 273 f.
Germanen 1 2. 10.
Germania (v. Tacitus) 2.
Gernot 58. 64.
Gerok, K. 828. 840.
Gerstacker 785.
Gerstenberg 342. 343.
Geschichtsklitterung (Titel-Abb.) 220.
Geschichtsschreibung, neuere 755 f.
Gesellenbräuche 186.
Geßner 344 ff. — Bildnis 345.
— Titel seiner Schriften 346.
Geßners Idyllen, Vignette aus 297.
Gesta Romanorum 234.
Giesebrecht, W. v. 7. 755. — Ludw. 833.
Gildemeister 827.
Gille, le sieur 481.
Gisselher 58. 64. 75. 84. 88. 731.
Glaubensbekenntnis (Freiligraths) 683 ff. 702.
Glaubrecht, O. 779.
Gleim 319 ff. 442. — Bildnis 321.
— Titel v. Grenadierl ggü. 320.
Gleim, Brief an Königin Luise (Konzept) ggü. 323.
Glocke (Schillers) 491.
Gnitaheide 60.
Göcking 352.
Goddodin 112. [702. 838.
Goedeke, Karl 214. 535. 647. 700.
Godwie-Castle 814.
Goethe 54. 90. 226. 229. 283. 301. 333. 341. 362. 391. 402. 404. 409. 463. 525. 827.
Goethes Jugend 423 ff. 736.
— erste Jahrzehnte in Weimar 447 ff.
— u. Schillers Zusammenwirken 482 ff.
— Trauung 507.
— Lebensabend 507 ff.
— Bildnis (im 28. Lebensj.) 445.
— (im 30. Jahre) 453.
— Bild am Fenster (v. Tischbein) 458.
— Bildnis (1828) 514. (1832) 517. 518.
— in der römischen Campagna 455.
Goethe im Tode Von Preller. ggu. 524.
— und Karl August. Gezeichnet von Schwerdgeburth 515.
— Vignette, radiert von 427.
Goethes Briefwechs. m. e. Kinde 508. 542.
— Haus in Weimar 462.
— Gartenhaus 448.
— Vater, Bildnis 425.
— Mutter, Bildn. 426. (vgl Frau Rat.)
— Cornelia, Bildnis 433 (452)
— Erstlingswerk (Titel) zw. 128 u. 429.
— Physiogn. Handz. zw. 452 u. 453.
— Campagne i. Frankr. 461. 512.
— italienische Reise 455 f.
— Schweizerreise 444. 454.
— Promemoria (üb. Schiller) zu 478.
— Niederschrift der Mitschuld 428.
— Titel der „Neuen Lieder". Zw. 428 u. 429.
— Blatt physiognom. Handzeichnungen. Zw. 454 u. 455.
— — von „Freudvoll" und „Leidvoll" zwischen 458 und 459.
— — d. Brockenszene im Faust zw. 520 u. 521.
— Wappen 449.
Goethianer 409 ff.
Goeze, Pastor 387.
Golaw, Salomon v., s. Logau.
Goldfaden 242.
Goltz, Bogumil 804.
Goldene Schmiede 141 f.
Görres, Joseph v. 539. 582.
Goten 7.
Gotische Sprache und Schrift 8.
Gotisches Vaterunser 9.
Gotische Poesie 10 f.
Gotland, Herzog v. 716.
Gotter 348.
Götter Griechenlands 477.
Götter, Helden und Wieland, Erster Druck von, 440 (vgl. 374).
Gottfried v. Straßburg 35. 110. 124 ff 128. 133. 136. 138. 153. 154. 156. 165.
Gotthelf, Jeremias 778 f.
Gottschall, Rudolf 738. 743.
Gottsched 297. 301 ff. — Bildnis 303.
Gottschedin 305. Bildnis 302.
Götz, Joh. Nikol. 322 f.
Götz v. Berlichingen 431. 433 ff.
Gozzi 497.
Goué, v. 432.
Grabbe 680. 716 ff. — Bildnis 718.
Graff 23.
Gräfin Lea 746.
Gralsage 113 f. 122 ff.
Graumann, Joh. 223.
Gregorius vom Stein 131 f.
Grein 13. 21.
Grendel 13.
Griechenlieder 620.
Grieveukrl 733 f.
Grillparzer 556 624 ff. 713. — Bildn. 627.
Grillparzerpreis 740 ff.
Grimm, Jakob 6. 8. 56. 109. 132. 205. 526. 560.
Grimm, Wilhelm 46. 88. 526.
— Brüder, Bildnis 528.
— Herman 449. 598 f. 800.
Grimmelshausen, H. J. Chr. v. 289.
Griseldis 720 f.
Groth, Klaus 832 f. 839.
Grün, Anastasius 238. 630. 633 ff.
— Bildnis 634. — Handschrift 635.
Gryphius, Andr. 263 ff. — Bildnis 265.
Gudrun 59. 60 f. 99.
Gudrunlied 59. Inhalt 99 ff.
— Übersetzungen 109. — Faksimile d. Ambraser Handschr. zw. 100 u. 101.
Günderode, Karoline v. 541.
Gunther (Gundikar) 58. 64 ff.
Günther, Joh. Christ. 282 f. 617.
Gutzkow 648 ff. 692. 696. 699. 725. 734 ff. 786 ff. Zwei Bildnisse 655 f.

H.

Hackenschmidt, Karl 837.
Hackländer 748. 805.
Hadlaub, Johann 152.
Hadubrand 11 f.
Hänel, Iduna 659 f. 661.
Haring 753 ff.
Hafis 597.
Hagedorn, Fr. v. 307 ff. — Bildnis 309.
Hagen, August 181. 585.
— v. Irland 101 f.
— v. Tronje 58. 64 ff. 81 ff.
Hahn 348 f.
Hahn-Hahn, Gräfin 809 ff.
— 2 Bildnisse 809 f.
Haimbund 347 ff.
Haller, Albrecht v. 306 f.
Hallescher Dichterverein 319.
Halm, Fr. 720 ff. — Bildnis 721.
Haman 402. 404. 413.
Hamburg. Dramaturgie 385. 390 f.
Hamerling, Robert 816. 823.
Hammer-Purgstall 597.
Hammer und Amboß 794.
Handschrift, d. verlorene 756. 789. 791 f.
Hanke, Henriette 809.
Hans Sachs, s. Sachs.
Happel, E. W. 289. 293.
Hardenberg (Novalis) 527 f. 529.
Harsdörfer 250 ff. — Bildnis 253.
Hartmann, Moritz 694 f.
— von Aue 110. 127 f. 133. 136. 138. 165. — Bildnis 165.
Hase, Karl 647.
Häßlerin, Clara 172. 188.
Hauff, Wilhelm 618 f. — Bildnis 618.
Hauffe, Friederike (m. Bild) 611.
Haupt, Moritz 128. 790.
Hausfreund, Rheinischer 623.
Hausrath, Ad. 773 f.
Hausser, Ludwig 756. 760.
— Meta 828.
Hebbel, Friedrich 724 ff. — Bildn. 732.
Hebel 364. 621 ff. 692. — Bildn. 622.
Hebräische Poesie, Geist der 405.
Heermann, Johann 271.
Hegel 637.
Heidelberger Handschrift 43. 110. 150. 152. 153. 155. 161. 165. 166. 168.
Heidelberger Handschrift, Faksimile daraus zw. 160 u. 161.
Heilbronn, Käthchen von 551.
Heilige, der 775.
Heiligenlegenden 37 ff.
Heine, Heinrich 558. 607. 638. 640 ff. 661. — 3 Bildnisse 641 f. 646.
Heinrich I 27.
— VI 57. 152.
— der Arme (von Aue) 132 f.
— der Stolze 46.
— Julius von Braunschweig 233.
— von Freiberg 124.
— der Gleißner 52. 54.
— der Vogler 123.
— von Meißen 169 f. — Bildnis 180.
— von Mölk 145.
— v. Oterdingen 163 f. 529.
— v. Plauen (v. Wichert) 774.

Heinrich v. Veldeck, s. Veldeke.
— v. Wasserberg 168.
Heinse 379 f. — Bildnis 380.
Heiter, A. 745.
Helche, Frau 71. 92 f.
Heldenbuch 12. 174.
Heldensage 10 f. 58.
Heliand 19. 20 f. 34.
— Seite aus (Faksimile) zw. 20 u. 21.
Helmbrecht, Meier 144 f.
Hensel, Luise 828.
Herberger, Valerius 223. 233.
Herder 37. 226. 254. 270. 395. 403 ff. 413. 430. 463. 486. 501. 539.
— Bildnis in mittl. Jahren 406.
— Bildnis im Alter 408.
Hermann und Dorothea 363. 489 f.
— Kupfer zu 489.
Hermann, Nicolaus 216 f. 223.
— Theodor, s. Pantenius.
— von Thüringen 57. 161.
Hermes 398.
Heroldsrufe (v. Geibel) 699 f. 835.
Herrig, Hans 744.
Hertz, Wilhelm 46. 820.
Herwegh, G. 665 f. 681 f. 697. 711.
Herz, Henriette 638.
Herzlieb, Minna 514.
Hesekiel, Georg 764 f. 838.
Hesperus (von Jean Paul) 417.
Hesse, Johann 223.
Heun, s. Clauren.
Heyden, F. v. 822 f.
Heyse, Paul 620. 624. 700. 728. 740 f. 776. 796 ff. 827.
— Bildnis 797.
Hildebrand 11. 58. 86. 88.
Hildebrandslied 11 f. — Nachbildung 12.
Hildebrandston 97. 174.
Hildebrandt 752.
Hilde von Indien 102.
Hillern, Wilhelmine v. 813.
Hiltl, Georg 765.
Hippel, Th. G. v. 413 f. — Bildn. 414.
Hirzel, Salomon 424. 478.
Historische Volkslieder 188. 582.
Hitzig 563. 565. 567. 808.
Hoefer, Edmund 803.
Hofdichtung 27.
Hof yik 109 ff.
Hoffmann v. Fallersleben 26. 33. 226. 669 ff. — Bildnis 671.
Hoffmann v. Hoffmannswaldau 276 ff. — Bildnis 277.
Hoffmann, E. T. A. 163. 563 ff.
— Selbstporträt 561.
— Zeichnung d. wahnsinn. Kreisler 566.
Höfische Dorfpoesie 169.
Hofpoeten 282.
Hoftheater, das erste 233.
Hogarth 414.
Hohenheim, Franziska v. 465.
Hohenschwangau (v. Gutzkow) 789.
Hohenstaufen 35. 57. (v. Grabbe) 718.
Holbeins Totentanzalph., aus D) 172
Hölderlin 477. 546 f. 617. — Bildn. 547.
Holtei, Karl v. 749 ff. 805. 832. 838. — Bildnis 750.
Hölty, 306 ff. — Bildnis 358.
— 2 Kupfer z. Elegie 358.
— Stammbuchblatt von 357.
Homburg 273.
Homo sum (v. Ebers) 769.
Horfen, Hans 799.
Horant 59. 102.
Horen 482 f. 486.
Horn, O. v. 784.
Horribilicribrifax 265 f.
Horwath, Frh. v. 557.
Hrabanus Maurus 18.
Horsuit, s. Roswit.
Huber, Therese 809.
Hucbald 25.
Hugdietrich 59. 97 f.
Hugo von Montfort 178.
Hugo von Trimberg 146.
Humboldt, Alexander v. 482. 491.
— Wilhelm v. 482. 491.
Humoristen 413 ff. 804 ff.
Hutten, Ulrich v. (m. Portr.) 213.
Hyperion 547. 617.

J.

Jacobi, Fritz 442.
Jacobi, Johann Georg 326 ff. 442.
Jagemann, Caroline 494.
Jägerlieder (Abb.) ggü. 224.
Jahn, G. 784.
Jean Paul 415 ff. 554. 640. — Bildn. 418.
Jenatsch (v. Meyer) 775.
Jensen, Wilhelm 799.
Jerusalem 435. — Billet an Kestner 438.
Jesuiterhütlein 217.
Jetta 774.
Iffland (mit Bildnis) 399. 504. 553. 714. 745.
Ilsan 93. 94 ff.
Immermann 124. 558 f. 680. 683. 714. 719. 779. — Bildnis 561.
Initial A von Albrecht Dürer 202.
— D (XIII. Jahrh.) 34.
— D (Marienleben) 36.
— D (Aus Holb. Totentanzalph.) 172.
— Ea Fischarts Bienenkorb (Abb.) 217.
— J (Aus Notker) 28.
— N 196.
— T (XI. Jahrh.) 14.
Insel Felsenburg 293.
Jobsiade 378.
Johann v. Habsburg 178.
John, Eugenie 813.
Jonas, Justus 223.
Jordan, Wilhelm 17. 749. 816. 820.
Jornandes 8. 10.
Journalisten 748. 789.
Iphigenie in Aulis (Schiller) 478.
Iphigenie in Delphi 723.
Iphigenie auf Tauris 453 ff.
Iphigenie (von Euripides) 456.
Iring 83.
Irmela 774.
Isengrimus 32.
Isengrines nöt 52.
Isolde 124 ff.
Judas der Erzschelm 296.
Jude, d. ewige (m. Abb. d. Titels) 240 f.
Juden 638. 667.
Judith 725 f.
Jung, Alexander 662.
Junges Böhmen 695.
Junges Deutschland 637. 647 ff. 731.
Junges Europa 659 f.
Jungfrau von Orleans 496 f.
Jung-Stilling 286. 581. 777.
— Bildnis 429.
Junius-Lieder (v. Geibel) 704.
Iwein 129 f.

K.

Kabale u. Liebe 471 f. — Kupfer zu 472.
Kaiser und Abt 201.
Kaiser, der (von Ebers) 773.
Kaiserchronik 40.
Kalb, Ch. v. 472. 476. 516. — Bildn 476.
Kalenberg, Pfaffe v. 238. 635.
Kalender, historischer f. Damen (1792) Titelkupfer und Titel 480.
Kalisch 749.
Kamellen, olle 806.
Kampf d. Leipziger u. Schweizer 207 ff.
Kant, Immanuel 403. 482.
Kanzleisprache 205.
Karl August v. S.-Weimar 373. 442. 447. 473. 516. — Bildnis 446. 515.
Karl der Große 17. 44. 46 ff. 136.
— der Dicke 27. 45.
Karl der Kahle 18. 25.
— IV, Kaiser 115. 172. 179.
— Eugen, Herz. v. Württemb. 344. 463.
Karlsschule 344. 464.
Karlsschüler (von Laube) 661. 737.
Karolingische Sage 44. 136.
Karschin, A. L. 329 ff. — Bildnis 331.
Kaspar v. d Roen 12. 174.
Kästner 313 f.
Käthchen von Heilbronn 551 f.
Kater, Gestiefelter 531.
Kater Murr 566.
Katzenbergers Badereise 420.
Kauffmann, Angelika 456.
Kaulbach, Wilhelm 462.
Keck, Heinrich 823.
Kelle, Johann 23. 25.
Keller, Gottfr. 783. 800. 832.
Kerlingenreich 46.
Kerner, Justinus 165. 602. 607. 609 ff.
— Autograph v. 614. — Bildn. 612.
Kestner 435 (vgl. Jerusalem).
— Charlotte (mit Bildnis) 435.
Ketteler, Frh. v. 811.
Keymann 273.
Kimbern 1.
Kinder der Welt (v. Heyse) 797 f.
Kinderzucht 220.
Kinkel, G. 96. 816 ff. 829 f. — Bildnis 819.
— Johanna 690. 817.
Kirchenlied 221. 271 ff.
Klage, die 87 f. 143.
Klai, Johann 252.
Klaus der Bauer 232.
Klaus Groth 832 f.
Kleist, Ewald Chr. v. 323 ff. 383.
— Bildnis 324.
— Titelkupfer a. d. Frühling 325.
— Heinrich v. 518 ff. 583.
— Bildnis 549.
Kleuke, Luise v. 330.
— H. 330.
Klettenberg, K. v. 424. 429. 442. 484.
Klinger 402. 410 ff. — Bildnis 411.
Klingsor, Zauberer 163 ff.
Klopstock 332 ff. 349. 351. 442.
— Bildnisse 338. 339.
Klopstocks Nachahmer 2c. 341 ff.
Klosterbruder, schreibender (Abb.) 55.
Klosterdichtung 30.
Klotz, Prof. 385.
Klytia (v. Tavlor) 773 f.
Knapp, Albert 828.
Knebel, Major v. 442.
Knipfer 281 f.
Kobell, F. v 831.
König, Eva 384.
— Heinrich 763.
— Ulrich v 282.
Königsberger Dichterkreis 267 ff.
Königsleutnant 736.
Königstochter, eine ägyptische 767 f.
Kohlhaas, Michael 552. 733.
Komödie, Anfang der 199.
Kondwiramur 118 ff.
Konrad (Pfaffe) 46.
— III 35. 40.
— IV 136.
— v. Würzburg 135. 137 ff.
Konradin 57. 152. 609.
Kopisch, August 829.
Körner, Chr. Gottfr. 473. 474. 479.
— Theodor 585 ff. — 2 Bildnisse 587 f.
— Radierung v. 586.
— Quittung v. (Autogr.) zw. 586 u. 587.
Kortum 378.
Kosegarten 363.
Kotzebue (m. Bildn.) 400 f. 558. 714. 745.
Kreisler, Zeichng. d. wahnsinnigen 566.
Kretschmann 343.
Kreusler, Wolrad 837.
Kreuzzüge 31. 49. 55. 155.

Kriemhild 58. 60 f. 64 ff. 88. 730. 743.
Kriſt, der 23.
Kritiſche Wälder 404.
Kronenwächter (v. Arnim) 540.
Krug, der zerbrochene 549. 552.
Krummacher, Fr. A. 581 f.
Kruſe, Heinrich 742.
Kugler, Frz. 711. 829.
Kühne, Guſtav 662. 692.
Kulmann, Eliſabeth 824.
Kundri 121 ff.
Kunſtdichtung 56. 109.
Künſtler (v. Schiller) 478.
Kürbishütte, muſikaliſche 268.
Küreuberg, der von 153.
Kurfürſt, d. Gr. (als Mitgl. d. Fruchtbringenden Geſellſch.) (Abb.) 248. 268.
Kurz, Hermann 124. 620. 783.
Kurzebold 32.
Kutſchkelied 837.

L.

Lachmann 64. 88. 90. 396.
Lade der Nürnberger Meiſterſinger (mit Abb.) 182 f.
Lafontaine, Auguſt 398.
Lalenbuch 240. Titel zw. 240 u. 241.
Lamennais 640
Lamprecht (Pfaffe) 30.
Landolin v. Reutershöfen 781.
Landsknechte (Lieder) 224 f. 674.
Lanzelot vom See 135.
L'Arronge 749.
Laokoon 384. 389 f.
La Roche, Sophie v. 370 f. 439. 540.
— Bildnis 371.
— Maximiliane 439. 540.
Laßberg, Frh. v. 91. 824.
Laube 629. 648. 658 ff. 714. 726. 736. 763.
Laurenberg 267.
Laurin, König 91 f.
Lavater 341 f. 441. 454. — Albumbl. 342. — Kupfer e. Phyſiogn. Fragm. 425. 445.
Leben (vom gemeinen) 145.
Lectionar 56.
Le Grave, Agnes 829.
Leibniz, Frh. v. 296.
Leich 26. 27. 151.
Leier und Schwert 587.
Leiſen 189.
Leiſewitz (mit Bildnis) 367.
Lenau 630. 631 ff. — Bildnis 631. — Niederſchrift von 632.
Lengefeld, Caroline v. 477 f. — Charlotte v. 477 ff.
Lenſing, Eliſe 726 ff.
Lenz 402. 410. 429.
Leo, Heinrich 13. 755.
Leokadie 814.
Leopold VI. v. Öſterreich 163. 167. — VII v. Öſterreich 169.
Lerſe, Franz 429. 435.
Leſſing 175. 381 ff. 404. 440. 711. — Kinderbildnis 381. — Bildnis v. 1767 385. 1772 386. — Wohnung in Berlin 384 — Niederſchrift der Minna v. Barnhelm zw. 392 u 393.
Leuthold, Heinrich 707. 832.
Levana 416. 420.
Lewald, Fanny 812 f.
Lewezow, Ulrike v. 516.
Lichtenberg 342. 414.
Lichtenſtein (v. Hauff) 619.
Lichtwer 318.
Liebesfrühling (v. Rückert) 598.
Liebeslieder 188.
Lied 15. 150. — geiſtliches 828 f.
Lieder vom armen Mann 693.
Lieder eines Erwachenden 711.
Liederſpiele 749.
Lienhard und Gertrud 777.
Liſi (mit Bildnis) 443 f.
Lindau, Paul 670. 745 f.
Lindelbrunnen 72.
Lindner 711 f.
Lingg, Hermann 816. 820. 830. 838.
Liscow 313.
Litteraturbriefe 385. 387 f.
Logau, Friedrich von 266.
Loge, unſichtbare 417.
Lohengrin 113. 123.
Lohenſtein, Daniel Caspar v. 278 ff. 288. — Bildnis 279.
Longfellow 165. 686. 689.
Loreley 537.
Lorenz Stark 398. 482.
Lotter, Melchior 209.
Lucinde 536.
Ludwig der Baier (v. Uhland) 609. — — — (v. Heyſe) 741. — der Deutſche 18. 21. — der Fromme 18 f. 51. 123. — I von Bayern 598. — II von Bayern 708. — Otto 733 ff. 783. 802 f.
Ludwigslied (Anf. d. Fakſim. 26) 25. 26.
Luſt, H. (m. Portr.) 209 f. Druckpr. 210.
Luiſe Henr. v. Brandenburg 274. — 1. Druck v. Jeſus m. Zuverſicht ggü. 274. — Königin von Preußen 321. 584. — — Brief an Gleim ggü. 322. — (v. Voß) 362 f. 489. — Anfang d. Niederſchr. zu 362. — Kupfer zu 363.
Luſtſpiel, modernes 744 ff.
Luther 203 ff. Leben 204. — Bildniſſe 206. 207. 208. — Sendbriefe v. Dolmetſchen 205. — Briefe 211. — N.-T. v. 1523, Probe aus zw. 210 u. 211. — Wappen 210. — Streitſchriften 211. (Titel) 212. — Satiren 216. — Lieder 221. — Niederſchr. der Überſetzung des 23. Pſalms zw. 208 u. 209. — Proſaſchriften 211. — Schuler 223. — Tiſchreden 205 211. 222. 231. 237. 244. — deutſch Theologia 195.
Lyrik, moderne 816 ff. — orient. 827 f.

M.

Macbeth (v. Schiller) 495.
Maccabäer 734.
Macpherſon 342.
Madonna (von Mundt) 662 f.
Mahlmann, Aug. 580.
Makamen 598.
Maler Nolten 619.
Malsburg, Karl v. d. 700.
Maneſſe, Ratsherr 43. 152.
Maneſſiſche Liederhandſchrift (Heidelberger) 43. 152. — Fakſimile daraus zw. 152 u. 153.
Manuel, Nikolaus 232.
Maria Magdalena 726.
Maria Stuart 494 ff.
Marienbichtung 36 f. 527.
Marienleben 36 f.
Marienlegenden 36 f.
Marien Klage 197.
Marlitt, E. 813.
Martenſen 714.
Marx Treizſauerwein v. Ehrentreiz 195.
Matheſius, Johannes 233. 540.
Mathilde v. Öſterreich 172.
Matthiſſon 346. — Bildnis 346. — Titelvignette z. Gedichten 347.
Maurus, Hrabanus 18.
Maximilian I 89. 99. 175 f. 191. 195. 203. 224. 634.
Maximilian II v. Bayern 706.
Mayer, Karl 602. 617.
Megerle, Ulrich 296.
Meier, Helmbrecht 144 f.
Meißner, Alfred 695 f. 740. 792.
Meiſter, Wilhelm, Lehrjahre 482.
Meiſter, Wanderjahre 516. 517 f.
Meiſtergeſang 178.
Meiſterſinger, Lade der 182 f.
Melanchthon 213. 237.
Meliſſus, Paul 224. 235.
Mendelsſohn, Moſes 396 f. 536. — Bildnis 396.
Menzel, Wolfgang 477. 649 f. 653. 663 f. 715. — Bildnis 664.
Merck 432.
Merigarto 33.
Merlin 112. 561.
Merowinger 15.
Merſeburger Zauberſprüche. Nachbildung 6.
Meſſias 335 f. 351. — Titelvignette 336.
Meſſina, Braut von 498 ff. 555.
Metternich 637.
Meyer, Johann 622. — Konr. Ferd. 775.
Meyerbeer 715.
Meyfart, Joh. 271.
Meyr, Melchior 783.
Miller 348. 358 f. Titelvign. z. Sigw. 358. — Kupfer z. Sigwart 360.
Millerin, Luiſe 471 f.
Milton 298. 300.
Miniaturen 33. 37. 46 f. 56. 125.
Minna v. Barnhelm 384. 392. — Kupfer zu 393. — Seite a. Originalhandſchr. Zu 392.
Minne 43 f. 148.
Minnegeſang 147 ff. 300. 533.
Minnetrank 126.
Mirat, Mathilde 645.
Mirza-Schaffy 827.
Mitſchuldigen, die 426. 452. — (Nachbild. v. Goethes Niederſchr.) 428.
Mittelhochdeutſch 13. 33. 35. 57. 58. 204.
Mitzlaff, v. 815.
Molly, Bürgers Schwägerin 354.
Möllerin, Gertrud 276. 305.
Mommſen, Theodor 756.
Monatsnamen, deutſche 18.
Mörike, Eduard 546. 619 ff.
Moſcherosch 294.
Moſen, Julius 690. 714. 737 f.
Moſenthal 739.
Moſer, Fr. K. v. 341. — Pfarrer 463.
Möſer, Juſtus 755.
Mudſpelli 21.
Mückenkrieg 221.
Mühlbach, Luiſe 813 f.
Müller, Johannes v. 90. 755. — (Maler) 412. — Max 620. — Wilhelm 620 f. — Wolfgang 818. 830.
Müllner, Adolf 558 f.
Münch-Bellinghauſen, Frh. v., ſ. Halm.
Münchhauſen, Frh. v., Abenteuer 355.
Münchhauſen (v. Immerm.) 562. 661 f.
Mundt, Theodor 648.
Murner, Thomas 214. — Schelmenzunft (Abb.) ggü. 214. — Luther. Narr (Abb.) ggü. 215.
Muſäus 414.
Muſenalmanach (Chamiſſos) 567. 677. — Göttinger 348. — Titelblatt u. Seite 350. — Voßiſcher 361. — Titel u. Titelkupfer 353. — (Schillers) 486 f.
Muspilli 21 f.
Mylius 382 f.
Myſterien 195 ff.
Mythologie, deutſche 7.

N.

Nachtwächter, Lieder e. kosmopol. 667.
Napoleon und Goethe 508.
Napoleon (v. Grabbe) 718 f.
Narrenbeschwörung 214.
Narrenfresser 241.
Narrenschneiden 230.
Narrenschiff (Holzschnitt und Randleisten) 193. — (Inhalt) 192. 194.
Narziß (v. Brachvogel) 739.
Nathan der Weise 387. 395 f.
Nathusius, Marie 815.
— Philipp v. 815.
National-politische Poesie 697 ff.
Naturdichter 344.
Naturgeschichte des Volkes 776.
Neander, Joachim 274.
Neidhard von Reuenthal 169.
Nessel, G. 814.
Nestroy 749.
Neuber, Friederike 382.
Neuhochdeutsch 13. 202 ff. 205.
Neukirch, Benjamin 282.
Neumark, Georg 274.
Neumeister 282.
Nibelunge (v. Jordan) 820.
Nibelungen (Namen) 74.
Nibelungen Not 59. 79.
Nibelungen (v. Hebbel) 730 ff.
— im Frack 635.
Nibelungenlied, Inhalt 64 ff. — Entstehung 88. — Handschriften 89. — 2 Faksimiles der Handschriften A u. C zw. 88 u. 89. — Berliner Handschrift zw. 90 u. 91. — Übersetzungen 90.
Nibelungenstrophe 64.
Nicolai, Philipp 223.
Nicolai (Buchhändler) 388. 397. 439. 487. — Bildnis 397.
Nicolaus v. Basel 195.
Niebuhr 756.
Niederländische Rebellion 477.
Niedersachsen, Poesie der 283.
Niethammer, Maria 610.
Norica 181.
Notkanker, Sebaldus 397.
Notker Labeo, der Deutsche 28. 32.
Novalis 527. 529 f.
Novellen, moderne 752. 802 f.
Nunnenbeck, Leonh. 182.
Nürnberger Trichter (Probe) 251.
— (Abb. d. Titels) gegenüber 251.

O.

Oberammergauer Passionsspiel 231.
Oberhof, der 562. 779.
Oberon 376.
Odhin 3. 7. 59. 74. Odhins Trost 773.
Odilo 821.
Odoaker (Otacher) 11.
Ödipus, der romanische 558.
Öhlenschläger 548.
Oriel 784.
Oser 784.
Österreichische Dichter 623 ff.
Osterdingen, s. Heinrich von O.
Olearius, Adam 261.
Opitz, Martin 37. 217. 255 ff.
— Deutsche Poemata (Abb. d. Tit.) 256.
— Bildnis 259. — Schule 260.
Originalgenies 405. 409. 429.
Originallustspiele 715.
Ortnit, König 59. 97. 98.
Ossian 342. 403. 404. 430.
Osterspiele 197. 199.
Oswald von Wolkenstein 178.
Otfried von Weißenburg 29 f.
Otfrieds Evangelienharmonie. Nachbildung e. Blattes zw. 24 u. 25.
Otto der Große 27. 30. 31. 32. 51. 137. 139. 178.
Otto der Große, Leich auf 27 f.
Otto mit dem Bart 139 f.
Otto der Schütz 817 f.

P.

Paalzow, Henriette v. 811.
Palmenbaum, der deutsche (Abb.) 218.
Palmenorden 247.
Pantenius 801 f.
Paoli, Betty 829.
Parabeln (v. Krummacher) 581 f.
Paradies, im 799.
Parzonopier und Meliur 140.
Parzival 110. 112 f. 115 ff. 146.
Patriotische Dichtung 834 ff.
Pauli, Johannes 244.
Pavierschlacht, Lied von der 226. 590.
— Abb. ggü. 225.
Pegnesis 251.
Pertz 755.
Pestalozzi 777.
Pestalozzis Söhne 788.
Petri, Friedrich 215.
Pfaffe Amis 112 f.
Pfarrhäuser, schwäbische 816.
Pfeiffer, Franz 175. 607.
Pfinzing, Melchior 175. Bildnis 177.
Pfizer, Gust. 617 f.
Phädon 397.
Phädra (v. Schiller) 504.
Philander v. Sittenwald 291.
Philipp von Schwaben 158.
Philotas 392.
Physiognomische Fragmente 342.
— Kupfer aus 425. 445.
Pichler, Karoline 813.
— Adolf 783.
Pilatus 38.
Pilgerin, Bischof 75. 88.
Piper, Paul 23.
Pipin 50.
Pistorius 837.
Platen, Graf 558 ff. 642. Bildnis 559.
Plönnies, Luise v. 824.
Politische Wochenstube, die 669.
Postel, Karl 785.
Predigt, deutsche 32. 233.
Preisausschreiben für Dramen 740 f.
Preller, Friedrich 524.
Prevorst, Seherin v. Bildnis 611.
Priameln 190.
Problematische Naturen 793.
Prusias 774.
Prutz, Robert 668 ff. 681.
Pfalter von 1457. Probe zw. 202 u. 203.
Pückler-Muskau 660 f. 665.
Puschmann, Adam 227.
Püterich v. Reicherzhausen 172.
Putlitz, Gustav zu 741. 749.
Pyrker, Ladislaw 636.

R.

Raabe, Wilhelm 804 f.
Rabbi von Bacharach 641.
Rabener 311 ff. — Bildnis 312.
— Vignette aus d. Satiren 313.
Rabenschlacht 92 f.
Ragnarökr 100.
Rachel, Joachim 266 f.
Rahel 638. 640. 812.
Raimund 749.
Raimund von Toulouse 57.
Ramler 328 f.
Rank, Jos. 779.
Ranke, Leopold v. 194. 755.
Räthselgedichte 190.
Räuber, die 465 ff.
— Titelblatt zur 1. Ausl. 464.
— Titel u. Vorr. z. 11. Ausl. 466 f.
Raumer, Friedrich v. 755.
Raupach 715. 719. 725.
Ravenna, Fechter v. 722 f.
Redwitz, Oskar v. 741. 820 f. 840.
Reformationszeitalter 202 ff.
Reim(-Dichtung) 22.
Reimarus 387.
Reinele 32.
— Fuchs 54. 461. — Vos 54.
Reinhart 53 f.
Reinick, Robert 829.
Reinmar v. Hagenau 155. 156. 163 f.
Reinmar v. Zweter 155.
Reinwald, Bibliothekar 463. 470.
Reisebilder (v. Heine) 642.
— (v. Pückler-Muskau) 660.
Rellstab 755.
Renner, der 146.
Repgauische Chronik 171.
Reuß, Fürstin 829.
Reuter, Fritz 805 ff. 839.
— Bildnis 806. — Handschrift 807.
Revolutionäre Poesie 665 ff.
Rheinlied, erste Niederschrift 835.
Richter (Jean Paul Friedr.) 415 ff.
— Bildnis 418.
— Chr. Fr. 281.
— Ludwig 622. 784.
Rickele (Körners) 610 ff.
Riehl, W. H. (mit Bildnis) 776 ff.
Ringwaldt Barthol. 217. 223.
Rinkart, Martin 271.
Rist, Johann 250. 271.
Ritter, der letzte 635 f.
Ritter- u. Räuber-Romane 469. 752.
Ritter vom Geist 656. 786 ff.
Rittershaus, Emil 690. 830.
Rivalin in Liebesbanden. Miniat. aus d. Münchener Handschr. d. Tristan 125.
Robert, Ludwig 638.
Robertin, Robert 267.
Robespierre 733.
Robinsonaden 293.
Robinson Crusoe 293.
Rodenberg, Julius 710.
Rodigast, Samuel 274.
Roland 45. 48. 49 ff.
Rolandslied, Nachbildg. v. Darstellgn. dazu a. d. Heidelb. Handschr. 47 f.
Rolandslied (Inhalt) 46 ff.
Rolandssage 45. 681.
Rollenhagen, G. 216.
Rollett, H. 832.
Rollwagenbüchlein 241.
— (Nachb. d. Tit.) zw. 244 u. 245.
Rom, ein Kampf um 771 f.
Roman 234 ff. 286 ff. — d. historische 756 ff. — der moderne 751 ff.
Romane, christliche 814 ff.
— ethnographische (See-) 785.
Romantische Schule 525 ff. 640.
Romanzero 646.
Römische Elegien 459. 460. 482.
Roen, Kaspar v. d. 12. 174.
Roquette, Otto 283. 801. 820.
Rose, die bezauberte 515.
Rosegger 783. 832.
Rosenblut, Hans 189. 200.
Rosengarten zu Worms 94.
Roswit 30. (Mit Illustrationen aus ihren Werken 31.) 747.
Rother, König 49 f. 59.
Rousseau, J. J. 402. 404. 645. 722.
Rückert, Fr. 12. 137. 544. 594 f. 827.
— Bildnis 597. 601. — Handschrift 600.
Rüdiger von Bechlaren 58. 71 f. 78. 85 f. 88. 93. 731.
Rudolf v. Ems 136. 147.
Rudolf v. Habsburg 172.
Runge, Arnold 645. 663.
Runen 3. 4. 5.
Runenhorn (Abb.) 4.
Runenkalender 5.
Runenschmuckstück (Abb.) 5.
Runge, Christoph 271.
Ruodlieb 28. 30.
Rustem 12. 599.

S.

Sachs, Hans 182. 227 ff. — Bildnis 227.
— Wittenberg. Nachtigal (Titelbl.) 229.
— Nachb. e. fliegd. Blattes zw. 230 u. 231.
Sachsenchronik 171.
Sachsenspiegel 171.
Sagenkreise 58 f.
Saint-Simonisten 647.
Salas y Gomez 572.
Salis (=Seewis) 347.
Salomon u. Morolf (Markolf) 143 f. 238.
— Nachb. d. Titels 239.
Salzmann, Aktuarius 429.
Sand, George 401. 617. 695.
Sandrub, Lorenz 245.
Sängerstreit a. d. Wartb. 111. 161. 196.
— Abbildung 162.
San Marte (Schulz) 109. 121.
Sappho (v. Grillparzer) 624.
Sara Sampson, Miß. 383. 391 f.
Satori, Johanna 813.
Savonarola 633.
Schack, Fr. v. 1. 12. 707. 820.
Schachzabelbuch 174.
Schafer an der Pegnitz 250.
Schahnahme 1.
Schaufert 749.
Schaumberger 783.
Schauspiel, modernes 741 f.
— bürgerliches 745.
Schauspiele der Kirche 196.
Scheele, Marie 815.
Scheffer, L. 827.
Scheffel, Viktor 28. 149. 622. 692. 756. 759 ff. — Bildnis 761. Handschr. 762.
Scheffler, Johannes 275 f.
Schelling 526 f. 546. 662.
Schenk, Ed. v. 715.
Schenk v. Limburg (Faksim. e. Lied.) zw. 166 u. 167.
Schenkendorf, Max v. 583 ff. 699.
Scherenberg 822. 839.
Scherr, Joh. 682.
Scheufelin, Hans 192.
Scheurlin 830.
Schickfalstragödien 499. 555 ff. 714.
Schiller 154. 456. 458. 463. 486.
— Charlotte (mit Bildnis) 479 f.
— Bildnis (1785) 473 (1787) 505.
— in Karlsbad (Bildnis) 481.
Schillers Brief an Körner (10. Dez. 1791). Nachb. d. Orig. zw. 480 u. 481.
— Wappen u. Siegel 501.
— Jägerlied (Autogr.) zw. 502 u. 503.
— Jugendleben 463 ff.
— II. Dichterperiode 474—482 ff.
— u. Goethes Zusammenwirken 482 ff.
Schillerpreis 740 ff.
Schiltbürger 240.
Schilter 46.
Schimpf und Ernst 244.
Schirmer, Michael 273.
Schlaraffenland 190.
Schlegel, Adolf 308. 310. 534.
— Joh. Elias 310.
— Frdr. 46. 525. 535. 575. 583.
— A. W. 525. 534 f. 542. 551. 583 640.
— Bildnis 535. — im Tode 536.
Schleiermacher 536. 649.
Schlemihl, Peter 568 f.
Schmeller 22.
Schmid, Hermann v. 783.
— Ludwig 127 f.
Schmidt von Lübeck 580.
— von Werneuchen 363. 186.
Schmolk, Benj. 282.
Schnabel, Ludwig 294.
Schneckenburger 697. 836. Autogr. 836.
Schneider, Louis 711. 751.
Schnorr von Carolsfeld 90.
Schönaich, Freiherr v. 305.
Schönbartlarven (Abb.) 200.
Schönbarttänzer (Abb.) 199.
Schönkopf, Käthchen (m. Bildnis) 127.
Schönemann, Elisabeth s. Lili.
Schopenhauer, Johanna 808.
Schoppe, Amalie 724. 814.
Schröder 281.
Schröter, Corona 453.
Schubart, Chr. Dan. Friedr. 344. 465.
Schücking, Lev. 680. 791 f. 824 f. 827. 838.
Schuld, die 556. 558.
Schule, romantische 525 ff.
— schlesische, I. 260 ff. II. 276 ff.
Schulze, Ernst (mit Bildnis) 515.
Schupp, Joh. Balth. 294. 296.
Schutt (v. Grün) 635.
Schütz 281.
Schwab. G. 236. 603. 615 f. 617. 621. 720.
Schwabe, Joachim 305. 308.
Schwabe v. d. Heyde 255.
Schwabenspiegel 171.
Schwäbischer Dichterkreis 602 ff.
Schwan, Buchhändler 469.
— Margarete 472. 474 f.
Schwanenorden 250.
Schwarz Rot Gold 686.
Schwarzwälder Dorfgeschichten 780.
Schweitzer 749.
Schwertleite 41.
Schwestern, die (von Ebers) 769.
Schwind, Moritz v. 161.
Scott, Walter 753.
Scalsfield 785.
Seeromane 785.
Seherin v. Prevorst 611.
Seidl, Joh. Gabr. 636.
Selnecker 223.
Sepp, Professor 16.
Seraphine (v. Gutzkow) 653 f.
Serapionsbrüder 565 f. — neue 788.
Sessenheim, Pfarrhaus von 430.
— Holunderbusch in 430.
Seume 580 f. 797. Bildnis 581.
Shakespeare 403. 404. 409. 430. 432 f. 484. 495 f. 530. 533. 535. 668.
Siebenkäs 418.
Sigirid 58. 61 f. 64 ff. 94 ff.
— vom hürnin 61 f.
Sigurd 58. 59. — d. Schlangentöter 62.
Sigwart, Roman 359 f.
Silberstein, August 783.
Simplicissimus 289 ff.
— Titel u. Titelkupfer gegenüb. 289.
Simrock 11. 21. 28. 30. 64 ff. 90 97. 101. 109. 123 f. 127. 132. 137. 147. 163. 165. 192. 275. 680. 818. 830. 838.
Singschulen, Satzungen der 179. 181.
— Leistungen der 184.
Smidt, Heinrich 786.
Soll und Haben 747. 790.
Sonnette, geharnischte 597.
— für Schleswig-Holstein 704. 710.
Sophiens Reise 398.
Spangenberg 221.
Spaziergänge e. Wiener Poeten 635.
Spätherbstblätter (von Geibel) 710.
Spee, Friedrich v 274 f.
Spener, Phil Jak. 281.
Spenerscher Kreis 281 f.
Speratus, Paul 223.
Spervogel 151.
Spiegel deutscher Leute 171.
Spiele 196 f. 231.
— v. d. 10 Jungfrauen 198 f.
— v. Frau Jutten 199.
— v. Kaiser und Abt 201.
Spielhagen (mit Bildnis) 792 ff.
Spielleute 49. 56.
Spielmannspoesie 49.
Spieß 469.
Spindler, Karl 755.
Spinoza 645. 779 f.
Spitta, Philipp 642. 828.
Spörlin, Margarete 816.
Sprachgesellschaften 247 ff.
Sprichwörter 244.
Spruchsprecherstab (XVI. Jahrh.) 186.
Squentz, Herr Peter 264 ff.
Stabreim 17. 20 f. 23.
Stadion, Graf 372.
Staël, Frau v. 501. 534.
Stahr, Adolf 812.
Steffens 526. 582.
Stegmann, Josua 271.
Stein, Charlotte v 449. 452. 461. 478. 516. — Bildnis 450.
— Fritz v. 454.
— Frh. vom 366. 582. 589. 637.
Steinbach, Erwin v. 432.
Steinmar 168.
Stemh usen 774.
Stella 444 f. 452.
Sternbald, Franz (v. Tieck) 533.
Sterne 413.
St. Emmeraa 30.
St. Gallen (Kloster) 28. 32. 89. 173.
Stieglitz, Charlotte 650. 827.
— Heinrich 650. 827.
Stieler, K. 831.
Stifter, Adalbert 802.
Stimmen der Völker 405 f.
Stöber, Adolf 836 f.
— August 836 f.
— Karl 779.
Stock, Dora 474.
— Minna 474.
Stolberg, Gräfin Auguste 442 f.
— Christian 350. 364 ff. Bildnis 365.
— Frdr. 350. 364 ff. 477. 711. Bildn. 366.
Stollen 150 f.
Stolterfoth, Adelheid v. 824.
Stolz, Alban 785.
Storm, Theodor 803. 833. Bildnis 804.
Strachwitz, Graf 703. 711 ff.
Straß, H. 710.
Strauß, David 611. 650. 713 f. 779 f.
— Viktor v. 109. 800. 828.
Stricker, der 49. 142 f.
Stromtid, ut mine 808.
Strophe 24. 25.
Sturm, Julius 712. 828. 838.
Sturm und Drang (v. Klinger) 411 f.
Sturm- und Drang-Periode 402 ff.
Sturmflut 794 f.
Süßmeister (v. Wolff) 775.
Süßkind von Trimberg 152.
Suleika 513.
Suso (Seuse) 195.
Sveinsson 5.
Sylvester, der heilige 140.

T.

Tabulatur 181.
Tacitus 2.
Tafelrunde 112 ff. 120. 128.
Taglieder 150. 165.
Tannhauser, der 169.
Tannengesellschaft, aufrichtige 249.
Tanner, K. R. 623.
Tanzlieder (Leiche) 151. 189.
Tasso, Torquato 459 f.
Taufgelöbnis, fränkisches (Abb.) 14 f.
Taugenichts, Aus d. Leben e. 578 f.
Tauler, Johannes 189. 195.
Taylor, Bayard 839.
Taylor, George s. Hausrath.
Tegernsee (Kloster) 30. 37.
Teilung der Sprachen 19.
Tell, Walter, Jägerliedchen für: Schillers Autograph 500.
Tell, Wilhelm 502 ff.
Tempelorden 114.
Tersteegen, Gerhard 274.
Teuerdank 175.
— Nachbild. eines Holzschn. a. d. 176.

Teutleben, Kaspar v. 247.
Teutonen 1. 2.
Teutsagesinnte Genossenschaft 219.
Thalia, Rheinische 468. 473.
Theodorich der Große 58. 92.
Theologia, deutsch 195.
Thiersch, Heinrich 814.
Thietmar von Merseburg 27.
Thiodolfs Fahrten 544.
Thomasin von Zirclare 145.
Thomasius, Chr. 296.
Thor (Donar) 7. 90.
Thümmel 379. 413.
— Titelvignette zu Ths. Reisen 379.
Thurmair, Joh. 234.
Tieck 62. 166. 294. 529 ff. 714. 717. 725.
— Autograph von 532. Bildnis 530.
— Dorothea 533.
Tiedge 317.
Tierepos 52. Tiersage 32. 52.
Till Eulenspiegel 239 f. Bild 238.
Tischbein 455. 459.
Titan 419 f.
Titurel 112 ff. 123. 133.
Tochter, die natürliche 199 f.
Totenkränze 630.
Trangemundslied 190.
Treitschke, Heinr. v. 526. 756. 838.
Trimberg, Hugo v. 116.
Trinklieder 189.
Tristan und Isolde 124 ff.
Triumph der Empfindsamkeit 452.
Trojanischer Krieg 140.
Tromlitz 755.
Trompeter von Säckingen 760 f.
Troubadours 118.
Trutz-Nachtigal 274 f.
Tschudi, Agidius 89. 234.
Tugendbund 582.
Turandot 497.
Türckheim, Frh. v. 447.
Türkenschreck 226.
Turken Nastnachtspiel 200 f.
Turpin 46.
Twinger von Königshofen 195.
Twinghherrnstreit 195.

U.

Uarda (v. Ebers) 769.
Uaolino 313. 465.
Uhland 41. 43. 15. 62. 88. 133. 148. 158. 165. 184. 186. 539. 602 ff. 617. 640. 690. 729.
Uhlands Bildnis 1832, 603. 1848, 606.
— Altersbildnis 607.
— Niederschrift v. „Schäfers Sonntagslied" und „Kapelle" ggü. 608.
Uhlenhaus 795.
Ulfilas 7 f.
Ulrich von Lichtenstein 166.
Ulrich von Zazichoven 135.
Undine 544.
Unpolitische Lieder 670. 672.
Urania 317.
Urbild des Tartüffe 735.
Uriel Acosta 656. 735.
Uriteri 364. 623.
Ut mine Stromtid 808 f.
Ute 58. 64. 76. 88.
Uz, Johann Peter 322.

V.

Vandalen 10.
Varnhagen von Ense 567. 611. 638.
Velde, van der 755.
Veldeke, Heinrich v. 35. 40 ff. 57. 110. 124. 151.
Veldeke, Heinrich v., Bildnis 42.
Venetianische Epigramme 461.
Verdun, Vergleich zu 19.
Vierordt, H. 832.
Viltinasage 12.
Vließ, d. goldene 625 f.
Vogel, Henriette 550.
Vogelweide, s. Walther.
Vogelweidhof bei Bozen (Abb.) 157.
Vogl, Johann Nepomuk 637.
Volker (Spielmann) 58. 64 ff. 76. 78 ff. 95.
Völkerwanderung 10. 820.
Volksbücher 195. 236 ff. 539. 720.
Volksgesang 56. 58 ff.
Volkslied 32. 173. 186 ff. 221 ff. 539. 605. 674.
Volkslieder, historische der Befreiungskriege 582 f.
Volkslitteratur 784 f.
Volksmärchen 32. 415. 527.
Volmar, Agnes 815.
Vondel, Just. van 264.
Vor-Opitzianer 251 ff.
Vor dem Sturme (von Fontane) 766 f.
Voß, J. H. 90. 348 f. 361 ff.
— Bildnis 361. — Kupfer z. Luise 363.
— Niederschrift der „Luise" ggü. 362.
— Musenalmanach 352.
Vulpius, Christiane 460. 507 f. 514.
— Bildnis 508.
— (Rinaldo Rinaldini) 460. 469.

W.

Wacht am Rhein, erste Niederschrift 835.
Wackenroder, Wilhelm Heinr. 534.
Wackernagel, Wilh. 16. 51. 222. 227. 607. 829.
Wagner, Leopold 412.
— Richard 90. 123. 124. 169.
Wahlverwandtschaften 510 ff.
Wahrheit und Dichtung 512.
Waiblinger 617.
Waldfräulein 631.
Waldfried 780.
Waldis, Burkhard 216. 223.
Waldmeisters Brautfahrt 820.
Walladmor 754.
Wallenstein 481. 488. 492 ff.
Wally (v. Gutzkow) 650 ff.
Wälsche Gast, der 145 f.
Waltharius 28.
Waltarilied 28 f. 761.
Walther v. Limburg 166.
Walther v. d. Vogelweide 110. 124. 146. 148. 150. 156 ff. 170. 604.
— Bildn. 160. 162. Heimstätte (Abb.) 157.
— Drei Lieder (Faksimile der Heidelb. Hdschr.) zw. 160 u. 161.
Wandsbecker Bote 368 f. Kupf. a. d. 369.
Warnecke (Wernicke) 283.
Wasserdichter 284.
Weber, Georg 696.
— K. M. v. 526.
— F. W. (mit Bildnis) 821 f.
Weckherlin, G. R. 254 f.
Wenden Papiermühle (Hainbund) Abb. 348.
Weihe der Kraft 554 f.
Weilen, Jos. 629. 724.
Weingartner Liederhandschr. 153. 165.
— Probe aus zw. 164 u. 165.
Weingrüße 189.
Weise, Christian 280 f. 288.
Weiße, Chr. F. 399.
Weisheit des Brahmanen 599.
Weißkunig 195.
Welt Lohn, der 135.
Weltchronik, die 136.
Werner, Zacharias 548. 553 ff. 563.
— Bildnis 553.
Wernher d. Gartenäre 144.
— der Pfaffe (von Tegernsee) 36 f. 197.
— Anfangsbuchstabe aus 36.
— Faksimile e. Bl. a. d. „Leben der Jungfr. Maria." Gegenüb. d. Titel.
Wernicke, Chr. 283.
Werther, Leiden des jungen 434 ff.
— Erster Druck 436.
— Freuden des jungen 439.
Werther und Lotte, Kupfer zu 437.
Werthers Lotte, Bildnis 435.
Wertherfieber 439.
Wessobrunner Gebet 16. Nachbildung zw. 16 u. 17.
Weyermüller, Friedrich) 828.
Wichert, Ernst 718. 801.
Wickram, Jörg 242 ff. 623.
Widukind 19.
Wieland 350 f. 370 ff. 463.
— Bildnis 374. — Schule 378.
— Götter, Helden und 375. — Erster Druck. Abb. 440.
Wienbarg 648 f.
Wiener Burg- und Stadttheater 737
Wigalois 109. 134.
Wilbrandt, Adolf 743 f. 749. 804.
Wildenbruch, E. v. 744.
Wildenhahn 784.
Wildermuth, Ottilie 815 f.
Wildnis, Sohn der 721.
Wilhelm, Kaiser 668. 673. 708 f.
— II. Herzog zu S.-Weimar 271.
— Karl 835.
Willehalm 111. 123.
Willemer, Marianne v. (M. Bildn.) 513.
Williram 32.
Winckelmann 388 f.
Winsbecke und Winsbeckin 145.
Wintermärchen 645.
Wirnt von Gravenberg 109. 134 f.
Wittenbergisch Nachtigall 229.
— (Titelbl. u. Seite) zw. 228 u. 229.
Wihleben, K. A. v. 755.
Wodan 7.
Wolf, Jak. Gabr. 281.
Wolfdietrich 59. 98. 99.
Wolfenbüttelschen Ungenannten, Fragmente des 387. 650.
Wolff, Julius 240. 775. 823. 839.
Wolfram v. Eschenbach 110 ff. 133. 163 f. 165. Bildnis ggü. 110.
Wolzogen, Frau von 469. 477. 490.
Wort, ein (von Ebers) 770.
Wülpensand 101.
Wulfila 7 f.
Wunderhorn, d. Knaben 539. 574. 615.
Wuz, Maria 416. 421.

X.

Xenien 486 ff.
Xenienalmanach 487.
Xenienstreit 487 f. — a. d. (Kupfer) 488.

Z.

Zacharia 310.
Zarncke 88 f.
Zauberer, der von Rom 656. 788.
Zauberring (Fouqué) 92. 544.
Zauberspruche, Merseburger (Abb.) 6.
Zämemannin 305.
Zazichoven, Ulrich v. 135.
Zedlitz 630. Bildnis 630.
Zeitroman 789 ff.
Zeitstimmen (v. Geibel) 700.
Zell, Katharine 221.
Zeller, Cäcilie 828.
Zerclare, Thomasin v. 145.
Zesen, Philipp v. 249 f. 286.
Zezschwitz 197.
Ziegler, H. A. v. 287 f.
— Marianne v. 305.
Zinkgref 224. 255.
Zingerle 156.
Zinzendorf, Graf 305. 318.
— Erdmuthe Dorothee v. 305.
Zizka 695 f.
Zopf und Schwert 736.
Zrinyi 585
Zschokke 548. 777.
Zwischen den Garben 681. 688.
Zwischen Himmel und Erde 802 f.